





the library

Garrett  
theological  
seminary

WITHDRAWN

evanston, illinois

LIBRARY, USE ONLY



Garrett Biblical Institute  
Evanston, Illinois







Das

# Evangelische Magazin

für die

Sonntagschule und den Familienkreis.

Band XIV.—1882.

Religion—Sittlichkeit—Bildung.

Redigirt von C. A. Thomas.

---

Cleveland, Ohio.

Verlegt von Lauer und Gost,

214—220 Woodland Avenue.





Garrett Biblical Institute

Evanston, Illinois



# Inhaltsverzeichnis.

Die mit einem \* bezeichneten Artikel sind illustriert.

## I. Gedichte.

	Seite.
Wittwen Sorgen—Wittwen Trost*	1
Wenn die Weihnachtsglocken klingen	17
Des kleinen Mädchens Kissen	19
Weihnachtsklänge*	30
Tristan und Isolant	33, 58
Frage	104
Von rechtswegen	116
Frühlingsgedanken	124
Am Ostermorgen*	129
Frühling	141
Fester Muth	147
Nachtgesang	187
Maidied	193
Ein Duell vom Paradiese*	194
Bitte*	209
Sonniger Tag	212
Kinder*	224
Sommernacht*	249
Am Sommerabend	274
Hochsommer*	289
Der Weiber	308
Regenbild*	329
Der Friedhof*	344
Kreislauf des Lebens*	352
Abendlich stille	384
Herbstgefühl*	409
Im Herbst	432
Zum Winter	449
Das Wort ward Fleisch	459
Böglein's Mahnung*	474

## II. Erzählungen.

Das goldene Kreuz	1, 63
Die Amatigeige	9
Ein Christgeschenk	14
Unter den Verwahrlosten	18
Ein glückseliges neues Jahr	22
Ein Licht in dunkler Gasse	27
Das große Seelenamt wider Willen	31
Ein unerwarteter Freund	52
Rettung durch Rettung	53
Eine Heldenthat Washington's*	61
Wie mir zu dreien Malen in der höchsten Noth die Hilfe kam	93
Ehre Vater und Mutter	104
Die Waldkreuzung	108, 129, 184, 225, 249, 306, 345, 378, 416, 470
Der Sohn eines Königs	112
Das Lied in der Nacht	136
Ein Stück Alterthum	150, 174, 216
Auch ein Weg zur Erkenntniß	154
Wie Zwei in einer Nacht kurtzt wurden	191, 210
Die fünfzig Dollar-Note	218
Eine rabiate Kur	230
Das goldene Klingelein	255, 274
Von Gott verlassen	266
Eine Harzgeschichte vor tausend Jahren*	299
Unbewußt ein Held	299
Schicksale zweier Brüder	309
Selbenmuth eines Pfarrers	334
„Junge, wo hast du den Muth her?“	353
Das Tagelöhnerweib	372
Das schwarze Kästchen	382
Liebe erzeugt Gegenliebe	391
Ein gefährvoller Besuch	409
„Die Liebe Christi bringet uns also“*	426
Der Nachtwächter von Hollenbach	465

## III. Biographisches.

	Seite.
Selbinnen aus der Missionsgeschichte*	15, 96, 259, 463
Die sieben Weisen	195
Henry Wadsworth Longfellow*	227
Die alten Klassiker	335, 388, 431, 458

## IV. Naturgeschichtliches.

Indischer Opiumbaum*	99
Heilige Bäume*	132
Aus der Vogelwelt*	188, 213
Nutz- und Nährbäume*	251
Wer waren die ersten Baumeister?*	370

## V. Länder- und Völkerkunde.

In den weißen Bergen*	11, 55
Aus Texas*	68, 273
Ball-Erbauer (Mound Builders)	71
Die christliche Mission in Japan	73, 146, 233, 272, 355, 436
Nordpolfahrten*	105, 147
Die Westminster Abtei zu London*	110
Talitha kumi*	176
Das Mormonenthum*	180, 219
Aus der deutschen Reichshauptstadt*	222, 269, 292, 331
Aus der Heimath des Magazins*	262, 302, 336
Die Märtyrer von Gnadenhütten*	310
Alexandrien*	384
Wo stammen die Egypter her?*	390
Die Götterlehre der alten Deutschen*	421, 453
Aus Straßburg	437
Amerita's Ureinwohner*	459
Ein Spaziergang durch Kairo*	467

## VI. Verschiedenes.

Die Entstehung des Weihnachtsbaumes*	5
Der schwarze Punkt	8
Neujahrswünsche*	19
Das Rettungswesen zur See*	24, 49
Gemommen	32
Praktische Winke für die Jugend	32, 67, 115, 138, 187
Weihnacht in Neapel	36
Eine edle Mutter	60
Ein merkwürdiger Put	61
Erfüllung einer merkwürdigen Weissagung	70
Zwei Helden	72
Ein Urtheil über Amerika aus dem Jahre 1526	75
Unsere Schreibmaterialien.*	89
Wörter und Namen	95
Treu	98
Des Arbeiters Ruhm	102
Erwicht	103
Ich oder Er!	114
Ein herzlicher Vetter	116
Ostererinnerungen eines alten Knaben*	139
Durch Nacht zum Licht*	141
Ein ehrliches Handwerk	144
Eine Predigt auf dem Gartenfirchhofe in Hannover*	152
Das Wort vom Kreuz unser Fels	153
Wanderungen durch eine Wunderwelt*	169
Groß im Zechen, groß im Sprechen	178
Der Pelzhändler und der Prediger	180
Der Auswanderer	190
Eine merkwürdige Correspondenz aus anno 70	196
Kunst und Künstler	223
Ein sonderbares Pfarroriginal	232
Eine Vision Karl's XI. von Schweden	234
Salomo's Thron	236



	Seite.
Nachtgedanken .....	260
Noch einmal der alte Sachmann .....	261
„Groß ist dein Gott, der solche Wunder thut!“ .....	267
Lasset uns Gutes thun an Jedermann .....	268
Den Kürzesten gezogen .....	269
Das Leben in Palästina .....	274
Heiligschriftungen auf der Reise .....	289, 329, 374, 424
Das Gewitter .....	291
Menschenstudien .....	313
Hand und Auge .....	315
Eine unnüßige Mäßigkeitsepfel .....	316
Vom Mispelsbaum und was dran hing .....	330
Erinnerungen aus meinen Kindes- und Jugendjahren .....	340, 373, 411, 456
Die Scheintobte .....	343
Die Nachbarn .....	347
Zur Geschichte des Gelbes .....	348, 413
Eine Liebe eigener Art .....	350
Ein erfolgreicher Protest .....	351
Berufswahl .....	354, 389
Der Prediger und der Räuber .....	360
Leuchtbaken .....	381
Kaiser Wilhelm und seine Mutter .....	393
Freundschaft .....	394
Eine alte Tradition .....	395
Ein theurer Braten .....	412
Der Vergiftung von Elm, Schweiz .....	418, 449
Warum das Haus nicht gestaft wurde .....	430
Untergang der „Mosel“ .....	432
Wie Gott die Herzen lenkt .....	434
Aus der Kinderstube .....	452
Heute noch ! .....	462
Ein unwiederrücklicher Fehler .....	462
Der Vater verbietet's, die Mutter erlaubt's .....	473

### VII. Sonntagschul-Artikel.

Für Normalklassen .....	37, 76, 117, 156, 197, 237, 275, 317, 357, 396, 438, 479
Was kann gethan werden, um der seelenverderbenden Literatur unserer Zeit entgegen zu wirken ? .....	38, 77
Des Sonntagschul-Lehrers Pflichten außerhalb der Sonntagschule .....	39, 78
Die Stellung des Superintendenten dem Prediger, der Schule und den übrigen Beamten gegenüber .....	78, 117
Des Sonntagschul-Lehrers Einfluß .....	79
Privatarbeit eines Sonntagschul-Lehrers .....	118
Wie man die Lektion lehrt .....	118
Das rechte Leben einer Sonntagschule .....	119, 157
Winks über Fragestellen .....	158
Wie können auch Solche, die selbst keine Beamten und Lehrer sind, sich in der Sonntagschule nützlich machen ? .....	159
„Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre“ .....	197, 238
Zwei Extreme .....	198
Der Superintendent .....	199
Gründe für die Befehrung der Jugend .....	199, 239
Wie können die erwachsenen Schüler für die Sonntagschule erhalten werden ? .....	239
Wie kann ein Prediger seinen Sonntagschul-Lehrern behilflich sein ? .....	276
Die Bibliothek in der Sonntagschule .....	276
Die Pflichten der Familie gegenüber der Sonntagschule .....	277
Illustration des Spruches Matth. 5, 8 .....	277
Ist die Sonntagschule von Gott oder von Menschen ? .....	318
Das Bedürfnis der Jugendbildung, und wer soll sich daran betheiligen ? .....	318, 357
Die beste Weise, die erforderlichen Mittel zur Betreibung der Sonntagschulsache zu sichern .....	319
Der Sonntagschul-Lehrer hat Vorbereitung nöthig .....	358, 396
Gründe für Normalklassen .....	359, 397
Die Zeit ist kurz .....	397
Sonntagschul-Lehrer, arbeite ! .....	397
Was kann gethan werden, um der seelenverderbenden Literatur entgegen zu wirken ? .....	398, 439
Hilfsmittel und Hilfswissenschaften zur Bibelauslegung .....	399
Zehn Regeln für die Lehrer der Kleinkinderklasse .....	399

Hauptschwierigkeiten in der Bibelauslegung .....	399
„Weide meine Lämmer“ .....	439
Pflichten der Eltern der Sonntagschule gegenüber .....	477
Wie können Sonntagschul-Lehrer in der Tüchtigkeit zu ihrer Amtsverwaltung am besten befördert werden ? .....	478
Erfolgreiche Leitung einer Sonntagschule .....	478
Richtiger Gebrauch und etwaiger Mißbrauch der Hilfsmittel in der Sonntagschule .....	479

### VIII. Sonntagschul-Lektionen.

1. Der Anfang des Evangeliums .....	40
2. Jesus in Galiläa .....	41
3. Die Nacht zu heilen .....	43
4. Die Nacht zu vergehen .....	44
5. Den Pharisäern geantwortet .....	45
6. Christus und seine Jünger .....	80
7. Die Feinde und Freunde Christi .....	81
8. Das Gleichniß vom Säemann .....	83
9. Vom Wachstum des Reiches Gottes .....	84
10. Christus füllt den Sturm .....	120
11. Macht über böse Geister .....	121
12. Macht über Krankheit und Tod .....	123
13. Uebersichtstabelle.—Erstes Viertel .....	125
14. Die Ausendung der Zwölfe .....	160
15. Tod Johannis des Täufer .....	161
16. Osterlection .....	163
17. Speisung der Fünftausend .....	164
18. Christus wandelt auf dem Meer .....	165
19. Aufstake der Aeltesten .....	167
20. Leidende zu Christo gebracht .....	200
21. Der Sauerkeig der Pharisäer .....	202
22. Blindheit geheilt.—Bekennniß von Christo .....	203
23. Die Nachfolge Christi .....	205
24. Die Verkürzung Christi .....	240
25. Der besessene Knabe .....	242
26. Der kindlich Gläubige .....	244
27. Uebersichtstabelle.—Zweites Viertel .....	246
28. Mäßigkeitslection .....	247
29. Das Familienleben .....	278
30. Der reiche Jüngling .....	280
31. Leiden und Dienst .....	282
32. Der blinde Bartimäus .....	283
33. Christi Einzug in Jerusalem .....	284
34. Der unfruchtbare Feigenbaum .....	320
35. Gebet und Vergebung .....	321
36. Die gottlosen Weingärtner .....	323
37. Die Pharisäer und Sadducäer zum Schweigen gebracht .....	324
38. Liebe zu Gott und dem Nächsten .....	360
39. Weissagung von der Zerstörung Jerusalem's .....	361
40. Ermahnung zur Wachsamkeit .....	363
41. Uebersichtstabelle.—Drittes Viertel .....	365
42. Mäßigkeitslection .....	365
43. Die Salbung in Bethanien .....	399
44. Das Osterlamm .....	401
45. Das heilige Abendmahl .....	402
46. Christi Leiden in Gethsemane .....	404
47. Christus verathen und gefangen .....	405
48. Christus vor dem hohen Rath .....	440
49. Christus vor Pilatus .....	442
50. Christus verpöthet und gekreuzigt .....	443
51. Christi Tod am Kreuz .....	445
Sonntagschul-Lektionen für 1883 .....	446
52. Christi Begräbniß .....	480
53. Christi Auferstehung .....	481
54. Christus nach seiner Auferstehung .....	483
55. Christtagslection .....	484
56. Uebersichtstabelle.—Viertes Viertel .....	486

### IX. Musik.

O Mutterlieb ! .....	88
Wachet dem Herrn .....	288
Nachfolge Christi .....	328
Ein reines Herz .....	368

### X. Hinterstübchen.

Seite .....	47, 85, 126, 207, 247, 286, 326, 366, 407, 447, 487
-------------	---









Auf dem Weihnachtsmarkt.



## Wittwen Sorgen--Wittwen Trost.

Eine Weihnachtsode.

Von C. G. Koch.



Wer kennt das Kräutlein—Wittwensorgen,  
Ein bitt'res Kräutlein ist's fürwahr.  
Die's kennen, seh'n manch trüben Morgen,  
Manch trüben Tag durch's liebe Jahr.  
Wie ist der Kummer oft so groß!  
Ein schweres Loos—das Wittwenloos.

Wenn Armuth sich damit verbindet,  
Ist doppelt schwer der Wittwenstand.  
Nur Gott weiß, was ein Herz empfindet:  
Da mit der schwachen Frauenhand  
Die Mutter wehren soll der Noth,  
Die Mutter sorgen soll für Brod.

Wenn dann bei rauhen Winterstürmen  
Die liebe Noth durch's Fenster blickt;  
Wenn, ihre Lieben zu beschirmen,  
Sie zärtlich sich hernieder bückt,  
Und dann mit süßem Muttersehmerz  
Sie drückt ans zarte Mutterherz.

Dann rinnen sie, die Wittwen Thränen,  
Doch Einer kennt und zählt sie.  
Er kennt das wehevolle Stöhnen,  
Kennt alle ihre Last und Müh',  
Der heute noch so tröstend spricht,  
Wie dort zur Wittwe: „Weine nicht!“

Sie blickt nun hoffnungsvoll nach Oben,  
Ist nicht mehr ganz so freudenleer;  
Und trotz der Winterstürme Toben,  
Wird's leicht ums Herz, das erst so schwer.  
Ich thöricht Kind, was zage ich!  
Spricht sie—Gott lebt und sorgt für mich.

Drauf nimmt sie ihre lieben Kleinen  
Und hüllt sie ein, so gut es geht,  
Spricht: Husch, mein Kind, du mußt nicht weinen!  
Und bald am Weihnachtsmarkt sie sieht.  
Sie achtet Frost und Kälte kaum,  
Und kauft sich einen Weihnachtsbaum.

Sie denkt zurück an schön're Tage,  
An jenen schönen Jugendtraum.  
Das waren Tage ohne Klage,  
Denkt an so manchen Weihnachtsbaum,  
Und was am elterlichen Herd  
Das liebe Christkind ihr beschert.

Sie denkt an ihre lieben Kleinen,  
Die vaterlosen Waiselein;  
Möcht' wieder Kummerthränen weinen,  
Doch faßt sie sich und hält sie ein,  
Zählt ihre Vaarschaft—ist's nicht viel,  
Und was sie sonst noch kaufen will.

Nun wird es leichter ihr von innen,  
Ein süßer Trost erfüllt das Herz.  
Statt Gram, nun Dankesthränen a;  
Vergessen ist ihr Wittwenschm  
Er, der in Bethlehem erschien,  
Der ist ihr Trost, sie glaubt an Jhn.

## Das goldene Kreuz.

(Eine Geschichte für Weihnachten von Ernst Weber.)



Auf einer Anhöhe, deren Fuß von einem Nebenflüßchen  
der Marne in Frankreich bespült wird, liegen die  
Ruinen des Schlosses Chateaublanc. Am Abhange  
des Hügel's stehen jetzt nur wenige elende Hütten. Vor etwa  
zweihundert Jahren, zu der Zeit, als Frankreich vom Könige  
Ludwig XIV. beherrscht wurde, zog sich bis ans Wasser herab  
zwischen grünem Nebenlaube eine Anzahl Häuser, deren zierli-

che Sauberkeit den Wohlstand ihrer Bewohner verkündete.  
Auch das Schloß war damals zwar nicht neu, doch in gutem,  
wohnlichem Zustande. Es war nebst dem Dorfe Chateaublanc  
und dessen Fluren und Wäldungen das Eigenthum eines jun-  
gen Edelmannes, des Grafen Alphonse de Saint-Laurier.  
Alphonse gehörte nicht zu der großen Menge französischer  
Edelleute, welche in jenen Jahren am Hofe zu Versailles ihren

ruhmfüchtigen König Ludwig umschmeichelten, dabei alle Lüste der Ueppigkeit und Verschwendung erlernten und dieselben endlich gleich einem um sich fressenden Wiste mit in ihre Heimath zurüchtrugen. Alphonse fand sein Glück unter den schlichten Landleuten seiner Herrschaft, deren Wohlfinden er eifrig zu fördern suchte, und vor allem im Umgange mit seinem geliebten Weibe. Die Gräfin war ihrem Herkommen nach eine Deutsche; der Graf hatte das deutsche Edelräulein auf einer seiner Reisen kennen gelernt, und sein Vater hatte dem Bunde der jungen Herzen seinen Segen um so lieber gespendet, da das religiöse Bekenntniß beider das gleiche war; Alphonse wie Claire gehörten der reformirten Kirche an. Damit waren sie auch ihren Unterthanen durch ein Band mehr verknüpft, denn Chateaublanc bildete eine von den vielen Tausend reformirten Gemeinden, die damals durch das katholische Frankreich zerstreut lagen.

Bereits aber hatte sich über den Häuptern der französischen Reformirten, der Hugenotten, wie man sie seit einem Jahrhundert spottweise nannte, ein verheerendes Unwetter zusammengeballt. Der alternde König Ludwig hoffte in thörichtem Irrwahnne Vergebung seiner zahlreichen Sünden zu gewinnen, wenn er die Hugenotten der herrschenden Kirche wieder zuführte. So hatten es ihm sein jesuitischer Beichtvater und die Frau von Maintenon, seine Busenfreundin, eingeredet. Als bald wurden zahlreiche geistliche Missionare in alle reformirten Landstriche Frankreichs ausgesandt, und was ihrer Ueberredungskunst nicht gelingen wollte, das sollte zuletzt die rücksichtslose Gewalt roher Soldaten erzwingen. In die friedlichen Thäler, die sich nach der Marne öffneten, drangen von Zeit zu Zeit Schreckensnachrichten von unmenschlicher Verfolgung der Glaubensbrüder in den südlichen Landschaften, und die Bewohner von Chateaublanc sahen mit Bangigkeit einer ungewissen Zukunft entgegen.

Es war ein rauher Tag im Spätherbste. Die Trauben waren längst gelesen und gekeltert, die Eichenwälder in den Forsten entblätterten sich mehr und mehr; von Norden her blies ein eifriger Wind und ließ den Aufenthalt im geheizten Zimmer gar behaglich erscheinen. Der Graf Alphonse de Saint-Vaurier saß in seinem Wohngemache neben seiner Gemahlin am Kamin und sah mit stillem Wohlgefallen dem Spiele seines vierjährigen Söhnchens zu, welches sich mit einem großen, gutmüthigen Hunde zu schaffen machte. Bald ritt der Kleine auf dem Thiere, bald jagte er sich mit ihm im Zimmer umher.

„Nun ist's genug, Henri," sagte nach einer Weile die Gräfin, eine feine Gestalt, deren hellblondes Haar, das Zeichen germanischer Abstammung, sich auf ihren Sohn vererbt hatte. „Geh zu Papa und zeig' ihm, daß du auch etwas anderes gelernt hast, als mit Leon herumzutollen." Der Knabe gehorchte und eilte in die Arme seines Vaters, der ihn auf seinen Schooß zog.

„Und was hat dich die Mama gelehrt, mein kleiner Wilsfang?" fragte der Graf.

Henri faltete die Händchen, hob den glänzenden Blick empor und sprach zwar mit ungewohntem Accent, doch in verständlichem Deutsch:

„Weil einst das heil'ge Jesukind  
kam arm auf diese Erde,  
So stoße keinen Armen je  
Von deinem warmen Herde."

„Bravo!" rief der Graf gerührt und drückte seinem Söhnchen einen Kuß auf die Stirn. „Wie wird sich Großvater

freuen, wenn er zu Weihnachten kommen und ein schönes Verschen von dir hören wird!" Darauf holte er aus einem der Schränke ein goldenes Kreuz herbei, welches an einer seidenen Schnur befestigt war, und hing es Henri um den Hals. „Nimm es zum Lohne fleißigen Lernens," sprach er, und zu seiner Gemahlin gewandt, fügte er hinzu: „Dies schlichte Kreuzchen haben mein Großvater, mein Vater und ich als Kind getragen; Henri soll diesen durch das Herkommen geheiligten Gebrauch fortsetzen."

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener ein und brachte auf glänzender silberner Platte ein großgefügtes Schreiben. Der Graf faßte den Eingetretenen aufmerksam ins Auge und fragte, während er ihm den Brief abnahm: „Ich vermiße seit drei Tagen eine Tabatiere meines seligen Vaters. Weißt du, die mit den Türkisen auf dem Deckel. Ist sie dir nicht vorgekommen, Francois?"

Francois verfärbte sich ein wenig. „Ihr werdet doch nicht meinen, Herr Graf" — stotterte er.

„Thorheit! Wer zweifelt an deiner Ehrlichkeit?" erwiderte der Graf im Tone voller Ueberzeugung. „Ich hoffte nur, du würdest sie irgendwo liegen sehen haben; denn ich habe sie offenbar an einem Orte aus der Hand gelegt, der mir aus dem Gedächtniß entfallen ist."

„Ich werde sogleich suchen gehen," versetzte Francois eifrig und verließ das Zimmer hastig.

Die Gräfin sah ihm gedankenvoll nach. „Ich will Francois gern den Ruhm eines anstelligen, dienstfertigen Menschen lassen," sagte sie dann, „aber was seine Reclikeit betrifft, so halte ich ihn nicht für so standhaft, als du es zu thun scheinst, lieber Alphonse."

Ihr Gemahl lächelte kopfschüttelnd. „Dürfen wir einen Menschen für unehrlich halten, bevor wir Beweise davon haben, liebes Kind?" antwortete er. „Habe ich seinen blinden Vater nicht bis zum Tode pflegen lassen? Ist er selber nicht von Kindesbeinen an hier mit Milde und Wohlwollen behandelt worden? Womit hätte ich Untreue und Undank an ihm verdient? Du thust Francois doch wohl Unrecht."

„Gott gebe, daß du Recht hast," versetzte die Gräfin. „Was ist dir?" fuhr sie nach einigen Augenblicken betroffen fort, als sie sah, wie Alphonse, der inzwischen den Brief erbrochen hatte, sich unruhig erhob und mit hastigen Schritten im Gemache auf- und abging.

„Da lies!" rief der Graf erregt und reichte seiner Gemahlin das Schreiben. Es war ein königlicher Cabinetsbrief, der dem Besitzer der Herrschaft Chateaublanc die bevorstehende Ankunft zweier Väter von der Gesellschaft Jesu mit der Verwarnung ankündigte, der Thätigkeit derselben, welche darauf gerichtet sei, der Kirche Christi die verirren Schafe wieder zuzuführen, in keinerlei Weise hinderlich zu sein.

Die Gräfin wandte ihre Blicke in stummem Schrecken auf ihren Gemahl.

„Ich hatte immer noch gehofft," sagte dieser schmerzlich, „man werde unsere von der großen Heerstraße abgelegene Gemeine verschonen. Nun ist es mit dem Frieden unseres Ortes auf lange, vielleicht auf immervährende Zeit vorbei."

Claire nahm seinen Arm. „Muth, Muth, mein Gemahl!" rief sie. „Die Patres mögen immerhin kommen. Wir wollen treu in unserem Glauben ausharren."

„Ja, das werden wir," erwiderte Alphonse, „aber man wird zu Gewaltmitteln schreiten. Was dann?"

„Dann" — die Gräfin konnte nicht ausreden, denn die Thür ward rasch geöffnet, und der geistliche des Ortes, Vater Maus-



rice, wie ihn das ganze Dorf nannte, trat mit allen Zeichen der Bestürzung herein.

„Verzeihen Ew. gräßliche Gnaden mein hastiges Erscheinen!“ entschuldigte er sich. „Es geschehen wichtige Dinge.“

„Ich weiß,“ versetzte der Graf, auf den Brief zeigend, „wir werden von zwei jesuitischen Bekehrern heimgesucht werden.“

„Sie sind schon da, Herr Graf,“ berichtete Vater Maurice.

„Vor wenigen Minuten sind sie in der Herberge abgestiegen und umschleichen bereits die Wohnungen unserer Dörfler, wie Wölfe den Schafstall.“

„Man hat es eilig mit uns,“ sagte die Gräfin.

„Ich hoffe zu Gott,“ erwiderte der Greis, „sie sollen mir keine von den Seelen rauben, denen ich das theure Evangelium Christi gepredigt.“

Die Unterhaltung spann sich eifrig weiter. Sie wurde einmal durch Francois unterbrochen, welcher meldete, daß er die Dose trotz fleißigen Suchens nicht habe finden können. Man beachtete diese Mittheilung kaum, denn die Gedanken der Anwesenden waren auf wichtigere Dinge gerichtet. Vater Maurice schied, mit warmem Händedruck entlassen. In der That zogen die Patres, in ihren großen Schaufelhüten und dem langen schwarzen Ordenskleide von den Leuten mit Staunen betrachtet, durch das Dorf, knüpften hie und da mit Weibern und Kindern ein scheinbar harmloses Gespräch an und hatten ohne Zweifel zunächst die Absicht, sich in das Vertrauen der Dorfbewohner zu stellen. Vater Maurice aber lag in seinem Kämmerlein auf den Knien, hatte den 46. Psalm vor sich aufgeschlagen und betete: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den größten Nöthen, die uns getroffen haben!“

Die Bewohner von Chateaublanc waren über das Erscheinen der fremden Gäste in nicht geringe Aufregung gerathen. Als der Abend hereingebrochen war, lentten viele von den Hausvätern ihre Schritte nach dem weinunrankten Pfarrhause, ihren geistlichen Berather um Verhaltensmaßregeln zu bitten. Der würdige Mann wies auf die Bibel, die auf dem Tische lag. „Was über das schlichte, klare Gotteswort hinausgeht, ist Menschenfäulung,“ sagte er, „und mit solchem Joche wollen sie unsere Häufe beschweren. Wer von Euch behaupten kann, daß die, so uns Ketzer nennen, ein christlicheres Leben führen als wir, der folge ihnen nach. Wer aber ihre Lehre nicht fruchtbringender findet als die unsere, der thut klug, wenn er die Fremden, sobald er ihnen nicht ausweichen kann, anhört, ohne etwas zu erwidern, denn in den schlaun Künsten des Wortgefechtes seid Ihr ihnen gegenüber nicht bewandert genug.“

Die Folge solcher Rathschläge war, daß die Bekehrer, als sie am nächsten Tage zubringlicher wurden und in die Häuser traten, auf einen Widerstand stießen, der sich nicht in Thaten, sondern in gleichmüthigem Abweisen äußerte. Die Kinder, mit denen sie eine Unterhaltung begannen, entwichen bald; die Frauen ließen sich nicht sehen, und die Männer hörten die Drohung, daß sie ewig verdammt seien, wenn sie nicht in den Schooß der herrschenden Kirche zurückkehrten, mit lächelnder Gleichgültigkeit an und wandten sich ab.

Diese Erfahrungen reizten allgemach den Unmuth der beiden Ordensbrüder. „An diesem starrköpfigen Geschlechte scheint unsere Kunst zu Schanden zu werden,“ sprach Vater Lazarus, der sich in seiner Wohlbeleibtheit neben seinem erschrecklich hageren Confrater Jose wie ein Kürbis neben einer Meerrettigstange ausnahm, als sie sich in einiger Entfernung vom Dorfe ergingen.

Jose zertrümmerte mit seinem Fuße die Eiskruste, mit welcher der Frost ein Bächlein überzogen hatte, über das der Fußsteg führte. „Nur gemach,“ sagte er finster, „so gewiß wie dieses Eis werden wir ihren trostigen Sinn noch brechen. Vor allen Dingen müssen wir den Geistlichen und den Schloßherrn gewinnen.“

„Und wenn die Beiden ebenso harte Köpfe haben?“ warf Lazarus ein.

„Dann sollen die Dragoner des Königs sie ihnen windelweich schlagen,“ versetzte Jose und seine schwarzen Augen schossen über den mageren, bleichen Wangen drohende Blicke.

Plötzlich faßte Lazarus seinen Begleiter am Arme und hielt ihn zurück. „Schau, was war das? Schlüpfen da nicht zwei Männer vor uns in das Gehölz?“ flüsterte er.

„In der That, man hört die dürren Zweige unter ihren Füßen knaden,“ erwiderte Jose nach kurzem Laufchen. „Machen wir uns so nahe als möglich an sie. Es gilt für uns, Augen und Ohren offen zu halten.“

Sich vorsichtig hinter niedrigem, verwachsenen Strauchwerk deckend, schlichen sie leise nach. Als sie ein mit halblauten Stimmen geführtes Gespräch vernahmen, drückten sie sich hinter eine mächtige Eiche und horchten.

„Der Eine von Beiden muß ein Diener vom Schlosse sein,“ flüsterte Lazarus.

Er hatte Recht. Durch die Zweige war die Gestalt von Francois zu erkennen, der mit einem Fremden von verschmittem Aussehen verhandelte.

„Ihr solltet nicht so zäh sein, Freund, und noch zwei Louisd'or drauf legen; zwanzig Louisd'or hat die Dose allein an Goldwerth, die Edelsteine noch gar nicht gerechnet,“ hörten die Männer eben Francois sagen.

„Wenn Ihr die Dose für eine größere Summe loszuschlagen hofft, so behaltet sie immerhin,“ versetzte der Fremde mit dem Anschein großer Gleichgültigkeit.

„Bedenket doch, daß ich Euch schon öfter zu einem fetten Gewinn verholfen. Was habt Ihr zum Exempel vor zwei Monaten nur allein an der kleinen, mit Brillanten besetzten Taschenuhr verdient, von deren Verschwinden der Graf noch nicht einmal eine Ahnung hat. Ihr kommt bei unserem Geschäfte immer am besten weg, da ich doch die größte Angst auszustehen habe.“

„Hier sind acht Louisd'or. Ich will des Henters Knecht sein, wenn ich nur e i n e n hinzulege,“ war die rauhe Antwort des Fremden. „Steht Euch unser Handel nicht an, so geht heim. Ich habe keine Zeit weiter zu verlieren.“

Francois sah mit gierigen Blicken auf die schimmernden Goldstücke, die sein schlimmer Cumpan in der flachen Hand ausgebreitet hielt, dann zog er mit einem Seufzer die gestohlene Dose aus der Tasche und nahm dafür von dem Fehler den Diebeslohn in Empfang. „In einigen Wochen werde ich wieder einmal nach Euch fragen,“ sagte der Fremde etwas freundlicher und verschwand nach kurzem Gruße tiefer im Walde; Francois aber zählte mit dem Auge der Gabsucht das unredlich erworbene Geld Stück für Stück langsam in seine Börse.

Er war noch nicht völlig damit zu Ende, als die beiden Laufcher plötzlich aus ihrem Versteck vortraten. Entsetzt ließ er die Börse fallen, starrte die Männer einen Moment an und wollte die Flucht ergreifen; doch bereits hatte ihn Vater Jose mit nervigem Arme am Rode gefaßt. „Nicht von der Stelle, nichtswürdiger Dieb!“ donnerte er. „Wir wissen Alles und werden dich der verdienten Strafe zuführen.“

Francois sank in die Kniee. „Gnade! Gnade einem armen Verführten!“ stotterte er. „Macht mich nicht unglücklich! Ich will mich bessern.“

Die zwei Männer warfen sich einen bedeutungsvollen Blick zu. „Es gibt nur eine Bedingung,“ nahm Jose das Wort, „unter welcher wir dir ewiges Stillschweigen und Verschönerung mit irdischer Strafe angeloben: wenn du deinen kezerischen Glauben ablegst und dafür das Bekenntniß des unzerigen eintauschest. Andernfalls werden wir dich auf der Stelle dem Gerichte überantworten.“

„Ich will, ich will,“ stöhnte der Elende am Boden.

„Gut, so kann deine Seele noch gerettet werden,“ sprach Jose, „und wenn du deinen Theil auch zur Befehrung der Anderen beitragen wirst, so soll es dir künftig nicht an dem mangeln, wonach dein Herz gelüftet, an Geld und Gut, denn unser König hat reiche Summen für die ausgesetzt, welche, wie du, reuig in die Gemeinschaft der wahren Gläubigen zurückkehren.“

„Was verlangt Ihr von mir?“ frug Francois aufathmend.

„Daß du uns jede Auskunft gibst, die wir über die Dorfbewohner fordern und daß du uns in Allem, was wir dir zur Förderung unserer Absichten anbefehlen, blinden Gehorsam leistest,“ erklärte Lazarus.

„Ich verspreche es,“ betheuerte Francois.

„So stehe auf und geh deines Weges,“ befahl Jose. „Wenn wir deiner bedürfen, werden wir dich an diese Stelle rufen.“

In flüchtiger Eile verschwand Francois aus den Blicken der Männer.

„Den hat uns Beelzebub selber in die Arme getrieben,“ lächelte Lazarus.

„Wohl, nur die Furcht fesselt ihn an uns, aber unserem Zwecke müssen alle Mittel heilig sein,“ erwiderte Jose. „Ist sie auch noch so klein, wir haben doch eine Bresche in die Burg der Kezergemeinde gelegt.“

Am folgenden Morgen sprachen die Patres bei dem Pfarrer vor, indem sie ihn aufforderten, ihnen am kommenden Sonntage die Kirche zu einer Missionspredigt zu überlassen; da er sich dessen weigerte, ließen sie sich bei dem Grafen melden und stellten dieselbe Forderung. Der Graf empfing sie mit Unwillen; es kam zu einem hitzigen Wortwechsel.

„Es steht Euch übel genug an, daß Ihr Euch auf die königliche Gewalt stützet,“ rief Alphonse heftig, als sie auf die königliche Vollmacht hinwiesen. „König Ludwig hätte bedenken sollen, daß Einer der Euzigen es war, der vor Jahren den Mordstahl auf seinen glorreichen Großvater Henri IV. zuckte!“ Vater Jose schleuderte dem Grafen einen Blick tödtlichen Hasses zu.

„Geh ins Nebenzimmer,“ befahl der Graf seinem Söhnchen, welches vorher zu den Füßen des Vaters gespielt hatte und nun ängstlich dem Streit der Männer zuhörte. „Du heissest auch Henri,“ setzte er, mehr wie mit sich selbst sprechend, halblaut hinzu, als er den Knaben nach der Thür führte. „Leute, wie hier vor uns stehen, bringen denen deines Namens leicht Unglück. Geh!“

Die beiden Fremden, denen die letzten Worte nicht entgangen waren, verließen zornig das Gemach. „Dieser Schimpf soll dir an deinem Fleisch und Blute vergolten werden, verruchter Kezer,“ murmelte Jose, als sie die Treppe hinabstiegen und Lazarus sprach: „Wozu länger unfruchtbare Worte? Rufen wir bewaffnete Hülsen herbei!“

Die Gräfin war sehr betroffen, als Alphonse ihr den Auftritt mit den unheimlichen Gästen berichtete. „Bist du auch

nicht zu heftig gewesen, Lieber?“ sagte sie. „Ich fürchte die Nachsicht dieser Menschen.“

„Mein feuriges Blut macht mich ungeschickt zum duldbenden Märtyrertum,“ versetzte der Graf. „Aber es ist mir freier ums Herz geworden, seit ich den Herren meine Meinung gesagt; ich sehe der Zukunft muthiger entgegen.“

Die Patres ließen in den nächsten Tagen die Dorfbewohner unbehelligt, aber es war die trügerische Ruhe vor dem Sturme. Ein reitender Bote, von einem befreundeten Edelmann der Nachbarschaft geschickt, brachte dem Grafen bald eine Nachricht, welche auf dem Schlosse die lebhafteste Unruhe verursachte: Chateaublane habe in kurzer Zeit eine starke Abtheilung Dragoner zu erwarten, bestimmt, die Widerspenstigen durch allerhand Drangsale zum neuen Glauben zu zwingen.

An einem der folgenden Abende stahl sich Francois heimlich aus dem Schlosse in den nahen Wald, wohin ihn ein Wink Derer befohlen, in deren Hände sein böses Gewissen ihn geliefert hatte. Sie forschten, was man auf dem Schlosse vorhabe und erfuhren, daß der Graf in Erwartung gefährlicher Zeiten beschloß, seine Gemahlin nebst dem Kinde nach Deutschland zu senden. Sie sollte bis zur Wiederkehr ruhigerer Tage mit dem Knaben bei ihrem Vater bleiben, der in Schwaben, in der Gegend von Heilbronn am Neckar, ansässig sei.

„Und wer wird die Gräfin begleiten?“ frug Jose.

„Außer Jean, dem Kutscher und Fleurette, der Jose, ich selber,“ berichtete Francois.

Jose warf seinem Genossen einen sprechenden Blick zu. „Du wirst uns auf dieser Reise den Beweis liefern, daß du zu unseren wahren Anhängern gehörst,“ sagte er in hartem Tone zu Francois. „Wo nicht, so soll dir's übel ergehen.“

„Was fordert Ihr von mir?“ frug der Kammerdiener zitternd.

„Du wirst Sorge tragen, daß der Sohn des Grafen nicht lebend wieder nach Frankreich zurückkehrt,“ war die rauhe Antwort.

Francois prallte erschrocken zurück. „Ich soll das unschuldige Kind tödten!“ rief er bleich und entsetzt aus. „Das heißt doch nicht, alte Sünden büßen; das heißt eine schrecklichere hinzufügen.“

„Schweig! Thor, der du bist!“ herrschte Jose ihn an. „Ein unschuldiges Kind nennst du den Knaben! Seine Seele ist angegriffen von dem Gifte des Irrglaubens und dem Bösen verfallen. Solch Unkraut bei Zeiten auszurotten, bevor es weiter wuchert, ist ein verdienstliches Werk und nicht Sünde. Mit dieser jungen Seele sollst du die deine lösen. Die Verantwortung für das, was geschehen soll, nehmen wir auf uns. Kurz, wir verlangen nach deiner Rückkunft einen glaubhaften Beweis vom Tode des Kindes und werden ihn mit dem dreifachen Gewichte des Goldes einlösen, welches ich jetzt in deine Hände lege. Aber wehe dir, wenn du dich dem Auftrage entziehen wolltest oder ein Wort davon über deine Lippen kommen lässest! Uns dienen allerorten heimlich zahlreiche Hände; ein qualvolles Ende würde dir sicher sein.“

Francois hörte mit Entsetzen die schrecklichen Drohungen des finsternen Mannes; er fühlte den Druck der mit Gold gefüllten Börse in seiner Hand. Befangenheit des Denkens, Angst vor der Rache, die Lockung des Reichthums, Alles in Allem bewog ihn schließlich zu der schrecklichen Zusage, die von ihm gefordert wurde. In Angstschweiß gebadet kam er wieder auf dem Schlosse an, wo fleißig für die Abreise gerüstet wurde.

Bereits am übernächsten Morgen fand dieselbe statt. Grä-



fin Claire vergoß dabei die bittersten Zähren. Sie hatte ihren Gemahl umsonst gebeten, sie hier zu behalten. Auch diesem ging der Abschied sehr zu Gemüthe; er drückte seine Gemahlin immer aufs Neue an die Brust und sah ihrem Wagen nach, soweit ihn das Auge erreichen konnte.

Die Reise war wegen der vorgerückten Jahreszeit sehr beschwerlich und ging ziemlich langsam von Statten. Als man das lothringische Gebiet erreicht hatte, begann es zu schneien. Der bequemere Reisewagen mußte mit einem Schlitten vertauscht werden, dessen Ueberbau weniger gut gegen den schneidenden Wind und die Kälte schützte. Die Gräfin fiel inzwischen aus Sorge um das Schicksal ihres Gemahls, sowie infolge der ungewohnten Anstrengung der Reise und einer heftigen Erkältung in einen beängstigenden Zustand, und als man kaum die Grenze der Pfalz überschritten hatte, kam ein hitziges Fieber bei ihr zum Ausbruch, welches ihre Weiterreise zu einem Dinge der Unmöglichkeit machte. In der Schenke eines elenden Dorfes mußte sie liegen bleiben. Die Dienerschaft war rathlos, bis in der Umgegend wenigstens ein Arzt aufgefunden gemacht worden war. Auf den Rath desselben wurde beschlossen, daß, während Fleurette und der Kutscher zur Pflege der Herrin im Orte bleiben sollten, der Kammerdiener mit Henri allein weiter fahren möge, um den Knaben vorläufig allein dem Großvater zuzuführen und diesem über das Befinden seiner Tochter Bericht zu erstatten.

Francois machte sich, von einer schwer zu verbergenden Unruhe beherrscht, mit Henri auf den Weg. Der Knabe jammerte laut, als er sich von seiner Mutter trennen mußte, welche in Fieberträumen lag und beruhigte sich erst, als ihm Francois die Ankunft und den Aufenthalt bei dem Großvater in freundlichen Farben ausmalte. Der Knabe ahnte nicht, welche widersprechenden Gefühle in der Brust seines Begleiters kämpften, eine schwere Angst vor den Männern, von deren Spähern er sich überall umgeben glaubte und andererseits eine Regung des Mitleides mit dem Kinde, welches sich so vertrauensvoll an ihn schmiegte.

Francois lenkte das Gefährt selbst. Ringsum war das weite Feld in das blendende Weiß des Schnees gehüllt. Die Luft war heißend kalt und der Athem der beiden Reisenden nahm sofort die Gestalt leichter Rauchwölkchen an. Es waren wenige Menschen im Freien zu sehen; doch begegneten dem Schlitten zuweilen Leute, welche junge Tannenbäumchen nach Hause schleppten.

„Was hat dies zu bedeuten?“ frug Henri.

„Es ist Noel heute, Weihnachtsabend,“ antwortete Francois.

„Ach, ich werde diesmal kein Bäumchen haben,“ klagte der Knabe.

Als der Schlitten mit Einbruch der Dämmerung in die Nähe eines Dorfes kam, sah man eine Gruppe Menschen um eine dunkle Gestalt stehen, welche regungslos am Wege lag.

Francois hielt an und hörte, da er des Deutschen mächtig war, auf ihr erregtes Gespräch.

„Du lieber Gott,“ sagte eine Stimme, „die arme Frau ist gewiß vor Hunger und Kälte umgekommen. Ihr ist nun wohl, aber was soll aus dem Jungen werden?“

„Das Kind versteht kein Wort Deutsch,“ setzte ein Anderer hinzu. „Die Leute gehören gewiß auch zu den vielen armen Franzosen, welche jetzt um des Glaubens willen ihre Heimath verlassen.“

„Um den Jungen hier ist alle Sorge überflüssig,“ sagte ein kurzer, dicker Mann, der hinzutrat. „Seht ihn nur an, der stirbt seiner Mutter so gewiß diese Nacht nach, als ich der Chirurgus von Dippoltshausen bin.“

„Er kann aber doch bei alledem nicht an der Leiche seiner Mutter sitzen bleiben,“ warf eine Frau mitleidig ein.

Francois hatte gespannt aufgehört; ein Anschlag fuhr ihm blitschnell durch den Kopf. Er sprang aus dem Schlitten und trat an das bedauernswerthe Kind heran, welches in halber Erstarrung an der Leiche seiner erfrorenen Mutter kauerte. Es war mit Henri so ziemlich in gleichem Alter.

„Gelt mir den Knaben mit!“ rief Francois den Umstehenden zu. „Wir sind Landsleute. Vielleicht kann ich ihn am Leben erhalten, wenn er's noch bis zu meinem Reiseziel abhält.“

Unter den Leuten ließ sich ein Gemurmel der Zustimmung vernehmen; als Francois vollends in die Tasche griff und dem Nächststehenden ein Goldstück reichte, damit dem armen Weibe, wie er sagte, ein ehrliches Begräbniß verschafft werden möchte, überließ man ihm ohne weitere Umstände den todesblaffen Knaben. Francois schlug einen Pelz um ihn, lehnte ihn in den Schlitten und fuhr davon.

„Nicht so jach! Der arme Junge kommt zeitig genug auf dem Kirchhof an,“ rief der dicke Bader von Dippoltshausen dem Schlitten nach, als dieser wie ein Pfeil über den Schnee dahin flog.

Die Finsterniß war längst hereingebrochen und Francois hielt immer noch nicht in seiner Fahrt inne. Henri hatte mit banger Neugier auf den in der Ecke neben ihm ruhenden Gast geblickt, dessen Antlitz sich mit immer tieferer Blässe überzog, dann war er endlich, ermüdet von den vielen ungewohnten Eindrücken des heutigen Tages, eingeschlummert. — — —

Henri erwachte und rieb sich mit frosterstarrten Händen die Augen. Wo war er? Das war doch nicht der Schlitten, in dem er eingeschlafen war? Er sprang auf seine Füße und rief nach Francois. Niemand antwortete. Er tappte im Dunkeln, über sich den mit tiefgrauen Wolken bedeckten Himmel, unter sich die beschneite Erde. Der Knabe war wie betäubt. „Francois!“ rief er zum zweiten Male unter ausbrechendem Weinen. Der ungetreue Francois hörte nicht — er war mit dem aufgenommenen sterbenden Kinde davongejagt und hatte das seiner Obhut anvertraute schlafende an der Wohnung fremder Menschen ausgelegt. (Schluß folgt.)

## Die Entstehung des Weihnachtsbaumes.

Wir rüsten uns wieder auf das schönste Fest der Christenheit, und emsig wird in deutschen Häusern, allüberall, wo Deutsche wohnen, an der Ausschmückung des Weihnachtsbaumes gearbeitet, der uns wie ein Symbol unseres Volksthums erscheint und den Deutschen in die Fremde begleitet, wie die griechischen Colonien vom heimischen

Herde das Feuer mitnahmen. Wir haben gehört, daß die deutschen Nordpolfahrer im eisigen Grönland aus immergrüner Andromeda sich ein Weihnachtsbäumchen nachahmten, wir wissen, daß unsere Truppen unter dem Donner der Feuerschlinde vor Paris den Tannenbaum nach der Väter Sitte schmückten, daß der Deutsche unter den Tropen, wo ihm die



Tanne fehlt, zu ähnlichen Bäumen greift. Wir wollen den lieben Brauch nicht missen, er ist uns in Fleisch und Blut übergegangen—und doch ist er verhältnismäßig jung, oder sagen wir besser, eine uralte Sitte hat in ihm ihre wirksame Neubelebung empfangen.

Die allgemeinen Beziehungen der christlichen Weihnacht zum

Baume der Erkenntniß mit sich, und aus ihm wuchs das Kreuzesholz von Golgatha. Oder: Auf Adams Grab wuchs ein Reis vom Baum des Lebens, von dem brach Christus die Frucht der Erlösung. So wurde der Baum das Bild des Kreuzes und weiter des Heilands selbst. Und das Zuderbrod und die Früchte, mit denen man ihn behing, wurden ein

Gleichniß für das Brod des Lebens und die Frucht der Leiden Davids. Allein so fruchtbar die kirchliche Symbolik auch war, so reichen die ihr geläufigen Motive doch nicht aus, um den Ursprung des deutschen Weihnachtsbaumes zu erklären. Wir müssen uns anderweitig Rathsholen, und da springt dann die Verwandtschaft desselben mit dem Maibaum überzeugend in die Augen. Die Herkunft des letztern in dem germanischen Mythos unterliegt keinem Zweifel. Die innig religiöse Sympathie, in welcher unsere Vorfahren sich der Natur nahe fühlten, ließ sie die Pflanzen als belebte Wesen ansehen; die Baumseele steigerte sich dann zum Genius des Wachstums überhaupt, der Maibaum wurde zum Lebensbaum. Das Gegenstück des Mitsonnerfestes ist das Sonnenwendfest des Winters, das Gegenstück des Johannisbaumes der Weihnachtsbaum. Wie das heidnische Zulfest mit den ihm eigenthümlichen Gebräuchen die Wiedergeburt der Sonne begrüßt, so ist der Weihnachtsbaum das Sinnbild des beginnenden Erwachens im Pflanzenleben, eine freudige Frühlingsprophezeiung inmitten der tiefsten Nacht des Winters. Die beiden Symbole, die brennenden Kerzen und die grünen Tannenzweige, sind in der Regel mit einander verbunden. Je weiter wir nun die hier angedeuteten Beziehungen verfolgen, desto klarer wird die Entstehung unseres Weihnachtsbaumes.

„Nicht ein bloßer Namens-  
austausch ging vor sich,“ sagt



winterlichen Sonnenwendfeste der Germanen sind genügend bekannt; wie aber der Baum als Symbol entstehen konnte, das hat erst vor Kurzem der treffliche Forscher Wilhelm Mannhardt nachgewiesen. Mit tiefsinniger Beziehung hat die Kirche den Vorabend der Geburt des Heilands nach Adam und Eva benannt. Die Legende brüct das so aus: Als Adam aus dem Paradiese vertrieben ward, nahm er den Apfel vom

Mannhardt, „sondern die altheimische Natursymbolik und die christliche Poesie trafen in mehreren Punkten zusammen, in der Idee des Lebensbaumes und in der Zeit seiner Darstellung (Winter Sonnenwende, Weihnachten). Diese gleichen Elemente zogen sich an, flossen zusammen und führten damit die Vereinigung auch der übrigen widerstrebenden Glieder der beiderseitigen Ideenkreise mit sich.“



Wir sagten oben, der Weihnachtsbaum sei noch verhältnißmäßig jung. Im Anfange unsers Jahrhunderts war er noch wenigen Deutschen bekannt; erst die gegen nüchterne Verständigkeit des Nationalismus reagirende Vertiefung des religiösen Lebens nach den Freiheitskriegen beförderte seine Ausbreitung, die mit dem Wachsthum der nationalen Idee gleichlaufende Fortschritte machte. In Schweden unerkannt, war er doch bei den Inseln Schweden an der russischen Küste im Anfange unsers Jahrhunderts häufiger als jetzt im Gebrauch. Auch in Norwegen und Dänemark ist er, wie wir aus Andersens Märchen wissen, in den Städten mindestens eben so lange verbreitet. Das protestantische Norddeutschland hegt ihn seit geraumer Zeit in seinen Städten — nach Oldenburg z. B. soll er schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gekommen sein — aber dem niederdeutschen Bauer in den Provinzen Preußen, Pommern, Holstein war er noch in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts unbekannt. Schleiermacher in seiner 1805 zuerst erschienenen „Weihnachtsfeier“ und Tieck in seiner Novelle „Weihnachtsabend“ erwähnen ihn noch nicht als Bestandtheil der Festfeier in Berlin. Mehrlich verhält es sich wohl in Mitteldeutschland, so im sächsischen Erzgebirge, im Voigtlande, wo der Baum keineswegs allgemein ist. Göthe's Freund, Schwerdtgebur in Weimar, aber verwandte den Weihnachtsbaum auf seinem berühmten Lutherbilde, und schon 1765 fand der junge Student Göthe, als er damals im elterlichen Hause von Körners Mutter, Minna Stöck, Weihnachten feierte, in Leipzig ein Christbäumchen aufgestellt, mit Süßigkeit behangen, darunter Lamm und Krippe mit zuckernem Christuskind, Maria und Joseph nebst Ochs und Eselin; davor aber ein Tischchen mit braunem Pfeffertuchen

für die Kinder. Dem entsprechend beschreibt auch Kugelgen in seinen Jugenderinnerungen die mit glitzerndem Rauschgold, bunten Papierschnitzeln und goldenen Früchten versehenen Weihnachtsbäume auf dem Christmarkt zu Dresden im Jahre 1807 mit ihrem Kerzenschmuck. Nach Danzig brachten den Weihnachtsbaum nach dem Jahre 1815 preussische Offiziere;



gleichzeitig gewann er im Münsterlande durch die größere Anzahl Protestanten, welche mit der preussischen Herrschaft ins Land kamen, an Ausbreitung. In Württemberg, wo er jetzt ziemlich allgemein ist, übten vor zehn Jahren die Tübinger Bürger den Brauch noch spärlich. Im Fränkisch-Jenobergischen sieht man selbst beim Landvolke hier und da ein Christ-

baum.



bäumchen mit Suhler Zucker, Apfel und Nüssen behangen, aber es fehlen die Lichter. Im Elsaß eiferte schon im siebzehnten Jahrhundert Dannhauer, Professor in Straßburg, gegen den Weihnachtsbaum, den man zu Hause aufrichtete, mit Pup-

pen und Zucker behängt und hernach schütteln und abblümen läßt. Er erwähnt der Lichter nicht, welche jedoch die heutige Sitte anwendet. Auch unter den Tschechen in Böhmen hat er Verbreitung gefunden; in Ungarn pflegen

deutsche Bürgerfamilien und hohe magyarische Häuser etwa seit dem Jahre 1830 den Christbaum. Ganz neuerdings fand er durch den Prinzen Albert auch in England, durch die Herzogin Helene von Orleans, eine mecklenburgische Prinzessin, auch unter Louis Philipp in Frankreich Eingang, das ihn eben so wenig wie die Niederlande, Italien, Rumänien u. s. w. ursprünglich kannte.

In der Geschichte des Weihnachtsbaumes liegt ein tiefer Sinn. Er vegetirte nur, als unser Volksthum danieliederlag, aber mit dem Erwachen des nationalen Bewußtseins wachte er wieder auf, und wunderbar schnell, gleichlaufend mit dem Gange der nationalen Idee, eroberte er das Land, soweit die deutsche Junge klingt, und steht heute da im Jahreskreislauf unsers Lebens als der schönste, mit aller Poesie umrahmte Schmuck, als ein unveräußerliches Wahrzeichen deutschen Blutes und Gemüthes.



Der Pelznickel kommt!

## Der schwarze Punkt.

Es war ein schönes, freundlich ausgestattetes und sonnenbelles Zimmer, dessen Aussicht auf eine der belebtesten Straßen ging, aber es war ein schwarzer Punkt darin, den weder die schöne Ausstattung noch die Lage ver-  
wischen konnten. Hinter den Spiegelscheiben, unter den

schweren Vorhängen, saß ein junges Mädchen im Rollstuhl. Frei bewegen sich die Hände, aber die Beine liegen starr und todt, jeglichen Dienst versagend. Ein dunkler Schatten der Traurigkeit liegt auf dem blühenden Angesicht. Wer erhellt den schwarzen Punkt, wer wandelt die Finsterniß in Licht?



Das vermag die Sonne der ewigen Liebe allein. Was todt ist, erweckt sie, was starr ist, belebt sie; sie macht Alles neu. Nicht der Menschen Noth und Elend, aber ihre Sünde und Selbstsucht, ihr Undank und ihre Unzufriedenheit, ihre Gott-entfremdung und Lieblosigkeit — das ist bei jedem unwiebergebornen Menschenkinde der schwarze Punkt, der rein nur auf den Lichtstrahl von Oben angewiesen ist. Gott aber ist die Liebe. Sein Thun ist lauter Segen, sein Gang ist lauter Licht. Er heilt Schmerzen mit Schmerzen. Unter den Leidenden selbst weiß er Brücken zu bauen und Wege zu bahnen.

In derselben Straße, in einer dumpfigen Kellerwohnung lebte bei seiner armen Mutter ein kleines bleiches Mädchen. Der Nordwind achtete wenig auf sein dünnes Kleidchen und konnte nur den bitteren Hunger vermehren. Frierend stand es eben dem schönen Hause gegenüber, aus dessen Fenster das lahme Mädchen trübselig auf die Gasse schaute. Das leidende Fräulein erblickte das arme Kind, und ihr Herz bebte bei seinem Anblick. Sie zog die Klingel. „Marie,“ sagte sie zu dem eintretenden Kammermädchen, „da drüben lehnt ein armes Kind an der Wand, hol's und gib ihm zu essen, dann bring' mir's einmal hierher.“ Marie kam nach einer langen Weile mit Lenchén neben den Rollstuhl. Nothdürftig hatte die Jose das Kind gewaschen und seine Haare glatt gestrichen. Die Freude, sich einmal wieder recht satt essen zu dürfen, welche ihr eben geworden war, ließ noch ihre Augen leuchten, und ein rothiger Schein irrte selbst über die faltigen Wangen des lieblichen Mädchens. „Wie heißest du, Kind?“ fragte Eva. „Lenchén!“ lautete die einfache Antwort. „Wer sind deine Eltern?“ „Einen Vater haben wir nicht, aber eine Mutter, die holt Lumpen und Knochen und trägt sie in das Magazin, dann kriegt sie Geld, und wenn's langt, krieg' ich Suppe.“ „Aber wenn's nicht langt?“ fragte schauernd Eva. „Nun,“ erklärte trübselig das Kind, „dann muß ich und die Mutter so ins Bett!“ So ins Bett! Das war ein Wort, welches mächtig an Evas Herz rüttelte. „Lenel,“ sagte die Kranke freundlich, „wenn ihr nichts habt, so komm zu mir, unsere Marie da findet immer etwas für ein hungriges Vöglein, wie du.“ „Ja, aber die Mutter?“ fragte der Blick des armen Mädchens. „Auch die soll etwas haben!“ versicherte das Fräulein.

Und Lenchén kam fleißig, wie die hungrigen Raben im Win-

ter aufs Gefirnis, und trug auch der armen Mutter ein Bröcklein zu. Der Winter war indessen gekommen. Schon nahte sich das liebe Weihnachtsfest, das jede Noth grüßen und lindern möchte. Im Herzen unserer Kranken war es wieder etwas wärmer und lichter geworden. Der Gang vom eigenen Leid zur fremden Noth ist ja nie ohne ein freundliches Licht. „Marie,“ bat die kranke Eva, dem Mädchen ein Goldstück reichend, „wir wollen bescheren, vor Allem dem Lenel, aber die soll noch elf arme Kamerädchen mitbringen dürfen.“ Im sonst vornehmen Zimmer stand jetzt Mariens Nähmaschine, und um den Rollstuhl herum lag's um und um von Fäden und Lappen, die von den fleißigen Händen unserer Kranken fielen. Je mehr gearbeitet wurde, desto herrlicher leuchteten die Augen des Mädchens. Mit welcher kindlicher Freude musterte es schließlich Rock, Hemd und Schürze, und dazu das Duzend schöner selbstverfertiger Puppen. Die Zeit, die ihr sonst unendlich geschienen, wollte ihr manchmal zu kurz werden. Der Weihnachtsabend kam. Der Baum stand gerüstet in reichlichem Saimud. Die Puppen lugten freundlich zwischen den dunkelgrünen Nadeln heraus. Neben den lieblichen Aepfeln hingen friedlich die lockenden Pfeffertuchen, die vergoldeten Nüsse, die kerzengeraden Lichtlein. Horch, da tönt's vor der Thür: „O du frühliche, o du selige, Freuden bringende Weihnachtszeit. Welt ging verloren, Christ ward geboren, freue dich, o Christenheit.“ Marie zündete an und die Kinder traten ein. Das Staunen wollte kein Ende nehmen. Freubestrahlt nahmen die Kleinen ihre Gaben, und bald saßen sie beim frühlichen Mahle und tunkten schöne Weide in süße Eholade. Wie schmeckte das so gut! Lenel meinte, so Etwas könne man bloß im Himmel trinken. Die Glückliche aber war die kranke Eva, welche selig stille in ihrem Rollstuhl saß. Sie fühlte sich nicht mehr verwaist und unglücklich, sie ruhte heute, wie noch nie, völlig in dem Erbarmen Gottes. Es war ihr zu Muth, als neigte sich der Vater im Himmel zu all ihrem Elend freundlich herab, und selbst für ihr Leiden konnte sie ihm innig danken. Der Geburtstag ihres Heilandes war ihr heute zur Geburtsstunde eines neuen Lebens geworden. Der schwarze Punkt — ihr Kreuz — war nicht verschwunden, aber die Lichter des Christbaumes riefen ihr ermunternd zu: Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden!

## Die Amatigeige.

Diese Geschichte führt durch den Mund eines alten Fräuleins uns erst einmal nach Italien, wo nicht nur die Citronen und Drangen auf den Bäumen blühen, sondern auch in den Werkstätten, wie zu Cremona seiner Zeit die besten Geigen herauswuchsen. Dort lebte der berühmte Meister Amati, dessen Violinen durch die ganze Welt gingen und Tausender Herz entzückt und zu Thränen gerührt haben, d. h. wenn sie einer zu spielen wußte. Denn so eine Violine ist ein todt's Ding, wenn nicht eine seelenvolle Hand darüber kommt. Es schlummern die süßesten Töne darin, aber sie müssen aus dem Schlafe geweckt werden. Nun hat solch ein Werkmeister seine guten, aber auch seine schweren Stunden, wo er nicht bloß der Welt Lob, sondern auch ihren Schimpf und Undank erfährt. So mag es dem Meister Amati auch gegangen sein, daß vielleicht mancher Künstler mit einer feinen Geige durchgegangen, und er das Nachsehen hatte. Kurz, als

er sein Ende nahe fühlte, nahm er sein letztes Werk, eine herrlich gebaute Violine, besah sie noch einmal nach allen Seiten und sagte dann: „Alle Töne, die in dir sind, sollen schlafen und schlummern, aber an einem Weihnachtsheligenabend sollen sie einmal geweckt werden, und dann werden sie dem Besitzer großes Glück bringen.“ Bald darauf entschlief der Meister, aber die Seinen zeichneten diese letzten Worte auf und der Zettel wurde an der Violine angebracht. So ging sie in der Familie von Hand zu Hand, aber ihre Töne waren hart und herb: so viele Meister sie in der Hand hatten, jeder legte sie wieder weg und sagte: „Das ist sein Lebtag keine Amati.“ So kam die Geige an einen armen Nachkommen, der mit einer wandernden Bande nach Deutschland zog. Er war schon ein alter Mann, den sein einziges Kind, ein Mädchen von zwanzig Jahren begleitete; er hatte sie nicht zurücklassen wollen, als die Mutter starb. In einer Stadt des Nordens erkrankte der alte Geiger

schwer, die Bande zog weiter und ließ ihn zurück. Das Ersparte ging nach und nach drauf, der Mann stand von der Krankheit wohl auf, aber er blieb seelengestört und halb wirr. Sein einziger lichter Gedanke war, daß einmal noch die Töne aus seiner Amati-Geige frei würden. Drum konnte er sich von ihr nicht trennen, wiewohl ihm der Hunger oft bis an die Seele ging und die Violine noch das einzige Stück zum Verkaufen war. Aber der Gedanke, daß dann bei einem andern als ihm die Töne frei werden könnten, ließ ihn lieber das Vergste ertragen. „Ich werde Euch dreißig Thaler geben für das schlechte Instrument, weil Ihr es seid, Giovanni,“ sagte ein Händler zu ihm im Anfang des Dezembers. Aber jetzt, wo wieder ein Weihnachtsheiligabend nahte — nein, das konnte er nicht. Jedesmal klopfte ihm das Herz, wenn's der Weihnacht zuing, ob nicht an dieser das Testament erfüllt würde. So kam diese Weihnacht heran. Das Mädchen saß und stüdtte sich bei der trüben Dellampe die Augen fast aus, um nur die paar Kohlen zu verbrennen, die den Ofen heizten und das spärliche Mittagsbrod ermöglichten. Draußen stürmte es und die Schneeflocken jagten herunter. Da nahm der Alte seine Geige.

„Ihr wollt doch nicht fort bei diesem Wetter, Vater? Es ist ja so bitterkalt, und Ihr habt keinen Mantel!“ sagte die Tochter.

„Du weißt, es ist Weihnachtsheiligabend. Heute oder nie muß die Violine die Töne hergeben. Du weißt, daß unsere Noth aufs Höchste gestiegen ist. Ich kann nicht mehr zusehen, wie du deine schönen Augen verdirbst, Anrella. Noch einmal lasse mich's versuchen. Ich gehe auf den Jahrmarkt. Da kommen ja auch reiche Leute hin, die sich die Sachen ansehen: — Giovanni wird wiederkommen mit Geld für sein Kind!“ Damit stürmte er hinaus, die Violine ins Taschentuch gewickelt. Sein schneeweißes Haar, das im Winde flatterte, paßte zu den Schneeflocken und die grimmige Kälte in seinen Gliedern zu der draußen. Anrella sah ihm mit tiefem Weh nach. Ihre Arbeit sollte noch zum Abend fertig werden, sonst wäre sie mit ihm gegangen. „Ach Gott, laß es ihm gelingen — oder erlöse uns beide an diesem heiligen Abend!“ seufzte das Mädchen.

Es mochten wohl zwei Stunden verfloßen sein. Das Mädchen hatte aus der Kammer ein Christbäumchen geholt, das sie selbst geschmückt, und ein wollenes Tuch, das sie für ihn gearbeitet, darunter gelegt — da stürzte der Alte herein.

„Alles ist umsonst! Hände und Füße sind wie gelähmt, ach Gott erbarme dich! Aber er hört mich nicht! Sie haben mich verhöhnt wie nie, ach, es gibt kein Erbarmen mehr auf Erden!“

„Aber im Himmel doch,“ sagte Anrella. „Vater kommt, da ist Euer Christbaum, den ich Euch schenken will, wie hier die Leute im fremden Lande thun.“

Wehmüthig schaute der Alte darauf hin. „Du bist ein gutes Kind, aber die Welt ist böse. Ach ich spielte die schönsten Lieder, weißt du, die der Hirten aus der Campagna, Alles was ich konnte, aber die Töne sind eingesperrt. O man hat mir meine Amati vertauscht und gestohlen, es mußte sonst heute Abend gelingen!“

„Tröstet Euch, Vater, das Weihnachtskind vergißt Euer nicht, wenn's auch alle Menschen thun.“

Der Alte legte sich aufs harte Lager, während Anrella den Baum angezündet hatte. Da klopfte es stark an die Thüre.

„Da kommen sie! Da kommen sie!“ schrie der Alte, „sie verfolgen mich noch hier.“

„Wohnt hier der wirre Geiger Johannes?“ rief draußen eine tiefe männliche Stimme.

„Ja, er ist hier,“ sagte das Mädchen in gebrochenem Deutsch. Sie öffnete und leuchtete dem Manne schein ins Gesicht. Mit einem Blicke hatte der Fremde, ein Mann von stattlicher Figur und edlem Gesicht, die Lage überschaut. „Das ist wohl Euer Vater?“

„Ihr sagt's, Herr.“

„Nun, ich komme eben vom Markte. Da sah ich, wie das Volk einen alten Mann, der Violine spielte, höhnte und verfolgte und das am Vorabend des herrlichen Festes, das Allen, auch dem Vermissten Freude bereiten soll. Ich habe ordentlich unter dem Hausen aufgeräumt, aber der Mann war weg, als ich ihn suchte. Da hörte ich, daß er hier wohne. Ich bin auch ein Geiger. — Aber hier, gebt ihm diese Erfrischung und nehmt das Geld! Er soll nicht umsonst gespielt haben.“

„O meine Amati!“ rief der Alte im Hintergrunde. „Siehst du, Anrella, sie fängt an zu klingen.“

„Hab ich es Euch nicht gesagt, Vater, Ihr solltet nicht zweifeln. Seht den guten Signore.“

„Was ist das mit der Amati?“ fragte hastig der Fremde.

Anrella erzählte ihm die ganze Geschichte, und welche Sage sich an die Geige knüpfte. Der Fremde nahm sie ans Licht, horchte und klopfte. Nach langem Probiren am Hals, Griffbrett und Steg drehte er an den Stimmwirbeln und trat an das Lager des Alten.

„Wollt Ihr mir die Violine anvertrauen, Giovanni?“

„Ja, das will ich, ich vertraue Euch, edler Herr; so hat Niemand mit uns mehr geredet, seit wir aus unserer schönen Heimath gezogen sind.“

„Nun so hört: Eure Geige ist eine echte Amati, und was Ihr dafür bekommt, wird Euch fürs nächste aus der Noth helfen, und auch weiter soll Euch geholfen werden. Und nun sollt Ihr sie hören.“ Der Fremde holte aus der Tasche ein Kästchen und zog aus ihm Saiten hervor, die er auf die Violine spannte. Er begann erst leise, dann aber ließ er immer voller die Saiten schwingen. Da entströmten dem Instrument ein ganzes Heer der süßesten Töne, bald jauchzend und bald klagend. Der Schluß ging sanft in ein Weihnachtslied über.

Der Meister hielt die Violine noch im Arme und ließ es geschehen, daß Anrella ihm die Hände küßte. Dann ging er ans Lager des alten Giovanni. Anrella nahm das Licht und leuchtete ihm ins Antlitz. Es lag ein fröhliches Lächeln darauf, wie auf dem Angesicht eines Kindes, das ein süßer Traum beschlichen. Aber als beide hinhorchten, da ging kein Athem mehr. Ueber den Tönen, die aus der schlummernden Violine entseßelt gingen, war seine von Noth und Banden entseßelte Seele zum Frieden eingegangen.

„Es ist heiliger Abend geworden, Anrella, mit Eurem Vater. Das größte Glück ist ihm widerfahren, wie's in der Sage steht auf Eurem gelben Zettel. Aber für Euch soll gesorgt sein, meine Schwester wird Euch aufnehmen.“

Der Künstler aber war des Fräuleins Bruder, das mir die Geschichte erzählt.

So hatte hier Menschenliebe den Ton geweckt und damit den guten Alten in Schlummer gesungen.



## In den weißen Bergen.

Von C. A. Thomas.

Der Staat New Hampshire liegt bekanntlich nach Norden mit seinem Haupte auf einem Kissen hoher Berge, während seine Füße von den unruhigen Wellen des atlantischen Ozeans beständig bespült werden. Dieses, versteht sich, etwas harte Kissen sind die bekannten „White Mountains“. Von der theilweise sumpfigen Küstenniederung New Hampshire's steigt das Land nach dem Innern zu einem Plateau an, über welches sich endlich zahlreiche Gebirgsmassen erheben. Es ist nicht genau bekannt, wann, noch woher jene hoch in die Wolken ragenden Granitblöcke den Namen „White Mountains“ (weiße Berge) erhielten. Wir finden sie so genannt schon im Jahr 1672 von Josselyn, der persönlich den höchsten der Berge (Mount Washington) bestieg, und später auch einen Bericht von dieser Tour in seinem Büchlein: *New England's Rarities*, dem reisenden Publikum zum Besten gab. Wenn man dieses Werkchen liest, so kann man sich der Uebersetzung kaum erwehren, daß entweder der Verfasser ein Lügner erster Größe gewesen sei, oder aber, daß die Natur dort in Folge ihres Alters an Lebenskraft ungeheuer verloren haben muß; denn jener erzählt uns (in vollem Ernst), daß er dort Frösche gesehen habe von der Größe eines einjährigen Kindes. Auch erzählt er von giftigen Schlangen, welche die Indianer mit bloßen Händen gefangen und ohne weiteres mit größtem Gusto (merke!) lebendig verspeist hätten. Raritäten in der That!

Daß wir aber noch einmal auf den Namen zurückkommen. Dieser rührt keineswegs daher, weil die hohen Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind; denn das ist ja nur sechs, höchstens neun Monate im Jahr der Fall; sondern vielmehr von dem Umstand rührt er her, daß die nackten, granitenen Felskolosse der höchsten Peaks einen weißen Schein von sich geben, zumal wenn sie von der Ferne aus betrachtet werden. See-

fahrer haben diesen weißen Schimmer in wolkenähnlicher Gestalt beobachtet, als sie noch sechzig Meilen vom Ufer waren, und ehe noch irgend welches sonstige Land gesehen werden konnte. Die Indianer bewohnten diese Berge lange bevor irgend ein Theil des Staates durch Weiße betreten wurde.



Franconia Notch.

Ihre Wigwams befanden sich an gelegenen Orten, die für Jagd und Fischfang am geeignetsten schienen. Uebrigens waren diese ungeheuren Berge dem rothen Manne ein verschlossenes Buch. Nicht nur als Bild des großen Geistes sah er dieselben an, sondern sogar als seine wirkliche Wohnung. Er hörte die Stimme des gefürchteten „Manitou“ im rollenden Donner, er sah seinen Zorn im leuchtenden Blick.

Mehrere der Gebirge wurden später mit den Namen der ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten belegt, wie z. B. Mount Washington, Mount Adams, Mount Jefferson, Mount Madison und dergleichen. Ein gewisser Schreiber meint, daß New Hampshire mit Recht die amerikanische Schweiz genannt werde, und Naturliebhaber, welche die Erhabenheit der Gebirgswelt zu bewundern wünschen, hätten nicht gerade nöthig, eine Reise nach der fernen Schweiz zu unternehmen, denn hier liege das Land der Alpen ja dicht vor unsern Augen. Wir glauben selbst, daß es in den „weißen Bergen“ schön ist, ob sie indessen einen günstigen Vergleich mit der Schweiz aushalten, ist für uns schwer zu sagen. Der höchste der New Hampshire Berge (Mount Washington) ist circa 5,700 Fuß hoch, und bietet also das Tip Top House (siehe Bild) immerhin eine ganz hübsche Aussicht; und daß dort die Luft Einem aus erster Hand frisch und rein entgegenwehen muß zc., das kann sich der Leser in seiner Phantasie leicht selbst weiter ausmalen. Kommt man 'mal bis zum Mount „Deception“ (Täuschberg), so ist die Atmosphäre dort so klar und dünn,



Tip Top House von der Ferne.





Glen Ellis Falls.

daß Gegenstände von drei bis vier Meilen Entfernung Einem nur einen Steinwurf weit vorkommen. Im Vergleich zu den ihn umgebenden Größen erscheint er nur gering, und man sollte meinen, der Gipfel desselben könnte in wenigen Minuten erreicht werden, aber ein Versuch zur Besteigung lehrt den Wanderer, daß der Berg seinen Namen nicht umsonst trägt. Unwillkürlich erinnert man sich dabei an jene Luftspiegelungen in den Ebenen der Sandwüsten, welche den müden, durstigen Pilger bisweilen die wunderlieblichste Dase erblicken lassen, kommt er aber an den vermeinten Ort, so erweist sich die Erscheinung als optische Täuschung.

Was den Pflanzen- und Baumwuchs der weißen Berge angeht, so ist es dort wie überhaupt in derartigen Gegenden. In mäßiger Höhe noch trifft man herrliche Föhren- und Fichtenwäldungen. Diese machen später allerlei verkommenem Gesträuch Platz und das wiederum weicht endlich den zahlreichen Steinflechten und dem Moos, bis nichts als nackte mit Schnee bedeckte Felsen sichtbar sind.

Daß die „weißen Berge“ auch schon ihre Geschichte haben, wollen wir dem freundlichen Leser nun noch deutlich machen. Unweit des höchsten Gipfels des vorerwähnten Mt. Washington trifft der aufmerksame Beobachter einige Riesenfelsblöcke, über welchen eine Tafel mit Inschrift hoch emporragt. Dieselbe bezeichnet die Stelle, wo eine gewisse Lizzie Bourne aus dem Staat Maine, weil sie längere Zeit einer grimmigen Kälte ausgesetzt war, elendiglich umkam. Im September 1865 unternahm es nemlich diese junge Dame, in Gesellschaft zweier Herren eines Tages ohne einen eigentlichen Führer den Weg bergan zu Fuß zu machen. Die Witterung war ansnehmend schön, als sie die Reise antraten. Allein lange noch ehe sie ihr Ziel erreichten, erhob sich

plötzlich einer jener heftigen Schneestürme, wie sie in diesen „höheren Regionen“ nicht selten vorkommen. Auf eine unerklärliche Weise wurde Lizzie Bourne von ihren beiden Gefährten getrennt. Lange irrte sie in Sturm und Wetter umher. Es tobte furchtbar. Immer dichter und tiefer wurden die Schneemassen. Vergeblich suchten die beiden Männer die Vermisste. Erschöpft sank sie endlich auf obigem Felsen nieder und hauchte ihren jugendlichen Geist unter dem Geheul des Sturmes in einem sanften Schlummer aus.

Etwa vier Meilen oberhalb Bartlett kreuzt man den Sawyer Fluß, der sich gewaltig donnernd von dem Mount Carrigain herniederürzt. Unweit dieses Orts an einem sanften Abhang ruht der Reisende auf ein etwas verlassen aussehendes Bauernhaus mit Baumgarten und einem einsamen Grab. Die Aussicht gerade an diesem Punkt ist unübertrefflich. Wendet man sich etwas nördlich, so führt Einem der Weg am Fuße des bekannten Nanch-Gebirges entlang. Es mag unsern Lesern erwünscht sein, wenn wir ihnen hierorts ein etwas tragisches Ereigniß erzählen, das nicht blos dem Gebirge, sondern auch dem hier plötzlich herabstürzenden Flüschen den Namen verlieh. Die Geschichte des „Nanch-

Bachs“ ist etwa folgende: Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wohnte eine Jungfrau, deren Taufname Nanch war (Geschlechtsname ist nie bekannt geworden), in einem kleinen Häuschen der Jefferson-Farm. Sie liebte einen anscheinend braven Jüngling aus jenem Hause und war bereits seine Braut. Der Hochzeitstag wurde bestimmt, und das junge Paar traf sofort Anstalt, nach Portsmouth zu gehen, um sich dort am Altar ewige Treue zu geloben. In ihrer kindlichen Einfalt übergab das Mädchen ihrem Geliebten die kleine Summe Geldes, die zugleich auch ihre ganze „Heirathsmittelt“



Das Flume House.



ausmachte. Dieser aber rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen aufs Schlechteste. Raub fühlte er die Varschaft in seinen Händen, so nahm er auch die erste beste Gelegenheit wahr, verließ schnell das Häuschen, ohne auch nur irgend ein Wort der Erklärung oder selbst des Abschieds zu geben. Das verlassene, betrogene Mädchen war eine dieser Naturen, die in solchen Fällen unmöglich ruhig hinsitzen konnten. Sie entschloß sich sofort, ihren treulosen Geliebten zu verfolgen. Sie war jung, kräftig und unternehmend. Vergeblich suchten ihre Freunde sie von ihrem Vornehmen abzuhalten. Bei Einbruch der Nacht ging sie auf den Weg. Vor hundert Jahren war aber die Straße, die dieses brave Mädchen einschlug, bei weitem nicht so gangbar wie heute. Ein Reisender kann sie jetzt fast mit geschlossenen Augen finden. Damals war es bloß ein dunkler Pfad, wenig betreten am Tag und gänzlich gemieden in der Nacht. Bis auf dreißig Meilen Entfernung war nicht eine menschliche Wohnung. Mit wilden, reißenden Thieren aller Art wimmelten zu jener Zeit diese schaurigen Gebirgswaldungen. Dazu war es Mitte Winter. Allein, durch nichts ließ sich diese heroische arme Ranch abhalten. Es war ihre Absicht, den Treulosen in der Gegend von „Franconia Notch“ (siehe Bild) einzuholen, da die Reisenden dort vielfältig campirten; allein, sie fand das „Camp“ leer, verlassen und das Feuer erloschen. Angetrieben durch die Hoffnung oder auch durch die Macht der Verzweiflung, setzte sie ihren Weg unaufhaltbar über gefallene Baumstämme, Felsklippen und furchtbare Schneewehen fort, bis sie endlich an den Ufern des oben benannten Bächleins erschöpft niedersank. Hier fand man sie später kalt und leblos, gleich einer Marmorstatue, tief eingehüllt in ihren Mantel, gebettet in ein weiches Schneelager. In ihren Gesichtszügen erblickte man die Ruhe eines Menschen, der nach einer schweren Tagesarbeit, mit dem Bewußtsein, seine volle Pflicht gethan zu haben, sich dem sanften Schlummer in die Arme wirft. Uns will's in-



Willey House.

dessen bedinken, die Jungfrau habe mehr als ihre Pflicht gethan. Nur der „Ranch Bach“ betrauert durch sein leises Gekrurmel ihren frühen Heldentod.

So hat auch der schon erwähnte „Notch“ (ein Einschnitt zwischen dem Webster und Willey Gebirge) seine Geschichte. Gerade am Fuße oder Eingang dieser Berge steht ein Haus, das namentlich im Anfang dieses Jahrhunderts als Gasthaus benutzt wurde. Im 1826 bewohnte Herr Willey mit seinem Weib, seinen fünf Kindern und zwei Knechten besagtes Haus. Durch den Sommer trocknete eine anhaltende Dürre die Ströme auf. Die hier ohnehin dünne Erbschichte legte schon längst nach Regen. Am 28. August, in der Abenddämmerung, brach ein furchtbarer Sturm los und hauste mit unglaublicher Macht durch die ganze Nacht fort. Der Regen fiel massenhaft. Blötzlich bildeten sich unzählige kleine Ströme und überflutheten das enge Thal; eine Masse entwurzelter Bäume, die Jahr-

hunderte die Gebirge bedeckt hatten, mit sich führend. Der krumme, hochangesehene „Saco“ trat aus seinen Ufern, füllte die Schluchten an und verbreitete Verderben in seinem Lauf. Zwei Tage später (am 30. August 1826) zwang ein Reisender seinen Weg durch den „Notch.“ Er fand das „Willey House“ unbeschädigt, rings um aber eitel Verwüstung. Eine abgerissene Erbschichte vom Willey Gebirge hatte das enge Thal unter seinen Massen buchstäblich bedeckt. Der Reisende machte sofort am nächsten Hause über diese Verschüttung Anzeige. Sogleich kam man zur Hülfe; allein, es war zu spät. Leider fand man Herrn Willey und seine Frau unter der Erdmasse todt. Das gleiche Schicksal hatte die beiden Knechte betroffen; und von den fünf Kindern hat man niemals etwas ausgefunden.



Tip Top House in der Nähe.

## Ein Christgeschenk.

In dem Bureau des Notars Arany, eines der geachteten Advokaten Wiens, waren am Weihnachtsabend des Jahres 1872 vier Personen versammelt, um einer Testamentsöffnung beizuwohnen, die nach dem Willen der Erblasserin am heiligen Abend stattfinden sollte. Die erste war eine Dame von zweifelhaftem Alter, reich gekleidet, die niemals hübsch gewesen sein mochte und jetzt durch den hochmüthigen verächtlichen Zug um die schmalen, festgeschlossenen Lippen förmlich abstoßend ausah. Neben ihr stand ein kleiner schwarzgekleideter Herr, während eine blasser junge Frau, die einen etwa sechsjährigen bildhübschen Knaben an der Hand hielt, bescheiden im Hintergrunde des Zimmers geliebt war.

Indeß sich der Notar mit den nöthigen Vorbereitungen beschäftigte, entspann sich zwischen den Theilnehmenden eine freilich nur halbalt geführte Unterhaltung.

„Der Tod meiner Cousine ist mir, obgleich sie seit lange fränkete, dennoch unerwartet gekommen,“ bemerkte die Dame im schwarzammetenen Schleppkleide gegen ihren Nachbar.

„In der That,“ erwiderte dieser, „jedemfalls ist sie aber darauf vorbereitet gewesen.“

„Haben Sie eine Idee, was das Testament enthalten könnte?“

„Nicht die geringste; wir werden es aber sogleich erfahren.“

„Kennen Sie die Person dort? Was mag Sie nur hier zu thun haben?“

„Erinnern sich gnädige Frau derselben wirklich nicht mehr? Es ist Marie, die Nichte der Verstorbenen. Sie ging ja wohl mit einem Betrüger, eine Art Hochstapler, durch und heirathete den Menschen dann.“

„Aha, es ist wahr; ich wundere mich nur, woher sie die Frechheit nimmt, sich hier einzufstellen.“

„Dasselbe frage ich mich auch, zumal da ich mich recht gut des gerechten Zornes unserer theuren Verbliebenen gegen das undankbare Geschöpf erinnere.“

In diesem Augenblicke war der Gegenstand ihrer Unterhaltung ihnen näher getreten. Dem flüchtigen Beobachter mußte sie weit älter erscheinen, als sie war; denn der Kummer hatte ihrem Gesichte die Frische, ihren Augen den Glanz geraubt.

„Sagen Sie doch, wenn ich bitten darf, was Sie hierher geführt hat?“ redete die Frau von Haas sie an, die junge junge Wittve mit kalten prüfenden Blicken betrachtend.

„Gnädige Frau,“ erwiderte diese, und ein leichter Schimmer von Röthe flog dabei über das bleiche Gesicht, „ich bin nicht gekommen, um Sie in Ihren Rechten zu schädigen. Ich hoffe nichts, als daß meine Tante mir, ehe sie starb, noch ihre Verzeihung gewährt haben wird.“

„Ich glaube, daß Sie sich in dieser Hoffnung getäuscht haben werden,“ entgegnete Frau von Haas höhnisch. „Sie vergessen, daß Sie Schande über die Familie gebracht, die Güte Ihrer Wohlthäterin mit dem schändlichsten Undank vergolten und ihr den bittersten Kummer bereitet haben, und das alles um sich einem — Abenteurer an den Hals zu werfen.“ —

„Darf ich um Ruhe bitten, meine Herrschaften?“ unterbrach Herr Arany die Dame mit erhobener Stimme.

„Finden Sie nicht, Herr Notar, daß die Gegenwart dieser Person hier völlig überflüssig, ja eine Beleidigung gegen die Verstorbene ist?“

„Keineswegs; sie hat das gleiche Recht wie Sie, hier zu

sein. Ich selbst habe die Dame gebeten, zu erscheinen.“

Nach nochmaligem obligaten Räuspern schritt der Notar nun zur Vorlesung des Testaments, das vor ihm lag und wörtlich folgendermaßen lautete:

„Ich wünsche, daß mein Nachlaß in drei Theile getheilt wird, und zwar soll der erste aus 200,000 Fl. bestehen, der zweite aus meinem Landhause nebst dazu gehörigem Garten und meinem Schmuck, der dritte aus meinem mit gemalten Initialen und alterthümlichen Kupferstichen geschmückten Gebetbuche. Meiner Nichte Marie verzeihe ich allen Kummer, den sie mir durch ihre thörichte Handlungsweise verursacht hat, in Anbetracht der mir früher bewiesenen Anhänglichkeit und der Lebensjahre, welche sie später zu tragen gehabt. Zum Beweise meiner aufrichtigen Vergebung erwähne ich sie in meinem Testament. Meine theure Cousine, Frau Bertha von Haas, soll zuerst wählen, dann mein Schwager, Herr Rentier Pawlik; Marie wird nehmen, was übrig bleibt.“

Eine kurze Pause des Schweigens folgte.

„Ja,“ sagte dann der Herr Rentier, sich mit dem Taschentuche über die trocknen Augen fahrend, „meine verewigte Schwägerin war eine sehr würdige Dame.“

„Gewiß,“ nickte die Frau von Haas, „und sie wußte jeden nach Gebühr zu behandeln.“ Ein höhnvoller Blick auf Marie ergänzte ihre Worte.

„Gnädige Frau,“ sagte der Notar in strengem Tone, „wollen Sie gefälligst Ihre Wahl treffen?“

„Was ist da groß zu wählen? Mir ist das Geld am liebsten; ich nehme also die zweihunderttausend Gulden.“

„Sind Sie fest dazu entschlossen?“

„So fest, wie irgend etwas, Herr Arany.“

„Dennoch möchte ich Sie bitten, Frau von Haas, sich die Sache noch einmal zu überlegen. Sie sind reich, und Ihre hier anwesende junge Verwandte ist arm, sehr arm. Wäre es nicht großmüthiger von Ihnen, der mittellosen Wittve das Geld zu überlassen und sich mit dem alterthümlichen Gebetbuche zu begnügen, daß der Verbliebenen so theuer war, daß Sie sich nie davon trennen mochte, daß also ohne Zweifel eine alte heilige Familienreliquie sein muß?“

„Sparen Sie Ihre Berechnung, Herr Doktor,“ entgegnete Frau von Haas, „meine Entscheidung ist unwiderruflich und ich bin der Ueberzeugung, daß meine selige Cousine die Eintheilung so und nicht anders getroffen wünschte, damit jene lachende Erbin dort, die nur auf den Tod der Tante gewartet, nichts als das Gebetbuch erhielt, um im Gebet und der Reue die Vergebung Ihrer Sünden zu suchen. Eine so fromme, heilige Dame, wie die Selige war, konnte gar nicht anders denken.“

„Und Sie, Herr Rentier Pawlik, was wählen Sie?“

„Kein Zweifel, Herr Arany, ich wähle das Landhaus und was dazu gehört. Was den Schmuck betrifft, so wird meine Frau sehr glücklich darüber sein.“

Der Notar schüttelte leidend den Kopf.

„Was hat ihnen denn die unglückliche Nichte Ihrer Schwägerin gethan, daß Sie dieselbe so ganz im Glend lassen wollen? Sie, ein Millionär, dem die Verhältnisse nichts zu wünschen übrig lassen? Glauben Sie nicht, daß die Verstorbene durch die von ihr getroffenen Bestimmungen Ihnen Gelegenheit zu einer großherzigen That hat geben wollen? Beweisen



Sie uns, Herr Pawlik, daß sie sich darin nicht getäuscht, daß Sie ein gutes, edles Herz besitzen, welches nur dieser Mahnung bedarf, um sich zu bethätigen."

"Verbindlichsten Dank für Ihre gute Meinung, Herr Doktor," erwiderte der Rentier ironisch. "Das fragliche Landhaus hat aber eine zu schöne Lage und ist zu komfortabel eingerichtet, als daß ich daran denken möchte, darauf zu verzichten. Auch hat mein Herz gar nichts dagegen einzuwenden, daß ich nehme, was mir von Rechtswegen zukommt; ich würde ihm eine solche Ueberschreitung seiner Funktionen auch gar nicht gestatten."

"Genug, mein Herr!" sagte der Advokat entrüstet. Und zu der jungen Frau gewendet, fügte er hinzu:

"Sie waren Zeuge meiner Bemühungen, Ihnen einen Antheil von dem Vermögen Ihrer verstorbenen Tante zu verschaffen, und haben gehört, wie ich damit gescheitert bin. Ich kann Ihnen also nur dies Gebetbuch übergeben. Nehmen Sie es hin!"

Die junge Frau trat vor, nahm schweigend ihr Erbtheil in Empfang und drückte es an die Lippen. Dann entfernte sie sich, nachdem ihre hochmüthigen Verwandten schon vor ihr das Zimmer verlassen.

Vier Wochen später waren diese nicht wenig überrascht, bei einer Fahrt durch die Stadt Marie und ihren Knaben, beide in eleganter Toilette und gleichfalls in einem hübschen Wagen sitzend, dessen prächtiges Gespann alle Welt bewunderte, zu begegnen. Neid und Reugierde veranlaßten sie zu näheren Erkundigungen, und mit Erstaunen hörten sie, daß ihre ärmliche junge Verwandte ein allerliebstes Haus in einem ruhigen Stadttheil gekauft, wo sie zurückgezogen war, aber mit aller Behaglichkeit lebte. Da ihnen die Sache aber doch zu un-

wahrscheinlich vorkam, beschloßen sie, Herrn Arany aufzusuchen, um von ihm sich eine Aufklärung zu erbitten. Als sie eintraten, war er mit dem Ordnen von Papieren beschäftigt.

"Wir stören vielleicht?" fragte Frau von Haas.

"Durchaus nicht, gnädige Frau, meine Arbeit läßt sich aufschieben. Ich war nur eben mit der Durchsicht von Staatspapieren beschäftigt, die ich als Mandator der Frau Marie Necalset in ihrem Auftrage gekauft habe."

"Aber woher hat sie denn das Geld dazu? Das Ganze ist ein Räthsel für uns."

"Sie hat es von ihrer Tante geerbt," erwiderte der Notar langsam, sich heimlich die Hände reibend. "Das Gebetbuch enthielt fünfzig Kupferstücke und hinter jedem derselben waren Zehntausendgulden-Noten eingeklebt, das macht in Summa 500,000 Gulden."

"Was höre ich?" rief Herr Pawlik niedergeschmettert.

"Wenn man das hätte ahnen können!" rief Frau von Haas.

"Sie haben ja die Wahl gehabt," bemerkte der Notar gleichmüthig.

"Aber wie kann diese Summe nur in das Gebetbuch hineingekommen sein?"

Herr Arany zuckte die Achseln.

"Was wollen Sie? Die Laune einer alten Frau!" meinte er dann.


Frau von Haas und Herr Pawlik sahen sich stumm einander an und zogen sich dann schleunigst zurück, ohne dem Notar zu danken.

Dieser schaute ihnen lächelnd nach: „Es war doch eine fromme und würdige Dame,“ dachte er, „wenn auch keines von beiden es jetzt sagt, und so lange ich lebe, wird mir die Erinnerung an jenen Christabend heilig sein.“

## Heldinnen aus der Missionsgeschichte.

### Vom Editor.

#### I.

rau Anna H. Judson (geb. Hasseltine) soll die erste dieser edeln Gestalten sein, welche wir unsern Lesern hiermit vorführen wollen. Sie wurde zu Bradford, Mass., 1789 von sehr respektablen, intelligenten Eltern geboren. Schon als Mädchen zeichnete sie sich unter ihren Gespielinnen sowohl in der schnellen Sammlung von Kenntnissen, als auch durch Energie und Thatkraft vortheilhaft aus. Sie war behende, gesprächig, ungewöhnlich begabt; und auf der Akademie ihres Geburtsorts erwarb sie sich unter den Mitschülern nicht geringes Lob durch ihren unermüdblichen Fleiß in der Entwicklung ihrer geistigen Kräfte. So wie es scheint, wurden in ihren Mädchenjahren keine besonderen religiöse Eindrücke auf ihr Gemüth gemacht. Sie hing im Gegentheil sehr an den Vergnügungen dieser Welt. Mit sichtlicher Freude wohnte sie glänzenden Parties bei, und weil sie ein gar lebhaftes, einnehmendes Wesen besaß, so war sie immer sehr gesucht und geliebt. Es war in ihrem 14. Jahre etwa, als die ersten, tieferen Ueberzeugungen von einem besseren Leben auf sie gemacht wurden. Eines Sonntag Morgens, nemlich, indem sie sich für den Gottesdienst vorbereitete, nahm sie zufällig ein Buch in die Hand. Als sie es öffnete fiel ihr Blick auf die Worte: „**Solche, die der Luft dieser Welt fröhnen,**

**sind lebendig todt.**“ Der Satz war, wie hier, in fetter Schrift gedruckt und — er erreichte ihr Herz. Ihr war's, als habe ein Engel oder sonst eine unsichtbare Macht ihre Aufmerksamkeit auf jene Worte gelenkt.

In ihrem 15. Jahr las sie an den Sonntagen Bunhan's Pilgerreise. Die Geschichte (der Traum) gefiel ihr ungemein und sie entschloß sich von der Zeit an, ein frommes Leben zu führen; sie betete auch gelegentlich um Gottes Beistand. Das wirkte eine Art Selbstbefriedigung in ihrem Herzen. Nur zu bald fand sich's jedoch, daß ihre guten Vorsätze weder Stich hielten noch ausreichten in Gottes Urtheil. Im Frühling von 1806 entstand dann eine ausgebehnte Erweckung in Bradford, bei welcher Fräulein Anna Hasseltine recht unter die Fucht des Geistes kam. Nach einem langen, heftigen Kampf, bei welchem es oft zweifelhaft schien, ob die Natur oder die Gnade die Oberhand erhalten werde, drang sie endlich vom Tod zum Leben hindurch. Sie wurde eine neue Creatur in Christo Jesu. Ihre Bekehrung war eben so gründlich, als nachhaltig. Sofort warf sich die jugendliche Seele mit eben demselben Eifer in die Arbeit für den Herrn, der sie früher in ihrem Ningen nach sinnlichen Vergnügungen gekennzeichnet hatte. Die Liebe des Erlösers war ihr einziges Thema. Als Lehrerin in einer Volksschule hatte sie in etwa Gelegenheit zunächst ihren inne-

ren Drang in Thätigkeit zu setzen. Sie suchte die Kinder auf den Heiland hinzuweisen. So wurde scheint's auch ihr Gemüth ganz natürlich auf die Heiden- (Kinder) hingelenkt, und sie dachte viel über deren traurige Lage nach. Es wird uns gesagt, daß sie sogar jeden Tag eine bestimmte Stunde aussetzte, in welcher sie speciell für die Bekehrung der Heiden betete.

Die Sympathie für die Heidenwelt wurde bei ihr fast zur Leidenschaft, und es war deshalb kein Wunder, daß sie die erste beste Gelegenheit annahm, unter jenen verlorenen Schafen zu wirken, trotzdem, daß ihr zuweilen ein solches Unternehmen als eine überspannte Idee vorkam.

Es war im Jahr 1810 als Anna Hasseltine mit Dr. Judson bekannt wurde. Dieser war damals Student in Andover und bereitete sich für den Missionsdienst in Indien vor. Als er kurz darauf ihr den Vorschlag machte, ihn in jenes ferne Land zu begleiten, waren es besonders ihre Freunde, die allerlei Bedenken erhoben, ob es auch passend und gefordert sei, daß ein Weib sich dem Missionsdienst widme und dergleichen mehr. Sie selbst hatte mehrere Wochen viel Unruhe darwegen, weil sie gern noch tiefere Ueberzeugungen von diesem Ruf gehabt hätte. Endlich doch wurden die beiden jungen Leutchen Eins, und fort segelten sie am 12. Februar 1812 in Gesellschaft von Missionar Samuel und Frau Newell — nach Indien. Den 18. Juni landete das kleine Häuflein in Calcutta und wurde dasselbe von dem bekannten Dr. Carey, Missionar der Baptisten, mit großer Herzlichkeit empfangen. Auf Judsons Vorschlag wurde kurz darauf die „Baptist Missionary Union of America“ gegründet, welche dann ihn sammt seinem Weibe zu ihren ersten Arbeitern in Birma bestimmte, nachdem

es sich erwiesen hatte, daß sie in Indien, Prince of Wales Island und Madras nicht wirken konnten. Nach einer höchst stürmischen Reise landeten sie von Madras endlich am 13. Juli 1813 in Rangoon, der bedeutendsten Hafenstadt in Birma, an. Nur ein Missionar (Felix Carey) war damals unter den 40,000 Einwohnern der Stadt. Sofort lernten Weibe die Landessprache. Es war dies aber kein geringes Unternehmen; ihr Lehrer verstand kein Englisch und sie das Birmanesische nicht. In den ersten drei Jahren war der Fortschritt der Mission daher ein gar geringer. Frau Judson wurde in Folge der vielen Entbehrungen und Sorgen so krank, daß sie etwa drei Monate nach Madras eilen mußte, um sich zu erholen. Dazu verloren sie auch ihr ältestes Kind und unzählige andere Widerwärtigkeiten stellten sich ein, die ihren Glauben außerordentlich auf die Probe stellten. In Madras erwirkte sich unsere Heldin die Erlaubniß das Weib des Stadt-

halters besuchen zu dürfen. Sie knüpfte Freundschaft mit dieser Person an, damit sie im Fall einer Verfolgung gegen ihren Mann doch eine Zuflucht habe. Als in 1816 die Mission durch Rev. Houg und Frau verstärkt wurde, und diese eine kleine Druckerpresse zc. mitbrachten, da konnte man denn die Vollwerke des Buddhismus endlich einmal im Ernst angreifen. Judson und seine Frau waren bereits der Sprache mächtig und hatten eine kurze Beschreibung der christlichen Religion, nebst einem Katechismus, Grammatik zc. zum Druck fertig. Tausende von Abdrücke wurden gemacht. Damit war jedoch diese eifrige Arbeiterin nicht zufrieden. Sie sammelte eine Anzahl Frauen um sich und suchte sie die Grundwahrheiten der christlichen Religion zu lehren. Sie hatte gewöhnlich von

15–20 Schüler. Einmal sagte eine dieser Frauen zu ihr, sie könne nicht daran denken, die Religion ihrer Väter aufzugeben und eine neue anzunehmen, von der sie nie etwas gehört habe. Frau Judson fragte sie dann, ob sie auch zur Hölle gehen wolle, weil ihre Vorfahren vielleicht dorthin gegangen seien. Darauf entgegnete sie, daß wenn sie mit all ihren Opfern und guten Werken dennoch dorthin müsse — dann nur zu! Frau Judson machte ihr indessen klar, daß selbst ihre Freunde daselbst ihr bittere Vorwürfe machen würden, falls sie von einem Erlöser gehört und denselben nicht angenommen habe, und müßte sie dann ihre Thorheit beklagen, wenn es auf ewig zu spät sei. In ihrer Einfalt meinte die Heidin dann, daß sie in dem Fall Frau Judson als ihre Fürbitterin bei Gott ansehen werde, der sicherlich ihr keine

Bitte versagen könne. Auch hatte Frau Judson zur Zeit eine Anzahl Kinder, die fleißig in dem Katechismus lernten. In 1817 brach eine Verfolgung über die Mission aus. Frau Judson ward in Rangoon allein gelassen. Schon meinte sie, sie sei eine Wittne, als eines Tages Gottes gütige Hand ihr den geliebten Gatten wieder zuführte. In Folge der vielen Schrecken war ihre Gesundheit dermaßen angegriffen, daß sie sich gezwungen sah im Sommer von 1822 nach Amerika zurückzukehren, um sich zu erholen. Diese Zeit nützte sie, um das Interesse für die Mission neu zu wecken. Sie publicirte eine „Geschichte der Mission in Birma,“ nebst einer Schrift über „das Verhältniß der Frauen in Indien“ zc.

Ihre Arbeit war sehr erfolgreich. Einige Jungfrauen erklärten sich willig mitzugehen, andere wieder, ihre Kleinodien, Werthsachen und Geld zur Unterstützung der Mission zu geben. So ging's dann nach Verlauf eines Jahres mit Verstärkung





zurück. Kaum aber hatte sie das Missionsfeld betreten, als auch die Verfolgung wieder über das Häuflein hereinbrach. Sie waren genöthigt ihren Posten zu verlassen. In einem Krieg, den die Engländer gegen Birma in 1824 führten, nahmen jene Rangoon, und als diese Nachricht Awa, den Zufluchtsort der Judson's erreicht hatte, ging der Befehl aus, daß alle Ausländer als Spione angesehen und verhaftet werden sollten. Am 8. Juni trat ein Scherge in Begleitung von zwölf Eingeborenen mit den Worten in Judson's Haus: „Wo ist der Lehrer?“ Judson präsentierte sich. Sofort wurde er auf den Boden geworfen, gefesselt und in das Gefängniß geschleift. Die arme Frau selbst wurde fortan durch zehn rauhe Gesellen bewacht und war mithin sammt ihren vier kleinen birmanesischen Mädchen, obwohl in ihrer Wohnung, doch auch im Gefängniß. Hier hat unsere Heldin ihre härtesten Tage gesehen. Das eigene Elend würde sie noch gerne ertragen haben, hätte sie nur irgendwie die geringste Nachricht von ihrem theuren Gatten erhalten können. Sobald es ihr erlaubt war, ging sie täglich in das Gefängniß und brachte ihrem Manne (und Dr. Price) bessere Kost. Etwa achtzehn Monate lang suchte sie auf alle mögliche Weise ihres Gatten Befreiung zu erwirken, aber ohne Erfolg. Als dieser endlich am Fieber krank wurde, wirkte sie sich die Erlaubniß aus, im Gefängniß-

hose eine Bambushütte aufrichten zu dürfen. Dort pflegte sie sie den Kranken täglich, bis er genas.

Eines Morgens wurde sie vor den Gouverneur gerufen, und während dieser Zeit band man Judson und trieb ihn acht Meilen landeinwärts—barfuß und ohne Kopfbedeckung. Der Marsch war so anstrengend, daß einer der Gefangenen todt niederfiel. Nichts konnte jedoch das heldenmüthige Weib zurückhalten, sie folgte dem Zug, ihr jüngstes Kind auf dem Arme tragend. In einer elenden, schmutzigen Hütte fand sie endlich ihren Mann in schweren Fesseln, erschöpft und sterbenskrank. Sie ging zurück nach Rangoon, um die unterbrochene Missionsthätigkeit fortzusetzen. Als Herr Judson am 5. Juli 1826 abgerufen wurde, um die oben erwähnten temporären Friedensverträge auf eine bessere Basis stellen zu helfen, wurde leider sein Weib im October selbigen Jahres an einem aufreibenden Fieber krank. Man that für sie, was Menschen möglich war, allein noch ehe Herr Judson zurückkam, erlag sie der Krankheit. „Er bleibt lange,“ sagte sie einmal in einer lichten Stunde, „ich muß allein sterben, und auch von meinem Kinde scheiden, aber des Herrn Wille geschehe.“ Am Abend des 24. October 1826 entfloß ihr seliger Geist der irdischen Hülle. Sie wurde mit großen Ehren zu Amherst begraben. Kurz darauf errichtete man ihr ein hübsches Denkmal, das gute Freunde von Boston aus zu diesem Zweck gesandt hatten. Schön sagt Einer: „Ihr Name wird in den Gemeinden zu Birma in gesegnetem Andenken bleiben, bis jede Pagode von Gaudema gefallen, bis christliche Gotteshäuser an den Ufern des Irrawaddy sich erheben, und die Thoren der goldenen Himmelsstadt sich öffnen, um den König der Ehren mit „allen seinen Heiligen“ einzulassen.“ Das ist auch unsere Meinung.



## Wenn die Weihnachtsglocken klingen,

Kind, so denke, was sie läuten;

Hörst du nicht die Engel singen

Und die Glockenstimmen deuten?

„Gottes Lieb' ist aufgezo-  
gen

Ob der Wintererde,

Ueber Jammer, Reu' und Bangen,

daß es Frühling werde.

Glaub', daß Gottes Lieb' dich hält,

Mensch, in allem Wehe,

Preis' das treueste Herz der Welt—

Ehre sei Gott in der Höhe!“

Wenn die Weihnachtsglocken klingen,

Kind, so denke, was sie läuten;

Hörst du nicht die Engel singen

Und die Glockenstimmen deuten?

„Erstb' du Gottes sel'gen Frieden,

Werde still und milde,

Daß du liebend wirst hienieden

Nach des Ew'gen Wille.

Fort das Rechte, fort den Zank,

Fort die Drohgeberde,

Daß es endlich, Gott zum Dank,

Friede sei auf der Erde.“

Wenn die Weihnachtsglocken klingen,

Kind, so denke, was sie läuten;

Hörst du nicht die Engel singen

Und die Glockenstimmen deuten?

„Gottes Liebe kann nicht enden,

Schwillt alljährlich neue;

Schmückt ihr Fest mit tausend Händen,

Pflanzt den Baum der Treue,

Zündet Kerzen, spendet froh,

Füllt die Hände Allen,

Daß ringsum besel'ge so

Menschen ein Wohlgefallen.“

(Victor Blüthgen.)

## Unter den Verwahrlosten.

(Von Agnes Rättig.)



u Berlin in der Dreifaltigkeits-Kirche hatte sich die Gemeinde zahlreich zur Christmette versammelt. Mit Andacht lauschte die Gemeinde der Predigt, und feierliche Stille würde geherrscht haben, wenn es nicht doch einen kleinen Störer der Andacht gegeben hätte. In periodischer Wiederkehr ertönte aus einer Ecke heraus der Husten eines Kindes, ein Husten von so unheimlicher Klangfarbe, daß er mir mitten in die Botschaft des Welttheils wie das heilere Getöse eines Unglücksrabens erschien. O, ich kannte diesen pfeifenden Kehlenton sehr wohl. Wie oft hatte er, das dräuende Mahnen eines Hausgespenstes, in düst'rer Nacht mein Herz erzittern gemacht! Zu den Stunden dieser Angst führte mich meine Erinnerung wieder zurück. Und immer wieder, wenn mein Sinn sich von ihr losrang, hallte der Ton von neuem in mein Ohr. Er machte mich ganz nervös. Von jener Seite mußte er kommen, aus jener Kindergruppe heraus, die mein Auge endlich entdeckt hatte. Wer mochte wohl der kleine Störenfried sein?

Der Gottesdienst war beendet; ich konnte also jetzt nachforschen. Ich schritt der Kindergruppe zu, auf die mein Gehör den Verdacht gelenkt hatte. „Wer von euch hat denn den bösen Husten?“ fragte ich die kleine Schar, die aus etwa acht kleinen Mädchen des Arbeiterstandes bestehen mochte. Ein kleines, sauber gekleidetes Ding versteckte sich ängstlich hinter ihren Freundinnen. Wenn nicht schon ihr böses Gewissen ihre Thäterschaft verrathen hätte, jetzt that es auch ein neuer Hustenanfall. Meine Hand erfaßte sie; sie schlug wie eine schuld-bewusste Nebelthäterin die Augen nieder.

„Wo wohnen deine Eltern, mein liebes Kind?“ fragte ich. Die Kleine schwieg. „Komm, führe mich zu ihnen, ich habe mit ihnen zu sprechen.“

„Wollen Sie mich verklagen, daß ich durch meinen Husten in der Kirche gestört habe?“ fragte das Mädchen, ein Kind von acht Jahren. „Ach, bitte, thun Sie es doch nicht; ich konnte wirklich nichts dafür.“

„Fürchte dich nicht, gutes Kind,“ beschwichtigte ich.

Meine freundliche Miene beruhigte sie, und auf dem Wege wurde die Kleine zutraulicher und mittheilsamer. Ihrem Bericht entnahm ich, daß ihr Vater wegen eines schlimmen Fußes schon seit Jahr und Tag arbeitslos sei. Ihre Mutter verdiene sich kümmerlich das Brot durch Waschen und Zeitungsausstragen. Bei letzterem Geschäft helfe sie mit. Jeden Morgen stehe sie um vier Uhr auf, um die Blätter falzen zu helfen. Dann mache sie „ihre Tour.“ Von da aus gehe sie in die Schule. Nachmittags helfe sie wieder Zeitungen austragen. Und nach den Schularbeiten ginge sie zu Bett. Und so einen Tag, wie alle Tage.

Welch freudenleeres, pflichtenschweres Dasein eines Kindes! Wo bleibt da der vielbesungene Sonnenglanz der Kindheit? Lag auf ihr nicht dichter Nebel und immer wieder Nebel!

„Aber du spielst doch manchmal mit deinen Gefährtinnen?“

„Spielen? Ach nein, dazu habe ich keine Zeit! Zu Hause muß ich ja auch auf meine kleine Schwester aufgeben.“

„Aber heute ist Weihnacht, da wird doch der Christbaum bei euch angestekt, und du bekommst Spielzeug?“

Ein trauriges Kopfschütteln war die Antwort.

„Ja wohl, mein Kind, erhältst du deinen Baum! Er steht bei mir bereit. Und was wünschst du dir wohl am meisten?“ „Ach! eine Puppe hätte ich für mein Leben gern! Aber die haben Sie wohl nicht?“

„Sogar eine sehr große hab' ich für dich; siehst du, eine so große“—hier maß ich mit der Hand ihre Höhe. „Und ein blaues Atlaskleid hat sie für den Sonntag, und Schuhe, Handschuhe, Schirm und Fächer sogar. Und noch heute Abend sollst du die ganze Bescheidung haben.“

Ein jauchzender froher Schrei ertönte aus der glücklichen Kinderbrust, und den erslickte wieder der böse pfeifende Husten. —

Wir waren an dem Hause der Eltern angelangt, kletterten drei schmale und steile Stiegen des Hinterhauses empor, dann im dunklen Flur nach der Thüre—das Kind trat ein, ich folgte ihm nach.

Meine Erscheinung blieb zuerst unbeachtet; das im Zimmer herrschende Dunkel erklärte dies. Erst als mein Auge sich daran gewöhnt hatte, entdeckte ich eine verwilderte Proletariersgestalt, welche den mit struppichten Haaren bedeckten Kopf auf die Hände stützte. Raum, daß der Mann die Kleine bemerkt hatte, empfing er sie mit einem dichten Hagel roher Schimpfwörter, denen bald thätliche Mißhandlungen folgten. An die Wand, an welcher die Kleine bebend in einen Winkel niederkauerte, schmetterte unmittelbar über ihrem Köpfchen ein schwerer Holschuh; glücklicher Weise verfehlte er sein Ziel, da das Kind trotz der Dunkelheit den ihr drohenden väterlichen Liebesgruß rechtzeitig geahnt hatte. Gewiß war sie derartige Zärtlichkeit schon gewöhnt. Wir trampfte sich das Herz zusammen. „Sie harter Mann!“ rief ich, „wollen Sie Ihr Kind dafür strafen, daß es in die Kirche gegangen ist?“

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ polterte der Alte.

„Ich bin mit Ihrem Kinde hergekommen, um Ihnen und Ihrer Frau zu sagen, daß der Husten, den dasselbe hat, sehr gefährlich ist. Sie würden gut thun, wenn Sie das Kind, wie es Ihnen Natur und Vaterpflicht gebieten, lieb haben, es zu Bett bringen und einen Arzt rufen zu lassen.“

„Paß! Unkraut vergeht nicht! Einen Arzt holen, das fehlt mir noch! Unnützes Geld wegwerfen! Wird schon von selbst wieder gesund werden, wenn das sich nicht verstielt. Ist gewiß zu faul, um Zeitungen auszutragen und will sich nur davon drücken. Na, nun lassen Sie mich in Ruh.“

„Was geht hier vor?“—rief plötzlich die Stimme einer zur Thür eintretenden Frau. — „Mann, so verhalte dich doch ruhig!“ Der Alte besänftigte sich, ja, versuchte eine Entschuldigung gegen mich vorzubringen, als ihm seine Frau etwas ins Ohr flüsterte und das zum Abendessen für ihn eingekaufte auf den Tisch legte. Als ich die Frau sah, mir in meine Wohnung zu folgen, um für ihr Kind eine kleine Weihnachtsgabe-scherung mitzunehmen, versprach sie zu kommen. Sie wollte nur auf ihren Sohn warten, der käme gleich—und wirklich trat dieser jetzt in das Zimmer. Auf meinen Wunsch wurde die Kleine zu Bett gebracht; sie reichte mir mit einem berebten Ausdruck der Dankbarkeit, ohne ein Wort zu sprechen, ihre kleine Hand—und große Thränen quollen aus ihren Augen.

„Er meint es nicht so böse,“ entschuldigte die Frau ihren



Mann, „er hat nur manchmal so seinen Anfall von Wildheit.“ Dann erzählte sie, welch ein liebes, pflichtgetreues Ding ihr Kind sei, wie treu sie ihr in ihrem harten Erwerbe helfe, wie anstellig sie in der Wirtschaft sei und sorgsam wie ein Mütterchen in der Aufwartung ihrer jüngeren Schwester—und dankbar packte sie in Bündel zusammen das Spielzeug, das meine Kinder ihr zutrug, und den Haufen von Pfefferkuchen, Nüssen, Nespeln und Marzipan, zu welchem alle Teller den reichlichen Zehnten hergaben. Darüber wurde die stattliche Wunderpuppe gelegt, und den Weihnachtsbaum in der Hand, verabschiedete sich die Frau.

Am andern Tage berichtete sie mit thränender Stimme, wie ihres Kindes Gesicht vor Freude gestrahlt habe, als ihr vor

dem Bettchen der Tannenbaum angezündet, und vor ihr die Bescherung ausgebreitet worden sei. Aber das Kind wäre wirklich recht krank, der Arzt solle gleich kommen.

Acht Tage später sandte ich in das Haus, um Erkundigung über die kleine Kranke einzuziehen. Die Kleine war nicht dort; sie war Tags vorher nach Bethanien gebracht—zur Operation.

Vier Tage später erschien die Frau wieder in meiner Wohnung. Ihre abgehärteten Züge verriethen mir die Trauerpest, welche sie herführte. Die Kleine war an der Diphtheritis gestorben.

Die schöne Puppe im Arm war sie sanft entschlafen. Die Mutter hat sie ihr mit in den kleinen Armenjarg hineingelegt. —Eine traurige Weihnacht der Verwahrlosten!

## Des kleinen Mädchens Kissen.

(Frei nach dem Französischen von R. L.)

**D**u liebes kleines Kissen,  
Dich möcht' ich nimmer missen,  
Denn in der letzten Weihnachtsnacht  
Hat dich der heil'ge Christ gebracht;  
Es sind ganz weiße Federn drin,  
Ich glaube, daß ich milde bin.  
Mein Bettchen ist so weich und schön,  
Drum will ich nun auch schlafen geh'n;  
Du liebes, kleines Kissen,  
Wie schläfst dich's wohl auf dir.

Wenn Nachts die Wölfe heulen  
Und alte, böse Eulen,  
Im Wald die Bäume schaurig weh'n,  
Und wilde Räuber stehlen geh'n;  
Wenn schwarz Gewölk am Himmel zieht,  
Daß man den guten Mond nicht sieht,  
Und braust der Schneesturm wild ums Haus  
Und bläst erbozt die Sternlein aus,  
Du liebes kleines Kissen,  
Dann schläfst dich's wohl auf dir.

Wie viele arme Kinder  
Entschlafen viel geschwinde,  
Wenn jedes auch in seinem Bett  
Ein schönes, weiches Kissen hätt'.  
Viel kleine Mädchen geh'n zur Ruh',  
Es deckt sie aber Niemand zu;  
Sie frieren oft und seufzen schwer,  
Sie haben keine Mutter mehr!

Ach, hat man eine Mutter,  
Dann schläft es sich so wohl!

Nun will ich Gott noch bitten,  
Daß er in alle Hütten,  
Wo Kinder zu ihm aufgeblickt,  
Vom Himmel einen Engel schickt;  
Wer aber das Gebet versäumt,  
Daß dem auch gar nichts Schönes träumt;  
Und wer noch gar nicht beten kann,  
Der ist fürwahr recht schlimm daran!  
Wo kleine Kinder beten,  
Da schläft es sich so wohl.

Ich bitte dich, Herr Jesu Christ,  
Weil du so lieb und freundlich bist:  
O, mach' mein Herzchen fromm und rein,  
Ich möchte gern dein Lämmlein sein.

O, sprich ein Wort aus deinem Mund  
Und mach' die Kranken all' gesund,  
Und hat ein Kind kein Bett zur Ruh',  
Deck es mit deinem Segen zu.

Wer aber keine Mutter hat,  
Den tröste du an ihrer Statt;  
Und sag' dem Tod in dieser Nacht,  
Daß er nicht neue Waisen macht.

## Neujahrswünsche.

Nach D a h e i m.

**D**ie Glückwunschkarten zum Beginne eines neuen Jahres, die mit Hülfe der in neuerer Zeit zu so großer Ausbildung gelangten vervielfältigenden Künste gegenwärtig in großen Massen und in außerordentlicher Mannigfaltigkeit hergestellt und am ersten Tage des Jahres an Familienangehörige, Freunde und Bekannte versendet werden, haben bereits eine ältere Geschichte, als die meisten glauben, die sie heute benutzen, denn ihre Anfänge gehen bis in die Wiegenzeit der Holzschneide- und Kupferstecherkunst zurück. Die überaus wichtige Erfindung des Druckverfahrens ermöglichte es auch

dem Armen, sich um wenige Cents einen bildlichen Schmuck für seine Hütte zu verschaffen, während ein solcher früher bekanntlich nur ein Vorrecht des Reichen war. Es war etwa ums Jahr 1459 als die ersten gedruckten Neujahrswünsche erschienen.

Das Verlangen, den Angehörigen und Freunden beim Jahreswechsel ein das ganze Jahr über sichtbares Zeichen der dargebrachten Glückwünsche überreichen zu können, veranlaßte die Formschneider und Briefmaler, sich mit der Herstellung von Neujahrswünschen zu befassen. Der älteste, uns bekannte



gedruckte Neujahrswunsch ist ein Kupferstich des unbekannten Meisters E. S. von 1466, dessen Blätter heute sehr selten sind und zu den kostbarsten Zierden jedes Kupferstichabinettes gehören. Der Kunsthistoriker Passavant beschreibt den Stich nach einem Exemplar zu Paris. Nach demselben steht auf einer sehr reich gehaltenen Blume von phantastischer Form das Christuskind, das ein Spruchband hält mit der Inschrift: „Ein gout selig jor.“

Daß dieses Blatt sich regen Beifalls erfreute, beweist, daß zwei Ausgaben desselben existiren. Da das Jahr im Mittelalter zu verschiedenen Zeiten (auch am 25. Dezember) begann, so ist's nicht unverständlich, daß das Christuskind als Vermittler des Glückwunsches dargestellt ist. Im Weihnachtjahr wurde nemlich die erste Hälfte des Jahres, die Periode der wachsenden Tage durch das Christkind und eine Taube mit offenen Flügeln dargestellt, während Johannes der Täufer und eine Taube mit geschlossenen Flügeln die zweite Jahreshälfte, die Zeit der abnehmenden Tage symbolisirten. Beides mit Hinblick auf Ev. Joh. 3, 30: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“

Im fünfzehnten Jahrhundert wurden die Neujahrswünsche mitunter auch mit den Wandkalendern verbunden und standen dann an der Spitze derselben. Das germanische Museum zu Nürnberg besitzt einen mit Typen gedruckten Kalender auf das Jahr 1478, an dessen Kopf in Holzschnitt der Wunsch: „Ein gut sälig jar“ in einem Spruchbande steht, das vom Christkinde und einer Taube mit ausgebreiteten Flügeln gehalten wird. Ein anderer Wandkalender für 1495 eben dort, enthält eine ähnliche Darstellung, doch kannte der Holzschneider die symbolische Bedeutung von Christus und der Taube nicht mehr, man sieht daher statt der letzteren einen Hahn in Gemeinschaft mit dem Christkinde ein Spruchband halten, das die Inschrift trägt: „Ich bin ein weiterhan Ein seligs Jor verkünd ich jederman Das will ich allen den geben Die in gotts forcht leben.“

Die Glückwünsche des sechzehnten Jahrhunderts, die früher gewiß in großer Anzahl vorhanden waren, gehören heute zu den größten Seltenheiten, sie wurden eben verbraucht, und es kam nur dann zufällig ein Exemplar auf uns, wenn es der einsmalige Besitzer statt an die Wand oder die Kammerthür in ein Buch einklebte und es auf diese Weise vor der Zerstörung schützte.

Daß man bei der Fabrication von Neujahrswünschen auch noch im sechzehnten Jahrhundert den Traditionen des vorhergehenden treu blieb, zeigt uns ein Glückwunsch, der sich im Besitze des erwähnten Museums befindet; dieser ist zu Nürnberg gedruckt, und zeigt die Ueberschrift: „Schöne Trostsprüche von dem Kindlein Ihesu Christe, den lieben Christen Kindlen zum Neuen Jar zusammengezogen.“ In der Mitte ist das Christuskind dargestellt, während ringsherum Sprüche gedruckt sind, die sich alle auf Christi Ankunft und seine Mission beziehen, und eine in innigem religiösen Tone gehaltene Ermahnung an die Kinder, im Glauben an Jesum Christum auszuharren, enthalten. Der Holzschnitt hat die Jahreszahl 1567.

Einen ganz anderen Charakter zeigen die Neujahrswünsche





des siebenzehnten Jahrhunderts, als an Stelle der verfeinerten Sitte und des frischen Volkslebens des vorhergehenden Jahrhunderts, sowie der Bewilderung während des dreißigjährigen Krieges, ein steifes, ceremonielles Wesen getreten war. Die religiösen Darstellungen verschwanden; an ihre Stelle



Neujahrskarte vom Jahr 1821.

traten die damals so überaus beliebten Allegorien, während schwülstige, oft überschwengliche Verse den eigentlichen Glückwunsch enthielten.

Der späteste Neujahrswunsch dieser Art, welchen das oben genannte Museum besitzt, entstammt dem Jahre 1823 und rührt von Joh. Fried. Wolf her. Er dürfte einer der letzten dieser Nürnberger Neujahrswünsche sein, die beinahe bis zu ihrem Ende in gleicher vorhin erwähneter Ausstattung erschienen. Die ältesten dieser „Geistesprodukte“ sind noch die besten; je mehr sie sich aber unserm Jahrhundert nähern, um so geistesleerer, fader und schwülstiger werden sie.

Eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der gedruckten Neujahrswünsche brachte der im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts sich einbürgernde Gebrauch der Visitenkarten hervor; sie waren die Veranlassung, daß die Glückwünsche die Form von Karten annahmen, so daß die Erstlinge unserer heutigen Gratulationskarten eigentlich diesem Jahrhundert entstammen. Die älteste Karte dieser Art im genannten Museum ist die in unserem ersten Bild (siehe dieselbe) gezeigte von 1779, welche laut der in das vorgedruckte Schema eingetragenen handschriftlichen Widmung dem Nürnberger Patrizier Paul Carl v. Welsch von seinem Sohne gewidmet wurde. Sie zeichnet sich nicht gerade durch besondern Geschmack aus, ist aber nach einer andern Richtung hin, nemlich für die Geschichte des Farbendrucks nicht ohne Interesse, da das Bild mit drei verschiedenen Farben: grün, gelb und roth mit Glidches aus Schriftmetall gedruckt ist. Die Verse stehen auf einem eingelassenen Stückchen rother Seide. Außer den auf ähnliche Weise hergestellten

ten Karten waren im achtzehnten Jahrhundert und im Beginne unseres Jahrhunderts vorzugsweise in Kupfer gestochene und sodann kolorirte, sowie ferner in Papier erhabenen gepreßte, oder auch mit rosa, grünem und blauem Atlas überzogene Karten in Mode. Sie zeigten blumenspendende Genien, und die das Füllhorn ausleerende Fortuna. Aber besonders häufig auch den Altar der Freundschaft, der im Zeitalter der Sentimentalität und überschwänglichen Gefühlsäußerung, in dem man die Schließung von Freundschaftsbündnissen mit feierlichen Schwüren, rührenden Ceremonien und strömenden Thränen so sehr liebte, natürlich hier nicht fehlen durfte. Die meist auf eingelassener bunter Seide gedruckten Verse, deren Inhalt dem Charakter jener Zeit entspricht, sind häufig unter dem Sockel des Freundschaftsaltars, unter Urnen und ähnlichen Gegenständen, die in die Höhe gehoben werden können, versteckt.

Auch bei der in unserem dritten Bilde gezeigten Neujahrskarte von 1794 läßt sich der Theil, welcher den Freundschaftsaltar darstellt, aufheben. Es stehen darunter die Verse:

„Bruder, den ich zärtlich liebe—  
Heil und Segen wünsch ich dir!  
Keine Stunde sei dir trübe!  
Und von allen Freunden hier  
Müsse dir nicht eine fehlen;  
Was die Hoffnung dir verspricht,  
Und was deine Wünsche wählen,  
Folge dir wie Sonnenlicht!“

Das germanische Museum besitzt eine beträchtliche Anzahl solcher Karten. In welcher Weise diese handwerksmäßig hergestellten Karten an den Mann gebracht wurden, zeigt uns die hübsche Habirung des trefflichen Meisters Chodowicki: die „Neujahrswunschverkäuferin,“ deren Reproduktion uns ein sehr gelungenes Bild aus dem alten Berliner Volksleben vor Augen führt.

Von den bisher betrachteten Neujahrswünschen weichen wesentlich ab die Neujahrskarten und Wünsche des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, die von Künstlern nur für ihre Freunde und Bekannten bestimmt sind und nicht käuflich zu haben waren. Sie sind besonders interessant, denn gerade in ihnen zeigt sich oft eine reiche Fülle lebenswürdigen Künstler-



Berliner Neujahrswunschverkäuferin Ende vorigen Jahrhunderts.

humors. Einer der Künstler (Christ. Heinr. Kummert) hat sich selbst in das Zimmer tretend dargestellt, mit den Worten: Chr. Heinr. Kummert wünscht Glück zum Jahr 1808. Ein Anderer (S. A. Börner) hat es umgekehrt gemacht, er stellte sich dar, wie er aus der Hausthür tretend, in diese seinen Mantel eingeklemmt hat, und entschuldigt das nichtpersönliche Erscheinen mit den Worten:

„Ich bin gehindert und kann nicht selbst kommen,  
Also mein Compliment und nicht übel aufgenommen.


Am 1. Januar 1812.“

Als weiteres Beispiel dieser besonderen Art von Glückwün-

schen lassen wir aus einer Reihe allerliebster Gratulationskarten des Kupferstechers Friedrich Fleischmann noch eine vom Jahre 1821 folgen (siehe Bild). Andere Künstler aus dem ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts fertigten kleine Stiche beliebigen, nicht zum Jahreswechsel in Bezug stehenden Inhalts, die sie, mit einer Widmung versehen, am ersten Tage des neuen Jahres zur Vertheilung brachten.

Die Geschichte der Neujahrskarten hier noch weiter fortzusetzen, wäre unnöthig. Es bleibt uns daher nur noch übrig, diesen alten Neujahrswünschen einen neuen hinzuzufügen, nemlich ein glückseliges neues Jahr allen Lesern des Evangelischen Magazins!

## Ein glückseliges neues Jahr.

ater und Sohn hießen beide Daniel. Man nannte sie, zum Unterschiede Beider, den „alten Dan“ und den „jungen Dan.“ Der alte Daniel Hooper erwarb sich seinen Lebensunterhalt mit Fischen, und zuweilen hieß es auch, er sei „betrunken wie ein Fisch.“ Daß Hooper nun wirklich so übermäßig trank, verursachte dem Sohn viel Herzeleid. Ja, die ganze Familie bejammerte diesen Uebelstand. O, wie oft entranen sich der Brust der guten Hausmutter tiefe Seufzer beim Gedanken an den traurigen Zustand ihres Gemahls, und traten ihr dabei jedes Mal Thränen in die Augen. Der junge „Danie,“ wie ihn die Mutter nannte, wußte auch sehr wohl, was die tiefen Seufzer und die nassen Augen bedeuteten. Er sagte dabei, die Mutter hole Wasser aus einem tiefen Brunnen.

Hoopers Familie wohnte nahe an dem sandiggelben Seeufer. Das Haus war anderthalbstöckig, und zur Zeit, als die Deutchen einzogen, eine liebliche Heimath; es war damals erst wieder frisch angestrichen und so weiß, als die zahlreichen Segel auf der blauen See. Jeden Morgen schien die goldige Sonne der Hooper'schen Familie einen freundlichen Gruß durch die reinlich-glänzenden Fensterscheiben zuzuwinken, und als wollte sie sagen: Wie geht's, Leute? Die Zimmer waren niedlich tapeziert und mit hübschen Möbeln angefüllt. Ein lieblicher Blumengarten zierte den Hofraum. Aber ach! welche Veränderung bringt doch das Laster der Unmäßigkeit bei einem Menschen und dessen Heimstätte hervor. Jetzt hatte das Haus Hoopers von außen ein so schmutziges Aussehen, wie das Segeltuch eines alten Küstenschiffes. Die vielen zerbrochenen und mit Lumpen ausgestopften Fensterscheiben gestatteten dem lieben Sonnenlicht nur noch spärlichen Zutritt in das Innere der Wohnung. Die wenigen, durchbrechenden Strahlen schienen wehmüthig zu flüstern: „Dies ist die besklagenswürdige Heimath eines Trunkenboldes!“ Die Wände waren besudelt und von Tabakrauch geschwärzt; die wenigen, noch nicht verkauften Möbel waren zerbrochen. Der vormalig so einladende und lieblich duftende Blumengarten war in eine kleine Wüste verwandelt, wo Kletten, Stachelschkrout, Disteln und Dornestrüpp immer üppiger wucherten.

Frau Hoopers einziger Trost war ihr junger Dan. Des Knaben und der Mutter größte Freude war die Sonntagschule. Letztere wurde Sonntagnachmittags in dem Brookshulhaus abgehalten. Dicht hinter demselben plätscherte fröhlich und munter ein Bächlein in den See hinab, woher die Schule ihren Namen erhalten hatte. Eines Sonntagnachmittags, spät im December, unterhielt sich Frau Whiton, Danie's Lehrerin, mit ihrer Klasse.

„Ihr Knaben,“ sagte sie, „Neujahr eilt schnell herbei. Möchtet ihr dasselbe mit guten Vorsätzen beginnen?“

„Ja, ja, ja!“ war die einstimmige Antwort der jungen Helben.

„Ein Jeder von euch,“ fuhr Frau Whiton fort, „kann sich vermuthlich auf etwas besinnen, wo er sich verbessern kann.“

Die Knaben fingen sämmtlich an nachzudenken.

Der Garvin dachte bei sich: „Ich will künftig der Mutter besser gehorchen.“

Charles Stevens beschloß bei sich, die Bibel täglich zu lesen.

Tim Gookin setzte sich vor: „Ich will künftig meinen Lehrer in der Alltagschule nicht mehr belästigen.“

Aber tief im innersten Seelengrund Dan Hoopers hieß es: „Ich werde das Beste versuchen, um meinen Vater zu einem Mäßigkeitsmann zu machen.“

„Aber merkt euch dies,“ fuhr Frau Whiton fort, „mit einem bloßen Vorsatz ist's wie mit einem Nagel, der in die Wand gesteckt, aber nicht völlig eingetrieben wird. Solche Nägel fallen, wie ihr wißt, gar leicht wieder heraus. Gute Entschlüsse fallen sehr oft auch schnell wieder zu Boden. Der Nagel muß fest eingetrieben werden. Kennt ihr auch den trefflichen Hammer, welcher alle unsere Resolutionen fest und sicher an Ort und Stelle bringt?“

„Ich errathe es schon,“ sagte Charles Stevens.

„Und was ist's?“

Charles hing den Kopf und flüsterte: „Gebet.“

„Ja, das Gebet ist der Hammer, der alle unsere Entschlüsse fest macht. Was ihr euch inner vornehmen müget, seid nur immer vor allem darauf bedacht, den Nagel fest einzutreiben.“

„Dan“ begab sich gedankenvoll nach Hause; dort angekommen stieg er eine düstere Treppe hinauf und begab sich in sein Kämmerlein, fiel auf seine Kniee und fing an, für seinen Vater zu beten, aber ein gewisses Etwas schien seine Worte ersticken zu wollen. Und was mochte dieses wohl sein? Ei, er hatte den Herrn noch nicht für die Vergebung seiner eigenen Sünden angerufen. In Folge dieses Hindernisses war er bereits wieder aufgestanden, kniete aber wieder nieder und bat Gott, er möge ihm doch seine eigenen Sünden aus dem Wege räumen. Das half. Bald war die schwere Last vom Herzen verschwunden, und er konnte jetzt ungehindert für seinen Vater beten.

„Mutter,“ sagte der Knabe, als er sich in die Küche hinunter begab, woselbst er sie beim Lesen der Bibel antraf, während die letzten Sonnenstrahlen sich mühsam Bahn ins



Zimmer brachen, „Mutter!“ wiederholte er und zögerte nochmals.

„Was ist's, mein Sohn?“

„Ich wollte dir nur mittheilen, daß ich angefangen habe, für den Vater zu beten.“ Bei diesen Worten brach der Junge in Weinen und Schluchzen aus, während er den Kopf auf seiner Mutter Schulter legte. Auch die Mutter mischte ihre Thränen mit den seinigen. O, welch ein beklagenswerther Ort ist die Heimath eines Trunkenbolde, und welch ein Unheilstifter ist der Brantwein!

„Dan,“ sagte endlich die Mutter, „ich dachte auch schon darüber nach. Ich las soeben in der Bibel, und sehe darin, was das Gebet der Frommen vermag.“ Beide fielen in der düsternen Küche auf ihre Kniee, und erhoben ihre Herzen zu Gott im brünstigen Gebet.

Es war Neujahr. Die beiden Hoopers wollten hinaus auf die See, um zu fischen. Das Fahrzeug lag draußen am Seeufer in Bereitschaft.

„Kleide dich warm, mein Kind,“ sagte die sorgsame Mutter, „es ist kalt. Aber leider, deine Kleidung reicht nicht hin, um dich warm zu halten. Du kannst aber meinen rothen Shawl mitnehmen, und wenn nöthig denselben um dich werfen.“

Der Vater lächelte, als er den rothen Shawl am Arme seines Sohnes erblickte, aber der junge Dan dachte bei sich: „Kieber einen Shawl, um sich äußerlich warm zu halten, als Brantwein, um sich innerlich damit wärmen zu wollen.“

Aber der Krug, als der unzerrennliche Begleiter Daniel Hoopers, durfte natürlich auch heute nicht fehlen.

„Es ist sehr trübe, Vater,“ sagte der junge Dan, als sie vom Ufer stießen, „wird es wohl Schnee geben?“

„O, ich denke nicht. Wir können uns ja rechtzeitig nach Hause begeben, falls sich das Wetter stürmisch gestalten sollte.“

Bei diesen Worten hob Hooper den Krug zum Mund und that einen kräftigen Zug—eine sehr schlechte Praxis für einen Bootsmann, zumal bei drohender Witterung; denn der Brantwein macht den Kopf des Ruderers schwer.

Die Fische bissen gut; aber Hooper beklagte sich über starkes Frösteln. „Mich friert sehr, Danie,“ sagte er. „Die Fische beißen sehr gut; aber ich bin kalt.“ Hierauf sprach er dem Brantweinkrug nochmals zu, und später so oft, daß es dem Junge schien, als thue der Vater mehr Züge aus dem Krug, als aus dem Wasser.

„Ich weiß wohl, was mich warm halten kann,“ dachte der junge Dan, und warf den alten Shawl seiner Mutter um sich.

„Was ist das?“ fragte er endlich, in die See hinaus deutend: „Ein Schneegestöber im Anzug!“

Aber der Vater schien sich wenig darum zu kümmern; er sagte er sei schläfrig. Die Wirkung des Brantweins hatte sich bereits volle Geltung verschafft. Er beugte sich nieder auf den vor ihm sich befindlichen Sitz, und fiel in einen Schlummer. So war nun der arme Junge draußen auf offener See, der Vater betrunken und ein heftiger Schneesturm in Anzug.

„Da ist bereits eine Schneeflocke,“ sagte er; dieselbe fiel auf seinen rothen Shawl, als kleiner Vorbote, um die baldige Ankunft noch Tausender seines Gleichen anzumelden.

Der junge Bursche war nun glücklicherweise kein Träumer, und begann sich daher auch nicht lange, was unter Umständen zu thun sei. Er war erst zwölf und dazu noch klein für dieses Alter, aber kräftig, und verstand es einigermaßen ein Boot zu handhaben.

Drei oder vier andere der kleinen, weißen Boten machten ihr Erscheinen. Sie schienen ihm zuzurufen: „Eile, spute dich!“

„Ich weiß schon, was ich thue,“ dachte Dan. „Ich hisse den Segel, und eile heimwärts, denn der Wind hat die erwünschte Richtung.“

„Eile!“ sagten die immer dichter fallenden Flocken.

Das Segel wurde mit leichter Mühe aufgezo-gen. Da Beide während der letzten halben Stunde auf dem Wasser umhergetrieben waren, so war noch kein Anker zu lichten. Der kleine Bootsmann steuerte so stark als möglich der Heimath zu, eine Entfernung von etwa drei Meilen.

Dichter und dichter wirbelte der Schnee vom schwarzgrauen Himmel und bildete gleichsam einen Schleier, eine riesige Spitzenhaube, beides Land und See, mit Ausnahme eines kleinen Umkreises um das Boot her, vor ihm verhüllend.

Aber der Knabe konnte steuern, noch mehr, er konnte beten, und er that beides. Das Boot machte aber nur geringe Fortschritte, indem der Wind nicht aus vollen Backen in das Segel blies. „Spute dich!“ schienen die Schneeflocken ihm wiederholt zuzurufen. „Ein Wettlauf findet zwischen uns statt, und wir werden wohl vor dir ans Land kommen.“

Endlich sagte Dan mit spähen dem Blicke: „Was ist dort dicht vor uns? Die Brandung an den schwarzen Felsen. Das ist aber eine nicht ganz angenehme Lage, immerhin aber ein Zeichen von der Nähe des Ufers,“ und Dan lenkte mit aller Anstrengung seiner Kräfte das Boot von der Richtung der Felsen ab, während er vor Kälte zitterte.

Wirklich, dort erblickte er den ihm so bekannten sandigen Fahrweg am Seeufer, und nach einigen weiteren Anstrengungen war das Fahrzeug mit seiner kostbaren Ladung sicher am Lande. Danks Vater wurde durch den letzten Anprall des Bootes gegen das Sandufer aufgeweckt.

„Wir sind glücklich zurück, Vater,“ sagte der Knabe; „laß mich dir heraushelfen.“

Hooper taumelte, von seinem Söhnchen unterstützt, aus dem Boot, und wandte sodann dem Fischerhüttchen auf der sandigen Anhöhe zu, der junge Dan mit den gefangenen Fischen hintendrein. Dem Hause zuwendend, um der Mutter ihrer beider glückliche Rückkehr zu melden, ließ er unterdessen seinen Vater in der Fischerhütte.

„Wie befindet sich dein Vater?“ fragte die Mutter neugierig.

Ohne die Frage zu beantworten sprang er nach der Fischerhütte zurück, um seinen Vater daselbst aufzuhalten, bis er nüchterner sein würde.

„Es wird der Mutter großen Kummer machen,“ dachte der Junge, „den Vater am ersten Tage des Jahres betrunken zu sehen.“

„Wie sind wir denn eigentlich zurück gekommen?“ fragte der alte Hooper zulezt.

„Ich steuerte selbst heimwärts,“ war des Knaben Antwort. „Wer hisste das Segel?“

„Ich selbst.“

Daniel Hooper hatte ein Gewissen sowohl wie Andere, und eben hier kneipte ihn dasselbe nicht wenig. Während der ganzen Stunde, welche die Beiden in der Fischerhütte zubrachten, vorgeblich gewisser Geschäften wegen, an welche der junge Dan seinen Vater erinnerte, in Wahrheit aber, um letzteren vorerst völlig nüchtern werden zu lassen, nahmen die Gewissensbisse des Alten fortwährend zu. Derselbe ging hinaus, um sich nach einigen Jägern umzusehen. Als er wieder zur Thüre herein trat, bemerkte er seinen Sohn auf einem rundgelegten

Seit knieend, und hörte folgende Worte des Gebets: „O Gott, laß doch meinen Vater nicht als Trunkenbold sterben!“ Der Vater fuhr dabei erschreckt auf. Er kehrte wieder um, hinaus in das Geströber.

„Welch ein elender Wicht bin ich doch!“ sagte er, und setzte sich gedankenvoll auf eine Sandbank nieder, während die Schneeflocken in dichten Massen hernieder wirbelten. Er dachte mit Ernst über sein sündhaftes Leben nach. Es war Neujahrstag und gewiß eine geeignete Zeit, um einmal in sich zu gehen und ein neues Blatt im Lebensbuch umzuwenden. Er hatte seit kurzem ernstlich über sein Elend nachgedacht, und heute schnitt ihm der Gedanke, gleich einem Pflugschar, tiefe Furchen in die Seele ein. Etwa eine halbe Stunde mochte er so ins Denken vertieft dageessen sein, als der kindliche Ruf: „Vater!“ an sein Ohr drang.

„Ich komme sogleich,“ antwortete er.

„Es ist Danie, der mir ruft,“ sagte er, „und ich will suchen, darüber ins Reine zu kommen, ehe er sein Erscheinen macht.“

Er fiel an Ort und Stelle auf seine Kniee nieder, und sein Gesicht wurde von Schneeflocken bedeckt, während er mit aufgerichtem Blick im Gebet mit Gott rang. Er begab sich in Begleitung seines Sohnes, der ihn von einer gewissen Entfernung aus auf den Knien liegen gesehen hatte, dem Hause zu. Welch eine freudenvolle Stunde war das, als Daniel Hooper seinen Angehörigen den gefaßten Entschluß mittheilte, ein anderer Mensch werden zu wollen.

„Ich weiß auch,“ flüsterte der junge Dan seiner Mutter freudig zu, „daß Vater seinem Entschluß getreu bleiben wird, denn ich sah ihn auf den Knien, im Begriff denselben mit dem Hammer des Gebets fest einzutreiben.“ Und so war's auch.

„Wir wollen diesen Abend ein besonders gutes Nachtessen miteinander haben,“ sagte die Mutter, „wenn du mir etliche Eier im Hühnerstall finden kannst, Danie.“

Nun ist freilich die Hühnerschar eines Trunkenbolde gewöhnlich klein, aber die drei noch übrigen Hennen hatten heute, wie schon lange nicht mehr, ihre Pflicht treu und redlich gethan und jede ein Ei gelegt. Und der Eiertuchen an diesem Abend—wie wohltschmeckend war derselbe! Und die Kartoffeln—wann waren sie so mehlig gewesen? Und die gebratenen Fische dazu—welch eine herrliche Mahzeit!

Fürwahr, ein glückseliges neues Jahr war für Hoopers Familie angebrochen. Bis zum folgenden Winter war das Haus frisch angestrichen, die zerbrochenen Fenster mit neuen Glasscheiben und die Zimmer mit neuen Möbeln versehen. Auch ein lieblicher Blumengarten erhöhte den Reiz des so lange verwahrloßt gebliebenen Hauswesens. Jedoch das Beste von Allem war, daß der Friede Gottes in das Herz und in das Haus Daniel Hoopers eingekehrt war. Wahrlich, die beiden Daniele fingen das neue Jahr auf die richtige Weise und recht glückselig an.

## Das Rettungswesen zur See.

Bearbeitet von I.

**D**as Rettungswesen zur See ist zuerst in England aufgenommen, wo die Schifffahrt am meisten blüht, wo dieselbe aber auch durch Klippen, Untiefen, Nebel und heftige Strömungen weitaus am gefährlichsten ist. In Deutschland machte man erst sechzig Jahre später als dort, nemlich im Jahre 1861 einen Anfang damit. Die erste Anregung dazu ging von dem bremischen Städtchen Vegesack aus; dann folgten noch in demselben Jahre Embden, Bremen und Hamburg mit Begründung von Vereinen und Stationen und danach auch einige Städte an der Ostsee. Man kam jedoch bald zu der Ueberzeugung, daß nur eine einheitliche Organisation des gesammten deutschen Küsten-Rettungs-wesens und die Betheiligung des ganzen Volkes diese segensreiche Einrichtung zur vollen Wirkung bringen könne, und in Folge dessen traten am 29. Mai 1865 eine Zahl Menschenfreunde in Kiel zusammen und riefen die heutige deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffsbrüchiger ins Leben, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat, sämtliche gefährliche Punkte der vaterländischen Küste von Memel bis Embden mit Rettungsapparaten auszustatten, sowie den Rettungsdienst einheitlich zu organisiren und zu leiten. Dieselbe hat ihren Hauptitz in Bremen und durch ganz Deutschland hin Zweigvereine, deren Mitglied man durch Zahlung eines jährlichen Beitrags von vierzig Cents werden kann. Ihr unterstehen bis jetzt schon 89 Rettungsstationen mit zusammen 69 Booten und 50 Wurfapparaten, durch welche in den 16 Jahren ihres Bestehens nahe an 1200 theure Menschenleben dem sonst gewissen Wellengrab entrisen wurden, während in der letzten 50 Jahre durch das Ret-

tungs-wesen überhaupt über 50,000 Schiffsbrüchige vor dem Tode bewahrt wurden.

Nicht wahr, das ist doch eine wohlthätige und menschenfreundliche Einrichtung, die der allgemeinsten Theilnahme werth ist? Wenn durchschnittlich alle Jahre ungefähr 1000 Schiffe und allein an den deutschen Küsten deren 100 stranden, wie viele tausende unserer Brüder sind dann jährlich von einem schrecklichen Tode bedroht! Wie wichtig und nöthig ist es darum, in noch viel größerem Umfange als bisher überall am Meere und auf den Inseln Rettungsstationen anzulegen. Dazu gehören aber sehr bedeutende Geldmittel. Wohl hat die Gesellschaft gegenwärtig schon 34,000 Mitglieder und eine jährliche Einnahme von \$27,500; aber wie unbedeutend sind doch diese Zahlen im Verhältniß zu der Bevölkerungsziffer in Deutschland und auch dem Bedürfniß gegenüber, welchem noch Abhilfe geschafft werden muß.

Schauen wir uns denn zunächst ein wenig am Strande um. Niedrige solib aus Ziegelsteinen aufgeführte Häuser bilden die Wohnungen der kühnen und beherzten Männer, die jeden Augenblick bereit sind, ihr Leben für die Rettung Schiffsbrüchiger einzusetzen. Nur mit dem nothwendigsten Comfort sind diese Stätten, welche werththätige Menschenliebe errichtet, ausgestattet, aber die wackeren Bewohner haben in ihren Mußestunden kleine Kunstwerke geschaffen, die zum Schmuck ihres Heim dienen. Alle diese Gegenstände erinnern an den Beruf des Seemanns. Nachten sind kunstvoll aus Holz, Bindfaden und Leinen hergestellt, und ein stolzes Vollschiff, das ganz aus Muschelschalen besteht, strahlt namentlich bei Abendbeleuchtung



in schimmerndem Glanze. Das Versammlungs- und Speisezimmer ist stets so sauber gehalten, wie das Deck eines Kriegsschiffes, und die Koch- und Tischgeräthschaften könnten nicht blanker sein, wenn sie aus gebiegem Silber beständen.

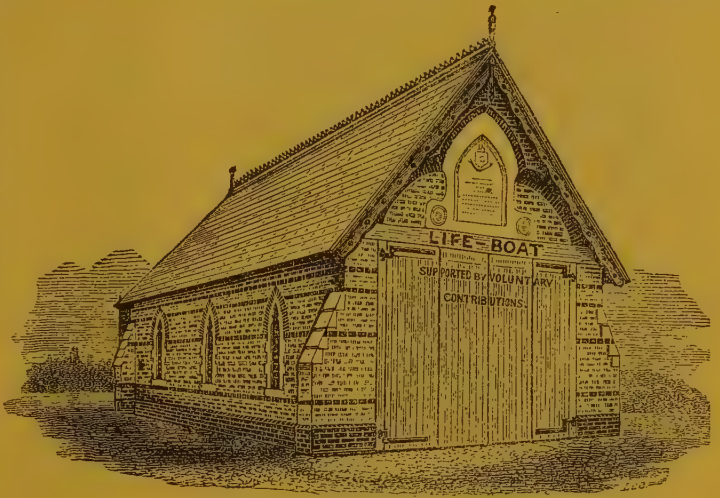
Wenn so nach dem Abendessen acht kräftige, rothwangige Männer um den Tisch herumsitzen, und die Erzählungen von geretteten Menschenleben, von Stürmen und Abenteuern zur See berichten, so bietet sich dem Beobachter ein gar friedliches und anheimelndes Bild dar. Doch die Stunden der Muße werden nicht nur durch die Thätigkeit in den Stunden der Gefahrt unterbrochen, sondern durch den regelmäßigen Dienst, der mit größter Accurateffe gethan werden muß, gar sehr beschränkt.

Die Mannschaften haben bei Tag und Nacht, ähnlich wie die Posten beim Militär, nach Stunden wechselnd, den Strand abzupatrouilliren, und Uebungsfahrten mit dem Rettungsboot, Bombenwerfen aus den Mörsern und sonstige Exercitien mit den verschiedenen Rettungs-Apparaten nehmen den größten Theil des Tages in Anspruch.

Ist das Wetter nur einigermaßen ungünstig, so ist das Begehen des Strandes außerordentlich anstrengend; gegen den Wind muß der Wächter kämpfen, durch den spritzenden Seeschaum und die Nebel hindurch das Meer beobachten und nach Signalen umschauen und aus dem Brüllen des Windes und dem Tosen der Brandung heraus das Hilfesgeschrei oder aus weiterer Entfernung die Nothschiffe ertauschen.

Die Stationen sind mit Allem versehen, was zur ersten

sehn befindet sich in möglichster Nähe des Strandes ein Schuppen. Darin steht auf einem großen breiträderigen Wagen als vornehmster Apparat das Rettungsboot. Dieses muß ganz besondere Eigenschaften haben, die es zu seinem außergewöhnlichen Dienste befähigen. Könnte die muthige Mannschaft,



Bootschuppen.

die sich in ein solches Fahrzeug wagt und in demselben oft stundenlang zwischen gewaltigen Wasserbergen umhergeschleudert wird, kein Vertrauen zur Sicherheit und Leistungsfähigkeit desselben haben, selbst wenn es einmal von dem dampfenden Gischte und den Sturzwellen bis zum Rande gefüllt, oder vom Sturm umgeworfen wird, so würden sich gewiß nur Wenige finden, die sich zur Rettung Anderer in ihren eigenen, dann ziemlich gewissen Tod wagen. Darum muß es 1) möglichst sicher gegen Umschlagen sein; 2) unverstärkt; 3) fähig, sich sofort von eingeschlagenen Sturzwellen zu entleeren; 4) sich von selbst wieder aufzurichten, wenn es doch einmal umschlagen sollte; 5) nicht zu klein und stark genug, um möglichst viele Menschen aufzunehmen; und 6) nicht zu schwer, um längs der Küste leicht transportirt werden zu können.

Als im Jahre 1850 der Herzog von Northumberland, welcher an der Spitze des englischen Rettungswesens steht, eine hohe Prämie auf die Construction eines solchen Bootes setzte, wurden nahe an 300 Modelle eingereicht und nach sorgfältiger Prüfung das des Bootbauers Peate als das zweckentsprechendste ausgewählt. Dieses „Peateboot“ hat sich auch vollständig bewährt und ist nicht bloß für England, sondern für alle Länder, deren Küstenverhältnisse seine Anwendung gestatten, das Normalboot geblieben. Ein solches Boot, 30 Fuß lang und 7½ Fuß breit, ist von 12 Mann besetzt und kann bequem 30 Passagiere aufnehmen.

Doch ihr werdet gewiß auch gern hören wollen, wie solche arme Schiffbrüchige von ihrem gestrandeten Fahrzeug mit Hilfe der soweit erwähnten Einrichtungen gerettet werden. Lassen wir hier nun Herrn C. Nink aus eigener Anschauung davon berichten:

Als ich mich vor etlichen Jahren einige Wochen zur Erholung auf einer kleinen Nordseeinsel aufhielt, sagt er, hatten wir eines Tages einen furchtbaren Sturm. Ich habe in meinem ganzen Leben so etwas nicht gesehen.

Das Meer brauste und wüthete; zischend überstürzten sich die Wasserberge, schlugen haushoch wider die Dünen und rif-



Strandmann mit Rettungsgürtel.

Hülfsleistung für Schiffbrüchige nothwendig ist, und auch für die von ihrer Tour zurückkehrenden Kunden steht die Theekanne fortwährend bereit.

Auf allen Rettungsstationen an der Küste und auf den In-



sen große Stücke davon weg; weiß brandete der Gischt, und wie ein Schneefeld erschien das vom Sturmwind gepeitschte Meer in unendlichem Aufruhr. Wehe dem armen Seefahrer heute auf seinem schwanfenden Schiffe! Und doch hält ein



„Gott, sei den Schiffbrüchigen gnädig!“

klüchtiges Schiff manchen Sturm, selbst schweres Untwetter aus, wenn es nur genug „Seeraum“ hat, d. h. wenn es herumgeworfen werden kann, ohne dabei auf Felsenriffen und Sandbänken zu stoßen, welche die Vorposten des Festlandes sind. Auf offener See, viele Tagereisen vom Lande ist das

Schiff am sichersten; da überläßt es sich dem Sturm, wird vielleicht weit aus seinem „Curs“ d. h. aus seiner Richtung verschlagen, aber es arbeitet sich in den meisten Fällen durch die Wogen hindurch und erreicht endlich den sichern Hafen. Die größten Gefahren drohen den Schiffern nicht auf offenem Meer, sondern in der Nähe des Landes. Zwingt sie die Gewalt des Sturmes und der See aber zum „Weidrehen“, d. h. können sie nicht mehr Curs halten, sondern nur unter kleinen Sturmsegeln seitwärts treiben, so werden sie leicht auf den Strand und Sand geworfen und gehen in den meisten Fällen zu Grunde.

Als an jenem Tage der Sturm von Stunde zu Stunde heftiger tobte, hatten wir zuerst von den Dünen aus mit ängstlichem Blick auf das wilde Meer hinausgeschaut und standen jeden Augenblick in der bangen Erwartung, ein Schiff dem Lande zutreiben zu sehen. Endlich mußten wir ins Dorf zurück, der Sturm peitschte uns förmlich den Sand in die Augen, die Blicke zuckten, der Regen goß wolkenbruchartig herab. Kaum sind wir im Hause, da erschallt vom Leuchthurm herab die schreckliche Kunde, ein großer Dreimaster nahe sich unaufhaltjam dem Strande und sei unrettbar verloren.

Unser Hauswirth, ein erfahrener Seemann, dessen Hütte ganz nahe am Strande war, und der schon manchen Sturm erlebt hatte, trat aus Fenster und sah auf das tobende Meer. Sein Weib stand mit gefalteten Händen hinter ihm und sagte, indem sie über seine Schultern weg hinausblickte: „O, welch' furchtbares Wetter, als ob die Welt untergehen wollte! Wie froh bin ich, Vater, daß du jetzt nicht auf dem Meere bist! Gott, sei den Schiffbrüchigen gnädig!“ „Ja! Mutter,“ erwiderte der Alte, „kannst nur mit den beiden Zungen ein Vater-unser für sie beten; mich aber laßt jetzt hinaus, ich bin Lootse und muß der erste auf dem Plage sein, wenn es gilt, Menschenleben zu retten.“ „Vater, du denkst doch nicht daran, dich bei diesem Sturm aufs Meer zu wagen? Ihr bringt ja das Rettungsboot nicht einmal durch die Brandung hindurch,“



Die Rakete.




sagte mit ängstlicher Stimme das besorgte Weib. „Wir wollen wenigstens das unsrige thun und alles versuchen,“ antwortete er fest und bestimmt. Dem da oben müssen auch Wind und Wellen gehorchen, und wir sind überall in seiner Hand.“ Die Frau wußte, daß hier kein Protest half. Die beiden Buben, geborene Wasserratten, hätten gar zu gern den Vater begleitet, denn wie hätte ihnen etwas passieren können, wenn ihr Vater mit sicherer Hand das Steuer führte, aber sie wurden kurz und bestimmt bedeutet, daß es heute draußen nichts für sie sei. Dann noch ein warmer Händedruck und rüstigen Schrittes ging es hinunter an den Strand. Ich ging mit und suchte mich hinter dem breiten Rücken des wackern Lootsen vor dem massenweisen Sand zu schützen, der durch die Lust getrieben wurde und das Gesicht übel mitnahm. Eine Menge Insulaner und Badegäste standen bereits auf den Dünen; manche rangen verzweifelt die Hände und baten flehentlich, wer helfen könne, möge doch helfen, damit wenigstens das Leben der armen Schiffbrüchigen noch gerettet würde. Niemand hatte Angesichts der furchtbaren Wogen bisher diesen Bitten Gehör geben wollen. Als aber Vater Elias ankam, da wurde es Ernst. Es war, als ob er den gestrosten Muth mitgebracht und die andern Männer durch sein bloßes Erscheinen befeelt habe. Was er anordnete wurde ohne Widerrede befolgt. Sofort ging er mit etlichen stämmigen Seemännern, sämmtlich mit Theertappen und Jacken bekleidet, auf den nahen Schuppen zu. Das Rettungsboot mit dem

dazu gehörigen Apparat wurde herausgeholt und nun Raketen abgefeuert, um dadurch ein großes Tau nach dem gestrandeten Schiffe zu befördern. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es. Nun war die erste Bedingung zum Gelingen des guten Werkes vorhanden. Mittelfst dieses Seils war nun eine Verbindung zwischen dem Lande und den Schiffbrüchigen hergestellt, und die sog. „Wiege“ konnte zwischen dem Lande und dem Schiffe hin- und hergehen und die Schiffbrüchigen nach und nach herüberholen. Gleichzeitig wurde das Rettungsboot in's Wasser gelassen, und obgleich wiederholt von der Brandung zurückgeschleudert, ließen die wackern Männer den Muth doch nicht sinken. Endlich gelang es, und sie kamen glücklich hinaus. Welch' Harren und Hoffen unterdeß auf dem Schiff und am Ufer! Doch Gott der Herr gab seinen Segen dazu. Nach einer bangen Stunde kehrten sie endlich unter lautem Jubel des Volks mit acht dankbaren Menschen zurück, während mittelfst der Wiege noch ihrer sechs gerettet wurden. Zwei waren bereits von den Wogen weggespült und trieben etliche Tage später bei der Insel an, wo sie auf dem „Trinkel-Dooden-Kerthof“ unter allgemeiner Trauer der Badegäste und der Insulaner begraben wurden. Wie jener Abend in der Stille unsers Vaters Elsas beschlossen wurde, könnt ihr euch wohl denken. Ihr aber, geliebte Leser, wenn ihr des Abends betet, gedenkt auch zuweilen derer, „die auf dem ungeführten Meere“ fahren.

## Ein Licht in dunkler Gasse.

(Von U. Vinke.)

ief drinnen in einer großen Stadt liegt eine enge Gasse. Die Leute, die da wohnen, sind arm, und weil hier der Raum theuer und werthvoll ist, stehen die Häuser dicht nebeneinander. Oft sind die oberen Stockwerke vorgebaut, so daß die Dächer beinahe an einander stoßen. Mitten in dieser Häuserreihe, im schmalsten und zugleich höchsten der Häuser wohnt die kleine Marie mit ihrer alten Tante. Sie haben nur eine Kammer; und in dieser steht nur ein alter Tisch mit zwei Stühlen, ein alter brauner Schrank und das harte Strohbett der Tante, indem auch das kleine Mädchen schläft, und sich dabei immer so eng an die kalte Wand drücken muß. Früh Morgens geht die Tante stets aus; denn sie wäscht und putzt in andern Häusern und für fremde Leute. Vorher nimmt sie dann immer der kleinen Marie Strickstrumpf mit den dicken Nadeln und der rauhen Wolle, und zieht einen rothen Faden durch den Strumpf. „Bon hier an mußt du vierzig Mal herumstriden, Marie,“ sagt die Tante; „sechs Mal mußt du abnehmen; vergiß das Näthchen nicht und laß keine Maschen fallen. Hörst du! Bist du nicht fertig, bis ich wiederkomme, dann bekommst du keine Suppe, denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ So spricht die Tante kalt und herb und damit geht sie fort, und Marie ist dann den ganzen Tag allein in dem stillen Zimmer. Abends erst kehrt die Alte heim, und kocht die Suppe für sich und das Kind. — Nur den Sonntag ist sie zu Hause, aber für Marie ist ihre Gegenwart fast noch schlimmer als ihre Abwesenheit.

Das Unglück hatte die Alte verbittert, sie war kalt und verdrossen geworden und haberte mit Gott und den Menschen.

Sie hatte nichts, was ihr Gemüth aufs Neue erheben und reinigen konnte. In die Kirche ging sie nicht, ein erbauendes Wort las sie nicht. In stumpfer Verbrossenheit pukte, sticte und wusch sie den ganzen Tag, schalt dann das Kind, wenn es etwa ungeschickt gewesen war bei seiner Arbeit, und legte sich ohne ein Wort der Liebe früh zu Bett. Natürlich fiel es ihr nicht ein, das Kind einmal hinauszuführen aus der dumpfen, engen Stube in Gottes schöne Welt, und ihr Wälder und Felder mit dem blauen Himmel darüber zu zeigen. Ihr liebe- armes Herz dachte nicht daran, daß das kleine Mädchen nicht einmal wußte, wie ein grüner Baum, eine Blume, ein Schmetterling aussehe. Das Kind lebte wie eine Gefangene und wußte nichts von der Welt. Nie kam es der Alten in den Sinn, daß das Kinderherz der Freude bedarf, wie die Blume des Sonnenlichtes.

Ja, Niemand dachte an das kleine Mädchen im hohen Haus in der dunklen Straße; alle Leute, die hier wohnten, hatten selbst mit harten Sorgen und Noth zu ringen, um das tägliche Brod für die eigenen Kinder zu schaffen.

Aber weil die Menschen das kleine Mädchen vergessen hatten, dachte Einer an sie, der Keinen vergißt. Er gab ihr eine ganz besondere Freude, die andere Kinder nicht haben.

Werktags, wenn die Tante fort war, setzte sich Marie auf die ausgetretenen Treppenstufen vor die Thür des schmalen Hauses; das schwere Strickzeug hielt sie in den kleinen Fingern, und während sie die Nadeln fleißig rührte, lehnte sie das Köpfchen an den Thürposten und blickte still sinnend empor.

Die Dächer der gegenüberliegenden Häuser in dieser Gasse stoßen in der Mitte derselben beinahe an einander, aber zwischen

den Dächern hin zieht sich doch ein lichter Streifen; ja an einer Stelle wird er etwas weiter, und gerade dieses Stückchen Himmel, das hier zwischen den Dachrändern und Schornsteinen zu erblicken ist, ist Mariens einzige Freude. Das Himmelsstückchen ist ihr bekannt und vertraut, es ist in ihren Gedanken „ihr Himmel.“ Aber es ist auch ein besonderes Stückchen Himmel, gar merkwürdig geformt, grade wie Mariens Hemblein, wenn es die Tante am Tag zum Trocknen ausbreitet — nur daß an dem blauen Hemblein da droben der eine Armel ein wenig tiefer sitzt als der andere. Und was ist Alles zu sehen an Mariens Himmel! Bei schönem Wetter ist er wundervoll blau — oft ein wenig heller, dann wieder dunkler. Es ziehen Wolken vorüber, bald weiße, kleine, „wie Schäfchen,“ bald dunkle und graue, bald rosige und goldene. Auch Vögel fliegen durch ihren „Himmel.“ Hinunter in die enge Gasse, wo selten ein verlorenes Krünnchen liegt, verirren sie sich selten, aber wenn sie fliegen und sich zuweilen auf den Dächern ausruhen, bemerkt sie Marie wohl.

Eine Zeit des Sommers um Mittag geschieht immer etwas Eigenes an ihrem Himmel, auf das sie mit täglich neuer Freude wartet; da werden zuerst die Schornsteine und Dächer auf der gegenüberliegenden Seite hell und immer heller, und dann zeichnen sich die Schatten von den Dächern der anderen Seite scharf auf ihnen ab.

„Jetzt kommt sie bald,“ denkt Marie, und siehe, da kommen schon die lichten Strahlen hinter dem Schornstein hervor, und dann schaut die liebe Sonne selbst mit freundlichem Gesicht nach dem kleinen Mädchen.

„Ja, ich bin da,“ sagt Marie, und nickt der Sonne zu, und die blinkt ihr freundlich entgegen. Nun muß das Kind freilich die Augen schließen vor dem hellen ungewohnten Schein — aber die warmen Strahlen thun ihm wohl bis in das kleine Herz hinein.

Lange währt es nicht, dann hat die Sonne Mariens Himmel durchschritten, und taucht hinter den Dächern unter. „Bis Morgen!“ sagt das Kind, und nickt ihr Lebewohl zu.

So ist denn das Stücklein Himmel zwischen den Dachrändern Mariens Gedankenheimath und Freude. Manche Masche fällt über dem Aufschauen nach ihrem lieben Himmel herab, und die Tante schilt dann des Abends — aber in dem kleinen Herzen wohnt doch ein stilles Glück, von dem nur wenige andere Kinder etwas ahnen; denn über all dem Spielen, Blumenpflücken, Schmetterlingsfangen und Gärtchenanlegen kommen sie wohl selten dazu, nach dem Himmel über sich zu schauen, und wenn sie es thun, dann breitet er sich gewöhnlich so groß, weit und hoch über ihnen aus, daß es ihnen nicht einfällt, es könne ein Stückchen davon ihr Himmel sein. Darum eben hatte Gott dem Kinde in der dunklen Gasse wohl ein besonderes Fleckchen Himmel gegeben, zum Freuen und Lieben, — denn er vergißt keines seiner Kinder. —

So vergingen der kleinen Marie die Tage, bis das einer kam, an dem ein bis dahin unbekanntes Wes durch ihre kleine Seele zuckte. Unter der Thür des gegenüberliegenden Hauses erschien ein kleines hübsches Mädchen in Mariens Alter. Dieses hatte sie noch nie gesehen, denn, obgleich die Tante dem Kind verboten hatte, mit den Kindern der Gasse zu spielen, so kannte sie die Nachbarkinder doch von Ansehen. Aber jenes Mädchen mußte erst kürzlich in das Haus eingezogen sein. Eifrig schaute es die Gasse hinunter, — und sieh! da kam eine sauber gekleidete Frau mit einem Korb am Arme eilig die Gasse herauf.

„Mutter, liebe Mutter,“ rief das Kind, und lief der freund-

lichen Frau entgegen. Diese stellte den Korb ab, umschlang das Kind, hob es empor, und küßte es herzlich.

„Mein liebes, liebes Kind,“ sagte die Frau und lächelte so gutmüthig dabei, stellte das Kind wieder nieder, nahm den Korb auf, das Kind an die Hand, und fröhlich schwägend traten sie zusammen zur Thür hinein. Ein Schmerz durchjuckte des zuschauenden Kindes Herz. Nie hatte eine freundliche Stimme sie „Mein liebes Kind“ genannt, nie hatte ein Mutterarm sich zärtlich um ihren Hals gelegt. „Wo ist meine Mutter?“ so fragte es plötzlich bang in dem einsamen Herzen, warum kommt meine Mutter nicht zu mir und sagt zu mir: „Mein liebes Kind?“ Mit Thränen im Auge schaute Marie fragend zu ihrem Himmel empor, als müßte ihr von da die Antwort werden. —

Abends, als die Tante nach Hause kam, sagte sich Marie ein Herz. „Tante,“ frug sie, „warum habe ich keine Mutter?“

„Einfältiges Kind,“ antwortete die Alte verbrodelt, „freilich hast du eine Mutter gehabt.“

„Aber warum kommt sie denn nicht zu mir?“ fragte Marie mit leise bebender Stimme weiter.

„Dummes Kind, es ist noch nie Jemand aus dem Himmel wieder gekommen,“ sagte die Tante, und wendete sich gleichgültig ab, um Feuer anzumachen. Aber in Mariens Seele blieb ein seliger Gedanke zurück, der funkelte und glitzerte friedlich in ihr fort. Im Himmel, in ihrem Himmel war ihre Mutter! O, die Tante ahnte nicht, welche Quelle reicher, fröhlicher Gedanken ihr Wort in des Kindes Seele aufgethan hatte. Wenn ihre Mutter im Himmel ist, dann war sie ihr ja nah, viel, viel näher, als wenn sie sich die Mutter in einer andern Stadt, in einer andern Straße hätte denken müssen; in ihrem lieben, trauten Himmel war sie.

Lange lag Marie des Abends noch in Gedanken nach, und früh konnte sie es kaum erwarten, bis die Tante fort war und sie auf ihrem Plätzchen unten an der Hausthür sitzen durfte. Ganz stillselig schaute sie zu ihrem Himmel empor — wo ja ihre Mutter war. Dann aber zog es wie Heimweh in ihre Seele. „Ach, hätte ich Flügel, wie die Vögel,“ so seufzte sie leise vor sich hin. „Gibt es auch Kinder mit Flügeln?“ „Werde ich nie Flügel bekommen, um zu meiner Mutter fliegen zu können?“ Aber trotz dieses Sehns im Kinderherzen war es jetzt doch so viel schöner darin als vorher! Mariechen wußte doch jetzt, daß sie eine Mutter habe, die sie liebte, die allein für sie da war, und nun war es ihr noch viel beglückender sich den Himmel auszumalen, in dem ja ihre Mutter war. Früher sah sie in dem Stückchen Himmel nicht viel mehr als eine herrliche Decke, die über die dunkle Gasse gespannt war; jetzt aber wußte sie mehr davon. Der Himmel war eine belebte, selige Welt. Sie sah nur die Decke, die ihr diese verbarg, aber war diese schon so prächtig, wie mußte es erst der Himmel im Innern sein! Ach, wird denn je die Zeit kommen, da auch sie hineinschauen darf in den schönen Himmel, in dem ihre Mutter wandelt?

Viele Maschen fielen an dem Tage, als sie dies zum ersten Mal dachte; die Tante war des Abends sehr böse, und schlug sogar das arme Kind. Wohl weinte Marie — aber sie trug doch im tiefsten Herzen eine stille Seligkeit, mit der sie noch einschlief.

Wieder vergingen viele Tage und Wochen, und der kalte Winter kam, der so hart ist für die armen Leute — doppelt hart für das einsame Kind, das nun Tag für Tag in der finsternen Stube bleiben mußte und nicht mehr vor der Thüre sitzen konnte.

Wie langsam strichen nun die Tage dahin. Blaß und müde



wurde das Kind, größer und leuchtender wurden seine Augen und spitzer seine zarten Finger. Ohne Klage strickte und strickte Mariechen; aber das Heimweh verzehrte sie, und sie weckte dahin. Die Tante sah nichts von einer Veränderung an dem Kinde; sie hatte keine Zeit dazu oder vielmehr kein Liebe, sich um das zu kümmern, was in des Kindes Seele vorging.

Weihnachten kam und bald war das Fest vorbei; aber es kam nur für andere Kinder, unsere Marie ahnte nichts von dem Fest der Freude.

Es war um das neue Jahr, und die Tage waren bitter kalt; die Tante ging heute schon sehr früh am Morgen aus; vorher sagte sie: „Vergiß nicht, daß der Mann heute durch die Gasse kommt, der den Kehricht holt, und bringe den Kasten hinunter.“

Wie sollte Marie eine Gelegenheit vergessen, nach ihrem Himmel zu schauen! Als die eintönige Glocke des Kehrichtwagens erschallte, stand sie schon mit dem Kasten an der Thür bereit. In ihrem dünnen Kleidchen fror sie jämmerlich. Da lehnte sie an der Hausthür und schaute hinauf nach dem klaren Winterhimmel.

Der Wagen in der engen Gasse kam langsam und vorsichtig daher, um nicht anzustoßen, wo etwa eine Treppstufe die schmale Gasse noch enger machte. Aber gerade, als er vor ihrem Hause halten wollte, stieß er an einen großen Stein, schwankte, und zu Mariens Füßen rollte ein abgeschmücktes, noch ein wenig von Glittergold glänzendes Weihnachtsbäumchen, das vorher oben auf dem Wagen gelegen hatte.

„Rannst ihn behalten und damit Feuer anmachen,“ sagte der Kehrichtmann, als er die Verwunderung des vor Kälte zitternden Kindes bemerkte.

Marie bückte sich und hob das Bäumchen auf. Wie ein Traum erschien es ihr, daß dies wunderschöne glühende Bäumchen das ihrige sein sollte; sie meinte, etwas so Herrliches hätte sie, außer ihrem Himmel, noch nie gesehen. Sie stellte es in der kleinen Stube vor sich hin, und saß in stillem Entzücken davor. Wie lieblich ist ein solches Bäumchen, wie hübsch in seiner schmucken Regelmäßigkeit!

An einigen Zweiglein waren noch Nester von bunten Fäden ja hie und da ein wenig Goldschaum hängen geblieben. Etwas von der seligen Weihnachtsfreude durchschauerte das Herz des Kindes bei diesem Anblick. Unten um das Bäumchen war ein ganz kleiner Moos-Saag. Wie mit scheuer Ehrfurcht fuhr Marie mit der Hand über die zarten Moosflecken; endlich wagte sie dieselben herauszunehmen und näher anzusehen; das sind ja ganz kleine Tannenbäumchen, ein ganzer kleiner Wald! Sie suchte weiter und weiter in dem Moose umher, und siehe, was war das? Im Moose versteckt und wohl verborgen beim Abschmücken, lag ein kleiner Engel von Wachs. Mit Staunen und Entzücken betrachtete das Kind das kleine Figürchen. Es hatte ja Augen, Hände, Füße, ganz so wie sie selbst solche hatte—und dazu noch zwei goldene Flügel.

Also es gibt doch Kinder, die Flügel haben! Vielleicht könnte auch sie einmal goldene Flügel bekommen! Nichts erschien ihr mehr unglaublich, nachdem das Bäumchen in ihrer dunklen Stube erschienen war. Vorsichtig hing sie den kleinen Engel mit dem Faden, der um seine Flügel ein Geflügel war, an einem der Zweige des Tännchens auf. Sie stellte dieses so, daß der Schein, der durch das Fenster kam, gerade auf den kleinen Engel fiel; und so, in beglücktem Anschauen verloren, saß das Kind vor dem Bäumchen, athmete den Tannenduft, und träumte vom dem Himmel, in dem Weihnachtsbäume

wuchsen, und in dem sie selbst mit goldenen Flügeln ihrer Mutter entgegen schwebte.

Da plötzlich ertönten Schritte draußen; ein Schreck durchfuhr Mariens Herz, sie hatte in ihrer Freude die Tante, das Strickzeug—Alles vergessen! Sie hatte kein Feuer angemacht wie ihr befohlen worden war, und auch die Suppe nicht warm gestellt. Was wird nun kommen?

Die Thür ging auf, die Tante trat herein. „Unnützes Kind,“ rief sie, „so gehorchst du mir?“ — Und zornig begann sie das Feuer anzumachen; keifend und zankend suchte sie nach Spänen, damit die Flamme besser brenne, da fiel ein Feuerstein auf Mariens Bäumchen.

„Was hast du denn da? Ein Tannenreis? Das ist mir gerade recht!“ rief die Tante, und ehe Marie ahnte, was sie wollte, steckte die Alte das Bäumchen in die Flammen.

Sprachlos und verwirrt stand das Kind zuerst da; ein Knistern ließ sich im Ofen vernehmen, und helle Funken sprühten aus ihm hervor. Da erst faßte die Kindesseele, was ihr geschehen war.

„Böse, böse Tante!“ schrie das Kind auf, sprang dem Ofen zu und riß das Bäumchen wieder heraus—aber schon war der kleine Wachs-Engel in der Gluth geschmolzen, und das ganze Gezeig stand in lichten Flammen.

„Du böse Tante!“ so brach es noch einmal in lautem Schmerz aus des Kindes Seele hervor. Die Alte bebend vor Zorn über des Kindes Trost, wofür sie ihr Betragen ansah, trat die brennenden Nadeln auf der Diele aus, und schlug dann heftig nach der Kleinen.

„Also das ist der Dank dafür, daß ich dich von der Straße aufgelesen habe?“ rief sie wüthend. „Gehe hin, wo du hin gehörst.“ Und mit heftigen Stößen trieb sie das Kind zur Thür hinaus.

Erstarrt vor Schreck und Weh blieb Marie eine Zeit lang auf der Schwelle liegen. Dann, noch ganz verwirrt, schleppte sie sich hinunter auf ihr Plätzchen an der Thür. Müde lehnte sie den schmerzenden Rücken an die Pfosten. „O Mutter, Mutter, wann komme ich zu dir! O Mutter, sieh mich an, zeige mir, daß du nach mir siehst.“

Sehnüchtig breitete Marie die Arme aus, und blickte empor nach ihrem Himmel. Und wunderbar tiefblau erschien er ihr, wie sie ihn noch nie gesehen hatte. Viele helle Lichter leuchteten da vom Himmel auf sie herab, und dazwischen erglänzte ein großer Stern, so licht und klar, wie sie noch keinen gesehen, der blickte so freundlich und lieblich auf das Kind herab.

„Bist du es, o meine Mutter?“ rief Mariechen, „ist es dein Auge, das nach deinem Kinde ausschaut?“ Es war ihr, als niche der Stern ihr freundlich zu.

Da durchschauerte eine nie gefühlte Wonne des Kindes Herz. Sie schloß die Augen, und es war ihr wie im Traum, nur viel, viel schöner. Goldene Flügel hoben sie empor, weit, weit über die dunkle Gasse. Liebevoller Arme umschlangen sie; sie fühlte sich an ein warmes Herz gehoben, und eine süße Stimme flüsterte ihr ins Ohr: „Mein Kind, mein liebes Kind!“

Als der heftige Zorn der Tante sich mehr gelegt hatte, ging sie um das Kind zu suchen. Sie fand es auf der Treppstufe sitzend, das Gesichtchen mit seligem Ausdruck zum Himmel gewandt; aber der zarte Körper war steif und kalt gefroren.

„So habe ich es nicht gemeint, so wollte ich es nicht,“ sagte die Tante erschüttert. „Es war doch ein gutes Kind, das Mariechen, immer still und geduldig.“ Etwas wie Neue bewegte ihr Herz. Aber es war gut so, denn Marie war bei ihrer Mutter in ihrem Himmel.





### Weihnachtsklänge.

Alle, die auf Erden wohnen,  
Grüßt das Licht aus Himmelszonen,  
Das die Erdemacht erhellet!  
Laßt ihm Jubellieder schallen!  
Ihm, der heut mit Wohlgefallen,  
Sich erbarmt der ganzen Welt!

Hört den Gruß der Engel heute:  
„Allen Menschen Fried' und Freude  
Und die Ehre Gott dem Herrn!  
Gottes Sohn ist Mensch geboren,  
Um zu retten, was verloren;  
Freut euch, Menschen, nah und fern!“



Heil und süßen Himmelsfrieden  
Bietet er, nunmehr hienieden,  
Jedem wundzerriff'nen Herz;  
Und in dieses Irland's Schatten  
Wahnt er jedem Erdenmatten  
Lichte Pfade himmelwärts!

Darum Herz und Mund erhoben,  
Uns'ren Heiland heut zu loben  
Festlich froh im Jubelton!  
Einend mit der Engel Chöre  
Schalle rings zu seiner Ehre:  
"So sianna Gottes Sohn!"

E. A. Paeth.

## Das große Seelenamt wider Willen.

(Von Emil Frommel.)

Es war vor vielen, vielen Jahren am grünen Rhein. Dort mußten die „Buben“ trotz dieses schönen Stroms und der Burgen und der hohen Dome doch in die Schule gehen, wiewohl sie lieber draußen nach eigenen Gestein studirt hätten. An jenem Gymnasium aber wurde Eines tapfer getrieben, das an anderen heillos vernachlässigt wird: die Musik und der Chor war einer der schönsten am Rhein. Bei feierlichen Gelegenheiten, an hohen Festtagen der Kirche wurde gesungen und weit und breit rühmte man den Scholarenchor. — Nun saßen in der Klasse des Gymnasiums nicht lauter reiche Kinder, sondern es gab auch recht arme darunter, die sich den Riemen über den Magen ordentlich zuschnürten und an den Bäcker- und Wurstläden mit „Augen links“ vorüberschreiten mußten. Unter andern auch ein katholischer Bauernsohn von etlichen Meilen aus der Umgegend. Die Eltern waren klutarme Leute. Aber es war ihr einziger Sohn, der ihnen erst spät geboren wurde, darum seine Mutter wie die Hannah im alten Bund that und sprach: „Da ich um den Knaben gebeten, hat der Herr meine Bitte erhört, darum gebe ich ihn dem Herrn sein Lebenslang“ und weihte ihn selbst mit ihrem Gebet und Gelöbniß zum künftigen Priester. Da er erst spät aus seiner Dorfschule ins Gymnasium kam, mußte er tapfer nachreiten, um die andern einzuholen. Als er in Prima angelangt, war er darum freilich schon seine einundzwanzig Jahre alt geworden, und saß wie ein Altvater unter den sechzehnjährigen. Aber alle hatten den „Joseph“ lieb, weil er bescheiden war, jedem half und sich mit Privatunterricht bei den Quartanern ehrlich durchschlug. Oft nahmen sie ihn mit bei den Ausflügen, wenn's nach dem Drachenfels hinstampfte. Dazu war er noch ein besonders sangkundiger Mensch und stat voller Volkslieder. — Aber das einundzwanzigste Jahr ist ein böses Jahr für junge Leute, die nicht ganz kapitelfest auf der Brust sind und kein ordentliches gutes Essen haben und dabei viel sitzen müssen. Das war gerade bei ihm der Fall. Er fing an hinzusiechen und die verdächtigen Rosen auf den Wangen und die großen glänzenden Augen deuteten auf nichts Gutes. Ist's doch mit dem Menschen wie mit dem Wald im Herbst. Wenn da die Blätter sich färben, so hell roth und gelb, und die Sonne so groß und hell aus ihren Augen schaut, dann wissen wir, daß es dem Ende zugeht, und der Winter bald mit seinem großen Leichentuch diese trügerische Herrlichkeit zudeckt. Als der Herbst kam, kamen auch die Eltern und holten ihr todtkrankes Kind ab, damit es vielleicht zu Hause durch frische Luft und Kuhmilch sich erhole. Aber als das Semester wieder anfang, erschien er nicht mehr auf den Schulbänken und als der Frühling ins Land zog, sollte ihm ein anderer Frühling aufgehen. Er befahl Gott seine

Seele, tröstete seine Mutter damit, daß er doch ein Priester werde, der droben intoniren wolle in einem viel herrlicheren Dom, als in dem Kölner und bat, seinen Kameraden seinen Tod anzuzeigen und ihnen für alle Liebe und Treue, die sie ihm erwiesen, zu danken. Der alte Vater kam selbst herein zur Stadt und ließ den Primus omnium rufen und erzählte den letzten Willen seines Sohnes.

Der Primus berief die Klasse und den Singchor, sie beschloßen, daß alle in corpore ihrem Kameraden das letzte Geleit geben wollten. Auf Wagen kamen sie denn auch angefahren und begaben sich nach der Beerdigung in die Kirche zum Todtenamt. Der dortige Pfarrherr glaubte mit einer stillen Messe dem Gedächtniß des armen Jünglings genug zu thun. Aber seine Kameraden waren anderer Ansicht. Als sie oben auf dem Chor standen, ertönte zur Verwunderung des Pfarrherrn ein schönes sanftes Präludium, das einer der Scholaren meisterhaft spielte. Sie hatten sich nemlich den Schlüssel heimlich vom Organisten verschafft; zwei andere traten kunstgerecht den Blasbalg und mit einemmale intonirte der volle Chor: „Requiem aeternam dona eis.“ Der Pfarrherr wollte nicht merken, worauf es abgesehen war und begann seine stille Messe. Aber die Schüler wußten aufs Härlein ganz genau, wo die Orgel und das Responatorium einzusetzen hatten, die weil sie schon oft das Requiem gesungen, und verpaßten keinen Augenblick. Es ging eine Weile so fort, unten mit Schweigen und droben mit Singen. Da endlich übermannte es doch den Mann am Altar und er fing erst leise und darnach immer lauter an zu singen und zum Schluß wurde es ein großes Seelenamt, wie es nur die Vermögenden und Vornehmen bekommen.

„Ihr habt mir warm gemacht!“ sagte der Pfarrherr, als die Gymnasiasten vom Chor kamen, „und es soll nicht sein um der Consequenz willen. Denn jetzt werden sie alle eins haben wollen, wie der Joseph; aber was kann man gegen die Liebe ausrichten?“

Die Eltern drückten den braven Gymnasiasten die Hand und die Mutter hatte so etwas im Blick, als wollte sie sagen: „Mein Joseph ist doch wie ein Priester begraben worden.“ Die Gymnasiasten feuerten noch zusammen zu einem Kreuz auf das Grab. Nur der Pfarrherr ging leer aus und doch nicht leer; denn in sein altes Herz war ein Sonnenstrahl einer treuen Liebe gefallen, und es ist über ihn gekommen, wie weiland über Hüb, auszurufen: „O daß ich noch wäre wie in den Tagen meiner Jugend, wo das Geheimniß Gottes über meiner Hütte war, wo es auch bei mir einst gesungen und geklungen!“ Und wenn's so war, so hat er für sein „großes Seelenamt eine recht reiche Stolzgebühr erhalten.“

## Gewonnen.

**Z**u einem Commerzienrath, welcher durch eine Lotteriecoullette ein reicher Mann geworden war, kam einmal nach der Ziehung eine dürftig aussehende Frau und fragte, ob sie etwas gewonnen habe. Der Commerzienrath fragte nach der Nummer des Looses. Die Frau erwiderte zögernd und schüchtern: „Ich habe kein Loos, aber mein Mann, ein Schreiner, ist nun schon seit dreizehn Wochen krank und kann nichts verdienen. Doktor und Apotheker wollen bezahlt sein und der Bäcker auch; die armen Würmer zu Hause können doch nicht immer Hunger leiden. Ich selber kann ja vom Kranken und den Kindern nicht fort, sonst könnte ich wohl etwas verdienen. Da habe ich nun gehört, daß manche Leute etwas in der Lotterie gewinnen und habe den lieben Gott gebeten, er möchte mich doch auch einmal etwas gewinnen lassen, wir brauchen es ja so nöthig. Und nun wollte ich fragen —“ Voll Erstaunen murmelte der Commerzienrath: „Heilige Dummheit!“ — aber sogleich verbesserte er sich selbst — „Einfalt wollt' ich sagen,“ denn er fühlte, daß es ihm warm in der

linken Brust und feucht in den Augen wurde. „Hören Sie, liebe Frau,“ sagte er, „kommen Sie in einer Stunde wieder; ich will doch einmal in den Listen nachsehen. Aber wieviel müßten Sie denn wohl gewinnen, um fürs erste aus aller Verlegenheit zu sein?“

„Es würden doch wohl zwanzig Thaler nöthig sein, um unsere Schulden zu bezahlen und!“

„Nun gut,“ fiel der Commerzienrath ein, „Sie haben einen guten Colporteur im Himmel. Ich will in seinen Listen nachsehen. Auf Wiedersehen um 11 Uhr.“ Die Frau dankte und ging. Als sie um 11 Uhr wieder kam, nahm der Commerzienrath sie mit sich auf sein Zimmer, legte eine Rolle mit fünfzig Thalern auf den Tisch und sagte: „Wirklich, liebe Frau, Sie haben gewonnen, und ich bin beauftragt, Ihnen vorläufig den heutigen Gewinn auszubezahlen. Spielen Sie nur so weiter, und jedesmal, wenn die Lotterie gezogen ist, kommen Sie zu mir, und fragen Sie weiter nach —“ Das weitere kann der geneigte Leser sich selber denken.

## Praktische Winke für die Jugend.

Von E. L. Umbach.

**I.**  
**T**ugendssünden legen das Fundament für allerlei Kummer und Elend im Alter. Eine eingewurzelte böse Gewohnheit läßt sich nur schwer beseitigen; im Gegentheil, wer das Gute früh beginnt, dem wird es je länger je leichter und lieber, es wird ihm Bedürfnis. Nicht ohne die gewichtvollsten Gründe blicken Kirche und Staat zur Jugend auf für ihren zukünftigen, gedeihlichen Fortbestand. Je nachdem diese erzogen und in der Sittlichkeit gewurzelt ist, also wird auch die Gesellschaft, der zusammenhaltende bürgerliche, kirchliche Volkskern sein. Jeder Freund des Wahren, Guten und Schönen nimmt daher selbstverständlich ein tiefes Interesse in der Jugenderziehung und er wünscht, daß die lebensfrohen Rekruten aufs Beste einerzogen werden und vollkommen bewaffnet den Kampfplatz des Lebens betreten möchten. Tausenderlei Gefahren und ganz eigenthümliche Versuchungen umgeben unser liebes junges Volk. Manche, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, sind eine Beute des listigen Verderbers geworden, sie hätten ebensowohl dem Guten treu bleiben können. Der Mensch lebt nur einmal und gewöhnlich wird die Lebensrichtung in der Jugend bestimmt. Erlaube mir, junger Leser, deine Aufmerksamkeit auf verschiedene wichtige Punkte zu lenken und zwar zunächst auf das Verhältniß zu deinen Eltern.

Es ist einfach Niemand in der Welt, der ein so tiefes Interesse in dir haben kann, als deine lieben Eltern. Du warst, seit du ein Dasein hast, der Gegenstand ihrer größten Aufmerksamkeit. Sie haben über dir Alles um sie her, ja oft sich selbst vergessen, und oftmals ihr Theuerstes beinetwegen geopfert. Es war ihnen kein Weg zu weit, keine Last zu schwer, kein Opfer zu groß und keine Arbeit zu mühsam, um dich glücklich zu machen. Wann willst du sie vergüten für ihre schlaf-

losen Nächte, die sie beinetwegen zubrachten? Wann ihnen zurückzahlen die Arbeit, die sie an dir thaten? Haben sie dir je eine Rechnung gemacht? Ja wohl! Ihre ganze Forderung, die sie an dich stellen, ist, daß du sie liebst und ihnen die gehörige Ehre zollst, die ihnen gebührt. Wenn du diese geringe Forderung nicht anerkennen, nicht zahlen willst, so wird dir wohl, und das mit Recht, widerfahren, was der Weise Mann (Sprüche 30, 17.) sagt: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken, und die jungen Adler fressen.“ Denke nicht, daß es zu deinem Vortheil ist, so bald du dir selbst helfen kannst, vom elterlichen Hause und von ihrer Aufsicht dich los zu sagen und für dich selbst zu sorgen. Es gibt im jugendlichen Leben eine Periode, wo der Sohn und die Tochter kurzfristig genug sind zu denken, sie seien alt und weise genug, um sich ihre „eigenen Regeln“ zu machen, die freilich nicht so streng sind, wie die der Eltern. Aber jedes Jahr ihrer Selbstständigkeit macht es ihnen jedoch deutlicher, daß in dieser Welt nichts die Stelle von Vater und Mutter einnehmen kann. Es ist keine Anstalt, wie die der Familie, es gleicht keine Liebe der Liebe guter Eltern; keine Freundschaft übertrifft die Freundschaft christlicher, gottliebender Eltern. Es ist Niemand, mein theurer, junger Freund, der dir die Wahrheit so in Liebe sagt; Niemand, der deine Fehler so gut kennt und Niemand, der ein so tiefes Interesse in deinem zeitlichen und ewigen Wohle hat, als deine Eltern. In keiner Schrift und in keiner Predigt, noch sonstwo werden bedeutungsvollere Dinge besprochen, wie dies in der Familie geschieht. Prediger, Erzieher können ihre Rathschläge in ihren Reden dem jugendlichen Charakter nicht so anpassen, wie es Vater und Mutter am trauten Familienherd thun können. Die Jugend sollte zuverlässige, traute, Freunde haben, denen sie die Geheimnisse



ihrer Herzen eröffnen kann. Und wer ist dazu mehr geeignet, als eben Vater und Mutter? Suche daher nicht zu bald aus ihrer Mitte zu treten. Du bist auch moralisch an deine Eltern, so lange sie leben, gebunden und dein kindlicher Gehorsam und deine Verantwortlichkeit hört nur mit ihrem Tode auf. So lange du minderjährig bist, bindet dich das Landesgesetz an sie, und wenn du volljährig geworden, sollte es deine Achtung vor ihnen thun, und wenn es auch ein Opfer kosten sollte. Wo sollen sie sich in etwaiger Noth hinwenden? Zu Fremden oder zu ihren eigenen Kindern? Gewiß zu den letzteren. Es ist sicherlich eins der schlimmsten Zeichen, wenn junge Leute so leicht die Anhänglichkeit an die Heimath verlieren. Wenn du von zu Haus fort sein mußt, so vergesse deine

Eltern nicht. Besuche sie oft, weil sie noch leben; frage sie um ihren elterlichen Rath; lasse sie fühlen, daß du sie respektirst. Wenn Jemand dich verleiten will, deine Eltern gering zu schätzen, den halte für einen deiner Feinde, denn er rathet dir Uebels und wird dich auf einen schlüpfrigen Pfad führen. Halte allezeit fest an dem ersten Gebot, das Verheißung hat: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt.“ Wenn deine Eltern schon lange unter dem grünen Rasen schlummern, und du Vieles in der Welt erfahren haben wirst, wird dein Zeugniß dem meinen bestimmen, daß es auf Erden keine treuere Freunde gibt, als eben unsere guten christlichen Eltern. —

## Tristan und Rollani.

### Ein Fragment von Salpitzo Didaskos.

Personen: { Tristan, ein halbgläubiger Bibelforscher.  
Rollani, ein skeptischer Journalist.

(Tristan allein im Selbstgespräch:)

Warum flog ich so manches lange Jahr  
Die schöne Welt mit ihren tausend Freuden;  
In Einsamkeit mich träum'risch abzuschneiden,  
Wehmüthig scheu die Menge zu vermeiden  
Und der Genossen heit're Jugendschaar?

Und stolz und kalt doch trauernd immerdar  
Das wunde Herz der Freundschaft zu verschließen;  
Voll Drang im Lebensstrom dahinzustreifen,  
Warum durft ich nicht jenes Glück genießen,  
Das stets und je des Sehns Brennpunkt war?

Wie schmückte sich die Jugend froh ihr Haar  
Kings um mich her mit grünen Myrthenkränzen,  
Nur mir allein, mir wollen sie nicht glänzen,  
Die Sterne, die der Wünsche Flug begrenzen,  
Zurückgestrahlt aus lichten Augenpaar!

Warum bist mir mein eig'nes Herz nicht klar?  
Wozu bin ich bestimmt auf dieser Erde?  
Trug ich darum so mancher Nacht Beschwerde,  
Daß mir des Wissens Licht zum Fluche werde  
Und heißbegehrte Gaben zur Gefahr?

Einst träumt' ich wohl im wallenden Talar,  
Als ein Bekämpfer kleinlicher Asketen,  
Ein zweiter Paulus vor das Volk zu treten,  
Im Geist und in der Wahrheit anzubeten,  
Der frohen Botschaft froher Missionar.

Nun bannen bitt're Zweifel mich sogar  
Aus der Befenner Christi stiller Mitte,  
Ob ich auch bebend: „Dein Reich komme,“ bitte,  
Stets unbefriedigt fliehen meine Schritte,  
Dennoch voll Wehmuth Kirche und Altar.

Ergraugend werd' ich's mehr und mehr gewahr,  
Wie dunkle Mächte feindlich mich umschweben,  
Wie lähnt die Nothdurft mir mein bestes Streben  
Und prägt die Aufschrift: „Ein verflühtes Leben“  
Auf meines Daseins trüben Commentar.

Einst leuchtete mir manche Hoffnung zwar,  
Doch was kann mir noch das Vergang'ne frommen?  
Im Jetzt fühlt sich mein Herz so bang bekümmert  
Und jede Schwungkraft ist dem Geiste benommen  
Der aufwärts strebte, wie ein junger Aar.

Alas for those that never sing,  
But die with all their music in them.—Holmes.

O Welt der Dual, die mich in Schuld gearb,  
Soll nie das Edle, das ich pflanzte, grünen?  
Muß ich der Väter frühe Sünden sühnen —  
Herrscht noch der Gott, der Moise einst erschienen  
So unerbittlich und so wunderbar?

Komm, du Wort vom neuen Bunde,  
Bisple Frieden in mein Herz;  
Trostesgruß aus Göttermunde,  
Heile meinen Seelenichmerz.  
Weßt' ich deine Wunderkräfte  
Nicht schon oft mit bangem Fleh'n?  
Fühlt' ich nie den Hauch der Gnade  
Selig durch mein Wesen weh'n?

Laß mich leis' die Botschaft lesen,  
Was einst Jesus für uns litt;  
Schnell von eig'nem Schmerz genesen  
Fühl' ich still sein Leiden mit.  
Vor der Größe seiner Liebe  
Sinkt mein Geist in Demuth hin,  
Und in segensvolle Trauer  
Zhaut mir jeder wilde Sinn.

(Rollani eintretend.)

Ei, guten Morgen! Sieh', schon wieder so vertieft,  
Daß Sie mein Kommen nicht einmal bemerkt,  
Da Ihre Thür halb offen stand, war ich so frei  
Aus eig'ner Machtbefugniß einzutreten;  
Verzeihung, wenn ich störe, doch Sie werden ja  
Der Selbstsucht auch etwas zu Gute halten.

Tr.—Sie sind willkommen; nehmen Sie nur Platz,  
Wo's Ihnen am behaglichsten erscheint.

Rol.—Ich danke Ihnen! doch darf ich wohl seh'n,  
Was für ein Buch Sie so in Anspruch nahm,  
Daß Sie mein Klopfen dreimal überhört?

Tr.—Nicht wohl, mein Freund, betrachten Sie es nur;  
Es ist das Buch, wo tiefster Weisheit Spur  
Auf jedem Blatt sich tausendfältig spiegelt;  
Das Buch, das mehr als dreimaltausend Jahr  
Der Letztstern aller edlen Denker war,  
Dem Weltstinn aber siebenfach versiegelt,  
Das Buch der Gotteskraft im Glorienflehne;  
Die Bibel ist es, die ich freudig meine!

Rol.—Aha, kommt's noch am Ende da heraus,  
Daß Sie dies alte Buch so maßlos loben?  
Ich glaubte Sie als Freigeist mehr erhoben  
Und über solche Dinge längst hinaus.  
Wenn's so mit Ihnen steht, wie ich hier sehe,  
Incommodirt Sie doch nur meine Nähe;  
Der Freiheit und dem Fortschritt gilt mein Streben,  
Mit rechtem Maß genieße ich dies Leben  
Und brauche vor dem Jenseits nicht zu beben.  
Hat mir der Zufall etwas mehr gegeben,  
Als ich zu meinem Unterhalt bedarf,—  
Mit einem Dürft'gen freundlich es zu theilen,  
Werb' ich mich immer frohen Sinns beilein,  
Wenn der Verstand selbst dies Gefühl verwarf.  
Doch soll kein Nucker mir den Kopf verteilen;  
Ein Freigeist bin ich, ewig will ich's bleiben!  
Mich soll kein Schwarzbrod je in's Bockshorn treiben;  
Die Bibel gar, dies alte Fabelbuch,  
Auf jedem Blatte nichts als Widerspruch,  
Für Idioten kaum noch gut genug,  
Der Bildung und Cultur ein wahrer Fluch!—  
Mein junger Freund, ich kann Sie nur bedauern,  
Mit solchem Kram sich's Leben zu verfauern.

Tr.—Und ich, mein Herr, ich bin halb froh, halb traurig,  
Daß Sie mit solchem Hiersein mich beehrt,  
Doch, wenn dies Stündchen Ihnen noch gehört  
Und nur der Zartfinn Ihrem Bleiben wehrt,—  
Darf ich Sie nochmals bitten sich zu setzen?  
Es würde mich unnennbar tief betrüben,  
Wenn Sie im Unmuth wollten von mir geh'n;  
Als Mentor sollten Sie sich an mir üben,  
Und mich hinaufzieh'n zu der Freiheit Höh'n;  
Und dürfen Sie sich's denn nicht zugesteh'n  
Ein wenig Nachsicht gegen mich zu üben?

(Rol. befriedigt lächelnd.)

Nun wohl, es war so böse nicht gemeint,  
Ich kann die Bibel einmal nun nicht leiden  
Und habe Gründe, die ein Denker ehrt,  
Denn das Geschreibsel ist im Grund nichts werth;  
Nur wen'ge Tröpfchen Wahrheit, wie es scheint,  
Kann man mit vieler Mühe davon scheiden;  
Darum braucht man sich nicht mit Bibellefen schinden,  
Die kann man auch in tausend andern Büchern finden.  
Doch in der That, Sie wohnen recht bequem,  
Die Aussicht hier ist wirklich angenehm;  
Wie sieht man hier so Vieles geh'n und kommen.  
Ob man von Einem recht Notiz genommen,  
So rollt sich schon in schnell geschäft'gem Lauf  
Dem Blick ein neues Panorama auf;  
Wie nährt und kräftigt solch ein bunt Gewühl  
Mir jedes lebensfreudige Gefühl;  
Und wem das bunte Treiben dieser Welt  
Aus Ueberfättigung nicht mehr gefällt,  
Dem ist's so leicht darüber hin zu seh'n  
Und sich im Fernblick träum'risch zu ergeh'n.  
Da gibt es Wolken, Dunst und Abendroth,  
Fluß, Dampfer, Eisenbahn und Fißerboot;  
Palast und Hütte, Kirche und Kapelle,  
Wald, Berg und Thal und frische Wiesenguelle;  
Hier Harmonie, dort grellen Widerspruch,  
Fast Alles was ein Dichtervörterbuch  
Nur immer Schönes zu enthalten braucht.  
Dem Maler selbst beut sich manch' gut Notiz,  
Wenn sondernd seine Hand es sinnig tief  
Mit echter Kunst nur in Verkürzung taucht.

(Tristan für sich.)

Freudig seh' ich's und beveget,  
Wie sein bess'res Selbst sich regt;  
Wie der inn're Grimm sich legt,  
Den er gegen Alles hegt,  
Was im Himmel und auf Erden  
Nur den Namen „Göttlich“ trägt.

Was mein ganzes Sein durchdringt,  
Des Gedankens Flug beschwingt

Und nach Formen in mir ringt,—  
Wenn's auch ungehört verflingt,—  
Flieh' es hin mit leichtem Schalle,  
Weil die rechte Stunde blinkt.

Rol.—Ich hörte sprechen, doch ich muß bedauern  
Ich habe, was Sie sagten, überhört;  
Verzeihen Sie, daß mir dies bunte Treiben  
Den Sinn so überaus in Anspruch nahm,  
Daß ich sogar vergaß, wo ich jetzt bin,  
Und daß Sie als mein Wirth, nach altem Brauch,  
Auch auf mein Augenmerk ein Anrecht haben;  
Doch dürfen wir jetzt noch ein wenig plaudern,  
Vorausgesetzt, daß Sie so gut als ich  
Noch etwas auf dem Herzen haben,  
Was auch heraus und von der Zunge will.

Tr.—Ich freue mich, daß Sie mit sich'rer Wahl  
Jetzt dem Gespräch die rechte Wendung geben,—  
Ob ich noch etwas auf dem Herzen habe?  
Jawohl, recht viel—und Alles will hinaus!

Rol.—Nur immer 'roust damit und das recht derb,  
Ich höre so ein kräftig Donnerwörtchen  
Viel lieber, als die süßlich faden Reden,  
Womit die Versemacher und die Pfaffen  
Ihr schal Geschwätz, das nur für Kinder taugt,  
Dem sogenannten Feingefühl verzuern!  
Mit schönen Schalen spielen Kinder gern,  
Trug sie der alte, liebe Weihnachtsbaum,  
Und blinten sie von gelbem Rauchgoldschäum;  
Bei mir da gitt allein der Nüsse Kern.

Tr.—Sie sagten, daß Sie sehr ein Donnerwörtchen lieben,  
Wenn ich mich im Verständnis nicht geirrt  
Muß es mit Dem wohl gleichbedeutend sein,  
Was bei dem großen Haufen allgemein  
Als ein Salut für seine Gegner dient,  
Nur daß der Böbel „Donner“ nie mit „Wörtchen“,  
Vielmehr mit „Wetter“ in Verbindung bringt.

Rol.—Und wenn's auch wäre, ist denn das Wort nicht gut?  
Das stärkt mir die Courage und den Muth  
Vielmehr als lange Rosenkränze beten—

Tr.—Mag sein; ich will dem Ding nicht näher treten;  
Mag sein, daß eine räthselhafte Kraft  
In diesem Worte sich zusammenrafft,  
Geweih't in Raufboldstneipen beim Krakeelen  
Von tabaksbrüh-getränkten Säufertehlen,  
Im Dunst von Knoblauchsmuckst und Branntwein,  
Ward dieses zauberkräft'ge Wörtchen  
Das Lösungswort am Einlasspfortchen  
Zum Paradies der Bier- und Schnapskultur,  
Wo nebst dem kauftaut-duft'gen Sägmehlflur,  
Die Seligen (?) mit ihren Spaukorganen  
Den Neuling stets an seine Beine mahnen,  
Und für fünf Cents den Lüsternen geschwind  
Ein Gläschen „Lager“ aus dem Fasse rinnt!

Rol.—Infamer scheeler Neid, der selbst dem Arbeitsmann  
Sein sauer Gläschen Bier nicht einmal gönnen kann,  
Was hat der Arme sonst in dieser Lumpenwelt  
Womit er sich den Gram drei Schritt vom Leibe hält?

Tr.—Ganz recht, was hat er sonst, womit er sich den Gram  
Aus seinem Herzen hält, da man ihm alles nahm  
Was leis des Denkers Blick nach jenen Höhen lenkt,  
Woher sich Freudigkeit in die Gedanken senkt.

Dem Mann der Wissenschaft ersetzt Philosophie,  
Dem zartbesaiteten Gemüth die Poesie  
Theilweise, doch nie ganz, das sel'ge Geisterland,  
In das die Religion uns knüpft mit heil'gem Band.

Was gibt dem Aermsten jezt, vom Christenthum entwöhnt,  
Die Kraft, die ihm das Sein mit Hoffnungslicht verschönt?  
Wo ist das Vaterhaus, in das er stets darf fliehn,  
Wenn schwarz am Horizont Gewitterwolken ziehn?



Dem Glauben abgewandt und auch dem Wissen fern,  
Was blinkt dem Strebensdrang als Zielpunkt und als  
Stern?

Was spornt den Trägen an zur Geistes-Mitternacht?  
Was füllt den Zagenden mit neuer Heldenkraft?

Was wehrt ihm, daß im Glück er sich nicht überhebt,  
Was stärkt ihn, daß er selbst im Tode nicht erbebt?  
Was zieht den müden Geist empor wie ein Magnet?  
Was wunderseeliger, als gläubiges Gebet?

Rol.—Das klingt recht schön; iwer dran Vergnügen findet,  
Der bete meinetwegen, so viel es ihm beliebt,  
Wenn er mit seinen Grillen mir nicht querüber kommt  
Und etwa meine Kinder nicht damit infizirt—

Tr.—Nicht damit infizirt? Das riecht merkwürdig stark—  
Das braucht Desinfection vom rechten Schrot und Korn;  
Sie kennen wohl das Thierchen von Zweifeln nie beirrt,  
Das erst nach seinem Tode der Welt recht nützlich wird;  
Zwar trägt's nie weiße Handschuh, Cylinderhut und  
Frack, [geschmack.

Doch wirkt's geschmacks-befördernd durch seinen Fein-  
Freisinnig in Tendenzen und gänzlich aufgeklärt,  
Hat's an die Seelenlehre sich nimmermehr gekehrt.  
Von seinen eignen Jungen hat's manche schon verpeist,  
Und fand so durch Erfahrung, sie hatten keinen Geist.  
Warum soll man denn sorgen für das, was man nicht hat,  
Warum sich helle baden—das Wasser macht nur matt,  
Den klaren Quellen bleiben die werthen Grunzer fern,  
Im Unrath aber schlappern und wälzen sie sich gern.  
Wenn man sie nebst den Jungen mitleidig säubern will,  
Dann schreien sie ganz gräulich und halten nimmer still;  
Ganz so wie jener Vater, der sich so exaltirt,  
Daß man nicht seine Kinder mit Beten infizirt.  
Das ist ein kleines Gleichniß, nun wende man es an,  
Und zieh' die Consequenzen, die man draus ziehen kann.

Rol.—Ich zieh für mich daraus die Folgerung,  
Die ich auch früher schon gezogen habe:  
Daß Jedem und ein Jeder in der Welt  
An seinem Plage sein und bleiben sollte.  
Auch wünschte ich, daß all die weisen Herren  
Vom Bet- und Beichtstuhl hübsch beim Beten blieben.  
Daß sie in Politik und Wahl sich mischen,  
Das Volk in ihrem Sinn fanatisiren,  
Zwietracht und Spaltung in die Häuser tragen,  
Und den Familienfrieden untergraben (Matth. 10, 35.),  
Das kann ich ihnen nun und nie verzeihen,  
Wer daran rütteln will, der ist der Menschheit Feind.

Tr.—Zwietracht und Spaltung in die Häuser tragen?—  
Ein seltsames Argument, das Christenthum zu schlagen!  
Die Reichsverteidiger, der Volkswehr Waffenlehrer,  
Die Drachentödterschaa—die nennt man Friedensförder?  
Daß die Familie des Staates Basis sei,  
Ist fast ein Axiom, gern stimme ich ihm bei;  
Den Theoretikern desselben alle Ehre,  
Wenn ihre Praxis nur auch dem entsprechend wäre.  
Bekämpfte man nur recht die Bier- und Rumverkäufer,  
Die schlechte Literatur, die Possenschaupiel-Läufer;  
Die Seele, Leib und Geist verderbenden Spelunken,  
Wo manches Jünglings Kraft ins frühe Grab gesunken;  
Des Leichtsinns Tummelplätze, der Unschuld = Mörder-  
höhlen,  
Die Tanz- und Ball-Lothale, den Giftmarkt junger Seelen!  
Dort lauert der Familie und alles Edlen Feind,  
Wo laut das Laster jubelt, wenn still die Tugend weint,  
Dort werfe man zum Streite den Fehdehandschuh hin  
Und kämpfe bis zum Tode mit stolzem Mitternachts!  
Heil dem, der frohen Muths in diese Schaar sich stellt,

Und stets den Edelsten sich selbstsuchtslos gesellt;  
Heil, iwer sich füllen Sinnes der heil'gen Ordnung fügt  
Und sich am Freudenchein des Augenblicks begnügt.

Heil dem, der unverwandt der Tugend Bahnen zieht,  
Und kindlich-unentweicht fürs Himmlische erglüht;  
Heil dem, der nach dem Weg zur ew'gen Heimath frägt,  
Und in verschwiegener Brust des Glaubens Perle trägt.

Glücklich, iwer ein Heim, ein stilles sich erstrebt,  
Wo eine Seele ganz nächst Gott—für ihn nur lebt;  
Die seines Auges Wink mit Liebesblick erräth,  
Oh des Verlangens Wort ihm noch vom Munde geht.

Die jedem Wunsch zuvor zu kommen sich bestrebt,  
Und so was Pflicht gebeut in ein Geschenk erbebt;  
Die mit der Sanftmuth Macht, den Kummerblick gesenkt,  
Den Irrenden hinauf zur ew'gen Lichtswelt lenkt.

Doch unglücklich, iwer der Sittlichkeit entwöhnt,  
Der Tugend Werth verkennt, vielleicht sie gar verhöhnt;  
Weß, iwer betört und blind nach edler Geistesfrucht  
Im blühenden Gebörn der Leidenschaften sucht.

Wie Blüthenstauden verfliegt ihr unbeständig Glück,  
Noch kaum geboren sint's schon in sein Nichts zurück  
An seinem eig'nen Herd und in der Seinen Schooß,  
Fühlt man sich arm und fremd, verwaist und heimatlos.

Der Sonnenhügel wird zum trüben Thränenthal,  
Der Erde schönster Platz—das Heim—zum Ort der Qual,  
Man kennt die Liebe nicht, dies hohe Himmelstind,  
Weil edle Seelen nur der Liebe fähig sind.

Rol.—Das letztere will ich billig gelten lassen,  
Doch kommt's drauf an, was man mit „edel“ meint;  
Wenn man's im Sinn der Orthodoxen nimmt,  
Ist Niemand edel, der nicht denkt wie sie,  
Dagegen möcht' ich mich hier streng verhalten.

Tr.—Und ich dagegen, daß Sie mit dem Wort:  
„Die Orthodoxen,“ alle Christen meinen,  
Die, wie auch ich, die Möglichkeit verneinen,  
In unserm schönen Lande ein Humanist zu sein  
Und alles Kirchenwesen als Thorheit zu verschrei'n.  
Man sagt's nicht klar, doch meint das ganze Christen-  
thum,  
All' seine hohen Ziele, all seinen Geistesruhm;  
All' die Errungenschaften, die es uns schon gebracht,  
All' jene Siegeszüge, die es noch immer macht.  
Wer schloß die Mörder Spiele im Circus Maximus?  
Wer hob entmenschte Horden zu geistigem Genuß?  
Wer hat am Tiberstrande die Sklaven frei gemacht?  
Wer für der Menschheit Rechte in Noth und Tod gewacht?  
Wer predigte begeistert von Areopagus Hö'n  
Den Gott, den unbekannten, den Weisen zu Athen?  
Wer hat mit Blut und Thränen der Freiheit Saat ge-  
tränkt?  
Wer ist's, der Kannibalen, wie sanfte Lämmer lenkt?  
Wer, der die Gräueltempel der Menschenopfer stürzt,  
Wer, der die Nacht des Elends durchs Glaubenslicht ver-  
kürzt?  
Wer hat in seinen Schulen die Denkerschaar gesäugt,  
Die Lust, Licht, Bliß und Dampfkraft in unser Joch ge-  
beugt?  
Wer wies den starken Geistern der Selbstbeherrschung  
Spur,  
Ihr Herrschthalent entfaltend in Menschheit und Natur?  
Wer zog uns zu den Höhen der Weltkultur hinan,—  
Wenn's nicht der Friedensengel des Christenthums gethan?

(Schluß folgt.)



## Weihnacht in Neapel.

(Von Th. Frede.)

Die Straßen der Stadt vom Dunkelwerden an erfüllt von knattern, rollen, donnern; prasselnde Feuerwerkskörper überall in den Gassen, in den Höfen, auf den Terrassen, Balkonen, flachen Dächern bengalisches Feuer, so weit du von dem Dach deines Hauses zu schauen vermagst, hier roth, dort blau, dort grün; ungezählte Menschenmassen die Straßen durchwogend, singend, oder richtiger grölend, dort aus hunderten von Kehlen ein donnerndes Evviva, wenn eine Menge Bomben zu gleicher Zeit einen Krach verursacht, als sei irgendwo eine Explosion erfolgt, unzählige Bänder der Straßenjugend, zu kühnen Thaten vereint, die einander in der Kunst, Scheiterhaufen anzuzünden, übertreffen, ein wahnsinniger, infernalischer Lärm die ganze Nacht bis zum frühen Morgen — das ist der „heilige Abend“ der Neapolitaner! Im schroffsten Gegensatz zu einer solchen Festfeier stehen die Boten, welche an das nahebe Fest erinnern, ich meine die *Campanari* (Schalmeibläser, sog. von ihrem Instrument, der *Campana*). Paarweise durchziehen sie die Stadt, jedesmal ein Alter und ein Junger, also etwa nach Abstand: „Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genos.“ Paarweise sah ich sie vom Dom aus sich hier und dahin zerstreuen, jedes Paar begleitet von einem langen Zuge kleiner und großer Kinder. Der Bube dort, der den Alten an der Hand hält, und mit Stolz den Dudelsack desselben sich umgehängt hat, ist ein wahrhaft Auserwählter. Er führt nemlich das „Sängerpaar“ in sein Haus, von da werden sie weiter geleitet, denn überall hin kommen den Schalmeibläsern durch Kindermund Einladungen, kein Palast, keine Hütte, in der die Weihnachtboten nicht gerne gesehen wären! — Dort in jenes Haus geleitet sie der Knabe, dort treten sie vor das Madonnenbild, vor dem heute zahlreiche Lichter brennen, entblößen ihr Haupt, und die kindliche Weise beginnt, in welcher Schalmei sich zum Dudelsack gesellt. Ist es eine Melodie? Bisweilen glaubt man, solche zu hören, und doch ist man nicht im Stande, sie wiederzugeben. Es sind Kinderweisen, Ansätze von Melodien, aber viel Innigkeit, naive Freude, Sehnsucht liegt in diesen Tönen; eine Musik ist es, wie man sie sonst nie hört, und darum kann man es nicht lassen, man muß stehen bleiben und hören.

Das ist eine Weihnachtsvorfreude hiesiger Jugend, die aber nichts weiß vom Christkind oder Weihnachtsmann, nichts vom Tannenbaum und seinen Gaben. Die liebe Jugend weiß, was am Christabend hier sein wird, und die andere Vorfreude ist, im Voraus schon den unaussprechlichen Lärm der heiligen Nacht anzudeuten. Je näher gen Weihnacht, desto mehr wähnt man die Straßen von Dämonen und Kobolden erfüllt, welche mit allem erdenklichen Feuerwerk ein neßisches, oft aber durchaus gefährliches Spiel treiben. In den bedeutendsten Hauptstraßen wird dem tollen Spiel einigermaßen Schranken gesetzt. Aber in den unzählbaren Nebenstraßen der gewaltigen Stadt wirft man zischende, knallende Feuerwerkskörper auf die Straße, an die Wände, da zischt und leuchtet es nieder von den grünelgeschmückten Balkonen, da leuchten große Feuer vor den Häusern, und die wilde Jugend hüpfst jubelnd um die Flammen, springt im tollen Uebermuth über die Flammen hinweg, kurz, man glaubt, in einem Gegensatzbath zu sein.

Diese kindliche Lust des Volkes am Feuer und an Feuerwerk findet nur in der heiligen Nacht einen wahrhaft infernalischen Ausdruck. Freilich sind nicht alle guten Neapolitaner zu gleicher Zeit in dieser Nacht auf den Gassen. Man löst einander hübsch ab, denn man hat auch drinnen im Hause zu thun. Zwar wird kein Tannenbaum hergerichtet (unter hiesiger Sonne wächst keine nordische Tanne), das würde einer neapolitanischen Mutter zu mühsam erscheinen. Mit der Versicherung, die hier erst um Neujahr zu sein pflegt, hält man es sehr einfach. Die Kinder befestigen Abends einen Strumpf an ihrer Bettstelle, und dieser sinnreiche Behälter ist am anderen Morgen mit allerlei Süßigkeit angefüllt. Daß in den deutschen Familien am Christabend auch der Christbaum leuchtet, ist selbstverständlich, man nimmt dazu eine Edelanne.

Und doch hat das neapolitanische Kind einen Ersatz für den fehlenden Christbaum. Vierzehn Tage vor Weihnacht nemlich fängt Neapel an, den größten Theil seiner Straßen mit Laubhallen, mit grünen Ehrenpforten, mit Lorbeerzweigen, ja mit ganzen Lorbeerbäumen zu zieren, ein Schmuck einziger Art, der bis zum Feste dauert. Vorwiegend sind es die Fruchthändler aller Straßen, welche in dieser Hinsicht Prächtiges leisten. Ihre Sütten, Bögen, Lauben reichen in den breiteren Straßen weit ins Trottoir, ober, sind die Straßen eng, so schwingen sich schönlinige Bögen, mit Blumen und Flitter behangen, über die Straßen hinüber, und in der Ausstellung und Zusammenstellung der Früchte zeigt sich der bewundernswerthe Schönheitsinn der einfachsten Menschen, von denen die meisten weder lesen noch schreiben können. Die verschiedenen Farben der Früchte, der Äpfel, Orangen, Datteln, Rosinen, Feigen u. d. dient dazu, Teppichbeete nachzuahmen und durch Zusammenstellung die gelungensten Mosaikbilder, z. B. allerlei Thiere, Buchstaben, ja sogar die Madonna mit dem bambino zur Anschauung zu bringen. Zugleich zeigt sich das bekannte Blumenbedürfnis der antiken Zeit. Fleischerläben scheinen sich in Rosenhallen verwandelt zu haben, jene Melonenreihen, welche dort den Bogen krönen, jene Laubhallen aus Lorbeerbäumen, überall alles von Blumen umkleidet, an denen es hier in keinem Monat mangelt. — Nie erinnere ich mich eine genussreichere Wanderung durch die Stadt gemacht zu haben, als in jenen *Adventstagen*, die merkwürdig an das *Laubhüttenfest* Israels erinnerten. Da ist eine Festfreude, da sind „Christbäume“ für jedermann! — Damit nun selbst dem Aermsten nichts fehle, thut die Kirche das Ihrige durch ihre zum Theil prächtigen und bisweilen künstlerisch schönen Ausstellungen der „Krippen“ (das Volk sagt *presipi*). In der Kirche S. Teresa ist eine ganze große Seitennische von einer solchen Darstellung der Geburt Christi angefüllt, eine Darstellung, die das ganze Jahr dort verbleibt. Da sieht man Berg, Thal, Schluchten, Höhlen, Wasser, Thiere, — da kommen die Scharen über die Berge, durch die Schluchten gezogen, kostümt wie Landbewohner bei Neapel, da sind Gesehlführerinnen, Ochsenwagen mit Lautenspielern drauf; genug, das Ganze ist von so viel Naivetät, Humor, dabei kindlichem Glauben erfüllt, daß ich oft in jener Kirche einkehre, um mich daran zu erfreuen.

In allen besseren italienischen Familien wird übrigens am



heiligen Abend eine Krippe aufgestellt, wie man sie in allen Größen und zu allen Preisen auf der Straße kaufen kann.— In fast natürlicher Größe sind die Personen der Weihnachtsgeschichte in der alten Kirche St. Giovanni a Carbonara dargestellt. Da funfelt hoch oben der goldene Stern, Goldfäden als Strahlen reichen von ihm zur Madonna und dem Kindelein, und an den Fäden hängen und schaukeln lauter dickbuckige Engel.—Doch zur Vollständigkeit unseres Bildes fehlt noch eins.

Welch ein entsetzlicher, mit nichts zu vergleichender Lärm in der breiten Straße S. Brigida! Wir durchschreiten sie am Tage vor dem Fest, und ich gebe die Versicherung, daß das dort sich entfaltende Bild mit seinen Haupt- und Nebenfiguren allein schon verdiente, besonders beschrieben zu werden, falls dies überhaupt möglich wäre, daß aber der Gesamtton, der

von dorthier klingt, sich nicht beschreiben läßt.—Tage vorher haben lange Extrazüge eine kostbare Barre gebracht, welche für Weihnacht auf derselben Linie steht, wie das tägliche Brod. Es sind Male zum Weihnachtsabendschmaus. Capitoni werden diese Male genannt, ein Name, der sich etwa mit „Hauptkerle“ übersetzen ließe. Jede Familie muß ihren großen, fetten Mal verzehren, und S. Brigida ist der Malmarkt. Zu den Capitoni aber kommt anderes Seegethier dort, Fische verschiedener Farbe, und die vielbegehrten vielarmigen Polypen fehlen ebenfalls nicht.—So halten die Neapolitaner ihr nächtliches Festmahl, sie essen wacker, leisten das Menschenmögliche, ganz so, wie es die antike Zeit beim Festmahl ebenfalls verstand.—Wie verschieden Alles von unserer schönen, deutschen Weihnachtsfeier!

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XIX. Hauptlehren der heiligen Schrift.

(Fortsetzung.)

Als der Mensch aus der Hand seines Schöpfers kam, bestand zwischen ihm und seinem Gott die intimste, ungestörteste Gemeinschaft, und zwar:

1. Auf Grund des Charakters, den der Mensch besaß. Heiligkeit und Gerechtigkeit waren bekanntlich die Grundbestandtheile desselben. (Eph. 4, 24.) Sein Wille stimmte in allem mit dem Willen Gottes überein.

2. Auf Grund des Ortes, den der Mensch einnahm. Auch da harmonisirte alles mit den Anordnungen und Absichten seines himmlischen Vaters. Eben, als trautes Heim für das erste Menschenpaar, war Gottes Wahl. Es war seine Pflanzung. Dabei hatte der Mensch auch Macht über die Erde und alle Thiere, die darauf wohnten. Und damit er nicht müßig sei, befahl ihm sein gütiger Schöpfer, den Garten zu bauen. Wie herrlich! (1. Mose 2, 15.)

3. Auf Grund der Gemeinschaft und Gesellschaft, deren er sich erfreuen konnte. Aus 1. Mose 2, 17. und 3, 8. schließen wir, daß er, nebst andern paradiesischen Freuden, mit Gott direkten Umgang pflegte.

Nun ein Wort über den Sündenfall.—A. Der Mensch sündigte gegen Gott. In diesem Satz ist eine furchtbare, weitgreifende Thatsache ausgesprochen. (Röm. 5, 12.) Und wie sündigte der Mensch? 1. Gegen Gottes Gesetz—gerecht, heilig und gut. Dazu war es leicht zu halten. Die Sünde ist das Unrecht. (1. Joh. 3, 4.) 2. Der Mensch sündigte unter dem Einfluß der Verführung von Außen. (1. Mose 3, 1-6.) 3. Er muß nicht lange im Unschuldsstand geblieben sein. 4. Der Mensch sündigte ohne Noth und aus freiem Willen. Die Verführung durch den Satan entschuldigt ihn nicht; er hätte nicht nachzugeben brauchen, die Kraft zum Widerstand lag ja im Menschen. Das erste Menschenpaar war vollständig entwickelt—nicht unerfahren. Sie kannten das Gesetz.

B. Die Sünde brachte Schande, Verdammniß, Gottentfremdung, Trennung, Ruin und Tod. 1. Mose 3, 8.; Hiob 31, 33.; Röm. 5, 12.

C. Die Sünde hat sich auf alle Nachkommen Adams fortgepflanzt. (Siehe Kirchenordnung, Seite 10, oben.) 1. Mose

6, 5.; Hiob 14, 4.; 15, 14.; Jer. 17, 9.; Hosea 6, 7.; Röm. 3, 19.; 8, 7.; 1. Cor. 2, 14. Man lese diese Stellen.

D. Die Sünde brachte die Menschheit unter die Herrschaft des Satans. 1. Mose 3, 1-6.; 1. Joh. 3, 8.; Röm. 6, 16. Damit versteht sich von selbst, auch gegen Gott. Matth. 12, 28, 29.; Mark. 5, 2-5.; 2. Cor. 4, 4.; 2. Tim. 2, 26.; Offb. 9, 11. Folglich muß der Mensch das Loos des Satans und seiner Engel theilen. Matth. 25, 41.; Joh. 8, 44.; Röm. 16, 20.; Judä B. 6.

Der Gott-Mensch.—Der Mensch sündigte, aber Gott hörte damit nicht auf ihn zu lieben. Joh. 3, 16. In seiner unendlichen Liebe sandte er einen Erlöser. Joh. 3, 17. Denn es ist ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nemlich der Mensch Christus Jesus. 1. Tim. 2, 5.

Jesus Christus ist Mensch. Joh. 1, 14.; Gal. 4, 4.; Phil. 2, 7-8.

Er ist aber auch Gott. Col. 2, 9.; Phil. 2, 6. Dies mit Rücksicht auf seinen Charakter und die Ansprüche, die er macht. Joh. 8, 46.; 14, 9.

Auf Grund seiner Thaten. Joh. 1, 1-3.; Col. 1, 16-17.

Seiner Namen. Röm. 9, 5, 7.; Phil. 2, 11.; 1. Joh. 5, 20.; Offb. 17, 14.

Seiner Anbetung. Joh. 5, 23.; Phil. 2, 10.; Offb. 5, 13.

Jesus Christus ist deshalb Gott-Mensch: 1. Dies im Hinblick auf seine Doppelnatur. Jes. 9, 6.; Joh. 1, 1, 14.; Matth. 1, 23.; 1. Tim. 3, 16. 2. Im Hinblick auf sein Mittleramt. 1. Tim. 2, 5, 6.

Als Erlöser und Mittler wurde er vorher verkündigt:

a) Schon in Eden. 1. Mose 3, 15.

b) Den Patriarchen. 1. Mose 22, 18.; 49, 10.

c) Durch die jüdischen Schattenbilder. Hebr. 9, 6-12.

d) Durch die Propheten. Jes. 7, 14.; Micha 5, 2.

Das Leben Christi auf Erden war:

1. Kurz.

4. Thätig, rastlos.

2. Sündlos.

5. Ein Gebetsleben.

3. Selbstverleugnend.

6. Ein Wunderleben.

7. Es war vollkommen.

Ueber sein verdienstvolles Leiden und Sterben siehe folgende Stellen: Jes. 53, 5, 6.; Matth. 20, 28.; Röm. 3, 25, 26.; 5, 6-8.; 1. Cor. 15, 3.; 2. Cor. 5, 19, 20.; Gal. 3, 13.; Hebr. 9, 12.; 1. Pet. 1, 18, 19. und andere.

Ueber seine Auferstehung: Röm. 4, 24, 25.; 8, 34.; Hebr. 4, 14.; 9, 24.; 1. Joh. 2, 1.

Als Prophet ist Christus unser Lehrer. 5. Mose 18, 15.; Joh. 7, 46.; Luk. 4, 32.

Als Priester unser Vertreter. 1. Sam. 2, 35.; Röm. 5, 11.; Hebr. 2, 17.; 3, 1.

Als König unser Regent. Jes. 32, 1.; Luk. 1, 32, 33.; Joh. 12, 26.

Sein Evangelium ist: a) Frei für Alle. Jes. 55, 1.; Offb. 22, 17. b) Auf die Bedingung der Buße (Matth. 4, 17.; Mark. 1, 15.) und des Glaubens (Matth. 11, 28.; 12, 21.; Joh. 3, 36.).

Seine einstige Wiederkunft ersieht man aus Matth. 24, 30.; Joh. 14, 3.; Apg. 1, 11.; 1. Thess. 4, 16.; 2. Thess. 1, 10.

**Anmerkung.** — Es ist sicherlich eben so nothwendig als lehrreich und erbaulich, diese vielen Beweisstellen nachzuschlagen und wenn thünlich, dem Gedächtnisse einzuprägen. Merkt das, ihr S. S. Arbeiter.

### Was kann gethan werden, um der seelenverderbenden Literatur unserer Zeit entgegen zu wirken?

#### I.

**W**ir leben in der Zeit des geistigen Aufschwungs. Lesen, Meditiren und Praktiziren sind an der Tagesordnung. Wer in unserer Zeit sich Anerkennung und Erfolg verschaffen will, muß regen Geistes sein. Die Presse ist Tag und Nacht thätig, um die Leselust des Publikums zu befriedigen. Die Kirche regt sich in ihren verschiedenen Zweigen und streut den Samen der Wahrheit in tausende Herzen, die Frucht tragen zum ewigen Leben. Die Welt, die im Argen liegt, schäumt, bewußt und unbewußt, vom Sturm der Leidenschaften erregt, den Unflath des sündigen Herzens aus. Die Weltfinder und Teufelsdiener auf den Ebitorstühlen haben auf literarischem Gebiet ihr Möglichstes gethan, Lectüre zu bieten, die zum Verderben gereicht. Diese Zeitungsmenschen scheuen sich nicht, das Heilige in den Roth zu ziehen. Gott, die Auferstehung der Todten und die ewige Vergeltung, sind ihnen Bibellehren, die zum Gegenstand des Spottes gemacht werden. Die angeborenen Charaktertugenden hebt man über Gebühr hervor, und die Sünden und Schwächen sucht man mit allen erdenklichen Gründen zu bemänteln und zu entschuldigen. Um den Menschen nicht zu sich selbst kommen zu lassen, wiegt man ihn, mit dem Gift des Unglaubens getränkt, in den Schlaf der fleischlichen Sicherheit. Nur selten lassen diese Autoren den Lesern ihrer Produkte das Leben in seiner Wirklichkeit vor die Augen des Verständnisses treten, sondern durch Romane und Novellen wird das praktische Leben in traumartiges Dunkel gehüllt. Sagten die Athener von Drafo, er habe seine Gesetze mit Blut geschrieben, so mögen wir mit größerem Rechte sagen, daß die Literatur vieler Autoren mit Höllengift vermennt wurde. Die größte Kunst auf rhetorischem Gebiet haben sie angewandt und ihre giftigen Pfeile in alle Richtungen geschossen, um den Wahrheitsfindenden am Geiste zu verwunden. Nicht nur die freie Rede, sondern die Poesie, Monologe und Dialoge, Fabel, Satyre, Pasquill, Märchen, Romane und Lustspiele sind in ihr Gebiet gezogen und mit Sündenausatz verpestet. Solcher Literatur entgegen zu wirken muß das Bestreben aller Redlichen sein. Nachstehende Zeilen haben den Zweck, Andeutungen zu geben, auf welche Weise der Kampf gegen diese Fehlschriften zum Siege getrieben werden kann. Wir werden wohlthun, die Angriffe von vier Seiten zu machen.

1. Ueberzeuge man die Eltern und Lehrer, von dem Verderben der gottlosen Literatur. — In diesem Leben der Irthümer und Schwächen, hängt sehr viel vom Lichte der Erkenntniß ab. Unzählige Sünden werden nicht aus Bosheit, sondern aus Unwissenheit verübt. Würden wir immer erkennen, wie wir erkannt sind, so blieben wir vor vielen Sünden, Reue und Noth bewahrt. Nur wenige Menschen springen mit offenen Augen ins Verderben. Nicht viele Eltern, Lehrer und Vormünder lassen mit vollem Bewußtsein der Gefahr ihre Söhlinge aus dem Giftbecher der gottlosen Literatur schlürfen, wie der Schmetterling die Nahrung aus den verschiedenen Kräutern saugt. Gewiß unterlagte der Vater seinem Sohne das Lesen der zehn Cent Novelle, wenn er wüßte, daß dadurch der Grund zum Ungehorsam, der Anfang zur Ungebundenheit, Unmäßigkeit und Unkeuschheit gelegt würde. Dem einsichtsvollen Beobachter ist es aber deutlich, daß das Einsaugen des ungläubigen Zeitungsgiftes in Zeit und Ewigkeit schadet. Auf dem Gymnasium zu Straburg weilte in den siebzehnjährigen Jahren des vorigen Jahrhunderts ein sechzehnjähriger Jüngling Namens Jean Laforest. Fromm erzogen, diente der Jüngling dem Herrn aus Grundsatze, und widmete sich dem Predigtamt mit Vorliebe. Wegen seiner Frömmigkeit von Vielen verhaßt, erwarb er sich durch seinen Fleiß und sein Wissen doch Anerkennung, und blieb Gott in seinem väterlichen Glauben so lange getreu, bis er anfang ungläubige Schriften zu lesen. So lange man mündlich mit ihm disputirte, wegen seines Glaubens und Lebens, überwand er seine Gegner durch die Bibel und Erfahrungsbeweise; als er aber begann Voltaires und Rousseaus Schriften zu lesen, war es um sein Christenthum geschehen. Die Ideen seiner Rathgeber wurden seine eigenen, die er verteidigte und belebte. Bald schwang er sich zu einem Führer der Revolution empor, und stand mit den Blutmenschen Danton, Murat und Robespierre in enger Verbindung, und sah Frankreichs Glück nur in der Abschaffung des Bibelglaubens, des Predigtamtes und der Ermordung Aller, die nicht dachten, wie er und seines Gleichen.

Von dem Einfluß eines schlechten Buches erzählt ein Gottesmann Folgendes: Vor 25 Jahren wurde ich bekannt mit einem jungen Manne von feiner Bildung und glänzenden Talenten, und bald waren wir Bufenfreunde. Eines Tages nach der Schule reichte er mir ein Buch, das er, wie er sagte, mir nur eine Viertelstunde leihen könnte. Wir standen einige Minuten beisammen, während ich die unglücklichen Bilder überblickte und einige Seiten las. Ich gab ihm das Buch zurück und sah es nie mehr, aber das Gift hatte seine Wirkung, die Sünde ließ ihre Narbe zurück. Ich kann nicht die Folgen der unreinen Gedanken tilgen, welche in jenen Minuten durch das Buch in mein Herz gesät wurden, und die ich, mag Gott es mir vergeben, dort hegte. Ich kann gegen diese beten, und dieselben auch mit Gottes Hülfe überwinden, aber sie sind mir ein Pfahl im Fleisch und bereiten mir unsäglichen Jammer und Noth. Erzieher sollten diese Gefahr kennen und davor warnen zur rechten Zeit, sonst kommt die Stunde, wo Belehrung und Ermahnung vergeblich sind. Nur zu oft will man den Stall schließen, wenn das Pferd gestohlen, und den Brunnen bedecken, wenn das Kind hineingefallen ist. Diese Gefahren zu kennzeichnen müssen sich Prediger angelegentlichst öffentlich und privatim unterziehen. Werden sie hierin von der christlichen Presse gehörig unterstützt, so wird dem Satan eine große Niederlage beigebracht. Ja, man scheue keine Opfer, in dieser Richtung Licht zu verbreiten; denn wenn die Offiziere und Generale der Heilsarmee den Feind und seine verschiedenen



Angriffe recht kennen, dann werden sie sich verwahren und den Feind mit Erfolg betriegen.

2. Verbreite man so viele gute Bücher und Zeitschriften als möglich. — Der strebsame Geist will Nahrung. Still, gedankenlos, stumpfsinnig, untätig, von den eigenen Gedanken lebend, wie der Dachs von seinem Fette zehrt, ist große Qual für den Wissensdürstigen. Wie zum Leben das Essen, und im Christenthum das Beten unerlässlich ist, so ist man geistig der Anregung durch Bücher, alter und neuerer Zeit, bedürftig. Wer gute Gesellschaft findet, findet Glück; wer gute Bücher hat, gewinnt Freunde, die ihm in guten und bösen Tagen, ja selbst im Tode, noch mit ihrem Troste zur Seite stehen. Aus den Büchern sammelt sich der Forschende Gedanken, wie die Biene aus vielen Blüthen den Honig. Schön spricht sich ein Gelehrter des Alterthums über den Werth guter Literatur aus: „Ich gehe in meine Bibliothek, sagt er, und wie ein riesiges Panorama zieht die Geschichte vor meinen Augen vorüber. Ich atme die Morgenluft der Welt, und die Rosenbüsche Edens wehen mich an. Ich beobachte den Thurmabau zu Babel, den Bau der Pyramiden und sehe die Sphinx. Ich sitze wie in einem Theater, die Bühne ist die Zeit, das Spiel die Weltgeschichte. Welch ein Anblick, welch fürstliche Pracht, welche Prozeffionen ziehen vorüber, welche Städte stehen in Flammen, wie viele Gefangene sah ich dem Sieger folgen. Nur dann und wann komme ich zu mir selbst. Jetzt tummle ich mich vor den Mauern Trojas, jetzt Lausche ich auf den Redebliken Demosthenes, jetzt den silbernen Worten Ciceros. Ich ergreife mein altes Testament, und plötzlich sitze ich mit Abraham im Hain, sehe mit Jakob die Himmelsleiter, folge mit Israel der Wolfenfüule, lausche David's Harfenspiel und sitze mit Jeremia weinend auf Zions Trümmerhaufen. Mein Neues Testament fällt mir zur Hand und ich bin in Bethlehlem, am Jordan, in Gethsemane und auf Golgatha. O Männer und Frauen, so weit entfernt und doch so nah; so fremd und doch so wohl bekannt, welche geheimnißvolle Macht hält denn Zeit und Raum zwischen euch und mir auf. Gute Bücher sind das Eliseum in dem Geister verkehren, und der Sterbliche mag diese Fluren getrost betreten.“

Th. v. Suhr.

### Des Sonntagschul-Lehrers Pflichten außerhalb der Sonntagschule.

#### I.

Eine der wichtigsten Stellungen auf dem kirchlichen Gebiet nimmt der Sonntagschul-Lehrer ein. Das ihm anvertraute Amt ist eines der bedeutungsvollsten im Reiche Gottes. Die Arbeit eine der schwierigsten im Dienste des Herrn. Aber auch der Lohn wird einer der herrlichsten sein am Tage der Vergeltung. Der Sonntagschul-Lehrer sollte dies nie außer Acht lassen; er muß sich seiner hohen, verantwortlichen Stellung jederzeit bewußt sein. Seine Pflichten muß er ganz genau kennen. Diese erstrecken sich aber nicht nur auf die Zeit der Sonntagschule. Der Sonntagschul-Lehrer ist nicht nur Lehrer am Tag des Herrn, sondern die ganze Zeit. Seine Arbeit beschränkt sich nicht allein auf den Unterricht in der Sonntagschule; er muß wirken für seinen Meister überall, wo sich ihm eine Gelegenheit bietet. Und genau betrachtet sind die Pflichten eines Sonntagschul-Lehrers außerhalb der Sonntagschule nicht minder wichtig als in der Schule, und unter Umständen zum Theil noch wichtiger.

Zu diesen Pflichten außerhalb der Sonntagschule rechnen

wir zunächst eine gründliche Vorbereitung. Dieses ist ein wichtiger Punkt. Im Allgemeinen wird ihm viel zu wenig Beachtung geschenkt. Wie viele Sonntagschul-Lehrer kommen ungenügend oder gar nicht vorbereitet für den Unterricht in die Sonntagschule! Dadurch lassen sie sich eine furchtbare Pflichtverfäumnis zu schulden kommen.

Vielleicht auf keinem Gebiet gibt es eine Geschäftsverrichtung, die so unvorbereitet unternommen wird, als das Unterrichten in der Sonntagschule. Wie kommt das, da doch der Sonntagschulunterricht so bedeutungsvoll ist? Eine große Anzahl Sonntagschul-Lehrer kennen nicht ihre volle Pflicht, und empfinden ihre große Verantwortung nicht, und viele Andere sind lässig und träge. „Es sind ja nur Kinder, die ich zu unterrichten habe,“ heißt es bei Vielen, „und mit diesen werde ich schon fertig werden.“ Eine verkehrtere Ansicht als diese ist nicht oft ausgesprochen worden. Gerade weil es Kinder sind, mit denen der Sonntagschul-Lehrer zu thun hat, ist umsomehr eine gründliche Vorbereitung erforderlich, weil der Unterricht der kindlichen Auffassungskraft entsprechend ertheilt werden muß, und das mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Hat der Prediger nöthig, sich auf seinen Vortrag vorzubereiten, der Professor auf seine Vorlesung und der Advokat auf seine Rede u. s. w., so darf gewiß der Sonntagschul-Lehrer nicht unterlassen, sich für seine Klasse aufs Beste vorzubereiten. Sie ist nöthig, um die Lektion den Kindern faßlich, klar und interessant darstellen zu können. Wird die Vorbereitung unterlassen, so wird der Unterricht trocken und langweilig, und die Folge davon ist, die Aufmerksamkeit der Schüler und — die Klage des Lehrers über unartige Kinder. Das Denkmüßigen des Schülers kann nicht angeregt werden, wenn der Lehrer selbst es verfäumt, seine Denkfraft über den Gegenstand der Lektion forschen und arbeiten zu lassen. Der Lehrer ohne Vorbereitung ist einem todten Apparat ähnlich, der Schlag auf Schlag in regelmäßigem Takt nach längst gewohnter Weise Frage um Frage herunterhaspelt und zufrieden ist, wenn ihm eine Antwort gegeben wird. Der Unterricht selbst ein eintöniger Mechanismus, der weiter in nicht viel mehr besteht als dem mechanischen Anfragen der im Lektionsblatt enthaltenen Fragen. Und leider in dieser Weise besteht der Unterricht bei einem großen Theil unserer Sonntagschul-Lehrer. Kein Wunder, wenn so viele Sonntagschulen keinen Fortschritt machen. Es ist oft nur ein Wunder, daß manche Sonntagschulen überhaupt noch bestehen. Mehr Vorbereitung auf den Unterricht ist nothwendig, wenn die Sonntagschulsache blühen und gedeihen, das Sonntagschulwerk mehr Frucht bringen soll.

Die Entschuldigung des Zeitmangels zur Vorbereitung bei vielen Lehrern ist grundlos. Es lassen sich immer einige Viertelstunden oder mehr erübrigen, die man dazu verwenden kann. Nur warte man damit nicht bis Samstag Abend oder kurz vor Beginn der Sonntagschule. Der Lehrer soll sich schon am Sonntag mit der Lektion auf den folgenden Sonntag bekannt machen. Wenn er den betreffenden Schriftabschnitt sammt den bezüglichen Parallestellen mehrmals nachdenkend und betend liest, so auch den mit der Lektion in Verbindung stehenden Zusammenhang betrachtet, so hat er eine gute Grundlage gelegt zum weiteren Nachdenken die Woche hindurch. Und nachdenken kann er vielleicht zum Theil während der Arbeit oder wo ihm etwas freie Zeit gestattet ist. Und wenn er sich ein Notizbüchlein hält und die gesammelten Gedanken notirt, so hat er vortreffliches Material an den freien Abenden die Lektion gründlich studiren zu können. Dazu lie-

fern ihm vor allem die Bibel, seine eigene Erfahrung und die von der Kirche gebotenen Hilfsmittel ausgezeichnete Beiträge, daß er sich einen reichen Schatz des Erkennens und Wissens für seine Klasse in der Sonntagschule sammeln kann. Auch nach geeigneten Bildern und Illustrationen soll er sich umsehen, die er beim Unterricht passend verwerten kann. Und wenn er die Gelegenheit hat, einer Lehrerversammlung — die überall eingeführt sein sollte — beizuwohnen, so kann es nicht fehlen, daß er als wohl vorbereiteter Lehrer mit der Gnade Gottes seine Klasse erfolgreich unterrichten kann.

Eng mit der Vorbereitung ist das Studium der Kunst des Lehrens verbunden. Der Sonntagschullehrer soll nicht nur seine Lektion gründlich studiren, um selbst genau und umfassend mit deren Inhalt bekannt zu werden, sondern er muß auch die Kenntnisse sich aneignen suchen, wie man die Schüler am besten in das Verständnis der Lektion einführen kann. Wie man den Unterricht erteilt hat mehr zu sagen, als daß man überhaupt Unterricht gibt. Nicht Jedermann ist geeignet zu einem Lehrer. Es sind dazu angeborene Anlagen, natürliche Fähigkeiten erforderlich. Freilich können diese bei Vielen durch eifernen Fleiß und treue Hingabe ans Werk einigermaßen ersetzt werden. Die natürlichen An-

lagen müssen jedoch auch durch fleißiges Studium und praktisches Verwerthen des Erlernten immer mehr entwickelt und ausgebildet werden. Der Lehrer bemühe sich daher zugleich auch immer noch Schüler zu sein in der Schule der Pädagogik. Man erlaube mir an dieser Stelle auf ein kurzgefaßtes Schriftchen unsers Buchverlags: „Pädagogische Winke“ aufmerksam zu machen, das in den Händen eines jeden Sonntagschullehrers sein sollte. Weil aber nicht allein auf den Verstand, sondern hauptsächlich auf das Herz des Kindes eingewirkt werden soll, so müssen die Geistesgaben durch ein reiches Maß innerer Gnadengaben unterstützt werden.

Zu dieser Kunst gehört, daß der Lehrer lerne, systematisch zu unterrichten. Die Hauptpunkte der Lektion in geordneter Weise zusammenzufassen, ist viel nützlicher als das Kind mit einem Plunder von Allerlei vollzustopfen. Auch suche jeder Sonntagschullehrer mit einer guten von allem Kauderwelsch befreiten Sprache sich vertraut zu machen. Er sollte doch wenigstens im Stande sein, seine Gedanken in verständlichen Worten auszubringen. Es ist einer Sonntagschule damit nicht geholfen, daß jede Klasse mit einem Lehrer versorgt ist, der dieselbe jeden Sonntag unterrichtet, sondern die Hauptsache ist, daß diese Lehrer verstehen, wie die Schüler zu unterrichten. G. Berstcher.

## Sonntagschul-Lektionen.

Erstes Quartal.

### Der Anfang des Evangeliums.

#### 1. Lektion: Markus 1, 1-13. — Sonntag den 1. Januar 1882.

1. Dies ist der Anfang des Evangelii von Jesu Christi, dem Sohne Gottes.

2. Als geschrieben steht in den Propheten: Siehe, Ich sende meinen Engel vor dir her, der da bereite deinen Weg vor dir.

3. Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet seine Steige richtig!

4. Johannes der war in der Wüste, taufte und predigte von der Taufe der Buße, zur Vergebung der Sünden.

5. Und es ging zu ihm hinaus das ganze jüdische Land, und die von Jerusalem, und ließen sich alle von ihm taufen im Jordan, und bekannten ihre Sünden.

6. Johannes aber war bekleidet mit Kameels-Haaren, und mit einem ledernen Gürtel um seine Lenden, und aß Heuschrecken und wilden Honig;

7. Und predigte und sprach: Es kommt einer nach mir, der

**Haupttext:** Siehe, ich will meinen Engel senden,

**Einleitung.** — Nach den besten Zeugnissen schrieb Markus sein Evangelium zu Rom zwischen 63 — 68 A. D., aber nicht in lateinischer, sondern in griechischer Sprache. Der Zweck desselben ist, durch die einfache, lebhafteste Erzählung der großen Thaten und erlösenden Wunderkraft Christi in dem Leser den Glauben zu erwecken, daß Jesus der Sohn Gottes und siegreiche Wonne aus dem Stamme Juda sei, welcher durch die wunderbaren, heilenden Strömungen seiner Kraft und Gnade die Welt erschüttert und verwandelt. Da dieses Evangelium nicht so viel für Juden, sondern hauptsächlich für Heidenchristen bestimmt war, so tritt die Beziehung auf das Alte Testament gänzlich in den Hintergrund in demselben. In unserer Lektion ist uns kurz und bündig die Vorbereitung zur öffentlichen Wirksamkeit Christi geschildert. Dieselbe bestand: 1. in der Bußpredigt Johannes des Täufers; 2. in der Taufe Christi und 3. in seiner Versuchung.

**Erklärung.** — Vers 1-8. Matthäus fängt sein Evangelium mit der Menschheit Christi an; Markus hingegen beginnt mit

ist stärker denn ich, dem ich nicht genugsam bin, daß ich mich vor ihm bücke, und die Kleinen seiner Schuhe ausfüße.

8. Ich taufe euch mit Wasser; aber Er wird euch mit dem heiligen Geist taufen.

9. Und es begab sich zu derselben Zeit, daß Jesus aus Galiläa von Nazareth kam, und ließ sich taufen von Johanne im Jordan.

10. Und alsobald stieg er aus dem Wasser, und sahe, daß sich der Himmel aufthat, und den Geist, gleichwie eine Taube, herab kommen auf ihn.

11. Und da geschah eine Stimme vom Himmel: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.

12. Und bald trieb ihn der Geist in die Wüste.

13. Und war allda in der Wüste vierzig Tage, und ward versucht vom dem Satan, und war bei den Thieren, und die Engel dienten ihm.

**Haupttext:** Siehe, ich will meinen Engel senden, der vor mir her den Weg bereiten soll. — Mat. 3, 1.

der Gottheit desselben. Der eine nennt ihn den Sohn Davids, der andere den Sohn Gottes; beide reden volle Wahrheit. Christus ist Davids Sohn nach seiner Menschheit, indem er von Maria, aus dem Geschlechte Davids, geboren wurde; er ist aber auch Gottes Sohn, indem er vom Vater in Ewigkeit gezeugt ist. Dieses Evangelium beginnt mit dem Austritt Johannes des Täufers, wie Christus Lukas 16, 16. spricht: „Das Gesetz und die Propheten weissagen bis auf Johannem; und von der Zeit wird das Reich Gottes durch das Evangelium gepredigt.“

Zuerst führt nun Markus die Weissagung der Propheten Jesaias und Maleachi an, welche von dem Vorläufer Christi reden, welcher von Gott als Bote oder Engel gesandt wurde, um Christo durch die Predigt von der Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden und durch sein Hinweisen auf Christus als das Lamm Gottes den Weg zu bereiten. Das Werk Johannes war also nichts anders, als zu erklären, daß der so lang ersehnte Messias geboren sei, und daß das israelitische



Voll sich durch wahre Buße für den Eingang in sein Reich vorbereiten müsse. Zur Vollführung seiner Mission gebrauchte er dann ein Symbol, die Wassertaufe, wodurch jene dem Volke deutlicher wurde.

Die Taufe Johannis ist keineswegs gleichbedeutend mit der christlichen Taufe. Es war keine Taufe im Namen des dreieinigen Gottes, sondern eine Taufe zur Buße. Dieses sehen wir recht deutlich Apostelgeschichte 19, wo Paulus die Jünger Johannis noch einmal taufte. Nach Vers 6 war Johannes ein Mann von strenger Lebensart. Auch sein ganzes Aeußere zeugte von dem ernststen Bußprediger; sein Kleid von Kamels-haaren, ein wohlfeiles kunstloses Gewand, bereitet aus den groben Haaren der Kameele; sein lederner Gürtel, welcher ihm zur Befestigung der zu jener Zeit locker um den Körper hängenden Kleider diente; seine Speise—Heuschrecken und wilder Honig—die nur von der armen Klasse genossen wurden, zeigten dieses. (Unter dem Honig haben wir entweder den süßen Saft aus den Feigen- und Palmbäumen oder einen wilden Erdbienenhonig zu verstehen.) Die Hauptaufgabe Johannis wird uns Vers 7. 8. benannt. Hier warnt er seine Zuhörer, daß sie nicht ihr Vertrauen auf ihn oder seine Taufe setzten; sondern er weist sie hin auf die unvergleichliche Person, welche mit dem heil. Geist taufet und hierdurch sein Volk von aller Ungerechtigkeit reinigt und die wahre Lebenskraft verleihe.

Die Taufe Christi.—Vers 9-11. Unser Erlöser war bis zu diesem Moment in Nazareth geblieben. Ohne Zweifel ließ ihn jetzt der heil. Geist mit unzweifelhafter Sicherheit erkennen, daß die Stunde da sei, seine öffentliche Laufbahn zu beginnen. Er kam daher, als er das 30. Jahr erreicht hatte, zu Johannes, um sich von ihm taufen zu lassen. Hiermit unterwarf sich nun Christus dem ganzen Geheiß und trat sein Werk als Erlöser der Menschheit an. Er hatte sich allen Verordnungen des jüdischen Gesetzes unterworfen, er war beschnitten, er wurde im Tempel dargelegt, er besuchte denselben als zwölfjähriger Knabe und nun unterwirft er sich auch der von Gott gebotenen Taufe, welche den Abschluß des Alten Bundes bildete. Wir möchten hier jedoch bemerken, daß es ganz irrig ist, wenn man behauptet, Christus habe sich taufen lassen, um seinen Nachfolgern ein Vorbild zu geben, daß sie in seine Fußstapfen treten sollen. Wir haben schon bemerkt, daß die Johannis-taufe ganz verschieden war von der Taufe in der christlichen Kirche. Christus wurde nicht im Namen des dreieinigen Gottes getauft; und es konnte auch durchaus nicht sein Wille sein, daß seine Nachfolger die Taufe bis zum dreißigsten Jahre verschieben sollten. Mit viel mehr Grund kann man die Beschneidung Christi zu einem Vorbild der heil. Taufe machen.

Wie nun der Taufakt an Christum vollzogen war, betete er zu Gott. Lukas 3, 21. Hierauf that sich dann der Himmel auf über ihm, und die Herrlichkeit des Herrn wurde sichtbar, und der heil. Geist kam gleichwie eine Taube auf ihn herab. Die Taube ist ein Bild der Reinheit und Lauterkeit. Am Pfingstfeste wurde der heil. Geist unter dem Symbol von Feuerflammen ausgegossen, hierdurch war mehr die reinigende Kraft desselben bezeugt, welcher es bei Christo nicht bedurfte. Aehnlich wie bei der Verkörperung bezeugte es dann Gott mit einer Stimme, daß Christus sein geliebter Sohn sei. Christus ist der wahre Gegenstand der Liebe Gottes. Die Liebe Gottes gegen uns ist abhängig von unserem Verhältniß zu Christo. Wir werden geliebt von Christi Willen; wir genießen diese Liebe nur in ihm und durch ihn.

Die Verführung Christi.—Vers 12. 13. Der mit dem heil. Geist erfüllte Erlöser sollte nun siegreich seine Laufbahn betreten; hierzu aber war es nothwendig, daß er als der andere Adam den Feind der Menschheit besiege. Er wird daher vom

Geiste in die Wüste geführt, um diesen Kampf aufzunehmen. Dieser Kampf wurde siegreich von ihm bestanden. Dreimal trat der Satan an ihn heran; aber jedesmal wurde er vollkommen besiegt. Die Hoheit Christi war, wie hier berichtet, selbst den wilden Thieren der Wüste heilig; sie wagten nicht, den Herrn der Schöpfung zu verletzen. Nach siegreichem Kampfe leisteten dann die Engel ihm ihre Dienste, sie unterstützten ihn, wie es seine menschliche Natur bedurfte, da er während der vierzigjährigen Fastenzeit hungrig geworden war.

**Lehre.**—1. Die Neugestalt, daß der Sohn Gottes unter uns gekommen, ist der Anfang des Evangeliums. —2. Die Sündenerbe zu verlassen und sich zu Gott zu wenden, ist der Anfang wahrer Buße.—3. Nicht nur mit Wasser, sondern mit dem heil. Geist und Feuer muß der Christ getauft sein.—4. Die Gottessohnschaft Christi ist klar bewiesen durch die Taufe mit dem heil. Geist, durch die Stimme des Vaters und den Sieg in der Wüste.

**Anweisung für Lehrer.**—Der Lehrer weise besonders seine Schüler hin auf die wahre Buße als unerläßliche Bedingung zum Eingang ins Reich Gottes. Hierdurch wird Christum das Herz bereitet, daß er uns taufen kann mit dem heil. Geist. Weiter mache er sie besonders aufmerksam auf die großen Beweise für die Gottessohnschaft unseres Heilandes, die Ereignisse bei seiner Taufe und den Sieg über den Satan.

**Illustration.**—Das Evangelium. Profopius erzählt, daß die Bewohner der Polargegenden, wo die Nacht mehrere Monate währt, zur Zeit, da das Wiedererscheinen der Sonne erwartet wird, die Spitzen der Berge erklimmen, indem Jeder zuerst die aufgehende Sonne sehen will. Sobald sie dann erscheint, ziehen sie ihre besten Kleider an, umarmen einander voll Freude und rufen: „Siehe, die Sonne!“ — So rief einst Johannes dem Volke der Juden zu: „Siehe, das ist Gottes Lamm!“



**Wandtafelklärung.**—So wie Gott am Anfang der Schöpfung sprach: „Es werde Licht!“ so begann auch der Anfang des Evangeliums in ähnlicher Weise. Schon die Propheten warfen durch ihre Weissagungen auf Christum mächtige Lichtstrahlen über die in Finsterniß sitzende Menschheit herein. Mit der Erscheinung Johannes des Täufers ging ein wirkliches Licht auf. Das Evangelium, die frohe Botschaft begann. Er bereitete den Weg für Christum, die Sonne der Gerechtigkeit. Als Licht scheint nun dieser allen Menschen, die in diese Welt kommen. Welch ein Unterschied zwischen der Sonne und einer kleinen Kerze—zwischen der Wasser- und der Geistestaufe!

## Jesus in Galiläa.

### 2. Section: Markus 1, 14-28.—Sonntag den 8. Januar 1882.

14. Nachdem aber Johannes überantwortet war, kam Jesus in Galiläa, und predigte das Evangelium vom Reich Gottes,

15. Und sprach: Die Zeit ist erfüllet, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Thut Buße, und glaubet an das Evangelium.

16. Da er aber an dem galiläischen Meer ging; sahe er Simon und Andreas, seinen Bruder, daß sie ihre Netze ins Meer warfen, denn sie waren Fischer.

17. Und Jesus sprach zu ihnen: Folget mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen.



18. Alsobald verließen sie ihre Reize, und folgten ihm nach.

19. Und da er von dannen ein wenig südbah ging, sahe er Jacobum, den Sohn Zebedäi, und Johannem, seinen Bruder, daß sie die Reize im Schiff stückten; und bald rief er sie.

20. Und sie ließen ihren Vater Zebedäus im Schiff mit den Tagelöhnern, und folgten ihm nach.

21. Und sie gingen gen Kapernaum; und bald an Sabbathen ging er in die Schule, und lehrte.

22. Und sie entsetzten sich über seiner Lehre; denn er lehrte gewaltiglich, und nicht wie die Schriftgelehrten.

23. Und es war in ihrer Schule ein Mensch, besessen mit einem unsaubern Geist, der schrie,

24. Und sprach: Halt, was haben wir mit dir zu schaffen, Jesu von Nazareth? Du bist gekommen uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist, der heilige Gottes.

25. Und Jesus bedrohte ihn, und sprach: verstumme, und fahre aus von ihm.

26. Und der unsaubere Geist riß ihn, und schrie laut, und fuhr aus von ihm.

27. Und sie entsetzten sich alle, also, daß sie unter einander sich befragten, und sprachen: Was ist das? Was ist das für eine neue Lehre? Er gebietet mit Gewalt den unsaubern Geistern, und sie gehorchen ihm.

28. Und sein Gerücht erschallte bald umher in der Grenze Galiläas.

**Haupttext:** Vor dir aber wird man sich freuen, wie man sich freut in der Ernte.—Jes. 9, 2.

**Einführung.**—Durch die Taufe Christi von Johannes brachte Christus seine Wirksamkeit in sehr enge Verbindung mit dem Wirken Johannes des Täufers. Er erhielt auf diese Weise seine ersten Jünger, und er bewerkstelligte hiermit den Uebergang des alten Bundes in den neuen.

**Erklärung.**—I. Die Predigt Christi.—Vers 14–15. Das Wirken Johannes des Täufers kam durch seine Einkerkung von Herodes zum Abschluß. (Siehe Luc. 3, 19. 20.) Hierauf begab sich Christus nach Galiläa, um hier mit der Verkündigung des Evangeliums zu beginnen. Nach Luc. 4 begab er sich zuerst nach Nazareth und als er hier von seinen Bekannten verworfen wurde, zog er nach Kapernaum. Hierdurch wurde die Verheißung Jes. 8, 23.; 9, 1. 2. erfüllt. Gerade an dem finsternen Ort Palästinas, wo Irrthum, Aberglaube, sittliche Verfunkenheit und Unseligkeit herrschend war, trat Jesus auf, um als der ewige Licht- und Lebensquell durch die Predigt des Evangeliums Erlösung und Heil zu bringen. Der Gegenstand seiner Verkündigung war das Evangelium vom Reich Gottes. Dasselbe besteht, wie Paulus sagt, in Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist. Dieses Reich Gottes war in Christo allen Völkern nahe gebracht. Die Bedingungen zum Eingang in dasselbe sind Buße und Glauben.

II. Die Berufung der Jünger.—Vers 16–22. Die Berufung geschah am galiläischen Meere. Jesus ging am Ufer dieses klaren Sees, welcher von Fischerleuten belebt war. (Siehe Mag. No. 10, Seite 389.) Er erwähnte sich seine Jünger nicht aus den Großen und Reichen dieser Welt, sondern aus den Kreisen ungelehrter, galiläischer Fischer. Die ersten beiden Jünger, welche er hier fand, waren Simon und Andreas, sein Bruder. Der Evangelist Johannes berichtet uns, daß diese beiden Brüder schon früher Jesu nachfolgten. (Siehe Joh. 1, 40–42.) Es scheint, sie waren hierauf wieder an ihre Arbeit gegangen, bis zu dieser Berufung Christi, wodurch sie von aller irdischen Beschäftigung abgerufen wurden, um für Christum zu wirken, und durch die Predigt des Evangeliums Menschen für das Reich Gottes zu fangen. Der Ruf Christi war ohne Zweifel von einer merkwürdigen Gotteskraft begleitet. Denn die Männer verließen ohne weitere Einwendungen ihr Fischergeschäft und folgten Christo nach. Ein wenig von dem Plage entfernt, wo Petrus und Andreas arbeiteten, fand Jesus nun noch ein anderes Brüderpaar, nemlich Jacobum, den Sohn Zebedäi und seinen Bruder Johannem. Der erste wurde nachher von Herodes enthauptet. Er wird oft mit Petrus und Johannes erwähnt. Der letzte war der Lieblingsjünger Christi. Es ist merkwürdig, daß Gott vielfach seine Boten gerade berief, wenn sie am eifrigsten ihrem Geschäfte oblagen. Saul suchte seines Vaters Gesinnen, und David hütete seines Vaters Schafe, als Gott sie zu Königen in Israel berief. Die Hirten hielten bei ihrer Herde die Nachtwache, als ihnen verkündigt wurde, daß Christus geboren sei. Gott rief Amos von den Hirten von Thetoo, Moses von der Herde des Jethros und den Gideon von der Dreschtenne. So berief auch Christus seine Apostel bei der Arbeit. Dies zeigt uns, daß keine Person bei Gott verachtet ist wegen ihres Berufs; aber es lehrt uns auch, daß Gott keine Müßiggänger gebrauchen kann. Hierauf begab sich dann Christus am Sabbath mit seinen Jüngern in die Schule und lehrte. Diese Lehre erregte großes Aufsehen; sie war klar und deutlich, sie war mit großer Kraft begleitet. Christus predigte im vollen Bewußtsein des göttlichen Auftrages; er predigte mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung; er predigte was er selbst war; er wurde getrieben von der Liebe. Dieses

brachte seinen Predigten die große Gewalt. Diese Eigenschaft besaßen die Pharisäer nicht; daher waren ihre Reden kalt, ohne Saft und Kraft.

III. Die Heilung des Besessenen.—Vers 23–28. In diesem Wunder der Gesundmachung sehen wir 1. die furchtbare Kraft des Satans. Er beherrschte diesen Menschen körperlich. Er beherrschte aber noch viel mehr Menschen in geistlicher Hinsicht. Dieser Geist wird unsauber genannt, weil böse Geister die Ursache aller Unreinigkeit sind. Wir sehen hier 2., daß Christus Macht besitzt über alle bösen Geister. Als der Besessene Christum sah, schrie der böse Geist durch jenen; er gebrauchte die leiblichen Werkzeuge des Menschen. Aus den Worten des unsaubern Geistes geht klar hervor, daß er Christum kannte, daß er wußte, Christus sei gekommen, die Menschheit von des Teufels Macht zu befreien. Diese Befreiung ist eine Dual für die Teufel. Christus gebot sodann dem Satan zu schweigen und auszufahren. Durch diese Austreibung sollte die Welt erkennen, daß er der Messias sei. Diese That erregte große Verwunderung bei Allen, die gegenwärtig waren. Sie erkannten, daß hier eine allmächtige Gotteskraft wirkte, welche diesen bösen Geist zwang auszufahren.



**Wandtafelklärung.**—Ueber diese Zeichnung sind nur wenig erklärende Bemerkungen vonnöthen. Es versteht sich fast Alles von selbst. Man lese die Punkte drei bis vier Mal über und denke sich hinein. Wir zeigen also zunächst, was das Reich Gottes fordert: Buße, Glauben etc.; dann was dasselbe uns bringt, falls wir diesen Bedingungen nachkommen, nemlich: göttliche Ausrüstung, Lehre und Licht, Rettung etc. Man lasse die verschiedene Sätze von der Schule lesen und wende sie herzu auf die Umwunden an.

**Lehre.**—1. Das Reich Gottes besteht in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. — 2. Der Weg hierzu ist Buße und Glauben. — 3. Die Verkündigung des Reiches Gottes geschieht durch die berufene Diener Christi; sie geschieht nach Christi Vorbild mit Verneinung des Geistes und der Kraft; sie geschieht aus Liebe zu Gott und der Menschheit. — 4. Der Erfolg der Predigt befreit die Menschheit von der Herrschaft des Satans und der Sünde; er reißt die Welt in Erstaunen und bringt Schrecken unter die Teufel und deren Anhang. — 5. Bist du ein Bürger dieses Reiches?

**Anweisung für Lehrer.**—Der Lehrer suche 1. seinen Schülern das Reich Gottes, welches Christus verkündigt, zu beschreiben. Er zeige, worin es besteht, daß es uns durch Chri-



stum nahe gebracht ist, daß wir es als Kinder empfangen sollen, und wie wir es erlangen können. Zum 2. schildere er ihnen die Berufung der Jünger. Sie geschah durch Christus selbst; die Jünger waren einfache Fischer; sie folgten ohne Widerrede. Hierbei bedenke er, daß Christus beständig Jünger sammelt; daß er alle Menschen zu Nachfolgern haben will und besonders alle Sonntagsschüler. Zum 3. zeige er dann aus der Geschichte des Beseßenen, die Macht des Satans, das Elend der Menschen, die unter seiner Gewalt stehen, daß Christus gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören.

**Illustration.**—Das Reich Gottes ist ein ewiges Reich. Die großen Weltreiche Alexanders des Großen, Cäsars, Karl des Großen und Napoleons wurden gegründet durch die Macht des Schwertes; sie sind aber auch schon lange vom Erdboden verschwunden. Nur ein Reich besteht schon über 1800 Jahren in herrlicher Lebensfülle. Es ist das Reich des Königs aller Könige. Es ist ein Reich des Friedens. Es ist gegründet auf die Liebe. Es wird alle Reiche dieser Welt erobern und ewiglich bestehen.

## Die Macht zu heilen.

### 3. Section: Markus 1, 29–45.—Sonntag den 15. Januar 1882.

**29.** Und sie gingen bald aus der Schule; und kamen in das Haus Simonis und Andreas, mit Jacobo und Johanne.

**30.** Und die Schwieger Simonis lag und hatte das Fieber; und alsbald sagten sie ihm von ihr.

**31.** Und er trat zu ihr, und richtete sie auf, und hielt sie bei der Hand; und das Fieber verließ sie bald, und sie diente ihnen.

**32.** Am Abend aber, da die Sonne untergegangen war, brachten sie zu ihm allerlei Kranke und Beseßene.

**33.** Und die ganze Stadt versammelte sich vor der Thür.

**34.** Und er half vielen Kranken, die mit mancherlei Seuchen beladen waren; und trieb viele Teufel aus, und ließ die Teufel nicht reden, denn sie kannten ihn.

**35.** Und des Morgens vor Tage stand er auf, und ging hinaus. Und Jesus ging in eine wüste Stätte, und betete daselbst.

**36.** Und Petrus, mit denen, die bei ihm waren, eilten ihm nach.

**37.** Und da sie ihn fanden, sprachen sie zu ihm: Jedermann sucht dich.

**38.** Und er sprach zu ihnen: Laßt uns in die nächsten Städte

gehen, daß ich daselbst auch predige; denn dazu bin ich gekommen.

**39.** Und er predigte in ihren Schulen in ganz Galliläa, und trieb die Teufel aus.

**40.** Und es kam zu ihm ein Aussätziger, der bat ihn, kniete vor ihm, und sprach zu ihm: Willst du, so kannst du mich wohl reinigen.

**41.** Und es jammerte Jesus, und rechte die Hand aus, rührte ihn an, und sprach: Ich will es thun, sei gereinigt!

**42.** Und als er so sprach, ging der Aussatz alsbald von ihm, und er ward rein.

**43.** Und Jesus bedrohte ihn, und trieb ihn alsbald von sich,

**44.** Und sprach zu ihm: Siehe zu, daß du Niemand nichts sagst; sondern gehe hin, und zeige dich dem Priester, und opfere für deine Reinigung, was Moses geboten hat, zum Zeugniß über sie.

**45.** Er aber, da er hinaus kam, hob er an, und sagte viel davon, und machte die Geschichte ruchtbar: also, daß er hinfort nicht mehr konnte öffentlich in die Stadt gehen; sondern er war draußen in den wüsten Oertern, und sie kamen zu ihm von allen Enden.

### Haupttext: Ich bin der Herr dein Arzt.—2. Mose 15, 26.

**Erklärung.**—Vers 29–34. Gleich nach der vorhergehenden Section verließ Jesus mit seinen vier Jüngern die Synagoge und kam als Gast ins Haus Petri, welches in Kapernaum war. Simons Schwiegermutter aber lag krank an einem schweren Fieber, welches hauptsächlich für eine betagte Person sehr gefährlich war und vielfach mit dem Tode endete. Simon oder auch Andreas sagten dieses zu Christo; sie hatten gesehen, wie ihm die Teufel unterthan waren und daraus schlossen sie, er könne auch Fieberkranke heilen. Er ging sodann zu der Kranken, faßte sie bei der Hand und richtete sie auf. In diesem Moment war sie dann auch vollkommen von ihrem Fieber befreit. Sie stand auf und diente ihnen. Mit der Gesundheit der Kranken waren auch sogleich alle Kräfte wieder da, daß sie ihres Berufes warten konnte. Am Abend dieses Tages bestürmten nun die verschiedenen Hilfsbedürftigen unseren Heiland förmlich. Die Ursache, daß sie erst am Abend kamen, haben wir in der Thatfache zu suchen, daß es Sabbath war. Die Juden feierten den Sabbath von Sonnenuntergang bis wieder Sonnenuntergang. 3. Mose 23, 32. Viele von ihnen waren nun der Ansicht, man solle am Sabbath keine Kranken heilen. Mark. 3, 2.; Luk. 14, 3. Zudem können wir annehmen, daß das Gerücht von ihm nicht vor Abend verbreitet war. Es sind hier die natürlichen Kranken von den Beseßenen unterschieden. Unser Erlöser war Arzt nach Seele und Leib. Er heilte Viele, das heißt, so Viele als ihrer zu ihm kamen und seine Hilfe begehrten. Markus hebt hier nun noch besonders hervor, daß er den Teufeln nicht erlaubte zu reden. Christus wollte sie nicht als Verkündiger des Reiches Gottes haben; zudem wollte er auch der nachherigen Läuterung der Juden vorbeugen, daß er mit dem Teufel in Verbindung siehe. Cap. 3, 22.

Vers 35–39. — Am Morgen nach diesen Wunderthaten finden wir Christum schon sehr frühe im Gebet. Ohne Zweifel waren hierfür mehrere Ursachen vorhanden. Er selbst hatte Stärkung von Oben nothwendig für seinen hohen Beruf, sodann geschah es auch sicherlich für seine Jünger und für das in Irrthum und Aberglauben gefangene Volk. Als Ort des

Gebets wählte er eine einsame, wüste Stätte. Dieses geschah, damit er ungestört mit seinem Vater verkehren konnte. Christus hat uns hier ein herrliches Exempel gegeben. Mögen wir ihm nachahmen! Als nun seine Jünger merkten, daß er sich ihnen entzogen hatte, eilten sie ihm nach, bis sie ihn fanden. Petrus verkündigte ihm sofort, daß ihn Jedermann suche. Die Beweggründe der ihn Suchenden waren ohne Zweifel sehr verschieden. Manche wollten vielleicht ihn und seine Wunder nur sehen, andere seine Lehre hören, wieder andere wollten selbst geheilet werden. Die Jünger meinten, Christus solle diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen. Allein Christus wollte nicht wieder zurück, sondern er ging in die nahe liegenden Städte, um auch hier das Evangelium zu verkündigen. Christus gab hiermit den Einwohnern zu Kapernaum Gelegenheit über das Gehörte und Gesehene nachzudenken, weiter gab er ihnen auch gar keinen Anlaß zu denken, er würde ein irdisches Messiasreich gründen. Zudem wurde auch allen die Gelegenheit geboten, die Botschaft des Heils zu hören und die Hilfe Christi zu erfahren.

Vers 40–45. — Hier haben wir die Heilung eines Aussätzigen. Der Aussatz war eine der schlimmsten Krankheiten im Morgenlande. Man unterscheidet hauptsächlich drei Arten: den weißen, den knolligen und den schwarzen Aussatz. Der Aussatz brach, zuerst fast unmerklich, mit eigenthümlich gerötheten Flecken auf der Haut aus. Sie verursachten keinen Schmerz, vergrößerten sich aber allmähig. Die Haut ward trocken und verwandelte sich in einen schuppigen Ausschlag. Sogar im Mark der Gebeine wucherte die furchtbare Zerstörung, der im Laufe der Zeit ihr Opfer unfehlbar erlag. Der Mensch konnte dabei essen und trinken, wie in gesunden Tagen; aber mehr und mehr vermoderten die Knochen, in manchen Fällen faulten die Finger ab, und doch heilte das wundte Glied wieder zu. Wenn die Krankheit ihre höchste Stufe erreicht hatte, dann faulte der ganze Leib zusammen. Mit einem solchen Kranken hatte es unser Heiland hier zu thun. Derselbe kam zu ihm, betete ihn an und begehrte seine Hilfe. Er hatte Glauben an die Kraft Christi, und er kam auch demüthig. Christus rechte

auf seine Bitte seine Hand aus, rührete ihn an, und sprach: „Ich will es thun; sei gereinigt!“ Diese Berührung, und dieses Lebenswort brachte dem Aussätzigen augenblicklich die Gesundheit. Neues Leben und gesundes Blut durchrollten auf einmal seinen Körper. Sein Ausatz war verschwunden. Christus verbietet ihm irgend Jemand davon zu sagen, dagegen solle er sich dem Priester zeigen. Der Herr wollte die Eifersucht der Priester nicht erregen. Das Opfer für die Reinigung siehe 3. Mose 14, 2-32. Der Aussätzige schwieg jedoch nicht; förderte aber damit sicherlich die Sache Christi nicht. Die beste Dankbarkeit ist Gehorsam gegen Christum.

**Lehre.** — 1. Dreierlei offenbart sich hauptsächlich bei den Wunderthaten Christi: 1) seine Allmacht; 2) seine Willigkeit zu helfen; 3) seine Selbstverleugnung. — 2. Die goldene Lehre, die uns Christus durch sein eigen Exempel gibt; ist: „Bete und arbeite!“ — 3. Der Ausatz ist ein Bild der Sünde; er hat seinen Sitz im Blut. Die Sünde wurzelt gleichfalls im innern unseres Wesens. Der Ausatz ist sehr ansteckend, so die Sünde. Der Aussätzige wurde nicht geduldet unter dem Volk; die Sünde trieb Adam aus dem Paradiese und hält die Menschen aus der Nähe Gottes und dem Himmel. — 4. Nur Christus konnte den Aussätzigen heilen; und auch er allein kann den Sünder erlösen und reinigen. — 5. Der Aussätzige mußte zu Christo kommen, an ihn glauben und ihn anbeten, um gereinigt zu werden; der Sünder muß gleichweise zu Christo kommen, er muß an die Macht und Willigkeit Christi glauben, er muß ihn anbeten.

**Anteifung für Lehrer.** — Der Lehrer suche seinen Schülern hauptsächlich 1. Die Allmacht und Willigkeit Christi zu zeigen, welche er hier bei den Kranken offenbarte. Die Anwendung: Christus ist heute noch derselbe. 2. Schildere er ihnen den arbeitssamen und betenden Erlöser, der uns ein solch herrliches Vorbild gegeben hat. 3. Verhandle er mit ihnen die Reinigung des Aussätzigen, wobei er ja nicht vergessen darf, den Ausatz als Bild der Sünde darzustellen.

**Kleinkinderklasse.** — Den Kleinen sollte man kurz erzählen, wie in der Section allerlei Kranke zu Jesu kamen, und geheilt wurden. Es waren Fieberkranke, Besessene, Schwindkrüchtige und Aussätzige; aber Jesus war willig, sie alle zu heilen, er

hatte auch die Kraft sie zu heilen, es ging kein Kranker ungeheilt von ihm. Er zeige ihnen dann, daß Jesus noch derselbe Geiland ist.

**Illustration.** — Christus kam nicht in die Welt, mit seiner Gerechtigkeit und seinem Verdienst nur einen Mantel über uns zu werfen und unsere eiternden Wunden vor dem Flammenauge Gottes zu verbergen; nein, er kam besonders, der Arzt unserer Seelen zu sein. Er will uns von dem Schmutz und der Fäulnis der Sünde befreien, und die ist ja dem Christen fast noch unerträglicher, als die Schuld der Sünde selbst.



**Wandtafelklärung.** — Christus ist die Zuflucht Aller auf Erden. Wer zu ihm kommt, den will er nicht hinausstoßen. Ohne Ansehen der Person neigte er sich zu einem Jeden, der seine Hilfe in der rechten Weise beanspruchte. Nicht nur heilte er leibliche Gebrechen; er befriedigte auch die Bedürfnisse der unselbstlichen Seele. Er vergab die Sünden. Wie wahr, wie sehr wahr ist's, daß Schmachtenbe, Suchende, Sündenkranken in ihm Hoffnung, Heil und Hilfe fanden und jetzt noch finden. Immer wieder: Nur Jesus, Jesus allein! Auf ihn weise man hin.

## Die Macht zu vergeben.

### 4. Section: Markus 2, 1-17. — Sonntag den 22. Januar 1882.

1. Und über etliche Tage ging er wiederum gen Kapernaum; und es ward ruchtbar, daß er im Hause war.

2. Und alsobald versammelten sich Viele, also, daß sie nicht Raum hatten auch draußen vor der Thür: und er sagte ihnen das Wort.

3. Und es kamen etliche zu ihm, die brachten einen Sichtbrüchigen, von viereu getragen.

4. Und da sie nicht konnten bei ihn kommen vor dem Volk; deckten sie das Dach auf, da er war, und gruben es auf, und ließen das Bett hernieder, da der Sichtbrüchige innen lag.

5. Da aber Jesus ihren Glauben sahe, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.

6. Es waren aber etliche Schriftgelehrte, die sahen allda, und gedachten in ihren Herzen:

7. Wie redet dieser solche Gotteslästerung! Wer kann Sünde vergeben, denn allein Gott?

8. Und Jesus erkannte bald in seinem Geist, daß sie also gedachten bei sich selbst, und sprach zu ihnen: Was gedenket ihr solches in euren Herzen?

9. Welches ist leichter, zu dem Sichtbrüchigen zu sagen: „Dir sind deine Sünden vergeben;“ oder: „Stehe auf, nimm dein Bett, und wandle?“

**Haupttext:** Ich, ich tilge deine Uebertretung um meinetwillen, und gedenke deiner Sünden nicht. — Jes. 43, 25.

**Erklärung.** — I. Heilung des Sichtbrüchigen. — Vers 1-12. Markus folgt in der Erzählung und Zusammenstellung der Wunder Christi keiner strengen chronologischen Ordnung, sondern er hebt dieses Wunder nur aus den verschiedensten Wunder-

10. Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, zu vergeben die Sünden auf Erden, sprach er zu dem Sichtbrüchigen:

11. Ich sage dir, stehe auf, nimm dein Bett, und gehe heim!

12. Und alsobald stand er auf, nahm sein Bett, und ging hinaus vor Allen, also, daß sie sich alle entsetzten, und priesen Gott, und sprachen: Wir haben solches noch nie gesehen.

13. Und er ging wiederum hinaus an das Meer; und alles Volk kam zu ihm, und er lehrte sie.

14. Und da Jesus vorüber ging, sahe er Levi, den Sohn Alphai, am Zoll sitzen; und sprach zu ihm: Folge mir nach und er stand auf, und folgte ihm nach.

15. Und es begab sich, da er zu Tische saß in seinem Hause, setzten sich viele Zöllner und Sünder zu Tische mit Jesu und seinen Jüngern. Denn ihrer waren viele, die ihm nachfolgten.

16. Und die Schriftgelehrten und Pharisäer, da sie sahen, daß er mit den Zöllnern und Sündern aß, sprachen sie zu seinen Jüngern: Warum isst und trinket er mit den Zöllnern und Sündern?

17. Da das Jesus hörte, sprach er zu ihnen: Die Starken bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, zu rufen die Sünder zur Buße, und nicht die Gerechten.

thaten hervor für einen besonderen Zweck. Es war nur etliche Tage nach unserer letzten Section, da diese Heilung des Sichtbrüchigen vor sich ging. Die Gesundmachung geschah in seinem Hause, welches er bewohnte. Vielleicht waren seine



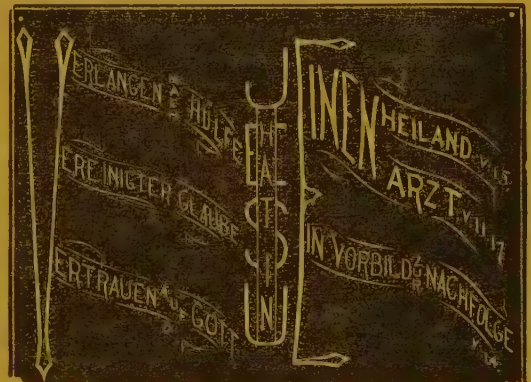
Mutter und seine nächsten Anverwandten mit ihm in diese Stadt gezogen und hatten sich hier eine Wohnung gemietet; vielleicht war es auch das Haus Petri, welches sein Haus genannt werden konnte, weil er sich dort viel aufhielt. Sobald Christus wieder nach Kapernaum kam, brachten sie auch gleich wieder einen Kranken zu ihm. Das Gebrechen dieses Mannes war ein sehr schlimmes; er war gichtbrüchig. Alle seine Glieder waren gelähmt, so daß er weder gehen noch stehen konnte; vielleicht war ihm auch selbst das Gefühl geraubt, wie es bei dieser Krankheit viel der Fall ist. Im Morgenlande wurde dieselbe als unheilbar betrachtet. Der Kranke wurde von vier Männern getragen. Vor der Menge des Volks vermochten sie jedoch den Gichtbrüchigen nicht zur Thür hinein zu bringen. Aber der rechte Glaube, der durch die Liebe thätig ist, bricht durch alle Hindernisse hindurch. Da sie nicht zu Thür hinein konnten, stiegen sie mit dem Kranken aufs Dach, machten in demselben eine Oeffnung und ließen ihn dadurch vor Jesum nieder. Da derselbe nun ihren Glauben sah—den Glauben des Gichtbrüchigen und derer, die ihn trugen; den Glauben, der keine Mühe und Hindernisse scheut zu Jesu zu kommen—ertheilte er dem Gichtbrüchigen Vergebung seiner Sünden. Ohne Zweifel plagten die Sünden den Gichtbrüchigen mehr, als die Leiblichen Schmerzen. Vielleicht waren seine Sünden auch die Ursache seiner Krankheit. Christus sucht daher zuerst die Seele des Gichtbrüchigen zu heilen. Diese That betrachteten die Pharisäer als Gotteslästerung. Sie meinten er mache sich an, was ausschließlich Gott gebühre. Die Pharisäer waren vollkommen im Rechten gewesen, so zu denken, wäre Christus ein gewöhnlicher Mensch gewesen. Allein aus seinen mächtigen Wundern hätten sie schließen sollen, daß er mehr sei als ein Mensch. Christus bestätigt nun seine Autorität, Sünden zu vergeben, mit der Leiblichen Gesundmachung des Gichtbrüchigen. Erstens deckt er den Pharisäern ihre eigenen Gedanken auf; zweitens legt er ihnen die in Vers 9 enthaltene Frage vor, worauf dann die Heilung des Kranken erfolgte. Seine Macht, Sünden zu vergeben, war hiermit klar erwiesen; nur der muthwillige Zweifel konnte sich dieser Wahrheit erwehren. Das ihm nachgefolgte Volk kam hierüber in große Verwunderung, und gab Gott die Ehre. Es leuchtet jedoch aus Vers 12 hervor, daß es ihn noch nicht als den verheißenen Messias erkannte.

II. Matthäi Berufung.—Vers 13–18. Jesus verließ hierauf wieder die Stadt Kapernaum, und lehrte das Volk am Ufer des galiläischen Meeres. Wie er nun bei einer Zollstation vorbei ging, sah er Matthäum, der damals noch Levi hieß, am Zoll sitzen. Er wartete seines Berufes. Christus aber erkannte in diesem Zöllner einen zukünftigen Apostel. Er berief ihn zu seinem Nachfolger, und Matthäus folgt auf Jesu Wort hin ihm in Glauben, in Liebe und Treue. Zur Freude und Dankbarkeit über die enge Gemeinschaft mit Jesu, zu der er aus Gnaden berufen war, macht er Christum ein Gastmahl, wozu sich auch viele Zöllner einfanden. Hierüber aber ärgerten sich die Pharisäer, und machten seinen Jüngern Vorwürfe. Sie stellten ihn dar als einen Genossen dieser Klasse Leute. Luc. 7, 39. Jesus rechtfertigt aber sein Verhalten. Er stellt ihnen vor, daß es seine Pflicht sei, als Arzt mit den Kranken zu verkehren; gerade diese Zöllner seien seiner geistlichen Pflege bedürftig und dafür empfänglich. Sein Beruf sei nicht, die Gerechten zur Buße zu rufen, sondern die Sünder. Mit diesem Ausdruck „Gerechten“ wollte Christus ohne Zweifel die selbstgerechten Pharisäer bezeichnen, welche sich nicht als Sünder erkannten und daher auch für seine Wirksamkeit ganz unempfänglich und unzugänglich seien.

**Lehre.**—1. Wie der Gichtbrüchige zu Jesu gebracht werden mußte, um geheilt zu werden, so müssen auch wir den Sünder im gläubigen Gebet Christo vortragen. — 2. Die Gesundmachung des Gichtbrüchigen fing an mit Vergebung der Sünden und endete mit der Wiederherstellung des Leibes. Des Sünders volle Wiederherstellung zum Ebenbilde Gottes beginnt gleichfalls mit Vergebung und kommt zum Schluß durch die Auferstehung des Leibes. — 3. Daß Christus Macht hat Sünden zu vergeben lehrt die heilige Schrift und jedes wahren Christen eigene Erfahrung. — 4. Wo keine Erkenntniß der Sünde ist, da ist auch keine Sehnsucht nach dem Erlöser, sondern Feindschaft gegen das Wort vom Kreuz. — 5. Wo die Sünde erkannt wird, sucht man den Heiland, hört freudig seinem Ruf, und findet Heil in seinen Wunden.

**Anweisung für Lehrer.**—Ein guter Plan, die Lektion zu lehren, ist folgender: 1. Zeige man den Schülern in der Geschichte des Gichtbrüchigen die Macht Christi, Sünden zu vergeben. Diese Vergebung setzt jedoch voraus, daß man den Sünder zu Christo bringt, und daß derselbe sich gern bringen läßt. Man zeige dann, wie Christus mit dem äußeren Wunder das innere befestigte. 2. Schülere der Lehrer die große Liebe, die Jesus zum Sünder hat. Er beruft den Matthäus zum Apostel; er begibt sich, um die Sünder zu retten, in ihre Gemeinschaft; er ist noch derselbe.

**Illustration.**—Ein kaiserlich Wort. — Als Laurentius, der Palatin von Ungarn zu dem Kaiser Sigismund sagte, er thäte gar unweise, daß er seinen überwindenen Feinden nicht allein das Leben und ihre Güter ließe, sondern sie noch dazu als Freunde aufnehme und groß mache, so antwortete der Kaiser: „Dich dünkt es nütze, seinen Feind zu tödten, indem man sie umbringt. Ich aber tödte meine Feinde, indem ich ihnen das Leben schenke, und mache sie mir zu Freunden damit, daß ich ihnen verbege und sie groß mache.“ So verfährt auch Christus mit dem Sünder.



**Wandtafelklärung.**—Diese Tafel ist leicht zu fassen. Wo ein sehnliches Verlangen bei einem Menschen sich kund gibt, da sucht er auch einen Weg diesem Wunsche zu willfahren. Dem vereinigten Glauben, der Liebe ist fast nichts unmöglich. Die Freunde des Gichtbrüchigen decken das Dach auf und lassen so den Kranken vor Jesu Fuße nieder. Solcher Glaube hat sicherlich in Jesu einen Heiland, einen Arzt, aber auch so dann, wenn geheilt, ein Vorbild zur täglichen Nachahmung. Wie herrlich! Wie verantwortlich!!

## Den Pharisäern geantwortet.

### 5. Lektion: Markus 2, 18–28. und 3, 1–5.—Sonntag den 29. Januar 1882.

18. Und die Jünger Johannis und der Pharisäer fasteten viel; und es kamen etliche, die sprachen zu ihm: Warum fasteten die Jünger Johannis und der Pharisäer, und deine Jünger fasteten nicht?

19. Und Jesus sprach zu ihnen: Wie können die Hochzeitsleute fasten, diessell der Bräutigam bei ihnen ist? Usolang der Bräutigam bei ihnen ist, können sie nicht fasten.

20. Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten.

21. Niemand stickt einen Lappen von neuem Tuche an ein alt Kleid; denn der neue Lappe reißt doch vom alten, und der Riß wird ärger.

22. Und Niemand saffet Most in alte Schläuche; anders zerreißt der Most die Schläuche, und der Wein wird verschüttet,



und die Schläuche kommen um; sondern man soll Most in neue Schläuche fassen.

23. Und es begab sich, da er wandelte am Sabbath durch die Saat, und seine Jünger sängen an, indem sie gingen, Mehren auszuraufen.

24. Und die Pharisäer sprachen zu ihm: Siehe zu, was thust deine Jünger am Sabbath, das nicht recht ist?

25. Und er sprach zu ihnen: Habt ihr nie gelesen, was David that, da es ihm noth war, und ihn hungerte, sammt denen, die bei ihm waren?

26. Wie er ging in das Haus Gottes, zur Zeit Abiathars, des Hohenpriesters, und aß die Schaubrode, die Niemand durfte essen, denn die Priester, und er gab sie auch denen, die bei ihm waren.

27. Und er sprach zu ihnen: Der Sabbath ist um des Men-

schen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbath's willen;

28. So ist des Menschen Sohn ein Herr auch des Sabbath's. Cap. 3. 1. Und er ging abermal in die Schule. Und es war da ein Mensch, der hatte eine verdorrte Hand.

2. Und sie hielten auf ihn, ob er auch am Sabbath ihn heilen würde, auf daß sie eine Sache zu ihm hätten.

3. Und er sprach zu dem Menschen mit der verdorreten Hand: Tritt hervor!

4. Und er sprach zu ihnen: Soll man am Sabbath Gutes thun, oder Böses thun? das Leben erhalten, oder tödten? Sie aber schwiegen stille.

5. Und er sahe sie umher an mit Zorn, und war betrübt über ihrem verstockten Herzen, und sprach zu dem Menschen: Strecke deine Hand aus! Und er streckte sie aus; und die Hand ward ihm gesund, wie die andere.

### Haupttext: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest.—2. Mose 20, 8.

**Erklärung.**—Vers 18–22. Die Jünger Johannis führten nach dem Vorüber ihres Meisters eine sehr strenge ästhetische Lebensweise; dergleichen thaten die Jünger der Pharisäer. Sie konnten sich in die freiere Haltung der Jünger Christi nicht finden. Sie äußern daher hauptsächlich bei dem Gastmahl in der vorigen Lektion ihr Befremden über diesen Punkt. Nach Matth. 9, 15. wurde diese Frage von den Johannesjüngern gemacht. Als Grund des Nichtfastens seiner Jünger gibt Jesus an, daß dieselben keine Ursache hierfür hätten. Denn sie besäßen ja jetzt seine, des Bräutigams, sichtbare Gemeinlichkeit und mit derselben Freude und Wonne. Hiermit stellt Jesus das selbsterwählte Fasten als nichtig dar. Das wahre Fasten entspringt aus dem inneren Gemüthszustande des Menschen.

Christus erläutert sodann in zwei Gleichnissen die Thorheit des natürlichen Menschen, sich durch äußere, selbsterwählte Werke angenehm vor Gott zu machen. Das alte Kleid soll ohne Zweifel die alte sündliche Natur und das alte jüdische Wesen abbilden, der neue Lappen das Fasten u. s. w. Nach der christlichen Lehre muß der Mensch erst wiedergeboren werden, ehe seine Werke Werth haben vor Gott, und ehe er die vollen Segnungen des Evangeliums genießen kann. Die Weinschläuche zur damaligen Zeit waren aus den Häuten der Thiere verfertigt. Die Bedeutung dieses Gleichnisses ist: Wie alte Schläuche nicht brauchbar sind neuen Wein aufzubewahren, so sind auch die alten Formen, Ceremonien etc. nicht geeignet für die neue, christliche Religion. Der Geist der wahren Freiheit kann in keine so engherzige Formen eingeschlossen werden.

Vers 23–28. — Diese Unterredung Christi mit den Pharisäern zeigt uns die wahre Bedeutung des Sabbath's. Es war nach 5. Mose 23, 25. erlaubt, daß der Hungrige sich sättigen konnte in den Kornfeldern der Israeliten. Von dieser Freiheit machten die Jünger Christi Gebrauch als sie am Sabbath durch die Saat gingen. Die Pharisäer jedoch betrachteten das als Sabbathschänderi und machten daher Christo Vorwürfe. Dieser aber rechtfertigt seine Jünger durch das Beispiel Davids, welcher, ohne zu sündigen, die Schaubrode aß, die doch sonst den gewöhnlichen Leuten zu essen verboten waren. 2. Sam. 21, 6. „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht“—für sein Wohl. Er soll die physischen, sowie auch die geistlichen Bedürfnisse des Menschen befriedigen. Eine Verrichtung, die zur unmittelbaren Erhaltung unseres Lebens erforderlich ist, ist also auch am Sabbath erlaubt. Zudem ist des Menschen Sohn ein Herr des Sabbath's. Seiner Gnade haben wir die Segnungen des Sabbath's zu verdanken. Er steht also weit über demselben erhaben und weiß am allerbesten den Zweck desselben.

Cap. 3, 1–5.—Die falschen Pharisäer, die ihn im Mehrenfeld wegen vermeintlicher Sabbathschändung zur Rede gestellt hatten, waren vollkommen geschlagen. Dagegen lauerten jedoch wieder andere auf ihn, ob er am Sabbath heilen würde. Wir sehen daran, daß sich der Haß der Pharisäer gegen ihn von Zeit zu Zeit mehrte. Wie er eines Sabbath's in die Schule ging, befand sich dort ein Mann mit einer verdorreten Hand, einer durch Gicht, Schlagfluß oder sonstigen Unfall lahmen gewordenen Hand. Jesus rief nun diesen Mann hervor, wendet sich dann an das Gewissen dieser Pharisäer und zeigt ihnen durch die Frage Vers 4, daß es nicht nur Recht, sondern auch Pflicht sei, Werke der Noth und der Liebe zu verrichten.

Wie nun diese gottlosen Menschen sich noch immer gegen die klare Wahrheit verhärteten, wurde sein innerstes Wesen tief bewegt. Er gab seinen Widerwillen gegen solche muthwillige Bosheit in scharfen Worten kund. Ein gerechter Unwille über das Böse ist kein Unrecht. Auf Jesu Wort hin streckt dann der Mann seine verdorrete Hand aus und sie wird gesund.

**Lehre.**—1. Das alttestamentliche Verhältniß zwischen Gott und den Menschen als Herr und Knecht ist durch Christum in das Verhältniß zwischen Vater und Kind, Bräutigam und Braut verwandelt worden.—2. Der Geist Jesu Christi läßt sich nicht in erstorbene Formen zwingen, sondern er schafft sich von Zeit zu Zeit selbst neue.—3. Die Beobachtung äußerer Satzungen soll nur der Ausdruck der Empfindungen des Herzens sein.—4. Die wahre Liebe, welche die Noth der Menschen zu lindern sucht und deren Wohl fördert, erfüllt das ganze Gesetz Gottes.

**Anweisung für Lehrer.**—Die Hauptaufgabe des Lehrers bei dieser Lektion sollte sein, daß er seinen Schülern zeigt, wie in der Religion Christi das Gesetz Gottes seine wahre Bedeutung erhält. Es ist hier nicht mehr ein tödtender Buchstabe, sondern ein lebendigmachender Geist. Die Erfüllung desselben besteht nicht in selbsterwählten äußeren Halten, sondern sie muß aus den inneren Gefühlen eines erneuerten Herzens fließen. Der Sabbath ist eingesetzt zum Segen der Menschheit und nicht um derselben Fesseln anzulegen. Werke der Liebe und der Noth sind an demselben nicht verboten.

**Illustration.**—Ein gelehrter Schreiber sagt: „Die Welt ohne einen Sabbath wäre, wie ein Mensch ohne einen freundlichen Blick, wie ein Sommer ohne Blumen, wie ein Haus ohne Hof oder Garten. Der Sonntag ist der Festtag der Woche.“



**Wandtafel-Erklärung.**—Hier hat unser Künstler, im Hinblick auf die Lektion, zwei Herzen hingezeichnet: ein altes und ein neues. Was in beiden etwa steckt, kann der fleißige Student bald entdecken. Die Hauptsache wird nach allem nun die sein: Haben wir noch das alte, oder bereits das neue Herz? Jenes vergeht, das heißt, die Ergröbung der Sünde ist nur zeitlich, dieses besteht, das ist, die Freuden der wahren Religion dauern (und mehrern sich) in Ewigkeit. Was willst du wählen? Wähle heute!



## Hinterstübchen.



## Ein rechter Weihnachtswunsch.

Ein zarter Fürstentknecht schrieb auf ein Blatt Papier: „Lieb' Mutter, eine Gabe wünsch' ich zu Weihnacht mir. Bitt' doch um eine Bibel für mich beim heil'gen Christ, Sie sei auch meine Bibel, da sie die deine ist!“ Die Mutter sah die Zeilen und küßte still das Kind; Sie schickte ohn' Verweilen fort nach dem Angebind. Und als im Kerzenschimmer der Weihnachtsabend kam, Gab's in der Mutter Zimmer Geschenke wunderbar. Auf kleinem Hausaltare, bedeckt mit rothem Tuch, Vor heil'm Kerzenpaare, lag frei das Gottesbuch. Der freudentrun'ne Knabe ließ allen Flitterand Und nahm allein die Gabe mit Ehrfurcht in die Hand. Er gab der Mutter sinnig des Dankes Zeichen kund; Sie freute sich herzlich und küßt ihm Stirn und Mund. Sie ließ ihn mit dem Buche in stiller Lust allein; Er las in einem Zuge und las sich tief hinein. Er las nun alle Morgen, las alle Abend drin; Es blieb ihm nicht verborgen der Offenbarung Sinn. Er las daraus, was nütze zur Lehr' und Besserung ist, Was vor der Sünde schütze, und ward ein rechter Christ. Er ward ein Vollkommener, nach Gottes heil'gem Wort, Man nennt ihn Ernst den Frommen, und ehrt ihn fort und fort.

Das Weihnachtsfest der Ungläubigen. — Ja, da wollen sie auch mitthun, an der „fröhlichen, seligen und Gnadenbringenden Weihnachtszeit“ wollen sie auch Theil nehmen, die Christusfeinde und Bibelspötter, freilich nur in ihrer Weise wollen sie Weihnachten halten, ein Fest des Fleisches nur soll es ihnen sein. Aber immerhin legen sie auch damit ein Zeugniß ab gegen sich selbst: die Segnungen des Christenthums lassen sie sich schon gefallen, nur das Christenthum selbst ist ihnen zuwider. Die Früchte wollen sie mitgenießen, aber der

Baum, auf dem sie gedeihen, ist ihnen im Wege, den möchten sie gern mit den Wurzeln ausrotten. Sie schreiben die Jahreszahl der christlichen Zeitrechnung und versehen damit unbewußt ein, daß sie es anerkennen, was der große Geborne, dessen Geburtsjahr diese Jahreszahl anzeigt, der Menschheit brachte von Licht in ihrer Nacht und Leben in ihrem Tode. Aber der Widerspruch, in dem sie dabei mit sich selbst stehen, fällt ihnen nicht auf.

Als den Menschensohn mit echtmenschlichem Ursprung, Wesen und Wirken lassen sie ihn ja schon gelten; ja, Er darf der Weiseste und Beste sein, der je das Licht der Welt erblickte. Aber sein ewiger göttlicher Ursprung und sein geheimnißvolles gottmenschliches Wesen ist ihnen das Zeichen, dem sie in aller Welt widersprechen. Diese Gottheitstiefen können sie mit der Nußschale ihrer Vernunft nicht ausschöpfen, daher wollen sie dieselben mit dem Schutt ihrer Verstandesgründe ausfüllen.

Mögen sie in ihrem unsinnigen Gebahren verharren — sie feiern Weihnachten mit und müssen schon dadurch Zeugniß mit ablegen für den großen Bethlehemit, der eine neue Zeit aus der Völkernacht heraufbrachte, ein Sonnenlicht, das über Bösen und Guten leuchtet, und die Sonne schreitet in ruhiger Majestät ihren Siegeslauf, bis alle Lande voll sein werden von der Herrlichkeit des Herrn. C. B.

Originelle Weihnachtsfeier. — Von einem sehr reichen Großindustriellen zu Wien erzählt man, daß er in origineller Weise seinen Kindern ein Weihnachtsgeschenk gegeben habe.

„Wißt Ihr was,“ sagte er zu seinen Kindern, „ich bin alt und Ihr habt nach meinem Tode eine bedeutende Erbschaft zu erwarten. Warum sollt ihr aber auf meinen Tod spekuliren, um die Freude eines großen Besitzes zu erringen? Ich habe mein Vermögen in so viel Theile getheilt, als ich Kinder habe, mir habe ich nur gelassen, was ich noch zum Leben und zu wohlthätigen Stiftungen brauche, Euch aber übergebe ich jezt schon Euer Erbtheil mit je 100,000 Fl. Da habt ihr gewiß auch eine Freude zu meinen Lebzeiten und wir leben in Friede und Frohnm weiter mit einander.“ Sprach's und handigte seiner Familie je den entfallenden Betrag ein und in dulci júbilo feierten Erblaffer und Erben das Weihnachtsfest.

Aus der Schule. — Ein Lehrer wurde gefragt, ob er etwas Lustiges aus der Schule wisse. „O ja! s'kommt Mancherlei vor, was Unserem das Zwerchfell kitzelt!“ rief er aus und erzählte, wie er seinen Schültern einmal die Aufgabe gestellt habe, einzelne Wörter, die er auf die Tafel schrieb, zu Sätzen zu bilden. Unter andern gab er die Worte: „Mann, Besw, Geld.“ „Der Mann besw't das Geld!“ hatte gleich einer der Schüler herausgebracht.

Dieser Knabe hatte ihn kurz vorher in eine heitere Stimmung versetzt. Er hatte Prügel verdient, und der Lehrer hatte ihn zwischen die Kniee genommen und angefangen ihn tüchtig durchzugerben. Bei dieser Gelegenheit stieg aber aus der Beinkleidung des Jungen solch ein Staubwirbel auf, daß es den Lehrer zum Nießen brachte. „Zur Gesundheit, Herr Schullehrer!“ tönt es gutmüthig zwischen seinen Knieen herauf, und nun ist's dem Lehrer zur Unmöglichkeit geworden, ihn weiter zu schlagen.

Auch einer guten Rahe entwischt zuweilen ein Mänslein. — „Ich kann euch einen Appenzellerwit aufstischen, der mir seiner Zeit zu großem Triste geworden ist!“ sagte ein freundschaftlicher Pfarrer, der bei einer Gesellschaft saß: „Als ich mein Amt antrat, war ich noch jung und recht unerfahren, aber voll guten Willens, meine Pflicht an meinen Pfarrkindern treu zu erfüllen. Dabei konnte es denn freilich vorkommen, daß ich hin und wieder einen fatalen Mißgriff machte, weil ich die Leute noch nicht genug kannte. Eines Abends, als mir gerade etwas recht Ungeschicktes passirt war, machte ich muthlos und niedergeschlagen einen Spaziergang durch die Matten, um mich in Gottes freier Luft ein wenig zu erholen. Da gesellte sich ein Mann aus meiner Gemeinde zu mir; der fing an mich zu fragen, wie es mir hier gefalle, und was für Erfahrungen ich mache? Ich weiß nicht, der Mann hatte so etwas an sich, das mir Zutrauen erweckte; das Herz ging mir auf, und ich erzählte ihm gleich das Mißgeschick, das mich be-

troffen. Der Mann hörte mir theilnehmend zu, schaute mir dann mit einem ermutigenden Blicke in's Gesicht und meinte: „Ja, Herr Pfarrer, du bist gute Chage vertivütscht öppe ä Misi! Er merkte, daß ich die Logik dieses Ausspruches nicht ganz begriff, und setzte daher sogleich ergänzend hinzu: „Die schlechte mußt nüt!“ Nun wußte ich, was er, und was der liebe Gott mir zur Aufrichtung meines Muthes durch ihn sagen wollte; ich war kräftiglich getrübet, und wenn je wieder der Anlaß es mit sich brachte, wiederholte ich mir dies Wort, und vergaß aber auch nicht, mir aus dem gegebenen Falle die gebührende Lehre zu ziehen. So ging's weiter, und von Jahr zu Jahr besser, der Mißgriffe wurden immer weniger und der gesegneten Arbeit im Weinberge des Herrn mehr. Jener Appenzellerwitz aber war ein rechtes Wort zu seiner Zeit: ein goldener Apfel in silberner Schale.“

**Schmeichelhafte Antwort.**—Ein alter gutmüthiger Gelehrter schrieb für sein Dienstmädchen, welches weder lesen, noch schreiben konnte, einen Brief an ihre Eltern. „Hast du sonst noch was hinzuzufügen?“—„Ach Herr Professor, schreiben Sie gütigst noch hinzu, sie sollten nicht böse sein, daß der Brief so dumm ist.“ Lächelnd erfüllte der alte Herr auch diesen Wunsch. Es war—Noah Webster, der Verfasser des berühmten Wörterbuchs, der so einen dummen Brief für das naive Dienstmädchen schrieb.

**König Wilhelm IV.** war einmal ernstlich erkrankt und da fiel ihm auf, daß sein erster Leibarzt, Dr. Schönlein, die Bulleins, welche das Publikum über das Befinden des hohen Patienten auf dem Laufenden erhalten, nie in Gemeinschaft seiner beiden Kollegen, der Doktoren Weiß und Nix, unterzeichnete. Darüber befragt, antwortete Schönlein: „Majestät, ich würde durch meine Mitunterschrift nur die Spottlust der Berliner erregen.“ „Wie so denn?“ fragte erstaunt der König. „Es würde dann unter den Bulleins heißen: Schönlein Weiß Nix, oder: Nix Weiß Schönlein oder es würde endlich ganz naiv lauten: Weiß Schönlein Nix?“

**Woher kommt Candidat?**—Woher kommt das Wort Candidat? Die Gelehrten wissen recht gut, daß es von candidus (weiß) kommt, weil in Rom die Bewerber um ein hohes Amt eine helle Toga trugen; aber der hollsteinische Bauer weiß es doch noch besser. „Allemeg gut deutsch!“ meint der Holsteiner, „wozu erst fremde Sprachen zu Hülf nehmen!“ und erklärte das Wort folgenbermaßen: „Wenn da ein junger Mann hohe Schulen besucht und viel gelernt hat, so geht er zum Examen. Und dann fragen ihn die Herrn in weißen Binden hin und her und der junge Mann antwortet—wenn er kann. „Dor heit dat denn,“ erklärt der Holsteiner weiter, „k a n d e d i t? und k a n d e d a t? Un k a n d e d a t, so is hei en Kandidat!“

**Ein Telephonberehrer** hat den Gegenstand seiner Berehrung in folgenden Versen besungen:

Viele Wörter gibt es schon  
Auf gut Deutsch für Telephon:  
Fernhin sprecher, -Töner, -Singer,  
Surrchnurr, Säusler, Meilenklinger,  
Blapperfaden, Klingklangflüß,  
Blaubertasche, Wörterblüß,  
Nebbüchse, Blapperjchlange,  
Blauberjchnur, selbst Klapperjchlange,  
Klatzschhorn, Schellhorn, Aeoljchlaußer,  
Gausjphon, Eilwortaustauscher,  
Langohr, Nah- und Fernsprachleiter,  
Sprachstrich, Blizfint, Klangverbreiter,  
Klingohr, Blauberklappe, Sprechdraht,  
Unglücksnachricht bringend Beschraht,  
Weitschwaß, Kilometerjunge,  
Stubenhörcher, Meilenlunge,  
Ohrenbläser, Welttrompeter,  
Schallgepinkst, Besucherparer,  
Tonstrich, mündlicher Verfahrer,  
Fernsprech, Rehschnur, Tonwandbrecher,  
Doppeltstahlblechungen sprecher,  
Klingestrippe, Sprechpost, Töne, —  
Leiter, Distanz, Sirene,  
Musikalisch Lustgebudel,  
Endlich Sprechanismusmudel.

**Der Dichter von Tell Cith.**—Die Schweizerische Ansiedlung in Indiana, Tell Cith, hat einen Dichter. Aus seiner jüngsten „Schöpfung“ entnehmen wir folgende Strophe:

„Gar plötzlich zog auf an dem Himmel  
Undüsternd die ganze Gegend,  
Ne Wolle, schwarz wie ein Schimmel  
Sich aus der Hitze erhebend!“

Ein „sich aus der Hitze erhebender schwarzer Schimmel“—das wäre etwas für Barnum oder Forepaugh!

**Gut gegeben.**—Ein junger Mann wurde von einem Bekannten mit den Worten in eine Gesellschaft eingeführt: „Meine Herren und Damen! ich stelle Ihnen hier Herren A. vor, der durchaus nicht so dumm ist als er aussieht.“... „Das ist eben,“ der Unterschied zwischen uns Weiden,“ verlegte sogleich der Eingeführte.

**Schlagfertig.**—Ein Bamberger Fräulein machte sich neulich das Vergnügen, höfischgenügend einen Krug frischen Wassers am Brunnen zu holen. Einige junge Herren blieben vor dem „seltenen Bilde“ stehen und erlaubten sich die Ansprache: „Nun, schöne Nebekka?“ Sehr resolut war aber die Bibelfestigkeit verrathende Antwort: „Soll ich vielleicht Kameele tränken?“

**Klug aber nicht redlich.**—„Sie haben ausgezeichnete Turkejs' diesen Morgen,“ sagte ein Schullehrer zu einem Ferverviehhändler.

„Ja wohl, alle frisch von Norfolk bezogen heute.“

„Was ist Ihr Preis?“

„Sie können Ihre Wahl haben, ich habe sie zu allen möglichen Preisen.“

„Nun, ich habe im Sinn meine Jungens zu traktiren, allein ich möchte nicht, daß der Braten allzu zart sei. Sie haben da circa ein Duzend, suchen Sie mir gefälligst die zähesten vier aus.“

„Hier, mein Herr, haben Sie vier der zähesten Vögel aus meinem Laden.“

„Danke bestens,“ entgegnete der Schullehrer, „i c h n e h m e die ü b r i g e n a c h t.“

**Aus der Religionskunde.**—Pfarrer: Weshalb sind wir auf Erden?

Bauernjoh: Daß mer sich schimme und plage!

**Ländliches Vergnügen.**—„Aber spät kimmst Franzel?“ „No, Boder, mir ham uns unterhalten! Graß ham mer gnuä; i hab jwa Löcher im Kopf und's ganze G'wand ham's mer z'rissen.“ „No, wann's Di nur unterhalten hast!“

Rebus.



**Logogryph.**

Sechs Zeichen nennen Dir ein Wort,  
Als deutscher Name viel genannt;  
Doch ist es auch an jedem Ort  
Als Theil im Rad der Zeit bekannt.

Fügt Du zwei Zeichen noch hinzu,  
So scheint es Dir fast wunderbar,  
Denn nun, mein Freund, entdeckst Du,  
Daß es ein großer Kaiser war. F. A. W.

**Auflösung der Räthsel im Novemberheft.**

**Geographisches Räthsel.**—Nothtrappe.

**Silbenräthsel.**—Erle—leer.—(Insofern es keinen absolut Leeren Raum gibt.)







Auf nach dem Straß!

W.H.O.





## Das Rettungsweſen zur See.

Bearbeitet von I.

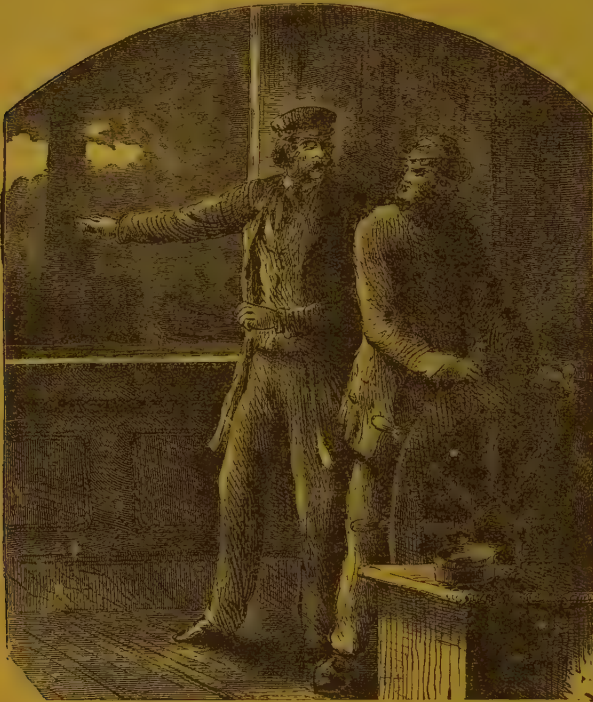
### II.

**M**enn die Schiffe nahe an der Küſte ſcheitern, ſo iſt es möglich, noch durch andere Apparate, ohne die immerhin ſchwierige und gefährliche Entſendung von Booten, eine Verbindung zwiſchen den Schiffbrüchigen und dem Lande herzuſtellen. Es geſchieht dies jetzt allgemein durch Rakete, eine Art Wurfgeſchoſſe, deren Bild wir im letzten Heſte dem Leſer zeigten. Die Rakete wird in die Führungsrinne eines zu dieſem Zwecke conſtruirten und unter einem Winkel von 35 Grad zum Horizont geneigten Vockes gelegt und mit dieſem die Richtung genommen. An ihrem Stabende iſt eine Kette und an dieſer erſt die Wurſleine befeſtigt, damit letztere nicht durch den Feuerſtrahl der Rakete verbrannt wird. Ihre Tragweite iſt fünfzehn hundert Fuß. Iſt die Rakete über das Schiff geſchoſſen, ſo wird die Leine von den Schiffbrüchigen ergriffen, und ſie geben durch ein Signal Kenntniß davon. Sofort befeſtigen die Mannſchaften am Lande an der Leine das dicke Rettungstau, welches dann nach abermaligem Signal von den Schiffbrüchigen an Bord gezogen und dort am Maſte befeſtigt wird. An dieſem Rettungstau geht die ſogenannte „Wiege“ zwiſchen dem Land und dem Schiff fortwährend hin und her. Dieſe Wiege iſt nemlich (ſiehe Bild) ein torbähnliches, verſchloſſenes Boot, welches durch Hülfsſeile in Bewegung geſetzt, vermitteltſt zweier Ringe an jenem Tau hin-

hergeht, ſo lange überhaupt noch Rettung möglich iſt. Zuerſt bringt es die Schwächeren ans Land. Frauen und Kinder, dann die männlichen Paſſagiere, darnach die Schiffsmannſchaft und zu allerlezt den Kapitän, deſſen ſchwierigſte Veruſſlage ein Schiffbruch iſt. Vielfach werden auch die Schiffbrüchigen durch die ſogenannte „Hosenboje“ (Rettungsgürtel) gerettet. Dieſe iſt ein aus Kort gefertigter mit wasserdichtem Segeltuch überzogener Ring, der große Schwimmkraft hat, und an dem eine aus ſtarlem Segeltuch gefertigte Hoſe ſiht. Der ganze Apparat hängt aber ebenſo wie die Wiege vermitteltſt eines Gleitringſ am Rettungstau. Die Schiffbrüchigen ſteigen dann, wenn dieſe Rettungsboje an der Leine vom Land an Bord gezogen iſt, einer nach dem andern mit den Beinen in die Hoſe, legen die Arme über den Ring und werden auf dieſe Weiſe einzeln ans Land geholt.

Seinen größten Triumph hat das deutſche Rettungsweſen kurze Zeit nach ſeiner Begründung geſeiert. Am 9. November 1867 ſcheiterten bei einem ſchweren Hagel- und Schneesturme in der Danziger Bucht nicht weniger als 12 Schiffe und es wurde mit Hülfe von Rettungsbooten und Mörſerapparaten ihre geſammte Beſatzung, 106 Perſonen, gerettet. Ein Mann von den Beſatzungen der Rettungsboote wurde von den Wellen aus dem Boote geſchlagen und erkrankt, ein zweiter wurde ſchwer verletzt, kam aber mit dem Leben davon, während es





Am Steuerruder.

gelang, sämtliche Schiffbrüchige glücklich an Bord zu bringen, obwohl man mit Eintritt der Dunkelheit eine Besatzung von 14 Mann als verloren aufgeben zu müssen glaubte. Das Schiff lag etwas über 1000 Fuß vom Strande, und vergeblich war man sowohl mit Mörsern, als mit den damals noch ziemlich unvollkommenen Raketen den ganzen Nachmittag bemüht gewesen, die Wurfleine hinüber zu bringen; sie war stets entweder gerissen oder zu kurz gefallen. Die Leute saßen oben in den Masten, denn das ganze Deck wurde von den Sturzseen beständig überfluthet, und Stück für Stück des Rumpfes brach los und wurde ans Land gespült. Als Abends die Versuche aufgegeben werden mußten, glaubte Niemand, daß das Schiff während der Nacht noch zusammenhalten würde. Doch um Mitternacht drehte sich der Wind und ließ ebenso wie die See etwas nach. Der Anbruch des Tages fand die Rettungs-

mannschaften wieder auf ihrem Posten; abermals wurden die Versuche erneuert, und schon bei dem zweiten Schusse gelang es, die Leine hinüberzubringen. Es war die höchste Zeit, bereits schwankten die Masten bedenklich und waren dem Stürzen nahe, und der größte Theil der Schiffbrüchigen war so erstarrt, daß er sich kaum mehr bewegen konnte. Trotzdem gelang es den übrigen, die Rettungsbrücke herzustellen und zuerst die hilflosen Kameraden, unter ihnen einen fast leblosen Schiffsjungen, und dann sich selbst ans Land holen zu lassen.

Wahrlich, es gibt kaum eine kühnere, eine schönere That auf dem ganzen Gebiet menschenfreundlicher Bestrebungen, als solch eine Rettung Schiffbrüchiger. Sie verdient im höchsten Grade Lob und Bewunderung.

Nun aber auch ein kurzes Wort über den Küstenrettungsdienst der Ver. Staaten. Der Jahresbericht des Gen. Superintenden, Herrn S. J. Kimball, liefert den Beweis, daß auf diesem Gebiete des öffentlichen Dienstes im verflossenen Jahre Erfreuliches geleistet worden ist und Fortschritte gemacht wurden. Es gibt jetzt an den Küsten der Vereinigten Staaten 179 Lebensrettungsstationen, wovon sich 139 an der atlantischen Küste befinden, 34 an den Seen und 6 an der Pacific-Küste. Der Dienst an den Stationen erstreckt sich auf die Zeit von Anfang September bis Ende April. Die Stationen sind alle mit den neuesten und besten Apparaten versehen, und neuerdings ist sogar das Tele-

lephon dem Küstenrettungswesen dienstbar gemacht worden. Der Superintendent hatte für das verflossene Jahr 300 Katastrophen zu verzeichnen, bei welchen das Leben von nicht weniger als 1989 Personen gefährdet war. Nur 9 von diesen fanden ihren Tod in den Fluthen. 449 Schiffbrüchige fanden in den Stationen Verpflegung. Der Werth der geretteten Schiffe belief sich auf \$2,616,340, der ihrer Ladung auf \$1,195,368, zusammen also \$3,811,708, von welchem Werthe etwa zwei Drittel gerettet worden sind. Für das verflossene Rechnungsjahr waren vom Congreß bloß \$372,860 für den Küstenrettungsdienst bewilligt worden. Dies ist zwar eine bedeutende Summe, allein wenn man z. B. überlegt, daß ein Küstenwächter nach allem nur \$400 bekommt, so ist die Bezahlung der Rettungsmannschaften dennoch außerordentlich gering und steht in gar keinem Verhältniß zu der gefährvollen



Die Öffnung der Biege.



und außerordentlich anstrengenden Thätigkeit dieser Leute; auch ist nicht im Geringsten gesorgt für Diejenigen, welche in diesem Dienste zu Schaden kommen oder für die Angehörigen Solcher, welche in der Ausübung ihres Berufs das Leben einbüßen. Diese Lücke in unserem Küstenrettungswesen sollte so bald als möglich ausgefüllt und die Rettungsmannschaften in dieser Beziehung mit dem Bundesmilitär und der Bundesmarine auf gleichen Fuß gestellt werden. Sie verdienen es reichlich, da sie ihr eigenes Leben für das Leben ihrer Mitmenschen einsetzen. Geben wir hievon schließlich noch ein rührendes Beispiel.

In einem der heftigen Stürme letzten Herbst gewahrte man ein strandendes Schiff in der Gegend von Peterhead Bay. Sofort wurde der Rettungsapparat nach jener Stelle entsandt. Als die Strandmänner etwa anderthalb Meilen zurückgelegt hatten, brach unglücklicher Weise ein Wagenrad.

die tosende Brandung. Schwimmen dächte den Meisten unmöglich. Sie schienen auch recht zu haben, denn Datley war gezwungen seinen ersten Versuch aufzugeben, aber darum nicht auch den Rettungsgedanken. Er wartete nur auf einen günstigeren Augenblick und frisch sprang er wieder in das rasende Element. Unter den Freudenrufen seiner Gefährten steuerte er vorwärts bald dieser, bald jener Sturzwellen erfolgreich ausweichend. Die Schiffbrüchigen konnten dem braven Mann endlich einen Strich entgegen werfen und ihn an Board ziehen. Bald ging die Rettung von Statten. Einer nach dem Andern erreichte in der „Wiege“ das sichere Ufer. Datley war der Letzte, der zurückkam. Anhaltende Hochrufe bewillkommten ihn. Er war indessen so erschöpft, daß er in das angrenzende Dorf getragen und dort längere Zeit verpflegt werden mußte. Wie hatte doch dieser brave Mann sein eigenes Leben für seine Brüder freudigst aufs Spiel gesetzt! Wahr bleibt immer das



India-Rubber Rettungsboot.

Dieser höchst unliebsame Zwischenfall verzögerte ganz natürlich die Ankunft der Rettungsmannschaft um ein Bedeutendes, und das sturmgepeitschte Schiff war bereits wider einen Felsen gestoßen, hatte das Ruder verloren und trieb unaufhaltsam dem Ufer zu, in Gefahr jede Minute zu scheitern und mit Mann und Maus zu Grunde zu gehen. An einem Felsen fuhr es endlich fest. Man schoß nun sofort eine Rakete ab, aber der Wind trieb dieselbe vom Schiff hinweg. Eine weitere wurde durch die Luft gesandt, die glücklich in das Tackelwerk fiel. Die Schiffbrüchigen verstanden aber offenbar nicht, wie der Apparat wirkte; denn anstatt das Seil zu befestigen, zogen sie dasselbe an. Die Rettungsmannschaft suchte sich durch gewisse Signale verständlich zu machen, allein vergebens. So vergingen zwanzig Minuten. Der Sturm tobte ganz furchtbar, so daß die Wellen über die Schiffsmaste hinausschlugen und das Schiff jeden Augenblick zu zerschellen drohten. Da — auf einmal! stürzte sich ein Küstenwächter, Georg Datley, in

Wort unseres theuren Erlösers: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Herrliches Werk der Nächstenliebe!

Eben, während wir dieses schreiben (Dec. 8. 1881), hören wir, daß in der Nähe des Cleavelander Hafens zwei stattliche Schiffe gestrandet sind. Unter Anführung des Hafenmeisters Kirby machte sich die Rettungsmannschaft ungesäumt auf, um den Bedrängten zu Hülfe zu kommen. Nach etlichen vergeblichen Versuchen gelang es das Rettungsseil an Bord der Schiffe zu werfen und die „Wiege“ in Anwendung zu bringen. Die Schiffsmannschaft hatte den Kampf mit den erzürnten Wogen längst aufgegeben und Zuflucht im Tackelwerk des Schiffes gesucht. In etwa drei Stunden jedoch waren die Unglücklichen alle gerettet und standen unter der Pflege opfernder Mitbrüder. Was wäre aber aus ihnen geworden, falls hier keine Lebensrettungsstation sich vorgefunden hätte? Was doch wahre Nächstenliebe zu thun vermag!

## Ein unerwarteter Freund.

Erzählt von C. A. Thomas.

„Es muß eben sein, mein Sohn,“ sagte die arme Wittve, während sie sich die Thränen abwischte, welche langsam die durchfurchte Wange hinabrollten. „Es ist keine andere Wahl mehr. Ich bin zu krank zum Arbeiten, und sicherlich kannst du mich und deinen kleinen Bruder nicht Hungers sterben sehen. Probire und erbitte dir einige Schillinge, und bis die alle sind, bin ich vielleicht besser. Geh, mein lieber Junge, es fällt mir außerordentlich schwer, dich so fort zu senden, allein es muß sein.“

Der Junge, ein munterer Springer von etwa zehn Jahren, trat vor, legte seine Arme sanft um seiner Mutter Hals und verließ das Haus, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Er hörte die schweren Seufzer nicht, die aus der beklommenen, elterlichen Brust sich entdrangen, als er die Thüre schloß. Und es war d'rum gut, denn sein junges Herz fühlte ohnehin sehr niedergeschlagen. Es war in einer der Seitenstraßen in Philadelphia. Heinrich, so hieß der Knabe, ging hin und her auf dem Trottoir, er sah zuerst Diesen, dann Jenen an, aber keiner der Vorbeigehenden schien ihn freundlich anzublicken, und je länger er wartete, je mehr verlor er seinen Muth und je schwerer wurde es ihm, Jemandem um eine milde Gabe anzusprechen. Thränen flossen unaufhaltsam seine bleichen Wangen hinab, allein Niemand beobachtete dieselben, oder wenn auch, so schien sich doch Niemand darum zu kümmern. War Heinrich auch reinlich, so sah er doch arm und elend aus. Jedermann schien in der Gile zu sein. Der Knabe war fast am Rande der Verzweiflung, als er endlich einen Herrn verwitterte, der mit Mühe dahinschritt, als wollte er nur die gesunde, frische Morgenluft genießen. Er war schwarz gekleidet, trug einen breittigen Hut, und sein Angesicht war so mild und wohlwollend, wie das eines Engels. Als der kleine Held den Mann näher anschaute, so entwich auf einmal alle früher empfundene Furcht, und er trat auf ihn zu. In Folge des vielen Weinens waren Heinrichs Augen ganz roth und sahen geschwollen aus. Seine Stimme zitterte, und zwar vor lauter Schwäche, denn seit vierundzwanzig Stunden war keine Speise über seine Lippen gekommen. Als der Knabe sich ermannte und um etwas Unterstützung bat, stand der fremde, freundliche Herr still. Sein edles Herz ward sehr gerührt, als er in das schöne Gesicht des Knaben schaute, das sich unwillkürlich mit einer Schamröthe überzog. Mit sichtlichem Interesse lauschte nun der Fremde auf den wehmüthvollen Klang der kindlichen Bitte.

„Du siehst mir nicht aus wie ein Knabe, der gewohnt ist, sein Brod zu betteln,“ sagte er, seine Hand sanft auf seine Schulter legend; „was hat dich wohl zu diesem Schritt veranlaßt?“

„So ist es,“ entgegnete Heinrich, während die Thränen aufs Neue die Wangen hinabrieselten. „Ich bin nicht in solchen Umständen geboren. Aber allerlei schwere Mißgeschicke in meines Vaters Geschäft und die Krankheit meiner Mutter haben mich zu diesem unliebamen Schritt gezwungen.“

„Wer ist dein Vater?“ frug der fremde Herr.

„Mein Vater war ein reicher Kaufmann in dieser Stadt, allein er wurde Bürge für einen Freund, der kurz darauf zahlungsunfähig wurde und meinen lieben Vater gänzlich ruinierte. Er konnte diese Schmach unmöglich tragen und starb etwa

einen Monat darnach vor lauter Sorgen und Gram. Sein Tod war härter für uns, als aller früher erlittener Schaden. Meine Mutter, mein kleiner Bruder und ich sanken kurz darauf in die größte Armuth. Bis vor Kurzem hat die Mutter gesucht, uns zu ernähren durch ihrer Hände Arbeit. Auch ich habe durch Schneeschaufeln und sonstige Beschäftigung verdienst, was ich konnte. Aber vor etlichen Tagen erkrankte die Mutter ganz unerwartet und ist seitdem immer schlimmer geworden, so daß ich fürchte, sie wird sterben. Ich kann durchaus an nichts denken, ihr zu helfen. Und zu unseren früheren Bekannten zu gehen und ihnen zu sagen, daß die Mutter in Armuth und Elend gekommen sei und Unterstützung bedürfe, das konnte ich nicht. Mir schien's, Sie seien ein Fremdling, und ein Etwas in Ihrem Blick benahm mich meiner Scham und gab mir den Muth, zu Ihnen zu sprechen: Freundlicher Herr, um Jesu willen bemitleiden Sie doch meine liebe Mutter!“

Der Thränenstrom und die einfache, ergreifende Sprache des armen Knaben berührte eine Saite in der Brust des Fremdlings, die an öftere Bewegung fast gewohnt war.

„Wo wohnt deine Mutter, mein lieber Junge,“ sagte er in einem etwas hohlen Ton, „ist es weit von hier?“

„Sie wohnt im letzten Hause in dieser Straße,“ entgegnete Heinrich. „Sie können es sehen, kaum zweihundert Schritte von hier, auf der linken Seite.“

„Habt ihr für einen Arzt gesandt?“

„Nein, lieber Herr,“ sagte der Knabe mit einem sorgenvollen Blick. „Ich hatte weder Geld, den Arzt, noch die Medizinen zu bezahlen.“

„Hier,“ fuhr der Fremde fort, indem er einige Geldstücke aus seiner Tasche zog, „hier sind drei Dollars, nimm dieselben und eile sofort zu einem guten Arzt.“

Heinrichs Auge erglänzte vor unbeschreiblicher Freude, als er das Geld in Empfang nahm. Stammelnd und kaum hörbar entrichtete er seinen innigen Dank und verschwand dann im nächsten Augenblick. Der wohlthätige Fremdling lenkte umgesäumt seinen Schritt nach der Wohnung der Wittve. Er trat in ein kleines Zimmer, in welchem er sauber nichts gewahrte, als einige Werkzeuge weiblicher Arbeit, einen ärmlichen Tisch, eine alte Komode und ein kleines Bett, das in der Ecke stand, auf welchem die Kranke lag. Sie sah sehr schwach und entkräftet aus; zu ihren Füßen, auf dem Bett, saß ein kleiner Knabe, bitterlich weinend. Durch diesen unerwarteten Anblick sehr gerührt, näherte sich der Fremde der Kranken. Er stellte sich an, als sei er ein Arzt, und erfuhr so bald die Natur der Krankheit. Die Symptome waren in wenig Worten erklärt, als die Frau mit einem tiefen Seufzer hinzusetzte: „Freundlicher Herr, meine Krankheit hat einen tieferen Grund, den kein menschlicher Arzt zu heben im Stande ist. Ich bin eine elende, trostlose Mutter. Meine Kinder muß ich tagtäglich tiefer in Armuth und Mangel sinken sehen, ohne Mittel und ohne Hoffnung, ihnen helfen zu können. Mein Herz ist krank, und nur der Tod kann mich von meinem Kummer befreien. Aber auch der Tod scheint mir schrecklich zu sein, denn er verschlimmert den Gedanken an das Elend, in welches meine Kinder stürzen würden, wenn —“



Die innere Bewegung erstickte ihre Stimme. Die Thränen flossen unaufhaltsam über das durchfurchte Antlitz. Aber der vorgebliche Arzt sprach so überaus tröstlich zu ihr, und bekundete ein solches Interesse an ihrer traurigen Lage, daß das Herz der armen Wittve vor innerer Bönne freudigst erregt wurde.

„Nur nicht verzagt,“ sagte der Unbekannte, „hoffen Sie fest auf ihre Gesundheit und auf die Erhaltung eines Lebens, das für ihre Kinder von so großem Werth ist. Kann ich hier wohl ein Recept schreiben?“

Die arme Wittve nahm ein kleines Gebetbuch aus der Hand ihres Kindes, das auf dem Bett saß, riß ein leeres Blatt heraus und sagte:

„Anderes Papier habe ich nicht, vielleicht dürfte das entsprechen.“

Der Fremdling nahm eine Bleifeder aus seiner Tasche und schrieb einige Zeilen auf das abgerissene Blatt. „Dieses Recept wird Ihnen von großem Werthe sein,“ sagte er. „Falls es nöthig sein sollte, so bin ich gern gewillt, Ihnen ein zweites zu schreiben. Ich habe die beste Hoffnung für Ihre baldige Genesung.“

Er legte das Blatt auf den Tisch und eilte davon. Kaum war er fort, so erschien Heinrich. „Freue dich, freue dich! liebe Mutter,“ rief er, trat zu ihr hin an das ärmliche Lager, umarmte und küßte sie. „Seh doch, was ein gütiger, wohlwollender Fremdling uns gab. Das wird uns für einige Tage ganz reich machen. Es setzt uns in den Stand, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, er wird augenblicklich seine Erscheinung machen. Fasse dich nun, liebe Mutter, und sei guten Muths.“

„Komm näher, mein Sohn,“ antwortete die Mutter, indem sie mit Wohlgefallen auf ihren Liebling blickte. „Komm näher, damit ich dich segne. Gott verläßt die unschuldigen Waisen und Alle, die auf ihn trauen, nicht. Möge er euch ferner begleiten auf eurem Lebenspfad! Es war eben ein Arzt hier. Er war mir fremd, aber er sprach so tröstlich und liebevoll zu mir, daß seine Worte gleich einem heilenden Balsam in mein müdes Herz drangen. Als er wegging, hinterließ er das

Recept dort auf dem Tische für mich. Siehe, ob du es nicht lesen kannst.“

Heinrich warf einen flüchtigen Blick auf das Papier und trat erschrocken zurück. Er nahm es in seine Hände, und als er dasselbe wieder und immer wieder durchlas, entfuhr ihm unwillkürlich ein Schrei des höchsten Staunens und Wunders.

„Was ist denn, mein Sohn?“ rief die arme Wittve erschrocken und zitternd, vor lauter Erregung — sie wußte selbst nicht was.

„O lies doch, Mutter! Der liebe Gott hat unser Gebet endlich erhört.“

Die Mutter nahm das aus dem Gebetbuch gerissene Blatt aus den Händen ihres Sohnes, und kaum hatte ihr Auge dasselbe hastig überflogen, als sie auch schon ausrief: „Mein Gott, das ist ja Washington!“ und fiel ohnmächtig auf ihr Kissen zurück.

Die vorgebliche ärztliche Prescription war eine Anweisung von Washington (denn er war es wirklich), nach welcher die Wittve die Summe von hundert Dollars aus seiner Privatkasse erhalten solle; im Nothfalle solle die Summe sogar verdoppelt werden. Mittlerweile machte nun der erwartete Arzt seine Erscheinung und brachte die Mutter bald aus ihrer Ohnmacht. Die freudige Ueberraschung, die gute Wärterin, welche der Arzt besorgte, die nahrhaften Speisen und gute Pflege — alles dieses brachte es, unter Gottes Segen, bald dahin, daß die Wittve wieder völlig hergestellt wurde. Washington besuchte die Familie später noch mehr denn einmal, und sein Einfluß sicherte der Wittve Freunde, die sie regelmäßig mit gut lohnender Arbeit versorgten. Als die beiden Söhne heranwuchsen, bekamen auch sie recht einträgliche Stellen, wodurch sie nicht bloß vermögend wurden, für sich selbst zu sorgen, sondern sie brachten es auch bald dahin, daß ihre liebe Mutter den Rest ihres Lebens recht im Frieden, in der Furcht Gottes und ohne irgend welche Nahrungsorgen zubringen konnte — alles in Folge der edlen That des höchst menschenfreundlichen, frommen Washingtons. Wohl dem Land, das solche Regenten hat!

## Rettung durch Rettung.

Es ist eine allgemeine, böse Gewohnheit der Menschen, jene Ereignisse ihres Lebens, deren Grundursachen sie nicht zu erkennen vermögen, dem Zufall zuzuschreiben und zu vergessen, daß die unsichtbare Hand der ewigen Vorsehung alle Schicksale leitet und lenkt. Folgende Begebenheit dürfte einen neuen Beweis für diese Thatsache liefern.

Es war eine stürmische Winternacht. Der Nordwind heulte schneidend über die Gebirge und trieb ungeheure Schneemassen vor sich her. Bouvill, der Arzt eines Dorfes und der Umgegend, ein menschenfreundlicher Greis, saß, von seinen Ausgängen ermüdet, noch beim wärmenden Kamin und las in den so eben erhaltenen Zeitungen. Die Lichter im Hause waren bereits alle ausgelöscht bis auf die vor ihm stehende Lampe; und seine Gattin hatte sich schon vor einer Stunde zur Ruhe begeben.

In diesem Augenblicke wurde mit ungestümer Heftigkeit gegen die Hausthür geklopft; und da sonst kein Mensch im Hause mehr wach war, so sah sich der Hausherr selbst genöthigt, die Thür zu entriegeln; und kurz nachher trat ein dicht-

verhüllter Mann ein, welcher mit flehentlichcr Stimme bat, der Arzt möchte augenblicklich nach dem eine Stunde entfernten Dorfe zu dem Kranken kommen, den er am heutigen Morgen besucht habe.

Bouvill wunderte sich, daß der Kranke noch lebe, da er doch denselben bereits im Todeskampfe gefunden hatte und keine Aussicht zur Wiedergenesung vorhanden gewesen war. Auch nahm er, im Blick auf seine Ermüdung und sein Alter, Anstand, bei dem entsetzlichen Schneegestöber aus dem Hause zu gehen und sich ins Freie zu wagen. Der Fremde aber bat so dringend und schilderte ihm das Verlangen des Kranken in solch rührenden Ausdrücken, daß Bouvill, ein wahrer Freund der Armen und Leidenden, nicht länger widerstehen konnte und sich bewegen ließ, mit zu gehen. Er weckte sofort seinen Diener, gab ihm den Auftrag, den kleinen, zu diesem Zwecke stets bereiten Wagen anzuspannen; und eine Viertelstunde später fuhr der menschenfreundliche Arzt in die stürmische Nacht hinaus.

Der Bote eilte voran. Doch nach nicht sehr langer Zeit

war er den Blicken entschwunden. Nur langsam konnte sich der Wagen vorwärts bewegen; denn die mit Schnee gefüllten Straten waren kaum noch fahrbar. Endlich mochte bereits der halbe Weg zurückgelegt sein, als die Pferde plötzlich scheu wurden, sich auf die Hinterbeine stellend wild emporbäumten und sich weder durch Worte noch durch Peitschenhiebe bewegen ließen, noch einen Schritt weiter zu gehen.

Nachdem der Arzt die Zügel ergriffen und der Diener vom Bock gesprungen war, stieß der Fuß des Leiters auf einen harten Gegenstand, der unter dem Schnee verscharrt lag. Nach einer flüchtigen Prüfung entdeckte er einen Menschen in Militärkleidung, der erfroren zu sein schien. Jetzt näherte sich auch der Arzt, untersuchte den Erstarrten und überzeugte sich, daß die Lebensgeister noch nicht entflohen, daß aber die schleunigsten Hülfeleistungen durchaus nothwendig seien.

Was war unter solchen Umständen zu thun? Drüben im Dorfe harnte ein Kranker, der, im Blick auf die Natur seiner Krankheit, auch im besten Fall keinen Tag mehr leben konnte; hier aber war die Aussicht vorhanden, ein Menschenleben zu retten. Zudem hing die Sache an, dem guten Arzt verdächtig zu erscheinen; denn warum war der Bote so schnell und spurlos verschwunden? Es wurde ihm daher ganz klar, daß es seine Pflicht war, sich mit dem hier aufgefundenen Scheintodten zu beschäftigen, dessen Zustand seinen sofortigen Beistand erheischte. Rasch entschlossen hob er den Soldaten mit Hülfe seines Dieners in den hinteren Theil seines Wagens, überdeckte ihn von Kopf bis zu Füßen mit Schnee und ließ den Wagen umwenden, um nach Hause zurückzufahren, in dem er sich vornahm, sobald sich der Soldat erholt habe, noch in dieser Nacht den Kranken drüben im Dorfe besuchen zu wollen.

Eine Viertelstunde später war das Dorf erreicht. Als sie sich aber der Wohnung des Arztes näherten, sahen sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung die Fenster des Hauses erleuchtet. Herr und Diener, von einem Schrecken ergriffen, welcher sie fast überwältigte, ließen den Wagen vor dem Thore stehen und eilten in das hell erleuchtete Haus, um zu untersuchen, was denn eigentlich geschehen sei.

Und der erstarrte Soldat? Ach! man hatte ihn in der plötzlichen Angst dieses Augenblicks vergessen. Aber die Leser werden nicht wenig erstaunen, wenn ich ihnen erzähle, daß er unter der dicken Schneedecke allmählig wieder zu sich gekommen war. In der That, der Todesengel war dieses Mal an ihm vorüber gezogen. Er hatte zwar keine Ahnung davon, wie er hierher gekommen war und in welcher Gegend er sich befand. Mit verwirrten Sinnen starrte er in die finstere Winternacht hinein, und das Heulen des Sturmes schien dazu beizutragen, daß sein Denkvermögen von Minute zu Minute zunahm und sein Bewußtsein sich mehr und mehr klärte. Endlich versuchte er, aus dem Wagen zu steigen, was ihm, da seine Glieder noch immer etwas steif waren, nur mit der äußersten Anstrengung gelang.

Wieder stierte er um sich; allein die Dunkelheit läßt ihn keinen Gegenstand erkennen. Plötzlich aber erblickte er Licht in

dem nächststehenden Hause; und schnell reißt in ihm der Entschluß, hinein zu gehen, um über sein Hierherkommen die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Eine Zeit lang tappt er in der Dunkelheit herum, findet aber endlich nach langem Suchen eine Thür, durch welche er in ein finsternes Gemach gelangt, auf dessen Boden sein Fuß an einen Gegenstand stößt, den er zu seinem nicht geringen Entsetzen als einen Leichnam erkennt. Nicht wissend, wohin er gerathen, zieht er den Säbel und schreitet der entgegengesetzten Thür zu, durch deren Rigen Licht hervorschimmert. Er öffnet sie leicht und erblickt zwei Männer und eine Frauensperson, den Arzt und dessen Gattin und Diener geknebelt und mit Striden gebunden auf dem Boden liegend, und zwei Räuber, die eben im Begriff sind, dem armen Doktor den letzten Todesstoß zu geben.

In diesem verhängnißvollen Augenblick wird er seiner Sinne ganz mächtig, stürzt hinzu, schlägt einen der Räuber zu Boden, erhebt ein gewaltiges Geschrei, schneidet dem Diener, der ihm am nächsten ist, schnell mit dem Säbel die Fesseln entzwei, und zerschlägt die Fenster, um den Tumult im Dorfe hörbar zu machen. Doch siehe, auf diesen Lärm stürzen aus den Nebengemächern noch zwei andere Banditen herbei, die mit Ausplündern beschäftigt gewesen waren, und die nicht wenig überrascht sind, hier einen bewaffneten Soldaten zu sehen.

Selbstverständlich suchten die Räuber durch eine verzweifelte Gegenwehr den Hieben des Soldaten auszuweichen; da dieser aber unaufhörlich aus vollem Halse schrie und zugleich wuchtige Schläge austheilte, und nachdem auch der mit einem Knüttel bewaffnete Diener sich in den Kampf gemischt hatte, ergriffen die Banditen die Flucht, wurden aber von einigen Bauern, die zur Hülfe herbeigeeilt waren, eingefangen und dem Gericht überliefert.

Nun kam der wahre Sachverhalt an den Tag. Der Fremde, der den Arzt etliche Stunden vorher zu dem sterbenden Kranken gerufen hatte, war einer der Räuber, die den Hausherrn aus seiner Wohnung hinwegzulocken suchten, um dieselbe ungehindert ausplündern zu können. Der Soldat hatte in der nächsten Herberge durch den Genuß geistiger Getränke seine Lebensgeister gegen die ungestüme Witterung zu stärken gesucht, aber sich gerade dadurch in eine so große Lebensgefahr gestürzt. — Der Arzt fand bei der Rückkehr in seine Wohnung die Räuber mit der Ausplünderung emsig beschäftigt und wurde, nachdem die Magd, die beim Einbruche um Hülfe gerufen hatte, ermordet worden war, sammt seinem Diener ergriffen und gefesselt. Sicher würden alle Personen des Hauses kein besseres Loos zu erwarten gehabt haben, als dasjenige der treuen Hausmagd, wenn nicht der wohlwollende Arzt sich mit Klugheit und Menschenliebe des erstarrten Soldaten angenommen hätte, der — wunderbar in höchstem Grade! — gerade da zu vollem Bewußtsein kam, als Hülfe so dringend noth that.

Wer sieht hierin nicht die mächtige Hand der Vorsehung Gottes? Es bewährte sich auch hier das Wort des Herrn: „Seid barmherzig, und ihr werdet Barmherzigkeit empfangen.“

Der Winter ist ein rechter Mann,  
Kernfest und auf die Dauer,  
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,  
Und scheut nicht süß noch sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's,  
Er frunkt und kränkelt nimmer,  
Weiß nichts von Nachtschweiß und Ba-  
peur,  
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an,  
Und läßt's vorher nicht wärmen,  
Und spottet über Flüß' im Zahn  
Und Grimmen in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang  
Weiß er sich nichts zu machen,  
Hast warmen Drang und warmen  
Klang  
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,  
Wenns Holz im Ofen knittert,  
Und um den Ofen Knecht und Herr  
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zer-  
bricht,  
Und Teich und Seen krachen,  
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,  
Dann will er todt sich lachen.



## In den weißen Bergen.



Jakobsleiter.

hut der aufmerk-  
same Beobachter  
auf hohem Berg-  
gipfel einen  
Blick um sich her,  
so kann er nicht  
umhin, von sei-  
nem erhabenen  
Standpunkte  
aus mancherlei  
Betrachtun-  
gen anzustellen.  
Nicht allein die  
entzündende, ro-  
mantische Scene-  
rie, sondern auch Ursachen und Wirkungen beschäftigen, wie  
ungevolkt, sein Gemüth. Sehr nahe liegt hier für einmal der  
Gedanke an die Gestalt der Erde. Die Wissenschaft — so über-  
legt er etwa bei sich selbst — hat festgestellt, daß die Erde (die  
Abplattungen an beiden Polen abgerechnet) rund sei, und doch  
diese gewaltigen Gebirgszacken — wie scheinbar ungereimt die-  
ses! Gründlicheres Nachsinnen bringt ihn aber zu der Schluß-  
folgerung: „Könnte ich jetzt, statt von hier, vielmehr von ei-  
nem andern Planeten aus in beliebiger Nähe diesen Erdball  
betrachten, wie würden diese Berge und Gebirgsketten als unbe-  
deutende Unebenheiten auf der Erdoberfläche erscheinen, etwa  
wie die rauhe Haut einer Orange oder Citrone. Dann  
wirft der Naturfreund sich in seinem Gemüth wohl auch  
die Frage über die Entstehung der Berge auf. Durch  
welche Gesetze entstanden sie? Mehrere Geologen be-  
haupten, die Berge seien nur die gefrorenen Wellen ei-  
ner Feuermelt, sie wurden durch eine entsetzliche Convul-  
sion emporgeworfen, welche auf das Wort des Allmächtigen  
plötzlich innehielt und als Zeugen ihres Wüthens  
diese gewaltigen verhärteten Wellen zurückließ. Wir  
wollen uns nicht hierüber streiten. Eins ist gewiß:  
„Gott setzte die Berge fest in seiner Kraft,“ Psalm 65, 7,  
wie alles Andere zu einem bestimmten Endzweck.

„Die Berge hegen und nähren die Quelle des mächtigen  
Stromes, der zur Heerstraße der Nationen wird  
und, wohin er nur fließt, dem Boden Fruchtbarkeit  
und der Landschaft Schönheit verleiht. Die Berge  
verdichten die Luft zu Wolken, die sich in erfrischenden  
Regen auf die schmachttenden Felder und Wiesen herab  
gießen. Die kalten Berge erzeugen variirende Strö-  
mungen in der Atmosphäre und senden von ihren  
schneebedeckten Kuppen frostige Winde herab, um die  
verpesteten Ausdünstungen der Sümpfe und der großen  
Städte hinwegzuwehen. Die Berge, die so kalt und  
unfruchtbar zu den Wolken emporragen und mit ernster,  
feierlicher Majestät auf die Erde herabzuschauen, sind die Quelle  
alles Lebens und aller Wärme auf Erden“ (Prof. D. March).

Ein Sohn der grünen Insel soll einst beim Anblick der wei-  
ßen Berge die ganz naive Bemerkung geäußert haben: „In  
Amerika müßte es aber viel übriges Land geben, denn da seien  
ja große Massen desselben auf ungeheure Haufen zusammen  
geworfen.“ Es muß bereits vielen unsern Lesern bekannt sein,  
daß von Manchester aus eine Eisenbahn — etwa 150 Meilen

lang — nach dem „White Mountain House“ führt. Genann-  
tes Hotel steht etwa 7 Meilen vom Fuße Mt. Washingtons.  
Die Bahn führt auf dieser kurzen Strecke am Ufer des Winni-  
pijosee-See entlang und zieht sich durch eine äußerst anmu-  
thige, malerische Gegend. Endlich an dem Winnipijosee  
vorüber, gelangt man in die wilde Gebirgsgegend und von da  
wechselt die Scenerie beständig angenehm ab. Der Zug  
schlingelt sich in kurzen Biegungen um die Bergseiten herum,  
taucht plötzlich in ein dunkles Waldesdickicht und, am andern  
Ende desselben wieder hervortretend, schnellert er über einer  
schauerlichen Bergschlucht dahin, wobei der Reisende oft in ei-  
nen wohl hundert Fuß tiefen Abgrund hinabschauen kann.  
Während der kurzen Strecke von „White Mountain House“ bis  
Mt. Washington, nemlich sieben Meilen, steigt die Schienen-  
bahn allmählig aufwärts bis zu 1500 Fuß. Eine große Loco-  
motive von hinreichender Dampfkraft, um etwa 100 geladene  
Waggon auf ebener Bahn ziehen zu können, wird aufwärts  
steigend dennoch auf die äußerste Probe gestellt mit nur drei  
Waggonen. Das Geleise dieser Bahn ist nach Art der Schie-  
nenwege auf dem Rigi in der Schweiz, oder besser, jene nach  
Art der amerikanischen gebaut; denn einer Angabe des  
„Scientific American“ zufolge, soll Herr Riggensbach die  
Idee dieser Construction während eines Besuches auf Mt.  
Washington abgesehen und dann nach dem Rigi gebracht  
haben. Bei diesen Bahnen, die eine ganz außergewöhnliche  
Steigung zu überwinden haben, sind zuerst ganz eigenthümliche



Nach dem Tpy Top House.

Principien zur Anwendung gekommen. Außer den beiden  
Bahngeleisen, welche allein das Hinabgleiten nicht verhindern  
würden, ist in der Mitte, etwas erhöht, eine gußstählerne ge-  
zahnnte Schiene angebracht, in welche die Locomotive mit einer  
von dem Dampfkolben bewegten Zahnwelle eingreift und da-  
durch die Bewegung des Zuges bewirkt wird. In dieser mitt-  
leren Schiene liegt die Sicherheit und der Erfolg des Unter-  
nehmens.





Fichtenwäldungen.

Unlängst nahm eine sehr nervöse Dame Passage auf dieser Bahn, abwärts fahrend. Ihre Furcht war groß und alle Anwesenden konnten dieselbe leicht auf ihren Gesichtszügen lesen. Das folgende Zwiegespräch entspann sich zwischen ihr und dem Kondukteur.

Dame: „Herr Kondukteur, wie machen Sie es, wenn Sie diese Waggons zum Stehen bringen wollen?“

Kondukteur: „Dann wenden wir die Bremse an, die Sie dort sehen.“

„Gefehlt aber, Herr Kondukteur, diese Bremse bricht, was thun Sie dann?“

„Dann wenden wir die Doppelbremse an, welche Sie dort an der anderen Seite des Waggons sehen.“

„Aber, Herr Kondukteur, wenn auch diese brechen sollte, wohin gehen wir dann?“

„Nun, Madame, das hängt ganz davon ab, wie wir in dieser Welt gelebt haben.“ Hierauf soll die Dame sehr nachdenklich geworden sein.

Die Entfernung vom Fuß zur Spitze Mt. Washingtons beträgt etwa drei Meilen in gerader Linie. Der Bahnzug bedarf zu einer Tour aufwärts anderthalb Stunden. Die Fahrt ist jedoch keineswegs langwierig, die herrliche Aussicht zu beiden Seiten und die beständig wechselnden Naturscenen verkürzen dem staunenden Passagier die Fahrt bedeutend. Etwa auf halbem Wege passiert der Zug über ein hölzernes Schienengestell (Trestlework) die den Namen „Jakobsleiter“ führt; obgleich diese Struktur fest und dauerhaft ist, so schaudert es dem Reisenden dennoch beim Hinabschauen in die Tiefe und er athmet erst dann wieder freier auf, wenn die Ueberbrückung glücklich passiert ist. Der Zug ist mit automatischen Bremsen versehen und große Sorgfalt wird darauf verwandt Unfälle zu verhüten. Gegenwärtig stehen

fünf verschiedene Gebäulichkeiten auf Mt. Washington. Zunächst das früher erwähnte Gipfelhaus (Tip Top House). Dieses wird zur Sommerzeit als Druckeri benutzt. Es erscheint nemlich daselbst eine tägliche Zeitung, die den ebenso passenden als hübschen Namen trägt: „Among the Clouds.“ (In den Wolken.) Sodann kommt Mt. Washington Hotel, welches Räumlichkeiten zur Aufnahme von etwa zweihundert Gästen enthält. Ferner steht dort ein schöner Bahnhof sammt Officen für verschiedene Beamten. Erdlich auch noch ein großes, stattliches Gebäude, das im Interesse des Signaldienstes des Ver. Staaten-Wetterbüreaus errichtet wurde und benutzt wird. Sämmtliche Gebäude sind durch massive starke Balken gut befestigt, um sie gegen die heftigen Stürme zu schützen, die dort nicht selten mit einer Schnelligkeit von 150 Meilen per Stunde ziemlich unjanft daherbrausen.

Der Amerikaner ist bekanntlich ein großer Waghals. Die Bediensteten der Eisenbahn und des Wetter-Büreaus nebst denen der verschiedenen Hotels hier aber haben nemlich eine Erfindung gemacht, durch deren Anwendung sie schnell den Mt. Washington hinab können. Die Sache ist die: Ein starkes Brett etwa vier Fuß lang und einen Fuß breit an welchem an der unteren Seite ein kleines Kammrad angebracht ist und das genau auf die Mittelschiene des Bahngeleises paßt, wird auf das Geleise gelegt. Wer nun den Berg hinab zu gehen wünscht, setzt sich einfach auf besagtes Brett, nimmt die Griffe der hinten angebrachten Hemmeisen in seine Hände und los geht die Reise. Und wie schnell etwa? Die Entfernung von drei Meilen vom Gipfel bis zum Fuß des Berges wird in circa fünf bis zehn Minuten zurückgelegt. Man denke sich nur! Es sind aber auch schon mehrere köstliche Menschenleben bei diesen rasenden Schnellsfahrten verlor-



Silver Cascade.



ren gegangen, allein die Versuchung schnell zu fahren ist in Amerika eben so stark, daß es Andere dennoch immer wieder unternehmen in der beschriebenen Weise den Mt. Washington hinab zu gleiten. Glück zum Vergnügen! Nein, Einhalt dem waghalsigen Getreibe! Ein recht angenehmer Fahrweg windet sich auf der entgegengesetzten Seite des Bahngleises den Berg hinan. Er ist etwa acht Meilen lang vom Fuß bis zur Bergesspitze. Die meisten der Reisenden machen den Weg aufwärts mit der Bahn und abwärts mit dem Postwagen; denn sie bekommen in dieser Weise eine weit bessere Ansicht der ganzen Gegend.

Und nun möchten wir den lieben Leser noch freundlichst bitten, sich im Geiste eine kurze Zeit neben uns auf den Gipfel des Mt. Washington zu stellen und den unbeschreiblich schönen Anblick in etwa zu genießen. Merke: wir stehen hier ungefähr anderthalb Meilen über der Oberfläche des Meeres erhaben inmitten der prachtvollsten Natur-Scenerien auf diesem Continent. Schaut man hinab auf die Wohnungen der Menschen, so wird es einem erst recht klar auf welcher schwindelnden Höhe man sich verstiegen hat. Hunderte von mächtigen Bergtollaffen entfalten sich vor dem spähenden Auge. Uns scheint's, als wären es eben so viele Riesensäulen dahingestellt, um das Gewölbe des Himmels zu stützen. Worte fehlen, die Erhabenheit des Anblicks zu beschreiben. Wie schön friedlich still liegt doch das Land da — fast als schaute man auf eine Karte: Berge, Seen, Ströme, munter sprudelnde Bäche, Städte und Dörfer begegnen dem Auge nach jeder Richtung. Ein scharfer Blick nach Südost — etwa fünfundsechzig Meilen weit — zeigt uns den blauen Schein des Atlantischen Oceans, der dort die Küste des Staates Maine bespült. Nach Süden zu sehen wir den lieblichen Lake Winnipiseogee. Still und friedlich, gleich



Eagle Cliff.

einer crySTALLenen Perle in dem Busen der Berge, liegt er da. Westlich in ziemlicher Ferne werden die immer grünen Berge Vermonts sichtbar, mit dem schönen Mt. La Fayette im Vordergrund. Nach Norden hin sieht man sogar bis zu den Besitzungen der Königin-Mutter Victoria. Es ist flaches Land, das sich vor dem Blick ausbreitet. Und im Osten erscheinen die zahlreichen, dichten Wäldungen von Maine. In welche herrliche Stimmung versetzt doch dieser unergleichliche Anblick ein frommes, denkendes Gemüth! Man kann nicht umhin mit dem Psalmisten auszurufen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte.“ Und leise regt sich der Wunsch:

Leichte Ferne,  
Wie so gerne  
Zöge ich in dein Revier!  
Ach, wie lange  
Soll im Drange  
Noch dein Pilgrim, zag und bange,  
Treuer Vater, wohnen hier?

Abzuscheiden  
Aus dem Leiden,  
Hat die müde Seele Lust;  
Und das Streben,  
Zu entsweben  
In des reinern Daseins Leben,  
Schwellt die sehnuchtsmüde Brust.“

Selbst durch den langen Winter, der in diesen Gebirgen etwa neun Monate dauert, bleibt Mt. Washington nicht unbesetzt. Die Kälte herrscht hier zwar fast ununterbrochen mit unerbittlicher arctischer Strenge, wovon sich die Bewohner in den Thälern kaum einen Be-



Summit House.

griff machen können. Nichtsdestoweniger bieten eine Anzahl Männer derselben jeden Winter im Interesse der Wissenschaft Troß. Sie bewohnen die oben erwähnten Gebäude, protocoliren die Temperatur, die Schnelligkeit des Windes und dergleichen Dinge mehr. Durch eine Telegraphenlinie wird die

Verbindung zwischen diesen einsamen Bewohnern auf der frostigen Höhe und der übrigen Welt lebhaft unterhalten und dies besonders mit Rücksicht auf das Wetter, das die Menschen immer so gern, wenn möglich, eine Woche oder gar ein Jahr zum Voraus wissen möchten.

## Tristan und Rollani.

### Ein Fragment von Salpitzo Didaskos.

Personen: { Tristan, ein halbgläubiger Bibelforscher.  
Rollani, ein skeptischer Journalist.

(Schluß.)

Rol.—Daß nur das Christenthum der Freiheit Amme sei, Das kann ich noch nicht sehen und stimme ihm nicht bei; Denn die Kultur bricht kräftig sich ihre eig'ne Bahn Und zieht durch Selbstinteresse die Völker mächtig an; Sie schwimmen alle mit im großen Fortschrittsstrom, Das sieht bei mir so fest als wie ein Axiom.

Tr.—Nur langsam zu, denn Mancher war da s' on zu geschwind, Und hielt für Axiome, was fixe Grillen sind. Fast sind vierhundert Jahre verrollt am Zeitrad, Seitdem Christoph Columbus Amerika betrat; Seit Cortez' Söldnerhaaren voll Gold- und Ländergier, Den armen Indianer gejagt, wie wild Gethier; Seitdem hat man den Vernunft tagtäglich mehr beengt, Mit fälschlichen Versprechen ihn weiter West gedrängt; Dort hat er nun zu wählen: Raub, Hunger oder Tod, Die Wahl fällt meist aufs Rauben, denn Noth kennt kein Gebot.

Doch eine Fortschrittsgabe hat man ihm zugehant, Für die er sich ganz richtig in seiner Art bedankt — Wein, Bier und Schnapps gilt Manchen als Freiheits-Attribut,

Und schmeckt den Humanisten und „Freien“ meist sehr gut. Das brachte man den Wilden und bringt es ihnen noch, Um sie recht frei zu machen vom Temperenzlerjoch! Revolver, Blei und Pulver ist auch ein Fortschrittsding, Man schätzt es zur Gefügung der Wilden nicht gering; Wie viele hat man damit schon ganz civilisirt Und in den „Humanismus“ erfolgreich eingeführt!!!

Man könnte drüber spotten, wär's nicht betrübt zu seh'n, Wie viele Schwächer müßig am Markt des Lebens steh'n; Die wen'gen Indianer, die man gesittet trifft, Sind es durch Christenliebe und durch die heil'ge Schrift.

Weil dieses kleine Beispiel wohl nur zum Theil genügt, Ist's gut, daß man zum ersten auch noch ein zweites fügt; Und weil die Weltgeschichte ein sich'rer Maßstab ist, An dem man Geistesiefe und Denkerschärfe mißt. — So wollen wir 'mal sehen, wie scharf Derjenige scheint, Der stets die Kraft der Bibel aus Störrigkeit verneint.

Fast tausend Jahre hatte das Volk im deutschen Land Die Bauten, Kunst und Sitten des Römerreichs gekannt; Man sah der Römer Siege und hohen Bildungsgrab, Doch ihnen nachzusehern, das galt als Frevelthat; Man glaubte, daß man's billig den Göttern schuldig sei, Die Römer recht zu hassen nebst aller Römerei. Gestiftung wurde thöricht als Schwächlichkeit verachtet, Zerstörungswuth und Nothheit mit rohem Lob bedacht. Beredlung zu bekämpfen pries man als Heldenthat, Und den als Volksbeglückter, der die Kultur zertrat, Wer edle Marmorbilder mit roher Faust zerhug Und die Vernichtungsfaßel des vandalismus trug: Das war der Mann, den Jeder sich ohne Scheu und Scham

Zu seinem Ideale und Lebensvorbild nahm.

Von Hermann, dem Cherusker, bis Bonifazius — Achthundert lange Jahre — wie man da suchen muß, Bis man die Bildungslichtlein durch Nacht und Nebel sieht Und der Beredlung Spuren im deutschen Volksgemüth.

Von Bonifaz bis Luther nur siebenhundert Jahr, Wie ist das Land verändert, das nichts als Wildniß war; Nur siebenhundert Jahre — welch glänzender Contrast — Rings laden Städte, Dörfer und Weiler ein zur Nacht, Von Bergestuppen lugen viel Burgen stolz und kühn, Auf allen Strömen sieht man die Handelschiffe ziehn. Durch die Gefilde schlängeln sich breite Straken hin, Der Hirt bläst auf der Flöte ein Lied mit frommem Sinn, Die Heerden weiden läutend auf Au'n und Felsengrat, Der Landmann baut die Felder und streuet seine Saat, Und in den Städten bildet des Handwerks Meisterschaar Mit kunstgeübten Händen das Schöne wunderbar; Auch die Erfinder bringen zur Hebung der Kultur, Papier und Druckerpresse, das Pulver und die Uhr. Die Dichter greifen mächtig ins hehre Saitenspiel, Und singen froh und traurig von einem ew'gen Ziel. Die Hibelungensage und manches Heldensied, Verkört mit Poesien die Welt dem Volksgemüth; Die Meisterfinger folgen mit lieblichem Gesang, Die Schule reicht der Jugend des Wissens süßen Trank; Viel schlanke Thürme ragen zum blauen Himmel auf — Die Glocken hallen nieder, das Kreuz steht oben drauf!

Was soll ich noch mehr sagen, das Herz ist mir so voll, Ich weiß kaum wie ich Worte des Dankes finden soll, Des Dankes gegen Jene, die unsrem Vaterland, Die ersten Friedensboten und Gottes Wort gesandt.

(Nach einer längern Pause.)

Rol.—Ich weiß nicht wie ich fühle bei diesem Wortgefecht, Ich möchte Jhnen jünnen und kann es doch nicht recht.

Tr.—Das ist ein klein Geständniß, doch zeigt es mir viel mehr Als Sie gestehen möchten; des Skepticismus Wehr Ist nicht so unbewänglich als man gewöhnlich meint, Und seine Argumente so sicher als sie scheint, Der lose Buriche bläst sich gern puterartig auf, Hat er die Offensive so schlägt er gräßlich drauf; Doch wird er angegriffen, dann retirirt er schnell, Sein Fersengeld bezahlend und rettet so sein Zell. Ganz wie der böse Bube, der von der Straße aus Die Aepfel bombardirte — nicht etwa für den Schmaus, Er konnte sie nicht holen, die Fenz war ihm zu hoch, Den Andern sie zu gönnen, das ärgerte ihn doch; Am Ende kam der Gärtner, der gar nicht langsam war, Wo zu? Das ist ein Gleichniß; die Deutung ist wohl klar.

Rol.—Sie werden aggressiv, Sie sollten wohl bedenken, Mit solcher Sprache kann man viele Leute tranken; Ein Christ, der sollte stets die rechte Demuth üben, Und seinen Nächsten nicht durch Wig und Spott betrüben.

Tr.—Recht schön, doch merke ich recht wohl wohin das zielt, Ein geistarm, wehr- und thatenloses Christenthum, Das will man allenfalls noch gelten lassen.



Warum? Weil es durch Hebung der Moral  
Die Arbeits-, Zucht- und Armenhäuser,  
Die Irren-, Seilanstalten und manch Hospital,  
Und auch die Polizei theilweis entbehrlich macht  
Und somit unsere Steuerlast vermindert.  
Jedoch ein Christenthum voll Kraft und Leben,  
Das geliebt und seiner Pflicht getreu  
Streng auf Erneuerung des Herzens dringt,  
Das scharf die Geister prüft und ohne Scheu  
Sie mit dem Maß der Lehren Christi mißt —  
Ein solches Christenthum ist denen unbequem,  
Die sich so gern als Volksbeglucker brüsten;  
Die christliche Moral als Prüderie bespötteln,  
Die jedem edlen Mann, der's nicht mit ihnen hält,  
Kurzweg das Prädicat: Scheinheil'ger Mucker geben,  
Und Ordnung und Geiz als Sklaverei verschreien.  
Sie faheln stets von Freiheit, doch machen Niemand frei,  
Und üben wo sie können die schlimmste Tyrannei;  
Man zwingt das Volk nur feier in sein dämonisch Joch,  
Ins Joch der Leidenschaften und rühmt sich dabei noch.  
Man schmiedet Sklavenfesseln und fesselt sich dabei,  
Als mache man die Völker, sich selbst und Alles frei;  
O grauenvolle Lüge! O teuflischer Betrug!  
Statt des versprochen Segens bringt man dem Volk den  
Fluch!

Rol.—Sie werden enthusiastisch, mein werther junger Freund,  
Doch ist's bei uns noch gar nicht so schlimm wie's Ihnen  
scheint;

In unsern Reihen stehen viel Denker Ruhmbefrängt,  
Auch ist auf Ihrer Seite nicht alles Gold glänzt;  
Die klarsten Köpfe haben den Frömmlern opponirt  
Weil ihr bigottes Wesen stets zur Verflachung führt.

Er.—Das ist nicht gänzlich grundlos, nur kommt es darauf an,  
Wenn man als flachen Frömmeler mit Recht bezeichnen  
kann;

Der Kraft- und Stoffmann Büchner hat ja schon raisonnirt,  
Daß unser großer Newton die Bibel einst studirt.  
Das ist dem Stoffler nun vollgültiger Beweis,  
Daß Newton kindisch war und von der Welt nichts weiß.  
Und jener Stern am Himmel der deutschen Dichterwelt,  
Den Freund und Feind den Größten der Denker zugesellt:  
Dem man so gern den Namen: „Der große Heiße“ gibt,  
Weil er das Kirchenwesen des Staates nie geliebt,  
Wir werden's nächstens sehen, daß man auch ihn ver-  
dammt,

Weil hell das Lob der Bibel aus seiner Feder flammt,  
Weil mancher kluge Kopf auf jener Seite stand,  
Der nie das hehre Ziel des Christenthums erkannt,  
Der sich aus Eigennutz und Selbstgefälligkeit  
Dem Geist des Widerspruchs voll Uebermuth geweiht:  
Ist drum schon Jeder klug, weil er die Kirche haßt  
Und frech den Glaubensschatz, den sie ihm gab, verpraßt?  
Zudem zeigt Klugheit nicht des Geistes höchsten Flug;  
Wen seine Flugelkraft nicht bis zur Weisheit trug,  
Die über Raum und Zeit den Sterblichen erhebt,  
Daß er bis an den Quell des ew'gen Verdens strebt,  
Die ihm mit heil'gem Glanz den Geist verklärend schmückt,  
Und ihm auf Mund und Stirn den Kuß des Friedens  
drückt;

— Der kann uns nicht im Er'gen unterweisen,  
Und ich ihn nicht als einen Weisen preisen.

Rol.—Da bin ich mit gemeint, denn bis ins Reich der Sterne,  
Bis in des Traumgebiet versteig' ich mich nicht gerne;  
Zehn Acker gutes Land find mir um vieles lieber  
Als all die Sterne sind mit eurem Himmel drüber,  
Ich wünsche diesem Wahn für immer fern zu sein,  
Und strebe wie ein Mann auch Andre zu befreien.

Er.—Als wie ein Teufel leider, doch nicht als wie ein Mann,  
Das ist der Geist des Bösen, der also sprechen kann,  
Der gegen das Erhabene des Menschen Sinn verstoßt  
Und mit dem Freiheitslöcher ihn in die Hölle lockt.

Ihr von der Schwindelfirma: „Freiheit und Compagnie,“  
Ihr wollt zwar niederreißen, doch bauen wollt ihr nie;

Ihr raubt dem Volk den Himmel, was gebt ihr ihm da-  
für?

Die Politik, den Wahlkrieg, Lug, Trug und schlechtes  
Bier.

Ein weis Verhängniß legte im Umgestaltungsdrang,  
Ein Theil der Priesterherrschaft in eure Hand schon lang;  
Was habt ihr mit den Kräften, die es euch anvertraut,  
Im Laufe des Jahrhunderts schon Großes auserbaut?

Ihr rastet nicht, bis daß ihr die Ordnung niederbrecht,  
Mit thörichtem Geklingel von Freiheit und von Recht;  
Und alle Leidenschaften, befreit von jedem Jamm,  
Womit der Christ sie zügelt, durchbrechen wild den Raum.

Schwang sich Kultur und Bildung nicht in Paris empor,  
Daß es sich jeder Weltmann zum Meffa froh erkor;  
Von allen Kunstgebilden, die uns Europa schenkt,  
Hat längst der Seine Ufer das Schönste noch umdrängt.

Des Fortschritts Bannerträger, der Künstler Meisterschaft,  
Der Dichter schönste Blüthe, der Rath der Wissenschaft,  
Die Lehrer der Gelehrten, der Philosophen Bier  
Und alles menschlich Hohe entfaltete sich hier.

Der Staatskunst Koryphäen, manch Licht der Industrie,  
Gewalt'ge Schlachtenlenker mit schöpferischem Genie,  
Europa's Diktatoren, der Feldherrn Ideal,  
Und Weltbewinger zählt' man dort zu der Bürger Zahl.

Gesetz und Ordnung walteten, da gilt nicht Herr noch Knecht,  
Für alle gleiche Freiheit, für alle gleiches Recht;  
Verkehr und Handel blühten, der Frieden küßt die Flur,  
Und ringsum allerwegen sieht man des Wohlstands Spur.

Und dennoch eilt im Wahne, ein Volk so stolz und frei,  
Wie's Frankreichs Stämme waren, voll Ruhmesrauferei,  
Sich in den Krieg zu stürzen, voll von Vernichtungsmuth,  
Und wie Hyänen lechzend nach ihrer Brüder Blut.

Die Tuilerien, verzehrend, erglühete die Feuersbrunst,  
Nicht Hohes gilt dem Pöbel, kein Heiligthum der Kunst,  
Des Priesters Amt und Würde, des Greises Silberhaar,  
Der Jugend zarte Knospen—nichts ehrt die Mörderhaare

O wenn die Presse immer vereint fürs Recht gekämpft,  
Sie hätte ohne Mühe die Gluth im Keim gedämpft;  
Doch ihre Söhner schürten voll Uebermuth den Brand,  
Sie lösten frech berwegen des Glaubens heilig Band.

Schaut hin, ihr Freiheitschwärmer, ihr glaubt euch  
voll Genie,

Und doch seht ihr das Böse in euren Lehren nie;  
Wie ärmlich scheinen alle dem unbefangenen Geist,  
Der tief und ernstlich prüfend, dem Strudel sich entzieht.

Nur wer der Selbstsucht Triebe im Herzen niederzwingt,  
Daß er als Glied der Menschheit nur für die Menschheit  
ringt;

Nur wem der Geist der Liebe, das Antlitz still verkärt,  
Nur der wird Freiheit finden, nur der ist ihrer werth.

Wohl fiel dem Zeitungsleiter ein hoch erhabenes Loos,  
Doch selten geht sein Streben auf das, was rein und groß;  
Das Leben zieht ihn nieder ins Alltagsselement,  
So daß er seine Würde nur allzuoft verkennt.

Rol.—Daß einer denn doch die Geduld verliere;

Mir ist's als ob ich auf der Schulbank sitze,

Und der Herr Lehrer mich examinire,

Nur daß ich hier nicht im geringsten schwiche.

Dem Fortschritt und der Freiheit, dem wollen wir uns  
weih'n

Und schrien die Dunkelmänner auch Mord und Zeter drein;  
Ihr wolltet wohl wir schreiben den Frommen zum  
Gewinn

Duckmäuserlich unsre Zeitung im weinerlichen Sinn,  
Um unsern Abonnenten damit den Appetit  
Am Lese zu verleiden—das wär' das End' vom Lied.

Er.—Da haben wir's, die Selbstsucht ist stets zuerst dabei,  
Dann kommen die Interessen der zahlenden Partei,

Prinzipien, Recht und Wahrheit, womit man gerne prahlt, Das kommt in dritter Reihe, und nur wenn sich's bezahlt.

Ihr Tintenleckser Klio's, die ihr prahlt euer Kiel Sei mächtiger als Schwerter — was ist denn euer Ziel? Das Ding scheint mir so ärmlich, ihr kommt so schlecht vom Fleck,

Ihr fahrt den Fortschrittskarren noch gänzlich in den —.

Rol.—Mit solchen Argumenten befehret man mich nie, Vermischt man Fakt und Logik verart mit Phantasie, Wenn man mit solchen Waffen, die Gegner scheinbar schlägt, Und übermüthig sicher als Sieger sich bewegt, Dann hat der laute Jubel sich meistens bald verauscht, Und Sieger und Besiegte die Rollen umgetauscht.

Tr.—Die Wahrheit ist oft bitter und schmeckt uns sonderbar, Doch weil sie uns nicht mundet, ist sie nicht minder wahr; Dem Christen und dem Forscher ist sie wie ein Sonnenlicht, Das Auge trinkt es täglich und sättigt sich doch nicht. Auf See ist sie der Kompaß, in Klippen der Pilot, Die Lebenslust der Seele, des Geistes täglich Brod, Doch manche Leute nehmen sie nur als Medizin, Der geistigen Dyspepsie sich halbwegs zu entziehen.

Rol.—Ich muß nun gehn es wäre doch vergebens Sich länger noch mit Reden zu betriegen, Was nützt es sich noch Tage lang zu streiten, Ein jeder bleibt ja doch bei seiner Meinung.

Tr.—Das kann ich nur verfrühte Folgerung nennen, Denn ich kann Ihnen niemals Ruhe gönnen Bis Sie geweiht für unsere Kämpferorden, Ein wahrer Christ und neuer Mensch geworden, Ihr Geist ist noch dem Eifen zu vergleichen, Das erst geformt wird unter mächt'gen Streichen; Der Meister kann's mit seinen Hammerschlägen Zum scharfen Schwert und auch zur Pflugschaar prägen, Der Weltenlenker ist der große Meister, Er formt und bildet, wie er will, die Geister, Der Hammer ist sein Geist und allgewaltig Wort, Es trifft, verwundet, brennt und heilt an jedem Ort, Mich will er jetzt als seines Wortes Diener brauchen, Um Ihrer Seele neues Leben einzuhauen, Drum muß ich Ihren Geist zur Unterwerfung zwingen, Und mit Gebets- und Liebesbanden ihn umschlingen; Jetzt wird's mir Pflicht zu Licht und Wahrheit Sie zu führen, Ich muß, will ich den eignen Frieden nicht verlieren, Nun hüben Sie zum Kampf sich neue Waffen holen, Auf's Wiedersehn — und damit Gott befohlen.

## Eine edle Mutter.

Unter den Müttern, welche große Männer geboren und erzogen haben und ihre Söhne als die Krone ihres Lebens betrachten konnten, nimmt Washingtons Mutter eine der ersten Stellen ein. Dem durch Sittenstrenge sich auszeichnenden virginischen Stamme angehörend, erzog sie ihren Sohn Georg in einfacher Frömmigkeit, Rechtsschaffenheit und nützlicher Thätigkeit. Als er in seinem 15. Lebensjahre in die englische Marine eintreten wollte, gab die Mutter solches nicht zu und erklärte: er solle unter seinen Mitbürgern leben und alle Kräfte und geistigen Gaben seinem Vaterlande zu Diensten stellen. Dieser Beschluß beschleunigte wohl die Befreiung Amerikas von der Herrschaft Englands, indem ersteres dadurch den großen Mann erhielt. Als der Kampf begain, und Washington an die Spitze der Vertheidiger des Vaterlandes trat, erschrak darüber allerdings die Mutter, da sie fürchtete, die Ungleichheit der Kräfte würde der amerikanischen Sache Gefahr bringen; aber sie that nichts, ihren geliebten Georg an der Vollziehung seiner Pflicht zu verhindern. Als eine Anzahl Freunde die Mutter über die großen Erfolge ihres geliebten Sohnes beglückwünschten, freute sie sich darüber, setzte aber bescheiden hinzu: „Nur keine Schmeicheleien, meine Herren! Georg wird sich, wie ich hoffe, der Lehren erinnern, die ich ihm gegeben — er wird nicht vergessen, daß er ein einfacher Bürger der Union ist, den Gott glücklicher machte als die andern.“

Als sie die Uebergabe von Cornwallis erfuhr, dachte sie nicht an den Ruhm ihres Sohnes, sondern rief: „Gott sei gelobt! Unser Vaterland ist frei, und wir werden den Frieden haben.“ Eine reiche Heirath hatte Washington zu einem der begütertesten Besitzer der amerikanischen Union gemacht, und er suchte nun seine geliebte Mutter zu wiederholten Malen zu bestimmen, bei ihm in seinem schönen Hause in Mount-Vernon Wohnung zu nehmen; allein sie blieb auf ihrem Wittwengute, einer kleinen Farm in Fredericksburg. In ihrem 84. Jahre sah man sie noch jeden Morgen zu Pferde über die Felder reiten und ihre Anordnungen treffen. Obgleich ihre Einkünfte sehr bescheiden waren, so machte es ihr doch die größte Freude, Arme und

Unglückliche, so weit es ihre Mittel erlaubten, zu unterstützen. Eine furchtbare Krankheit, der Magenkrebs, nöthigte sie endlich, das Zimmer zu hüten; dennoch beschäftigte sie sich noch immer mit der Besorgung ihrer Angelegenheiten.

Fast sieben Jahre lang hatte sie ihren Sohn, der beständig in Kriege war, nicht gesehen. Als endlich nach erlangtem Siege die Armee nach New York zurückgekehrt war, konnte Washington nach Fredericksburg zu seiner Mutter gehen. Er schickte einen Kurier voraus, um anzufragen, wie sie ihn empfangen wolle. „Allein!“ sagte sie. Und so begab sich denn Washington, der Oberkommandant der nordamerikanischen Truppen, der Befreier seines Vaterlandes und der größte Held seines Jahrhunderts, zu Fuß nach der Wohnung seiner Mutter, die er nicht nur für die Schöpferin seiner Tage, sondern auch für die Begründerin seines Ruhmes hielt. Frau Washington empfing ihren Sohn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, ohne jedoch von seinem Ruhme zu sprechen; was er gethan, erschien ihr ganz einfach. „Ich habe ihn die Tugend gelehrt,“ sagte sie — „der Ruhm ist nur eine Folge davon.“

Als Washington zum Präsidenten der neuen Republik ernannt wurde, besuchte er seine Mutter, um sich von ihr zu verabschieden. „Das Volk,“ sagte er, „hat mich zum ersten Beamten der Ver. Staaten ernannt, und ich komme, Dir Lebewohl zu sagen. Sobald meine Thätigkeit beendet ist, wirst Du mich wieder in Virginien sehen.“ „Du wirst mich wohl nicht wieder finden,“ antwortete die Mutter, — „aber geh, mein lieber Georg, erfülle Deine Pflicht, und die Gnade des Himmels siehe Dir bei!“ Mit diesen Worten öffnete sie ihm ihre Arme. Der Präsident hatte lange den Kopf auf die Schulter der alten, kranken Frau gestützt, deren schwache Hände seine Wangen streichelten. Er vergoß reichliche Thränen und konnte sich der letzten Umarmung kaum entziehen. Die Gefühle der zärtlichen Mutter hatten sich nicht getäuscht; sie starb kurze Zeit darauf in einem Alter von 85 Jahren. Mit ihrem letzten Seufzer empfahl sie Gott ihren Sohn und das Vaterland.



## Ein merkwürdiger Hut.

Aus Colmar wird der Tod eines Mannes gemeldet, der doppelt Millionär war und sein Vermögen seinem Hut verbanke. Im Jahre 1826 kam ein armer Drechsler-Geselle, Namens Mühle, barfuß, den Ranzen auf dem Rücken, in das Dorf, in welchem sich die Maschinenfabrik von Weil und P. befand, und suchte Arbeit. Sein zerlumptes Aeußere nahm nicht zu seinen Gunsten ein, und Herr Weil, an den er sich gewandt hatte, schickte ihn weiter. Der Arbeiter ergab sich in sein Schicksal und ging traurig seines Weges. Plötzlich aber rief ihn der Maschinenwärter wieder zu sich. „Mann, was ist das für ein Hut, den Ihr da tragt?“ „Es ist ein hölzerner Hut, mein Herr.“ „Ein Holzhut? Laßt mich 'mal das Ding doch etwas genauer ansehen. Wo habt Ihr ihn gekauft?“

„Ich habe ihn selbst gemacht.“

„Und wie habt ihr ihn gemacht?“

„Auf der Drehbank, mein Herr.“

„Auf der Drehbank? Euer Hut ist ja aber oval, und auf der Drehbank werden die Sachen rund.“

„Das ist wahr,“ antwortete der Arbeiter, „aber trotzdem habe ich den Hut so gemacht; ich habe den Mittelpunkt ver-

stellt und dann gedreht, wie's mir einfiel; ich habe weit zu marschiren und brauche einen Hut, der mir als Regenschirm dient, und da ich kein Geld habe, um einen zu kaufen, so habe ich ihn halt selbst gemacht.“

Der arme Arbeiter Mühle hatte instinktmäßig die excentrische Drehmethode erfunden, welche in der modernen Mechanik von so außerordentlicher Wichtigkeit werden sollte. Herr Weil sah mit dem Scharfblick eines geschickten Fabrikanten die ungeheure Wichtigkeit der Erfindung ein. Er behielt den Mann mit dem hölzernen Hut bei sich und fand in demselben nicht nur einen geschickten Arbeiter, sondern ein Genie, das zu seiner Entwidlung nur der Gelegenheit und ein wenig Cultur bedurfte. Der Arbeiter Mühle nahm bald am Gewinn des Geschäft's theil, wurde später unter dem Namen Möllin Eigenthümer desselben und erwarb so das große Vermögen, das er jetzt bei seinem Tode hinterläßt.—So wird mancher Mensch fast ungewollt reich und zeitlich glücklich, während Hunderttausende täglich emsig nach Glück und Reichthum ringen und keins von beiden finden. In der Austheilung zeitlicher Güter verfährt der liebe Gott eben nach seinem eigenen besten Ermessen. Wer könnte ihn darum auch wohl tadeln? D.

## Eine Heldenthath Washington's.

Vom Editor.

Es war an einem sehr schönen Tage im Jahre 1750. In einer kleinen Waldung im nördlichen Theile Virginiens an den romantischen Ufern eines prachtvollen Stromes gewahrte man eine Anzahl Männer. Sie waren in dem kühlen Schatten der dichtbelaubten Bäume gelagert und hielten offenbar eine kurze Mittagsrast. An ihren Kleidern, an den zerstreut umherliegenden Instrumenten und an ihrer ganzen Erscheinung konnte man deutlich erkennen, daß sie Feldmesser waren, welche die wilden Ländereien jener Gegend nach einem vorliegenden Plan ausmessen. Eine kurze Strecke entfernt von den ruhenden Männergestalten sah man einen Jüngling hin- und her-spaziren. Seine Gestalt war etwas schlank aber compact und sein Schritt sehr elastisch; man sah, daß er an öftere Bewegung in der freien Luft gewöhnt war. Aus seinem Antlitze strahlte Männlichkeit und Entschiedenheit, und zwar in einem solchen Maße, wie man sie in diesem Alter nur höchst selten sieht. Der junge Mann war offenbar nur etwa achtzehn Jahre alt. Er hatte seinen Hut, vermuthlich aus Bequemlichkeitsrückichten, abgelegt und eben seine Tritte gehemmt, als man auf einmal einen gellenden Schrei vernahm, dann noch einen und so mehrere in kurzer Aufeinanderfolge. Die Stimme war offenbar die einer Weibsperson und schien aus dem fast undurchdringlichen Dickicht des jenseitigen Flußufers zu kommen. Beim ersten Schrei wandte der Jüngling seinen Blick nach der Richtung der Schreckenslaute, und als diese sich wiederholten, bog er das dicke Gebüsch zurück, schaute nach dem erwähnten Ort, und da die Angstkrise immer noch andauerten, lenkte er seine Tritte in ziemlicher Eile nach einer lichten Stelle am Ufer des Flußes, woselbst eine sehr be-

scheidene Blochhütte stand. Während der Jüngling sich hier umschaute, gewahrte er seine Gefährten in geringer Entfernung auch am Ufer und in ihrer Mitte ein Weib, deren Lippen die erschreckende Laute entfloßen waren. Er sah, wie sie nach Freiheit rang, aber von den nervigen Armen zweier Männer zurückgehalten wurde. Es war für unsern entfloßenen Achtehnjährigen nur das Werk eines Augenblicks und — er stand unter jener Gruppe dem armen Weibe gegenüber, und im selben Moment, als ihr Blick auf ihn fiel, rief sie:

„O, bester Herr, Sie werden mir eine Gefälligkeit thun — um Gottes Willen, machen Sie mich von diesen Männern los, mein Knabe, mein lieber Knabe ertrinkt, und sie wollen mich nicht gehen lassen!“

„Das wäre Tollheit; sie würde sicherlich in den Fluß springen,“ entgegnete einer der Männer, „und die Stromschnellen würden sie augenblicklich in der Tiefe begraben.“

Einen solchen Austritt hatte der Jüngling kaum erwartet. Er erinnerte sich sofort des Kindes, ein herzhafter kleiner Junge von etwa vier Jahren. Seine schönen blauen Augen, das hübsche blonde, sanft von seiner Stirn herabwallende Haar, machten ihn zum Liebling Aller, die ihn kannten. Er war gewohnt in der Einfriedigung vor der Blochhütte zu spielen. Jemand hatte das kleine Thor unversehens offen gelassen, der Kleine war unbemerkt entwischt, erreichte bald das Flußufer und bog sich gerade nach dem Wasser zu als ihn das Auge seiner Mutter erpähte. Den Schrei, welchen die Arme ausstieß, führte die furchtbare Katastrophe, die sie fürchtete, nur um so schneller herbei. Der Knabe, durch den Angststurz seiner Mutter erschreckt, verlor sofort das Gleichgewicht und stürzte kopf-

über in den Strom, der gerade an dieser Stelle in Folge der vielen Felsklippen und Stromschnellen donnernd und schäumend vorüber sauft. Wie oben erwähnt, folgte jetzt ein Angstruf dem andern. Die im Schatten ruhenden Männer waren sogleich zur Stelle, und gut war's drum, denn sonst wäre die Mutter dem Kinde nachgesprungen, und beide wären verloren gewesen. Einige eilten an den Uferstrand und waren im Begriff dem Kinde nachzuspringen, allein der Anblick der scharfkantigen Felsen, die toben die Fluth, und nicht wissend, wo den Knaben zu suchen: das alles hielt sie zurück; sie gaben die Hoffnung auf Rettung auf. Aber nicht so unser Jüngling. Behende zog er seinen Rock aus und eilte ohne weiteres dem Ufer zu.

Hier stand er einen Augenblick, während sein Auge forschend über die erwähnte Stelle glitt. Er schien zu überlegen, welchen Cours er nehmen wolle, wenn im Strom. Kaum hatte er seinen Plan gefaßt, als er einen weißen Gegenstand aus dem Wasser emporkommen sah. Der Jüngling erkannte denselben als das Kleid des Knaben, und im selben Moment warf er sich in die tosende Brandung.

„Gott sei Dank! er wird meinen Knaben retten,“ schrie die Mutter—dort ist er, o mein Kind, mein liebes Kind, wie konnte ich dich auch nur allein lassen!“

Alle begaben sich nach einem sanften Felsvorsprung und sahen spannen den Blickes und lautlos den Bewegungen des braven Jünglings zu. Wie eine Feder vom Sturmwind gejagt, trug ihn die wild schäumende Fluth vorwärts. Hier schien es, als werde er gegen eine scharfe Felsspitze geschleudert, dort, als müsse ihn ein gewaltiger Wirbel in die Tiefe ziehen, aus welchem hervorkommen rein unmöglich war. Zuweilen verschwand er sogar in den Stromschnellen und war für eine kurze Zeit unsichtbar, und, als die Zuschauer ihn verloren glaubten, machte er, zu ihrer nicht geringen Freude, seine Erscheinung wieder, aber weit weg, von wo er sich ihnen spähenden Blicken entzogen hatte. O, wie das Auge der Mutter dem Helden auf seiner gefährvollen Carriere folgte—wie ihr das Herz im Leibe zitterte, wenn er

verschwand und welche Blicke auf ihrem Antlitze erglänzten, als er wieder hervorschoß und mit seinem kräftigen Arm die Wellen zurücktrieb, um das Rettungswerk zu Stande zu bringen. Allein es schien nicht gelingen zu wollen, denn obgleich die Strömung den Knaben kaum zehn Fuß vor ihm hertrieb, so war es jenem, trotz der übermenschlichen Anstrengungen, nicht möglich, ihn einzuholen; fort schwammen Knabe und

Jüngling; und es war wirklich ein Wunder, daß nicht beide schon an einem der zahlreichen Felsen zerschellt waren. Zweimal war der Knabe aus Sicht—beklommene Schmerzenerufe entwandten sich der Mutter Brust—zweimal tauchte derselbe wieder empor. Die Hände über dem Kopfe zuschlagend, und mit

angehaltenem Athem beobachtete die Mutter die von der Strömung anscheinend leblos dahingetragene Gestalt ihres Kindes.

Der Jüngling schien nun seine Anstrengungen zu verstopeln; denn sie waren jetzt an der gefährlichsten Stelle des Flusses angekommen, wo das Wasser, zwischen Felsen gedrängt, fast fünfzehn Fuß tief hinabschoß. Die Strömung hier war ganz furchtbar. Niemand wagte sich bis zu diesem Punkte, selbst nicht mit dem besten Nachen, ohne sich der Gefahr des Ertrinkens auszusetzen. Und was sollte aus unserm Jüngling werden, falls er den Knaben nicht bald einholte? Er schien seine Lage klar zu erkennen; wie desperat brach er

seinen Weg durch die Wellen. Dreimal schon hatte er nach dem Kinde gegriffen und immer wieder hatte die Strömung ihm dasselbe entrißen. Den dritten Versuch hatte der junge Mann direkt oberhalb des Falles gemacht, und als derselbe fehlgeschlug, sank der armen Mutter aller Muth; sie glaubte, er werde das Rettungswerk aufgeben. Aber

nein! Um so frischer schob der Jüngling vorwärts und als die kleine Gruppe am Ufer athemlos in die schäumende Fluth blickte, gewahrten sie, daß der Retter dem Ertrinkenden dicht auf der Spur war. Wie ein Pfeil vom Bogen, so schossen jetzt Beide nach dem äußersten Felsrand des Falles. Einen Augenblick hingen sie da inmitten der Schäumung. Es war in der That ein schwindelnder Anblick. Aber ein unwillkür-



Washington's Geburtsstätte.



Freudenruf entrang sich den Lippen der Zuschauer drüben, als sie gewahrten, daß der muthige Retter den Knaben mit seiner Rechten empor hielt. Eben so schnell jedoch verwandelte sich die Freude wieder in unbeschreibliches Leid, als sie sahen, daß Beide über den Felsen in den klaffenden Wasserjchlund hinabstürzten. Einige Augenblicke vergingen, ehe Jemand auch nur ein Wort sprach. Wie besinnungslos sprang die Mutter vorwärts und stand in kurzer Zeit direkt unter dem Fall und schaute erwartungsvoll in den furchtbaren Cataract, als ob alles darauf ankäme, was sich im nächsten Moment abspielen werde. Plötzlich hörte man den Freudenschrei: „Da sind sie, siehe, sie sind gerettet — großer Gott, ich danke dir!“ Und wirklich, dort sah man den Jüngling ganz unbeschädigt eben aus dem Cataract sich hervorwinden und mit den Wellen kämpfen. In der einen Hand hielt er den Knaben empor, während er mit der andern dem Ufer zuschwamm. Nun löste sich die kleine Zuschauergruppe: sie hüpfen, sie jubelten, sie wußten eigentlich vor eitel Freude nicht, was sie thaten. Kaum hatte der junge Held das Ufer erreicht, so standen sie auch schon an seiner Seite. Gänzlich erschöpft betrat er das Trockene. Der Knabe war besinnungslos, aber seine Mutter erklärte, als sie ihn an ihre Brust drückte, daß noch Leben in ihm sei. Der Jüngling konnte kaum aufrecht stehen in Folge seiner übermenschlichen Anstrengungen. Und wer wäre vermögend, den Austritt auch nur annähernd zu beschreiben, der nun folgte, als die Mutter nach kurzer Zeit sah, daß ihr einziger Knabe außer aller Gefahr war und in süßem Schlummer an ihrer Brust ruhte. Die Worte des Dankes, die damals den Lippen dieser Mutter entfloßen im tiefen Urwald des nördlichen Virginien, blieben Allen unvergessen.

„Gott wird sie belohnen,“ sagte sie zu dem edeln, groß-

müthigen Jüngling, „ich kann es nicht. Er wird Großes an Ihnen thun und Sie reichlich belohnen für diese harte Tagesarbeit, die sie heute gethan. Die Wohlwünsche Tausender, nebst den meinigen, werden Sie durchs Leben begleiten.“ Und genau so war es; denn dem Helden jener Stunde ward



Independence Hall.

später das Geschick einer ganzen, großen Nation anvertraut. Was ihn durch sein ganzes Leben eigentlich in der Achtung des Volks über alle Andern erhob, das war gerade der selbstopfernde Sinn und Geist, der in der Rettung jenes Knaben so sichtlich an den Tag trat. Und eben dieser edle Zug charakterisirte auch die späteren ungleich größeren Thaten Washington's.

## Das goldene Kreuz.

(Eine Geschichte für Weihnachten von Ernst Weber.)

(Schluß.)

„Mein Gott! mein Gott!“ rief jetzt der Knabe lauter. Drinnen in dem Hause, von welchem einige Schritte entfernt er auf einem Bündel Heu gelegen, hatte man endlich die fremde Stimme vernommen. Die Hausthür ging

auf, eine Frau erschien, von drei Kindern gefolgt, mit einem Lichte in der Hand auf der Schwelle und frag: „Wer ist hier?“

„Ach, ein kleiner hübscher Junge!“ rief der älteste Knabe im höchsten Erstaunen, als er den Fremdling erblickte.

„Wo! gar das Christkind?“ flüsterte ein kleines Mädchen,

welches sich schlichtern an den Rock der Mutter hielt.—„Wo ist Franz?“ rief Henri unter Thränen hervor.

„Das Kind hat sich wohl verlaufen. Komm, lieber Kleiner,“ sagte die Frau gütig und zog ihn ins Haus. Henri blieb betroffen unter der offenen Stubenthür stehen. Auf dem Tische hinten strahlte ein Christbaum, aber der Glanz der Lichter fiel auf einen Anzug, wie er ihn nie getragen, auf ärmliche kurze Höschen und ein fadenförmiges Zäckchen.

„O mein Gott! Franz ist fortgegangen!“ rief er schmerzlich aus; doch als er merkte, daß man ihn nicht verstand, entsann er sich der wenigen deutschen Worte, die er kannte, und die doch jetzt so ganz zu seiner Lage paßten. Er trat vor die Frau und sagte mit zitternden, erhobenen Händen:

„Weil einst das heil'ge Jesuskind  
kam arm auf diese Erde,  
So stoße keinen Armen je  
Von deinem warmen Herde.“

„Nein, nein, das wollen wir nicht,“ versetzte die Frau, welcher bei der rührenden Bitte die Augen naß geworden waren. „Wir werden dich nicht von uns stoßen, wenn wir auch selber arm sind. Komm, du hast wohl Hunger,“ sagte sie und reichte ihm einen Becken vom Tische, dem der Knabe freilich in seinem Kummer nicht zusprach.

„Gelt, Christkind ist's wohl nicht,“ flüsterte das kleine Hännchen ihrer Mutter zu, „aber ein neues Brüderchen?“

„Vielleicht, wenn du recht artig mit ihm umgehen willst,“ sagte die Mutter.

„O gern!“ betheuerte Hännchen mit leuchtenden Augen; um ihren guten Willen zu beweisen, ging sie sogleich hin und strich dem Gast freundlich die Wangen; die beiden älteren Geschwister zogen mit vielem Lärm einen alten, etwas hinkenden Mann aus dem Nebenzüßchen herbei. „Siehst du, Großvater? Das ist der heilige Christ, den der liebe Gott heute Abend uns allen beschert hat,“ sagten sie.

Als der Großvater merkte, daß er ein Franzosenkind vor sich hatte, suchte er sich mit Hülfe von einigen Broden aus dem Französischen, die er in seiner Jugend aufgegeben, mit dem kleinen Fremdling zu verständigen, aber es gelang nicht. Großvater war wenig geschickt im Fragen und das Kind scheu im Antworten; nur daß es Henri hieß, brachte er heraus.

„Henri bleibt bei uns!“ Damit tanzte Hännchen erfreut um den Christbaum, auch die Brüder erwießen sich dem Gaste gegenüber so freundlich, daß dieser allgemach ein wenig vertraulicher wurde und seine Thränen trocknete. Als ihm nach einiger Zeit die Augen zufielen, trug ihn die Frau in die Kammer, wo sie ihn in das Bett ihres Jüngsten legte, und die Kinder schlichen ihr auf den Behen nach. Henri aber träumte diese Nacht, seines Leibes unbedrückt, von einem Garten voll Christbäume, von denen er mit Vater, Mutter und seinen neugetroffenen Freunden goldene Nüsse pflückte; Francois dagegen sah er, wie er sich draußen vor der Pforte mit dem unbekannten sterbenden Knaben schlepte, dessen immer größer anschwellende Gestalt ihn endlich zu Boden drückte.

Die brave Frau, welche den hilflosen Knaben aufgenommen, war eine Wittve, Martha Wendelin mit Namen. Sie bewohnte mit ihrem Vater und ihren drei Kindern ein Häuschen an der Landstraße und ernährte sich und die Ihrigen mit Mühe vom Ertrage eines kleinen Weingartens und eines Stückerl Wiesenland, worauf sie eine Kuh halten konnte. Als sie am nächsten Morgen am Bette des fremden Schlafers stand, und das Kind mit gerötheten Wangen und gefalteten Händen sanft schlummern sah, loberte die schöne Flamme der Men-

schenliebe in ihrem Herzen neu auf. „Wenn sich die Angehörigen des Knaben nicht finden,“ sagte sie zu ihrem Vater, dem alten lahmen Christoph, „so will ich den Knaben nicht aus dem Hause weisen. Hat der liebe Herrgott seither fünf Mäuler gesättigt, so wird wohl auch für den Findling Rath werden.“

Der Großvater stimmte ihr zu, doch rieth er, zuvor den Herrn Pfarrer zu bitten, daß er das Kind in dessen Sprache nach seinen Angehörigen ausforsche. Wenn es deren noch habe, würden sie sich ja ebenso ängstigen, wie es selber. Also ward der Pfarrer nach der Weihnachtspredigt ins Haus gebeten. Aber das Ergebnis der Nachforschung blieb unbefriedigend; der Pfarrer konnte nicht wissen, wo im großen Frankreich der Ort Chateaublanc lag, welchen Henri als seine Heimath anführte, und als der Knabe auf die Frage des geistlichen Herrn, was sein Vater sei, un comte (einen Grafen) nannte, schüttelte der Frager ungläubig lächelnd das Haupt und meinte, daß die elende Kleidung des Findlings eher dem Sohne eines Bettelmannes als eines Edelmannes angemessen sei. Das Räthsel blieb ungelöst und erschien auch dadurch seiner Lösung nicht näher gerückt, daß Frau Martha beim völligen Entkleiden des fremden Knaben auf dessen bloßer Brust, an einem rothen Schnürchen hängend, ein goldenes Kreuzchen fand. Von keiner Seite her geschah eine Anfrage nach dem Verbleibe Henri's, der in den ersten Tagen noch oft weinend nach Papa und Mamma jammerte, bis es der alten Kummer heilenden Zeit gelang, seinen Trennungsschmerz zu besänftigen.

Die biedere Familie that Alles, ihm sein Leid vergessen zu machen. Die Geschwister waren zärtlich, wie mit einem leiblichen Brüderchen; Hännchen gab ihm den Bissen von ihrem Munde, wenn sie meinte, daß er noch nicht genug gegessen, und in kurzem war Henri auch der ausgesprochene Liebling des Großvaters. In den Abenden dieses ersten Winters saß er manche Stunde auf seinem Fußbänkchen vor dem alten Christoph, der sich wacker müdete, seinem kleinen Freunde das Deutsche beizubringen und sich kindlich über das rasche Verständnis und die schnellen Fortschritte desselben freute. Als der Winter Abschied nahm und die Erde sich wieder mit Blumen schmückte, hatte Henri sich bereits soweit in das neue Heim eingelebt, daß er sich munter mit den Altersgenossen auf dem frischen Grün tummelte, und „das fremde Heinerle,“ wie ihn die Kinder des Dorfes mit Vorliebe nannten, war von allen gern gelitten.

Weshalb war aber von Seiten der Eltern, die ein zärtlich geliebtes Kind verloren hatten, nichts geschehen, es wieder zu erlangen? Der liebe Leser wird den Grund schon errathen haben. Wenige Tage nach dem oben geschilderten Christabend kam Francois in sehr verfallenen Zustande bei dem Schwiegervater des Grafen an und brachte zwei traurige Botchaften; die eine handelte von der schweren Erkrankung seiner Tochter, die zweite, schlimmere von dem unterwegs nach kurzer Krankheit erfolgten Tode seines Onkels. Zur Bestätigung des Letzteren wies Francois einen Todtenschein von dem Pfarramte desjenigen rheinpfälzischen Dorfes vor, auf dessen Kirchhofe—wie geschrieben stand—die Leiche des vierjährigen Henri, Sohnes des Grafen de Saint-Laurier aus Chateaublanc in Frankreich, am 27. December des Jahres 1680 der Erde übergeben worden war.

Der alte Herr war von dem zwiefachen Schlage wie betäubt und eilte, als er die Besinnung wieder gewann, an das Krankenlager der geliebten Tochter, welche er noch in einem Zustande fand, daß er ihr nothgedrungen den Verlust des geliebten



Kindes verheimlichen mußte, wollte er ihren schwachen Lebensfunken nicht vollends auslöschen. Als die Gräfin nach endlich erfolgter Genesung mit ihrem Vater auf dessen Besichtigung ankam, konnte ihr der traurige Fall allerdings nicht länger verborgen bleiben. Die Wirkung davon war, daß sie in eine schwere Ohnmacht fiel und aufs Neue erkrankte.

Francois, der schändliche Urheber so vielen Unheils, war inzwischen längst an den Grafen zurückgeschickt worden, damit er diesen von den traurigen Ereignissen unterrichtete. „Gott, du prüfst uns schwer!“ rief Alphonse in unsäglichem Schmerze aus. „Du willst uns läutern wie Gold im Feuer; gib uns von deiner Kraft, daß wir nicht unterliegen.“

Die Bitte um göttlichen Beistand war sehr berechtigt; die Bedrückung der Bewohner von Chateaublanc war auf einen fast unerträglichen Grad gestiegen. Eine wilde Reiterchaar war mit der Ermächtigung zu jeder Gewaltthat in das Dorf beordert worden; jedes Haus mußte mindestens zehn von den rohen Dragonern ernähren, welche übermüthig von dem Gute der Leute prägten und diese selber mit den empörendsten Mißhandlungen peinigten. So glaubte man in jener schrecklichen Zeit Tausende redlicher Bürger Frankreichs ihrem Glauben abwendig machen zu können. Aber in Chateaublanc wollte dies trotz Allem nicht gelingen. Die Leute wußten die Wachsamkeit ihrer Bedränger zu täuschen und versammelten sich zu später Nachstunde in kleinen Gruppen im Walde, wo Vater Maurice die nothwendigsten gottesdienstlichen Handlungen vornahm.

Francois hatte, als er den Patres den auf den Tod Henri's lautenden Schein vorgezeigt, eine reichliche Belohnung empfangen; der Glanz des durch Untreue gewonnenen Sündenlohns nahm seine Seele vollends gefangen, so daß es nicht mehr der Drohungen bedurfte, ihn fremden Absichten dienstbar zu erhalten. Seine Schuld war es daher, als bald darauf eine Anzahl Dorfbewohner von den Soldaten beim Gottesdienste im Walde überfallen und gefangen genommen wurden, der Graf und der Geistliche unter ihnen. Da man die Letztgenannten mit Recht als die Haupturheber des Widerstandes ansah, brachte man sie im Schlosse in Gewahrsam. Ihre Wächter hausten indeß hier mit ihren Offizieren wie Barbaren, und in einer stürmischen Nacht, als die Dragoner einige aus dem Schloßkeller geraubte Weinfässer aufgeschlagen und sich berauscht hatten, brach, von den Trunkenen verwahrt, plötzlich im Schlosse Feuer aus. Vergeblich waren die Bitten des Grafen und des Pfarrers, den Brand zu löschen, so lange es noch nicht zu spät sei. Mit Hohnlachen sahen die rohen Gesellen die Flammen vom Schlosse auf die nahegelegene Kirche und weiter auf die nächstgelegenen Häuser überspringen. Von heißem Zorn erfaßt, drang der Graf endlich auf den Obersten der Dragoner ein, um ihn zu einem Zweikampf auf Tod und Leben zu zwingen, aber hundert Hände packten ihn gleichzeitig und schleppten ihn durch das brennende Dorf, damit er im Kerker der nächstgelegenen Stadt als Empörer gegen die königliche Gewalt sein Schicksal erwarte.

„Was haben doch blinder Aberglauben und geistliche Herrschsucht aus der Religion der Liebe gemacht!“ sagte Alphonse zu dem mitgeführten Greise, als sie den Jammer der Unglücklichen, die jetzt um Alles vollends kamen, hinter sich hatten.

„Wohl ist die Zeit noch fern,“ erwiderte der würdige Mann, „wo der Lobgesang der Engel, dessen wir uns vor wenig Tagen erinnern, in Erfüllung gehen wird; aber glaube mir,

mein Sohn, sie wird einst noch kommen, denn die Wahrheit muß endlich siegen.“

\* \* \*

Seit dem zuletzt erzählten Ereignisse waren beinahe neun Jahre verflossen. Das ehemals wohlhabende Dorf Chateaublanc lag größtentheils noch in Trümmern, die verarmten Bewohner waren geflüchtet, das Schloß war bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannt und der Aufenthalt von Fledermäusen. Seinem Herrn, dem Grafen, war es aber seiner Zeit mit Vater Maurice gelungen, bei einbrechender Dunkelheit der trunkenen Eskorte in ein dichtes Gehölz zu entweichen; unter schweren Mühsalen und meist mit Benutzung der Nacht waren sie ostwärts nach der Schweiz geflüchtet und hatten alsdann den Weg rheinabwärts gesucht, bis sie in der Neckargegend den Ort erreichten, wo der Graf seine Gemahlin und ihren Vater wiederfand.

Es war ein trauriges Wiedersehen gewesen zwischen ihnen; sie hatten nicht so sehr die Einbuße an irdischem Gute beklagt, denn der Vater Claires war reich, und Alphonse hatte, in den Tagen der Gefahr kluge Vorsicht üübend, einen ansehnlichen, in seinen Unterleibern eingenähten Schatz von Juwelen aus der Heimath gerettet. Nein, was die Vatten am unglücklichsten machte, das war der Verlust des geliebten Kindes, um bewußt sie bis heute noch nicht wieder völlig froh geworden. Nach der Herstellung der Gräfin waren sie nach dem weit entlegenen Orte gereist, wo der schriftlichen Angabe zufolge ihr Henri begraben lag und hatten an dem kleinen Grabhügel heiße Thränen vergossen. Mit stiller Wehmuth gingen sie durchs Leben.

In den jüngsten Wochen war die Welt wieder mit Kriegsgeschrei erfüllt worden. Der Kurfürst Karl von der Pfalz war ohne männliche Erben gestorben, und der ländergierige Ludwig XIV. hatte für seine Schwägerin Elisabeth Charlotte, die Schwester des Verstorbenen, sogleich Ansprüche auf die Pfalz erhoben. Er begann den Krieg mit unerhörter Grausamkeit. Um zwischen seinem und dem deutschen Reich eine Wüstenei zu schaffen, ließ er die Rheinpfalz von barbarisch gesinneten Heerführern überfallen und verheeren. Reiche Städte, wie Heidelberg, Worms, Speyer, Rastatt und Andere, wurden von den Franzosen in Aschenhaufen verwandelt, viele hundert blühende Dörfer sammt ihren Weinbergen und Fruchtfeldern unermenschlich zerstört.

Auch das Dorf, worin die Wittve Wendelin wohnte, war von den fremden Mordbrennern mit dem Gräuel der Verwüstung heimgesucht worden, und als die ersten Schneeflocken fielen und die Flüchtlinge aus Schluchten und Wäldern zurückkehrten, stand die gute Frau schluchzend mit ihren Kindern, unter denen nun auch „das Heimerle“ zu einem hübschen dreizehnjährigen Buben herangewachsen war, an den Ruinen ihres zerstörten Eigenthums. Das Dach des Hauses war heruntergebrannt, die Kuh aus dem Stalle geraubt, das Hausgeräth zerschlagen, der Weingarten zerstampft. „Wohl dem Großvater, daß er unser Unglück nicht mehr erlebt hat!“ sagte Martha, als sie die trostlos öden Räume betraten. „Es wird ein harter Winter für uns werden.“

Und es wurde ein böser Winter für die redliche Familie. Mutter und Kinder mußten weidlich frieren; nirgends war Unterstützung zu finden, denn Jedermann im Dorfe hatte für sich zu sorgen, daß er dem Elend nicht erliege.

Inzwischen rückte das Weihnachtsfest wieder heran; es fehlten bis zu seinem Erscheinen nur noch wenige Tage. An einem derselben widerfuhr dem Grafen Alphonse de Saint-Laurier

etwas höchst Ueberraschendes. Auf einem Spazierritte fand er am Wege liegend einen geklumpten kranken Mann, der ihn beim Namen rief. Der Graf stieg, von Mitleid und Neugier getrieben, vom Pferde und näherte sich dem Fremden.

„Kennst Ihr mich nicht mehr, Herr?“ frug dieser mit schwacher Stimme.

Der Graf schüttelte das Haupt; er konnte sich nicht entsinnen, den Menschen je gesehen zu haben.

„Ich bin Francois, Euer ehemaliger Kammerdiener, gnädiger Herr!“ sagte der Daliegende.

Der Graf fuhr erschrocken zurück. „Wie? Francois, Du? In diesem elenden Zustande?“

„O, er ist verdient, Herr!“ seufzte Francois und schlug sich verzweifelt an seine Brust. „Mein körperliches Leiden ist nichts gegen die Qualen da drinnen. Ich habe den Brand in den Füßen, die ich unterwegs erfroren, aber mörderischer brennt hier ein Feuer, das nicht verlöschen will. O Herr, mein Weg geht zu Euch, um zu bekennen. Ich habe mich schwer an Euch versündigt.“

„Was hast Du gethan?“ forschte Alphonse. „Hätte meine Gemahlin also doch Recht gehabt, als sie Dich für einen Dieb hielt, der jene Dose gestohlen?“

„O, mehr als das!“ schrie Francois auf. „Ich habe Euch Euer Kind, Eueren Henri, geraubt und ihn vielleicht in den Tod getrieben. Erbarmen dem Räuber, dem Mörder!“ Und der Elende raufte sich verzweiflungsvoll das Haar.

Der Graf hielt sich vor Bestürzung kaum selber auf den Füßen; er gab sogleich zwei vorübergehenden Männern den Befehl, den Kranken aufzuheben und nach dem Schlosse seines Schwiegervaters zu tragen. Dort fuhr Francois in seinen Bekenntnissen fort, wie ihn Furcht und Hagier in den Dienst der Jesuiten getrieben, wie er Henri ausgelegt und einen fremden, in der Herberge vor seinen Augen gestorbenen Knaben für diesen ausgegeben, wie er nach der Wegführung des Grafen sich in Chateaublanc angekauft und verheirathet, wie ihn aber Unglück über Unglück verfolgt habe. Seine Frau sei nach langwieriger Krankheit gestorben, sein einziges Kind in einem Brunnen ertrunken, sein Vermögen verloren gegangen. Da habe ihm sein Gewissen keinen Frieden mehr gelassen, bis er sich aufgemacht, seine Unthat an den Tag zu bringen, um alsdann zu sterben.

Diese Enthüllungen brachten das ganze Schloß in Aufregung. Konnte auch Francois die Gegend nur annähernd bezeichnen, wo er Henri seinem Schicksale überlassen, so machten sich doch der Graf und die Gräfin sofort mit ein Paar Dienern auf die Reise nach der Rheinpfalz, um Alles zu versuchen, was eine Aufklärung über das Schicksal ihres Kindes herbeiführen könnte.

Mutter Wendelin schlich, als der Tag gekommen war, an den sich der heilige Christabend schließt, gar betrübt in ihrem verfallenen Häuschen umher und wischte sich einmal übers andere die Augen. Sie gedachte früherer glücklicher Jahre, wo sie fröhlich jedem Kinde eine Weihnachtsgabe unter den Tannenbaum gelegt, und heute—hatte sie kaum noch einen Bissen Brodes im Hause. An Lichterglanz durfte sie auch nicht denken; war es doch schon als ein Glücksumstand zu achten, daß sich für das einsame düstere Lämpchen noch ein wenig Del im Krüglein fand. Ihr einziger Trost bei aller Armuth war, daß ihre Kinder gesund geblieben und die schweren Tage möglichst heiter ertrugen. Was hatten sie heute nur vor? Sie waren nach dürrem Holze in den Wald gegangen, aber sie hatten dabei so geheimnißvoll gethan.

Eben hörte Martha die zurückkehrenden draußen den Schnee von den Füßen stampfen. Die Thür ging auf, und die Wittwe sah mit Erstaunen, wie Fritz, ihr Aeltester, vier erlegte wilde Kaninchen auf den Tisch legte.

„Der Feiertagsbraten, Mütterchen, von unserem großen Jäger geschossen,“ erklärte Hannchen, mit stichtlichem Stolz auf Henriweisend, der, eine alte Büchse auf dem Rücken, hinter den übrigen in die Stube trat.

„Nun wahrlich, das nenne ich einen wackeren Jäger!“ rief die Frau. „Wo hast Du das Gewehr her, und wo das Treffen erlernt?“

„Die Büchse hat mir der Schäfer geliehen, der sie sonst gegen die Wölfe braucht, und das Treffen—nun, das lernte ich eigentlich ganz von selber,“ berichtete Henri.

„Ja, das hättest Du sehen sollen, Mutter,“ fiel Peter, der zweite Sohn, begeistert ein. „Anlegen, zielen und treffen war eins. Uns blieb über seinem Geschick ordentlich der Mund offen stehen.“

„Vielleicht war Henri's Vater ein Jägersmann,“ meinte Martha. „Fleisch hätten wir also, Kinder; aber wir werden es ohne Brod essen müssen, denn das wird heut' Abend alle und das Geld dazu.“

Während die Geschwister das Jägergeschick Henri's noch weiter rühmten, hatte dieser die Stube verlassen, um in die Kammer zu treten. „Kein Brod morgen am Weihnachtsfeste,“ dachte er bei sich, „das darf nicht sein.“ Er suchte aus seinem Lädchen das goldene Kreuz hervor, welches man einst bei ihm gefunden. Er hatte seiner Pflegemutter in der jetzigen sorgenvollen Zeit wiederholt gerathen, es zu verkaufen; aber die gute Frau hatte dies immer abgelehnt. „Es ist das einzige Andenken von deinen lieben Eltern,“ hatte sie gesagt, „behalt' es nur.“

„Ich soll das Gold besitzen und Mutter und Geschwister sollen darben?“ sagte Henri leise. „Mit nichts!“ und er schlüpfte mit seinem Schätze auf die Dorfstraße hinaus. Er wollte das Kreuz zu einem Bauern tragen, dem man noch einiges Geld gutraute und es bei diesem womöglich veräußern. Auf seinem Wege fiel ihm eine stattliche Karosse in die Augen, die eben vor der Wohnung des Schulzen anhielt.

„Halt,“ dachte Henri, „nach dem Aussehen der Dienerschaft zu urtheilen, sitzt darin ein reicher Herr; der wird dir vielleicht um Gottes und guter Worte willen das Kreuz abkaufen.“

Der Herr sah, während der eine Bediente in das Haus des Schulzen trat, eben zum Kutschenfahle heraus.

„Euer Gnaden,“ sagte Henri, der sich ehrerbietig genähert, „wollen Sie mir nicht dies Kreuzchen abkaufen? Wir brauchen Brod daheim.“

Der vornehme Herr nahm das Kreuz, welches noch an seinem Schnürchen hing, in die Hand, fuhr aber plötzlich wie elektrisirt empor und frug erregt: „Wem gehört das Kreuz, Knabe?“

„Mir selbst,“ antwortete Henri. „Man fand es einst an meinem Halse.“

Mit einem Sprunge war der Herr aus dem Wagen, riß den Knaben an sich, sah ihm in die Augen und rief: „Claire, wir haben ihn! Er ist es! Das ist unser Henri!“

Mit freudigem Schreck stürzte alsbald eine Dame aus dem Wagen; ihr Blick begegnete dem des Kindes. „Ja er ist's! Mein Herz lügt mir nicht. Er ist's!“ rief auch sie aus und preßte Henri, der nicht gleich wußte, wie ihm geschah, in ihre Arme.



Währenddessen kam der Schulze herbei und bejahte, was der Diener gefragt, daß hier im Dorfe vor neun Jahren ein fremdes Kind gefunden und von der Wittve Wendelin aufgenommen worden sei und dies sei ja der Knabe.

„Herr Gott, wir danken dir. Ein köstlicheres Weihnachts-geschenk konntest du uns nicht senden,“ sagte die glückliche Mutter mit aufgehobenen Händen.

„Nun schnell zu Deiner treuen Versorgerin,“ sagte der Graf, hob den Wiedergefundenen in den Wagen, und in eilender Fahrt ging's bis vor die Thüre Martha's.

Was soll ich weiter erzählen, lieber Leser? Du kannst Dir schon selber denken, was die Gute mit ihren Kindern für Augen

gemacht hat, als sie Henri in Gesellschaft so vornehmer Leute aussteigen sah und wie sie sich schier verwundert haben, daß sie so lange Jahre ein Grafenkind in ihrer Mitte gehabt; und Du wirst es schon selber errathen, daß dieses Weihnachten, welches sich so traurig anlassen wollte, ein herrliches Freuden-fest für alle unsere Freunde geworden ist, und daß sich das Schicksal der verarmten Familie unerwartet zum Glücke gewandt. Der Erzähler wünscht dem freundlichen Leser zum Schlusse bloß noch, es möge seine Weihnachtsfreude ebenso durch das Bewußtsein einer guten That erhöht und veredelt werden, wie es bei der ehrenwerthen Frau Martha Wendelin geschah.

## Praktische Winke für die Jugend.

Von E. L. Umbach.

### II.

**J**ugendliche Leser! Die Zeit kommt bald oder ist bereits für manche von euch gekommen, daß ihr vom elterlichen Hause fort müßt. Dies ist gewöhnlich ein Tag der Betrübnis für die Eltern und auch für brave Kinder. Nicht selten bringt die Mutter eine Nacht schlaflos zu, wenn sie weiß, morgen scheidet der Sohn oder die Tochter aus dem trauten Heim. Dem Vater auch gleiten Thränen aus seinen Augen, wenn er dem Kinde Lebewohl sagen muß. Es ist aber nun einmal so in dieser Welt: es findet Trennung statt. Und wißt, dabei wird euch noch mancher gute Rath erteilt und diese und jene Warnung von Seiten der Eltern gegeben, öfter mehr vielleicht als dem lebensfrohen Jüngling oder der blühenden Jungfrau lieb ist. Aber denke doch darum nicht, daß deine Eltern etwa albern seien, wenn sie dir Worte der Warnung mit auf deine Lebensreise geben. Du wirst wohl bald erfahren, wie nöthig sie für dich waren. Du bist nun auf dich selbst angewiesen und mußt für dich sorgen. Dein Arbeitgeber hat vor allen einen Anspruch an dich und demselben sollst du allen Ernstes gerecht zu werden suchen. Du sollst nie fragen: „Wie wenig kann ich thun und doch meine Pflicht erfüllen?“ Nimmer! Das ist eine Frage, die ein treuer Arbeiter nie macht. Thue auch nie weniger, falls dein Meister dich vielleicht nicht behandelt wie du meinst, daß er sollte; bedenke, daß in einem Contract immer zwei Parteien begriffen sind, und daß du nur die eine bildest. Bewahre deine Ehre, wenn dein Arbeitgeber auch die seine nicht wahren sollte. Halte deinen guten Namen und deine Ehre immer werth vor Jedermann. Umstände entbinden dich deiner Pflicht nicht. Laß es dein Geschick sein, mehr zu thun, wie von dir gefordert wird; und sollte in deinen Augen die Forderung auch die Pflicht übersteigen. Wenn man auf der einen Seite Unrecht thut, so rechtfertigt dies das Unrecht auf der andern Seite keineswegs. Bedenke, daß es eben sowohl deine Pflicht ist einen guten Einfluß auf deinen Herrn auszuüben, wie es die seine ist, dir gegenüber sich recht und bieder zu halten. Schon oft ist ein hartherziger Meister durch die Treue seines Dieners zur Erkenntnis seiner Sünden gebracht worden. Es thut dir durchaus keinen Schaden, wenn du zu viel thust, das heißt falls du dabei auf deine Gesundheit Acht hast, und du in keiner unehrlichen Beschäftigung begriffen bist. Wenn du hart und rauh behandelt wirst, so wirst du ein stärkerer Mann werden, bereit,

die Stürme des Lebens männlich ertragen zu können. Das gewöhnliche Eisen wird durch eine starke Hitze zum harten Stahl. Suche die Böses mit Bösem zu vergelten, sondern gedanke, was der Herr sagt: „Die Rache ist mein, ich will vergelten.“ Schau nicht immer auf die Schattenseite einer Sache, sollte sie gleichwohl sehr dunkel sein. Bekanntlich hat fast Alles eine Lichtseite, und die zu betrachten ist weit angenehmer und oft für das jugendliche Gemüth viel besser. Freilich müssen wir, um einen Gegenstand genau kennen zu lernen, denselben von allen Seiten beschauen. Vergesse nie, daß ein guter moralischer Charakter mehr werth für dich hat, als alles Andere in der Welt. Dies ist nicht nur mit Bezug auf die Religion, sondern selbst in Beziehung auf das ganz gewöhnliche Leben wahr. Es ist nöthig, wenn du in der Welt als Mensch deinem Zwecke wohl entsprechen willst, daß du Kenntnisse hast, damit du deine Hand wohl gebrauchen kannst, in welchem Arbeits- oder Amtsfach du auch immerhin sein magst, und daß du dich in der Gesellschaft, in welche dein Beruf dich führt, geschickt bewegen kannst. Du mußt das Leben und Treiben der Menschen kennen lernen. Ueber alle Dinge ist es nöthig, daß dein Charakter unbescholten bleibt, und daß du in allen Handlungen rechtschaffen erfunden wirst. Und dies schon von einem rein geschäftlichen Standpunkte aus. Nichts ist in unseren Tagen so gesucht, wie gründliche Ehrlichkeit — Ehrlichkeit, die aus einem mit der Furcht und Liebe Gottes angefüllten Herzen entspringt. Diese ist mehr werth, als Gold und Edelstein und wird ganz besonders an jungen Leuten hoch gehalten. Diese gründliche Ehrlichkeit schützt auch gegen die vielen Versuchungen, die heute unserer Jugend drohen. Ein Schreiber sagt: „Es ist leichter im Walde einen Nadelbaum zu finden, wie es ist unter den Menschen einen Mann, d. h. einen Menschen zu finden, der im vollen Sinn des Wortes diesen Ehrentitel verdient. Nadelbäume werden oft aus verschiedenen Stücken Holz zusammengesetzt, wenn man keinen einzelnen Stamm von der gewünschten Länge finden kann, und so muß man oft an eine Stelle, die bedeutungsvoll und verantwortlich ist, zwei Männer setzen, so daß einer den Andern hütet. Ein ehrlicher Mann ist immer brauchbar und findet zu seiner Zeit seine Stelle. Wie du in dem Geschäftszweig, den du dir gewählt hast, an Kenntnissen und Erfahrung zunimmst, so sollte deine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in dir befestigt werden. Sei sehr behutsam mit deinen Versprechungen, ehe du sie

gibst. Verspreche nicht so bald, bedenke dich zuvor. Wenn aber das Versprechen einmal gegeben ist, dann laß es einem Granit-Felsen gleichen. Handele als ob Gottes Auge über dir wäre, es ist ja auch in Wahrheit über dir. Warte nicht, um über dein Versprechen zu denken, nachdem es gemacht ist. Gib dem Feind keine Gelegenheit, dich zu verführen. An eine Unwahrheit zu denken, heißt dieselbe schon halb gesagt. Sei eben so pünktlich in Kleinigkeiten, wie in Dingen von großer Bedeutung. Wer im Kleinen untreu ist, der ist auch im Großen untreu. Und wenn man findet, daß Einer, und besonders

ein Jüngling, etwas Kleines veruntreut, so vertraut man ihm gewiß Großes nie an. Die Versuchung, die Unwahrheit zu reden, stellt sich uns oft in den Weg, und nicht selten könnten wir uns und Andere pro tem. dadurch aus einer üblen Lage helfen. Aber ein Rechtschaffener wird das nie thun. Wenn du eine Unwahrheit im Interesse deines Meisters sagst, so sinkst du schon in seiner Achtung, und er wird dir kaum viel anvertrauen. Unser Motto soll sein: „Thue recht und scheue Niemand.“



## Aus Texas.

Von Dan. Kreh.

In ihrer Geschichte berühren sich die beiden Länder, Mexico und Texas oft und vielseitig. Ersteres war von der Zeit an, als es unter Spaniens Herrschaft kam, durch fast beständige innere Unruhen und politische Zerrwürfnisse geplagt und zerstört, und ist es bekanntlich jetzt noch. Letzteres war längere Zeit der Zankapfel verschiedener Parteien, besonders machte Spanien auf Mexico Anspruch, welches uns auch erklärt, warum die alten Azteken hier so zahlreich sind.

Im Jahr 1685 kam Robert De La Salle von Frankreich mit vier Schiffen und etwa 300 Personen, um an der Mündung des Mississippi eine Colonie zu gründen. Durch un-

richtige Karten irre geführt, segelte die Flotte zu weit westwärts und lief in die Matagorda Bay ein. Wiederholtes Unglück begegnete der Expedition. Eins der Schiffe wurde von den Spaniern genommen, und ein anderes scheiterte auf einer gefährlichen Fahrt. Die Indianer daselbst zeigten sich zuerst freundlich, später aber gehässig, und die Folgen waren, daß eine Anzahl der Franzosen als Opfer ihrer Tomahawks fielen. Um einen besseren Platz für eine Festung zu finden, segelte La Salle über die Bay und dann einen Fluß hinauf, welchen er Les Raches nannte, wo er Fort St. Louis, jetzt als „Dimmit's Point“ bekannt, errichtete. Während der Sommermonate desselben Jahrs wurden an benanntem Ort die nöthigen



Festungsgebäude errichtet, und die Colonisten in die neue Heimath befördert. Im October ging La Salle mit mehreren Begleitern östlich überland, um den Mississippi zu finden. Nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen, während welcher Zeit sie den Colorado Fluß entdeckten, kehrten sie wieder zurück, aber die Colonie fanden sie in einem traurigen Zustand. Viele waren krank, etliche gestorben, und die Lebensmittel gingen an Knapp zu werden. Zudem gaben manche der leichtsinnigen Abenteurer Zeichen von Aufruhr. Um Hülfe zu verschaffen, entschloß sich La Salle überland zu den französischen Ansiedlungen in Illinois zu reisen. Den 22. April 1686 machte er sich auf den Weg mit zwanzig auserlesenen Männern. Die Landschaft, welche sie zu durchreisen hatten, war flach und die zahlreichen Flüsse waren durch die

her von den Caranchuas Indianern angegriffen und seine sämtlichen Einwohner theils ermordet, theils gefangen genommen.

Texas war also wenigstens dem Namen nach von den Franzosen besetzt; aber auch der König von Spanien behauptete einen Rechtsanspruch an dasselbe zu haben. Schon im Jahr 1582 besuchte eine spanische Gesellschaft unter Espejo den oberen Rio Grande und legten zu El Paso und Santa Fe Missionen an. Als der Vicekönig von Mexico von der Landung La Salle's hörte, sandte er eine kleine Streitmacht unter Capitän Alonzo De Leon ihn zu vernichten. Indem De Leon landeinwärts rückte, bemühte er sich, die eingebornen Indianer als Freunde zu gewinnen. Er fand Fort St. Louis in Trümmern, erbeutete aber etliche Franzosen von den Indianern und



Büffel jagd.

Frühjahrsregen angeschwollen. Während sie sich in einem Dorf der Nasonite Indianer aufhielten, wurden La Salle und sein Neffe vom Fieber ergriffen. Als sie sich genügend erholt hatten, um ihre Reise fortsetzen zu können, fand sich's, daß ihr Amunitionsvorrath fast erschöpft war, weshalb sie, nothgedrungen, wieder nach Fort St. Louis zurückkehrten, um sich dort frisch auszustatten. Als sie da anlandeten, waren nur noch acht Mann übrig.

In dem Fort hatte die Zahl auch bedeutend abgenommen. Aber La Salle machte sich wieder mit zwanzig Mann auf den Weg. Am 12. Januar 1687 reisten sie ab. Fort St. Louis mit seiner kleinen zwanzig Personen zählenden Garnison wurde unter Aufsicht eines Mannes Namens Barbier gestellt. La Salle erreichte die Nachbarschaft seines früheren Quartiers am Neckes Fluß, wo sich ein Aufruhr unter seinen Leuten erhob, in welchem La Salle von einem seiner eigenen Männer aufs Brutalste ermordet wurde. Dieses war ungefähr um den 16. März desselben Jahres. Das schwache Fort wurde bald nach-

sandte sie mittheilsvoll zu ihren Freunden. Als Texas zuerst von Europäern besucht wurde, war es von verschiedenen Indianer-Stämmen besiedelt. Die Gennis, Nasonites, Macogoches, Anadaquas, Aysich, Ytassies, Texas und Andere mehr bewohnten die Gegend zwischen Buffalo Bayo und dem Sabine. Sie wohnten in Dörfern, besaßen Hausthiere und bauten Mais, Bohnen, Kartoffeln, Kürbisse und verschiedenartige Gartengemüse. Es wird angenommen, daß diese Indianer zu demselben Volksstamm mit den Aecten von Mexico gehörten. Viele nomadische Stämme, die ihr Dasein durch Jagd und Fischen fristeten, wanderten auf den westlichen Prairies umher. Die Caranchuas, ein hochgewachsenes, kräftiges und kriegliebendes Volk, lebten an der Golfküste. Die Comanches besaßen das Land zwischen den Flüssen Brazos und Duadalupe und hatte ihren Hauptaufenthaltsort am oberen Colorado. Damals lebte dieser Stamm meistens von Raub, welches jetzt noch der Fall ist. Sie wurden schon die „Araber der Prairies“ genannt. Die Apachen trieben Jagd auf dem



Hochland zwischen den Flüssen San Saba und Rio Grande, ihr Hauptquartier hatten sie bei dem Bandera Paß. Die Wacoos hatten ihr Hauptdorf an dem Brazos Fluß auf derselben Stelle, wo jetzt die Stadt Waco steht. Die Tehuacanas gaben ihren Namen einer Hügelkette in Limestone County. Die Lipans, Tonkawas und Muscalaroos waren kleine verwandte Stämme. Es wird gesagt, diese Indianer seien Cannibalen

gewesen. Dies ist wahrscheinlich ein Irrthum. In ihren Kriegstänzen kosteten sie manchmal von dem Fleisch und Blut ihrer Feinde. Dieses thaten sie, um ihren Kriegsmuth zu vermehren. Diejenigen, welche am besten mit ihren Gebräuchen bekannt waren, sagen jedoch, daß sie nie Menschenfleisch als Nahrung gebrauchten.

## Erfüllung einer merkwürdigen Weissagung.

Von N. M.

**I**nst, als der Heiland wegen der Zeichen seiner Zukunft und dem Ende der Welt gefragt wurde, sagte er unter Anderem: „Das Evangelium vom Reich muß gepredigt werden in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.“

In dieser merkwürdigen Weissagung, mehr als 1800 Jahre zurück gesprochen, lag auch nicht ein einziges ihr eigenes Element der Möglichkeit einer Erfüllung. Zu jener Zeit lebte kein Mann, und hat bis heute keiner gelebt, dessen Worte und Lehre „in alle Welt“ gebrungen wären. Nie hat ein Monarch eine Proclamation veröffentlicht, welche die ganze menschliche Familie erreicht hätte; aber hier ist eine klare unzweideutige entschiedene Voraussage, welche uns kund thut, daß das Ende der gegenwärtigen Dispensation nicht kommen wird, bis die frohe Botschaft von dem Reich, welches Jesus verkündete, allen Völkern gebracht sein werde.

Der Prophet, dem diese Worte entstammen, hat selbst keine Vorbereitungen getroffen, welche im Entferntesten darauf schließen ließen, daß sie solches Resultat erzielen würden. Er organisirte keine Gesellschaften mit besonderen Privilegien ausgestattet; er baute keine Tempel und Altäre, und hinterließ keine wohlthätige Stiftung, welche wegen ihres Grundkapitals zu großen Hoffnungen berechtigt hätte. Es war kein Monarch, der ihn in Schutz genommen hätte, und die Gelehrten seiner Zeit waren nicht von seiner Schule; leider geschah es daß nur etliche Tage nach dieser Weissagung einer seiner treuesten Anhänger ihn verleugnete, ein anderer ihn verrieth, und die übrigen von ihm flohen und ihn verließen. Er selbst starb eines schmachvollen Todes und die Nation, welche er repräsentirte, ging in Trümmer; ihre Stadt wurde öde, Feldteufel und Kobolde hausten in den öden Räumen, und Nachtteufeln nisteten in den Palästen.

Seit jener Zeit sind über 1800 Jahre verflossen, und die Weissagung ist noch nicht erfüllt. Zwar hat das Evangelium eine Ausdehnung seiner Grenzen gewonnen, welche sich seine besten Freunde kaum zu träumen wagten; Ausdehnung, welche man als unmöglich bezeichniete, aber in „alle Welt“ ist es noch nicht gedrungen. Dieses muß jedoch jedem Beobachter merkwürdig vorkommen, daß in unseren Tagen unerhörte Anstrengungen gemacht werden, jene Weissagung zu erfüllen, und wenn wir einen tieferen Blick in die Geschichte und Begebenheiten der Welt zu unserer Zeit werfen, dann kommen wir wohl zur Ueberzeugung, daß die Welt beim Samstag ihrer Existenz angekommen ist, und daß der verheißene Sabbath, welchen die Propheten im Glauben sahen, und wofür die Frommen schon Jahrhunderte beteten nicht mehr ferne ist.

Ein Engel gab dem Propheten Daniel die Weisung, die

Schrift seiner Offenbarung zu versiegeln, bis auf die letzte Zeit; so werden Viele darüber kommen, und großen Verstand finden. Es ist eine bedeutungsvolle Thatsache, daß in der Zeit einer einzigen Generation eine wundervolle Erkenntniß in göttlichen Dingen entstanden ist und der Wettseifer, das Evangelium vom Reich zu verbreiten ist gewiß lobenswerth; man meint die Zeit sei nicht mehr ferne, da Daniels Siegel gebrochen werden und da die Heiligen des Höchsten das Reich einnehmen, um es ewig zu besitzen.

Nachfolgender Auszug aus einer Missionspredigt gibt uns eine Einsicht in die Wirkung des Evangeliums, wie es sich Wege bahnt die ganze Welt zu erobern und Christi Weissagung zu erfüllen: „Es ist vergleichungsweise nur seit kurzen Jahren, daß die Kirche ihre Missionsarbeit vollständig erkennen gelernt hat und sich an ihre Aufgabe machte. Luther erhob einst seine Stimme und bat um Missionare für ‚die Heiden und die Türken,‘ aber die Kirche war so mit ihrem Krieg gegen das Papstthum beschäftigt, daß ihm keine Antwort wurde. — Im Jahr 1792 fing William Carey an, die Missionsache seinen Brüdern in England ans Herz zu legen, anstatt Hülfe wurde ihm strenger Tadel: ‚Junger Mann, setze dich,‘ rief ihm ein ergrauter Prediger zu; ‚wenn Gott einmal die Heiden bekehren will, kann er es ohne meine und deine Beihülfe thun.‘

Im Jahr 1796 passirte die General-Assembly der Kirche Schottlands einen Beschluß, daß es höchst vermessen sei, daran zu denken, die Heiden zu bekehren. Heute bestehen in England nicht weniger als fünfundzwanzig Missionsgesellschaften.

Als die Männer, welche die Amerikanische Behörde für ausländische Missionen bildeten, vor die Gesetzgebung von Massachusetts traten und für einen Freibrief baten, trat ein Mitglied jener Gesetzgebung auf und erklärte dieses Unternehmen sei überflüssig, weil, wie er sich ausdrückte, wir keine Religion für andere Völker übrig haben. Aber heute bestehen fünfunddreißig amerikanische Missionsgesellschaften.

Vor fünfzig Jahren vertheidigte ein deutscher Professor die Gründung einer Missionsgesellschaft für Ost-Friesland und fand großen Widerstand; jetzt aber bestehen auf dem Continent fünfundzwanzig Missionsgesellschaften. Vor achtzig Jahren gab es im Ganzen nur zehn Missionsgesellschaften; heute sind deren fünfundachtzig. Damals waren die jährlichen durchschnittlichen Beiträge für Missionszwecke \$250,000; gegenwärtig belaufen sie sich über \$15,000,000. Beim Beginn dieses Jahrhunderts waren nicht 200 ordinirte Missionare mit etlichen eingeborenen Helfern; jetzt zählen wir über 2600 ordinirte Missionare über die Welt zerstreut mit einer Armee von mehr als 80,000 Arbeitern, in- und ausländische Kräfte. Wir finden 12,000 Schulen mit nicht weniger als



40,000 Schülern in den Heidenländern und die Bibel ist in 226 Sprachen übersetzt.

Als der Missionar Carey nach Indien ging, schien sein Unternehmen ein hoffnungsloses; denn er fand ein 240 Mill. starkes Volk in dichter Finsterniß und wenigstens 30 Jahrhunderte lang in Banden der Hindureligion, des Aberglaubens und Asteuweisens versunken, so daß ein Dean Scholier verwundert ausrief: „Wo in aller Welt ist ein solches Satansthum wie Indien?“ Aber Gottes ewige Wahrheit ist unüberwindlich. Heute arbeiten 40 Gesellschaften in Indien, und wir zählen bereits 95,000 eingeborene Communikanten daselbst.

Im Jahr 1807 ging Dr. Morrison nach Canton und fand 400,000,000 Chinesen durch eine mächtige Mauer eingeschlossen. Mit der Zeit öffneten sich die Thore, die Mauer ist zerfallen, China ist zugänglich, und dreißig Gesellschaften schaffen an der Bekehrung der Chinesen und man zählt bereits 40,000 Convertiten, mit 18,000 eingeborenen Communikanten. Es wird behauptet, daß in Madagaskar während 35 Jahren mehr Leute zum Christenthum bekehrt wurden, als im römischen Reich während der ersten drei Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung. Die Königin jenes Landes ist eine offene Christin und Christenthum ist das Gesetz ihres Reiches.

Auf dem Grabstein des Missionars William Gebbie in den Hebriden Inseln kann man lesen: „Als er hieherkam waren keine Christen da; als er uns verließ, gab es keine Heiden mehr!“ Vor fünfzig Jahren war Afrika mit seinen 200,000,000 Seelen hoffnungslos in Finsterniß verschlossen; sie waren so entmenscht und entartet, daß die holländischen Ansiedler im Süden sie nicht als Menschen anerkannten und ihnen verboten, die Kirchen zu betreten. An ihren Kirchen waren Plakaten angeheftet: Hunde und Hottentoten sind im Hause Gottes

nicht erlaubt.“ Livingston nahm die Fackel in seine Rechte und drang in die Finsterniß ein, und als er fiel stand Stanley in seiner Spur und drang ins Herz des Landes ein. Ihre Arbeit ist Jedermann bekannt. Heute sind nicht weniger als 80,000 Christen in Afrika.

Im Lande der Moslemiten, oder Türken, war die christliche Religion noch vor dem Jahr 1839 verboten; jetzt sinkt der blutige Halbmond und macht dem Kreuze Raum. So herrlich ist der Einfluß, daß selbst ein Kind, als es gefragt wurde, warum es Jesus dem Propheten vorziehe, antwortete: „Der Christenprophet liebt Kinder, das hat unser Prophet nicht gethan.“

In Europa ist dem Papstthum das Scepter entrisen; Frankreich macht dem Protestantismus Bahn; Deutschland und Italien haben ihr Joch abgeschüttelt und selbst in dem kalten Rußland fängt es langsam zu tagen an. Die Zeit ist nahe. Es sind herrliche Dinge am Kommen. Die Zahl der Bekehrten unter den Heiden ist nicht mehr weit von 2,000,000, und das ist die Arbeit von bloß fünfzig Jahren. Ja, vor fünfzig Jahren war das Missionswerk ein kleines Bächlein, jetzt ist es ein stets zunehmender Strom.

Das ist der Fortschritt des Evangeliums, und wir können daraus unsere eigenen Schlußfolgerungen ziehen. Die erwähnten Thatfachen deuten auf die Erfüllung jener Weissagung hin. Die Bibel ist in alle bekannten Sprachen übersetzt und das Evangelium vom Reich bringt nach allen Richtungen vor. Im Osten graut der Tag, schon bricht die Morgenröthe an; der Herr wird sein Zion bauen und die herrliche Weissagung geht ihrer Erfüllung entgegen: „Und die Heiden werden in ihm gesegnet werden und sich seiner rühmen. Ja, alle Heiden will er bewegen, da soll dann kommen aller Heiden Trost.“

## Wall-Erbauer (Mound Builders).

Von C. A. Schnacke.

Es war ein wunderschöner Sommerabend. Soeben verschwanden die purpurrothen Strahlen der Sonne hinter dem hellgrauen Gewölke am westlichen Himmel. Schon fing es stark zu dämmern an, als sich unsere Kutsche den Anhöhen in Kansas, im fernen Westen, näherte. Kein Blättchen, kein Sträuchlein rührte sich. Tiefe, ernste Stille herrschte rings umher. Nur das Gestampfe der Pferde und das eintönige Rasseln der Wagenräder war vernehmbar. Mein Reisegefährte und ich waren in lebhaftem Gespräch begriffen. Es dauerte nicht lange und wir befanden uns auf einem bedeutenden Berge. Es wurde Halt gemacht. Wie malerisch schön erglänzte doch die Gegend in dem milden Schein des aufgehenden Mondes! Erhaben! Nach Norden hin gewahrte ich den wilden Republican Fluß und das romantische Republican Thal. Nach Westen, Süden und Osten zu weite, unabsehbare Prairie.

„Diese Gegend sieht aber sehr einsam aus!“ sagte mein Gefährte zu mir.

„Ja, sie sieht wohl wild und verlassen aus, aber weißt du auch, wo wir jetzt sind?“

„Nein,“ war seine schnelle Antwort.

„Wir sind jetzt in der Mitte eines Begräbnißplatzes des Alterthums,“ entgegnete ich.

„Wie? Auf einem Begräbnißplatz des grauen Alterthums? Du treibst Scherz; solche Orte sucht man in Griechenland, in Italien und in andern Ländern, aber nicht auf den Fluren des Westens!“

„Gerade hier, mein Freund,“ antwortete ich, „sind Merkmale des Alterthums. Siehst du diesen großen Erdhügel? Unter dieser Erhöhung liegen die Gebeine vieler Menschen — man nennt sie Mound Builders — die viele hunderte von Jahren zurück dies Land bewohnten, hier lebten, starben und begraben wurden. Unter einer der Erhöhungen ruhen die Gebeine, Gefäße und Waffen von wenigstens zwanzig Personen.“

„Sind wohl schon etliche dieser Gräber geöffnet worden? Und wie weiß man, daß diese Mound Builders schon so lange hier begraben sind?“

Wir besahen uns jetzt eins dieser geöffneten Gräber, untersuchten dessen Bauart und Alles, was darinnen gefunden ward.

Schon oft hörte und las ich von diesem heidnischen Volksstamm, welcher vor unserem amerikanischen Indianer lebte. Aber noch nie zuvor hatte ich die Gelegenheit, ihre Baustätten und Begräbnißplätze zu besuchen. Leider ist nur sehr wenig über diese Mound Builders geschrieben worden. Es ist mir

kein Werk bekannt, das den erwähnten Volksstamm gründlich behandelt, vermuthlich weil zu wenig Kunde von ihrer Lebensweise, ihren Sitten und dergleichen auf uns gekommen ist.

„Dieses Gebein,“ sagte in tiefes Nachdenken versunken endlich mein gelehrter Freund, „muß dem Aussehen nach wenigstens 2000 Jahre alt sein, denn in England zum Beispiel seien, unter viel ungünstigeren Verhältnissen, feste, unverfallene menschliche Gebeine ausgegraben worden, die 1800 Jahre in ihren Gräbern geruht hatten.“ Ich mußte ihm Beifall zollen.

Man hat oft gewundert, wie dieser Volksstamm die netten oft sonderbar formirten Thongefäße zu Stande bringen konnte. Die Ueberlieferung erklärt den Prozeß einfach so: Sie machten zunächst ein Loch in die Erde, je nach der Größe, wie man das Gefäß etwa wünschte. Diese Höhlung wurde unten und ringsum sodann mit feinem Gras belegt und auf dieses die zubereitete Thonerde ausgebreitet. Die Sonne trocknete die

weiche, geformte Masse, welche später durch Feuerhize gehärtet wurde. Sicherlich eine ganz einfache Procedur. Interessant ist es, ihre aus Feuerstein gearbeiteten Pfeile zu betrachten. Von Metall hatte jenes Volk offenbar noch keine Kenntniß, denn man findet unter diesen Denkmälern der grauen Vorzeit auch nicht einmal das Zeichen davon. Uebrigens lehren uns diese „Stimmen aus den Gräbern“, daß zur Zeit der Cäsaren, zur Zeit, da Jesus von Nazareth auf Erden wandelte, und vielleicht schon früher, Menschen hier in diesem Lande wohnten, kämpften, starben und begraben wurden. Mit gutem Recht könnte man diesen Continent nicht „die neue Welt“, sondern „die neue alte Welt“ nennen.

Wir stiegen wieder in unsere Kutsche. In raschem Trab eilten unsere Kasse dem ersehnten Reiseziel zu. Der kurze Halt auf jener Höhe hatte sich für mich und meinen Gefährten reichlich gelohnt.

## Zwei Helden.

Von T.



Vor etwa achtzig Jahren sah man Jemand, den die Welt geschichtlich gewiß gut kennt, auf der Höhe des Berges Thabor stehen. Er saß auf seinem prächtigen Streitroß. Es war ein herrlicher, höchst anmuthiger Morgen. Der milde Glanz der Sonne bestrahlte des Helden wettergebräuntes Antlitz. Sein scharfes, durchdringendes Auge ruhte mit sichtlichem Interesse auf einer Scene, die sich unten im Thale abspielte. Dieselbe war hinreichend, den Pulsschlag selbst des allerruhigsten Herzens im höchsten Grade aufzuregen. Der oben erwähnte Jemand war Napoleon Bonaparte, und die Scene im Thal die furchtbare Schlacht am Thabor. Soeben war General Kleber von Nazareth her, wo unser lieber Heiland einst mit seinem Fuße wandelte, mit dreitausend Mann Franzosen in das Thal Esdraelon vorgebrungen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er ein ganzes türkisches Armeekorps in Schlachtordnung aufgestellt. Fünfzehntausend Mann Infanterie und zwölftausend Mann Cavallerie schritten feurig-muthig, kampfbereit auf dieses Häuflein von dreitausend zu. Kleber hatte, wie sich das denken läßt, kaum Zeit, seine Hand voll Soldaten in ein Carre zu formiren, als auch schon die zwölftausend Mann türkischer Cavallerie staubwirbelnd und donnernd Hals über Kopf auf sie losstürzten. Aus dem wohlgebildeten Carre flog indessen ein entsetzlich verheerender Regenguss, der die Sättel der wilden Muselmänner ungemein schnell entleerte und den Erdboden mit Reitern und Pferden buchstäblich übersäete. Wieder und wieder wurden die Angriffe Seitens der glänzenden Schwadronen muthig, mit fast betäubendem Kriegsgeschrei erneuert, zurückgedrängt und dann wieder erneuert. Die aufgehobenen blitzenden Schwerter glänzten in den dunkeln Schlachtwolken gleich einem stählernen Wald. Allein dasselbe verwüstende Feuer empfing die todesmuthigen Streiterhelden, bis endlich das Carre in ein fortdauerndes Flammenmeer eingestürzt zu sein schien.

Furchtbar, grauenhast war der Kampf. Am Schlusse von sechs langen Stunben stand Napoleon auf Thabors Höhe und schaute in das Thal — auf das Schlachtfeld. O welch ein Anblick! Die ganze Ebene war überfüllt mit marschirenden Kolonnen und kämpfenden Schwadronen und wild umherlau-

fenden Schlachtrossen. Weit hin dröhnender Kanonendonner, der schrille Knall der Kleingewehre, der Ton tausender Trompeten, nebst anregender Musik erfüllte die Luft. Ganze Wolken von Pulverdampf wälzten sich gleich einer Furie über den Häuptern der Kämpfenden dahin. Von Thabors Spitze aus schien Alles wilde Confusion zu sein. Nur vermöge des ihm eigenen Scharfsinnes konnte Napoleon aus gewissen Gründen schließen, daß sein Häuflein noch gegen die erstaunliche Uebermacht des Feindes im Kampfe stand. Er stieg vom Berge herab zu seinem kleinen Häuflein, während mit einem einzigen Zwölfpfünder das Feuer unterhalten wurde. Er sagte zu Kleber, daß er (Napoleon) ihm jetzt zu Hülfe käme. Erst dann ergriff Kleber die Offensive, warf seine Soldaten über den fliehenden Feind, und ließ Schrecken und Tod in seinem Gefolge. Als endlich die goldenen Strahlen der Abendsonne auf das Thal sich trauernd-mild herabsenkten und der matte Schein des Zwielichts das zertretene, todtbestreute Schlachtfeld beleuchtete: da umgrenzte eine mächtige Schwefelwolke die Spitze des Thabor, gleich einem dichten Trauerflor. Da, ihr lieben Leser, wo einst die Verklärungswolke, friedestrahlend Wonnegesühl entsendend, ruhte: da hing jetzt die Schlachtwolke. Unten im Thale war der Donner verhallt, nur die herzdurchdringenden Schmerzensrufe der Verwundeten erfüllten die Luft. Nazareth, Thabor auch noch Schlachtfelder! Sie waren's vor achtzig Jahren.

Indessen laßt uns etwa neunzehn hundert Jahre zurückgehen und Thabors Höhe noch einmal beschauen. Der Tag ist lieblich und schön wie der Tag jener Schlacht. Dieselbe romantische Landschaft spiegelt sich in derselben Sonne. Da ist Nazareth, mit seiner regjamen Bevölkerung, dort ist der anmuthige Jordan, seine kristallklaren Wassermassen sanft fortwährend nach dem rothen Meere hin, hier ist Thabor, auf welchem Napoleon stand mit seinem Zwölfpfünder, und unten liegt das wunderliebliche Thal, über welchem die dunkle Schlachtwolke hing. Aber wie unendlich verschieden ist die Scene, die sich unserm Auge darbietet! Der Sohn des allmächtigen Gottes, Jesus Christus, der gefallenen Menschheit Erlöser, steht auf dem Berge — ruhig und würdevoll. Nur



brei seiner Freunde stehen ihm zur Seite. Sie haben, schweigend und still den mühevollen Weg zurückgelegt. Ihrer Vier stehen, gleich kleinen, dunkeln Pünktchen, auf des steilen Berges höchstem Gipfel. Fernhin nach Nordwesten erglänzt das blaue mittelländische Meer, ringsum die Ebene Esdraelon, ostwärts liegt der See Tiberias, während der alte Carmel in weiter Ferne seinen nackten Gipfel ganz ungenirt, als wie mit größtem Rechte, in die Höhe hebt. Jedoch die Gruppe oben vergißt diesmal den Reiz der Natur fast ganz. Das nicht etwa, weil ihnen dazu Geschick und Neigung fehlte, ach nein! Durch Gottes Gnade sind sie eines ungleich herrlicheren Anblicks gewürdigt: Ihr holder Meister wird auf einmal zusehends vor ihren Blicken verklärt. Ueber sein bescheidenes Gewand gleitet ein Lichtglanz sondergleichen. Der Glanz wird heller und heller, bis er sich zu solcher Pracht erhöht, daß ihr schwaches Auge den Anblick nicht mehr erträgt. Mit stiller, mit namenloser Bewunderung schauen Petrus, Jacobus und Johannes ihren Herrn an. Kein Laut geht über ihre Lippen, Wie gehoben ist ihre Stimmung! Sie blicken dem Gottmenschen in sein Antlitz.—Eine noch höhere Verklärung ist vor sich gegangen. Milder, nie geschauter Lichtglanz umfließt seine holden Lippen, die Menschheit ist wie mit der Gottheit bekleidet. Das würdevolle Antlitz, das über Kranke so oft sich freundlich beugte, und über welches selbst zarte Mitleidstränen flossen, scheint jetzt im Glanze der himmlischen Verklärungs-sonne. Der rastlos wandernde Fuß, der so fleißig die Thürschwelle der Armen und Verlassenen betrat, steht jetzt, (O wie lichtumflossen!) auf Thabors Höhe. Der Ausdruck der Sanftmuth und Demuth, welcher immer auf seinen Zügen ruhte, ist nun in eitel Majestät verwandelt. Die ganze Erscheinung ist eine Erscheinung der Gottheit in der Menschheit und umgekehrt. Welch milder, unerklärlicher Seligkeitsglanz umzieht die treue Erlösersstirn. Die ewige Herrlichkeitsfülle hat sich über diese Stätte gelagert.—Auf sanften Strahlen himmlischen Lichts

erscheinen Mose und Elias. Sie stehen neben Jesu. Wunder folgt auf Wunder. Die drei glänzenden Gestalten sind in tief ernstem Gespräche begriffen. Das horchende Ohr erlaucht die Töne: Delberg, Golgatha. Petrus im höchsten Grade erregt und sichtlich übernommen, fühlt sich von himmlischer Atmosphäre getragen. Der Impuls der Gegenwart wird bei ihm Meister, und über seine feuerige Lippen entrollt das einzige merkwürdige Wort: „Hier ist gut sein, laßt uns Hütten bauen, dir eine, Mose eine, und Elias eine!“—Während er noch redet, senkt eine lichte Wölke auf die Drei sich nieder. Petrus fällt mit seinen Gesellen auf die Erde, voll überwältigenden Ehrfurchtsgefühls. Die Wölke schien wie die äußere Umhüllung der Gottheit. Aus ihrem lichten Schatten tönt donnerähnlich eine Stimme: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören!“ Wie lange die Verklärung dauerte, kann Niemand sagen. Als Petrus aufstand, war der himmlische Besuch verschwunden. Schlaf kam in dieser Nacht nicht in die Augen dieser Treuen. Einsam saß nach der Verklärung in gehobener Stimmung die kleine Gesellschaft da. Der Mond ergoß sein weiches Silberlicht sanft über die schweigende Landschaft, funkelnd erglänzten die Sterne am großen Himmelsdome, sanft säuselte schon der linde Morgenwind: da noch erklang der Verklärung süßestes Echo in ihren Ohren und Herzen, wie lieblich tönende Himmelsmusik. Im Schein der eben aufgehenden Sonne, steigt der Verklärte mit seinen Vertrauten vom Thabor hernieder. Noch einmal denke ich an Bonaparte, und dann an Jesum—m e i n e n Jesum.—Wie verschieden sind Himmel und Erde. Wie verschieden diese beiden Felder! Jener kämpft mit einem todsprühenden Zwölffpünder, dieser mit der Macht der Liebe.

Lieber Leser! Kannst du dir einen größeren Contrast auch denken, als der zwischen der Schlacht auf Thabor und der Verklärung? Zwischen Napoleon und Christum? Wohl kaum.

## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenblicke auf Diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren.

• Von A. Salmhuber.

### Bedürfniß einer Erneuerung.

Eine der wichtigsten Aufgaben der japanesischen Gesetzgebung ist eine Revision der alten Ehegesetze. Es ist ein Bedürfniß für bessere und gerechtere Ehegesetze vorhanden, es fällt der Gesetzgebung aber sichtlich schwer, von ihrem jetzigen sittlichen Standpunkt aus das Rechte zu treffen. Die alten Ehegesetze, welche öfters mehr Sitte als Gesetz genannt werden sollten, waren unter der Herrschaft der Feudalfürsten nicht ein und dieselben im ganzen Lande; doch bestand bei der Centralregierung ein Gesetz und eine Sitte, welche in Streitfällen allgemein als Norm anerkannt wurden, und welche viele Ähnlichkeit mit den Gebräuchen der alten Römer hatten. Das Volk wurde dabei zunächst in zwei Klassen getheilt, die Samurai oder Quiriten, und die Heimin oder das gemeine Volk. Zwischen diesen beiden Klassen war die Verehelichung verboten und innerhalb derselben auch zwischen gewissen Blutsfreunden. Das Alter war auf resp. vierzehn und zwölf Jahren oder mehr festgesetzt, und die Einwilligung der Eltern war unbedingt nöthig. Nur durch Adoption

konnte zwischen Personen der höhern und niedern Klasse eine Heirath zu Stande kommen. Die Samurai mußten um Erlaubniß bei dem Obersten ihrer Section, die gemeinen Leute beim Gouverneur ihres Districts einkommen. Die Hochzeit wurde durch eine Ceremonie vollzogen, welche „dreimal drei neunmal“ hieß, weil dabei drei Becher Weins aufgestellt wurden, aus deren jedem der Bräutigam dreimal trank, und darauf die Braut auch aus jedem dreimal trinken ließ, während die anwesenden Verwandten symbolische Gesänge vortrugen. Das Concubinat war gesetzlich, die Frau hatte aber die Herrschaft über die Nebenweiber, und die Kinder der letzteren wurden vor dem Gesetze als Kinder der ersteren betrachtet. Da man bei Ehescheidungen den von Confucius gelehrtten sieben Gründen praktisch, wenn auch nicht theoretisch, folgte, so fand eine solche oft bei geringen Ursachen schon statt; wie ja Confucius z. B. Krankheit oder Schwachhaftigkeit der Frau Grund zur Scheidung sein läßt.

Diese alten Gesetze und Sitten sind nun bereits beträchtlich umgeschaffen worden und zwar in einer Richtung, welche

vom Standpunkt der christlichen Mission aus als sehr wünschenswerth betrachtet werden muß. Die Schranken, welche die Samurai von dem gemeinen Volk trennten, sind gefallen, die Yeta dagegen wurden emancipirt und zur Gleichheit mit dem andern Volk erhoben. Ein anderes Gesetz erlaubt jetzt den Buddhistenpriestern zu heirathen, während dieselben früher hart bestraft wurden, wenn sie gegen die Regeln ihres Ordens ein Weib nahmen. Ein weiteres Gesetz sichert das Eigenthum der Frauen, während etwas derartiges früher unbekannt war. Dieses Dekret bestimmt, daß wenn ein Mann ohne Erben stirbt, seine nachgelassene Frau als Wittve das Familienhaupt wird, und als Erbe des von ihrem Manne hinterlassenen Eigenthums eintritt. Früher war es Sitte, daß wenn eine Frau Wittve ohne Kinder wurde, sie einen Mann als Erben adoptirte, welcher dann als Nachfolger des verstorbenen Gatten galt. Ohne solche Adoption ging die Hinterlassenschaft in die Hände der Regierung über. Auf diese Art wurde die beständige Sklaverei der Frauen, welche durch Confucius' Lehren eingeführt war, aufgehoben und das Recht der Frauen, Eigenthum zu haben, wenigstens soweit beschützt, wenn nicht durch allgemeine Sittlichkeit des Volks, so doch durch das Gesetz.

Diese und etliche andere ähnliche Bestimmungen tragen ohne Zweifel viel zur Regelung des Ehestandes bei. Dagegen wäre es wünschenswerth, daß in Beziehung auf die Erlaubniß zur Eheschließung das alte Gesetz beibehalten worden wäre. Früher war ein Erlaubnißschein von der Lokalregierung zur Eheschließung nöthig; jetzt braucht der Japanese seine Verehelichung nur ganz einfach anzuzeigen. Die Folge davon ist, daß die Ehen ebenso leicht wieder aufgelöst werden, als wie sie geschlossen wurden. Im Gesetzbuch von 1870 werden auch die 5 Grade von Verwandtschaft bestimmt. Darin werden sonderbarerweise im ersten Grade Vater und Mutter, adoptirter Vater und adoptirte Mutter, Sohn und Tochter, Adoptivsohn und Adoptivtochter, und im zweiten Grade unter andern auch Gattin und Concubine genannt. Somit hat die neue Gesetzgebung im Gegensatz zur alten, die Concubine der Gattin gleichgestellt und damit diese unheilvolle Sitte indirekt ermutigt. Es kann aber kaum anders sein, als daß dieses Gesetz schnell zur gesetzlichen Aufhebung des Concubinats oder der Polygamie führt.

Es sind im Vorstehenden die Yeta als nunmehr emancipirt und dem übrigen Volk gleichgestellt genannt worden. Was dieses meint, wird aus Folgendem klar werden: „In demselben Augenblick, wo die japanesische Regierung die Fürsten beseitigt, hat sie auch am entgegengesetzten Ende der socialen Stufenleiter eine beachtenswerthe Reform vorgenommen. Die Klasse der Yeta, d. i. Unreinen, wozu besonders Lohgerber und Leute, welche mit todtm Vieh zu thun hatten, gehören, und welche als die einzige Klasse Japans, nämlich als Parias, außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft standen, in besonderen Dörfern wohnten, kein anderes Haus betreten, an keinem Feuer mit andern kochen durften, ist aufgehoben worden; und diese Leute, wohl 460,000 an der Zahl, gehören jetzt zur Handwerkerklasse. Es geschah dies in Folge einer Bittschrift, welche sie in Tokio eingaben. Wahrscheinlich ist diese darum so günstig berücksichtigt worden, weil die Lohgerberei in neuerer Zeit wegen der Fußbekleidung der Soldaten, welche alle jetzt lederne Schuhe oder Stiefeln tragen, ein vielbedeutender Industriezweig geworden ist, als je zuvor. Uebrigens hat die Regierung einen Yeta in Tokio freiwillig zu einem Staatsamt befördert; von einem andern hat sich der Mikado (unerhört!) Stiefeln anmaßen lassen, und sich dabei mit seinem Unterthan freundlich

unterhalten, während derselbe Mann Tags zuvor mit dem ärmsten Lastträger sich nicht an einem Feuer hätte wärmen dürfen. Was die wichtigsten Klassen des Landes, die Kaufleute, die Handwerker und die Bauern betrifft, so soll eine bessere Vertheilung der Steuern eintreten, d. h. man wird die Kaufleute mehr besteuern als bisher.“

Auf dem Gebiet des Geistes ist auch kein Stillstand; ein Bedürfniß nach etwas Besserem als das, was die alten Religionen boten, ist ganz bestimmt vorhanden, und dieses Bedürfniß sucht nun zunächst in einem dem Neuplatonismus ähnlichen Religionsgemisch Befriedigung. „Wenn bei Etlichen“ — so schreibt Jemand über das jetzige religiöse Streben in Japan — „vom Verlassen des Schintoismus oder gar von seinem Falle die Rede ist, so zeigen dagegen andere Berichtersteller, daß die Absicht der japanesischen Regierung nicht darauf geht, dieses System der Staatsreligion zu antiquiren, sondern mehr nur demselben gegenüber eine freie Stellung einzunehmen, vermöge deren sie zu allerhand Reformen vorschreiten könnte. Kaiserliche Edikte laden geradezu ein, zum Schintoismus zurückzukehren, welcher die Gläubigen nicht in prunkenden Tempeln, sondern vor einem schmucklosen Holzschrein zum reinem Geistesdienst versammelt, in welchem kein Bild, kein Gerath, nur unscheinbare Papierschönigel die Nähe der Gottheit symbolisch verkündigen. Die Wiederbelebung des religiösen Sinnes wird nun durch Einführung der Predigt versucht, wie z. B. folgende Bekanntmachung zeigt: „Vom 10. d. M. ab werden Predigten in verschiedenen Schintoheiligtümern und Buddhättempeln gehalten werden, in welchen der Schreinbewahrer und Priester, die von dem Kultusministerium für den Religionsunterricht angestellt sind, sowie andere dazu autorisirte Personen die Grundlage der Religion auseinanderlegen werden. Dies soll verkündigt werden, auf daß das Volk ohne Unterschied des Geschlechts komme und höre, wenn es Neigung dazu fühlt.“ Dem Erscheinen dieser Bekanntmachung in den Straßen folgte unmittelbar die Aufstellung von Anschlagbrettern bei den Eingängen der Tempel und an frequentirten Brücken, welche in gigantischen chinesischen Buchstaben das Wort „Sekko“ oder Predigt trugen, nebst der Angabe von Tag und Stunde der Versammlung. Zahlreiche Gerüchte circulirten über die ungewöhnliche Thätigkeit des Kultusministeriums. Es hatte dieses Priester des verachteten Buddhaglaubens nach Tokio berufen, um mit ihnen die besten Mittel zu berathen, für die Erweckung des Volkes aus seiner religiösen Apathie und für die Formulirung eines neuen Glaubensbekenntnisses, das der Befestigung der Regierung Rechnung trüge. Denn das ist die ungelegnete Ansicht der herrschenden Klasse: daß Religion, obwohl ein Gegenstand der Verachtung für den Gebildeten, doch ein unumgängliches Werkzeug ist, Ruhe und Ordnung in der Bevölkerung zu erhalten.“

„Da das Kultusministerium nichts als das frühere Jingisho- oder Schinto-Colleg unter anderem Namen und mit ausgehnterem Wirkungsbereich ist, so war auch für die Propaganda des Schintobekenntnisses gesorgt, indem mehrere gelehrte Schintoisten von der Siraatschule dazu ausgesondert waren, das neue Glaubensbekenntniß je nach Gabe zu erklären.“

„Manchfaltig sind die Erklärungen, welche man von den Zwecken gibt, welche die Regierung befolge. Einige sagen die Absicht sei, Schintoismus, Buddhismus und Confucianismus zu einem gemeinsamen Bollwerk gegen das Christenthum zu verschmelzen. Aber diese Sekten verachten einander gründlich, die Buddhisten allein sind in acht Sekten gespalten, welche sich wüthend hassen. Andere meinen: die Machthaber sehen



recht wohl ein, daß diese verbrauchten Religionsbekenntnisse doch über kurz oder lang vom Christenthum verdrängt werden würden; sie wollten dieselben aber erst eine öffentliche Verurtheilung erleben lassen, ehe sie sich zur Toleranz des Glaubens entschloßen, der bisher so verachtet war und doch täglich größere Fortschritte in der Anschauung vieler Gebildeten macht. Manche behaupten kühl, das ganze buddhistische Personal könne leicht, so wie es dasiebt, in Pfarrer und Dekane verwandelt werden durch kaiserlichen Befehl." Bis auf die Gegenwart ist es schwer zu ermitteln, welche Pläne die Regierung eigentlich hat. Es ist keinem Missionar gestattet, einen Fuß in das Innere des Landes zum Zweck christlicher Predigt zu verlangen, wie überhaupt jede officiële Anerkennung des Christenthums sorgfältig vermieden wird. Die Stimmung der Localregierung gegen die christliche Lehre ist sehr verschieden und schwankt zwischen Gunst und Haß; die Centralregierung scheint aber entschiedenes Wohlwollen gegen das Christenthum zu hegen, was z. B. daraus hervorgeht, daß im Inneren des Landes predigende Missionare nicht bestraft werden, und daß die Centralregierung vertretenden Zeitungen hie und da die Vorzüge des Christenthums anerkennen und offen besprechen.


Einen Einblick in die Stimmung des Volks im Allgemeinen gibt folgende bezeichnende Aeußerung eines Japanesen: „Es gibt Leute, welche davon sprechen, den Buddhismus abzuschaffen; seit aber dieses Religionsystem im dreizehnten Jahre des Kaisers Kim-mei eingeführt wurde, sind seine Lehren dreizehn

Jahrhunderte hindurch ununterbrochen einer Generation von der andern überliefert worden, und so wird es nichts Leichtes sein, sie über Nacht abzuschaffen. Ich erwidere: Von Alters her bis auf den heutigen Tag hat es von Zeit zu Zeit Leute gegeben, welche für die Abschaffung des Buddhismus stimmten; da sie aber nur davon schwärmten und nie diese Maßregel auszuführen versuchten, fiel sie schließlich durch. Nun gibt es aber zur Bekämpfung des Irrthums kein besseres Mittel als die Verbreitung der Wahrheit. Darum will der Kaiser jetzt eine Universität gründen und Professoren ernennen, um Vorlesungen über Humanität, Moral, Etikette, Weisheit, Gehorsam, Demuth, Treue und Aufrichtigkeit zu halten. Ist dies geschehen, so werden alle Bewohner des Landes dem Irrthum entsagen und die Wahrheit annehmen, und der Buddhismus wird von selbst aussterben. Wenn das wahre System der Weisen (Confucius) nicht weithin gelehrt und verbreitet wird, wird nicht nur der Buddhismus, sondern es werden auch die zwei großen schlimmen Sekten des Katholicismus und Protestantismus schwer zu unterdrücken sein.“

Solche Universitäten, in welchen neben obigen Lehren auch noch die westlichen Wissenschaften gelehrt werden sollen, sind bereits errichtet worden; sie arbeiten aber nur dem Christenthum vor, bewußter oder unbewußter Weise, weil sie die alten Systeme untergraben, in sich selbst aber nichts Besseres bieten können, und so das Heidenthum zur Verzweiflung an sich selbst bringen und zum Christenthum hintreiben.

## Ein Urtheil über Amerika aus dem Jahre 1526.

Von Anna Göllich.

eschätzter Editor! In einer alten Chronika, die im Jahre 1526 in Frankfurt a. M. gedruckt ist, steht eine Beschreibung von Amerika, die so drollig ist, daß ich sie für das Magazin abgeschrieben habe. Sie lautet wörtlich wie folgt:

„Das dieses halbe theil des gantzen Erdbodens, welches America genennt wirt, den Alten biß in das 1492 jar, da es erstlich von Christophora Columbo erfunden wurde, ganz unbekannt blieben, ist so sehr zu verwundern, daß es alle verwunderung übertrifft. Dann, wenn man der Alten emsigkeit und fleiß, welchen sie das Erdreich zu ersorchen und zu beschreiben, bedenket, und darneben die mittel und füglichkeit, so die grossen Imperien und Regimentern, gleich wie die Griechen und die Römern gewest seind, gehabt haben, frembde Landschaften und Provinzen zu suchen, und darnach zu reisen betrachten. Darum dann die große unermessentliche und unersättigte begierde des menschlichen Geschlechts, welches nichts unerfahren leßt, durch allerley Kunst und unverbrießliche Arbeit nach zu lauffen dasjenige (dessen diese Länder gar voll sind) zu erlangen, nemlich Golt, daß uns dieselben so lange haben können verborgen bleiben, scheint etwas frembdes zu seyn. Etliche vermeynen, daß Plato, da er von Atlantis schreibt, dieses Land gemeynet habe. Andere, das Seneca von dieser Erfindung in seinen Tragedien, mit diesen Worten, sollte geweißaget haben.

Es wird nach viel Jaren  
Kommen eine zeit, als dann  
Sol Neptunus ein groß Land gebaren,

Welches sehen sol jedermann.

Das Meer sol sich entbinden,  
Erzeigen ein neues Erdreich sein,  
Und zu euffergust der Weltenden,  
Sol nicht mehr Ißlandt seyn.

Es schreibt auch Marineus Siculus, daß in diesen neuen Landen ein güldener Pfenning mit dem Angesichte Auguste gefunden, und saget zum zeichen der Wahrheit, daß er durch Herrn Johann Rufus, Bischoff von Consentia, zum Papst geschickt worden sey, dadurch sichs sollte lassen ansehen, daß sie zu den zeiten Augusto solten bekannt gewesen seyn. Aber ich wolte viel glauben, daß solcher Pfenning von einem Spanier, so bey unserer zeit her in dasselbige Land kommen seind, daselbst verloren gewest, und also wiederumb gefunden sey, lassen derhalben einem jedem das seyn. Diese Länder sind nunmehr ganz und gar unberheyet und bekannt worden, dann allein gegen dem Nort, da sind sie uns noch unbekannt, und nicht beschiffet. Die gleichnuß dieses Amerika scheint zwo Inseln, in der mitte mit einem schmalen Ländlein an einander stossend, zu sein. Das Theil welches im Norden liegt, begreift in sich neuw Hispanien, Florida, Terra Noua und andere mehr. Das ander Theil, das sich in den Meridien oder Süden streckt, helt in sich Peru und Brasilien. Die Inseln so under diesem America gehörig sind, Spagnola, welche sie jetzt die Insel S. Domingo nennen, Cuba, und die anderen, so darneben ligen, deren irer viel sind, furtan die Affores, und andere, so bey Terra Noua ligen. Dieses ganze Land, so ferr es (außgenommen das Bresilien, welches dem König von

Portugal gehört, und Terra Noua, das die Franzosen innhaben) bekannt, ist ganz und gar unter des Königs von Hispanien Herrschaft. Diese Länder sind so voll Goldts, das es unglaublich ist. Derwegen so muß ich hie drey Sachen, dadurch es sich der Wahrheit gemess finden sol, beschreiben: Erstlich, daß Gemma Frisius in seiner Bunterfalten Mappa sehet, daß zu Collar, in Peru gelegen, ein Hauß gewest ist, dessen die Wand und das Dach lauter Goldt waren, das es unglaublich ist. Und wie Giraua schreibt, daß in einer Landschaft von Peru, Anzesima genannt, sich das Volk daselbst auff dem Lande vom Haupt bis zu den Füßen, gleich wie man bey uns von Eysen, mit ganz güldenem Harnisch waffnen thut. Im selbem Peru haben die Spaniger (wie sie dann selbst schreiben) ihre Pferde (als sie erstlich dareyn kamen) durch mangel des Eysens, mit güldenem Aufsehn müssen beschlagen. Aber dieses ist wiederum alles kein wunder, im fall so es wahr ist, das der gemelte Giraua schreibt, daß bey Duito ein Bergwerck sey, da

man mehr Goldes dann Erde außgrabe. Es sind köstliche und fruchtbare Länder. Unter anderein, haben sie unsere Länder dermassen so voll Zucker gemacht, daß es in allen Küchen ist, und durch das freffen mit grossen hauffen verschwendet wirdt, das es vorhin allein in den Apoderdelaben für die Kranken oder Siechen (wie man sagen möchte) verwahrt wurde, dermassen, daß es jetzt schier eine tägliche Speise ist, das zuvor allein für Arzeneh eyngenommen wurde. Diese Länder aber (welchs sich auch zu verschweigen nicht geziemet) ehe daß sie die Spanier erfunden, hatten von arbeitsamen Thiern, so den Menschen behülfflich seind, grossen mangel, dann da waren keine Ofsanten, Kamelthier, Pferde, Maulthier, Esel, oder einige Thier, die schier trugen, oder Milch gaben, dann allein ein einiges Thier, welches die Spaniger ein Schaf von Peru nennen, und wir eines zu Mechelen gesehen haben, das ungefehrlich von der größe eines Esels, von weesen und gestalt eines Kamelthiers, und röthlächt von farben."

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XX. Hauptlehren der heiligen Schrift.

(Schluß.)

I. Hier nun einige Gedanken mit Rücksicht auf den heiligen Geist, die dritte Person der Gottheit. Wir wissen, daß auf die Sendung des Sohnes vom Vater auch bald die Ausgießung des heiligen Geistes erfolgte. Hierüber siehe Joh. 14, 16, 17; 15, 26; 16, 7; Ap. Gesch. 5, 32; Eph. 3, 16; 1. Cor. 2, 10-13. Ueber diesen Lehrpunkt sagt unsere Kirchen-Ordnung, Seite 7, wie folgt: „Der heilige Geist geht aus vom Vater und Sohn, als wahrer und ewiger Gott, in einem Wesen, einer Majestät und Herrlichkeit mit dem Vater und dem Sohne.“ Matth. 28, 19; Joh. 16, 13; 2. Cor. 13, 14. Das Werk des heiligen Geistes ist zunächst (mit dem Vater und dem Sohne) das Werk der Schöpfung. 1. Mose 1, 2; 2, 7. Dann auch das Werk der Erlösung. Und zwar:

1. Ueberzeugt er den Menschen von seiner Sünde. Joh. 16, 8; Ap. Gesch. 16, 14.
2. Bewirkt er die Wiebergeburt. Joh. 3, 3-8; Titus 3, 5.
3. Er versichert uns der Vergebung unserer Sünden, und daß wir um Jesu willen angenehm sind bei dem Vater. Röm. 5, 1; 1. Cor. 2, 12; Eph. 2, 13-14.
4. Er gibt uns das gewisse Zeugniß der Kindtschaft. Röm. 8, 14-17; Gal. 4, 6.
5. Er wirkt die Heiligung oder Reinigung von aller Sünde in den Gläubigen. Ap. Gesch. 15, 8, 9; 2. Thess. 2, 13; Hebr. 9, 14; 1. Pet. 1, 2; 1. Joh. 1, 7-9.
6. Er lehrt. 2. Mose 31, 3; Joh. 14, 26; 15, 26; 16, 13-15; Luf. 24, 49; Ap. Gesch. 1, 8; 2. Pet. 1, 19-21.
7. Er tröstet. Joh. 14, 16-18; Ap. Gesch. 9, 31; 18, 52; Röm. 5, 5; Eph. 1, 13, 14; 1. Joh. 3, 24.
8. Er unterweist die Kirche. Ap. Gesch. 10, 19, 20; 13, 2. Er inspirirt die Kirche im Predigen, im Lehren, im Gebet, im Lobpreisen, in der Lesung des Wortes Gottes u. s. w. Zach. 12, 10; Matth. 10, 20; Joh. 20, 22; Ap. Gesch. 6, 3, 5; Röm. 8, 26, 27; Eph. 6, 18.
9. Er bildet den inneren Menschen — den christlichen Cha-

rakter und ist die Grundlage aller unserer Fruchtbarkeit und guten Werke. Röm. 13, 10; 14, 17; Gal. 5, 22, 23; Eph. 5, 8, 9; Thess. 5, 19-24.

10. Er weckt am jüngsten Tage die Todten auf. Hes. 37, 9, 10; Röm. 1, 4-8; 8, 11, 23; 2. Cor. 4, 14; Job 14, 12, 15; Jes. 26, 31, 32; 1. Cor. 15, 12-55; Phil. 3, 20, 21; 1. Thess. 4, 13-18; Off. 20, 12, 13.

II. Der Mensch kann schon auf Erden in der Gemeinschaft mit Gott leben. 1. Mose 5, 24; 6, 9; Ps. 16, 8; Jes. 30, 21; Ap. Gesch. 9, 31; Hebr. 11, 5; 1. Joh. 1, 7.

Er kann in dieser Gemeinschaft verharren bis zu seinem Tode. Ps. 23, 3, 4; 45, 5; 73, 24; Jes. 58, 11; Ap. Gesch. 7, 59; 2. Tim. 4, 6-8.

Er kann aber auch aus dieser Gemeinschaft fallen. Lese 2. Chron. 15, 2; 1. Cor. 9, 27; Hebr. 10, 26, 27, 28; 1. Tim. 1, 19.

Diesem Falle kann jedoch vorgebeugt werden. Lese Luf. 22, 40; 1. Cor. 10, 12; 2. Tim. 4, 5; Hebr. 3, 12-14; 1. Pet. 4, 7.

Der fromme Mensch gehet zu Gott sofort nach seinem Tode; Jes. 25, 8, 9; Ap. Gesch. 7, 58-59; 2. Cor. 5, 8; Phil. 1, 23. Und erscheint vor Gott am Tage des Gerichts. Matth. 25, 34; Röm. 2, 5-7; 8, 17; Juda 14; Off. 21, 7.

Der Fromme bleibt ewig bei Gott. Ps. 16, 11; 17, 15; Matth. 13, 43; Col. 3, 4; 1. Pet. 1, 4; Off. 26, 7. Und in der Gesellschaft der Engel und aller Heiligen. 1. Mose 24, 40; Dan. 10, 13; Hebr. 1, 14; 12, 22, 23; Off. 19, 4, 5; 22, 3.

III. Der Mensch kann von Gott getrennt sein schon im Leben, das ist im geistlichen Tod. 4. Mose 15, 30; Sprüche 1, 24-28; 14, 14; Röm. Cap. 1. Getrennt von ihm als seinem Licht. 1. Mose 6, 3; Jes. 63, 10; Hosea 4, 17; Eph. 4, 30. Er kann ewig von Gott getrennt werden. Jes. 5, 14; Matth. 13, 49, 50; 2. Thess. 1, 7-9; Gal. 5, 21; Off. 22, 11; Hebr. 10, 31; Matth. 25, 41; Röm. 2, 8-9; Off. 21, 8.

Anmerkung. — Mit diesen kurzen Andeutungen müssen sich die lieben E. S. Arbeiter begnügen; wir können des Raumes wegen unmöglich umfassendere Erklärungen der Hauptlehren der heiligen Schrift hier geben. Man lese die Stellen und — denke.



## Was kann gethan werden, um der seelenverderbenden Literatur unserer Zeit entgegen zu wirken?

### II.

Das Sprichwort: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist,“ hat auch seine volle Bedeutung mit Anwendung auf das, was wir lesen. Denn unser Wissen, unsere Manieren und unser Auftreten werden vielfach parallel laufen mit dem Thun derer, mit denen wir verkehren. Können die schlechten Bücher großen Schaden thun, so können auch die guten unberechenbaren Nutzen schaffen. Und weil in unseren Tagen das Büchermachen kein Ende hat, und dieselben verhältnißmäßig billiger sind, als Teppiche, Tapeten, Spiegel und andere Luxusartikel, so kann man nicht einsehen, warum nicht in jeder Familie, wo benamte Dinge sind, auch nicht eine hinreichende Anzahl gediegener Schriften sein könnte. Lebten wir vor Guttenberg's Zeit, und nehme ein Buch von der Größe einer Bibel noch drei Jahre zum Abschreiben, und kostete es \$1500, so möchten Viele zu entschuldigen sein.

Wir sind dankbar zu Gott, daß die Evangelische Gemeinschaft seit ihrer Entstehung auf dem literarischen Gebiete sich bemüht hat, etwas Rechtes zu thun. Ein Bücherverlag, wie der unsrige, spricht für sich selbst. Und daß man etwas leisten kann in der rechten Richtung, zeigen die zahlreichen Schriften, die die Kirche herausgibt. Es ist auch eine erfreuliche Thatsache, daß unsere Mitglieder einen gut ausgebildeten Geschmack und große Lesebegier haben. Finden wir ja doch selbst in den Häusern der Unbemittelten nicht nur unsere S. Schul- und Zeitschriften, sondern auch Bücher über Theologie, Geschichte, Erbauung, Familien-Bibliothek für Sonntagschulen u. s. w. in reichlicher Anzahl verbreitet. Das ist ein deutlicher Beweis, daß unsere Prediger, als Agenten des Bücherverlags, ihre Aufgabe erkannt haben und gewillt sind, dieselbe zu lösen. Werden sie hierin von den Eltern und Gemeindebeamten nach Kräften unterstützt, so wird die Sonntagschule vor der literarischen Pestluft geschützt und der Familienherd von dieser modernen Diana gesäubert. Wiederum: geben wir unseren Pflegebefohlenen die geeigneten Bücher in die Hand, werden wir unsere Schafe auf grüner Aue, so werden wir es selten zu beklagen haben, daß sie durch die Hecken kriechen, um sich auf des Nachbarns pfütziger Triste gütlich zu thun.

3. Zeige man den Kindern die Gefahren der seelenverderbenden Literatur zur rechten Zeit. In der Kindererziehung werden zwar von verschiedenen Autoritäten ungleiche Methoden empfohlen und verfolgt. Es ist sicherlich ungereimt, wenn man Kindern Bekehrung und Warnung über Dinge ertheilt, die ihrem Alter voraus sind. Solches Verfahren ist geeignet, sie nasenweis oder allzu nachdenklich zu machen, sobald jedoch die Symptome einer moralischen Krankheit sich an ihnen kund thun, belehre und warne man sie auf die liebevollste Weise. Die Lacedämonier nahmen, um ihren Kindern einen Abscheu vor dem Laster der Trunksucht einzufußeln, alljährlich eine Anzahl Sklaven, machten sie trunken und führten sie auf den öffentlichen Marktplatz, wo dieselben sich dann wie Narren betrugten; einige lachten, andere schrien, balgten sich, taumelten hin und her, wälzten sich auf der Erde wie die Säue u. s. w. Nunmehr führten die Lacedämonier ihre Kinder herbei und ließen sie die verabscheuungswürdigen Folgen der Trunksucht sehen, damit sie nie der Versuchung zu diesem Laster als Opfer anheimfallen möchten. Uebrigens laßt uns verfahren mit unseren Kindern. Man unterrichte sie hinreichend über die Personen, welche die verderblichen Schriften schreiben, über den

Zweck und die Beweggründe derselben. Man lasse die Leser dieser lustigen Schriften mit deren besudelmtem Charakter vor ihren Augen vorbeischießen; man schildere ihnen die zeitlichen und ewigen Folgen dieser Seuche und bediene sich dabei solcher Beispiele, die dem Kinde bekannt sind. Gibt es ja doch in der nächsten Nachbarschaft immer solche Unglückliche, die durch das Verschlingen des literarischen Giftes, körperlich und geistig erkrankt, Gott und dem Guten abgestorben sind. Denn wie ein räudiges Schaf viele andere ansteckt, wie eine geringe Quantität Arsenik eine ganze Mahlgemeinde vergiftet, wie der am Ausfluß Leidende ein ganzes Haus, eine ganze Nachbarschaft ansteckt, so stecken auch gottlose Schriften Herz und Wandel derer an, die damit hantiren. Doch die Wirkung solcher Ermahnung und Belehrung hängt viel von der Weise des Unterrichts und des Charakters der lehrenden Person ab; denn Derjenige, der immer zum Guten ermahnt, aber mit schlechtem Beispiel vorangeht, ist gleich einem Menschen, der sich sehr bemüht, ein Feuer anzuzünden, und nachdem dasselbe angefangen hat, zu brennen, kaltes Wasser darauf schüttet und es so wieder auslöscht. Man muß sich selbst der Frömmigkeit auf's angelegentlichste befleißigen, wenn man Anderen zum Vorbild dienen will. Die Römer hatten es im Gebrauch, die Büsten ihrer Vorfahren, die sich ausgezeichnet hatten, in ihren Häusern aufzustellen, damit sie und ihre Kinder fortwährend an ihre Tugenden erinnert und zur Nachfolge darin angepornt würden. Wir mögen keinen solchen Gebrauch haben, aber das Beispiel der lebenden Eltern übt Tag und Nacht einen Einfluß zum Guten oder Bösen auf die Kinder aus. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme,“ ist ein wahres Sprichwort. Die Ewigkeit wird es vollends klar machen, wie fast unwiderstehlich das Beispiel der Eltern auf die Kinder wirkte. „Wie sollten wir dann geschildert sein mit heiligem Wandel und gottseligem Wesen.“ Man trenne nie, was Gott verbunden. Man soll nicht nur wie Eli fromm sein, sondern auch wie Abraham mit seinen Kindern vom Gesetz des Herrn reden Tag und Nacht.

4. Man führe die Kinder durch gründliche Bekehrung zu Jesu, so sind sie vom Satan erlöst. Wenn wir die angegebenen Rathschläge auch für richtig und zweckdienlich halten, so glauben wir doch noch viel mehr, daß die Bekehrung zu Gott in Verbindung mit dem Segen die Menschheit vom Uebel erlöst. Es ist gewißlich wahr, daß alle Menschen des Ruhmes mangeln, den sie an Gott haben sollten, doch ist es nicht wahr, daß alle Menschen zu allen Sünden Liebe haben. Wäre man nun auch durch die Natur, Umgebung und Anleitung ein leidenschaftlicher Romanleser gewesen, so kann doch die allmächtige Gnade auch diese Gebundenen lösen und ihnen den Geschmack an der Sünde völlig vernichten. Denn wo die Sünde mächtig ist, ist doch die Gnade noch viel mächtiger. Die Gnade errettet auch von vielen Sünden. Schlagen auch unsere, mit Sorgfalt durchdachten und mit Geschick unternommenen Operationen oft fehl, so haben wir unter allen Umständen einen Gott, der helfen kann und der vom Tode errettet. Hat der heilige Geist unter Mitwirkung des göttlichen Wortes dem Sünder die Augen des Verstandnisses geöffnet, und liegt die Schuld und die Furcht vor der Strafe schwer auf dem Gewissen, erfaßt sodann der Reumüthige mit gläubiger Hand das Kreuz des Lammes, das die Sünden der Welt trägt, so verschwindet nicht nur die Sünde wie der Nebel vor der Sonne, sondern das Herz wird mit Friede und Freude erfüllt und durch die Wirkung des Geistes so verändert, daß es die Sünde in allen Gestalten gründlich haßt und das Gute mit Freuden übt. Ein solcher Mensch leidet dem Satansengel in der Gestalt

eines Zeitungsschreibers oder Buches nun nicht mehr willig das Ohr. Froh, daß er dem Vogelsteller und dessen Schlinge entlaufen ist, bleibt er in gehöriger Entfernung, damit er nicht von den giftigen Pfeilen desselben getroffen werde. Wird er ja 'mal überlistet und zum Straucheln gebracht, so entdeckt er seinen Irrthum mit Thränen und wendet sich wieder dem Retter zu. Solche Personen wollen und können nicht mehr mit Absicht in des Teufelsbude (Zeitungsmarkt) gehen. Auch erkennen sie durch den Geist, der ihnen gegeben ist, sehr bald, in welchem Geiste eine Lectüre geschrieben. Wäre dieselbe noch so sehr überzuckert, so schmecken sie doch das Gift heraus und unterlassen das Lesen. Muß ein Christ wegen seiner Amtstellung zu Zeiten in den Zeitungsschlund schlüpfen, so wird er, je gottgeweihter er ist, mit Wehmuth den Pesthauch erdulden, aber mit Ernst vor den schlüpfrigen Pfaden der falscherühmten Kunst warnen und suchen, seine Mitmenschen daraus zu retten. Wollen wir die Verirrten zu Rechte bringen, wollen wir Menschen zum zeitlichen und ewigen Glück führen, wollen wir unsere Kinder vor der seelenverberbenden Literatur bewahren: so müssen wir die Eltern, Lehrer und Kinder selbst von der Gefahr überzeugen, sie zu Jesu führen und ihnen gute Nahrung geben, so wird sie der Herr mit uns zum ewigen Leben bewahren. Das walle der liebe Gott! Amen.

T h e o. S u h r.

### Die Stellung des Superintendents dem Prediger, der Schule und den übrigen Beamten gegenüber.

#### I.

Der Superintendent ist in seiner Schule bekanntlich die aufsichtshabende Persönlichkeit. Ihm ist die Leitung derselben anvertraut; aber dem Prediger gegenüber ist seine Stellung:

1. Eine untergeordnete. Der Prediger hat die Oberaufsicht über die Schule, ihm ist das „Weiden der Lämmer“ nicht allein von der Kirche, sondern sehr nachdrucksvoll von Christus selbst anbefohlen. Joh. 21, 15. Es wäre deshalb ein großer Fehler vom Superintendenten, wenn er die Meinung in sich trüge, als ob die Angelegenheiten und Anordnungen der Schule den Prediger nichts angehen.

2. Eine abhängige. Sofern es dem Prediger möglich ist, wird er ernstlich versuchen, nicht nur der Schule beizuwohnen, sondern auch seine Aufgabe in derselben zu lösen. Mag dies nun hauptsächlich durch Ueberwachen, Anordnenhelfen, Rathgeben, Belehren, Ermahnen und Ermuntern, wo es nöthig ist, oder auch durch speciellcs Unterrichten einer Klasse geschehen. Ganz folgerichtig hat dann der Superintendent eine sehr gute Stütze und Hülfe an ihm, ohne welche er wohl kaum den gewünschten Erfolg mit der Schule erreichen könnte. Ein erfahrener Superintendent sagt: „Ich betrachte meinen Prediger als meinen kräftigsten Hinterhalt. Ohne seine Gegenwart und Mitwirkung würde ich mich kaum tüchtig fühlen, meine Pflichten in gebührender Weise zu erfüllen.“ Es wäre deshalb eine schadenbringende Annahme, wenn ein Superintendent der Meinung wäre, er könne in der Schule ganz unabhängig vom Prediger schalten und walten wie es ihm beliebt, und brauche auf die Wünsche und den Rath desselben nicht zu achten.

Der Schule gegenüber soll die Stellung des Superintendents eine lichtvolle sein. Er soll und muß vor Allem als wahrer Christ leuchten. Die Wahrheit des Wortes Gottes von der Erlösung durch Christum muß er von der Wiedergeburt an

bis zur gänzlichen Reinigung von aller Sünde aus seliger Herzenserfahrung kennen, um allezeit durch wahre Frömmigkeit ein treuer Zeuge für dieselbe sein zu können. Jeder Lehrer und Schüler muß es wissen, daß der Superintendent nebst dem Prediger der beste Mann in der Gemeinde ist. Etwaige Schatten in seinem Charakter oder in seiner Frömmigkeit werden von den Schülern gar schnell beachtet und hemmen seinen Einfluß als Führer der Schule.

Er muß aber auch die nöthigen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten besitzen zum richtigen Belehren und Rathgeben in der Schule. Nicht alle frommen Brüder können Superintendent sein. Er sollte allezeit bereit sein, die vorliegende Lection Licht zu erklären, und über andere Punkte, die Schule betreffend, sollte er ebenfalls Licht geben können.

Dann muß seine Stellung der Schule gegenüber eine selbstverleugnende sein. „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach,“ ist eine Aufforderung unseres Heilandes an alle wahre Christen, und (ich meine) sonderlich an den S. Schul-Superintendenten.

Von dem Augenblicke an, da er mit diesem Amte betraut wird, nimmt er einen solchen Standpunkt ein, daß die Welt mit ihren sinnlichen Vergnügungen bei ihm ganz in den Hintergrund treten müssen. Sogar seine Geschäfte muß er mit Rücksicht auf seine neuen Pflichten verwalten, um zum ernstlichen Nachdenken und zur getreuen Erfüllung derselben hinlänglich Zeit zu bekommen.

J. Reuber.

### Des Sonntagschul-Lehrers Pflichten außerhalb der Sonntagschule.

#### II.

Jeder Sonntagschul-Lehrer, der ernstlich und treu im Dienste seines Herrn arbeitet, wird sich's als heilige Pflicht zur Aufgabe machen, nebst dem Unterrichte auch noch für seine Schüler anhaltend und brünstig zu beten. Und das Gebet sollte von keinem Lehrer unterlassen bleiben. Sein Unterricht wird wenig Frucht schaffen, wenn er gebetlos erteilt wird. Von Gott muß ja das Gedeihen zu Allem kommen. Selbstverständlich wird auch ein frommer Lehrer seine Schüler auf betendem Herzen tragen. Nicht nur wird er in der Sonntagschule mit ihnen beten, sondern ganz besonders im Kämmerlein. Mit Gebet und Flehen zu Gott muß er da ringen für das Heil der jungen Lämmer, die zu weiden ihm anvertraut wurden. Nicht im Allgemeinen nur soll er für die Schüler beten, sondern jeder einzelne seiner Klasse muß der besondere Gegenstand seiner gläubigen Bitte werden. Viele sonst fleißige und talentvolle Lehrer beklagen sich oft über die Erfolglosigkeit ihrer besten Bemühungen und werden muthlos. Weniger klagen und mehr beten würde dem Uebel halb abhelfen. Ein gewisser Lehrer beklagte sich auch beim Superintendenten betreffs eines Schülers. Alles meinte er, hätte er schon mit dem Knaben probirt und oft schon mit ihm geredet, doch bis jetzt sei alles verlorene Mühe gewesen. „Hast Du auch schon mit dem lieben Gott wegen des Knaben gesprochen?“ fragte der Superintendent den Lehrer und bekam eine verneinende Antwort. „Nun, so gehe einmal hin und rede mit Gott über diese Sache; ich denke er wird helfen können.“ Mit diesem Bescheid verließ der Lehrer jenen Sonntag die Schule und vollführte ihn gewissenhaft. Und die Zukunft zeigte ihm, daß beten nicht umsonst ist, daß es zum Unterricht gehört und derselbe ohne das Gebet für die Schüler unvollständig ist. Ja, der Erfolg



eines Sonntagschul-Lehrers hängt größtentheils von der Erfüllung dieser wichtigen Pflicht ab.

Führen wir als Pflicht eines treuen Sonntagschul-Lehrers die Hausbesuche bei seinen Schülern an, so treffen wir auf einen Punkt, der von vielen Lehrern gänzlich ignorirt wird. Es ist aber kaum etwas oder nichts zu finden auf dem weiten Gebiet der Sonntagschulsache, das mehr geeignet wäre, bei Lehrern und Schülern das gegenseitige Vertrauen zu sichern und die Liebe zu gewinnen, als gerade solche Hausbesuche. Oder, wo es thöricht ist, wenn der Lehrer seine Schüler ermuntern würde, zuweilen ihn zu besuchen. Die Hausbesuche der Sonntagschul-Lehrer können nicht dringend genug empfohlen werden. Nicht nur dem Namen nach soll der Sonntagschul-Lehrer seine Schüler kennen, sondern auch ihren Verhältnissen nach. Jeder Lehrer sollte wissen, wie seine Schüler sich zu Hause benehmen, mit welchen Jugendgenossen sie Umgang pflegen. Er zeigt dadurch ein tiefes Interesse an dem Wohlergehen seiner Schüler, und das bleibt nicht ohne Einfluß bei diesen. Durch solche Besuche wird der kirchliche Einfluß in hohem Grad auch auf die Eltern ausgedehnt, und das um so mehr, wenn diese entkirchlicht und gottlos sind. Es ist dies auch eine große Vor- und Hülfarbeit für den Prediger, und es wäre nur zu wünschen, daß jedem Prediger eine Anzahl solcher Gehülfen zur Seite stehen würden. Besonders muß es sich aber der Sonntagschul-Lehrer angelegen sein lassen, seine kranken Schüler zu besuchen. Es ist dies eine Pflicht, von welcher er sich nur durch gänzlich unabweisbare Hindernisse abhalten lassen darf; in allen andern Fällen soll und muß er sie erfüllen. Ebenso darf er nicht veräumen nach der Ursache des Fehlens bei abwesenden Schülern sich zu erkundigen. Das kann auf die beste Weise geschehen durch sofortigen Hausbesuch. Wie wichtig dies ist, zeigt uns nachstehender Fall. Ein Knabe, der sonst nie in der Sonntagschule fehlte, blieb eines Sonntags eines Besuchs wegen auf dem Lande von derselben entfernt. Am nächsten Tag, als er nach Hause kam, fragte er seine Mutter: „Ist mein Sonntagschul-Lehrer heute oder gestern hier gewesen?“ Bedauerlicherweise war dies nun nicht der Fall. Den nächsten Tag stellte er dieselbe Frage als er Abends aus der Schule kam, und erhielt wieder eine verneinende Antwort. Und so fragte er in stetem Erwarten des Besuchs seines Lehrers Tag um Tag — doch kein Lehrer ließ sich sehen. Zuletzt kam dem Knaben der Gedanke, daß er nicht besonders vernutzt werde in der Sonntagschule und blieb öfters und zuletzt ganz weg. Er gerieth dadurch in böse Gesellschaft, und in Folge dessen wurde er gottlos und ging für die Kirche und den Himmel verloren. Darum bemühe sich doch jeder Lehrer über seine Schüler zu wachen und trete in nahe Verbindung mit ihnen, was am Besten durch Hausbesuche ermöglicht werden kann.

Eine absolute Nothwendigkeit für einen jeden Sonntagschul-Lehrer ist es, daß er eines frommen, heiligen Lebenswandelns sich bestrebe. Er muß darin ein Vorbild der Jugend sein. Er muß es sich zur unabwiesbaren Regel machen, an keinen Ort zu gehen, in keine Gesellschaft sich zu begeben, nichts zu thun, wobei er nicht von seinen Schülern betroffen werden dürfte. Ein Sonntagschul-Lehrer begegnete eines Sonntag Nachmittags einigen seiner Schüler. Diese wunderten sich, wohin der Lehrer gehe und verabredeten, ihm von der Ferne aus zu folgen. Der Weg führte sie dem Lehrer nach etwas auswärts aus der Stadt. Dort war ein Biergarten und Sommervergügnungsort. Staunend sahen die Schüler ihren Lehrer diesem Biergarten zugehen und in

denselben eintreten. Sie beobachteten ihn weiter, wie er sich bald an einen Tisch niederlegte und mehrere Glas Bier trank. Es war dies ein sonst begabter Sonntagschul-Lehrer; von diesem Tage an aber hatte er seinen Einfluß in der Schule gänzlich eingebüßt.

Alles anstößige Wesen hat ein Sonntagschul-Lehrer zu meiden, in Werk und Kleidertracht und allem übrigen als ein echter Jünger des Herrn sich zu erweisen. Freundlich und liebevoll zu sein gegen Jedermann, herablassend und gütig zu seinen Schülern, wenn er sie auf der Straße oder sonstwo trifft, emsig und thätig im Dienste des Herrn überall, wo er Gelegenheit findet, etwas für seinen Meister zu thun. Auch suche er sich solcher Kinder anzunehmen, die der Sonntagschule noch entfremdet sind. Er sei fleißig, wie eine Biene und suche so viel als möglich dem Bienenkorb zuzutragen. Und ist es zuweilen nöthig, stehend dem Feinde entgegenzuwirken, so fürchte er sich auch nicht, mit dem Stachel der Vertheidigung oder des Angriffs die Sache Jesu gegen die feindlichen Elemente zu vertheidigen. Hülfe der Herr uns Allen, treue und nützliche Sonntagschul-Arbeiter zu werden, die mit Gottes Gnade ihre Pflichten in- und außerhalb der Sonntagschule zu erfüllen suchen.

G. Bersteger.

### Des Sonntagschullehrers Einfluß.

Beeinflussen soll er seine Schüler vornehmlich durch seinen gottseligen Wandel zum heiligen Leben in der Liebe. Sein Leben muß mit seiner Lehre übereinstimmen, sonst glauben seine Schüler seinen Worten nicht. Er hasse den fleckten Rock des Fleisches; Jud. 23. „Der feste Grund Gottes bestehet, und hat dieses Siegel: „Der Herr kennet die Seinen;“ und: „Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet.“ 2. Tim. 2. 19. „Wer fromm einher gehet, wird genesen; wer aber verkehrten Weges ist, wird auf einmal zerfallen.“ Spr. 28, 18.

2. Beeinflusse er sie durch eigenes Exempel zum Fleiß. „Wenn ein Eisen stumpf wird und an der Schneide ungeschliffen bleibt, so muß man es mit Macht wieder schärfen; also folgt auch Weisheit dem Fleiß, Pr. 10, 10. Er verstände nie seine Zeit. Nie sei er untätig, aber mit unbedeutenden Dingen beschäftigt. Auch sehe er darauf, daß er sich in seinem Amt entwickle, sowie auch in der speziellen Vorbereitung auf die Lehrstunde in der Sonntagschule. „Lehret Jemand, so warte er der Lehre.“ Röm. 12, 7. Wenn die Schüler merken, daß ihr Lehrer sich nicht vorbereitet hat auf die Lektion, so werden sie seinem Beispiel folgen und sich auch nicht um das Lernen der Lektion kümmern. Achtet ein Lehrer die Lektion seiner Aufmerksamkeit nicht werth, so steht zu erwarten, daß die Schüler desgleichen thun. Zu glauben, sie werden den Mangel an Vorbereitung nicht merken, verräth eine große Beschränktheit. Weiß doch selbst eine Creatur gute von magerer Weide zu unterscheiden. Und so sagen, sie sollen sich nicht nach dem Lehrer richten, verurtheilt dessen eigenes Beispiel als nicht nachahmungswürdig. „Allenthalben aber stelle dich selbst zum Vorbild guter Werke, mit unverfälschter Lehre, mit Ehrbarkeit, mit heilsamem und untadelichem Wort, auf daß der Widerwärtige sich schäme und nichts habe, daß er von uns möge Böses sagen;“ Tit. 2. 7. 8. „Befleißige dich Gott zu erzeugen einen rechtschaffenen und unsträflichen Arbeiter.“ 2. Tim. 2, 15.

3. Zum Gehorsam. Es gibt Lehrer, die sich den Anordnungen ihrer Vorgesetzten und der Schule widersetzen, die ungehorsam sind. Solche Lehrer, wenn sie nach gebührender

Ermahnung so verharren, müssen abgesetzt werden, denn sie pflanzen und nähren in ihren Schülern den störrigen Geist der Widerseßlichkeit und des Ungehorsams. Ihre Schüler werden sich nach ihrem Beispiel auch gegen sie mit gleicher Verachtung auflehnen. „Manchem gefällt ein Weg wohl, aber sein Letztes reicht zum Tode.“ Spr. 16, 25. „Denn Ungehorsam ist eine Zaubereisünde, und Widerstreben ist Abgötterei und Götzendienst.“ 1. Sam. 15, 23.

4. Zur Aufmerksamkeit. Wenn er je unachtsam und gleich-

gültig oder gar ein Kirchenschläfer ist, so werden seine Schüler entweder ihn verachten oder durch sein Beispiel Verachtung auf sich bringen. „Sei wider und Stärke das andere, das sterben will.“ Off. 3, 2.

5. Zur Freundlichkeit. Wer andere freundlich behandelt, wird wieder so behandelt. Wie man in einen Spiegel hineinschaut, so schaut man auch wieder heraus. Freundlichkeit ist sehr billig, aber sehr köstlich. „Die Liebe ist langmüthig und freundlich.“ 1. Cor. 13, 4. Man merke sich diese Punkte.

C. R. Koch.

Erstes Quartal.

## Sonntagsschul-Lektionen.

### Christus und seine Jünger.

#### 6. Lektion: Markus 3, 6–19.—Sonntag den 5. Februar 1882.

6. Und die Pharisäer gingen hinaus, und hielten alsobald einen Rath mit Herodis Dienern über ihn, wie sie ihn umbrächten.

7. Aber Jesus entwich mit seinen Jüngern an das Meer; und viel Volks folgte ihm nach aus Galiläa, und aus Judäa.

8. Und von Jerusalem, und aus Idumäa, und von jenseit des Jordans, und die um Tyrus und Sidon wohnen, eine große Menge, die seine Thaten hörten, und kamen zu ihm.

9. Und er sprach zu seinen Jüngern, daß sie ihn ein Schifflein hielten um des Volks willen, daß sie ihn nicht drängeten.

10. Denn er heilte ihrer viele, also, daß ihn überfielen Alle, die geplagt waren, auf daß sie ihn anrühreten.

11. Und wenn ihn die unsaubern Geister sahen, fielen sie vor ihm nieder, schrien und sprachen: Du bist Gottes Sohn.

12. Und er bedrohte sie hart, daß sie ihn nicht offenbar machten.

13. Und er ging auf einen Berg, und rief zu sich, welche Er wollte; und die gingen hin zu ihm.

14. Und er ordnete die Zwölfe, daß sie bei ihm sein sollten, und daß er sie aussendete zu predigen,

15. Und daß sie Macht hätten, die Seuchen zu heilen und die Teufel auszutreiben.

16. Und gab Simon den Namen Petrus;

17. Und Jacobum, den Sohn Zebedäi, und Johannem, den Bruder Jacobi; und gab ihnen den Namen Simeon, das ist gesagt: Donnerstinder;

18. Und Andream, und Philippum, und Bartholomäum, und Matthäum, und Thomam, und Jacobum, Alphäi Sohn, und Thaddäum, und Simon von Kana;

19. Und Judas Ischarioth, der ihn verrieth.

**Haupttext:** Ihr habt mich nicht erwählt, sondern ich habe euch erwählt, und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe.—Joh. 15, 16.

**Einführung.**—In den beiden letzten Sectionen hatte Christus die feindlichen Anfälle der Pharisäer beides durch seine Worte und Wunder siegreich zurückgeschlagen. Dieses vermehrte jedoch nur ihren Haß gegen die Wahrheit. Sie sahen daher jetzt in Vereinigung mit den Anhängern Herodes Antipas, des Regenten von Galiläa, auf das beste Mittel ihn zu fangen und zu verderben. Dieses bewog Christum sich mit seinen Jüngern ans Meeresufer zu begeben.

**Erklärung.**—I. Das Entweichen zum Meeresufer. Vers 6–12. Die Ursache des Entweichens Christi war erstens, weil er vermeiden wollte, in die Hände seiner Feinde zu fallen; denn hierdurch wäre sein Werk gehindert worden, welches noch nicht vollendet war. Zweitens fand er auch am Ufer des Meeres einen besseren Ort für seine Wirksamkeit unter dem zu ihm eilenden Volke.

Vers 7, 8.—Nach der neuen engl. Uebersetzung zerfällt die Menge des Volks, die um ihn versammelt war, in zwei Klassen. 1. Die Juden aus Galiläa folgten ihm nach; nahmen im Conflict mit den Pharisäern seine Partei. Sie waren ohne Zweifel mit der Hoffnung erfüllt, Christus würde ein weltliches Messiasreich stiften, wozu seine Wunder den Anfang bildeten. Die zweite Klasse kam zu ihm, um seine Thaten zu sehen und ihre Kranken heilen zu lassen. Diese große Menge Volks kam von verschiedenen Plätzen: Aus Judäa; aus Idumäa, oder Edom. Die Edomiter waren Nachkommen Esaus, die in den Gebirgen südöstlich von Judäa wohnten. Sie waren 125 vor Christo mit Gewalt gezwungen worden, Juden zu werden. „Von jenseit des Jordans“ wahrscheinlich aus Peräa, wo ja Christus nachher seine Wirksamkeit entfaltete. „Und die um Tyrus und Sidon.“ Tyrus und Sidon waren die Hauptstädte Phöniziens, welches nördlich von Palästina, dem mittelländischen Meer entlang, lag. In diese Gegend kam unser Heiland nachher auch. (Siehe Mark. 7, 24.)

Hier am Meeresstrand mußten seine Jünger ein Boot für

ihn bereit halten. Die Ursache war, daß er ungehindert aus demselben das Volk lehren konnte und auch sich zurück zu ziehen vermochte, wenn es ihm beliebte. Denn er war ganz umringt von Kranken, die sich mit großer Gewalt zu ihm drängten, um geheilt zu werden dadurch, daß sie ihn anrühreten. Jesus forderte, daß die Kranken ihn im Glauben anrühreten, damit sie ihr Gesundwerden nur seiner Macht zuschreiben konnten, und damit sie lernten, daß nur in seiner Gemeinschaft alles Heil zu finden sei. Ueber Vers 11, 12. siehe Erklärung zu Section 2, Vers 24.

II. Erwählung der zwölf Apostel.—Vers 13–19. Obgleich das Gerücht von unserem Heiland schon nach allen Richtungen hin verbreitet war, und die Feindschaft der regierenden Mächte in Palästina gegen ihn beständig zunahm, stand Christus diesen Feinden der Wahrheit gegenüber noch ganz allein; keine organisirte Jüngerschaft umgab ihn bis jetzt. Das war nun jedoch nothwendig geworden. Christus mußte Männer haben, die nach seinem Tode sein Werk fortsetzten, die für ihn durch seine Kraft zeugten und die Welt mit seinem Evangelium erfüllten. Diese Männer aber mußten Augen- und Ohrenzeugen sein von allem dem, daß er that und redete. Um nun diese Wahl zu machen, begab sich Christus auf einen Berg, wo er die Nacht hindurch im Gebete zubrachte. Lucas 6, 12. Als jenen Berg bezeichnen die besten Autoritäten den Gattin. Am andern Morgen bei Tagesgrauen nahm er sodann diese Wahl vor. Christus lehrte uns hiermit, daß die Berufung zum Predigtamt sein Werk ist, daß Niemand ungerufen predigen soll, und daß er nur Nachfolger seiner Lehre und seines Wandels hierzu beruft. Die Zahl der Erwählten war zwölf, welche er nach der Zahl der zwölf Geschlechter Israels bestimmte. Siehe auch Offb. 21, 12, 14. Der Titel, den er ihnen gab, war „Apostel.“ Luc. 6, 13. Dieses Wort meint, ein Gesandter, ein Bevollmächtigter. Sie wurden gesandt, die frohe Botschaft zu verkündigen, bevollmächtigt in seinem Namen Kranke



zu heilen und Teufel auszutreiben. Denselben Auftrag haben noch heute alle von Gott berufenen Prediger. Sie bitten an Christi Statt: „Lasset euch verhören mit Gott;“ das Wort vom Kreuz, welches sie verkündigen, ist eine Gotteskraft, die da selig macht alle, die daran glauben. Zubereitet wurden diese Apostel für ihren wichtigen Beruf durch den persönlichen Unterricht, Einfluß und das Exempel Christi, sowie durch die Salbung mit dem heil. Geist. Dieselbe Zubereitung müssen noch heute Prediger des Evangeliums haben. Ueber die Namen dieser zwölf Apostel siehe nebst der Lektion: Matth. 10, 2.; Luc. 6, 14.; Apg. 1, 13. Alle Evangelisten haben in ihren Berichten Simon Petrus an der Spitze dieser zwölf. Der letzte Name wurde ihm von Christo gegeben und bedeutet „Fels.“ Derselbe deutet auf einen festen Charakter hin. Hierauf folgt das Brüderpaar Jakobus und Johannes. Es waren dies die Söhne der Schwester von der Mutter Jesu. Den Namen „Anebargem“ gab ihnen Jesus wegen ihres Eifers für ihn. Lucas 9, 14.; „Andreas“ bedeutet so viel als männlich. Er war aus Bethsaida und ein Bruder des Petrus „Philippus.“ Auch er war aus Bethsaida. Man muß ihn jedoch unterscheiden von Philippus dem Diakonen, Apg. 6, 5.; 8, 5–12. „Bartholomäus“ ist ohne Zweifel des Nathanaels Name; denn der Evangelist Johannes erwähnt Nathanael zweimal, Cap. 1, 45.; 21, 2., aber den Bartholomäus nie. Die andern Evangelisten hingegen benamen nur Bartholomäus; aber nie Nathanael. „Matthäus.“ (Siehe 4. Lektion.) „Thomas.“ Ueber ihn lies Joh. 11, 16.; 14, 5.; 20, 24.; 21, 2. „Jakobus.“ Um ihn von Jakobus dem Bruder Johannes zu unterscheiden, wird er gewöhnlich „der Jüngere“ genannt. „Thaddäus,“ heißt auch Lebbaüs und Judas. Er war wahrscheinlich der Autor vom Brief Judä. „Judas Ischarioth.“ Die Herkunft dieses Mannes ist ungewiß. Manche Bibelausleger meinen, er sei aus Kirioth in Judäa gewesen. Sein Lebenslauf ist jedem Bibellehrer bekannt.

**Lehre.** — 1. Die Feinde der Wahrheit vergessen bei Bekämpfung derselben ihre eigenen Unterschiede. Wenn es gegen Christum geht, so werden Herodes und Pilatus Freunde. — 2. In der Nähe Christi ist Segen, Heil und Hilfe für alle Bedürftigen. — Christus bedient sich zur Ausführung seines Werkes einfacher Männer — Männer und keine Engel, solche, die aus eigener Erfahrung die Sünde und die Erlösung durch Christum kennen. — 4. Die wahre Vorbereitung für den Dienst des Evangeliums kann nur zu den Füßen Jesu erlangt werden. — 5. Mit dem Beruf schenkt Jesus auch seinen Knechten Kraft, den Beruf zu erfüllen.

**Anweisung für Lehrer.** — Die Hauptsache, welche der Lehrer mit seinen Schülern gründlich verhandeln sollte, ist der Beruf zur Arbeit im Weinberg Christi. Von B. 6–12 finden wir, was diese Arbeit in sich faßt — Seelen retten. B. 13–14 ist uns der Beruf hierzu geschildert. B. 15 sehen wir, daß mit dem Beruf auch die Kraft zum Werk gegeben wird. B. 16–19 sind uns dann die Charaktere beschrieben, die Jesus beruft. Es waren seine Nachfolger.

**Illustration.** — Christus der beste Lehrmeister. Der Geschichtschreiber Xenophon erzählt, daß die alten persischen Monarchen zur Erziehung ihrer Prinzen die vier besten Männer im ganzen Reich erwählten, — den weisesten Mann, den gerechtesten Mann, den mäßigsten Mann und den frömmsten Mann, — auf diese Weise sollten sie geschickt werden, Könige und Regenten zu sein. Alle diese Eigenschaften fanden die Jünger Jesu in ihrem Meister vereinigt. Wer immer ihn zu seinem Lehrer erwählt, der wird geschickt, der Welt zum großen Segen zu werden.



**Wandtafelklärung.** — Wir stellen hier Christum, nach Sacharja 13, 1., als einen Born dar wider die Sünde und Unreinigkeit. Als solcher wurde er zu seiner Zeit leider nur von den Wenigsten anerkannt, trotzdem er gerne bereit war, Jedem seine wunderbare Heilskraft kund werden zu lassen. Die Selbstgerechten haßten ihn, und nur Solche, die in großen Nothen waren, suchten Heil in dem sprudelnden Lebensquell. Noch heute ist, Gottlob! Allen dieser Born zugänglich. Christus wird uns verkündigt in Kirche und Schule. Suche nur in ihm dein Heil.

## Die Feinde und Freunde Christi.

### 7. Lektion: Markus 3, 20–35. — Sonntag den 12. Februar 1882.

**20.** Und sie kamen zu Hause; und da kam abermal das Volk zusammen, also, daß sie nicht Raum hatten zu essen.

**21.** Und da es hörten, die um ihm waren, gingen sie hinaus, und wollten ihn halten; denn sie sprachen: Er wird von Sinnen kommen.

**22.** Die Schriftgelehrten aber, die von Jerusalem herabgekommen waren, sprachen: Er hat den Beelzebub, und durch den Obersten der Teufel treibt er die Teufel aus.

**23.** Und er rief sie zusammen, und sprach zu ihnen in Gleichnissen: Wie kann ein Satan den andern austreiben?

**24.** Wenn ein Reich mit ihm selbst unter einander uneins wird, mag es nicht bestehen.

**25.** Und wenn ein Haus mit ihm selbst unter einander uneins wird, mag es nicht bestehen.

**26.** Setzet sich nun der Satan wieder sich selbst, und ist mit ihm selbst uneins; so kann er nicht bestehen, sondern es ist aus mit ihm.

**27.** Es kann Niemand einem Starken in sein Haus fallen,

und sein Hausrath rauben; es sei denn, daß er zuvor den Starcken binde, und alsdann sein Haus beraube.

**28.** Wahrlich, ich sage euch: Alle Sünden werden vergeben den Menschenkindern, auch die Gotteslästerung, damit sie Gott lästern.

**29.** Wer aber den heiligen Geist lästert, der hat keine Vergebung ewiglich, sondern ist schuldig des ewigen Gerichts.

**30.** Denn sie sagten: Er hat einen unsauberen Geist.

**31.** Und es kam seine Mutter und seine Brüder, und standen draußen, schickten zu ihm, und ließen ihn rufen.

**32.** (Und das Volk saß um ihn.) Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder draußen fragen nach dir.

**33.** Und er antwortete ihnen, und sprach: Wer ist meine Mutter und meine Brüder?

**34.** Und er saße rings um sich auf die Jünger, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und meine Brüder.

**35.** Denn wer Gottes Willen thut, der ist mein Bruder, und meine Schwester, und meine Mutter.

**Haupttext:** Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.

Matth. 12, 30.



**Erklärung.**—Vers 20. 21. Nachdem Jesus die zwölf Apostel berufen hatte, hielt er die Bergpredigt, Matth. 5—7. Hier aufstieg er wieder vom Berge herab und kam nach Kapernaum. Sobald er jedoch angekommen war, wurde er aufs Neue vom Volke bedrängt. Viele wollten ohne Zweifel sich von ihm heilen lassen, andere wollten ihn predigen hören. Ein Theil jedoch suchte ihm nur zu schaden, nämlich die Pharisäer. Die Menge des Volks, die sich zu ihm drängte, war so groß, daß er keine Zeit und keinen Raum fand, auf eine gehörige Weise seine Mahnungen zu halten, und daß seine Verwandten befürchteten, er werde durch die unausgesetzte anstrengende Arbeit von Sinnen kommen. Diese Verwandten Jesu, die noch selbst nicht zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen waren (Joh. 7, 5.) konnten seinen Eifer nicht verstehen. Wie viele eifrige Christen sind schon auf dieselbe Weise beurtheilt worden.

Vers 22—27. Nach Matth. 12, 22. heilte Jesus hier einen Besessenen, der blind und stumm war, worüber sich das Volk verwunderte und in die Frage ausbrach: „Ist dieser nicht Davids Sohn?“ Die Pharisäer und Schriftgelehrten aber, die ihn stets bewachten, konnten dieses Wunder nicht leugnen; anstatt aber nun ihre Feindschaft gegen ihn aufzugeben, trieben sie dieselbe bis zum höchsten Grade. Das Wunder war eine unbestreitbare Thatsache; aber die Pharisäer und Schriftgelehrten stellten nun die ganze Sache als einen teuflischen Betrug dar, indem sie sagten: „Er hat den Beelzebub“ u. s. w. Beloubet sagt hierüber: „Alle Autoritäten sind darin eins, daß das Wort nicht Beelzebub, sondern Beelzebub heißen sollte. Beelzebub (Fliegenkönig) war ein Gott der Philister (2. Kön. 1, 2.). Durch die Veränderung des einen Buchstaben wurde dieser Name in Beelzebub (König der Unreinen) verwandelt und dem Obersten Teufel beigelegt.“ Sie stellten nun Christum dar, daß er ein Gesandter dieses Beelzebub sei, welcher auf diese Weise die Leute für seine Lehre gewinnen wolle.

Christus widerlegt nun diese Lästerung der Pharisäer in den folgenden Worten. Er stellt ihnen dar, daß ja Satan sein eigen Reich zerstöre, wenn er so handle, wie sie sagten. Er bezeichnet die Macht der Finsterniß als ein Reich, eine Regentchaft, welche nicht bestehen könne, wenn sie in sich selbst uneins wäre. Da Christus jedoch aus dem Reich des Satans die Menschheit befreite, so sei dies ein klarer Beweis, daß er durch die Kraft des allmächtigen Gottes wirke.

Hierauf warnt dann Christus die Pharisäer vor dem Abgrund des ewigen Verderbens, an welchem sie mit ihrer Feindschaft wieder die Wahrheit angelangt waren.

V. 28. 29. Die Lästerung wider den heiligen Geist besteht nach diesen Worten, sowie nach Ebr. 6, 4—8.; 10, 26—31. „in einer solchen direkten Feindschaft gegen den heiligen Geist, in welcher man die von ihm geoffenbarte, vom Gewissen bestätigte und deutlich erkannte göttliche Wahrheit verwirft, hochaft in Lüge verkehrt, den Geist der Wahrheit zuletzt für einen feindseligen quälenden Geist ansieht, so daß man sich seinem Einfluß für immer verschließt und alle zum Heil verordneten Mittel bleibend verwirft.“ Diese Sünde wird nach den deutlichen Worten Christi nicht vergeben. Der Mensch zerstört dadurch die in ihm liegende moralische Möglichkeit seiner Errettung durch Gottes Gnade. Denn der heil. Geist ist die einzige Person, welche den Sünder zu erwecken, zu erleuchten und lebendig zu machen vermag. Ohne ihn gibt es kein Verlangen nach Gnade, keinen Glauben, keine Reinigung von Sünden. Ob die Pharisäer sich dieser Lästerung des heiligen Geistes schuldig gemacht hatten, ist schwer zu bestimmen. Es ist jedoch gewiß, daß sie wenigstens in der größten Gefahr waren, diese Sünde zu begehen.

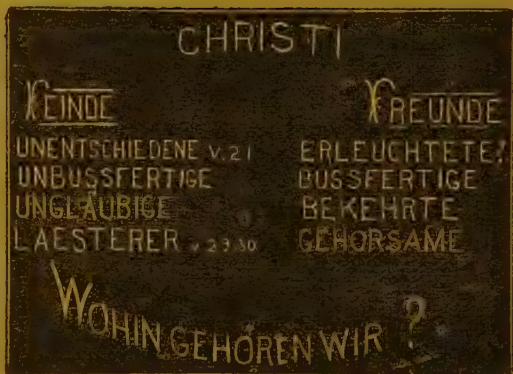
V. 31—35. Der Evangelist kommt jetzt wieder zurück auf seine Verwandten, welche nun vor dem Hause angekommen waren, worin sich Jesus befand. Ohne Zweifel wollten dieselben sich überzeugen, ob er wirklich außer sich sei, um dann die nöthigen Schritte zu thun, ihn zurückzubalten. (Siehe V. 21.) Es ist ein Streitpunkt unter den Schriftauslegern, ob die Brüder Jesu, Söhne Josephs und der Maria waren, oder die Söhne Josephs aus einer früheren Ehe, oder Söhne der Schwester Marias. Ueber ihre Namen siehe Matth. 13, 55. Es ist mehr wahrscheinlich, daß es keine Söhne der Mutter Jesu waren. In dem Folgenden zeigt Jesus dann, daß die Verwandtschaft mit ihm davon abhängt, ob man den Willen Gottes thut. Denn wer den Willen Gottes thut, ist von ihm geboren und besitzt die Natur Christi. (Joh. 1, 13.; 1. Joh. 2, 29.; Joh. 4, 34.)

**Lehre.**—1. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Nachfolgern Jesu. Ein Theil derselben will beständig seine Sache überwachen, ihn leiten, retten und fesseln; ein anderer und der wahre Theil hingegen läßt sich von ihm überwachen, leiten, retten und fesseln. — 2. Wer des Satans Reich zerstören hilft, ist nicht des Satans, sondern Gottes Diener. — 3. Wer die verlästert, welche Satans Reich bekämpfen, der ist vom Satan. — 4. Der Mensch kann im Sündigen so weit schreiten, daß seine Buße und Vergebung mehr möglich ist. Diese Todsünde wird auf zweierlei Wegen begangen, 1) durch Verstockung und Lästerung wider der klar erkannten Wahrheit des Evangeliums und Wirkung des heiligen Geistes; 2) durch vollendeten Abfall, der durch muthwilliges Sündigen herbeigeführt werden kann bei denen, die die Wahrheit erkannt haben. — 5. Es gibt nur eine geistliche Familie auf Erden. Ihr Haupt ist Christus; ihre Glieder sind Gottes Kinder; die Nichtsinnur ihres Handelns ist Gottes Wille, der in seinem Wort geoffenbart ist.

**Anweisung für Lehrer.**—Der Lehrer zeige besonders seinen Schülern, 1. wie Christus von seinen Freunden ganz unrecht beurtheilt wurde; 2. wie ihm seine Feinde unreine teuflische Motive unterzuschreiben suchten; 3. worin die Lästerung wider den heil. Geist besteht; 4. welches die wahre Geschwister Christi sind, und was aus dieser Verwandtschaft folgt. Sind wir nämlich seine Brüder oder Schwestern, so werden wir, wie er geliebt, so erben wir auch mit ihm.

**Kleinkinderklasse.**—Es ist von Bedeutung in der Lektion, daß man den Kleinen recht deutlich beschreibe, wer die Freunde und Feinde Jesu sind. Seine Freunde sind die, welche den Willen Gottes thun; seine Feinde hingegen, welche dem Willen Gottes zuwider handeln. Weiter sollte man darauf aufmerksam machen, wie die Feindschaft gegen Christum bei manchem Menschen immer größer wird und endlich in der ewigen Verdammnis endet. Die Freundschaft mit Christo jedoch wird reichlich belohnt.

**Illustrationen.**—Die Lästerung wider den heil. Geist. — Ein Mensch mag seine Augen mißbrauchen, und dabei doch sehen; aber wer dieselben sich ausreißt, kann nie wieder sehen. Ein Seefahrer kann seinem Kompaß eine unrechte Richtung geben durch einen Magnet, und es kann nach diesem noch immer wieder die rechte Richtung erlangen; wenn er aber den Kompaß zerstört, so hat er seinen Führer für immer verloren. So ist es möglich für den Menschen zu sündigen und auch Vergebung zu erhalten; die Wiederherstellung des größten Sünders uns Ebenbild Gottes durch den heil. Geist ist möglich. Wenn wir jedoch unsere Herzen so verhärten, daß dieser gute, göttliche Geist uns verlassen muß, wenn wir das Auge der Seele zerstören, so verfehlen wir uns dadurch außerhalb der Grenzen der Gnade.



**Wandtafelklärung.**—Wenn die Wahrheit so kräftig und entschieden gelehrt wird, wie das von unserm Heiland geschah, so konnte kaum ein anderes Resultat erwartet werden, als daß Einige sich als Freunde, aber auch Viele sich als Feinde des Herrn erklären würden. So kam es. Wer diese Feinde und Freunde sind, zeigt die Tafel uns ganz klar; nur kann man auch noch weitere Rubriken auf beiden Seiten leicht hinzufügen. Durch den Geist Gottes erleuchtete Menschen sind wohl nicht immer Freunde Christi, aber doch sehr oft, daher das Fragezeichen. Hauptsache ist, daß wir zu den Freunden Jesu gehören. Wie steht's?



## Das Gleichniß vom Säemann.

## .8. Lektion: Markus 4, 1-20.—Sonntag den 19. Februar 1882.

1. Und er fing abermal an zu lehren am Meer; und es versammelten sich viel Volks zu ihm, also, daß er mußte in ein Schiff treten, und auf dem Wasser sitzen, und alles Volk stand auf dem Lande am Meer.

2. Und er predigte ihnen lange durch Gleichnisse. Und in seiner Predigt sprach er zu ihnen:

3. Höret zu! Siehe es ging ein Säemann aus zu säen.

4. Und es begab sich, indem er säete, fiel etliches an den Weg; da kamen die Vögel unter dem Himmel und fraßen es auf.

5. Etliches fiel in das Steinigte, da es nicht viel Erde hatte, ging es bald auf, darum, daß es nicht tiefe Erde hatte.

6. Da nun die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, verdorrte es.

7. Und etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen empor, und ersticken es, und es brachte keine Frucht.

8. Und etliches fiel auf ein gut Land, und brachte Frucht, die da zunahm und wuchs; und etliches trug dreißigfältig, und etliches sechzigfältig, und etliches hundertfältig.

9. Und er sprach zu ihnen: Wer Ohren hat zu hören, der höre!

10. Und da er allein war, fragten ihn um dieses Gleichniß, die um ihn waren, sammt den Zwölfen.

11. Und er sprach zu ihnen: Euch ist es gegeben, das Geheimniß des Reiches Gottes zu wissen; denen aber draußen widerfähret es alles durch Gleichnisse.

12. Auf daß sie es mit sehenden Augen sehen, und doch nicht erkennen, und mit hörenden Ohren hören, und doch nicht verstehen; auf daß sie sich nicht dermaleinst bekehren, und ihre Sünden ihnen vergeben werden.

13. Und er sprach zu ihnen: Versteht ihr dieses Gleichniß nicht, wie wollt ihr denn die andern alle verstehen?

14. Der Säemann sät das Wort.

15. Diese sind es aber, die an dem Wege sind, wo das Wort gesät wird, und sie es gehöret haben; so kommt alsobald der Satan, und nimmt weg das Wort, das in ihr Herz gesät war.

16. Also auch die sind es, die aufs Steinigte gesät sind: wenn sie das Wort gehöret haben, nehmen sie es bald mit Freuden auf;

17. Und haben keine Wurzel in ihnen, sondern sind wetterwendisch; wenn sich Trübsal oder Verfolgung um des Wortes willen erhebt, so ärgern sie sich alsobald.

18. Und diese sind es, die unter die Dornen gesät sind: die das Wort hören;

19. Und die Sorge dieser Welt und der betrügerische Reichtum, und viele andere Lüste gehen hinein, und ersticken das Wort und es bleibt ohne Frucht.

20. Und diese sind es, die auf ein gutes Land gesät sind: die das Wort hören, und nehmen es an, und bringen Frucht, etliche dreißigfältig, und etliche sechzigfältig, und etliche hundertfältig.

**Haupttext:** Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt.—  
Offenbarung 2, 29.

**Einführung.** Die Zeit, in welcher Jesus dieses Gleichniß redete, war, wie allgemein angenommen wird, im Herbst A. D. 28. Der Ort, wo es geredet wurde, der See Genesareth, nahe bei Kapernaum. Die Parallelstellen sind Matth. 13, 1—23.; Luc. 8, 4—18.

**Erklärung.** I. Das Gleichniß.—Vers 1—8. Die Ursache, warum Jesus aus einem Schiffe zum Volk redete, war 1. weil er auf diese Art frei war vom Gedränge, und sich zur Ruhe legen konnte, wenn er es bedurfte. 2. Konnte er auch so am allerbesten zum Volk reden. Am Nordende des Sees befanden sich kleine enge Buchten, in welche man die Boote ziehen konnte. Eine große Menge Volks war vermögend von beiden Seiten, die Rede eines Lehrers aus dem Schiffe sehr gut zu verstehen.

Die Rede Jesu bestand in Gleichnissen vom Himmelreich. Unter einem Gleichniß versteht man eine kurze Erzählung, unter welcher man eine abstrakte Wahrheit anschaulich und faßlich darzustellen sucht. Das Gleichniß unserer Lektion ist gerade aus dem Leben des Volkes Israels genommen. Der Säemann säte den Samen mit der Hand. In den Blüten des Feldes, wo das Land und der Weg zusammentrafen, fiel manches Samen Korn auf den Weg, welches dann, da es nicht eingeeget werden konnte, von den Vögeln aufgefressen wurde. Ein anderer Theil des Samens fiel auf das Steinigte. Der Boden Palästinas war an vielen Orten steinig, wegen desselben konnte der Säemann jedoch nicht in seinem Säen anhalten, und so fiel etliches auf das Steinigte. Dieser Same geht bald auf. Die Ursache davon ist, weil der steinigte Boden bald durchwärmt wurde von der Sonne. Aber er hatte keinen tiefen Boden und verdorrte bei der Hitze. Der nächste Boden heist die erforderliche Fruchtigkeit zur Erhaltung der Pflanzen in der Hitze; allein derselbe war nicht gereinigt von den Dornen, welche, sobald sie etwas Ruhe und Wärme erhielten, den guten Samen überwucherten und ersticken. Der übrige Theil des Samens aber fällt auf gutes Land, auf Land, welches tiefe Fruchtbarkeit hat und vom Unkraut gesäubert ist, und daher Frucht trägt.

11. Warum Jesus in Gleichnissen lehrte.—V. 9—13. Am Schlusse dieser Gleichnisreden, deren sieben an der Zahl sind, fragten ihn seine Jünger, ohne Zweifel die siebenzig nebst den Zwölfen, um dieses Gleichniß, und warum er durch Gleichnisse zum Volke rede. Beide Fragen finden ihre Antwort.

Unser Heiland gibt seinen Jüngern hier einen großen Vorzug

vor den übrigen Hörern seiner Rede. Dieser Vorzug ist jedoch auf dieselbe Grundlage zu stellen, wie der Vorzug derjenigen, die Christus aufnahmen (Joh. 1, 11. 12.). Die Wahrheit des Evangeliums ist Vielen ein Geheimniß, weil sie sich durch eigne Schuld selbst verblenden; sie lieben die Finsterniß mehr als das Licht und kommen daher nicht zu dem Licht. Sie sind nicht von Gott zur Verdammniß geschaffen. Bei seinen Jüngern fand Jesus offene Herzen und daher war ihnen gegeben die Wahrheit zu erkennen. Diejenigen aber, die nicht achten, daß sie Gott erkennen, gibt Gott dahin in verkehrten Sinn.

III. Die Erklärung des Gleichnisses.—V. 14—20. „Der Säemann sät das Wort.“ Lukas sagt deutlicher: „Der Same ist das Wort Gottes.“ Der Säemann war 1. Christus, welcher von dem Vater gesandt war; Johann 2. seine Apostel; und 3. alle, welche in seinem Namen und auf seine Autorität hin auftreten. Das Säen des Wortes meint, das Evangelium verkündigen. Das Geheißenes dieses göttlichen Samens hängt davon ab, daß derselbe 1. aufgenommen wird; 2. muß derselbe auch Wurzel schlagen können; 3. muß er bearbeitet, von Dornen gereinigt werden. Die Hörer dieses Wortes sind jedoch sehr verschieden. Ein Theil derselben gleicht dem Wege; ihre Herzen sind hart, so daß das Wort nur die Oberfläche berührt, und Satan mit seinem Anhang nimmt es wieder von ihren Herzen. Ein anderer Theil derselben ist dem steinigten Acker gleich. Durch die Predigt des Evangeliums werden ihre Herzen gerührt; sie nehmen das Wort auf. Aber auf der anderen Seite sind sie auch ebenso nachgiebig. Durch Versuchungen, Leiden und Proben werden sie wankelmüthig und verlassen den Weg des Lebens. Der dritte Theil gleicht dem düngten Acker. Bei ihnen besteht das Uebel nicht in der Härtheit oder Oberflächlichkeit des Herzens, sondern 1. nehmen sie die ängstlichen Sorgen dieser Welt, 2. den betrügerischen Reichtum (Luc. 12, 15—21.), 3. die Lüste und Vergnügungen dieses Lebens darin auf. Diese nehmen dann die Zeit, Gedanken und Talente so in Anspruch, daß unter denselben das göttliche Leben erstickt. Doch ein Theil der Hörer der göttlichen Wahrheit gleicht dem guten Lande. In ihnen findet das Wort einen zureichenden Acker. Sie bewahren das Wort und thun darnach. Weiter beschreibt Christus noch ein dreifaches Ackerfeld, welches vielleicht dahin auszuliegen ist: Nicht alle besitzen dieselben Talente, nützlich zu sein. Andere werden auch schon frühe abgerufen; währenddessen Manche viele Jahre thätig sind im Dienste Gottes.

**Besre.**—1. Die Art und Weise, wie Christus lehrte, sollen sich alle Lehrer zum Exempel nehmen.—2. Es ist unsere Pflicht allen Menschen das Wort Gottes zu verkündigen, wenn es auch manchmal fruchtlos bleibt.—3. Der Same, welcher gesät werden soll, ist nicht Menschen Meinung, sondern das Wort Gottes.—4. Die Ursache von der Unfruchtbarkeit des göttlichen Wortes, liegt am Herzen des Menschen. Es ist entweder hart, oberflächlich oder mit weltlichen Dingen angefüllt.—5. Ein Herz, welches durch die Gnade Gottes zubereitet wird, und die göttliche Wahrheit in sich aufnimmt, bringt Frucht.—6. Wenn wir im Namen Jesu guten Samen säen, so haben wir gewiß eine Ernte zu erwarten.

**Anweisung für Lehrer.**—Der Hauptgegenstand in der Section ist Gottes Wort und des Menschen Herz. 1. Der Säemann, welcher das Wort sät ist Christus, sowie alle seine Diener. 2. Der Same ist das Wort Gottes. Der Acker, das Herz der Menschen, hierbei mache man auf die Verschiedenheit der Herzen aufmerksam. 4. Die Ernte.—Die Ernte vom Samen am Wege, auf dem Steinigten, unter den Dornen und auf dem guten Lande.

**Kleinkinderklasse.**—In dieser Section kann der Lehrer das so eben Gesagte auch für die Kleinen gebrauchen. Nur sollte er sie noch besonders aufmerksam machen, daß gerade in der Jugendzeit die Herzen am besten zubereitet werden können für den Säemann.

**Illustrationen.**—Biblische Exempel.—Wir haben mehrere biblische Exempel, welche den viererlei Acker bezeichnen. Pharaon und Festus können als Hörer des göttlichen Wortes betrachtet werden, die dem Wege gleichen. (2. Mos. 5 u. f. w.; Apsig. 26, 24.) König Saul und die Galater (?) waren dem steinigten Boden gleich. (1. Sam. 15; Galater 5, 7.) Bileam,

Judas, Ananias, Simon Magus und Demas gleichen dem dornigen Acker. Nathanael und die Purpurträgerin Lydia bezeichnen das gute Land. (Soh. 1, 47.; Apsig. 16, 14.)



**Wandtafelserklärung.**—„Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ ist eine Mahnung, die befolgt werden muß, wenn das Wort Gottes verkündigt wird. Auf unserer Tafel stellen wir der Schule in Bild dar, auf wie vielerlei Land der gute Same fällt. Und daß er nicht bei Allen auf gutes Land fällt, daran sind nach unserer Zeichnung, Unachtsamkeit, irdische Sorgen und Unbeständigkeit schuld. Man vergesse nicht, daran zu erinnern, daß es leider in der Sonntagsschule beim Unterricht eben so geht, wie in der Predigt: nur etliches fällt auf ein gut Land. O Mensch, wie ist dein Herz bestellt? Hab' Achtung auf dein Leben.

## Vom Wachsthum des Reiches Gottes.

### 9. Section: Markus 4, 21–34.—Sonntag den 26. Februar 1882.

**21.** Und er sprach zu ihnen: Bündet man auch ein Licht an, daß man es unter einen Scheffel oder unter einen Tisch setze? Mit Nichten, sondern daß man es auf einen Leuchter setze;

**22.** Denn es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und ist nichts Heimliches, das nicht hervorkomme.

**23.** Wer Ohren hat zu hören, der höre:

**24.** Und er sprach zu ihnen: Sehet zu, was ihr höret. Mit welcherlei Maas ihr messet, wird man euch wieder messen; und man wird noch zugeben euch, die ihr dies höret.

**25.** Denn wer da hat, dem wird gegeben; und wer nicht hat, von dem wird man nehmen auch das er hat.

**26.** Und er sprach: Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft.

**27.** Und schläft, und steht auf Nacht und Tag, und der Same gehet auf, und wächst, daß er es nicht weiß;

**28.** Denn die Erde bringt von ihr selbst zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren,

**29.** Wenn sie aber die Frucht gebracht hat, so schickt er bald die Sichel hin, denn die Ernte ist da.

**30.** Und er sprach: Wem wollen wir das Reich Gottes vergleichen? Und durch welch Gleichniß wollen wir es vorbilden?

**31.** Gleichwie ein Senfforn, wenn das gesät wird aufs Land, so ist es das kleinste unter allen Samen auf Erden;

**32.** Und wenn es gesät ist, so nimmt es zu, und wird größer, denn alle Kohlfräuter, und gewinnt große Zweige, also, daß die Vögel unter dem Himmel unter seinem Schatten wohnen können.

**33.** Und durch viele solche Gleichnisse sagte er ihnen das Wort, nachdem sie es hören konnten.

**34.** Und ohne Gleichniß redete er nichts zu ihnen; aber in sonderheit lehrte er seinen Jüngern alles aus.

**Haupttext:** Auf Erden, oben auf den Bergen, wird das Getreide da stehen.—Psalm 72, 16.

**Einleitung.**—Für Zeit und Ort unserer Section siehe die achte Section. Die Parallelstellen zu Vers 21–25. findet der Leser in Luc. 8, 16–11. Dieselben Gedanken sprach unser Heiland bei mehreren anderen Gelegenheiten aus. (Siehe Matth. 5, 15; 10, 26.; 11, 15.; 25, 29.; Lucas 6, 38.; 12, 2.; 19, 26.) Das Gleichniß Vers 26–29. wird uns nur von Markus berichtet. Ueber Vers 30–32. siehe Matth. 13, 31. 32.

**Erklärung.**—Vers 21–25. Dieses erste Gleichniß soll seinen Jüngern und uns zeigen, daß man nie aus Trägheit oder Gleichgültigkeit seine Gaben und den Heilschatz des Evangeliums vernachlässigen, noch aus Furcht vor Verachtung und Verfolgung sich von der Arbeit im Weinberg Christi zurückziehen darf. Denn wenn man im Morgenlande ein Licht anzündete, so wurde dasselbe so hingestellt, daß es allen im Hause leuchtete. Weiter fort hat dieses Gleichniß Bezug auf die Erklärung des Wortes Gottes. Der Sinn des Wortes Gottes soll nicht durch hohe Worte oder Undeutlichkeit verdeckt werden, sondern die Prediger und Lehrer sollen ihn in einfachen Worten und

frommen Wandel deutlich machen, so daß die Menschheit den Weg zum Leben klar erkennen kann. Dieses bekräftigt dann Christus noch mit einer herrlichen Verheißung, Vers 24. 25. Er will ihnen hiermit sagen, so wie sie eifrig seien im Lehren, würde auch Gott ihre Gaben und Erkenntniß vermehren. Es ist dies eine bewährte Thatsache, daß die getreuen und fleißigen Lehrer und Hörer von Tag zu Tag mehr Licht und Gnade erlangen; aber eine träge, verzögerte Seele wird von Tag zu Tag ärmer, bis sie endlich alles verliert, was sie besitzt.

Vers 26–29.—In diesem Gleichniß, zeigt Christus nun seinen Arbeitern im Weinberg des Evangeliums, daß sie betreffs des Erfolgs ihrer Arbeit nicht ängstlich sorgen sollten, sondern im Namen Gottes getrost ihr Werk verrichten und in Geduld auf die Ernte warten. Denn Paulus mag pflanzen, und Apollo begießen, so muß doch Gott das Gedeihen geben. Es ist daher 1. des Lehrers Pflicht, das Wort im Namen Gottes mit Gebet und Flehen zu reden; 2. in Geduld auf den Segen Gottes und den Erfolg zu warten. Der Same des Himmel-



reichs wächst 1. ganz unvermerkt, 2. stufenweis, aber sicher, bis die Frucht reif ist. Unter der Ernte muß man hier die volle Entscheidung der Zuhörer für Gott und seine Reichs Sache verstehen, denn nach dem Ausspruch Christi erntet der Säemann die Frucht selbst ein.

Vers 30-34. — In diesen Worten vergleicht Christus das Reich Gottes mit dem Senfkorn. Der erste Gedanke darinnen ist, daß dasselbe einen kleinen Anfang hat. Dieses zeigt sich klar in der Geschichte des Christenthums. Christus hat seine Kirche mit zwölf einfachen Jüngern angefangen. Der zweite Gedanke in demselben ist, der allmähliche aber sichere Fortschritt des Reiches Gottes. Wie das Senfkorn das kleinste Samenkorn war, welches unter Israel gesät wurde, aber wenn es aufgegangen war, allmählich sich vergrößerte, so war es auch mit dem Reiche Gottes der Fall. Jesus stand zuerst allein; dann kamen die Zwölfe; hierauf die Siebenzig. Nach der Himmelfahrt Christi war die Jüngerschaft 120; am ersten Pfingstfeste aber wurden schon 3000 hinzugezogen. Nach etlichen Jahrhunderten war die Zahl schon so groß, daß sie das ganze römische Reich beherrschte. Der dritte Gedanke ist der große segensreiche Ausgang dieses Himmelreichs. Der große Baum des Christenthums verbreitet seine Zweige schon über die ganze Welt. Alle Völker kommen, um Schutz, Ruhe und Erquickung unter seinem Einfluß zu suchen und zu finden. Ein herrlicher Ausgang steht dem Christenthum noch bevor; der Erdboden soll mit Erkenntnis des Herrn bedeckt werden, wie das Wasser die Tiefe des Meeres bedeckt. Götze und Idole werden vor der Macht des Himmelreichs in Trümmer sinken und für immer verschwinden.

**Lehre.** — 1. Die Gnade Gottes gleicht einem Lichte. Sie durchdringt und überwindet die Finsternis dieser Welt. Man kann dieselbe nicht verbergen; sie wird offenbar im Reden und im Wandel. Man darf sie nicht verbergen, denn sie ist gegeben alle Menschen zu erleuchten. — 2. Je eifriger man seine Gaben und Gnade zur Ehre Gottes zu verwenden sucht, je mehr theilt Gott uns davon mit. — 3. Wenn wir im Glauben Gottes Werk treiben, werden wir nicht ohne Erfolg bleiben. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. — 4. Der Entwicklungsgang des Reiches Gottes auf Erden ist klein im Anfang, allmählich im Fortgang, groß und segensreich im Ausgang.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Hauptgegenstand der Lektion ist das Wachstum des Himmelreichs in der Seele des Menschen und in der Welt. 1. Gibt Christus hier die Gesetze dieses Wachstums. Man muß die Gnade Gottes offenbaren, man muß damit wirken zur Ehre des Herrn und zum Heil der Menschheit. — 2. Beschreibt er den geheimen Fortschritt desselben. Der Mensch sät den Samen, Gott gibt das Gedeihen. Wenn der Mensch das Seine dazu thut, wird die endliche Ernte nicht fehlen. — 3. Schildert er uns den kleinen Anfang desselben, beides in der Seele des Menschen und in der Welt. Nach und nach aber vermehrt es sich, bis endlich die Seele davon erfüllt und die Welt durchdrungen wird.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer suche den Kleinen zu zeigen, daß dieses Himmelreich, wovon Christus hier in so herrlichen Gleichnissen redet, auch schon in ihre Herzen leuchtet, und daß auch sie diese Gnade Gottes recht gebrauchen müssen, wenn sie sich bei ihnen vermehren soll. Weiter zeige er ihnen, daß, so wie das Himmelreich klein anfang und jetzt so groß geworden ist, so müssen sie anfangen Gutes zu thun, wenn sie noch klein sind. Denn nur auf diese Weise können sie recht nützlich werden.

**Illustrationen.** — 1. Wachstum. Sei zufrieden so schnelle Fortschritte zu machen, als du im Stande bist. Ein Pilz mag in einer Nacht groß werden; aber was ist ein Pilz? Bedenke, daß jedes Große Zeit zum Wachsen haben muß. Die Erde entspringt aus der Eichel; sie wird aber nicht in einem Tage zum mächtigen Baum, sondern hierzu erfordert es oft viele Jahre. — 2. Geheimnißvoll. Der Ursprung des Gangesflusses in Indien ist ganz verborgen. Aber der Fluß selbst ist nicht verborgen. Er befruchtet die Ebene Indiens. Ähnlich verhält es sich mit dem Reiche Gottes.



**Wandtafelklärung.** — Bei dieser Zeichnung haben wir ganz besonders Rücksicht genommen auf den stufenähnlichen Wachstum des Reiches Gottes im Herzen. Dazu wählten wir 1. Cor. 1, 30.: „Welcher (Christus) uns gemacht ist zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung.“ Diese Steigerung christlicher Erfahrung stimmt mit der Lektion: „Die Erde bringt zuerst das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren.“ (Siehe Zeichnung.) Erscheinen die Schnitter (die Engel), so ist die Ernte nahe. Einsammlung der Garben in die ewigen Scheunen und Erlösung sind die höchste Stufe und — gleichbedeutend. Wer die Tafel mit Kreide zeichnet, sollte zunächst die Stufen malen, dann unten beginnen mit „Weisheit“ und so fort, bis zu Erlösung. Das wird die Sache interessant machen.

## Hinterstücken.

**Washington und der Corporal.** — Im amerikanischen Freiheitskriege ließ der Corporal einer kleinen Compagnie eine Schanze ausbessern. Zu diesem Zwecke mußten mehrere seiner Leute einen schweren Balken herauswinden. Das war nun ein hartes Stück Arbeit, so daß der Corporal die Soldaten fortwährend durch laute Zurufe zu neuen Anstrengungen anfeuern mußte.

Ein Offizier, der nur in schlichte Bürgertracht gekleidet war, ging vorbei und fragte den laut Schreienden und Befehlenden, warum er nicht selbst mit Hand ans Werk lege und den armen Soldaten ein wenig helfe. — Ueberrascht drehte sich der Mann um, streckte seine Nase trotzig in die Luft, und antwortete hochmüthig: „Mein Herr, ich bin ein Corporal!“

„Sind Sie das?“ entgegnete der Offizier. „Ich wußte das nicht.“ Bei diesen Worten nahm er seinen Hut ab, verbeugte sich vor dem hochnäsigen Männlein und sagte: „Ich bitte um

Verzeihung, Herr Corporal;“ dann wandte er sich zu den Soldaten und half ihnen aus allen Kräften, den Balken an Ort und Stelle zu bringen.

Nachdem die Arbeit vollendet war, wandte sich der mittelwichtige Herr an den Befehlshaber der Compagnie und sagte: „Herr Corporal, wenn Sie wieder einmal ein schweres Stück Arbeit und nicht Leute genug dafür haben, so wenden Sie sich nur an den obersten General und Befehlshaber der Armee, und ich werde ihnen auch zum zweiten Male helfen.“

Der Corporal stand vor Schreck und Ueberraschung ganz sprachlos da, — denn es war Niemand anders, als General Washington, der zu ihm geredet hatte.

Merke, lieber Leser: ein wahrhaft großer Mann schämt sich keiner Arbeit, mag sie auch noch so hart und gering sein, aber ein hochmüthiger und eingebildeter Mensch glaubt sich durch geringe, ehrliche Arbeit zu erniedrigen, und durch solchen Eigendünkel erregt er bei Gott und Menschen Mißfallen.

## Aus dem Leben.

Ich lag, ein armer Kranker, kaum erwacht,  
Auf schmerzwollem Lager; in den Gliedern Fiebergluth,  
Kaum schien der Todesengel mir vorbeigeslogen,  
Und seiner Flügel Schatten glitten langsam nach.  
Und wie es geht im Leben — a u ß ' r e Noth  
Reicht oft der inneren nur die rauche Hand:  
Herzleid um And're, eigener Seelenkampf,  
Das sieht nicht aus wie eine Friedensstunde!  
Der Frühbrothstrahl — wohl brach er durch die Scheiben,  
Durch meine S e e l e fand er keinen Weg.  
Da sprang die Thüre, und mein Kleiner rief: „Papa,  
„Wie geht's? — jetzt aber k a n n ich meinen Vers,  
„Und der Herr Lehrer wird zufrieden sein.“  
„Soll ich ihn dir auftragen?“ — „Ja, das thü.“ —  
„Ich sagt's, nicht ahnend, welcher Vers gemeint.“  
Der Kleine sprach im frischen Ton der Zuversicht:

„Befiehl du deine Wege  
Und was dein Herz kränkt,  
Der allertreuesten Pflege  
Des, der den Himmel lenkt,  
Der Erde, Luft und Winden  
Gibt Wege, Lauf und Bahn,  
Der wird auch Wege finden,  
Da d e i n Fuß gehen kann.“

War das wie Predigt nicht aus Kindermund?  
War's nicht ein Frühstrahl durch die inn're Nacht?  
Und hatte ich die Lektion gelernt  
So grünlich, wie mein Söhnlein dort die seine?  
Ihm war das Wort als Pensum aufgegeben.  
Doch mir die That, das L e b e n, die V e w ä h r u n g.  
Zum S c h ä m e n war wohl Grund, doch auch zum Muth,  
Zum neuen Lebensmuth der armen Seele. H. W.

**Der Fuß.** — Der Deutsche hält sehr viel auf die Füße. Wenn er sich nach dem Befinden eines Freundes erkundigt, so sagt er: „Wie geht's? Ist er mit Jemand in freundschaftlichen Verhältnissen, so sagt man: Er steht mit diesem oder Jemem auf freundschaftlichem Fuße; im Gegentheil sagt man: Die Zwei leben auf gespanntem Fuße. Für das Geld hat man einen Münzfuß; für das Längemaaß benutzt man ebenfalls den Fuß, und ein Fuß breit und ein Fuß lang ist ein Quadratfuß. Auch dem Berg leihet der Deutsche einen Fuß, denn bei einer Bergparthie führt er nur bis zum Fuße des Berges. Von dem Schwerkranken sagt man: Ach, er steht schon mit einem Fuß im Grabe! Macht Jemand viel Aufwand, so sagt man: Er lebt auf großem Fuß; treibt er es aber zu arg, daß sein Eigenthum sehr verschuldet ist, so steht er auf schwammigen Füßen, und er wird nimmer lange auf freiem Fuße leben, wenn er nicht Bürgschaft leistet, und dieser Umstand hat schon manchen Halsfuß zur Verweisung gebracht. Einen leichtsinnigen jungen Mann nennt man einen Leichtfuß. Vom Freier sagt man: Er lebt auf Freierversüßen. Selbst die Beispiele sind bei den Deutschen häufig, denn der Sohn fußt das Betragen auf das Beispiel seines Vaters, so wie die gute Tochter in die Fußstapfen der tugendhaften Mutter tritt.

„Keiner siegte, keiner wich.“ — Im Jahre 1658, also zehn Jahre nach dem westfälischen Friedensschlusse, begegneten sich im Haag der französische und der spanische Gesandte in ihren Staatscarossen, die zu jener Zeit bekanntlich von horriblen Umfange waren, von Gefolge begleitet, auf offener Straße. Da diese eng war, wurde es unmöglich, an einander vorbeizufahren, und es blieb nichts anderes übrig, als daß die eine Partei eine Strecke zurückfuhr und dadurch der anderen Platz machte; aber hiergegen, gegen solche Nachgiebigkeit, empörte sich auf beiden Seiten der Gesandtenstolz. Man wich nicht, und da es hier wie dort, zu lebhaften Debatten kam, und das Gefolge wahrscheinlich bei der Sache auch nicht müßig blieb, mußte sich ein holländischer Offizier, von Beherwerden, mit hundert Mann dorthin begeben und diese zwischen die Hartnäckigen aufstellen, um nur die Dienerschaft von Thätlichkeiten abzuhalten. Weiter aber konnte auch er nichts erreichen; die Herren blieben standhaft in ihrem Stolz und wären wohl niemals mit den Wagen gewichen trotz Wind und Wetter, sie wären vielleicht gar in loco geflohen von der Länge des Wartens, wahrlich seltsame, langweilige Wärtzer für die

Chre des Staates, wenn nicht die Generalsstaaten, um ernstliche Mißlichkeiten zu vermeiden, eingeschritten wären, und dem Streit, der schon anberthalb Stunden währte, dadurch ein Ende gemacht hätten, daß man die Einfassungen der Straße, die schützenden Geländer neben den Häusern wegriß und also Platz zum Ausweichen schaffte. Stolz fuhren nun die Herren Gesandten an einander vorbei; jeder in glücklicher Befriedigung und mit dem Bewußtsein, sich und seinem Staate nichts vergeben zu haben.

**Bischof Peß** von der B. M. Kirche ist ein gewichtvoller Mann, auch dem Leibe nach. Neulich blieb er über Nacht bei Freunden. Um Mitternacht wollte der gute Bischof sich umdrehen, da — mit einem Krach lag er auf der Flur unter der Bettstiege. Der Hausvater hörte das Gepolter, sprang auf und eilte in des Bischofs's Schlafstube.

„Bischof, was ist passiert?“

„O, nichts besonders. Gehen Sie nur herunter und sagen Sie zu Ihrer Frau, wenn sie mich morgen früh nicht hier findet, so soll sie mich nur im Keller suchen.“

**Erfindungen.** Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß oft die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen ihre Geburt den geringfügigsten Umständen verdanken. Ein Alchymist, der eine Erdmischung zu finden bemüht ist, welche einen dauerhaften Schmelzriegel gibt, erfindet das Porzellan. Ein Uhrmacherlehrling hält ein Brillenglas zwischen Daumen und Zeigefinger, wundert sich plötzlich, wie groß die Spitze eines benachbarten Kirchturms erscheint — und die Teleskoptinse war erfunden. Einem Nürnberger Glaser fielen zufällig ein paar Tropfen Scheidewasser auf sein Brillenglas, und er bemerkte, daß an den betreffenden Stellen das Glas verwittet und erweicht schien. Er trug Figuren mit Firniß auf Glas auf, und bespritzte es dann mit Scheidewasser. Hierauf schabte er das Glas rings um die Figuren herum ab. Nach Entfernung des Firnisses erschien die Zeichnung erhaben auf dunklem Untergrunde, und die Glas ästunst war erfunden. Das leise Hin- und Herschwingen des Kronleuchters im Dome zu Pisa führte zur Erfindung des U h r p e n d e l s, indem Galilei das Pendelgesetz entdeckte, und Hugen's es praktisch verwertete. Auch die Lithographie verbandt ähnlichen Umständen ihre Entstehung. Ein armer Musikus war neugierig, herauszufinden, ob man nicht Noten ebenso gut auf einen Stein ätzen könne, wie auf eine Kupferplatte. Nachdem er seinen Stein präparirt hatte, bat ihn seine Mutter zufällig, einen Waschzettel aufzuschreiben. Da er Papier und Tinte gerade nicht bei der Hand hatte, so schrieb er die Waschlifte mit seinem Alesspräparat auf den Stein, in der Absicht, gelegentlich eine Abschrift zu nehmen. Als er einige Tage darauf den Stein reinigen wollte, wandte er hierzu Scheidewasser an, und in wenigen Minuten stand die Schrift erhaben auf dem Steine. Der nächste Schritt war natürlich, die Schrift zu schwärzen und einen Abdruck zu machen — die e r s t e L i t h o g r a p h i e.

**Ein sonderbares Tischgebet.** Dr. Adam Clarke, der große Commentator, aß kein Schweinefleisch. Als er eines Tages bei einer Familie zu Gast geladen war, und es ans Essen ging, kam ein gebratenes ganzes Ferkel auf den Tisch. Der Doktor sollte das Tischgebet sprechen, welches er in folgender Weise that: „O Herr, wenn du das unter dem Evangelium segnen kannst, was du unter dem Gesetz verfluchtest, dann segne dieses Schwein.“

**Prompte Auskunft.** Lehrer: Wie heißt du?

Schüler: Niebener.

Lehrer: Was ist dein Vater?

Schüler: Gestorben.

Lehrer: Nun, was war er denn früher?

Schüler: Lebendig.

**Muttersprache.** — Lehrer: „Wo hast du das Zeugniß deines Vaters, daß er dich am gestrigen Tage aus der Schule zurückbehielt?“

Schüler: „Herr Lehrer, ich hob's em g'fogt, mei'm Vater, er sollt mer e Zeugniß schreibe; aber er hot g'fogt, er könn net schreibe, hot er g'fogt.“

Lehrer: „Ich hob's em g'fogt — hot er g'fogt! Ist das Deutsch? Sind dies die Regeln deiner Muttersprache?“

Schüler: „Nee so fogt mei Vater; mei Mutter aber fogt, ich hunn's em g'fächt!“



**Wie folgende Personen in die Weltgeschichte gekommen sind.**—Adam Riese hat sich hineingerechnet, Raphael hineingemalt, Kant hineinphilosophirt, Wallenstein ist hineingespielt worden, Gellert hat sich hineingefabelt, Cartouche hineingefohlen, Tallebrand hineingelogen, Sagliostro hineingeschwundelt, Paganini hineingegeigt, die Jenny Lind hineingefungen, die Taglioni hineingetanz, Schiller und Göthe haben sich hineingedichtet.

**Entschuldbarer Irrthum.**—Officier: „Was hat der Soldat zu beobachten, wenn er mit der Eisenbahn durch einen Tunnel passirt?“

Soldat: „Er darf den Kopf nicht zum Fenster hinausstrecken.“

Officier: „Richtig, aber warum darf er's nicht?“

Soldat: „Damit der Tunnel nicht beschädigt wird.“

**Zeitvertreib.**—Der Schreibvirtuose Albert Hochfeld in Breslau setzt seine Postkarten-Kunststücke rüstig fort. Sein neuestes Werk ist die Beschreibung der Rückseite einer Postkarte mit 47 Schiller'schen Gedichten, die insgesamt 51,500 Wörter enthalten. Sie sind auf 230 Zeilen vertheilt, deren jede dem Schreiber eine halbe Stunde Zeit gekostet hat.

**Ganz confus.**—Bedienter (in eine Buchhandlung tretend): „Meine Madame wünscht die — die — A n i c h e d e s K r i p p i k u s.“

Buchhändler: „Hahaha! Sie meinen die Krippiche des Anitus — nicht doch — die Zypiche des Kranitus — nein! nein! — die Krappiche des Jnit — Postausend auch! Sie haben mich ganz confus gemacht — hier haben Sie Ihre (von dem betreffenden Buche ablesend) K r a n i c h e d e s Z y p i k u s!“

**Merkwürdig.**—Fremder: „Ist dies das Regierungsgebäude?“

Dienstmann: „Ja, mein Herr, wir sind aber vor der Rückseite; die Vorderseite ist hinten!“

**Das eigene Gerstenfeld.**—Im siebenjährigen Kriege ward der Rittmeister von Stainville (Steinville) ausgeschiedt, um Fourage für seine Pferde zu suchen. Er begab sich an der Spitze seiner Escadron nach der ihm angewiesenen Gegend, einem einsamen Thale, wo man nichts als Buschwerk erblickte. Er war indez einer armenigen Hütte ansichtig, und als er anpochte, trat ein Wiederkäuser mit einem eisgrauen Kopfe heraus. „Vater!“ rebete ihn der Offizier an, „zeiget mir ein Feld, wo meine Leute Futter holen können.“ „Sogleich,“ erwiderte der Alte, bot sich ihnen selbst zum Wegweiser an, und führte die Schwadron das Thal hinab. Nachdem sie etwa eine Viertelstunde weit gekommen waren, trafen sie ein schönes Gerstenfeld an. „Hier ist das, was wir suchen,“ rief der Rittmeister. „Noch einen Augenblick Geduld!“ sagte der Greis, „und sie sollen befriedigt werden.“ Sie marschirten also weiter und langten nach einer Viertelstunde Wegs bei einem anderen Gerstenfelde an. Die Reiter stiegen von den Pferden, mäheten das Feld ab, banden die Gerste auf die Pferde, saßen wieder auf, und ritten davon. Darauf sagte der Rittmeister zu seinem Führer: „Guter Vater, Ihr habt uns unnöthiger Weite weiter marschiren lassen, das erste Feld war besser als dieses!“ Das kann wohl sein,“ verjeste der Alte, „aber es gehörte nicht mir.“

**Ursprung des Namens Canada.** Der Ursprung des Wortes „Canada“ ist überaus merkwürdig. Die Spanier hatten das Land vor den Franzosen betreten und suchten besonders Gold und Silber. Als sie keines fanden, pflegten sie oft zu sagen: „Aca nada! (es ist nichts da!)“ Die Indianer, die alles genau beobachtet hatten, merkten sich das Wort und seine Bedeutung. Als dann die Franzosen kamen, waren die Indianer nicht eben über ihre Ankunft entzückt, sie hielten sie für Spanier und meinten, sie seien zu gleichem Zweck gekommen und wiederholten darum öfters das Wort: „Aca nada!“ Die Franzosen, welche ebenso wenig Spanisch verstanden, als die Indianer, nahmen an, daß das Wort der Name des Landes sei und gaben dem Land diesen Namen, den es behalten hat.

**Der Weg nach dem Monde.**—Die Herzogin von Newcastle fragte den Bischof Wilkins, der sich viel mit Astronomie beschäftigte, um ihn in Verlegenheit zu setzen: wie sie nach der

Welt im Mond, welche er entdeckt hätte, gelangen könnte, und wo sie, da der Weg zu lang wäre, ausruhen solle? „Madame“ erwiderte der Bischof, der als extravagant und phantastisch bekannten Dame, „Sie haben so viele Schlösser in die Luft gebaut, daß es Ihnen dort oben nicht an Ruheplätzen fehlen kann.“

**Beispiel reizt.**—So viel Männlichkeit die Königin Elisabeth von England affectirte, so konnte sie sich doch nicht entschließen, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, ungeachtet er ihr heftige Schmerzen verursachte und kein anderes Mittel vorhanden war, denselben los zu werden. Vergebens verschwendete der Zahnarzt alle seine Vorstellungen, wirkungslos blieben die Bitten der Höflinge. Da setzte sich endlich der Bischof Wymer von London, der zugegen war, in einen Lehnstuhl, winkt dem Zahnarzt, öffnete den Mund und zeigte mit einem Finger auf einen seiner ganz gefundenen Zähne. Er ließ sich solchen herausziehen und zeigte ihn hierauf kaltblütig den Anwesenden. Elisabeth erkaunte über eine solche ganz gleichgültige Ruhe, gab ebenfalls dem Zahnarzt ein Zeichen und ertrug, ohne ihren Schmerz zu verrathen, diese Operation mit vieler Standhaftigkeit.

**Gewissenhaftigkeit eines Kaffern-Mädchens.**—Ein solches kam eines Tages zu einem Missionar und drückte ihm zwei Mark in die Hand, mit der Bemerkung: „Das gehört Ihnen.“ Aber du bist mir ja nichts schuldig,“ erwiderte der Lehrer. „O ja,“ antwortete das Mädchen. „Beim Examen versprochen Sie Denjenigen 12 Cents, der die beste Schrift schreiben würde. Ich zeigte meine Schrift und bekam das Versprochene; aber Sie wußten nicht, daß eine andere Person sie für mich geschrieben hatte. Gestern nun lasen Sie in der Kirche über Zachäus, welcher sagte: „Wenn ich jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder.“ Ich habe von Ihnen 12 Cents genommen und bringe 48 Cents zurück.“ Wenn jeder Christenbekenner das thun würde, dann wären die Missionsschulden in der Welt bald bezahlt. Ach, viele mag dieses Kaffern-Mädchen an jenem Tage verdammen.

**Aus der Schule.**—In einer Schule ist der Lehrer in voller Arbeit, mit den jungen Knaben von neun und zehn Jahren biblische Geschichte zu treiben. Heute ist's die schönste aller Geschichten im alten Bunde: Die von Joseph. Und schon ist er von seinen Brüdern verkauft an das Schachervolk der Midianiter, die den edlen Jungen nach Egypten führen und zu vollem Preise verkaufen werden. Aber dem ist's nicht um die wandernde Krämerjhar zu thun, sondern um die Sünde der Brüder Josephs. Also erhebt er noch einmal die Frage: Wodurch haben sich die Brüder an ihrem Bruder versündigt? Pfeilschnell erhebt sich ein zarter Junge aus Israels Geschlecht und ruft: Sie haben ihn zu wohlfeil verkauft!

**Bedenkliche Eigenschaft.**—Alte Frau: „-r Gnaden, Herr Armenrat, i thät halt gar schön bitten, um a klan's Almosen, d' Leut sagen alle, daß r' Gnaden so a erbärmlicher Mensch sein.“

### Logogryph.

Herkommen ist's und Sitte;  
Entfällt ein Laut ihm in der Mitte,  
Ein Göß' ist's dann, den schon die Schrift verpönt,  
Und dem doch manch ein Lebemensch noch fröhnt.  
Entfällt ihm noch ein zweiter—  
Verbrich den Kopf dir nur nicht weiter;  
Denn dann kommt es dir sicher in die Hand  
Mit jedem neuen Magazin-Band.

### Räthsel.

Nun hübsch aufgepaßt und nachgedacht!  
Sind die beiden Letzten heimgebracht,  
Wird die Erste auf das Feld getrieben;  
Eine Pflanze  
Ist das Ganze,  
Die zum Thee den Kranken wird verschrieben.

### Auflösung der Räthsel im Decemberheft.

**Kebusse.**—1. Cacao. Kaffer. — Bertha A. Linden, Louise Goek, F. A. Willmann, Maria George, A. Reinte, F. Eiben.

**Chorade.**—Thau — Fieber: Lauffieber. — Bertha A. Anben, G. G. Harms, Louise Goek, F. A. Willmann, Maria George, F. Eiben.

# Mutterlieb'!

Lied für Sopran mit Pianofortebegleitung.

*Adagio.*

Gedicht und Musik von Joseph Geyra.

Sopran.

Pianoforte.

1. O Mut - ter - lieb! Dir will' ich brin - gen die  
3. O Mut - ter - sprach! In dei - nen Klän - gen da

1. Gul - bi - gung im ho - hen Lied! Das Höch - ste nur in dir be - sin - gen, für das ein Men - schen -  
3. lernt ich das Ge - bet des Herrn! In ih - ren rei - zen - den Ge - fän - gen träum' ich die Frei - math

1. Herz er - glüht!  
3. in der Fern'!

2. O Mut - ter - aug! Der See - le Spie - gel! Ein  
4. O Mut - ter - thrä - ne! Per - le im - mer aus

2. gan - zer Him - mel of - fen blickt, wenn du noch Nachts voll' Lieb' und Treu - e auf  
4. Mut - ter - freu - de nur her - ab! O Mut - ter - thrä - ne! Träuf - le nim - mer auf

2. Rin - des Wie - ge ruhest ent - zückt!  
4. mei - nes Glü - ckes frü - hes Grab!

*a tempo.*

Zum Schluß: Vers 1 D. C. al fine.









Orientalischer Scribent.





Obwohl die Fabrikation der Stahlfedern schon so bedeutende Fortschritte gemacht hat, daß die Gänsefelle fast als gänzlich beseitigt angesehen werden können, und obwohl unser Papier an Güte kaum etwas zu wünschen übrig läßt, so wird man doch nicht behaupten können, daß unsere Schreibmaterialien bereits den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht hätten. Zu einer sauberen Schrift gehören sie freilich, und wer keine passende Dinte für Kunschchriften anfindet, muß sich nur Tuschke bedienen, aber für den gewöhnlichen Bedarf des Schreibgeschäfts lassen die bis jetzt gebräuchlichen Requisiten doch noch Manches zu wünschen übrig. Das Dintensaß ist jedenfalls, selbst wenn es in Verbindung mit der Feder steht, wie dieses bei der jüngst erfundenen stilographischen Feder der Fall ist, eine unbequeme Zugabe, namentlich auf Reisen, und wer irgend kann, bedient sich lieber des Bleistifts als der Dinte und Feder, hat aber hier wieder den Nachtheil, daß die Schrift leicht verleglich und daher für viele Zwecke nicht verwendbar ist. Die neuerfindenen Copierstifte, auch Dintensstifte genannt, lassen hier helfend ausgleichen, sie lassen mit der Bequemlichkeit des Bleistiftes die Unverleglichkeit der Dintschrift vereinigen und sind vielleicht dazu berufen, die Schreibfedern der Zukunft abzugeben. Wir wollen dieses abwarten und einmal die Schreibmaterialien betrachten, wie sie früher waren und sich nach und nach bis zu ihrer gegenwärtigen Brauchbarkeit entwickelt haben. Charles Dickens erzählt darüber Folgendes:

In der Kindheit der Schrift war zum Schreiben nichts erforderlich als irgend ein Gegenstand mit einer ebenen, harten

Oberfläche, in welchen man die Bilderschrift rißte. Am liebsten nahm man dazu einen Felsen oder Stein wegen seiner Dauerhaftigkeit und Festigkeit. Ein Bruchstück eines Felsens, nicht zu groß, um tragbar zu sein, wurde dann abgelöst und als Material zum Briefschreiben benutzt. Das war die erste und natürlichste Idee. Da aber die Baukünste, welche einem bringenden Materialienbedürfnisse abhalfen, schon frühe große Fortschritte machten, so kann man sich leicht denken, daß bei manchen Nationen, welche keinen Ueberfluß an Steinen hatten, die Fabrikation von Ziegelsteinen entdeckt wurde, noch ehe man sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, Briefe zu senden. Die Briefe mußten dann bei allen Nationen die Form von Inschriften auf gebrannten Mauer- oder Dachsteinen annehmen. Und so war es in der That. Unter den merkwürdigen Monumenten, welche zu Nineveh ausgegraben worden sind, befinden sich assyrische Documente, die auf solchem Stoff geschrieben sind. Dabei aber konnte die Menschheit nicht stehen bleiben. Wären wir immer noch



Bilderschrift.





Schrift auf Ziegelstein.

genöthigt unsere Briefe auf Ziegelsteinen zu schreiben und eine Mauer von solchen Steinen aufzubauen, wenn wir ein Buch verfassen, müßten wir statt drei Bände drei solche Mauerwerke beschreiben und würde unsere Literatur und Correspondenz doch etwas schwerfällig sein, wenn der Styl auch sonst noch so gefällig und fließend wäre. Diese Uebelstände wurden aber auch schon in jenen Tagen empfunden, wo es noch keine Bücher gab, wo noch keine Postboten Briefe vor alle Haushüren brachten, wo noch keine Herausgeber von Zeitschriften und Correspondenzen vorhanden waren. Nur hohe und mächtige Personen sandten geschriebene Botschaften, welche vorzugsweise aus Edikten, Testamenten und dergleichen bestanden. Die zehn Gebote wurden, wie wir wissen, auf Steinen geschrieben. Diejenigen Nationen, welche im Besitz von Blei waren, einem Metall in welches sich leicht ritzen läßt, fanden, daß Bleiplatten ein bequemer Ersatz für die Bruch- und Ziegelsteine war. In Job findet sich eine Anspielung auf Schreibmaterialien dieser Art. Auch flache Muscheln boten sich als tragbar, fest und leicht zu ritzen dar. Die ostindische Sitte bediente sich derselben beim Ostracismus, durch welchen man Bürger, deren Macht oder Einfluß der Freiheit gefährlich erschien, auf zehn Jahre aus dem Staate verbannte.

Nicht aus Mangel an andern Stoffen, sondern der Geheimhaltung wegen, schor Ditiäus eines Mannes Kopf, schrieb eine Botschaft auf seinen Schädel, ließ darauf das Haar wachsen und sandte ihn nach M——, um dort geschoren und gelesen zu werden. Ein Mensch selbst diente also in diesem Fall als Schreibmaterial und wurde zu einem Briefe gemacht.

Man hat die Frage aufgeworfen, wer der erste Briefschreiber gewesen sei, und wer die Kunst des Briefschreibens erfunden

habe. In dieser Beziehung ist namentlich Aedessa, die Mutter des Kerys, angeführt worden. Es ist aber klar, daß Botschaften dieser Art, wenn auch anfangs nur spärlich, doch bei allen Völkern versendet wurden, sobald sie in ihrer Entwicklung zu der Idee gekommen waren, auf losen, leichten Stücken irgend eines Materials zu schreiben. Nachdem diese Idee einmal angefangen hatte sich zu verbreiten und dem Volke vertraut zu werden, mußte es bald einleuchten, daß der leichteste Stoff der geeignetste zum Herumtragen sei und zugleich Dem, an welchen die Botschaft gerichtet war, bei ihrer Geheimhaltung die geringste Schwierigkeit mache. Blätter mußten sich besonders in orientalischen Ländern, wo sie vorzüglich groß und glatt sind, als zu diesem Zweck geeignet darbieten. Die Prophezeiungen der Cumäischen Sibyllen sollen auf solchen geschrieben gewesen sein. Auch werden auf Olivenblättern geschriebene Abstammungen erwähnt. Von den Indiern ist es bekannt, daß sie sich der Blätter bedient haben, und in einigen Theilen Indiens und Ceylons werden noch jetzt zuweilen Bücher gefunden, welche aus Blättern im eigentlichen und ursprünglichen Sinne des Wortes bestehen. Man sah jedoch bald ein, daß die Blätter in mehrfacher Beziehung ein nicht geeignetes Material seien, und daß die trockenere Rinde der Bäume, be-



Beim Schreiben mit dem Stilus.



sonders der dünnen glatten Bast, welcher bei manchen Baumgattungen äußerst fest und dauerhaft ist, den Vorzug verdient. Die alten germanischen Stämme sollen die Rinde von Buchen zum Schreiben benutzt haben und daraus ist die Entstehung des Wortes „Buch“ herzuleiten. Das lateinische Wort „Liber,“ welches ursprünglich „Bast“ bedeutet, weist ebenfalls auf den Gebrauch dieses Stoffes hin. Auch Tafeln von Baumrinde wurden durch Poliren zu diesem Gebrauch vorbereitet, und es wird erzählt, daß ein König von Persien sich auf seinen Reisen die Zeit damit vertrieben habe, daß er Baumrinde mit seinem Messer polirte. Sehr natürlich, wenn gleich etwas später, kam man auf den Gedanken auf Wachs zu schreiben, welches, um ihm die nöthige Festigkeit zu geben, auf ein dünnes Brett ausgebreitet wurde. Zur Zeit des Themistokles waren solche Wachstafeln im Gebrauch. Wir finden aber gleichzeitig von Themistokles etwas erwähnt, daß er einen Brief an die Jonier auf Stein schrieb. In der Blüthezeit Roms diente Rinde zu Schreiftafeln und zu Briefen, welche zusammengefastet werden konnten, und wir finden solche auch noch unter den späteren Kaisern im Gebrauch. Die Tafeln, auf welche der Kaiser Commodus die Liste seiner Opfer schrieb, war von Rinde, und die Entdeckung derselben führte zu seiner eigenen Ermordung. Wachstafeln waren indessen lange im Gebrauch, und dieselben wurden mit einer zugespitzten eisernen Waffe geschrieben, einer Art



Beim Schreiben in Baumrinde.

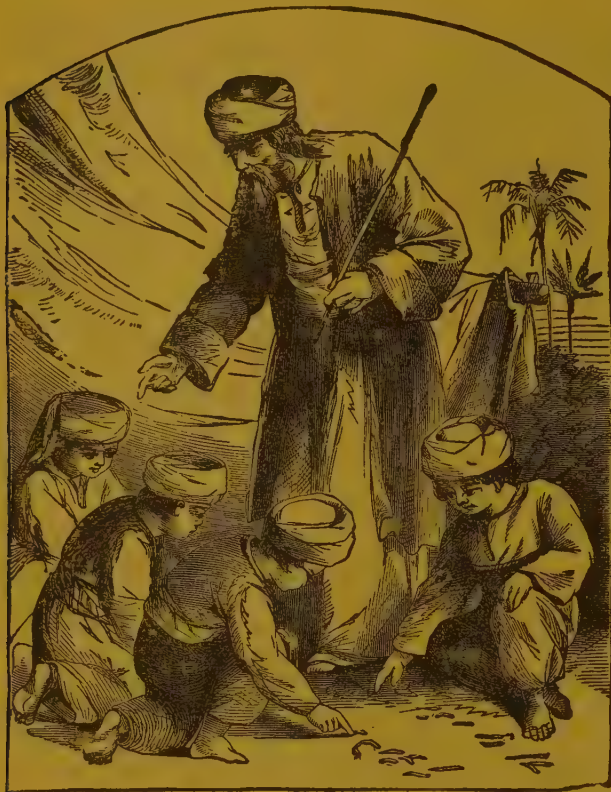


Papyrus.

von Spieß, welche die Römer „Stilus“ nannten. Von einer früheren Zeit her war es verboten innerhalb der Stadt Rom Waffen zu tragen. Da Schreiftafeln und Stilus nicht verpönt waren, so wurde dieser die einzige Waffe. Julius Cäsar, von den Geschworenen angegriffen, verwundete den ersten seiner Mörder mit dem Stilus. Daher stammt auch der Name des wohlbekannten italienischen Stiletto.

Die Egyptianer erfanden früh die Kunst Leinwand zu bereiten, und nachdem diese Erfindung gemacht war, mußte man auch bald darauf kommen, weißes Leinen als Stoff für eine tragbare Schrift zu benutzen. Dieses Material wurde aber schon nach kurzer Zeit durch ein anderes verdrängt, und zwar durch den Bast einer Art von Halbgras, welche Byblos oder Papyrus hieß, und welche damals in Unteregypten sehr häufig war. Aus dem Namen „Byblos“ entstand das griechische Wort Biblos und daraus weiter auch unsere gewöhnliche Benennung der Heiligen Schrift. Der Papyrus erreicht eine Höhe von zehn Fuß, der Durchmesser seines Stammes beträgt zwei bis drei Zoll und von seiner äußeren Rinde ab können Bastfächten bis zu einer Anzahl von zwanzig, Lage auf Lage abgenommen werden. Es mußte den Egyptianern bald klar werden, daß der Bast ein vorzüglicheres Schreibmaterial abgab als gewöhnliche Rinde. Die Einführung des Papyrus gab der Briefschreibung und Literatur im Allgemeinen einen großen Aufschwung. Er ist der Namensvater und ein sehr würdiger Vorgänger unseres jetzigen Papiers. Bücher wurden in langen Rollen copirt und Bogen an Bogen geleimt.





Araber in den Sand Schreibend.

Derjenige Bogen, welcher oben angeleimt wurde, erhielt dadurch den Namen „Protokoll“, ein Ausdruck, welchen die Diplomaten für ihre Verhandlungen noch in unsern Tagen beibehalten haben.

Zu derselben Zeit begannen die Könige von Pergamum die Literatur zu begünstigen und bedurften eines Materials, auf welchem ihre Schreiber Bücher copiren konnten. Die rohen Thierhäute, welche man schon früher in verschiedenen Ländern angewandt hatte, zogen daher jetzt eine größere Aufmerksamkeit auf sich. Sie wurden gehörig geglättet und zu einem Stoffe verarbeitet, welcher nach dem Orte seiner Entstehung den Namen „Pergament“ erhielt. Dieser zweite und wichtige und besonders dauerhafte Stoff wurde 200 oder 300 Jahre vor Christi Geburt erfunden. Dies Pergament war indessen sehr theuer und für gewöhnliche Zwecke war der Papyrus so viel bequemer, daß das egypische Papier nicht eher verdrängt wurde, bis man die Kunst erfand, Papier aus Baumwolle zu bereiten, was gewiß nicht früher als 700 bis 800 Jahre nach der Entdeckung des Pergaments geschah. Nach einem Jahrtausend wurde dann erst die Erfindung gemacht, Papier aus leinenen Lumpen zu verfertigen. Es war das ein großes Glück, denn bis dahin waren die Mönche, welche die Kosten für neues Pergament nicht aufbringen konnten, mit bellagendwerthem Eifer beflissen gewesen, die Copien und Urkunden des Alterthums und der Werke seiner großen Meister abzutragen, um Raum zu gewinnen für ihre eigenen Ansichten über die Dinge überhaupt, und besonders über Wunder und Heilige. Die Fortschritte in der Fabrication des Papiers bis zur jetzigen Zeit zu beschreiben, liegt außerhalb unseres Planes.

Die erste Feder war wahrscheinlich ein Kieselstein oder

irgend ein roher Meißel, der durch den eisernen Stilus verdrängt wurde, als man so weit vorgeschritten war, um eiserne Instrumente bearbeiten zu können. Diese eisernen Metallfedern wurden wiederum verdrängt durch das Rohr, sobald man in den Besitz der Kunst gelangte, mit einer farbigen Flüssigkeit auf Pergament oder Papyrus zu schreiben. Die erste Dinte war wahrscheinlich der dunkle Stoff des Dintebentels verschiedener Species des Dintenfisches, das heißt derjenige Stoff, aus welchem in Jonia die sogenannte jonische Tuschse bereitet wird. Die Farbe, welche wir „Sopa“ nennen, ist derselbe Stoff, und verschieden nuancirt, je nachdem er von der einen oder andern Species jener Mollusken kommt. Für Leute mit schwachen Augen schrieben die Römer zuweilen mit einer äußerst schwarzen aus Eisenblein gemachten Dinte.

Nachdem jenes eiserne Zeitalter der Schreibkunst vorüber war, setzten die großen Denker der Welt Nationen mit der Feder in Bewegung. Auch die Herrschaft der Feder ist im Versinken, und das Eisen hat von neuem die Ueberhand gewonnen. In fünfzig Jahren werden wir Alle wieder mit metallischen Instrumenten schreiben, und das Wort „Schreibfeder“ wird dann zu denen gehören, deren Entstehung man sich aus der Geschichte der Vergangenheit erklären kann, gerade so wie wir in die Vergangenheit zurückgehen

m ü s s e n,  
w e n n wir  
uns den Na-  
men des Pa-

piers erklären wollen.

Wir können nicht umhin, zum Schlusse hier noch dem Wunsch Ausdruck zu geben, daß doch Alle, welche die Feder zu handhaben verfehlen, dieselbe auch nur im Dienste der Wahrheit, des Rechts und zum Wohl der gesammten Menschheit gebrauchen möchten. Aber leider, wie bei vielen an sich guten Erfindungen, die dem Fortschritt dienen, ist auch die Macht der Feder nur zu oft schon mißbraucht worden, und wird es noch täglich. Schrieben doch alle Federn nur immer Wahrheit! Welch ein Dienst wäre das für die Menschheit!



Orientalische Rolle.



## Wie mir zu dreien Malen in der höchsten Noth die Hülfe kam.

Heute lud mich ein Freund ein, so schrieb im April 1852 der berühmte Historienmaler A. Pesch aus Rom, mit ihm den bekannten Bildhauer A. zu besuchen, der eine große Arbeit der Vollendung nahe habe und für christliche Gegenstände jetzt einer der ausgezeichneten Meister hier sei. — Wir gingen. An der Thüre angelangt, öffnete auf unser Klopfen der Künstler selbst, eine kräftige, gedrungene Gestalt, etwas über Mittelgröße, mit starkem Genick, krausen blondem Haar und starkem Bart, großen treuherzigen blauen Augen und jenem kerngesunden offenen ehrlichen Wesen, wie man sich etwa den Adam Kraft denken mag. — Er schien angegebener Fünfziger, und das tiefgefurchte, kräftig gebräunte Gesicht, die ausgearbeiteten Hände zeigten, daß viel Arbeit und Mühe in diesen Lebenslauf verwoben sein mochten, wenn sie auch der Nützlichkeit des Mannes noch nicht viel hatten Eintrag thun können.

Sein Werk, eine Kreuzabnahme, war schön und groß aufgestellt, voll der tiefsten und zugleich kräftigsten Empfindung. Auch eine Pieta (Maria den Leichnam Jesu im Schoße), ein Kreuzfix und Anderes machte uns denselben wohlthätigen Eindruck, man sah und empfand, der Künstler lebt durchaus in dem, was er darstellte, und das verfehlt nie, zum Herzen zu sprechen. — Bisweilen hätte ich etwas feilere Durchbildung der Formen gewünscht, und stand nicht an, ihm dies zu sagen, da mir das Ganze sonst so sehr gefiel und ja noch nicht vollendet, also leicht nachzuhelfen war. Er nahm die Bemerkungen mit der liebenswürdigsten Offenheit entgegen und erklärte uns, wie er das noch nachzutragen hoffe, nachdem er jetzt das Ganze in richtige Haltung gebracht. Die Hände sind mir eben nur ein wenig schwer für solche Feinheiten, liebe Herren, sagte er, wenn man bis zum dreißigsten Jahre pflügt, werden sie zu hart! Erstaunt frug ich ihn, ob er denn bis zu dieser Zeit Bauer gewesen, und auf seine besahende Antwort konnte ich nicht umhin, wissen zu wollen, wie er denn da noch habe Künstler werden und es noch so weit bringen können.

Das ist freilich eigen gegangen, sagte er, und der Herr hat mir gar sehr helfen müssen. Ich war bei meinem Onkel, der ein kleines Gütlein hatte, im Dienst als Bauerknecht, und schnitzte da zum Zeitvertreib an den Sonntagen, da ich nicht lesen und schreiben gelernt hatte, verdarb auch viel Holz damit worüber ich gar oft ausgescholten wurde. Der Onkel starb und vergaß ein Testament zu machen, der Hof fiel Andern zu, und ich konnte gehen.

Ich ging, aber in die nahe Stadt Münster, zu einem Tischler, bei dem ich ein paarmal gewesen war, der meine Schnitzereien einmal gelobt hatte, und trat bei ihm in die Lehre ein. Hier ist ein sehr schöner gothischer Dom und alle Sonntage stak ich darin, bewunderte nachdem ich dem Gottesdienst beigewohnt, die schönen Schnitzereien an den Chorstühlen, und probirte sie zu Hause in den Feierstunden nach. Mein Meister, der öfters gothische Geräthe, das damals gerade bei den adeligen Herrschaften der Stadt wieder in die Mode kam, auszubessern oder zu copiren hatte, überließ die Schnitzereien daran bald mir, außerdem hatte ich auch einen Blumenstrauch geschnitten und ein Christkindlein, welche er eines Tages, als der für eine vornehme Dame von mir geschnitzte Bestuhl von ihr gelobt worden war, derselben zeigte. Sie nahm die beiden Dinger in ihrer Kutsche mit und zeigte sie dem Ober-Präsidenten, der sie

nach Berlin schickte. Nach kurzer Zeit kam Antwort: ich sollte dorthin kommen, man werde mir ein Stipendium an der Akademie zuwenden. Zugleich erhielt ich 18 Thaler Reisegeld. — Voll Freude machte ich mich nun zu Fuß, den Tornister auf dem Rücken auf den Weg und legte die 60 Meilen gar hoffnungsvoll zurück. — Aber es ging mir Anfangs schlecht in Berlin; als die Herren an der Akademie hörten, daß ich schon dreißig Jahre alt sei, wollte der eine, der berühmte Bildhauer K., an den ich besonders empfohlen war, gar nichts von mir wissen und meinte, ich thäte in diesem Alter besser, zu bleiben, was ich wäre, ein Holzschnitzer. Indessen seiner Schüler einer, der vortreffliche R., der später nach D. — als Professor gekommen ist und so großen Ruf erlangt hat, der war glücklicherweise fast in den gleichen Schuhen gesteckt wie ich, und nahm sich daher meiner an, wirkte es aus, daß er mich an die Akademie bringen und dem Direktor Sch. vorstellen durfte. Der lachte laut auf, als er hörte, wie alt ich sei, und meinte, in diesem Alter sei er schon fertig gewesen, und habe Frau und Kinder gehabt; K. zeigte ihm nun meinen Strauß und das Kindlein, die ihm zu gefallen schienen, und nun fragte er mich barsch: „Wo haben Sie das gelernt?“

Ich. Ich habe es gar nicht gelernt, lieber Herr.

Er. Ich meine, welche Akademie Sie besucht haben.

Ich. K. leise ins Ohr: Was ist das für ein Ding? Da ich nicht lesen noch schreiben konnte, so begreift man, daß ich auch nicht wußte, was eine Akademie war. —

Er. Ich meine, wo Sie Unterricht im Schnitzen erhalten haben?

Ich. Ich habe es aus mir selber gelernt, lieber Herr.

Nun wurde er doch aufmerksam und sagte endlich, noch immer den Kopf schüttelnd, er wolle es einmal probiren, und mich in eine Zeichnungsschule eintreten lassen. So wurde ich denn in die dritte Zeichnungs-Klasse gebracht, ich alter Kerl unter lauter kleine Jungen, die mich gewaltig plagten und neckten. Nach Verlauf einer Woche kam der Direktor wieder und fragte den Lehrer, wie es ginge; der meinte, es ginge doch wohl gar nicht übel. Nun besahen sie zusammen meine Zeichnung, die aber meiner schweren Hand wegen gar unsauber aussah. — Doch war der Director so zufrieden, daß er mich in eine höhere Schule that und mich modelliren ließ. Ich kam auch gar nicht sagen, wie wohl es mir that, als ich statt des feinen Bleistifts ein derbes Stück Ton zum Kneten in die Hand bekam. Da ging es gleich besser, und die Beklemmung, die mich seit meinem Eintritt in Berlin befallen hatte, fing an zu weichen. —

Zwei Jahre verflossen, für welche Zeit ich mein dürftiges Stipendium erhalten hatte, aber obwohl ich sehr fleißig gewesen war, so könnt Ihr Euch doch leicht denken, daß diese Zeit nur eben hinreichte, mich darüber aufzuklären, was mir Alles fehlte, und doch erwartete man, daß ich jetzt als ein fertiger Meister zurückkommen sollte. Das machte mir viel Kummer, und doch war ich fest entschlossen, nicht der Laufbahn zu entsagen, die mich unser Herrgott einmal hatte betreten lassen, und in Berlin zu bleiben. Aber ich hatte gar nichts, um zu leben; obwohl manchen Tag der liebe Sonnenschein das einzige Warme war, das ich genoss, so wußte ich doch nach einigen Wochen eines Tages nicht mehr aus und ein und betete zum Herrn um seinen Beistand.

Und er kam! Ich hatte vor einiger Zeit ein Modell zu einem Pflug gemacht, da ich als ehemaliger Bauer die Sache auch zu verstehen und Verbesserungen daran anbringen zu können glaubte. Dieses Modell hatten Bekannte von mir auf das Gewerbe-Institut gebracht, wo ein Preis für solche Verbesserungen ausgesetzt war. Unter etwa vierzig Modellen nun hatte das meinige das Glück, am besten zu gefallen, und ich erhielt einen großen Schreibe-Brief vom Direktor des Instituts mit zweihundert Thalern darinnen, ein paar Stunden nachdem ich unsern Herrgott um Hülfe angefleht hatte!—

Wie mir da zu Muth war, könnt Ihr Euch denken, liebe Freunde; dieser Umstand half mir bei meiner Sparsamkeit noch zu zwei weiteren Jahren des Studiums in Berlin, nach welcher Zeit ich im Stande war, mir nothdürftig mein Brod selber durch Ausbessern von Abgüssen und dergleichen nebenher zu verdienen und rastlos immer weiter zu studiren. Später verkaufte ich dann einen Christus und erhielt dadurch die Mittel, nach Carrara zu reisen, wo ich längere Zeit in Marmor arbeitete, und dann hierher ging, wo ich nun seit dreizehn Jahren lebe, und es mir jetzt, wie Ihr seht, gar über mein Verdienst gut geht.—Aber ich hatte noch harte Prüfungen zu überstehen hier in den ersten Jahren in dem fremden Lande! Ihr wißt ja selber, wie viel ein Bildhauer die Ausführung unserer Werke kostet; Modelle, Marmor, Formen und alles Mögliche verlangt große Vorauslagen. So hatte ich denn die ersten Jahre hier all mein Ersparthes auf die Ausführung eines Crucifixes verwendet und war nach und nach, da die Arbeit länger dauerte, als ich glaubte, tief in Schulden gerathen obendrein, so daß ich jeden Augenblick fürchten mußte, in den Schuldhurm geführt zu werden.—Ich hatte mich in meinen Ausgaben immer mehr eingeschränkt, und es war eben der dritte Tag, daß ich nichts mehr gegessen hatte, ich saß trostlos in meiner offenen Werkstatt und starrte meinen Christus an, denn zum Arbeiten hatte ich keine Kraft mehr. Ich betete just leise vor mich hin, als ein Reiter des Weges kam, sein Pferd anhielt und mein Crucifix lange schweigend betrachtete. Zuletzt stieg er ab und fragte mich, ob die Arbeit bestellt sei, und ritt fort, ohne weiter etwas zu sagen. An diesem Tag erhielt ich wieder drei Bajocchi geborgt von einem Freund, kaufte mir Brod damit, und sah voller Unruhe dem kommenden Morgen entgegen. Er kam, und mit ihm zwei Wagen voll Damen, der Herr, der der Fürst G. war, und seine Frau, zufällig eine geborene Herzogin von A., eine Nichte jener Dame, die mir das Stipendium ausgemittelt hatte, und noch mehrere Andere. Sie fragten mich allerhand aus und freuten sich an meinem Christus. Ich hatte in dem elenden Stall, wo ich arbeitete nur zwei Stühle, und wollte ihnen ein Brett darauf legen in meiner Verlegenheit, damit sie Alle sitzen könnten.—Sie fragten mich nun, was ich für meine Arbeit verlange, und als ich ihnen antwortete, ich würde nehmen, was sie mir eben geben wollten, sie möchten es selber schätzen, so sagten sie dies zu und fuhren fort. Am andern Morgen kamen sie wieder, aber nun hielten gar vier Wagen voll vor meiner Werkstatt, so daß sie schier nicht alle Platz zum Stehen hatten in derselben. Sie lobten alle die Arbeit sehr, und die Fürstin sagte endlich zum Bedienten, er solle aus dem Wagen holen, was sie für mich mitgebracht habe. Der brachte eine schwere Tasche und sie zählte mir daraus eine Rolle Gold nach der andern auf, bis ich endlich sagte: Aber das ist ja viel zu viel, Frau Fürstin; sie aber meinte, es wäre schon recht; grüßte und fort war sie.

Ich aber war ordentlich bestürzt über mein Glück, meine Hände zitterten als ich die schweren Goldrollen zusammenpackte

und sie nach Hause gehend unter dem alten zerrissenen Mantel zu verbergen suchte; ich meinte, Jedermann müßte es mir ansehen, was ich da für einen Schatz mit mir schleppte.—Mit welch leichtem Herzen ich indessen wieder aufwachte am Morgen, mit welchem Vergnügen ich seit langem zum ersten Mal Kaffee trank, sogar mit zwei Bröckchen, das werdet Ihr Euch denken! Ich konnte nicht nur meine Schulden bezahlen, sondern auch gleich wieder eine noch größere Arbeit anfangen, und es ging mir längere Zeit wieder recht gut.

Alle Prüfungen waren aber keineswegs vorbei und ich sollte zum drittenmal erfahren, wie Gott die nicht verläßt, die auf ihn vertrauen.

Nach einigen Jahren, als ich eben die Pieta, deren Modell dort in der Ecke Euch heute gefällt, beinahe vollendet hatte, in der Hoffnung, sie werde wohl auch wie meine bisherigen Arbeiten einen Abnehmer finden, war ich einestheils durch die großen Kosten dieses Werk's, andern Theils aber auch durch andere Umstände, zu großes Zutrauen in allerhand Leute u. wieder sehr in Verlegenheit und Schulden gerathen und sah abermals in gänzlicher Entlösung dem Schuldgefängniß entgegen, da ich mir keinen Ausweg mehr wußte. Es war Sonntag Morgen; nachdem ich den Herrn brünstig um Hülfe gebeten, zwar erleichtert, denn das Vertrauen auf Gott hat mich in aller Trübsal niemals verlassen, aber doch gedrückt und sorgenschwer, schloß ich mein jetziges Atelier, das ich mir eben erbaut hatte, auf und wollte hineintreten. Da kamen zwei deutsche Handwerksburschen an mich heran und baten mich um die Erlaubniß, sich die Sachen in meiner Werkstatt ansehen zu dürfen. Ich ließ sie gehen herein, da ich aus meiner ersten Zeit ja wußte, wie wohl dergleichen thut, und sie sahen sich gar aufmerksam Alles an, besonders die Pieta gefiel ihnen, und der Eine meinte, ich müßte doch recht glücklich sein, daß ich so große Arbeiten machen könne, und damit gewiß viel Ehre und Geld erwerbe. Ich habe nun nie lange hinterm Berge halten können, wenn ich etwas auf dem Herzen hatte, und so sagte ich denn auch zu den Beiden: Ach liebe Leute, daß ich gerne arbeite und auch viele Leute Freude daran haben, das ist wohl wahr; aber je größer das Geschäft, um so größer auch die Sorge, das Risiko und die Vorauslage; als ich noch Bauernknecht war, bekam ich jährlich 20 Thaler und hatte immer Geld genug, dann als ich Schreiner-gefell wurde, da kriegte ich wöchentlich 20 Groschen und es langte auch immer, ja sogar als Solbat habe ich an meinem Sold immer genug gehabt; nun aber, wo ich allerdings Tausende verbrauche und viele vornehme Leute zu mir kommen und mich loben, bin ich doch gerade jetzt wieder so in Verlegenheit, daß ich nicht weiß, ob ich nicht morgen schon, so wie Ihr mich seht, aufs Capitol in den Schuldhurm muß!—

Da erschrafen die beiden gar sehr, sprachen eine Zeitlang heimlich mit einander und nach einigem Zögern meinten sie, sie würden mir gar gerne zu helfen suchen, wenn ich nur ihren Beistand annehmen wollte. Ich sagte ihnen traurig: ach liebe Leute, ich danke Euch herzlich, aber das könnt Ihr nicht, denn mit ein paar Scudi ist mir leider nicht zu helfen. — Je nun, meinte der Eine, etwas haben wir uns doch erspart, wir waren fleißig, und man kann hier mehr verdienen als in Deutschland. Ich habe heute noch fünf Scudi auf die Sparkasse getragen, hier ist mein Sparkassenbüchlein, wenn Ihnen das helfen kann, so will ich Ihnen das von Herzen gern leihen, bis Sie mirs in bessern Zeiten wiedergeben können, es sind 150 Scudi. Und hier ist das meinige, rief der Andere, es hat 120, nehmen Sie's nur auch. Aber meine lieben Leute, rief ich



ganz erschüttert, wie kommt Ihr denn dazu, Ihr kennt mich ja gar nicht! O, wir kennen Sie schon lange, verkehren die Weiden, wir haben sie seit zwei Jahren alle Sonntage in der Kirche gesehen! Aber liebe Männer, es laufen gar viele Heuchler in die Kirche, das beweist noch gar nichts! O, wir kennen sie gut genug, wir wissen auch wie sie heißen, und daß Sie Vielen von uns schon aus der Noth geholfen haben! Nehmen Sie es nur! Das war zu viel; ich bat sie einen Augenblick zu warten und wollte fort ins Nebenzimmer, aber ich konnte mich nicht mehr halten, und die Thränen rannen mir stromweis über die Wangen herunter, ich konnte nicht mehr sprechen, sondern nur ihre Hände drücken.

Ich wollte ihnen nun eine Schrift aufnöthigen und all meine Sachen darin verschreiben, aber auch dazu waren die

braven Männer nicht zu bewegen und blieben fest dabei, ich sei ihnen schon so gut genug. Ich konnte nun meine Arbeit vollends fertig machen und nach Deutschland schicken, wo sie so gefiel, daß ich mehrere große Bestellungen erhielt und nun wohl für immer über diese Verlegenheiten hinaus bin. Und so haben denn, liebe Freunde, in meiner letzten und größten Noth mir altem Künstler, zwei arme deutsche Handwerksburschen geholfen, der eine war ein Buchbinder, und der andere war ein Schreiner. Andere sagen vielleicht, schloß er mit gehobener Stimmung seine Erzählung, das sei Zufall, daß mir zu dreien Malen so in der höchsten Noth die Hülfe kam, ich aber sage, es war Gott, der das Vertrauen auf ihn nicht ließ zu Schanden werden; freilich das Beten allein thut's nicht, man muß auch tüchtig arbeiten dazu! —

## Wörter und Namen.

Von Dr. C. W. Super.

Wer, der nur einigermaßen über die Sache nachgedacht hat, muß nicht denken oder sagen: „Wie merkwürdig ist doch die menschliche Sprache!“ Zwar ist sie nichts als Luft in Bewegung, und doch wie unendlich ihre Kraft und wie weitreichend ihre Wirksamkeit. Vermittelt sie der Sprache wissen wir, was man gedacht und gesprochen vor Tausenden von Jahren, und durch sie sind wir in Besitz von den Schätzen der Weisheit der fernsten Zeiten gekommen; durch sie wird man wieder nach Tausenden von Jahren erfahren, was man gedacht und gesprochen in diesem Jahre des Herrn 1882. Obwohl die Sprache uns erst eigentlich zu Menschen macht, so pflegt man in der Regel leider nicht viel mit dem Studium ihres innersten Wesens sich zu beschäftigen. Den Alltagsleuten ist sie etwas einfach Vorhandenes, wie Sonne oder Mond und alle zusammen von gleich geringem (oder hohem?) Interesse. Das Merkwürdige an der Sprache ist in der Beziehung verschieden von dem an jenen himmlischen Lichtern, daß sie im Wesentlichen ein vom Menschen selbst erzeugtes Produkt ist. Dies lehrt uns nicht nur die Schrift und die Sprachwissenschaft, sondern auch zum Theil die eigene Erfahrung.

Wie merkwürdig ist oft die Geschichte eines einzelnen Wortes; in einem Worte liegt manchmal ein gut Stück aus der Geschichte eines Volkes, und die Zahl solcher Wörter wäre viel größer, wenn es noch möglich wäre, ihre verborgene Weisheit zu entziffern. Wie enge verknüpft mit der Geschichte der Juden sind die Wörter Messias, Sabbath und Mose; das einzige Wort Erlösung ist beinahe der Inbegriff alles eigenthümlichen am christlichen Glauben. Welche Gefühle und Empfindungen erweckt der Name eines theuren Freundes; und wie oft ist das Leben oder der Tod eines Menschen von einem einzigen Worte abhängig! — Die Sprachwissenschaft ist kaum mehr als ein halbes Jahrhundert alt, und es wird sich noch manches darin Räthselhafte mit der Zeit lösen.

Betrachten wir einige bekannte Wörter und Namen nun etwas näher. Was ist der Ursprung der gemeinen Benennungen Bräutigam und Nachtigall? In der althochdeutschen Sprache, also wie sie gesprochen wurde vor etwa Tausend Jahren, findet sich ein Wort „Gomo“, welches Mann bedeutet. Bräuti ist natürlich aus Braut gebildet, und dies wieder

aus einem Zeitwort, welches „versprochen“ hieß. Also wäre Bräutigam so viel wie „der versprochene Mann,“ oder in modernem deutsch: Mann der Versprochenen. Nachtigall ist auf gleiche Weise zusammen gesetzt, und über den ersten Theil brauchen wir uns nicht aufzuhalten; „Gall“ aber ist aus dem Neuhochdeutschen völlig unerklärlich. Gehen wir dann weiter zurück, so finden wir ein längst nicht mehr gebräuchliches Zeitwort „galan“—singen, woraus sich ergibt, daß Nachtigall nichts weiteres ist, als eine alterthümliche Nebenweise für „Nachtfängerin.“

Der Nachbar ist derjenige, der das Land nebenan baut, und steht für eine ältere Form „Nahbauer.“ Der Begriff wurde allmählig erweitert, bis er jetzt so viel wie Nebenmensch überhaupt bedeutet. Ein gewöhnlicher Irrthum auch unter denen, die schon ziemlich über das Wesen der Sprache reflectirt haben, ist, daß der Zufall gewöhnlich die Form eines Wortes bestimmt. Durchaus nicht. Es sind zwar in allen Sprachen viele Wörter, deren Form sich nicht mehr erklären läßt, die bestimmenden Momente liegen uns verborgen, allein, daß ursprünglich organische Gesetze naturgemäß wirkten, ist durch manches Beispiel leicht zu beweisen. Die Urelemente einer jeden Sprache waren eine kleine Anzahl einsilbiger Wörter, die auf fast alle mögliche Weise combinirt wurden, wodurch die größte Mannigfaltigkeit entstand. Die neueren Sprachen sind also natürlich viel reichhaltiger als die älteren, weil durch den regen Verkehr zwischen den civilisirten Völkern viele Wörter aus der Sprache des einen Volkes in die des anderen hinübertragen und eingebürgert wurden; zwar ein Bißchen anders angekleidet, so zu sagen, aber doch selten für das geübte Auge zur Unkenntlichkeit verummmt. Vor langer Zeit fing man an in Frankreich auf eine gewisse Weise Landstraßen zu bauen, und nannte sie Chaussees; nachher, als man in Deutschland die Fahrwege nach der französischen Art zu verbessern anfang, benannte man die neuen Landstraßen auch mit dem französischen Namen. So kamen mit dem Gegenstand selbst, der in Deutschland eingeführt wurde, Tausende von Benennungen in die deutsche Sprache, namentlich aus dem Französischen. Mittelst des Namens eines Gegenstandes kann man oft dessen Stammort bestimmen; so weist Muffelin auf eine Stadt in Asien, aus der dieses Gewebe zuerst in Europa be-

kannt wurde; Bayonet auf eine Stadt in Frankreich und Calico auf eine Stadt in Indien hin. In den Ver. Staaten kann man gewöhnlich aus dem Namen einer Ansiedlung die Nationalität der ersten Bewohner errathen, namentlich, wo mehrere zur selben Sprache gehörig sich nahe beisammen finden. Im Staate New York sind die Holländer stark vertreten; an unserer Süd- und Westküste die Spanier; die Franzosen haben dem ganzen Mississippi entlang viele Ortsnamen hinterlassen, und überall in der Union findet man solche, die auf Einwirkung des deutschen Vaterlandes hinweisen; Neu Ulin, Neu Braunsfels, Neu Braunschweig und hunderte ähnliche mehr würden schwerlich so heißen, wenn sie nicht von deutschen Einwandern angelegt worden wären.

An der Leitung eines Wortes können wir oft eine Sitte oder ein Gebrauch bis in die frühesten Zeiten hinauf verfolgen; es liefert uns Zeugnisse, wo längst keine andern Zeugen mehr vorhanden sind. Unser Wort Bibel hat seine Wurzel im alten Egyptischen, denn fast so benannten die Egypter die innere Rinde der Papyrusstaude, welches sie unter Anderem auch so gebrauchten, wie wir unser Papier. Das Wort ist leicht erkennlich in den Sprachen aller Völker, die eine Uebersetzung des Buches besitzen; auf Englisch und Französisch heißt es Bible, auf Italienisch und Spanisch Bibbia und Biblia, auf Russisch Biblija u. s. w. In diesem Falle war das Griechische die Vermittlerin zwischen alter und neuer Zeit. Die Wörter Papier und Pergament haben ein fast so hohes Alter, wie Bibel. Der Zusammenhang von Buch mit der B u c h e liegt auf der Hand, denn unsere deutschen Vorfahren gebrauchten die innere glatte Rinde dieses Baumes statt Papier und ritzten darauf ihre Runen.

Das Andenken an das alte Heidenthum kann nicht erlöschen, so lange wir die Tage der Woche, und größtentheils die Monate des Jahres nur mit heidnischen Namen bezeichnen.

Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in der Sprache ist die sogenannte Volksetymologie. In den früheren Stadien aller Sprachen ist das Sprachgefühl, das heißt, das Gefühl für die Function des Wortes und dessen Theile sehr reg, man sucht heraus, warum eine jede Sylbe eines Wortes da ist. So war einst einem jeden Deutschen der Zusammenhang von Gift und Geben, von Trift und treiben, von Stall mit Gestalt und stellen, von Last mit laden bewußt, aber jetzt, um mit Schleicher zu reden, empfinden wir nichts „bei diesen Worten als ihre Function, die sie als ganzes haben, ihre eigentliche Tiefe ist uns verschlossen. Ich versichere, keiner meiner Leser, wenn er nicht etwa das Deutsche wissenschaftlich getrieben hat, hat dem Worte Vergnügen etwas von genug, wovon es abgeleitet ist, angefühlt; ja, sogar bei Würfel, einem Worte, so klar gebildet, wie nur möglich, denken wir viel weniger an Wurf und werfen, als an die kubische Gestalt.

Der Mangel an Sprachgefühl stellt sich immer mehr ein und zeigt sich vor Allem im Vergessen der Abstammung und im Zusammenhang der Wörter; ja, er ist so weit gegangen, daß wir die in früheren Zeiten aus fremden Sprachen aufgenommenen gar nicht mehr als fremde empfinden. Dagegen zeigt sich an manchen Wörtern eine Art sprachliche Lebenskraft, die das Fremde zurechtmachen und, so weit es geht, in eigenes Fleisch und Blut verwandeln will. Weil diese Erscheinung fast nur beim Volke an den Tag tritt, nennt man sie Volksetymologie. Einige Beispiele mögen diesen Hergang anschaulich machen.


Wenn wir die Geschichte der Sündfluth lesen, so denken wir natürlich an Sünde, denn es war ja wegen ihrer Sündhaftigkeit, daß die Menschheit zerstört wurde, in Wahrheit aber ist das Wort nur die moderne Form eines altdeutschen Wortes *Sintfluth*, „die große Fluth.“ Auch hier hat die Volksetymologie ihr Spiel getrieben und wollte diese für falsch gehaltene Bildung zurecht setzen. In dem gemeinen Worte *Heuschrecke*, findet man eine gleiche Umgestaltung; im Mittelhochdeutschen gibt es ein Zeitwort „schriden“, hüpfen, so daß „Heuschride“ ganz richtig den Heuschöpfer bezeichnen würde, aber in der jetzigen Form sieht man deutlich den Einfluß des Verbuns *schrecken*, obwohl ganz unpassend angebracht. So sagt man auch *Maulwurf*, als würde das Thierchen mit dem Maule, während es doch mit seinen Pfoten arbeitet, offenbar, weil man vergessen hatte, daß das altdeutsche Wort *Moltwurf*, „Erdbewerfer“, richtig war, und wollte es mundgerecht umgestalten.

Es ist nicht außer Acht zu lassen, daß diese Umwandlungen statt fanden in einer Zeit, wo der Unterricht nicht systematisch betrieben wurde, und selten Jemand zu finden war, der eine historische Kenntniß von seiner Muttersprache hatte; übrigens gilt dies nicht nur von der deutschen, sondern mehr oder weniger von allen Sprachen. Es befinden sich zwar immer noch unter dem Volke Ausdrücke, welche die Fortwirkung der eben besprochenen Tendenz erweisen, so wie „harübel“ statt *horribel*, „ratlenka!“ für *radical*, aber sie sind ziemlich selten. „Käkenjammer“ scheint eine euphemistische Redensart für *Kökenjammer* zu sein, denn eine zu billigende Erklärung, die das Wort in Zusammenhang mit *Käse* brächte, wird wohl nie zu finden sein.

Ein sehr großer Theil von den jetzt in Europa gebräuchlichen Ortsnamen war ursprünglich lateinisch, und eine jede Nation hat ihnen später ihren eigenthümlichen Stempel aufgedrückt, den sie noch heute tragen. So wurde aus *Confluentes* Koblenz, aus *Colonia Rēln*, aus *Catti Melliboci* Käkenel-lenbogen, aus *Claudii Forum* Klagenfurt, aus *Gaudium Mundi* Gmünd, und so fort fast ohne Ende.

## Heldinnen aus der Missionsgeschichte.

### Vom Editor.

 II.  
Frau Maria Regina Gobat (geb. Zeller) sei denn die nächste der treuen Arbeiterinnen im Weinberge des Herrn, mit deren Lebens- und Leidensgeschichte wir die Leser bekannt machen wollen. Sie wurde geboren den 9. Nov. 1818 zu Zofingen, Canton Aargau, Schweiz.

Ihr Vater, Christian Heinrich Zeller, entstammte bekanntlich einer alten württembergischen Familie; er war nach der Schweiz übergesiedelt und bekleidete um jene Zeit das Amt eines Schuldirektors. Ihre Mutter war die Tochter eines achtbaren Predigers. In ihrer Familie hielt man es immer in dankbarer Erinnerung, daß sie in ihrer jarten Kindheit ein-



mal mit knapper Noth dem sicheren Tode entgangen war. — Eines schönen Tages nemlich spielte sie im Garten unweit des Pfarrhauses. Zufällig schaute ihr Vater zum Fenster hinaus und gewahrte zu seinem nicht geringen Schrecken, wie ein riesiger Lämmergeier über dem Kinde seine gefahrdrohende Kreise zog. Langsam aber sicher sah der Pastor den hungrigen Gast immer näher kommen, befürchtend er werde jeden Augenblick über das unschuldige Opfer herabstürzen. Schnell griff er daher nach seinem Gewehr, das in diesen Gebirgsgegenden immer geladen ist, und durch einen wohlgezielten Schuß fiel der Raubvogel gerade in dem Moment als er im Begriffe stand das Kind mit seinen Klauen zu erfassen, zu Boden. Es läßt sich leicht denken, daß die Freude ob dieser Errettung in der ganzen Familie eben so andauernd als groß war.

Als Zeller im Jahre 1819 nach Beuggen zog, um dort der bekannten Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder vorzustehen, war seine kleine Maria sechs Jahre alt. Der gute Zeller erzog seine Kinder in der Liebe, die mit der nöthigen Strenge und Festigkeit gepaart war. In diesem Bestreben unterstützte ihn seine ausgezeichnete Gattin, und es stand kaum anders zu erwarten, als daß seine Kinder mit der größten Achtung zu ihren Eltern aufschauten. Maria, als die zweitälteste von elf Geschwistern, war der Mutter in der Leitung des Haushaltes eine große Stütze. Um ihre Erziehung zu vollenden, war es nöthig für sie, etliche Jahre das traute Heim zu verlassen. Nach ihrer Rückkehr war sie längere Zeit gleichsam die rechte Hand ihrer Mutter. Wegen ihrer äußerst gemüthlichen Disposition und freudigen Opferwilligkeit für Andere, war sie von Jugend auf von Allen geliebt, die sie kannten. Dabei war sie auch sehr gewissenhaft und offenbarte ein ungewöhnlich tiefes Gefühl ihrer Unwürdigkeit und der Nothwendigkeit eines beständigen Erlösers. Wiederholt weichte sie sich dem Herrn und seinem Dienst nach Leib und Seele. Ihr kindlicher Glaube, ihre ungefärbte Liebe und das unerschütterliche Vertrauen auf Gott blieben ihr eigen durchs ganze Leben.

Im Jahre 1833 wurde der bekannte Samuel Gobat mit der Zeller'schen Familie bekannt. Es dauerte nicht lange bis dieser fromme Gottesmann herausgefunden hatte, daß Maria Regina Zeller eine treffliche Missionsgehilfin abgeben würde, und so geschah es, daß Beide am 23. Mai 1834 in den Stand der

heiligen Ehe traten. Sofort begaben sie sich auf den Weg nach Abessinien. Die jungen Eheleute hatten eine höchst beschwerliche Reise. Die Fahrt über das rothe Meer mußten sie in ganz kleinen Booten machen; und dann denke man an die Beschwerden, auf dem Rücken eines Kameeles die Wüste zu durchgehen. Doch trugen sie Alles mit der größten Geduld. Die Musikstunden verwandte Frau Gobat, um die abessinische Landessprache zu studiren, wobei ihr Gatte ihr als Lehrer dienen konnte, da er schon seit 1826 unter jenem Volke als Missionar thätig gewesen war. In Adowa waren sie gezwungen Halt zu machen, indem Gobat ernstlich erkrankt war. Zwei Jahre lang mußte er hier das Bett hüten, und daß da Muth und Glauben tüchtig auf die Probe gestellt wurden,

läßt sich leicht denken.

Gobat's Gehülfe, Missionar Eisenberg, schrieb um jene Zeit in die Heimath, wie folgt: „Gobat's Gesundheitszustand bessert sich durchaus nicht, im Gegentheil, seine Kräfte nehmen von Tag zu Tag ab, zur großen Betrübnis des kleinen Häufleins.“ Es war fast unmöglich irgend welche Medizin oder auch nur die nöthigste gesunde Nahrung zu verschaffen. Man denke sich: einen sterbenden Mann und allein im fremden Lande! Doch der liebe Gott half; er hilft Allen, die auf ihn trauen, an Mitteln dazu fehlt es ihm nicht. Gobat erholte sich Rath's bei einem guten Arzte, der zufällig im Lande war, und da hieß es, daß keine Hoffnung auf Genesung sei, ausgenom-



men er trete sofort die Rückreise nach Europa wieder an. Wohl oder übel, die junge Missionsfamilie mußte sich in das Unvermeidliche schicken. Wie gern, wie herzlich gern wären sie doch geblieben und hätten den umnachteten Seelen das Heil in Christo verkündigt. Daß eine Heimreise unter solchen Umständen große Selbstverleugnung kostete, muß auf einmal einleuchten. Am 4. Nov. 1835 betraten sie die Wüste. Tage lang waren sie gezwungen zu reisen unter den sengenden Strahlen der Sonne, ohne auch nur einen guten Hut oder Schirm. Dabei hatten sie bloß raue Kost und fast gar kein Wasser. Es ist daher kaum ein Wunder, daß Frau Gobat anfangs kleingläubig zu werden und zu fragen, warum der liebe Gott doch auch solche schwere Heimsuchungen über sie verhängt habe. Sie war der Verzweiflung nahe, denn nicht lange zuvor hatte der Herr ihr auch ihr einziges Kind, die kleine Sophie, durch den Tod entrißen. Man fand später in ihrem Notizbuch den 8. November (1835) als den härtesten Tag ihres

Lebens bezeichnet. Gerne wollen wir ihr das glauben. Zur Ehre unserer Heldin sei es hier indessen gesagt, daß sie sich vor ihrem göttlichen Herrn und Meister jedesmal tief demüthigte, wenn sie fand, daß ihr Herz gleichsam mit Gott zu rechten sich erfüllt hatte. Gobat war ihr durch sein gedulbiges, leutseliges Wesen eine unvergleichliche Stütze; das umso mehr als er bereits den heilsamen Einfluß des Climatewechsels zu fühlen begann.

Im September 1836 erreichten sie die heimatliche, gesunde Gebirgswelt der Schweiz. Nachdem sie gegen zwei Jahre hier verweilt hatten, gingen sie nach der Insel Malta, um dort die Uebersetzung der Bibel ins Arabische zu leiten. So um drei Jahre blieben sie auf der Insel, ehe sie nach der Schweiz zurückkehrten.

Später (1845) wurde Gobat Vice-Principal des Prot. Collegiums auf Malta, hatte aber diesen Posten kaum ein Jahr inne gehabt, als er von Friedrich Wilhelm IV. von Preußen nach Jerusalem berufen wurde. Nachdem Gobat zum Bischof der englischen Hochkirche ordinirt war, trat er mit seiner Frau im Juli 1846 seine Reise nach Jerusalem an. Mit regem Fleiß griffen Beide die ihnen zugewiesene Arbeit an. Gobat gründete Schulen und stand den dortigen Missionen vor, wobei ihn seine Frau mit unermüdlicher Thatkraft und Ausdauer (namentlich in den ersten Jahren), trotz ihrer vielen häuslichen Obliegenheiten, aufs Vortheilhafteste unterstützte. Sie erkannte, daß es ihre heilige Pflicht sei, Denen, die ihrer Obforge anvertraut waren, Vater und Mutter zu sein.

Sie war ihrem Gatten eine wirkliche Gehülfin in Allem. So kräftig betrieben Beide das herrliche Werk der Mission und der Erziehung, daß zur Zeit als Gobat starb (Mai 1879) nicht weniger als 1400 Kinder in den erwähnten Schulanstalten religiösen Unterricht und Pflege empfangen. Ach, und wie hat Frau Gobat auch in ihren späteren Jahren, als schon die Gebrechen des Alters sich geltend machten, noch so emsig mitgeholfen! Wie ging sie umher und half den Armen, führte die Irrenden zurecht und verrichtete sonstige Liebesdienste. „Ich muß wirken, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand mehr wirken kann,“ pflegte sie zu sagen. Es heißt, daß sie zu Allem sich durch die Liebe Christi gedrängt fühlte. Es war ihr unmöglich einen leidenden Mitmenschen zu sehen, ohne ihm zu helfen, wenn es anders thunlich war. Sah sie ein verwahrlostes Kind, so suchte sie dasselbe durch irgend einen Dienst zu erfreuen und glücklich zu machen. Frau Gobat kannte die rechte Sphäre ihrer Wirksamkeit. Sie ist ein treffliches Vorbild für die christlichen Frauen unserer Zeit, für euch, ihr geschätzten Leserinnen, für alle Frauen.

Zu den obigen edeln Charakterzügen kommt noch, daß es ihre größte Freude war, wenn sie geben, wenn sie recht mit-

theilen konnte. Ihr war's Bedürfniß, Andere glücklich zu machen. Und wegen ihrer Gastfreundschaft war sie obendrein in ganz Jerusalem und auch weit und breit umher bekannt. Viele Reisende nach dem heiligen Land halten sie ob dieses edeln Zuges in freudigem Andenken.

Und dann war sie ihren eigenen Kindern eine höchst liebenswürdige Mutter. Nie vergaß sie, auch nur eine Stunde, deren Bedürfnisse; sie nahm Theil an ihren Freuden und Leiden und trug dieselben beständig dem lieben Gott im gläubigen Gebete vor. Und daß unter solchen Umständen die Erziehung eine glückliche, gesegnete sein mußte, ist nicht mehr als natürlich.

Was noch besonders an Frau Gobat zu rühmen übrig bleibt, ist, daß sie dem lieben Gott oft herzlich dankte, die Gehülfin eines solchen Mannes, wie Gobat, sein zu dürfen. Dies beweist klar, daß sie ihre hohe Aufgabe erkannte und mit Freuden zu lösen suchte. Es war ein harter Schlag für dies edle Mutterherz, als der Herr im Jahre 1873 ihren ältesten Sohn durch einen plötzlichen Tod zu sich nahm. Sie trug diese Heimsuchung wohl anscheinend mit christlicher Geduld, allein der Verlust hinterließ bei ihr einen ungewöhnlich tiefen Eindruck. Doch die Trennung sollte keine sehr lange sein. Beides Gobat, sowie auch seine Gattin fühlten, als sei Jerusalem ihre einzige irdische Heimath und der Ort, wo sie ihre Tage vollends zu beendigen wünschten.

So reiste denn dieses greise Paar im Frühling von 1878 nochmals in die alte Heimath, um ihre Kinder und viele Freunde zum letzten Male zu besuchen. Schon im Herbst desselben Jahres bekam Gobat einen heftigen Schlaganfall. Nur mit der größten Mühe konnten sie die Reise zurück nach Jerusalem machen und schon im Mai 1879 endigte dieser thätige Gottesmann seine irdische Laufbahn. „Es ist der Herr,“ sprach unsere Heldin, „er thue, was ihm wohlgefällt.“ Nur zu deutlich konnte man aber von Stund an wahrnehmen, daß sie ihren Lebensgefährten nicht lange überleben werde. Sie sagte: „Ich werde ihm bald in die Herrlichkeit nachfolgen; in dem irdischen Jerusalem ist für mich nichts mehr zu thun; mein Tagewerk ist vollendet.“ Und schon am 1. August 1879 verschied sie in froher Hoffnung des ewigen Lebens. Hunderte der ihrer Ob Sorge Anvertrauten standen bitterlich weinend an ihrem Grabe; sie fühlten, daß eine „Mutter in Israel“ gestorben sei, und sie sagten: „Nun sind wir erst rechte Waisen geworden.“ Wohl Allen, die bei ihrem Scheiden ein solches Zeugniß hinterlassen! Was wird aber erst die einstige Ernte sein? — In 1847 fingen diese Arbeiter eine Missionschule mit neun Kindern an. Jetzt zählt man in Judäa, Samaria und Galiläa siebenunddreißig solcher Schulen, zwölf Gemeinden und gegen 2000 emsige Glieder. Ja, groß wird einst die Ernte sein. Hallelujah!

## Trenn.

Von E.

Wahre, gründliche Frömmigkeit findet man in unsern Gerichtshöfen oder auch unter den höheren Staatsbeamten nur äußerst selten. Es ist dies leider eine Thatsache, die Niemand zu leugnen vermag. Wie erfreulich ist es daher, zum Beispiel, das Leben von Theodor Freelinghuyzen und ähnlichen hervorragenden Persönlichkeiten

zu lesen. Dieser Mann war einer der tüchtigsten Advokaten New Jerseys, und Senator in den Tagen Clays, Websters und Calhouns. Auch war er Candidat für das Vice-Präsidentenamt auf demselben Ticket mit Henry Clay.

Freelinghuyzen entstammt einem alten holländischen Geschlecht von echtem Korn und Schrot. Seine Vorfahren hat-



ten mit gegen Philipp II. von Spanien gekämpft. Sie hatten seine Schiffe versenken und seine Armeen schlagen helfen. Sein Urgroßvater, ein Prediger, war aus innerem Antrieb in dies Land eingewandert. Er erzog seine ganze Familie für die Rangel — fünf seiner Söhne wurden Prediger und die beiden Töchter Predigersfrauen.

Der junge Theodor hatte ein außerordentliches Talent geerbt, allein es lag gleichsam todt in ihm, bis es endlich durch seine Stiefmutter eines Tags geweckt wurde. Es war anfänglich sein festes Vorhaben in einer recht gemüthlichen Weise durchs Leben zu gehen, er wollte Ackerbau treiben. Der Vater hatte sich bereits willig erklärt, dem Wunsche des Sohnes zu willfahren, aber die Mutter blickte in die Zukunft. Sie witterte in dem Jungen mehr als gewöhnliches Talent und sandte ihn daher eines Tages, als der Vater in Washington war, nach einer der besten Schulen des Landes. Frelinghuysen behielt seine Stiefmutter immer in gesegnetem Andenken.

In seinen Studien zeichnete er sich stets durch tiefe Gründlichkeit aus. Nie fehlte er in seiner Klasse, in der man ihn gern als ihren größten Helden und Wohlwünscher anerkannte. Als er später die Rechte studirte, fing er an sich sehr um das Wohl der Jünglinge in der Nachbarschaft zu interessiren, und er bildete aus diesem Grund einen literarischen Verein zum Zwecke gegenseitiger Erbauung, Bildung und Belehrung. Sie liebten ihren jugendlichen Führer mit einer seltenen Hingabe.

Während des Krieges mit England in den Jahren 1812-'15 bildete Theo. Frelinghuysen aus freien Stücken eine Compagnie freiwilliger Infantristen und brachte diese in kurzer Zeit zu einer erstaunlichen Gewandtheit im Exercitium. Als New York endlich bedroht war, stand unser Held an der Spitze von etwa neun hundert Mann. Er besetzte und verteidigte die Höhen von Brooklyn mit erfreulichem Erfolg.

Dieselbe Entschiedenheit und Gründlichkeit, die er als Soldat an den Tag legte, kennzeichnete auch seinen Charakter als Christ. Als er in New Jersey an der Spitze der Rechtspflege stand und gleichzeitig mit Webster und Calhoun im Senat

sah, gewann er sich wegen seines entschiedenen praktischen Christenthums die höchste Achtung Aller, mit denen er in Berührung kam.

Mit unübertrefflichem Eifer arbeitete er zur selben Zeit als Superintendent und Lehrer in der Sonntagschule, und — sonderbar! er hielt diese Aemter als weit ehrenhafter, als seine Wahl in den Senat der Ver. Staaten von Nordamerika.

Weber privat- noch amtliche Obliegenheiten konnten ihn von der Erfüllung seiner christlichen Pflichten abhalten. Für vierzig Jahre versäumte er sein verborgenes Gebet am Mittag nicht, eben so regelmäßig besuchte er auch die öffentlichen Gottesdienste. Sein einfaches, ernstliches Gebet, seine kindlichen, geistreichen Ermahnungen waren manchem Suchenden zu seiner Zeit von großem Segen und Vortheil.

Was besonders hohen politischen Damten abgeht, zeigte sich in Frelinghuysen: Er war stets eifrig beflissen, seine Umgebung für Christum und seine Sache zu gewinnen. Er nahm zu dem Ende die Gelegenheiten, die sich ihm boten, wahr und streute den köstlichen Samen des Wortes Gottes in die Herzen. Mehrere der auserlesensten Rechtsgelehrten in New Jersey wurden durch seinen stillen, christlichen Einfluß dahin gebracht, daß sie den lieben Heiland suchten und fanden. Beide Webster und Clay gaben nicht selten ihren aufrichtigen Dankgefühlen Ausdruck, für das lebhafteste Interesse, das jener in ihrem Seelenheil nahm. Der Charakter unsers Staatsmannes war fleckenlos und — wie sich das denken läßt, seine Handlungen gaben seinen Worten eine außerordentliche Gewalt.

Wie gut wäre es doch, wenn die Jünglinge unseres Landes und aller Länder der Erde an solchen christlichen Heldengestalten sich ein Vorbild nehmen würden! Und wie doppelt gut wäre es, wenn unsere Gerichtssäle, Geseßeshallen und die Regierungskämde aller Herren Länder mit solchen Männern angefüllt wären. Und warum sind sie es wohl nicht? Weil unsere Mütter nur selten ihre Pflicht thun, wie sie sollten. O ihr lieben Mütter alle: seid doch rechte Mütter!

## Indischer Opiumbau.

Bearbeitet von L.



Opium" ist ursprünglich ein griechisches Wort, von „Opos“ (Pflanzenast) abstammend. Es wird seit dem sechsten Jahrhundert nach Christo für den Mohnsaft gebraucht. Das Opium wird bekanntlich dadurch gewonnen, daß man zunächst Einschnitte in die grünen Samenfahnen des Mohnes macht; hernach den ausströmenden Saft, der erst eine weiße, dann eine bräunliche Färbung zeigt, an der Luft zu einer roth- oder schwarzbraunen, steifen Masse gehörig trocknet und verdichtet. Durch das Studium der griechischen Aerzte wurde das Opium den Syrern und Arabern bekannt, die es „Asium“ nannten. Der reisende Belon fand es bei Türken und Persern um das Jahr 1550 schon als Berausungsmittel in allgemeinem Gebrauch; ebenso Kämpfer ums Jahre 1680 in Persien und Indien. Es wird geglaubt, daß die Chinesen ursprünglich durch Araber oder Perser mit jenem Stoff bekannt wurden. Andere meinen, die Einwohner von Assam hätten ihnen das Gift übermittelte. In Se-chu'uen, wo heute die zahlreichen Mohnplan-

zungen dem britischen Opiumhandel schon bedeutende Konkurrenz machen, wird erzählt, daß dieser Stoff vor hundert Jahren von Indien und Tibet eingeführt worden sei.

Wie großartig und verderbenbringend der Opiumhandel in China noch jetzt betrieben wird, davon haben sich ohne Zweifel viele Leser des Magazins an der Hand einer vor etlichen Jahren erschienenen, ziemlich Aufsehen erregenden Broschüre Dr. Christlieb's in Kenntniß gesetzt. Wurden auch von tüchtigen Leuten in England damals die Vorwürfe Christlieb's im vollen Maße anerkannt, so ist doch leider keine Besserung in den Verhältnissen eingetreten. England produzirt in Ostindien fortwährend in kolossalen Mengen das schändliche Gift und verhandelt es nach China. Welchen Umfang aber in Ostindien die Opiumproduktion angenommen hat, darüber belehrt uns in eingehender Weise einer der ersten Kenner jenes Landes, Emil Schlagintweit.

Das Opium, sagt Schlagintweit, wird dort namentlich in den Gangesniederungen aus der gewöhnlichen Mohnpflanze



Reihen der Mohnköpfe.

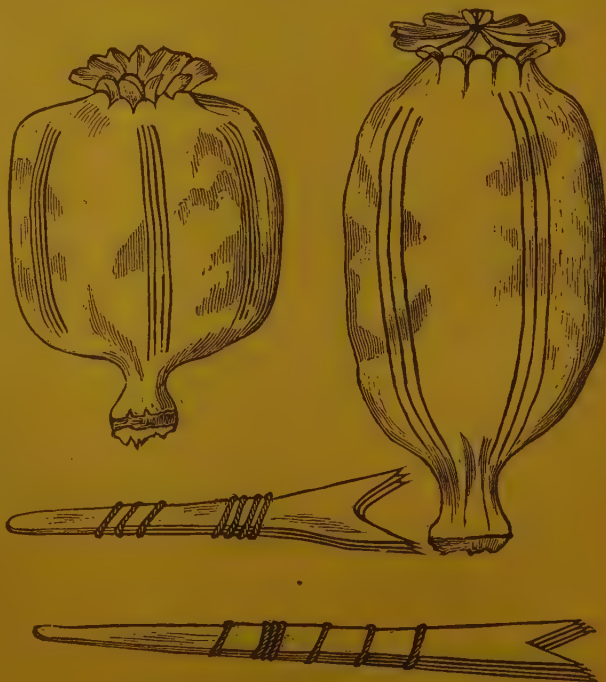
gewonnen. Den alten indischen Sprachen fehlt ein entsprechendes Wort für Opium und der Anbau des Mohnes zu seiner Gewinnung fand erst verhältnismäßig spät statt, während jetzt in Indien eine Million Acker damit bepflanzt sind. Der Bauer greift gerne zur Mohnkultur, trotzdem das Opium Monopol ist. Zum Anbau eignet sich nur sehr guter, leicht zu bewässernder Boden, welcher tüchtig gepflügt und gedüngt werden muß. Zehn Tage nachdem die Körner gesät sind, schießen die Pflänzchen empor, die nach drei Wochen in Blüthe stehen. Sobald die Blüthe abfällt, beginnt das Ausziehen des Saftes. Zu diesem Zwecke wird jede Mohnkapsel mit einem, Raschar genannten, unseren Vorrichtungen zum Vinienziehen der Noten nicht unähnlichen Instrumente oder einer dreizünftigen eisernen Gabel von unten nach oben dreimal gerisht; der ausströmende und an der Luft rintroärende Saft, Tschit genannt, wird sodann mit einem Streicher in ein Gefäß abgestreift, in welches zur Verhinderung der Verdunstung Leinöl eingegossen ist. Jede Kapsel liefert nur wenige Tropfen Tschit. Ein Arbeiter hat einen vollen Tag zu thun, um 100 Gramm zu sammeln.

Daß ganze Erträgniß der Ernte muß der Regierung abgeliefert werden. Von eigenen Angestellten wird der noch flüssige Tschit in Tücher gebunden und zum Abtropfen des Leinöls aufgehängt. So eingedickt bearbeitet man ihn mit Händen und Füßen zu einer gleichmäßigen Masse und formt ihn in Ballen bis zu zehn Pfund, die in Kisten eingepackt und nun fertig zur Versendung sind. Der Versand des Opiums nach China kam erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Gang, doch schon 1797 datirt das erste chinesische Verbot gegen das schändliche Gift — ein Verbot, das wenig half. Im Jahre 1840 führte England den schmählichen Opiumkrieg gegen China, in Folge dessen 1842 das Präparat zur Entnerbung des chinesischen Volkes und

zur Bereicherung des britischen Beutels wieder zugelassen werden mußte. Für das Statjahr 1880–81 ist der Bruttoertrag des Opiummonopols auf 188 Millionen Mark veranschlagt. Dreiundvierzig Millionen kostet die Verwaltung, so daß 145 Millionen Reinertrag für den Giftoverkauf übrig bleiben.

Während nun Prof. Christlieb und Andere Autoritäten auf das schlagendste nachgewiesen haben, wie niederträchtig das Opium auf die Bevölkerung wirkt, unternimmt Schlagintweit theilweise dessen Bertheidigung. Wir billigen dieselbe nicht, denn die Chinesen haben ohne Opium gut existirt und ihre eigenartige Cultur errungen, setzen aber einige der Auslassungen Schlagintweits hierher. Klima, Arbeiterverhältnisse und Nahrungsweise, sagt er, machen Opium in den heißen Ländern Asiens zum unentbehrlichen Genußmittel. In Centralindien gibt man Opium jedem Kinde, Erwachsene nehmen es regelmäßig Morgens, Mittags, Abends. Opium befähigt den landwirtschaftlichen Tagelöhner, selbst wenn die Mannesnahrung auf Hungerkost herabgemindert ist, der Feldarbeit unter der heißen indischen Sonne noch nachzugehen; es hält den Appetit zurück, ermöglicht Schnellläufern in Indien und in China hunderte von Meilen mit einer Geschwindigkeit zurückzulegen, die sich jener von Pferdebahnen nähert; in Fiebergegenden hilft Opium gegen die Krankheit. Opium befähigt den Zornigen, steigert in größeren Mengen den Muth u. s. w.

Es ist sicherlich nicht schwer diesen sonderbaren Auslassungen Schlagintweits die Spitze abzubreaken. Man höre: Hat Einer das etwa erbsengroße Opiumkugelförmige auf seine Pfeife gesetzt und angezündet, so lehnt er sich auf das Lager zurück und mit einem tiefen Athemzug sucht er in kurzen Pausen den Rauch in die Lungen einzuathmen und möglichst lang bei sich zu behalten, um ihn in das Blut überzuleiten und so den erwünschten Stimulus oder das ersehnte Delirium herbeizuführen. Er sucht ursprünglich nur ein Reizmittel darin, nimmt vielleicht nur einen oder zwei Züge, um seine Arbeits-



Mohnköpfe, gerisht mit dem Raschar.



kraft zu steigern; oder er sucht ein Beruhigungsmittel, um nach vollbrachter Arbeit die nervöse Aufregung zu beschwichtigen. Oder es ist ihm etwa gegen Kopfschmerz und dergl. ein Zug aus der Opiumpfeife angerathen worden; er findet wirklich Linderung dadurch, und nun kehrt er immer wieder gern zur Pfeife zurück, bis er es gewöhnt ist und nicht mehr lassen kann. Denn auf den angenehmen Reiz folgt eine entsprechende Erschlaffung und Ruhelosigkeit. Nun sucht er diese zu vertreiben durch eine abermalige Pfeife. Dieser Zustand kann Jahre lang dauern, wie beim Trinker die häufige Betrunketheit, ohne daß die Gesundheit sofort zusammenbricht. Mit einiger Willenskraft könnte er in diesem Stadium die üble Angewöhnung auch noch abschütteln. Aber dies ist selten der Fall. Denn ungleich mehr als dem Trinker geht ihm die Willenskraft unvermerkt verloren, und die Regel ist, daß er fortfährt, bis er in ein frühes Grab sinkt. Er kann ohne sein Opium nicht mehr in Ruhe leben. In der Zwischenzeit zwischen dem Opiumgenuß foltert ihn eine solche Sehnsucht und Unbehaglichkeit, ja mit der Zeit auch solche Schmerzen Leibes und der Seele, daß er bald wieder durch neuen Genuß des „schwarzen Rotheres“ (wie die Chinesen oft das Opium nennen) sie auf kurze Zeit zu vergessen suchen muß. Die ursprünglich kleine Quantität wirkt bald nicht mehr; so muß er sie verdoppeln, verdreifachen, ja verzehnfachen und verhundertfachen.

Es ist nicht leibliche Stärkung und gesunder Genuß, was der Opiumraucher in der Regel sucht, sondern eine Art von Verzückerung, ein Zustand theilweiser Bewußtlosigkeit, also eine Art Trunkenheit. Opium ist noch viel verführerischer als geistige Getränke. Unter denen, die Letztere genießen, fällt unter hundert vielleicht einer oder zwei dem Sauf zum Opfer, während aus hundert Opiumrauchern kaum einer dem Schicksal entrinnt. Gehen in den Vereinigten Staaten und England jährlich 60,000 am Laster des Trunkes zu Grund, so erliegen in China, wo weder christliche Grundsätze noch ein starker Arm des Gesetzes dem Uebel steuert, 600,000 der Opiumseuche.

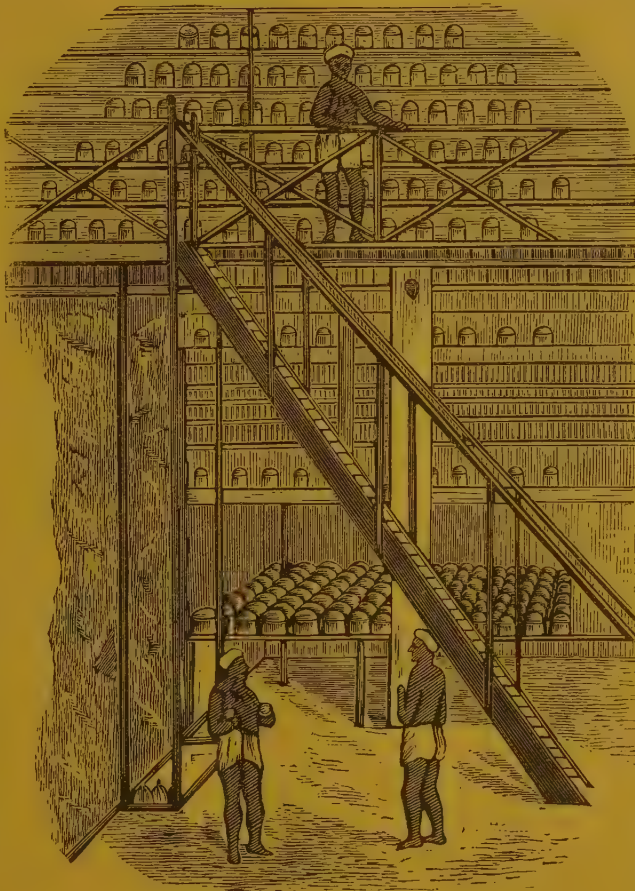
Hervorragende englische Aerzte sagen: So werthvoll Opium ist, wenn es als Medizin gebraucht wird, so kann es doch Niemand, der mit der Sache bekannt ist, leugnen, daß der habituelle Genuß desselben die aller verderblichsten Folgen nach sich zieht. Er zerstört die gesunde Thätigkeit der Verdauungs-

organe, schwächt die Kräfte des Geistes, wie die des Leibes, und macht das Individuum, das sich ihm ergibt, zu einem nutzlosen, ja schädlichen Glied der Gesellschaft. Wer den Gebrauch des Opiums als Luxusartikel befördert, der fügt in unsern Augen der menschlichen Gesellschaft eine sehr schwere Schädigung zu.

Dr. Graves von Canton äußert sich so: „Die Wirkungen des Opiumrauchens sind: physiologisch — Verlust des Appetits, Abmagerung, fahles, bleiernes Aussehen; social — spätes Aufstehen, beständiger Zeitverlust durch das viele Schlafen, allmähliche Erschöpfung des Vermögens durch die immer größeren und leichtsinnigeren Ausgaben für das Opium, Vernachlässigung der Familie, Versehung der Kleider,

endlich — Verlaufs der Kinder! Moralisch — Reizbarkeit des Temperaments, Hang zur Lüge, Zweideutigkeit und Betrügerei — lauter Folgen dieses unseligen Hangs.“ Diese Zeugnisse aus dem Norden, Centrum und Süden Chinas könnten leicht unendlich vervielfältigt werden durch das vieler andern Aerzte, Regierungsbeamte, Reisenden und besonders auch durch das der Missionare, wie der Chinesen selbst.

Der Opiumconsum in Indien selbst ist zwar durch das Monopol der Regierung möglichst verhindert worden; aber es wird doch mehrfach die Thatsache bezeugt, daß die Mohnpflanzer einen Theil des Produkts selbst genießen, und in Rajputana und Centralindien soll das Opiumessen (nicht Rauchen) ziemlich allgemeine Gewohnheit sein, daher die Annahme nahe liegt, daß die Verbreitung der Mohnpflanzungen auch den heimathlichen Consum unwillkür-



Ein indisches Opiumlager.

lich beförderte. — Wie nun ein Mann, wie Emil Schlagintweit, trotz aller dieser Zeugnisse, den Genuß des Opiums rechtfertigen kann, ist uns unbegreiflich.

Die schlimmste Folge für England aber ist die, daß das Uebel, das es mit dem Handel über andere Nationen bringt, auch im Schoße des englischen Volkes selbst verheerend um sich zu greifen droht. Das Andern zugefügte Unrecht fängt an, ihm aufs eigene Haupt zurückzufallen. Der von Aerzten nicht controlirte, geheime Opiumgenuß verbreitet sich in England selbst, und da und dort zeigen sich bereits Anzeichen der moralischen und physischen Verwüstung, die er anrichtet. Zwar stehen andere Formen von Unmäßigkeit, denen das Volk sich mit Vorliebe hingibt, der allgemeineren Verbreitung dieses

Lasters noch einigermaßen im Weg, und seine jetzige Ausbehnung entzieht sich aller Schätzung, da es so geheim betrieben wird. Aber scharfblickende Aerzte und Seelsorger bezeugen, daß es bereits Boden gewinnt und Unheil anrichtet. In einigen Theilen Englands rauchen die Feldarbeiter, ehe sie z. B. die Heu- oder Kornernthe beginnen, und überhaupt um eine ungewöhnlich anstrengende Tagesarbeit rascher verrichten zu

können, eine Opiumpille als Reizmittel, unbekümmert um die traurigen Nachwehen davon. Denn diese Opiumraucher werden, ganz abgesehen von den moralischen Folgen, auch für äußerliche Arbeit bald ganz untauglich. Auch hier gilt wieder der alte, bewährte Schiller'sche Satz:

„Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

## Des Arbeiters Ruhm.

Von M. M.

Warum sollte der Arbeiterstand keinen Ruhm haben, und warum sucht fast jeder angehende Jüngling demselben auszuweichen und zu entriinnen? Und doch liegt ein erhebenber und sonderbar begeisternder Gedanke in dem Bewußtsein, ein Arbeiter zu sein und dem Arbeiterstande anzugehören; zu wissen, daß man durch anstrengende Arbeit und sparsames Eintheilen zu Wohlstand und Unabhängigkeit gekommen ist. Es liegt eine Erhabenheit im Arbeiterstand, welche sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben läßt. Glender Stolz! der sich über den Nährstand der menschlichen Familie zu erheben gedenkt und mit Verachtung auf Den herabblicken will, dem er für sein tägliches Brod zum Dank verpflichtet ist.

Aus Gedanken Wörter, dann Sätze, hernach Abhandlungen und Bücher zu machen, ist keine Kunst, aber es ist Arbeit. Andere an der Arbeit beobachten, von ihnen lernend, sie endlich überflügelnd, hat es der Knabe zum Meister gebracht und man sagt gerne, es arbeiten jetzt Andere für ihn, wenn wir ihn aber aufsuchen, finden wir ihn an der Arbeit. Ehre gebührt dem Arbeiter jedes Berufes; was er auch arbeiten mag, so es seinen Mann ernährt, legitim ist und Andern nützt.

Der Schuhmacher formt aus Leder, Zwirn und Holzstückchen ein Kunstwerk, das den Fuß der Könige und der feinsten Dame zieren und schützen kann, während sein Nachbar, der Schmied, aus heißem Feuer ein glühendes Eisen auf den Amboss bringt und durch schwere Hammerschläge, mancherlei Wendungen und nach heißem Schweißen einen ähnlichen Schutz für den Fuß des Pferdes schafft, welches den König trägt oder dem Bauer den Pflug zieht. Diese Männer sind Arbeiter, sie sind der Welt unentbehrlich und gereichen ihr zum Segen. Ohne den eingebildeten Stutzer, mit seinem Nasenflemer und Boßbärtlein, könnte die Welt wohl bestehen, aber nicht ohne die ehrbaren Handwerker—Gott segne sie!

Mit scharfer Axt tritt der rüstige Pionier in den Urwald hinein; durch gewandten Schwung treibt er den glänzenden Stahl tief in das widerspenstige Holz hinein; erstaunt erheben sich die Vögel von den Aesten in die Luft und umkreisen schreiend den müthigen Eindringling, während die scheuen Waldbewohner sich mitzutraulich in das Dunkel zurückziehen. Laut verkündet der Schlag der Axt, welchen der Widerhall in tausend Echo weiter trägt, der stillen Wildniß an, daß ihre Stunde gekommen sei und sie vor der siegreichen Arbeit weichen müsse. Der Baum fällt, und seine Aeste liegen bald auf Haufen; den Schweiß abtrocknend, blickt der Arbeiter in die Höhe; durch die gemachte Oeffnung sieht er ein Stück des blauen Himmels und ist vergnügt.—Aufs Neue schwingt er seine Axt und andere Bäume fallen, bis endlich die erwärmenden Sonnenstrahlen einen Weg auf den jungfräulichen Boden herabfinden und ihm ungesäete Pflanzen entlockt. Jetzt erhebt sich eine Blockhüt-

te; im Walde ist eine Klärung entstanden; schöne Felder umringen die menschliche Wohnung, während im Hause liebliche Stimmen von Kindern erschallen; es wohnen glückliche Menschen dort, denn die Arbeit hat sie glücklich gemacht. Der Mann ist ein Arbeiter und ist der Welt zum Segen geworden—Gott segne ihn!

Schon Tage lang folgt der Landmann seinem Pflug in offener Furche; er denkt an kein Ermüden, denn es ist Saatzeit. Wohl droht seinem Felde manche Gefahr, aber er arbeitet unverdrossen weiter, denn er arbeitet auf Hoffnung. Endlich sieht er die aufschießende Saat und freut sich, wenn dieselbe sich vor dem Winde wie grüne Wellen bewegt. Er hat seine Pflicht gethan; das Uebrige müssen Regen, Thau, Sonnenschein und der liebe Gott thun, dann erntet er, wo er gesät hat und freut sich, daß er den Lohn der Arbeit ernten kann und den Segen seines Fleißes genießen darf. Er dankt Gott für das Gedeihen und ist mit seiner Familie vergnügt. Dieser Mann ist ein Schöpfer; ein Wohltäter, ein Arbeiter—Gott segne ihn! Tausende Advokaten hätten mit all ihren Folianten nicht fertig gebracht, was dieser Landmann that; er ist mehr nöthig, mehr geliebt und ein größerer Wohltäter.

In einer Werkstätte arbeitet munter ein armer Knabe; seine Kleider sind zwar geflickt und seine Hände schwarz, aber aus seinen Augen blickt und leuchtet der Scharfsinn und die Intelligenz heraus. Jener Knabe ist bloß ein Lehrling, welcher mit Hammer und Feile an unterschiedlichen Eisenstäben schafft, aber sein Scharfsinn sieht bereits alle diese Stäbchen an ihrem Ort, und der Knabe hat die geheime Kunst der Mechanik durchblickt. Einige Jahre sind verschwunden, der Knabe ist fort, aber an seiner Stelle steht ein Fachmann, welcher seines Handwerks Meister ist; er leitet, regiert und ordnet an, bis mit seiner Hülfe eine Maschine dasteht und gelungen ist. Dieses Kunststück nennt er sein; denn sein Genie und harte Arbeit haben alle Hindernisse überwunden und ihm einen Ruhm erworben. Der Mann ist ein Arbeiter und sein Erfolg ist die legitime Frucht unermüdlchen Fleißes und nützlicher Thätigkeit. Eine Nation könnte wohl ohne Armee fertig werden, aber nicht ohne solche schöpferische Genies. Wohl dem Lande, welches solche Arbeiter zu seinen Kindern zählt!

Ja, es ist Ruhm und Ehre im Arbeiterstand. Ob nun die Arbeit im Walde; auf dem Felde; in der Werkstatt; auf der Kanzel oder im Schulzimmer geschieht, das macht die Arbeit nicht ehrenvoller. Die schwielige Hand des Tagelöhners ist eben so ruhmvoll, als das kahle Haupt des überarbeiteten Denkers. Beide arbeiten nach einem Plan; beide sind der Welt unentbehrlich, so lange sie am Wohl der Mitmenschen wirken und Mitarbeiter am allgemeinen Wohl sind.

Aber es gibt noch andere Arbeit, welche noch größeren



Ruhm verdient, obzwar sie unvermerkt und im Stillen geschieht. Betrachte jenen Jüngling dort; siehe wie er schafft und wirkt: das ist Fleiß, aber betrachte ihn genauer und beobachte, wie er sich beträgt: wie männlich, wie sittlich und wie sparsam er ist. Wo ist die beredende Hand, welche ihn leitet und antreibt? Was mag ihn beeinflussen, und was ist der Zweck, den er im Auge hat? Er arbeitet für das liebeliche Kind anderer Eltern, welches ihm versprach, einst seinen Hausstand zu zieren. Der Einfluß einer gesitteten Jungfrau formt und bildet den Charakter des Jünglings, daß er sich anstrengt des besten Weibes würdig zu werden. Der Einfluß jenes Mädchens bewahrt ihn vor der Versuchung und entreißt ihn der Gefahr; wie ein segnender Schutzengel bewahrt die reine Liebe ihn vor Laster und Untugenden. Endlich erreicht er das Ziel seiner Wünsche, und überall im Hause ist die liebevolle Hand der Gefährtin, welche ihm der Herr gab, sichtbar. Nirgendso findet der Gatte mehr Vergnügen, als in seinem einfachen traulichen Heim. Er findet Herzensruhe, weil er Herzensarbeit schafft. Aber seine Gattin hat ihn zum Manne gemacht; ihr geben wir des Dichters Ruhm;

„Chret die Frauen! sie flechten und weben  
Himmliche Rosen ins irdische Leben.  
Flechten der Liebe beglückendes Band,  
Und, in der Grazie züchtigem Schleier,  
Nähren sie wachsam das ewige Feuer  
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.“

Wer im Ungefähr lebt und auf gut Glück baut, der schwimmt, sinkt und geht unter, denn ohne Anstrengung gibt es keinen Erfolg, und Wenige sind, welche mit goldenen Löffeln im Munde geboren werden. Wer seine Arbeit versäumt, sei es nun Selbstbeherrschung, Wohlthätigkeit oder Fleiß im täglichen Beruf, der zieht den Eimer mit kaum Wasser genug, seinen eigenen Durst zu löschen, bis zur Hälfte des Brunnens

herauf, sobald die Hand sich löst, fällt der Eimer zurück; die Mühe war umsonst, er hat gelebt aber Niemand genützt; er ist gestorben, aber Niemand trauert um ihn. Selig sind die Wohlthäter, denn ihre Werke folgen ihnen, und ob sie auch gestorben sind, leben sie in ihren Werken.

Tausende sind unglücklich, mürrisch und unzufrieden; wenn sie arbeiten und Andere beglücken wollten, würden sie Glück und Frieden finden; aber sie bilden sich ein, das Arbeiten sei entehrend. Wir verabscheuen den Selbstfüchtigen, denn sein Herz ist kalt und gefühllos; er existirt nur für sich selbst und ist der Welt kein Segen. Wir verachten den Jüngling, welcher sich seines Vaters schämt, weil derselbe ein Arbeiter ist; er wird nie zum Manne, er macht nie ein Mädchen glücklich; er ist wie ein hunder Schmetterling, welcher sich ein paar Tage in der Sonne badet und dann, seine schöne Farben ablegend, zur erbärmlichen Raupe wird.

Ob wir auch für Andere arbeiten, das thut der Arbeit keinen Abtrag. Der Zimmermann baut Häuser, die er nie bewohnt, und der Weber macht Seide, welche ihn nie bekleidet. Wir zieren sogar unsere eigene Person nicht, um uns selbst zu gefallen; was schadet's, so lange es uns auf guten Wegen dem erhabenen Ziele näher bringt? Bewahre dein Herz, wandle auf Pfaden der Tugend und:

„Ueb immer Treu und Redlichkeit  
Bis an dein kühles Grab  
Und weiche keinen Fingerbreit  
Von Gottes Wegen ab.“

Dadurch wirst du Andere beglücken und selig sein in deiner That. Dann kannst du deinem Feierabend getrost entgegenblicken im Bewußtsein erfüllter Pflicht. Was auch deine Arbeit gewesen sein mag, der Lohn des Gerechten soll dir werden, so du treu erfunden worden bist. Gott segne den Arbeiterstand! (Amen!! Edr.)

## Erw i s c h t.

Der alte ehrwürdige Prediger F. in Christiansfeld, pflegte auf seinen Spaziergängen laut für sich und andere zu beten. Er wählte am liebsten einsame Gänge und Dörfer, weil sie ihm bei seinem Umgang mit seinem Herrn die bequemsten schienen. Es war ihm ein erhebender Gedanke, daß Gottes Reich überall auf Erden blühen, daß Gottes Wille, wie im Himmel also auch auf Erden geschehen werde.

Die meisten Felder und Wiesen in der Nähe Christiansfeld's sind mit Hecken umgeben. Der Eingang besteht in einer Thür, die mit einem Schlagbaum große Ähnlichkeit hat. Eine solche Wiese in der Nähe von Christiansfeld war von den Einwohnern als ein Durchgang benützt worden, und der Eigenthümer, ein benachbarter Bauer, beschloß, dieses nicht fern mehr zu gestatten, und wählte dazu das Mittel der Gewaltausübung auf seinem Grund und Boden. Er versteckte sich also zur Zeit des gewöhnlichen Spazierganges der Christiansfelder, mit einem tüchtigen Prügel bewaffnet, hinter seiner Hecke. Er mochte nicht lange gelauert haben, siehe, da thut sich der Schlagbaum auf, und der ehrwürdige Prediger F. tritt in die schöne Wiese hinein. Die tiefe ländliche Stille scheint einen angenehmen Eindruck auf ihn zu machen; er erhebt die Augen, faltet die Hände und geht betend in den Garten hinein, indem er laut und vernehmlich folgende Worte spricht: „O du lieber Vater im Himmel, segne den Eigenthü-

mer dieser schönen Besitzung, offenbare an ihm den Zug des Vaters zu deinem Sohne Jesu Christo, unserem Heiland, weil dein heiliger Sohn auch für ihn am Kreuz gestorben ist und ihm Vergebung seiner Sünden erworben hat. Ja, lieber Heiland, laß ihn dereinst durch die Kraft deines Versöhnungstodes eingehen in die seligen Auen deines Himmelreichs, damit er mit uns, deinen Erlösten, deinen heiligen Namen preisen könne!“ Dem Bauer entgeht kein Wort des würdigen Greises, der für ihn betet, während er mit dem Prügel gegen ihn auf der Lauer steht. Er läßt den Prügel fallen und weiß nicht, wie ihm geschieht; denn unwillkürlich fällt er auf seine Kniee nieder und bleibt lange Zeit in dieser Stellung. Als er aufsteht, will er dem Mann nachsehen, weil Thränen über seine Backen fließen, aber still wie im Grabe ist es auf der Wiese. In tiefe Gedanken verloren kehrt er heim. Seine Frau, welche um sein Vorhaben wußte, fragte ihn:

„Nun, hast du Einen erwischt?“

„Ach, liebe Frau, denke dir, da war Einer, der hat mich erw i s c h t!“

Die Frau: „Aber wie denn so, du konntest dich ja wehren!“

Der Mann: „Ja, ja, der war stärker als ich, denn er hatte ganz andere Waffen. Denke dir, eben noch spät am Abend geht Einer über meine Wiese, um das herzinnigste Gebet für mich zu thun, das ich je in meinem Leben gehört habe; da pack-

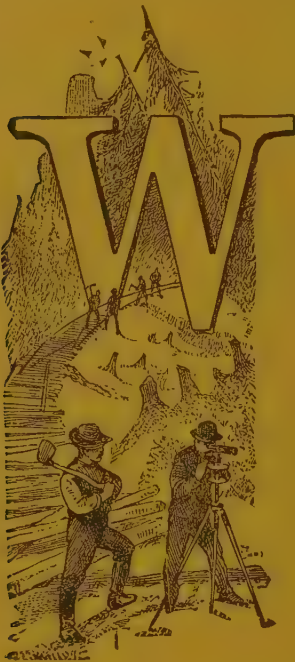
le es mich wie mit Riesenfäusten und warf mich nieder vor Gott, denn ich bin ein großer Sünder! Merkst du was? Morgen gehe ich zum Pastor in Christiansfeld und frage ihn, wie man so werden kann, wie der Greis, der über unsre Wiese ging, und du gehst mit mir!"

Als der Bauer am nächsten Morgen bei dem Prediger F. eintritt, ist er noch mehr erstaunt, den Mann selbst vor sich zu sehen, der gestern so eindringlich für ihn gebetet hatte.

„Das ist der Gottesmann selbst,“ sagte er seiner Frau, „der war es, der für mich betete, und also auch für dich!“

Der Prediger läßt beide Deutchen neben sich niederstigen und erfährt nun von dem Mann, welche Wirkung ihn Gott erleben ließ von einem Gebet für seinen Nächsten, das er im Umgang mit ihm, der sein Herz erfüllte, und von dessen Liebe seine Zunge nie schweigen konnte, gebetet hat. Der Mann war gründlich erweckt worden, und auch auf die Frau machte dieser Vorfall einen heilsam erschütternden Eindruck, so daß Beide durch Lehre und Unterweisung dahin gebracht wurden, wo allein Hilfe und Erlösung ist vom Verderben—zu der Gnade in Jesu Christo. Möchten doch noch Tausende also „erwischt“ werden!

## Frage.



Wenn zerrissen ist die bindende Schnur,

Da rollen die Perlen ins Weite.

Die Jugend entflieht auf des Lebens Flur,

Ihr geben Thränen geleite!

Wenn gesprengt das Netz und offen die Thür,

Die Nachtigall fliegt durch die Maschen!

Die Zeit des Gefangs—wer kann dafür—

Sie geht und läßt sich nicht haschen!

Wenn versponnen ganz der Faden der Zeit,

Geöffnet des Jenseits Pforten—

Da gleiten wir sanft in die Ewigkeit,

Was aber erwartet uns dorten?

(W. Huber, jr.)

## Ehre Vater und Mutter.

(Von Alb. Niedorf.)

Oswald, der Sohn eines armen Bauern, zeichnete sich schon in der Dorfschule durch seltene Geistesanlagen, sowie durch eine vortheilhafte Körperbildung aus, welche Jung und Alt für ihn einnahm. Sein braver Lehrer ertheilte ihm ohne alle Entschädigung von Seiten der Eltern Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache, wie auch in der Musik, und seinen uneigennütigen Bemühungen gelang es, ihm eine Freistelle im Museum eines Gymnasiums zu verschaffen. Auch hier erwarb er sich bald gute Freunde und Gönner. Ganz besonders nahm sich ein reicher Kaufmann, dessen Kinder er unterrichtete, seiner an, unterstützte ihn mit Büchern und Kleidern und machte ihm manche Freude.

Oswald wuchs an Kenntnissen und nahm zu an Wohlgefallen bei den Menschen; allein sein Herz nahm an der Ausbildung nicht Theil, vielmehr wurde er stolz und eingebildet und ließ sich schon als Gymnasiast dünken, er sei etwas, da er doch noch gar nichts war. Eines Tages besuchten ihn Vater

und Mutter in ihrer ländlichen, allerdings unmodischen Tracht, und er ging mit ihnen, um einige Geschäfte zu besorgen, in der Stadt umher. Plötzlich sah er den reichen Kaufmann Krefner, seinen edlen Gönner, von weitem. So gleich trennte er sich von seinen Eltern, ging auf die andere Seite der Straße und that, als gingen ihn die braven Leute gar nichts an. Wenige Augenblicke darauf rebete ihn Herr Krefner an und fragte ihn unter Anderem: „Wer sind denn die Leute dort, die immer zu uns herübersehen?“ Erfüllt von falscher Scham, antwortete Oswald leichtthin: „Ich kenne sie nicht; vielleicht sind sie aus meinem Geburtsorte.“ In wenigen Augenblicken stand seine Mutter an seiner Seite, hielt ihn am Arme und sagte: „Warte doch ein wenig, mein Sohn, dein Vater will sich dort bei dem Trödeljuden einen Mantel kaufen.“

Herr Krefner sah den jungen Menschen sehr scharf und fest an: „Das ist also Ihre gute Mutter und jener Mann Ihr Vater? Schämen Sie sich denn Ihrer armen Eltern? Ei, ei,



das hätte ich nicht von Ihnen erwartet!" Ganz bestürzt und tief beschämt hing Oswald den Kopf; er glühte vor Schamröthe im ganzen Gesichte. Der edle Kaufmann aber nahm die armen Eltern mit sich in sein Haus, stellte sie seiner Familie vor und sagte: „Das sind die braven Eltern unsers Freundes Oswald!" Ungeachtet ihrer Weigerung mußten sie mit der Familie essen, und beim Weggehen schenkte der Hausherr dem Vater einen schon getragenen, aber noch sehr brauchbaren Ueberrock und der Mutter ein Pfund Kaffee und ein Pfund Zucker. Die guten Eltern stammelten in großer Verlegenheit ihren Dank und verließen unter vielen steifen Bücklingen das Haus des gutmüthigen Reichen. Oswald aber besserte sich von jenem Tage an und suchte seine Eltern auf vielfache Weise zu erfreuen.

Mehr als zwanzig Jahre waren vergangen, und Oswald war ein angesehenener und wohlhabender Beamter geworden. Seine junge Frau stammte aus reicher Familie, war ungemein stolz und eitel und sah die Armen kaum an. Dabei führten die Leute ein sehr großes Haus und lebten in Sauf und Braus. Eines Tages erschien der alte Vater mit dem zweiten Sohne in dem Hause seines Ältesten, als eben dort eine feine Gesellschaft bei reichbesteckter Tafel saß und es sich sehr wohlgehen ließ. Sogleich sprang der Hausherr auf und führte eilig Vater und Bruder in die Küche und ließ ihnen hier die Ueberreste von der Tafel auftragen. Dem alten Vater gefiel es hier, denn er befand sich bei seiner Einfachheit nie wohl in vornehmer Gesellschaft, dem Bruder aber mißfiel das Benehmen seines reichen Bruders sehr, und nur das Zureden des Vaters bewog ihn, zu bleiben und etwas zu genießen.

„Was sitzt denn für Kesselflickervolk in eurer Küche?“ fragte später bei Tafel ein witzig sein wollender Gast lächelnd. — „Nun,“ rief die stolze Hausfrau, „es ist armes Volk vom Lande, das uns Besen, Butter, Käse und dergleichen liefert, und die wir manchmal recht satt füttern, ehe sie nach Hause gehen.“

Diese Worte hatte der ohnehin schon aufgeregte Bruder gehört. Sogleich sprang er in den Speisesaal und rief mit zorniger Stimme: „Oswald, kennst du denn deinen alten Vater und deinen einzigen Bruder nicht mehr? — Der Frau Schwägerin sind wir freilich zu gering und zu arm! Mein es ist noch nicht aller Tage Abend; wer weiß, wie es der stolzen Dame im Alter gehen wird! Schmähe dich, Bruder, du verachtetest deinen Vater! Kann es dir wohlgehen auf Erden?“

„Werst doch das unverschämte Volk zum Hause hinaus!“

rief die Frau erbozt einem Diener zu. Oswald suchte Vater und Bruder zwar zu beruhigen, allein Beide wandten ihm den Rücken und verließen das Haus.

Zehn Jahre vergingen und mit ihnen ein großer Theil des Vermögens Oswald; denn er verthat mehr als er einnahm. Eines Tages kam unerwartet Revision der von ihm verwalteten Kassen. Man fand dieselben nicht ganz in gesetzlicher Ordnung; Oswald hatte daraus einige Geldsummen entnommen, nicht um die Kassen zu betrügen, sondern um sie später wieder hinein zu legen. Die Untersuchungscommission war aber unerbittlich streng, besonders da eben in jener Zeit mehrere ansehnliche Veruntreuungen in den Landeskassen vorgekommen waren. Sofort wurde Oswald als Gefangener mit fortgenommen und nach gehöriger Prüfung der Verhältnisse ins Zuchthaus gesetzt. Als er nach vier Jahren wiederkam, hatte er fast Alles verloren: sein Amt, sein Vermögen, seine Ehre und — seine Freunde. Denn für den Unglücklichen leben selten wahre Freunde. Nur sein hochmüthiges Weib war ihm geblieben, die Ursache seines schrecklichen Unterganges; sie überhäufte ihn mit Vorwürfen. Die Kinder wurden von Verwandten erzogen. Da gedachte Oswald seiner armen Eltern, die Beide in Ehren gestorben waren, und weinte die bittersten Thränen der Reue darüber, daß er die braven Leute nicht in Ehren gehalten hatte in den Tagen des Glückes. Darauf ging er zu seinem Bruder, der durch Gottes Segen, Glück und eine günstige Heirath zu einem großen Landgute gekommen war. Oswald bat den Bruder, er möge ihn doch auf seinem Gute als Rechnungsführer oder Aufseher beschäftigen. Allein Karl sprach: „Oekonomie verstehst du nicht; ich kann dich nicht brauchen. Zudem hast du dich im Glücke geschämt, mich als deinen Bruder anzuerkennen, und jetzt schäme ich mich, einen Mann, der auf dem Zuchthause gewesen ist, auf meinem Hofe zu haben. Sieh, wo du passendere Arbeit findest!“ Mit diesen Worten drückte er ihm zehn Thaler in die Hand und entließ ihn. Oswald fand zwar als Schreiber in der Stadt einigen Verdienst; allein er hätte oft Hunger leiden müssen, wenn ihn sein Bruder nicht zuweilen mit Geld und Lebensmitteln unterstützt hätte. Gram, Reue und Sorgen drückten den früher so heitern Mann immer tiefer herab, und er starb nach wenigen Jahren, als ein Beispiel, daß Gott Die hart straft, die ihre Eltern nicht lieben und nicht in Ehren halten. Seine Frau ging in Dienste, hielt es aber nirgends lange aus, da sie nichts gelernt hatte. Sie starb endlich in einem Irrenhause, wo sie sich einbildete, eine Kaiserstochter zu sein. —

## Nordpolfahrten.

### Die Jeannette-Expedition.



Die schauerliche Nachricht von der Mündung der Lena über das Schicksal der „Jeannette“ gibt uns einen trefflichen Anknüpfungspunkt, unsern Lesern einen gedrängten Ueberblick von den verschiedenen Nordpolfahrten zu geben, die im Interesse der Wissenschaft und der Menschheit in den letzten vier hundert Jahren gemacht worden sind. Obgleich sich nicht immer Alle die Erforschung des eigentlichen Poles zum Zwecke gesetzt hatten, so liegt dennoch der Gedanke sehr nahe; und warum sollte es nicht möglich sein, daß auch dieses Vornehmen endlich noch siegreich durchgeführt werde? Wer weiß, ob nicht ehe lang die Zeit kommt.

daß die hindernden Einwirkungen der Natur durch die Kunst und den menschlichen Unternehmungsgeist soweit überwunden werden, daß eine „Excursion“ nach dem Norden, um sich für die Sommermonate ein wenig zu erholen, ein ganz gewöhnliches Vergnügen sein wird!

Die Erreichung des Nordpols und die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt nach Asien war schon zu lang das unausgesetzte Streben seefahrender Nationen, als daß der große Gedanke als unausführbar beigelegt werden könne. Kühne Männer haben im Interesse des Handels und der Wissenschaft immer wieder die gefährlichen Fahrten nach dem

eisigen Norden unternommen, trotzdem daß viele dabei ihr Leben lassen mußten. Wie wir später zeigen werden, begannen diese Fahrten schon gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die neueste Expedition, welche sich an alle früheren würdigen anschließt, ist die, welche Herr James Gordon Bennett, Eigentümer des weitverbreiteten N. Y. Herald, im Monat Juli 1879 auf seine eigene Kosten ausführte. Es ist dies bekanntlich derselbe Herr Bennett, der auch Herrn Stanley zur Auffindung des Afrika-Reisenden Livingston aussandte, sowie später die Kosten seiner berühmten Reise durch den dunklen Welttheil hindurch bestritt.

Zu dem Zwecke der besagten Nordpol-Expedition kaufte Herr Bennett im Jahre 1878 die „Jeannette“, eine Dampfer Yacht von 439 Tonnen. Dieselbe war im Jahre 1861 von der britischen Regierung in Portsmouth, England, unter dem Namen „Pandora“ gebaut worden. Später kaufte Sir Allen Young dieselbe, und es wurde mit ihr eine Forschungs-Expedition nach dem „Franklin“ in die Polargegend unternommen. Von Young kaufte sie Herr Bennett für \$20,000 und gab ihr den Namen seiner Schwester „Jeannette.“

Die „Jeannette“ wurde für die Reise besonders gut ausgerüstet, und keine Kosten wurden gescheut, dieselbe so fest und stark zu machen, wie möglich. Auch wurde sie mit allem Möglichen auf drei Jahre verproviantirt. Die Mannschaft bestand aus erfahrenen, abgehärteten Männern, von denen die meisten bereits mit den Strapazen und Gefahren einer Nordpolfahrt vertraut waren. Eine Anzahl tüchtiger Gelehrter begleiteten dieselbe.

Die „Jeannette“ fuhr am 8. Juli 1879 von San Francisco, unter dem Kommando von dem Ver. Staaten-Vize-Lieutenant Georg W. De Long

mit einer einunddreißig Mann starken Besatzung, zu denen später noch vier Eskimo kommen sollten, ab. Sie landete an der Alaska-Küste an drei Stellen, nahm Vorräthe, besonders Kohlen, ein und wurde am 2. September 1879 von Kapitän

Barnes vom Wallfischfahrer „Sea Breeze“ südlich vom Wrangel-Land gesehen, und am 3. September sahen sie andere Wallfischfahrer nordwärts steuern der Herald-Insel zu, etwa zwanzig Meilen vom Wrangel-Land. Nun wurde trotz aller Nachforschung nichts mehr von ihr gesehen noch gehört, und die „Jeannette“ blieb verschollen, so daß die Befürchtung sich allgemein geltend machte, daß das Schiff zwischen Eisbergen zermalmt wurde, und die ganze Mannschaft umkam.

Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn eine unerwartete Nachricht, die von Rußland bezüglich der verloren geglaubten Mannschaft eintraf, allgemeines Interesse erregte. Am 20. Dezember lief von dem Geschäftsträger der Ver. Staaten in St. Petersburg folgendes Telegramm ein:

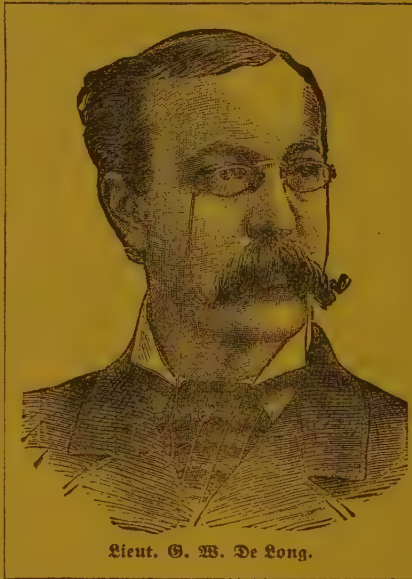
„Jeannette“ am 11. Juni auf 77 Grad nördlicher Breite und 157 Grad westlicher Länge vom Eise zerdrückt. Mannschaft in drei Booten eingeschifft. Boot Nr. 3 erreichte am 19. September mit elf Mann unter Ingenieur Melville die Lena-Mündung. Später erreichte Boot Nr. 1 die Lena mit Kapitän De Long, Dr. Ambler und zwölf Mann in erbärmlichem Zustand. Schnellige Hülfe abgesandt. Von Boot Nr. 2 noch nichts vernommen.

Für diese Nachricht und für den Beistand, den man den unglücklichen Ueberlebenden von der „Jeannette“ zur Zeit leistete, hat der Staatssekretär Frelinghuysen den russischen Behörden den Dank der amerikanischen Nation ausgesprochen.

Die „Lena“, in deren Mündung die Nordpolfahrer mit ihren Rettungsbooten landeten, ist ein bedeutender Fluß an der nördlichen Küste von Sibirien und ist etwa 5503 Meilen von St. Petersburg.

Nachdem die „Jeannette“ zwei Winter im Eise festgebunden hatte, wurde sie

endlich zwischen demselben zerdrückt. Sämmtliche Mannschaft rettete sich, wie aus obiger Nachricht zu ersehen ist, in drei Boote. Eins der Boote, von dem bis jetzt noch nichts gehört worden ist, wurde im Sturm von den andern getrennt. Die



Lieut. G. W. De Long.



Die „Jeannette“ im Winterquartier.



Insaßen der beiden andern Boote hatten ungeheure Leiden durchzumachen, und einige derselben erstarben sämtliche Glieder.

Ingenieur Melville hat an Herrn Bennett vom N. Y. Herald lange Depeschen abgesandt. Aus Mangel an Geld sind dieselben per Post an General Ignatiow geschickt worden.

Am 29. Oktober trafen die Matrosen Rindermann und Koros vom Boot Nr. 1 bei Melville und seinen Gefährten ein und erzählten denselben, daß Kapitän De Long Dr. Ambler und zwölf Andere die nördliche Lena-Mündung erreicht hätten und dem Hungertode nahe waren. Es wurde sofort eine Expedition zu ihrer Rettung abgesandt. Die Schiffbrüchigen haben Alles verloren. Melville sagt, das Nothwendigste sei jetzt die Uebersendung von mindestens 6000 Rubel an den Gouverneur von Saksutsk, um die Pflege und Rückkehr der Schiffbrüchigen zu ermöglichen.

Ueber die Erlebnisse dieser Männer vielleicht später mehr. Einstweilen hat sich die Regierung der Vereinigten Staaten derselben angenommen, und es ist dem Geschäftsträger Hoffmann in St. Petersburg die Weisung zugegangen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten wünsche, daß Maßregeln zur sofortigen Hülfe und Rückbeförderung der Offiziere und Mannschaft der „Jeannette“ ergriffen werden möchten. Für die nöthigen Gelder sei bereits gesorgt. Auch ist die Regierung daran, die Mannschaft des vermißten Bootes aufzufinden. In Ostsibirien haben sich die russischen Behörden leider nicht zum Besten benommen, indem sie sich weigerten, die Nachricht von der Ankunft der Schiffbrüchigen von der „Jeannette“ nach St. Petersburg zu telegraphiren, weil die Amerikaner ohne Geldmittel waren und die betreffende Depesche nicht bezahlen konnten. Dadurch wurde die Nachricht um zehn Wochen verzögert. Wie oben angedeutet, werden wir in der nächsten Nummer unsern Lesern einen kurzen Ueberblick der wichtigsten Nordpolfahrten geben, und vermuthlich wissen wir dann auch Näheres über die Erlebnisse der Mannschaft der „Jeannette.“



Sie „Jeannette.“

## Die Waldkreuzung.

Erinnerungen aus dem Leben im canadischen Hinterwald.

Vom Editor.

### 1. Minna's Vater.

**E**s war hoch Zeit zum Aufstehen. Mit ihren halb geöffneten Augen konnte Minna deutlich wahrnehmen, wie das freundliche Tageslicht bereits anfang durch das Fenster ihres kleinen Dachstübchens hereinzuflehen. Jergendwo in der Ferne krähte ein Hahn. Und zu dem vernahm sie bereits die scharfen Tritte ihres Vaters unten im Zimmer. Aber sie wußte, daß es tüchtig kalt war, denn ihre Nasenspitze fühlte sich an wie ein kleiner Eiszapfen. Und dann war es doch so angenehm zwischen den warmen Decken zu stecken. Sie faßte sich mehreremal ein Herz dieselben zurückzuwerfen, allein die Kälte drang mit schneidender Gewalt auf sie ein, und so gab sie sich mit halb offenen Augen wieder dem Schlummer hin.—Plötzlich vernahm Minna ein leises Geräusch, das sie veranlaßte sich in ihrem Bett schnell aufrecht zu setzen. Es war ein sanftes Anschlagen gegen die Fensterscheiben. War es wohl Schnee? Sie konnte es im Augenblick nicht unterscheiden; aber nachdem sie ihre Augen einige Mal kräftig gerieben und die Augenlider fleißig auf- und nieder bewegt hatte, entdeckte sie sofort, daß die schönen, weißen Schneeflocken massenhaft gegen das Fenster schlugen. Ihr war's, als hätte Frau Holle ihr Bett in aller Frühe tüchtig geschüttelt. Auf dem Sims lag bereits eine recht nette kleine Schneewehe, und als Minna dies gewahrte, entfiel ihr auf einmal aller Muth. Sie stand langsam auf und holte mehrere schwere Seuffer als sie sich ankleidete. Sie that dies nicht sowohl wegen der strengen Kälte, als vielmehr wegen des langen strengen Winters, der bevorstand, und der Beschwerden in seinem Gefolge.

Minna's Vater war ein Holzhauer. Jedes Jahr, sobald der Winter seine Erscheinung machte, verließ er das bescheidene Heim im Städtchen und eilte hin nach seiner Blockhütte im fernen, dichten Urwald. Hier blieb er, fällte Bäume und verarbeitete dieselben zu hübschem Kastenholz für den Markt, bis der frühliche Schlag der Amsel durch das Gäßt herab erscholl, und der ersehnte Frühling sich aller Orts anmeldete. In früheren Jahren mußte Minna während dieser Zeit bei ihrer Tante verweilen, da die Mutter den Vater begleitete, um dort in der Waldeinsamkeit den temporären Haushalt zu führen, und wenn nöthig, was damals keine Seltenheit war, ihrem Manne kleine Handreichungen zu thun. Dies verstand sie aber auch vortreflich. Sonst war sie eine sehr eigene Person, leicht erregbar, höchst tabellförmig und nur selten zufrieden mit ihrem Loos. Sie that nicht einmal bergleichen, als probire sie sich darein zu schicken und es als vom Herrn anzunehmen. Zuerst suchte ihr Gatte sie zu beschwichtigen und aufzuheitern, als jedoch die Klagen ihm je länger je mehr ganz ungerufen erschienen und sich fast zu einer unerträglichen Bürde gestalteten, da wurde er hart, einsilbig und trübe; er trug sein Schicksal, wie viele Tausende, einfach weil er es nicht zu ändern vermochte. Im Sommer indessen, welcher unserer Erzählung voranging, starb sie. Aufrichtig trauernd, stand ihr Gatte an ihrem einsamen Grab. Trotz des oben erwähnten Umstandes hatte er sie doch geliebt. Nur schwer konnte er das Weib seiner Jugend vergessen. Aber er hatte eine solch

bleibende Lektion fürs Leben gelernt, daß er nicht gewillt fühlte, tieferem Kummer länger nachzuhängen. Seinem einzigen Kinde—der Minna—war er fast ganz entfremdet geworden. Sie war gerade vierzehn Jahre alt, und da infolge des Ablebens ihrer Mutter Niemand da war, das Hauswesen zu führen, so unterzog sie sich nach und nach im Stillen dieser schweren Pflicht. Einen bedeutenden Unterschied zwischen früher und jetzt empfand der Vater nicht, ausgenommen, daß es im Hause stiller war und keine Klagen mehr gehört wurden. Er kannte er auch, daß es keine Kleinigkeit sei für ein Mädchen von Minna's Alter an Stelle der Mutter zu treten, und daß sie sich redlich bemühte, ihre Pflicht zu thun, so that er darüber doch nie einen „Muths“, noch kam je ein Wort des Lobes oder der Aufmunterung über seine Lippen. Er war derselbe trübe, einsilbige Mann, der er schon Jahre lang gewesen war.

Minna bestrebte sich aus allen Kräften ihrem Vater zur Seite zu stehen und ihn zu erheitern; zu ihrem Hauptzwecke stellte sie sich, ihm die Heimath gemüthlich zu machen. Sie hatte schon früh Den kennen gelernt, auf den man alle seine Sorgen werfen soll. Sie ging sehr fleißig in ihr Kämmerlein und suchte dort Trost und Hülfe. In kindlichen Worten trug sie dem lieben Heiland ihre Kummernisse vor. Wie freute sie sich an ihm einen starken Helfer zu haben, der ihr Gebet erhörte. Ihm traute sie von ganzem Herzen. Ihr Vater war leider ein Gegner alles Heiligen. Nicht selten hatte sie ihn, wenn an schönen Sommerabenden eine Anzahl Männer vor ihrem Hause Gesellschaft pflegten, darüber lachen und spotten hören. Wurde die Religion zum Gegenstand des Gesprächs gemacht, so konnte man ziemlich sicher erwarten, daß er erklärte, Religion sei nichts als Thorheit, und die „Frommen“ seien kein haarbreit besser, als sie sein sollten. Diese Dinge gingen Minna tief zu Herzen und verursachten ihr, wie sich das denken läßt, großen Kummer. Sie sehnte sich doch so sehr darnach, daß ihr lieber Vater die Wahrheit erkennen und den Heiland und das Gute lieben lernen möchte. Sie war überzeugt, daß er nur dann und nicht eher glücklich sein werde.

„Könnte ich doch nur etwas dazu beitragen, ich wäre ja tausendmal willig,“ sagte sie, während die Thränen ihr über die Wangen rollten. Da sie aber einfach an nichts denken konnte, so ging sie ihrem Berufe wieder ungesäumt nach, bend und geduldig hoffend, daß endlich doch die Zeit noch kommen werde, wo Gott das Herz ihres lieben Vaters ändern werde. Der Herr war auch bereits daran, ihre Gebete zu erhören, allein da seine Wege oft gar dunkel und geheimnißvoll sind, so konnte sie mit ihrem schwachen Kindesblick dieselbe noch keineswegs erkennen.

Und nun war der Schnee, den sie schon längere Zeit fast ängstlich erwartet hatte, endlich gekommen, und sie wunderte, welche Schritte ihr Vater diesen Winter mit Rücksicht auf sein Geschäft wohl thun werde. Ihr war herzlich bange, er möchte allein in den Wald gehen und sie im Dorfe bei der alten Tante zurück lassen.

Als sie die Treppe hinabstieg, konnte man ihr leicht ansehen, daß sie aufs Schlimmste gefaßt war; es möchte kommen, was



da wolle, sie war bereit es zu tragen, nichts desto weniger trug sie sich mit einem gewissen Plane in ihrem kleinen Kopfe.

John Neumann—so hieß der Hinterwälder—war soeben daran, Feuer in den Küchenofen zu machen, und als Minna ihrem Vater in das Angesicht blickte, merkte sie nur zu deutlich, daß auch er den Schnee schon gesehen habe. Er schaute indessen nicht auf, und Minna beeilte sich das Frühstück zu besorgen; ohne auch nur ein Wort gegenseitig zu wechseln, setzten sich beide zur Tafel. Lange hörte man nichts im ganzen Zimmer, als nur das Geräusch der Messer und Gabeln und der Kaffeetassen, und Minna war's doch so sehr darum zu thun, den Entscheid von ihres Vaters Lippen zu hören, daß, als dieser endlich sprach, sie fast wie erschrocken zusammenfuhr.

„Morgen geht's in den Wald, Minna,“ sagte er, „das heißt, wenn es io fort schneit. Du würdest daher wohl thun, meine Geräthschaften parat zu halten, und vergiß nicht, jene Kiste mit Proviant gut voll zu packen. Hernach magst du hinüber zur Tante Rebecca gehen. Ich werde das Haus zuschließen. Der Schnee kommt auffallend früh diesmal.“

„Und soll ich diesen Winter wirklich wieder bei der Tante bleiben, Vater?“ fragte Minna etwas erschrocken.

„Geht du nicht jedesmal zu ihr, während ich Holz fälle?“

„Das wohl, Vater, aber ich dachte dies Jahr könnte ich dich vielleicht in den Wald begleiten und für dich haushalten.“

„Davon verstehst du nichts, Kind.“

„Aber ich könnte es in kurzer Zeit lernen, Vater,“ entgegnete Minna, während sie ihre schönen blauen Augen bittend zu ihm emporwandte.

„Du würdest dich sicherlich fürchten, den ganzen Tag im einsamen Urwald in der elenden Blockhütte allein zu sein, dazu ist es zuweilen sehr kalt drin,“ sagte er, ohne sie auch nur anzuschauen.

„Wie gerne würde ich es doch probiren, Vater.“

„Ich denke kaum, daß es gehen wird.“ Er schob den Stuhl zurück und stand vom Tisch auf.

Minna war wie vom Blitz getroffen. Sie trank ihren Kaffee langsam aus und unterdrückte die Thränen, so gut es eben gehen wollte. Sie wußte, daß ihr Vater über nichts leichter ärgerlich wurde, als wenn Jemand in seiner Gegenwart weinte. O, wie war das liebe gute Kind doch so getäuscht! Ihr schien's auf einmal, als seien alle ihre Bemühungen, es ihrem Vater möglichst bequem zu machen, gänzlich erfolglos. Er hielt sie nach ihrem Urtheil nicht würdig, ihm seine Waldbethmuth in Ordnung zu halten.

„Ich werde einige armvöll Holz spalten, ehe ich in das Städtchen gehe,“ sagte er, und verließ das Zimmer.

Minna, sobald sie allein war, legte ihren Kopf auf den Tisch und ließ ihren Thränen freien Lauf. Sie hatte den Gedanken nun einmal gefaßt, dem Vater ein glückliches Heim zu bereiten, und nun schien's auf einmal, als müsse sie jeden Versuch in dieser Richtung aufgeben. Es war ihr unter Umständen gewiß kein Geringes, zu glauben, daß es Gottes Wille sei, ihre Pläne vernichtet zu sehen, da sie nach ihrem besten Dünken doch gut und weise seien. Lange weinte sie, und als sie endlich glaubte, der Vater könne jeden Augenblick vom Hofe hereinkommen und sie in Thränen finden, begann sie langsam das Geschloß vom Tisch zu räumen.

Als Neumann mit dem ersten armvöll Holz herein kam, mußte er ohne Zweifel das verweinte Antlitz seiner Minna wahrgenommen haben, und es wurde ihm sofort klar, welche entsetzliche Täuschung er bei ihr verursacht hatte; möglich war's auch, daß der liebe Gott seine Hand darin hatte. Je-

denfalls auf seinem Wege zum Bahnhof, wo er (und der größte Theil der männlichen Einwohner des Städtchens) täglich hinging, die Züge auf- und abpassiren zu sehen, sprach er an einem Nachbarrhause vor.

Nachdem er angelockt hatte, wurde die Thür von einer Frau geöffnet, der man auf den ersten Blick ansehen konnte, daß sie schon manchen sorgenvollen Tag hatte ins Land gehen sehen. An ihrer Hand hielt sie einen kleinen Jungen, von etwa fünf Jahren, den der Anblick des frisch gefallenen Schnees einer ziemlich schweren Versuchung aussetzte.

„Guten Morgen, Frau Nachbarin!“

„Danke, danke! John. Mein Mann ist augenblicklich nicht zu Haus (gehst du zurück, Willie!). Er ist nach dem Bahnhof. (Ruhig, Junge!) Soll wohl morgen in den Wald gehen?“

„Das ist meine Absicht. Eben deswegen möchte ich einen Augenblick mit Ihnen sprechen. Dürfte ich wohl eintreten?“

„Warum nicht, nur immer näher. (Willie, du veraltest dich ganz sicher; laß mich doch die Thür zu machen!)“ Nimm Platz, John,“ und die gute Frau, die den ernststen, trüben Neumann längst einigermaßen fürchtete, stäubte flugs einen Stuhl ab, während sie bei sich selbst wunderte, was er wohl von ihr wolle.

„Ich bin eigentlich gekommen, zu fragen,“ sagte dieser, indem er sich niedersezte, „ob Sie mit ihrem Manne diesen Winter in den Schlag gehen. Mein Mädchen, die Minna, hat es sich scheint's fest in den Kopf gesetzt, mir den Haushalt zu führen. Sie ist ein junges Ding, aber äußerst behende im Haus, und ich dachte, da Ihre Hütte dicht an der meinigen steht, und Sie mitgingen, so wollte ich Minna 'mal probiren lassen.“

„Ja, mein Wilhelm und ich gehen morgen. Diesen Kleinen laß ich hier; für ihn ist's ganz und gar zu kalt im Wald. Aber die Nancy bin ich genöthigt mitzunehmen. Sie hat mir letztes Jahr viel Sorgen bereitet. Das arme Ding kann ohne mich unmöglich fortkommen.“

Des Besuchers Auge fiel hier auf ein kleines Mädchen, das in der Ecke auf einem Schaukelstuhl saß. Ihr ganzes Aussehen verrieth auf einmal, daß sie schwachsinmig sei. Und am Blick der Mutter konnte man nur zu deutlich sehen, welche Bürde ihr das arme Geschöpf sei und doch auch, mit welcher Liebe sie an diesem ihrem ältesten Kinde hing.

„Und meinen sie wirklich, es sei rathsam, Minna mitzunehmen?“ fragte Neumann etwas neugierig. „Johanna, mein Weib, liebte es nie; sie sagte oft, es ruinire die Gesundheit.“

„Wenn das Kind perbu zu gehen wünscht, so würde ich einen Versuch machen. Sie ist ein regsameres, kleines Ding. Und mir wird es nur Vergnügen sein, ihr hie und da eine helfende Hand zu reichen, das umsomehr, weil ich an ihr dann gute Gesellschaft habe.“

„Danke bestens,“ sagte Neumann mit ziemlich ernstlicher Miene, als er „über das ungefuchte Lob seiner Tochter nachdachte, die einen solch schlagenden Contrast bildete, zu der ärmlichen Mädchengestalt, die er soeben in dem Schaukelstuhl beobachtet hatte.“

Als er auf seinem Weg dem Bahnhofe zuschritt, fielen die Schneeflocken kreuz und quer in dichten Massen aus den Wolken hernieber. Ueberall hörte man die Freudenrufe der munteren Schuljugend. Seit Tagesanbruch hatte der Schnee an Tiefe schon bedeutend zugenommen. Und dennoch fühlte unser Hinterwälder nicht den Trieb zu seiner bevorstehenden Arbeit, wie dies schon früher der Fall gewesen war. Er trat in die

Mitte der Männer am Bahnhof, beobachtete die eintreffenden und abfahrenden Züge, und unterhielt sich eine Weile mit seinem Nachbar, Herrn Adolph.

„Habe soeben mit deiner Frau gesprochen,“ hob er an. „Meine Minna ist entschlossen, mit mir in den Hinterwald zu gehen, und ich hätte gern gewußt, ob wir hier und da ein wenig auf Eure Unterstützung rechnen dürften. Mich will's bedünken, als ob wir ausgezeichnete Witterung und nicht minder gute Schlittenbahn bekommen würden.“

„Bin ganz deiner Ansicht, John. Und betreffs meines Weibes bin ich sicher, daß sie für dein Mädchen thun wird, was in ihren Kräften steht. Minna ist ein treffliches Kind; es ist zum Verwundern, wie sie uns aufzumuntern versteht, wenn sie zuweilen herüber kommt.“

Kurz vor Mittag hörte Minna auf einmal, wie ihr Vater draußen vor der Thür den Schnee von seinen Füßen stampfte. Nach einer Weile hielt er inne, nahm einen alten Beien und kehrte die kleineren Leberreste ziemlich vorsichtig ab, wobei er eine bekannte Melodie gemüthlich vor sich hin pfiff. Was mochte ihn wohl so heiter gestimmt haben, und das obendrein am Tage des ersten Schnees? War es etwa deshalb, weil er von heim und von Minna weg durfte?

„Ein gehöriger Schnee, Minna,“ sagte er als er ins Zimmer trat. „Es wird sich gegen Abend wohl aufstellen und morgen einen schönen Tag geben, und — prächtige Schlittenbahn in den Handel. Habe auf dem Herweg mit unserer Nachbarin, Frau Adolph, gesprochen, und ich bin zu dem Entschlusse gekommen, dich mit mir zu nehmen. Sie meint es werde dir nichts schaden; auch verspricht sie mir, dir hier und da, wenn nöthig, behülflich zu sein. Und so magst du die Sachen rüsten. Vielleicht wäre es rathsam, wenn du im Laufe dieses Nachmittags hinübergehst und dich befragen würdest, was etwa am besten mitzunehmen oder hierzulassen.“

„O bester Vater!“ rief Minna, während sie vor Freunden vom Stuhle aufsprang, „wilst du mich denn wirklich mitnehmen? Ach, wie wird mich das so glücklich machen!“

„Draußen im tiefen Urwald, und Niemand außer mir zu deiner Gesellschaft?“ fragte ihr Vater, indem ein zweifelhaftes Lächeln über seine starren Züge glitt.

„Sicherlich, theuerster Vater, und ich werde bestimmt mein Allerbestes versuchen, dir Alles angenehm zu machen.“

Neumann entgegnete weiter nichts, er ging in den Hof, um seinen Schlitten zu repariren. Während er dies that, pfiff er die vorerwähnte Melodie aus seinen Jugendjahren leise vor sich hin. Später suchte er Säge, Axt, Keil und dergleichen

Werkzeuge, und schärfte sie. Als er die Scheune verließ, streichelte er seine beiden Pferde, die ihn in seiner schweren Arbeit unterstützen sollten.

„Morgen geht's in den Wald, ihr alten Kameraden,“ sagte er, und es schien als glitt ein triumphirendes Lächeln über sein wetterhartes Gesicht.

Mittlerweile war Minna voll allerlei Pläne, und sie hatte mit dem Einpacken den ganzen Nachmittag vollauf zu thun. Sie ging auch hinüber zur Nachbarin, und da hatte sie denn so viel zu fragen und war so voll freudiger Erwartung, daß der lieben Frau darob fast das Herz hüpfte. Auch sie beilegte sich Alles in gute Ordnung zu bringen. Der kleine fünfjährige Willie sollte bei Freunden zurückbleiben, während die schwachsinnige Tochter mitgenommen werden mußte. Minna unterhielt sich mit dem Kleinen, da die Nachbarin eifrig beschäftigt war, große Laibe Brod aus dem Ofen zu nehmen. Sie sprang sogar nach dem Städtchen und sagte Herrn Adolph, daß er bei Leibe nicht vergessen dürfe, etliche Fässer Kartoffeln mitzubringen.

So ernstlich war es Minna darum zu thun, daß ihr Vater durchaus nichts vermissen sollte, das er gewohnt war mitzunehmen, daß sie bis spät in die Nacht arbeitete — noch lange nachdem ihr Vater schon zur Ruhe gegangen war.

Endlich schlich auch sie leise die Treppe hinauf in ihr kleines Dachstüblein, das sie am Morgen so traurig verlassen hatte. Voller Dankgefühle gegen ihren lieben himmlischen Vater, kniete sie nieder und ließ ihr Gebet durch die Wolken zu seinem Throne noch emporsteigen. Es kam aus einem erkenntlichen Herzen; und als sie sich erhob, um noch einen Blick zum Fenster hinaus zu thun, gewahrte sie, wie sich das Wetter über Erivarten schön aufgeläut hatte. Langsam zogen die grauen Wolken dahin, während der Mond, dieser stille Himmelschiffer, mit freundlichen Blicken auf sie hernieder zu schauen schien. Auf der Erde lag etwa ein Fuß tiefer Schnee — Vorbote eines langen, kalten harten Winters.

Morgen sollte Minna meilen- und meilenweit entfernt von allen menschlichen Wohnungen mit ihrem Vater in den dicken Urwald ziehen. Nur die Nachbarsleute gingen mit, und wollten, wie schon vor diesem, neben ihnen ihre Hütte aufschlagen. Für Monate stand nichts anderes zu erwarten, als was eben das stille eintönige schaurig-romantische Hinterwäldlerleben Einem bringt. Und doch ging Minna mit freubigem Herzen zu Bett, während sie fröhlich ausrief: „So darf ich dennoch morgen mit in den Wald!“ —

(Fortsetzung folgt.)

## Die Westminster Abtei zu London.

(Von F. Knauth.)

Die Straße, in welche wir heute den Leser führen, die Parlementsstraße, ist eine der belebtesten in London. Ein unaufhörliches, lärmendes Gewühl braust über sie dahin, und wo sie sich zum Platz erweitert, rennt und jagt es nach allen Himmelsgegenden an uns vorüber. Schweigsam aber und feierlich, in ruhiger Majestät, blickt eben da die Westminster Abtei, die Krönungs- und Begräbnisstätte der englischen Könige, auf dies bunte Getriebe hinab. Ursprünglich, wie wir gleich hier bemerken wollen, zu einem Kloster ge-

hörig und weithin auch unter dem Namen St. Peters Collegiatskirche bekannt, begrenzt sie die Südseite jenes Platzes; die nördliche Längseite des gigantischen Baues aber ist von der „geschäftigen“ Welt durch einen Wiesenplan abgesondert, auf welchem unter schattigen Bäumen verwitterte Grabsteine herumliegen, den Herantretenden mit ihren ernststen Mahnungen grüßend. Verweilen wir zunächst einen Augenblick auf dieser einzig denkwürdigen Stätte und lauschen der Sage aus alterthümlicher Vorzeit, welche die Chronik der Nachwelt aufbewahrt



hat. Vor Zeiten, so wird erzählt, war hier eine mit Dornestrüpp bewachsene Insel, Thorney Island geheißen, auf der ursprünglich ein Tempel der römischen Gottheit Apollo stand. König Sebert von Essex machte jedoch hier im Jahre 610 dem heidnischen Cultus ein Ende und ordnete die Gründung einer Kirche des heil. Petrus an der Stelle jenes apollonischen Heiligthums an. St. Peter muß hieran sein ganz besonderes Wohlgefallen gehabt haben, denn in der Nacht, welche dem Tage der Weihe seiner Kirche voranging, erschien er selbst mit einer Schaar von Engeln am Themsestrom, um den Weiheact vorzunehmen, ward von einem frommen Fährmann über das Wasser gesetzt und beging bei Kerzenglanz und beim Gesange seiner himmlischen Begleiter die heilige Handlung. Der Fischer sah vom Strande aus dem Wunder zu und berichtete dasselbe am andern Tage dem erstaunten Könige; die ganze Stadt war in Freude und Bewunderung, und Melitus, der Bischof von London, ertheilte dem Fischer zum Lohne dafür, daß er den Heiligen, der sonst das Ziel schwerlich erreicht haben würde, über den Strom gesetzt, ein bedeutendes Privilegium.

Zusammensetzung des Gebäudes nicht ganz übereinstimmen, sind erst zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von Christoph Wren errichtet worden.

Die Länge des Meisterwerks beträgt 489 Fuß, die des Schiffes allein 375 Fuß und die Höhe des Daches 92 Fuß. Rings um die Kirche sind zahlreiche Kapellen zum Andenken an fürstliche Personen angebaut, die erste um 1502 durch Heinrich VII., der sie für sich und seine Erben zum Begräbniß bestimmte. Unmittelbar hinter dem Altar ist die Capelle Eduard's des Bekenners, dessen Asche hier ruht. Eben daselbst befindet sich das Grabmal Heinrich's III. nebst den Särgen Eduard's I. und seiner Gemahlin Eleanor. Auch werden hier die Krönungseessel der älteren englischen Könige aufbewahrt. Endlich erwähnen wir noch die Capelle Heinrich's V., in welcher sich das Bildniß desselben befindet, freilich — ohne Kopf, Scepter und Reichsapfel, die einst um ihres Silberwerthes willen gestohlen worden sind.

Abgesehen nun davon, daß der Blick nach der Höhe der majestätischen Säulen und Spitzbogen, sowie das Großartige der



Indeß, die wunderbare Weihe vermochte den Bau doch nicht vor Schande und Zerstörung zu schützen. König Sebert's Nachkommen fielen ins Heidenthum zurück, und so ward auch seine fromme Stiftung der Vernachlässigung anheimgegeben. Dann kamen die Dänen ins Land und verwüsteten das Gotteshaus. Freilich nahmen König Edgar und Erzbischof Dunstan von Canterbury im neunten Jahrhundert eine Restauration des Gebäudes vor, doch sind von derselben nur wenige Spuren noch vorhanden.

Dasselbe gilt von dem Neubau Eduard's des Bekenners, der im normannischen Style aufgeführt war.

Die Entstehung der jetzigen Kirche fällt in die Zeit Königs Heinrich II. und ist das Werk ebenso wohl englischer als französischer Architekten.

Im Jahre 1245 nahmen die Arbeiten ihren Anfang, und als König Heinrich gestorben war, vollendete sein Nachfolger Heinrich III. im Jahre 1282 den Bau im gothischen Style so, wie er noch heute, abgesehen von neuern innern Einrichtungen, beim Eintritt durch das westliche Portal dem Beschauer erscheint. Nur die beiden viereckigen Thürme, welche mit der

Ausdehnungen überhaupt und das Anziehende künstlerischer Einzelheiten uns mit Bewunderung und Staunen erfüllt, so gründet sich doch der unwiderstehliche Zauber, den dieses Gotteshaus auf jeden empfänglichen Besucher ausübt, vorwiegend darauf, daß man hier den Stolz England's, die Könige, Staatsmänner, Selben und Fürsten des Geistes aus allen Epochen der britischen Geschichte in ihren Gräften gleichsam zu einem einzigen großen Nationaldenkmal vereinigt findet.

Wenn wir durch den Wald von Marmorbildern dahinwandeln, so fesselt gleich in der Nähe des westlichen Portals das stattliche Monument eines William Pitt unsern Blick. In der Nähe davon erhebt sich das zwanzig Fuß hohe Grabmal Richard Bassal Ferg's; das nördliche Seitenschiff zeigt die Denkmäler William Wilberforce's, Isaac Newton's und des Generals Lawrence, des Helden von Pondicherry und Trichopolis, der durch seine Waffenthaten die Herrschaft der Engländer in Ostindien von der lästigen Nebenbuhlerschaft der Franzosen befreite. Im südlichen Seitenschiff glänzen die Namen: Wordsworth, William Congreve, Godfrey Keller u. A. m. Daran schließt sich im südlichen Kreuzschiffarm der sogenann-

te Poetentwinkel, der fast den ganzen Parnass England's in sich vereint. Hier steht Shakespeare's Monument, am Piederstall mit den Köpfen Heinrich's V., Richard's III. und der Königin Elisabeth verziert. Unmittelbar davor liegen Garrick und Sheridan, weiter in der Runde lesen wir Grabschriften eines Isaak Casaubonus, Addison, Händel, Oliver Goldsmith, Thomson, Milton, Spencer, Ben Johnson, Chaucer, Dreyden, der großen Zahl minder bedeutenden Namen zu geschweigen. „Wir verstehen es,“ sagt von Lillio, „daß der Ehrgeiz nach einer solchen Ruhestätte strebt, und daß England den Seinigen keine größere Auszeichnung widmen zu können glaubt, als die, in Westminster Abtei begraben zu werden.“

## Der Sohn eines Königs.

Von T. C. Meckel.



Hans wandte sich aus der engen Gasse, in welcher er wohnte, in eine breite Straße und schauderte zusammen, als ein heftiger Windstoß um die Ecke sauste und ihn in seine eisigen Arme zu hüllen schien. Er faßte seine Zeitungen fester, da der Wind geneigt war, mit ihm um den Besitz derselben zu ringen. Hans steckte dieselben unter seinen Arm und versuchte seine bloßen, gefrorenen Hände unter seinem Rock vor der grimmigen Kälte zu schützen.

„Wäre ich nur jetzt der Sohn eines großen Herren,“ sagte er, sich scharf nach Kunden umsehend; „wie würde ich mich aber zurecht schaffen, ehe ich an solchen Abenden ausginge — der Sohn eines Advokaten, oder vielleicht eines Eisenbahn-Conducteurs, oder der Sohn eines Königs — ja, ich wäre gern eines Königs Sohn. Die sind keine Kerle — sie haben so viel schöne Kleider, wie sie sich nur wünschen, und Kutschen und Pferde — ha! hätte ich nur ein Pferd zu reiten, wenn ich ausgehe, meine Zeitungen zu verkaufen! Wenigstens hätte ich doch ein Paar gute Handschuhe! Sui, wie kalt es ist!“ Befehende sprang er seiner Mütze nach, welche ihm vom Kopf in die Gasse geflogen war. Neben derselben lag ein altes Stückchen Teppich, welches er sorgfältig um eine seiner kalten Hände wickelte. Dies machte es ihm etwas schwierig seine Blätter zu verkaufen und Geld zu wechseln, aber Käufer gab es nur wenige. Schon hatte die Nacht die Erde mit ihrem dichten Schleier bedeckt, und auf der Straße konnte Niemand mehr Schutz finden.

Hans wanderte weiter, bis seine Aufmerksamkeit auf die halbgeöffnete Thür der Vorhalle eines großen Gebäudes gelenkt wurde. Aengstlich schlich er sich hinein. Fröhliche Töne und helles Licht drangen durch die inneren Thüren, die man wegen frischer Luft geöffnet hatte. In der Nähe derselben standen einige freundlich aussehende Herren, die Hans zulächelten, und als er sich näher wagte, um zu sehen, was inwendig vorgehe, machten sie ihm Platz. Welch ein Wunder von Glanz, von Musik und von seltsamen, prächtigen Dingen bot sich ihm dar! Das Zimmer war mit einer fröhlichen Kinderschaar und mit etlichen erwachsenen Personen angefüllt. Aber das Wunder aller Wunder war ein Baum, der aus der Plattsform am fernerer Ende des Zimmers hervorwuchs. Sah man je zuvor einen Baum mit solcher Frucht! In besseren Tagen hatte Hans auf dem Land gewohnt; aber alles, das er noch im Stande war in seinem Gemüth nachzurufen von schön beladenen Aepfel-, Birn-, Pfirsich- oder Kirschbäumen,

Wir werfen noch einen letzten Blick auf diese Riesenchronik in Marmor und Erz und treten dann durch einen der südlichen Ausgänge in die stillen Klostergebäude, welche sich in malerischer Gruppe an die Kirche anlehnen. Auf dem Kreuzgang, der zunächst an das Heiligtum stößt, folgen mehrere kleine reizvolle Hallen und Höfe, vorwiegend einfach, aber zutraulich und mit jenem fein behaglichen Sinn angelegt, welcher die Klosterbauten des Mittelalters auszeichnet.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Elisabeth, jene thatkräftige Königin von England, mit dem Kloster- oder Collegiatstift eine Knaben-Erziehungsanstalt verband.

wurde durch die Herrlichkeit dieses Baumes weit übertroffen. Hätte es irgend etwas geben können, das im Stande wäre, einem Kinde Freude und Behaglichkeit zu bereiten, und das nicht an demselben zu finden war, so hätte es Hans nicht errathen können. Er hatte sich völlig in das Zimmer geschlichen, dessen Wärme ihm sehr angenehm war, und lauschte nun auf den Gesang. Die Musik war keine flatterhafte, wie man sie so oft in Sonntagschulen findet. Eine Lehrerin, erfüllt mit Liebe zum Werk, zur Musik und zu den Kindern, hatte letztere vorzüglich eingeübt, und nun sangen sie aus voller Brust:

„Herbei, o ihr Gläubigen, fröhlich triumphirend,  
D kommet, o kommet nach Bethlehem!  
Sehet das Kindlein uns zum Heil geboren!  
D laffet uns anbeten den K ö n i g!“ 2c.

Diese letzten Worte sanken Hans tiefer ins Herz als alle anderen, die er seit langer Zeit gehört hatte. Eine junge Dame zog ihn in den Sitz neben ihr, und mit großem Interesse beobachtete er die Einsammlung der Frucht des merkwürdigen Baumes.

„Gehst du zur Sonntagschule?“ fragte ihn die freundliche Dame.

„Nein,“ antwortete Hans; „warum sind alle diese Leute hier?“

„Nun,“ sagte sie, „diese Kinder kommen zur Sonntagschule, um vom lieben Gott zu lernen, und zu erfahren, wie sie seine lieben Kinder werden können. Heute Abend sind wir hier, weil Weihnachten der Geburtstag seines Sohnes Jesu Christi ist. Du weißt doch von ihm, nicht wahr?“

„Nein,“ erwiderte Hans, „wenigstens hörte ich nur vor langer Zeit von ihm — da meine Mutter noch lebte.“

„Er ist der Sohn Gottes, der König des Himmels,“ sagte sie weiter, „und er kam auf diese Erde hernieder, um uns aus aller Noth zu helfen; und, im Falle wir seine Kinder werden wollen, uns endlich zu seines Vaters Wohnung zu nehmen. Nun höre.“ — Da man die Geschenke vertheilt hatte, wurde wieder ein Lied angestimmt, und es rauschte durch die lichtvollen Räume:

„Preisest Jehovah! Ihm gebühret Ehre,  
Er ist der K ö n i g auf dem ew'gen Thron.  
Zubehnd verehren ihn der Engel Chöre,  
Danket mit Freuden Vater, Geist und Sohn!“ 2c.

„Sagten Sie, er sei ein K ö n i g?“ fragte Hans nun, der



den Worten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gelauscht hatte.

„Ja,“ antwortete die freundliche Dame

„Und sind diese alle seine Kinder?“

„Ja, wenn sie ihn lieb haben und ihm dienen. Er wird ihnen auch Alles geben, was sie nöthig haben, und einst wird er sie heim holen zu seinem Palaß.“

„Ich möchte Einer von ihnen sein,“ sagte Hans sehnlich.

„Das kannst du auch,“ sagte die Dame, und ihr ernster Blick begegnete dem des Knaben. „Er will dich gerade so lieb als seinen Sohn annehmen, wie sonst irgend Jemand.“

„Ach was,“ sagte Hans spöttisch lächelnd. Mit dieser Bemerkung beabsichtigte er jedoch der Dame gegenüber keine Unerbittlichkeit; seine zerfetzten Kleider aber betrachtete er mit der größten Verachtung. „Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er so einen Kerl haben will, wie ich einer bin!“

„Wißt du dich nächsten Sonntag um halb neun Uhr hier einstellen?“ fragte ihn seine Freundin, da sie es etwas schwierig fand, ihm unter obwaltenden Umständen Unterricht zu erteilen.

„Ja, ich würde gern kommen,“ erwiderte er; „jetzt muß ich aber fort und meine Zeitungen verkaufen.“

„Warte ein wenig,“ sagte sie, als sie das Stückchen Teppich gewahrte, das er noch in seinen Händen hielt. Mit etwas Mühe gelangte sie zu dem andern Ende des Zimmers in die Nähe des Baumes und eilte dann wieder zu ihm zurück. „Hier,“ sagte sie, „diese hingen für dich am Baum,“ und zog ihm somit ein schönes Paar warme blaue Handschuhe über die armen, gefrorenen Händchen. Mit weit geöffneten Augen blickte Hans dieselben an.

„Hat er — der König — sie mir geschickt?“ flüsterte er auf's Höchste erstaunt.

„Ja, mein Kind,“ erwiderte seine gütige Freundin, und bis an den letzten Tag seines Lebens hat es Hans auch von ganzem Herzen geglaubt.

Ganz verwirrt durch das, was er gesehen und gehört hatte, ging Hans wieder in die dunkle Nacht hinaus. Hätte er nicht die vom Könige geschickten Handschuhe an seinen Händen gehabt, so wäre ihm Alles wie ein Traum vorgekommen. Er wußte aber, daß es Alles Thatfache sein müsse, denn wer hätte so genau wissen können, was er sich gewünscht habe? Zuerst irrte er nun in etliche Geschäftslocale, und dann lenkten sich seine Schritte ganz unbewußt wieder der Missions-Sonntagsschule zu, bis er plötzlich gewahrte, daß er sich vor derselben befand. Der Eingang war jetzt gedrängt voll Menschen, und er machte daher keinen Versuch hinein zu kommen; jedoch bog er in ein enges Gäßchen, um in eines der hinteren Fenster zu klettern und in das Innere zu schauen. Er konnte aber seine Position noch verbessern. Ein hinterer Altan führte in einen engen Gang, von wo aus Hans leicht in das Innere schauen konnte. Der freundliche Herr, der Hans am herzlichsten ersucht hatte, in das hell erleuchtete Zimmer einzutreten, um die schöne Musik zu hören, rebete eben zu den Kindern, deren freudig glänzende Gesichter einen herzerhebenden Anblick darboten.

Sie schienen Alle sehr viel von jenem König zu halten, dachte Hans, denn dieser Mann rebete davon, wie er wünsche, sie alle als seine Kinder zu haben. Er sprach auch von des Königs Sohn, der ihr erster Bruder sein wolle, der ihnen alle Dinge geben wolle, und der dafür nur Gehorsam und Gegenliebe fordere.

„Als ob man das nicht thun könnte!“ sagte Hans. — — Plötzlich nachsinnend wandte er sich aber um und lief schnell

und ganz entschlossen aussehend die Treppe hinunter. „Ich muß wissen, wo dieser Geruch herkommt,“ sagte er, einen flüchtigen Blick in den Keller werfend, in welchem sich der große Ofen befand. War es ein erzürnter rother Dämon, der ihm entgegenblickte? Mit blassem Gesicht eilte er rasch zu dem vorderen Eingang des Gebäudes. Die hintere Thür war eng, mit nur wenig Raum außerhalb derselben. Fast ungesüßm drang Hans durch die Menschenmasse am Eingang.

„Wenn ich wirklich des Königs Sohn bin, bin ich denn nicht auch der Bruder aller Derer, die sich in dieser großen Gefahr befinden?“ dachte er. Fast fühlte er sich gedrungen, seine furchtbare Warnung laut auszurufen, hielt sich jedoch mit aller Gewalt ganz ruhig, und auf diese Weise rettete er in dieser Nacht manches theure Menschenleben. Er flüsterte etliche Worte zu einem Mann, der in der Thür stand. Sehr aufgeregt legte dieser seine Hand auf des Knaben Schulter und sagte ihm:

„Sage kein einziges Wort!“

Dann hörte man seine Stimme durch das Zimmer ertönen, die sofortige Aufmerksamkeit aller Anwesenden fesselnd. „Die Lehrer werden ihre Klassen sofort in guter Ordnung hinaus führen!“ hieß es.

Nun gab's eine allgemeine Bewegung. Der Eingang wurde geräumt, und die Klassen in der Nähe der Thür wurden sofort entlassen. Wenn auch Manche das schreckliche Warum dieser plötzlichen Wendung der Dinge vermutheten, so schien doch ein Geist der Selbstbeherrschung, der sich auch in dieser fürchterlichen Stunde als rettender Engel bewährte, alle Beamten und Lehrer zu beeinflussen. Manche hätten zu sehr geschoben und gedrängt, Andere wieder hätten geögert, um etliche Kleinigkeiten aufzuraffen, aber eifrige Hände drangen entschieden auf sofortiges Verlassen der Räumlichkeit, und alle Zauderer wurden zur Eile getrieben. Manche wurden vertrieben, und wieder Andere betrübten sich sehr, daß man ihnen nicht einmal eine halbe Secunde erlaubte, um sich ihrer Weihnachtsgeschenke zu bemächtigen.

Dem Hans, der von Allen unbeobachtet das Geländer der Gallerietreppe umklammerte, entging die Aufregung nicht, die unter den zuletzt Kommenden sich zu steigern begann. Viele hatten sich durch die hintere Thür geflüchtet, aber er merkte, daß Niemand dies mehr that. Auch hatte sein Freund mit dem freundlichen Gesicht noch nicht versucht, sich selbst zu retten. Mit starker Hand und kräftiger Stimme war er immer noch beflissen einer Panik vorzubeugen. Plötzlich erhob sich ein Rauchqualm zwischen ihm und den voran eilenden Kindern und trieb ihn wieder zurück. Der Ofen befand sich unter der Mitte des Gebäudes, und gerade hier wurde der erhigte Fußboden verkohlt.

Hans drängte sich jetzt wieder hinaus und lief schnell nach hinten. Nun wurde es ihm auch klar, warum sich Niemand mehr hier Bahn zu verschaffen suchte. Feuerflammen hatten die Treppen schon umzingelt und zischen jetzt in der Nähe der Thür. Ohne sich weiter zu besinnen und mit dem Ruf: „Schnell — schnell! zum Fenster!“ sprang er behebend fast bis an die Seite des Mannes. Er fiel aber und athmete den heißen Odem der Flamme ein. Sein Bewußtsein verließ ihn, und er bemerkte nicht, wie der Mann, seinen warnenden Ausruf wahrnehmend, sich rasch umwandte, ihn ergriff und mit ihm in ein Fenster sprang. Beide fielen mit den klirrenden Glasscheiben nach Außen und wurden durch die Feuerleute sofort aus aller Gefahr befreit.

„Nur ein armer Junge ungekommen — welch gnädiges Entrinnen!“ sagten Alle.

„Aber es war der Junge, der alle Andern rettete.“

„Nach dem Hospital?“

„Nein, nach meinem Hause,“ sagte der Mann, der ihn heraus gebracht hatte.

„Es muß des Königs Palast sein!“ sagte Hans zwei Wo-

chen später, halb im Traume. Er hatte eben zum ersten Male seine Augen geöffnet in einem Zimmer, dessen Heiligkeit, Bequemlichkeit und Freundlichkeit ihm so prächtig schienen.

„O nein, mein liebstes Kind,“ sagte eine heitere alte Wärterin, die sofort aufsprang, da sie seine Stimme hörte. „Du hast fortwährend davon gesprochen, und zuerst dachten wir auch gewiß, du siehest auf dem Wege dahin. Es beten aber so Viele für dich und warten auf die Gelegenheit, dir Gutes erweisen zu können. Ich denke, daß es des Königs Wille ist, daß du noch eine Weile hier wartest.“

## Ich oder Er!

(Von Sup. Kölling.)



Auf dem Concil zu Nicäa (325) hatte der Kaiser Constantin nach längerem Schwanken sich auf die Seite des rechtgläubigen Bekenntnisses, „daß der Sohn gleichen Wesens sei mit dem Vater in allen Stücken,“ gestellt. Die Macht der vollen schriftgemäßen Wahrheit hatte den Kaiser innerlich überwunden, zumal sie bezeugt wurde von großen Gottesmännern, welche alle innerlich geleitet wurden von dem mächtigen Rüstzeuge, dem jungen Presbyter Athanasius. Je mehr aber im Herzen des Kaisers die persönlichen Lebensindrücke vom Concil zu Nicäa verblaßten, desto mehr gelang es den andern schlimmen Einflüssen in der Hofburg sich Geltung zu verschaffen. Die sterbende Constantia, eine erbitterte Anhängerin des Arius, der die Gottheit Christi leugnete, hatte ihren Bruder Constantin an ihr Schmerzenslager rufen lassen. Der Kaiser kam. Er hatte dieser Schwester gegenüber kein gutes Gewissen; denn er hatte sie einst genöthigt, dem ungeliebten Vicinius die Hand zu reichen, er hatte zehn Jahre später den besiegten Vicinius und dessen gleichnamigen Sohn hinrichten lassen. Nun liebte er doch diese Schwester sehr, und darum ließ er sich von ihr ihren Hofkaplan, einen verkappten Arianer, als Vermächtniß übergeben und nahm ihn in seinen Hofstaat auf. Dieser schlaue Diplomat brachte nun in mehrjähriger stiller Arbeit dem Kaiser eine andere Meinung von Arius bei. Constantin rief den Irrlehrer zurück und verlangte von ihm die Einreichung eines Glaubensbekenntnisses. Arius wand sich wie ein Wurm und brachte endlich ein Nachwerk zu Stande, in welchem wenigstens die größten Anstöße seiner Irrlehre mit Stillschweigen übergangen waren. Zwar war dem Kaiser bei diesem Bekenntniß nicht recht geheuer, darum ließ er den Arius seine Rechtgläubigkeit beschwören, fügte aber hinzu: „Wenn dein Glaube recht ist, dann hast du recht geschworen, wenn aber dein Glaube gottlos ist, und du hast doch geschworen, so möge Gott vom Himmel deine Sache richten!“ Wie merkwürdig ist doch die Mehrlichkeit zwischen Arius, der seine Rechtgläubigkeit beschwört und dann ruhig weiter das Haupt der Irrlehrer bleibt, und den falsch Aufgeklärten unserer Tage, deren so manche als Prediger das Ordinationsgelübde leisten, dann aber ruhig den nackten Unglauben verkündigen!

Constantin glaubte nun seine Schuldigkeit gethan zu haben und verlangte die Wiederaufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft. Zwar in Alexandria war das nicht zu erreichen. Dort saß seit 328, daß heißt seit des edlen Bischofs Alexander selbigem Heimgang, auf dem Patriarchenstuhle der felsenfeste

Gottesheld Athanasius und dieser lehnte den Antrag des Kaisers mit solcher Entschiedenheit ab, daß man ihn nicht zu wiederholen wagte. Dagegen erging an den greisen Patriarchen Alexander von Constantinopel der kaiserliche Befehl, den Arius in die Kirche wieder aufzunehmen. Der treue Alexander erschrak bis ins Innerste seines Hirtenherzens hinein, daß er im neunzehnten Jahre seines gesegneten bischöflichen Regiments das Haupt der Irrlehrer in seine liebe Kirche aufnehmen und den Greuel der Verwüstung an die heilige Stätte stellen sollte. Er war nach außen hin keine Heldenseele und wagte dem Kaiser nicht zu widersprechen. Aber seinem Herrn gegenüber war er ein Starker, seine eigenthümliche Gnadengabe war eine wunderbare Gebetsgluth, und die hohe Betekunst der Jünger im Schiff, den schlafenden Jesus zu wecken, verstand er meisterlich. Und so geht der Greis Alexander am Sabbath vor dem verhängnißvollen Sonntage in seine geliebte Friedenskirche und wirft sich vor dem Altar nieder. Neben ihm kniet sein vertrauter Freund, der Presbyter Makarius von Alexandria, der später das Miterlebte dem Athanasius in lebendigster Anschaulichkeit erzählt hat. Die Thüren sind verschlossen. Die beiden Beter, festverbunden nach Matth. 18, 19, ringen mit dem Herrn. Alexander schüttet, wie einst Hanna, sein ganzes Herz vor dem Herrn aus. Endlich faßt er Alles, was er auf dem Herzen und Gewissen hat, in einen großen Stoßseufzer, in ein großes: Ich oder Er! Er schreit zu dem Herrn: „Wenn Arius morgen eingeführt werden soll, so löse mich, deinen Knecht, vorher ab und richte nicht den Gläubigen mit dem Ungläubigen zu Grunde, wenn du aber deiner Kirche schonen willst, und ich weiß, daß du sie schonen wirst, so rufe den Arius ab!“ Die letzten Worte dieses Helbengebets sind im Griechischen zugleich ein köstliches Wortspiel und lauten: „Aron Areion.“ Es war ein Zweikampf großartiger Art zwischen dem Herrn und dem Knechte, ein Zweikampf, der ein Seitenstück ist zu dem Jakobskampfe zu Bnei nach 1. Mose 32, 26., ein Kampf, wie jener Lutherkampf am Bett des sterbenden Melanchthon.

Alexander erhebt sich; er geht nach Hause. Und siehe, noch an demselben Tag ertönt vom Throne der dreifaltigen Majestät vom Himmel das große Amen auf dieses Gebet. Denn am Abend vor seiner bevorstehenden Aufnahme in die Kirchengemeinschaft ging Arius mit seinen Parteigenossen in prunkender Weise auf den Hauptstraßen von Constantinopel einher, um durch diesen vorläufigen Umzug die Menge für die Schaustellung des nächsten Tages zu begeistern. Da mußte er plötzlich



auf dem Constantinsplatz beiseite treten. Er bleibt lange weg, endlich gehen ihm seine Genossen nach und finden ihn — todt. Eine gewaltige Erschütterung ging durch die ganze Kaiserstadt. Bis in die Hofburg hinein hörte man das

Grollen dieses Gottesgerichtes. Die Gemeinde der Gläubigen aber sammelte sich um den gekrönten Peter Alexander in der Friedenskirche und feierte nicht des Arius Tod, sondern des Herrn Sieg.

## Praktische Winke für die Jugend.

### Gesundheitspflege.

Von C. L. Umbach.



#### III.

Paulus sagte zu seinem Sohne Timotheus: „Habe Acht auf dich selbst,“ und das gilt gewiß jetzt noch jedem Jüngling und jeder Jungfrau. Der Jugendgefahren sind so viele. Und die Erfahrung, die beste Lehrmeisterin, die fehlt leider bei den meisten noch. Unsere Jugend ist in so sehr vielen bedeutungsvollen Dingen ganz auf sich selbst angewiesen und muß über manchen steilen Pfad hin ihren Weg ganz allein, so zu sagen, im Dunkeln suchen. Daß viele sonst redliche junge Leute auf die abschüssige Bahn gerathen, ist kein Wunder. Die Verantwortlichkeit fällt in vielen Fällen auf Lehrer und Arbeitgeber, welche die Aufsicht über dieselben haben. Einige Winke über diesen und jenen Punkt dürfte vielleicht von Nutzen sein.

Der Hauptgegenstand, den ich berühren will, junger Leser, ist mit deinem Wohlergehen durchs ganze Leben sehr eng verbunden. Es ist bekanntlich die Gesundheit, welche gleichsam das Fundament aller Freuden in unserem Leben, ja sogar in der Religion bildet. Es bedarf eines gesunden Körpers, um als Wohnstätte einer edeln, frohen, gesunden Seele zu dienen. In der Jugend, wenn der Körper noch am entwickeln ist, nimmt derselbe leicht Schaden; und ein Schaden, der sich frühe im Körper festsetzt, bringt entweder baldigen Tod oder ein Leben der mannigfaltigsten Mühsalen. Viele der jugendlichen Leser sind vielleicht in Werkstätten oder Geschäftslocalen, Kaufläden und dergleichen beschäftigt, wo die Luft unrein ist. Durch das beständige Einathmen derselben wird nicht selten der Körper ruiniert. Solche sollten nach den Arbeitsstunden in die frische Luft — ins Freie — gehen und sich dort bewegen. Der liebe Gott hat ja für frische Luft reichlich gesorgt, wenn man sich nur die Mühe gibt, dieselbe aufzusuchen. Ein Arbeiter, der in einer Werkstätte beschäftigt ist, sollte jeden Tag wenigstens eine Stunde in der freien Luft sich ergehen und das regelmäßig. Studenten und solche, die im Comptoir arbeiten und das Gehirn durch beständiges Denken anstrengen, sollten nicht allzu lange Stunden haben, und wenn sie ihre Bücher oder Arbeit niederlegen, sollten sie ihre Gedanken von dem Gegenstand, mit dem sie beschäftigt waren, losreißen und somit den Gehirnnerven die nöthige Ruhe gönnen und möglichst viel körperliche Bewegung in Gottes freier Natur suchen. Solche, die Handarbeit thun, sind in anderer Richtung in Gefahr. Sie thun manchmal zuviel. Arbeit, harte Arbeit, thut Keinem Schaden, aber unmäßig arbeiten ruiniert die Gesundheit, den Leib. Mancher junge Mann hat seine starke Constitution schon zusammengebrochen, dadurch, daß er mit Anderen um die Wette gearbeitet hat, oder auch, um sich einen großen Namen zu machen. Durch unnöthiges Springen,

Ringens und Kauten haben bekanntlich Viele für immer ihre kostbare Gesundheit eingebüßt. Vergiß nie, auch selbst im Scherze auf dich selbst Acht zu haben. Gesundheit ist leicht verloren, aber nur schwer wieder zu finden. Mäßigkeit im Essen und Trinken sollte besonders beachtet werden. Mancher sonst gesunde Mensch hat sich durch Unmäßigkeit sein Glück getrübt und sein Leben elend gemacht und verkürzt. Zu viel essen muß schädlich sein und den Magen untüchtig machen, so daß derselbe seine Functionen nicht zur Genüge ausüben kann. Das bringt den ganzen Körper aus seiner Ordnung. Auch in der Kleidung findet man Unmäßigkeit, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, und Viele verkürzen dadurch, daß sie den verderblichen Moden nachmachen, ihr eigenes Leben und stürzen Andere mit ihnen in Noth und Elend. Auf gänzliche Enthaltensamkeit von starken Getränken will ich jetzt nicht zu sprechen kommen. Die Leser sind ohne Zweifel in diesem Punkt wohl unterrichtet und wissen, daß der Wein lose Leute und starkes Getränk wild macht. (Spr. 20, 1.)

Ein anderes Uebel, welches in unseren Tagen Manchem die Gesundheit leise und fast unbemerkt untergräbt, ist die üble Gewohnheit des langen Aufsitzens am Abend, ohne am Morgen Zeit zu haben, den verlorenen Schlaf nachzuholen. Der Mensch, und besonders die Jugend, hat aus vierundzwanzig Stunden sieben bis acht Stunden Schlaf nöthig, und kann es ohne dieselben auf die Länge nicht treiben, es sei denn man schadet seiner Gesundheit. Du mußt vielleicht zwölf Stunden des Tages arbeiten und entgegnest: „Ich will doch auch mein Vergnügen haben!“ aber du siehst nicht ein, daß du dein eigenes Leben verzehrst durch dein vermeintliches Vergnügen. Viele haben sich schon durch die Uebertretung dieses Naturgesetzes langwierige und unheilbare Krankheiten zugezogen. Wer wahrhaft glücklich sein will, der suche seinen gesunden Körper zu bewahren. Sei für deine Gesundheit besorgt, wie du für dein Leben, für deine Güter besorgt bist; denn sie ist einer deiner edelsten Schätze. Gott hat dir beides moralische und natürliche Gesetze gegeben und er will haben, daß du dieselben genau beobachten sollst. Kein einziges derselben läßt sich übertreten, ohne dafür früher oder später Strafe leiden zu müssen auf irgend eine Weise. Auch in der Bewahrung unserer Gesundheit ist die Religion von großem Werth. Sie schützt das jugendliche Gemüth vor Manchem, wozu Diejenigen verleitet werden, die den Herrn nicht als ihren vergebenden Vater kennen. Das ist ein Vortheil, sich frühe zum Herrn zu bekehren und sein Leben im Dienste Gottes zuzubringen. Wer kann leugnen, daß der wahre Christ viel glücklicher auf Erden lebt und es ihm besser geht, als dem Gottlosen? „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.“

## Von rechtswegen.

(Von Ludwig Bauer.)

**D**enkt nur, Herr Doktor, was mir passiert!  
 Ein eben ganz ruhig des Weges spaziert,  
 Da springt zwei Häuser von hier im Nu  
 Ein bißiger Köter auf mich zu  
 Und reißt mir, rack! — s war noch mein Glück! —  
 Aus meiner Hose hier dieses Stück.  
 Nun sagt, Herr Doktor, schuldiget mir  
 Des Hundes Herr nicht Ersatz dafür  
 Von rechtswegen?"

Ganz grimmig sprach jüngst ein Bäuerlein so  
 Zum Advokaten in Tugendwo.  
 Der macht ein wichtiges Amtsgesicht,  
 Dann schnupft er zweimal und d'rauf er spricht:  
 „Der Fall ist einfach, bei meiner Treu!  
 Die Hose war ja noch nagelneu  
 Und nicht zu viel ist's, so den' ich mir,  
 Begehrt von dem Kerl Ihr drei Thaler dafür  
 Von rechtswegen!"

Das Bäuerlein d'rauf: „Man sieht, Ihr kennt,  
 Was rechtens ist, aus dem Fundament,  
 Und wer um Rath kommt zu Euch ins Haus,  
 Der geht um vieles klüger hinaus.  
 Und da sich's nun handelt um Schadenersatz,

So bin ich bei Euch just am rechten Platz.  
 Denn mit Verlaub, 's war Cu er Hund,  
 D'rum 'raus mit den Thalerchen blank und rund  
 Von rechtswegen!"

Der And're nach kurzem Zögern d'rauf  
 Zählt ruhig die drei Thaler auf.  
 Doch wie das Bäuerlein Wiene macht,  
 Sie einzustreichen, da ruft er: „Sacht!  
 Ein Wörtchen noch, mein Vester! Ihr wißt,  
 Daß guter Rath stets theuer ist;  
 Der me i n e kostet vier Thaler. Im Nu  
 Legt Ihr mir ein Thalerchen noch dazu  
 Von rechtswegen!"

Mein Bäuerlein wird bald roth, bald blaß  
 Und legt sich aufs Bitten: „Ihr macht wohl nur Spaß,  
 Und seht! bei einem so braven Herrn  
 Verzicht' auch ich auf Ersatz recht gern.“  
 Doch Zener droht mit Prozeß und Gericht,  
 Bezahlt' es bei Keller und Pfennig ihn nicht.  
 Das Bäuerlein zahlt, und vor Grimm es fast platzt  
 Und im Weggeß'n hinter den Ohren sich kratzt  
 Von rechtswegen!

## Ein herzlicher Vetter.

**E**r jetzt regierende König Oskar II. von Schweden erzählte  
 jüngst einem seiner dienstthuenden Kammerherren nach-  
 stehende Episode aus seinem Reiseleben.

Im Jahre 1862 befand er sich noch als Prinz Oskar  
 von Schweden als einfacher Passagier an Bord eines von  
 Marseilles auslaufenden Postdampfers, als der Capitain des-  
 selben ihn mit den Worten anredete:

„Ihre ich mich nicht, mein Herr, so habe ich Sie gestern in  
 Marseilles in einer reich mit Gold besetzten Uniform gesehen!“

„So, das kann wohl zutreffen,“ antwortete darauf der  
 Prinz, „ich hatte einige nothwendige Visiten zu machen.“

Da nun der Capitain weiter fragte: „Welche Bedeutung  
 hat denn diese mir unbekannte Uniform?“ und der Prinz ant-  
 wortete: „Diese Uniform war eine Admiralsuniform!“ so  
 entwickelte sich sogleich folgendes interessante Zwiegespräch:

„Darnach müßten Sie ja Admiral sein!“

„Ich habe die Ehre.“

„Aber wie ist denn das möglich? Nach meinem Wissen ge-  
 hören, um Admiral sein zu können, langjährige Studien und  
 reiche, praktische Erfahrung; ich tagire Sie aber auf kaum  
 dreißig Jahre, wie kann Jemand so jung schon Admiral ge-  
 worden sein?“

„Ja, sehen Sie, ich verdanke diese Stellung auch weniger  
 meinen Erfahrungen, als meiner Geburt, wenn Sie wollen:  
 meinem Namen!“

„Ihrem Namen? Das muß ja ein übernatürlicher Name  
 sein, der aus einem so jungen Manne einen Admiral machen  
 kann.“

„Allerdings, ich habe einen übernatürlichen Namen.“

„Und darf ich nach Ihrem Namen fragen?“

„Gewiß.—Ich heiße Oskar Friedrich Bernadotte.“

„So... hm... Da haben Sie wohl Verwandte in  
 Frankreich?“

„Das glaube ich wohl, obgleich ich dieselben nicht kenne.“

„Und da können Sie sogleich Bekanntschaft mit einem  
 Ihrer Verwandten machen,“ und damit wandte sich der Capi-  
 tain nach der Luke, die zum Maschinenraum führte, und rief  
 hinunter: „Bernadotte, kommen Sie doch einen Augenblick  
 herauf, falls Sie Zeit haben.“

Sobald erschien im blauen Arbeiterkittel und mit geschwärtz-  
 tem Gesicht ein sonst hübscher Franzose auf der Bildfläche,  
 welchen der Capitain als „mein Maschinenmeister Bernadotte“  
 vorstellte, und welchen der Prinz, ihm freundlich die Hand  
 reichend, fragte:

„Stehen Sie denn zu dem einstigen Marschall Bernadotte  
 in Beziehung?“

„Ei gewiß,“ war die Antwort, „der Marschall war ein Ve-  
 ter meines Großvaters.“

„Dann darf ich auch Sie als meinen Vetter begrüßen,“  
 sagte erfreut der Prinz.

„Sind Sie denn auch mit dem Marschall verwandt?“

„Gewiß, er ist mein Onkel!“

„Aber der Marschall wurde doch König von Schweden, da  
 müßten Sie ja...“

„Prinz von Schweden sein... nun ja, das bin ich auch.“

Da umfaßte der Maschinenmeister mit seinen beiden ge-  
 schwärzten und schwieligen Händen die Hand des Prinzen  
 und rief mit der natürlichen Lebhaftigkeit des Franzosen und  
 mit aufrichtiger Herzlichkeit:

„Ich habe mir immer schon gewünscht, einmal einem von  
 den schwedischen Verwandten zu begegnen. Daß mir dieser  
 Wunsch erfüllt, macht mich unendlich glücklich; grüßen Sie



mun aber auch recht herzlich von mir in Ihrer Heimath alle meine lieben Vettern Bernadotte."

Ob der Prinz — der König Oskar — diesen Gruß auch pünktlich bestellte, und ob diese zufällig entdeckte hohe Vetter-

schaft dem „Maschinenmeister“ später etwas nützte, läßt sich nicht leicht feststellen. Und doch war's für Manchen schon ein großes Glück, daß er einen „hohen“ Vetter hatte. Merkt du was, lieber Leser? D.

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XXI. Schwierigkeiten im Lehren.

Es gibt gewöhnlich vier verschiedene Klassen von Sonntags-Schul-Lehrern.

1. Solche, die einen allgemeinen Eindruck von der Lektion im Gedächtniß und Herzen der Schüler zurüchlassen, aber dabei ihnen doch keine klare Einsicht und gründliche Kenntniß übermitteln, die da bleibt und fürs Leben verwendet wird.

2. Solche, die den Schülern die nöthige Kenntniß von der Lektion wohl beibringen, aber sie brechen für die praktische Verwerthung derselben keine Bahn.

3. Solche, die mit all ihrem Lehren bloß auf das Gedächtniß, auf das Erkenntnißvermögen des Schülers, nicht aber aufs Herz wirken — gerade als wenn man einen köstlichen Samen sorgfältig in einem Papier oder in einer köstlichen Schachtel aufbewahrt.

4. Solche, die die Lektion so erklären und einprägen, daß die biblischen Wahrheiten die Schüler anregen, sie erleuchten, erwecken, befehren und zur Thätigkeit im Guten anregen, gerade als wenn man Samen auf ein gut Land sät, der aufgehet und Früchte trägt.

Es ist sicherlich lobenswerth an einem jeden Lehrer, wenn er sich bestrebt, Kenntnisse mitzutheilen, allein da eben kommt die Schwierigkeit im Lehren einer Klasse herein: Die Wahrheit muß so erklärt und eingepägt werden, daß der Erfolg unausbleiblich ist. Wer die göttlichen Wahrheiten dem Gedächtniß reichlich übermittelt, ist sicherlich ein Wohltäter, aber ungleich größer noch ist der Lehrer, der seine Schüler zur Ausübung seiner Lehren anleitet. Das rechte Lehrvermögen besteht zunächst darin, die intellektuelle Kräfte des Schülers anzuregen, so daß dieser sich zum beständigen Forschen gedrungen fühlt. Und dann aber muß der Lehrer auch das Vermögen haben, den Gedankengang seiner Schüler, ihre Gefühle, ihre Sympathie mit dem Hauptgedanken der Lektion in Einklang zu bringen. Ohne sich diesen Zweck zu setzen, wird er keinen Erfolg haben. Im allgemeinen theilt man die Schwierigkeiten im Lehren vielleicht richtig so ein: 1) In solche, die gerade beim Anfang sich zeigen. 2) Solche, die während des Lehrens sich aufdrängen. 3) Solche, die man bei der praktischen Anwendung der Lektion auf den Schüler erfährt. 4) Solche, die bei der Wiederholung sich kund geben.

Ein Lehrer muß äußerst vorsichtig sein, wie er mit der Erklärung der Lektion beginnt. Papert's schon beim Anfang, kann er die Verbindung der vorigen und der gegenwärtigen Lektion nicht erfolgreich herstellen — versteht sich, durch die Schüler — so hat der Lehrer vielleicht dadurch sich bereits selbst einen Hemmschuh angelegt. Fange recht an. Fange herzlich an. Die Schüler sollten's dem Lehrer absehen, daß er vorbereitet — bewaffnet ist. Nicht selten ist es schwierig beim Anfang sofort die nöthige Aufmerksamkeit zu bekommen. Ohne diese jedoch fange der Lehrer unbedingt nicht an.

Beim Lehren selbst stößt man auch auf diese und jene Schwierigkeit. Eine ist, die Lektion, wie das sein sollte, aus den Schülern heraus zu bekommen. Hierbei kommt es viel auf das Geschick im Fragestellen an. Einige haben damit die größte Schwierigkeit. Andere in der Lebendigkeit der Darstellung, sie finden es gar sehr schwierig zu illustriren, Beispiele aus dem Leben zu finden. Dann sind einige Lehrer äußerst ungeschickt, die Lektion recht anzuwenden. Ohne praktische, kluge Application der herrlichen, biblischen Lehren auf das Herz und das Leben der Schüler wird ja kein Zweck erreicht. Die Anwendung muß dem Schüler in nicht allzu persönlicher Sprache geboten werden, er darf dabei nicht erröthen und nur selten sollte man einen der Schüler aus den andern herausgreifen. Ist je beim Lehrer Gefühl und heiliger Ernst nöthig, so ist es bei der Anwendung.

Mit Rücksicht auf die Wiederholung ist die Hauptschwierigkeit die, daß sie gern mechanisch und eintönig wird, und daß man in der kurzen Zeit aus dem Vielen das Wichtigste und Passendste herausgreift.

In der Ueberwindung der Schwierigkeiten beim Lehren muß zunächst Jeder bedenken, daß es keine Kleinigkeit ist, Lehrer zu sein. Man darf nicht leicht muthlos werden, es muß angehalten werden. Erfahrung und Beobachtung bringen Manches, das einem Anfänger im Amt abgeht. Daher nur frisch vorwärts. Nichts überwindet die etwaigen Schwierigkeiten leichter, als Freude am Amt, Freude am Werk, Liebe zur Schule und Klasse, tägliches Studium, nicht bloß der Lektion, sondern auch seiner Klasse. Und über Alles darf das Gebet um den Beistand des heiligen Geistes nicht fehlen, denn alle Tüchtigkeit kommt auch hier von oben.

### Die Stellung des Superintendenten dem Prediger, der Schule und den übrigen Beamten gegenüber.

#### II.

3. Der Superintendent darf nicht verfehlen, der Schule gegenüber eine betende Stellung einzunehmen. Als wahrer Christ ist es ihm gewiß Bedürfnis, oft im Geheimen und im Oeffentlichen für sich selbst und Andere zu beten. Ist er etwa ein Familienvater, dann schließt er regelmäßig seine Gattin und Kinder in seine ersten Bitten mit ein, und wie könnte er ein rechter Superintendent der S.-Schule sein, ohne fast regelmäßig für jeden Lehrer und Schüler, sowie für das Gesamtinteresse der Schule im Verborgenen zu beten?

Der geweihte Superintendent erringt mit vielen Thränen im Gebet vor Gott den rechten Erfolg. Unterläßt er dies, dann ist seine Amtsverwaltung ein Fehlschlag.

4. Sei er zuverlässig in seiner Stellung der Schule gegenüber. Ordnung ist zum rechten Erfolg der S.-Schule sehr nothwendig; ist jedoch der Aufseher nicht zuverlässig, dann fehlt dieselbe immer. Es ist deshalb nothwendig,

daß er zuverlässig ist in seinem Charakter, d. h. in seiner Selbstbeherrschung. Jeder Sonntag bietet Gelegenheit, das Temperament des Superintendents auf die Probe zu stellen, mag dies nun durch Lehrer oder Schüler geschehen. Wird sein Gemüth gereizt und aufgeregelt, dann wird die ganze Schule dadurch leiden.

Ein Tropfen Essig durchsäuert einen Becher voll Milch, und ein zorniges Wort findet seinen Weg, schnell wie Electricität, nach allen Richtungen des Schulzimmers und zu dem Herzen eines jeden Schülers. Dadurch verliert die Schule das Vertrauen in ihn und um seinen Erfolg ist es geschehen. Seine Rede sei daher: Alleszeit lieblich und mit dem Salz der Wahrheit gewürzt, damit seine Lindigkeit, verbunden mit heiligem Ernst, der ganzen Schule kund werde.

Er sei auch zuverlässig in seiner Amtsverwaltung. Jeden Sonntag — nur Fälle der Unmöglichkeit ausgenommen — sei er auf seinem Posten; er öffne und beschließe die Schule pünktlich um die festgesetzte Zeit. Wird es zuweilen nothwendig, daß er die Schule oder eine Klasse zur Ordnung fordern muß, dann sei er zuverlässig in seiner Forderung. Macht er Versprechungen, dann führe er sie aus, so daß jeder Lehrer und Schüler weiß, daß man sich auf das Wort des Superintendents verlassen kann.

5. Den übrigen Beamten und Lehrern gegenüber muß seine Stellung zunächst eine liebevolle sein.

Schon als Christ mit Christi Geist im Herzen ist es ihm natürlich, seinen nächsten zu lieben; aber als Superintendent der Sonntagschule muß er seine Mitarbeiter mit doppelt warmer Liebesgluth umfassen. Die Liebe zieht an, gewinnt Vertrauen, trägt Beleidigungen und Schwachheiten, bewahrt aber auch vor Beleidigungen, denn sie macht vorsichtig im Reden und Handeln seinen Mitarbeitern gegenüber. Ja, die Liebe macht langmüthig und freundlich — eine Eigenschaft, welche dem Superintendents wohl ansteht und ihm Einfluß verschafft.

Dann muß er seine Mitarbeiter in der Sonntagschule ohne Ansehen der Person von Herzen achten und respektiren. Hat er an dem Einen oder Anderen etwas zu tadeln, so thue er das Niemand als der betreffenden Person selbst kund, und gewiß wird er Erfolg haben. Es kann ein Superintendent sein Amt nicht erfolgreich bekleiden, wenn er nicht seine Mitbeamten und Lehrer, sowohl die Schwachen als die Stärkeren, von Herzen zu schätzen und zu respektiren weiß. Einem Solchen fehlt die rechte Fähigkeit, Lehrer Anderer zu sein, weil ja die Schwächsten seines Rathes und Beistandes am meisten bedürfen. Auch die Schüler merken es bald, wenn ihre Lehrer vom Superintendents nicht gehörig geachtet werden, und die Folgen davon sind sicher keine guten.

Gingegen aber wie heilsam wird die Thatfache wirken, wenn jeder, auch der kleinste Schüler mit Recht sagen kann: Unser Superintendent achtet mich, mein Lehrer achtet mich, und Alle in der Schule lieben einander. „Durch Demuth achtet euch unter einander, einer den andern höher als sich selbst.“

J. Reuber.

### Privatarbeit eines Sonntagschul-Lehrers.

1. In seiner Privatarbeit soll der Sonntagschul-Lehrer beständig und zuverlässig sein. Ein Mann, der bald hier, bald dort seine Zeit vergeudet, bald Dieses, bald Jenes treibt, kann nicht zum Hirten der Lämmer des Herrn berufen sein. Er darf weder ein Spielball eigner Laune oder der Laune Anderer und sonstigen Geschickes sein, oder ein Sklave des Eigennutzes

und des Geizes. Er muß in jedem Stück ein freier Mann und fester Christ sein. „Ein Gehuldiger ist besser denn ein Starker, und der seines Rathes Herr ist, denn der Städte gewinnt.“ Spr. 16, 32.

2. Als ein solcher Mann steht es ihm nur zu, solchen Berufszweigen sich zu widmen, an denen sein theurer Jesus Geschäftstheilhaber und Vormund sein kann.

3. Es folgt hieraus, daß in all seinen Privatarbeiten die Grundsätze der Ehrlichkeit und Rechtsschaffenheit, ja das wahre Wesen aus Gott ihn beherrschen müssen. Einen entdeckten Irrthum zu gestehen, bringt ihm keine Schande, wohl aber ihn zu leugnen, denn das ist unlauter.

4. Endlich pflege der S. S. Lehrer viel innige Gemeinschaft mit seinem geliebten Herrn und Meister. Es heißt: „Da sie nun das Mahl gehalten hatten, spricht Jesu zu Simon Petro: Weide meine Lämmer.“ (Joh. 21, 15.) Das heißt: wir müssen erst bei Jesu in die Kost gehen, ehe wir seine Lämmer weiden können.

Wir müssen erst zu Jesu Füßen sitzen, bei ihm in die Schule gehen und mit allem Fleiß lernen, dann erst können wir die Kinder zu ihrem Heil unterrichten.

„Wie ein groß Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter, welchen sein Herr setzt über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit ihr Gehühr gebe. Selig ist der Knecht, welchen sein Herr findet also thun, wenn er kommt. Wahrlich, ich sage euch, er wird ihn über alle seine Güter setzen (Lukas 12, 42—44.), und zu ihm sagen: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude“ (Matth. 25, 21.).

C. R. Koch.

### Wie man die Lektion lehrt.

Wissen ist eine Sache, das Mittheilen des Gelernten eine andere. Nicht ein Jeder, der viel weiß, kann darum auch gut lehren. Um viel zu lernen, muß man Fleiß anwenden und systematisch zu Werke gehen, aber um gut und erfolgreich zu lehren, bedarf es nicht minder des Fleißes und der Ordnung. Wie der Lehrer nun am erfolgreichsten den vorher betend durchdachten Bibelabschnitt seinen Schülern erklären und die in demselben enthaltenen Wahrheiten ihren Herzen einprägen kann, dazu wollen wir in folgenden Zeilen einige Anweisungen geben.

1. Das Gebet stellen wir obenan. Wie beim Studiren, so ist auch beim Lehren das gläubige Gebet von großer Wichtigkeit. Am Sonntag Morgen und, wenn möglich, unmittelbar vor der Sonntagschule bringe man einige Zeit im Kämmerlein zu, den Herrn bittend um Wichtigkeit und Salbung zu der bevorstehenden Arbeit unter der Jugend. Wer auf Tabor gewesen ist, kann auch von der Herrlichkeit und den seligen Gefühlen, die er dort empfunden, etwas mittheilen. Ein erleuchteter Verstand und ein warmes Herz erleichtern die Arbeit des Lehrers ungemein, aber beides muß erbeten sein.

2. Etwas, was man nicht versteht, oder worauf man sich nur oberflächlich oder gar nicht vorbereitet hat, kann man nicht lehren, und wer es dennoch versucht, wird im besten Fall nur unbestimmte und verschwommene Gedanken zu Tage fördern und wird die augenblickliche Unaufmerksamkeit seiner Schüler und die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen zu beklagen haben. Besinnt man sich über die schwereren und unverständlichen Stellen in der Lektion nicht genügend Aufschluß, dann übergehe man solche und lehre, was einem klar ist. Hat man aber die



notwendige Vorbereitung versäumt, dann bekenne man seine Nachlässigkeit, schäme und bessere sich.

3. Es ist von Wichtigkeit, daß alle Kinder der Gruppe zu gleicher Zeit an der Betrachtung der Lektion Theil nehmen. Kein Kind darf nur einen Augenblick müßig sein oder sich mit anderen unterhalten. Der Lehrer muß sich bemühen, Alle zugleich zu interessieren, sonst ist der Unterricht für die Unaufmerksamen verloren. Wie oft muß man wahrnehmen, daß manche Kinder weder selbst an der Betrachtung des Wortes Gottes Antheil nehmen, noch von den Lehrern dazu aufgemuntert werden. Man beschäftigt sich nur mit einigen Kindern aus der Gruppe und überläßt die anderen sich selbst. Niemand kann sich von solchem Lehren großen Erfolg versprechen. Eine ganze Klasse zu gleicher Zeit zu interessieren und eine halbe Stunde in Spannung zu halten, ist keine Kleinigkeit, wie manches Andere mit dem Sonntagschul-Lehreramt Verbundene keine Kleinigkeit ist, aber durch beständige Übung wird man Meister.

4. Der Lehrer sei aber selbst zu keiner Zeit müßig. Die kurze Zeit, die ihm zur Betrachtung der Lektion erlaubt ist, reicht nicht hin, auch nur das Wichtigste aus derselben hervorzuheben. „Zeit ist Geld,“ sagt der Amerikaner, aber die halbe Stunde in der Sonntagschule ist dem Lehrer mehr werth als alles Geld. Von diesen köstlichen Minuten lasse er keine verloren gehen.

Einen Bibelabschnitt in einer halben Stunde zu erschöpfen, ist eine Unmöglichkeit: Das Wort Gottes ist zu voll und reich, als daß es von Menschen überhaupt sollte erschöpft werden können. Der Lehrer mache daher nie den Versuch, Alles zu lehren, was in einer Lektion enthalten sein mag. Er soll während der Woche viel mehr gelernt haben, als er in der Unterrichtsstunde am Sonntag vorzunehmen vermögend ist.

Natürlich beziehen wir uns nur auf den fleißigen, gewissenhaften Lehrer, der sich alle mögliche Mühe gibt zur Vorbereitung auf den Unterricht. Einem solchen ist die Zeit immer zu kurz. Dem hingegen, der seine Pflichten während der sechs Tagen der Woche versäumt und unvorbereitet vor seine Schüler kommt, ist die Zeit fast immer zu lang, er (nicht das Wort Gottes) ist bald erschöpft und ist ihm der letzte Glockenschlag des Vorstehers so willkommen, wie das Amen des Predigers dem Kirchenschläfer. — Es kommt auch nicht hauptsächlich darauf an, wie viel, sondern wie gut man lehrt. Die Qualität sollte die Quantität immer überwiegen. Besser ein Gedanke gut eingeprägt, als deren sechs nur oberflächlich und flüchtig berührt.

5. Der Hauptpunkt der Lektion sollte klar aufgefakt und hervorgehoben und diesem möglichst alles Andere dienstbar gemacht werden. Von Bedeutung hiefür, sagt Dr. Kübel in seiner Katechetik, ist die Zerlegung eines Abschnitts in kleinere Gruppen, und zwar sollten die Kinder bald so weit gebracht sein, daß sie von selbst schon während des Lesens solche Abschnitte machen. Man lasse nur jedes Kind lesen, bis ein neuer Gedanke kommt, wenn man einigemal die Kinder darauf aufmerksam gemacht, lernen sie es selbst leicht. Nachdem nun ein Abschnitt gelesen, wird gefragt: von was ist hier die Rede? Wäre die Antwort hierauf zunächst zu schwer, so nenne man sogleich den Kindern den Vers, der die Pointe enthält. Das sind oft aber gar nicht immer die in unsern Bibeln gesperrt gedruckten Verse. Diesen Vers lese, je nachdem es nöthig ist, der Lehrer selbst mit bedeutungsvoller Betonung, und so werden die Kinder leicht finden, um was es sich handelt.

6. Die Verfahrensweise, die biblischen Wahrheiten durch Benützung treffender Bilder und Vergleichen (Illustratio-

nen) den Kindern anschaulich zu machen, kann einem jeden Lehrer hoch empfohlen werden. Dies war ja vorzüglich die Lehrweise unseres großen Meisters, namentlich, wenn er zu dem gewöhnlichen Volk redete. Was interessiert die Kinder mehr, als das: „Zum Beispiel“? Und Bilder und Beispiele gibt es ja auch die Menge. Die Bibel selbst hat einen sehr großen Vorrath derselben, daß wir für unseren Gebrauch genug hätten; doch es kann auch empfohlen werden, Beispiele aus dem täglichen Leben und passende Geschichten mit gutem Geschmaack anzuwenden. Geschichten sollten aber nie um ihrer selbst willen erzählt werden, sondern nur um der Wahrheit willen. Sobald die Aufmerksamkeit der Zuhörer von der dadurch zu erklärenden Wahrheit auf die Illustration selbst gelenkt wird und sie somit als Hauptsache gilt, ist der richtige Zweck verfehlt. — Illustrationen müssen kurz, einfach und zweckmäßig sein.

Eine Hauptsache beim Lehren ist die praktische Anwendung der in der Lektion enthaltenen Lehren auf das Herz und Leben des Kindes. Des Lehrers einzige Aufgabe ist es nicht, die Kinder zu interessieren (geschweige zu amüsiren), sondern in ihre Herzen die Heilswahrheiten möglichst tief einzuprägen, und wenn er letzteres gethan, darf er auf Früchte seiner Arbeit hoffen. Ein jedes Kind muß wahrnehmen, daß das Wort ihm gehört und seinen persönlichen Verhältnissen angepaßt ist. Aber die persönliche Anwendung muß in Liebe und mit Vorsicht geschehen; Alles, was persönlich verlegen, was Neid, Schadenfreude u. s. w. erregen würde, sollte fern gehalten werden. Allzuviel erbaulich seynsollendes Gerede ist zu vermeiden, hingegen wo sich eine Gelegenheit bietet, da werfe man ein zündendes Wort in das Gewissen der Kinder hinein, das wird seine Wirkung haben.

G. Heinmiller.

## Das rechte Leben einer Sonntagschule.

### I.

Das Leben einer Sonntagschule ist zuerst ein inneres. Das selbe wirkt etwa nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen. Jede nach außen hin erscheinende Wirkung hat ihre Ursache. Es heißt: „Denn die Liebe Christi bringet uns also.“ So wenig als es wahres Christenthum ohne Liebe geben kann, eben so wenig kann wahres Sonntagschulleben ohne diesen Grundbestandtheil des Christenthums vorhanden sein. Die Liebe ist also im christlichen Thun die Hauptsache, die Herzkraft, diese muß drängen. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn.

Dann möchten wir das rechte Lehren als einen zu dem Leben einer Sonntagschule gehörenden Bestandtheil bezeichnen. In den Elementarschulen wird der darinnen ertheilte Unterricht als das eigentliche Leben derselben anerkannt und betrachtet. Nun kann zwar ein formelles Leben in einer Sonntagschule vorhanden sein, ohne inneres, sowohl als es Bäume ohne Frucht, Rüsse ohne Kern, Lampen ohne Oel, äußeres ohne inneres Christenthum gibt. Aber es kann kein inneres ohne äußeres geben, so wenig als es Wasser ohne Feuchtigkeit, Feuer ohne Hitze, eine Sonne ohne Licht und Wärme gibt. Dieses in der Sonntagschule sich fundgebende Leben durch Unterrichtsertheilung ist auf Grund der im Herzen verborgenen göttlichen Triebfeder eine solch angenehme Bethätigung für den Sonntagschul-Arbeiter, wie dem Vogel der Flug in der Luft und dem Fisch das Spielen im Wasser angenehm sind.

Weiter ist das Leben der Sonntagschule auch eng verbunden mit dem Gemeindeleben. Als die Sonntagschulsache noch in

ihrer Kindheit stand, haben sich viele Gemeinden sehr wenig um dieselbe bekümmert. Unter solchen Umständen verbanden sich oft einige eifrige Glieder zu einem Sonntagschul-Verein. Diese Vereine, die zu ihrer Zeit gute Dienste leisteten, pflegten die Sonntagschulen. Nachdem aber die Gemeinden ihre Pflicht einzusehen gelernt haben, hat die Nothwendigkeit derselben aufgehört. Das Verhältniß der Gemeinde zur Sonntagschule muß ein inniges sein. Diese Innigkeit entspringt aus der nahen Verwandtschaft. Was unter unserer direkten Pflege steht, ist uns immer nahe, entweder durch das Band der Natur, oder durch das Band des Geistes. Für das Werk, welches unsere Hände schaffen, haben wir in der Regel ein weit größeres Interesse, als für das eines Andern. Eine Gemeinde, die in der Gründung und Erhaltung einer Sonntagschule nach Kräften mithilft, im Geben wie im Nehmen, in der Lehre

wie im Wandel, kann doch nicht anders als eins mit derselben sein. Daher bezeichne ich auf diesen Grund hin das Sonntagschulleben als ein Gemeindeleben. Eine Sonntagschule nun, welche die Fülle dieser Lebenskraft besitzt, d. h. vollständig lebt, bekundet:

1. Die innigste Vereinigung und harmonisches Zusammenwirken zwischen ihr und der Gemeinde.
  2. Herrscht in derselben Unparteilichkeit, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit.
  3. Ein kräftiger, geistreicher Gesang.
  4. Es besteht eine wöchentliche Lehrerversammlung.
  5. Ernste Theilnahme an den Gebetsübungen.
  6. Finden in derselben Befehlungen statt.
  7. Und es werden jährlich Delegaten zur Sonntagschul-Convention gesandt. (Man merke sich diese Punkte.—E d r.)
- J. A. Schmitt.

#### Erstes Quartal.

### Sonntagschul-Lektionen.

#### Christus stillt den Sturm.

#### 10. Lektion: Markus 4, 35-41.—Sonntag den 5. März 1882.

**35.** Und an demselbigen Tage des Abends sprach er zu ihnen: Laßt uns hinüber fahren.

**36.** Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn, wie er im Schiff war; und es waren mehr Schiffe bei ihm.

**37.** Und es erhob sich ein großer Windwirbel, und warf die Wellen in das Schiff, also, daß das Schiff voll wart.

**38.** Und er war hinten auf dem Schiff und schlieft auf einem Kissen. Und sie weckten ihn auf, und sprachen zu ihm: Meister, fragst du nichts darnach, daß wir verderben?

**39.** Und er stand auf, und bedrohte den Wind, und sprach zu dem Meer: Schweig, und verstumme! Und der Wind legte sich und ward eine große Stille.

**40.** Und er sprach zu ihnen: Wie seid ihr so furchtsam! Wie, daß ihr keinen Glauben habt!

**41.** Und sie fürchteten sich sehr, und sprachen unter einander: Wer ist der? Denn Wind und Meer sind ihm gehorsam.

#### Haupttext: Und stillte das Ungewitter,

**Verterklärung.**—Vers 35-36. Unsere heutige Lektion schließt sich eng an die vorhergehende an. Christus hatte an dem Tage, wovon der 35. Vers redet, sich sehr angestrengt. Zuerst hatte er den Besessenen geheilet (Matth. 12, 22.); hierauf die Wüsterungen der Pharisäer widerlegt, und über die wahre Verwandtschaft mit ihm geredet (Mark. 3, 22-35.). Nach diesem belehrte er das Volk und seine Jünger durch verschiedene Gleichnisse über das Reich Gottes (Matth. 13.; Mark. 4, 1-35.). Durch diese anstrengende Arbeit war Christus nach Leib und Geist erschöpft geworden und bedurfte somit der Ruhe. Gegen den Abend, nachdem er seine Rede beschloffen hatte, befahl er seinen Jüngern, nach der anderen (östlichen) Seite des Meeres zu fahren. Er konnte sich auf diese Weise von seiner Anstrengung erholen und auch den Verfolgungen seiner Feinde entgehen. Jesus entließ sodann das Volk, und seine Jünger nebst anderen Nachfolgern traten mit ihm die Fahrt über das Meer an.

Vers 37-38.—Das galiläische Meer (auch See Genesareth) ist etwa 14 Meilen lang und sieben Meilen breit. Dieser schöne, klare süßreiche See wurde oftmals von furchtbaren Stürmen heimgesucht, die vielfach ganz plötzlich und unerwartet den Schiffer überfielen und ihn in große Gefahr brachten. Ein Reisender sagt: „Plöbliche Windstöße brausen gleich heftigen Wirbelwinden durch die Bergschluchten herab, und peitschen den See in schäumende Wuth.“ So verhielt es sich auch in unserer Lektion. Am Nachmittage, als Jesus das Volk lehrte, war es ohne Zweifel noch ganz stille; allein wie sie eine Strecke vom Ufer entfernt waren, wurden sie von einem solchen Sturm überfallen. Christus hörte jedoch das Toben der Elemente nicht, welches den Jüngern Tod und Verderben drohte. Er war der Ruhe bedürftig und gleich nach der Entlassung des Volkes am Ufer des Meeres in einen sanften, ruhigen Schlaf gefallen. Doch trotzdem, daß er taub war gegen den Donner des Orkans, vernahm er sogleich den

daß die Wellen sich legten.—Psalm 107, 29.

ängstlichen Hilferuf seiner Jünger: „Meister, fragst du nichts darnach, daß wir verderben?“

Vers 39-41.—War bis zu diesem Punkte die wahre Menschheit Christi offenbar geworden, welche der Ruhe bedurfte nach angstrengter Arbeit, so trat nun seine wahre Gottheit in den Vordergrund. Wie wunderbar ist der Unterschied zwischen dem Menschensohn, der im hinteren Theil des Schiffes vom Schlaf hingenommen war und dem Sohne Gottes, welchem auf sein Geheiß: „Schweig, und verstumme!“ Wind und Meer gehorsam sind. Die große Frage des Salomo in seinen Spr. (30, 4, man schlage nach) wird hier klar beantwortet. Nun wandte sich Jesus an seine Jünger mit den Worten: „Wie seid ihr so furchtsam! Wie, daß ihr keinen Glauben habt!“

Wir möchten hier fragen: War es nicht ganz natürlich für die Jünger, sich zu fürchten unter solchen Umständen? Antwort, ja; aber als die Jünger Christi sollten sie sich nicht mehr von ihren natürlichen Gefühlen regieren lassen. Jesus war ja bei ihnen im Schiffe, und wie konnte Er untergehen? Diese Frage ist von großer Wichtigkeit für jedes Gotteskind zu unserer Zeit. Wi. oft plagt sich der Christ mit einer unnötigen Furcht in seinem Lebenslauf, da doch Christus spricht: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Die Worte: „Wie, daß ihr keinen Glauben habt!“ sind nicht zu verstehen, als ob unser Heiland den Jüngern hier allen Glauben absprach, sondern sie hatten noch nicht den festen, unerschütterlichen Glauben, welcher die Furcht austreibt. (Vergleiche hiermit Matth. 8, 26.) Dieser neue Beweis der Allmacht Christi erfüllte seine Jünger mit Furcht—mit einer Ehrfurcht gebietenden: Scheu vor seiner Majestät.

**Anwendung.**—1. In diesem Wunder entfaltet Christus beides seine Macht und Liebe; und zwar steht die Allmacht im Dienste der Liebe; aus Liebe zu seinen Jüngern bedrohte er den Sturm. Welch ein tröstlicher Gedanke ist doch dieses



für Jesu Nachfolger! — 2. Das Schiff auf dem galiläischen Meere ist ein schönes Bild von der Kirche Christi in der sündigen Welt. Der Sturm bedeutet die Anfechtungen, Verfolgungen und Widerwärtigkeiten von Seiten der sündigen Welt und des Satans. Die Kirche ist ganz sicher, so lange als Christus in ihr ist; aber auch nur dann. — 3. Diese Geschichte ist auch ein treffendes Bild vom Leben des Menschen. Krankheiten, Elend, Grausamkeit, Gewissensbisse, Unruhe und Hoffnungslosigkeit sind die Stürme, welche die Sünde erweckt; doch der schrecklichste Sturm erwartet den Sünder in der Zukunft, von welchem er wie Spreu verweht wird. Nur Einer kann diesen Sturm stillen — Jesus Christus. Wer sich im Glauben zu ihm wendet wird errettet; er stillt durch seine Sünden vergebende Liebe die Furcht vor Tod und Gericht; er bringt uns, wenn wir uns ihm ganz anvertrauen, zum Hafen der ewigen Ruhe. — 4. In Stunden der Anfechtung kommt es dem Christen manchmal vor, als ob Christus sich nichts um ihn bekümmere; allein, wenn er ihn im Glauben anruft, wird Christus ihm zur Seite stehen, und wird den Sturm stillen, wenn es nothwendig ist.

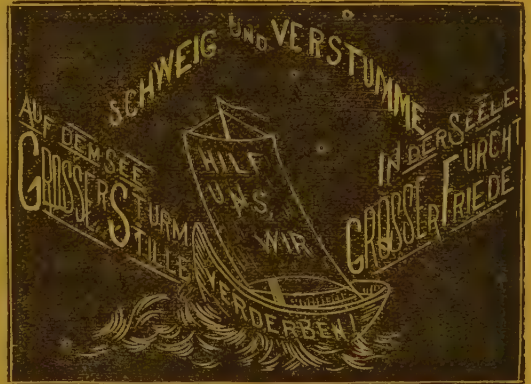
**Anweisung für Lehrer.** — Der Lehrer nehme zuerst die geschichtliche Thatsache durch; hierbei unterrichte er sie über die Stürme des galiläischen Meeres, die große Gefahr bei diesen Stürmen, und wie Jesus seine Jünger davon befreite.

Hierauf mache er die Anwendung auf das Leben des Menschen. Der Sturm sind die Widerwärtigkeiten, Verfolgungen, Trübsalen und die Angst vor Tod und Gericht; die See ist ein Bild des menschlichen Lebens, durch welches wir zur Ewigkeit steuern; Stürme warten unser, wenn wir gleich Jesum in unserem Lebensschifflein haben; steuern wir jedoch mit Christo durchs Leben, so sind wir sicher und landen endlich im Hafen der ewigen Ruhe.

Das Gesagte kann auch der Lehrer der Kleinkinderklasse für seine Kleinen verwerthen, nur sollte er alles ganz einfach und ihrer Fassungskraft angemessen vortragen. Besonders Gewicht kann er auch auf die Kraft des Gebets legen. „Noth lehrt beten“ ging auch bei den Jüngern in Erfüllung.

**Illustrationen.** — 1. Es ist nicht weise, noch die Frucht eines starken Glaubens, wenn man sich muthwillig der Versuchung aussetzt. Kein Schiff ist so stark gebaut, daß es allen

Stürmen trohen kann. Der Seefahrer wäre mehr wahnsinnig als klug, der im tobenden Sturm den Hafen verläßt, um der wüthenden See zu trohen. Bete daher: „Führe uns nicht in Versuchung!“ — 2. Wenige Schiffe sinken auf hoher See; sie scheitern gewöhnlich an den Klippen und Riffen. Würde sich der Christ beständig vor dem Felsen des Unglaubens und Stolz hüten und die Sandbank der Menschenfurcht und der sündlichen Lüste meiden, so könnte er den heftigsten Sturm bestehen, der ihn auf der tobenden See dieses Lebens treffen kann.



**Wartafelerklärung.** — Was unsere Aufmerksamkeit beim Anblick dieser Tafel zunächst in Anspruch nimmt, ist das vom Sturm hin und her gepeitschte Schifflein. Die bekannten Worte: „Hilf uns, wir verderben!“ lassen es sofort erkennen, auf was das Bild Bezug hat. Die Worte: Ein großer Sturm, eine große Stille weisen auf das Geschichtliche der Lektion hin; während die Worte: In der Seele — große Furcht, großer Friede — andeuten, daß es im Leben des Christen eben solche Stürme gibt, und daß aber Christus dieselben auch durch sein Machtwort: „Schweig, und verstumme!“ stillt. Die Lektion ist sehr reichhaltig und leicht anzuwenden. Versuche es!

## Macht über böse Geister.

### 11. Lektion: Markus 5, 1-20. — Sonntag den 12. März 1882.

1. Und sie kamen jenseit des Meeres, in die Gegend der Gadarener.

2. Und als er aus dem Schiff trat; lief ihm alsbald entgegen aus den Gräbern ein daffener Mensch mit einem unsaubern Geist,

3. Der seine Wohnung in den Gräbern hatte. Und Niemand konnte ihn binden, auch nicht mit Ketten.

4. Denn er war oft mit Fesseln und Ketten gebunden gewesen, und hatte die Ketten abgerissen, und die Fesseln zerrieben, und Niemand konnte ihn zähmen.

5. Und er war allezeit, beides, Tag und Nacht, auf den Bergen und in den Gräbern, schrie, und schlug sich mit Steinen.

6. Da er aber Jesum sahe von ferne, lief er zu, und fiel vor ihm nieder, schrie laut, und sprach:

7. Was habe ich mit dir zu thun, o Jesu, du Sohn Gottes des Allerhöchsten? Ich beschwöre dich bei Gott, daß du mich nicht quäldest.

8. Er aber sprach zu ihm: Fahre aus, du unsauberer Geist, von dem Menschen!

9. Und er fragte ihn: Wie heißest du? Und er antwortete, und sprach: Legion heiße ich, denn unser ist viel.

10. Und er bat ihn sehr, daß er sie nicht aus derselben Gegend triebe.

11. Und es war daselbst an den Bergen eine große Heerde Säue an der Weide.

12. Und die Teufel baten ihn alle, und sprachen: Laß uns in die Säue fahren!

13. Und alsobald erlaubte es ihnen Jesus. Da fuhren die unsaubern Geister aus, und fuhren in die Säue; und die Heerde stürzte sich mit einem Sturm ins Meer, (ihrer waren aber bei zwei tausend) und ertranken im Meer.

14. Und die Zauhirten flohen, und verkündigten das in der Stadt, und auf dem Lande. Und sie gingen hinaus, zu sehen, was da geschehen war.

15. Und kamen zu Jesu, und sahen den, so von den Teufeln befallen war, daß er saß, und war bekleidet und vernünftig, und fürchteten sich.

16. Und die es gesehen hätten, sagten ihnen, was dem Befessenen widerfahren war, und von den Säuen.

17. Und sie fingen an und baten ihn, daß er aus ihrer Gegend jöge.

18. Und da er in das Schiff trat, bat ihn der Befessene, daß er möchte bei ihm sein.

19. Aber Jesus ließ es ihm nicht zu, sondern sprach zu ihm: Gehe hin in dein Haus, und zu den Deinen, und verkündige ihnen, wie große Wohlthat dir der Herr gethan, und sich deiner erbarmet hat.

20. Und er ging hin, und fing an auszurufen in den zehn Städten, wie große Wohlthat ihm Jesus gethan hatte. Und Jedermann verwunderte sich.

**Haupttext:** Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerflöre.

1. Joh. 3, 8.

**Texterklärung.** — I. Die Macht der bösen Geister. — Vers 1–7. Der Ort der Begebenheit unserer Lektion wird die „Gegend oder Landschaft der Gadarener“ genannt. Matth. 8, 28. heißt es, „Gergesener.“ Weiter finden wir, daß die Bibelübersetzer hier sehr von einander abweichen. Die einfache Erklärung dieser Unterschiede ist, wie folgt: „Gadarener“ und „Gergesener“ sind Einwohner der Landschaft östlich des galiläischen Meeres, welche ihren Namen von den beiden Städten Gadara und Gergesa haben; „Gergesener“ hingegen ist der Name des Volkes von Gergesa, welches innerhalb der anderen Landschaft lag. „Gergesa“, sagt Dr. Thomson, „liegt nur wenige Ruthen vom Ufer des galiläischen Meeres entfernt, gegenüber von Galiläa.“ Hier begegnete unserem Heiland ein Beseffener. Matthäus berichtet von zwei Beseffenen. Markus und Lukas berichten nur von der Hauptperson, während Matthäus sie beide erwähnt. Dieser Mensch war beseffen von einem unsauberen Geist. Die bösen Geister werden unrein genannt, weil sie nichts weniger als Reinheit und Heiligkeit besitzen, und weil sie den Menschen unrein machen nach Leib und Seele, in Worten und Werken. Dieser Beseffene hatte seine Wohnung in den Gräbern, welche in dieser Gegend waren. Dr. Baumann sagt: „Hier sind immer noch Höhlen vorhanden, welche in die Felsen gehauen wurden und zu Gräbern dienten, und andere, die entstanden sind durch vulkanische Erschütterungen, welchen diese Gegend muß unterworfen gewesen sein.“ Aus Vers 4. 5. sehen wir, daß dieser Mensch ein sehr geplagter Mensch war. Er befand sich gänglich in der Gewalt der bösen Geister. Lukas berichtet noch, daß er ganz nchend war, und Matthäus sagt, daß er die ganze Gegend in Schrecken setzte. Diese Beseffenen sollen trotz aller Anstrengung eine gewaltige Kraft beseffen haben, wie man solches auch oft bei Wahnsinnigen in unseren Tagen findet. Sie sind im Stande Ketten und Fesseln zu zerreißen. Das Leiden dieses Mannes war bis zum äußersten Grad der Raserei, zur dämonischen Selbsterleuchtung fortgeschritten. Wie tyrannisch behandelt doch der Satan seine Sklaven! Alle drei Evangelisten berichten, als der Beseffene Jesus sah, schrie er auf, lief zu ihm und betete ihn an. Es war dies der wunderbaren Einwirkung Jesu auf ihn zuzuschreiben. Es war wahrscheinlich zu seinen Ehren gekommen, daß dies Jesus sei, und daß derselbe ihn befreien könne. Es scheint bei diesem Beseffenen war ein doppelter Wille vorhanden. Das Hinzulaufen und Niederfallen vor Jesus war der Akt des Beseffenen; der plötzliche und gehässige Ausbruch (Vers 7) aber war vom bösen Geist. Der Beseffene war also in so weit verantwortlich, als er zu Jesu kommen und sich heilen lassen konnte. Es waren bei ihm Zeiten, wo das persönliche Selbstbewußtsein zurückkehrte und mit demselben ein Verlangen nach Seelenruhe. Die Gehässigkeit und die Worte, mit welchen der böse Geist Jesus anredete, zeigen uns in etwa dessen Zustand. Ohne Zweifel waren diese Dämonen einmal heilige, vergnügte Engel; aber sie waren mit Satanas von Gott abgefallen. Jetzt finden wir in ihnen nur Haß gegen Gott und Furcht vor Dual. Aehnlich verhält es sich mit den Seelen der Menschen, die in der Sünde und Gottlosigkeit verharreten bis zu ihrem Tode.

II. Christi Macht über die bösen Geister. — Vers 8–13. Nach Lukas 8, 29. redete der böse Geist die Worte Vers 7 erst nachdem Jesus ihm gebot auszufahren. Das Nachwort Christi schreckt die Dämonen, sein Gnadenlicht verscheucht die finstere Macht; er als der Sohn des hochgelobten Gottes und Heiland der Menschheit ist gekommen (und besitzt die Macht) die Werke des Satans zu zerstören. Durch die Frage (Vers 9) wollte Christus den Beseffenen zu sich selbst bringen. Der böse Geist aber beantwortet diese Frage; denn das Bewußtsein des Menschen war noch mit dem des Dämonen identifiziert. Die Antwort: „Legion,“ meint so viel, daß der Redende der Führer von einer Menge dämonischer Wesen und Einflüsse sei. Denn eine Legion sind 6000. Die Ursache, warum Christus den Dämonen erlaube in die Säue zu fahren, welche an dem grünen Abhang des Hügels weiden und dadurch vernichtet wurden, war wahrscheinlich, weil diese Hirten dem Gebote Gottes zuwider handelten, in welchem die Schweinezucht verboten war.

III. Die Wirkung dieses Wunders. — Vers 14–20. Bei den Bewohnern dieses Landes wurde dadurch Furcht erweckt, und in ihrem irdischgesinnten Sinn wollten sie lieber ihre Säue und — die Teufel behalten, als Jesum. Sie baten ihn, daß er

aus ihrer Gegend zge. Treffend sagt Lange hierüber: „Das Gadarenerland — das Bild eines verunkunten krchtlichen und bürgerlichen Gemeinwesens: 1. Umgekehrte Sitte, die Schweine gehütet, der Mensch verwahrloht; 2. umgekehrte Politik, das Gewerbe umgekehrt, die Wege den Rasenden preisgegeben; 3. umgekehrtes Bürgerrecht, die Dämonen geduldet legitimiert, Christus ausgewiesen; 4. umgekehrte Religiosität, mit ihren Bitten den Herrn vertreiben. Der von den Dämonen Befreite hingegen wollte Jesu nachfolgen, welches ihm aber nicht erlaubt wurde. Denn für ihn war das häusliche Leben der erste und beste Platz der Wirksamkeit, wo er aus Dankbarkeit gegen die große Wohlthat Christum bekennen konnte. Christus lässt in seiner Erbarmung doch den verblendeten Gadarenern einen Stellvertreter.“

**Lehre.** — Wir lernen hier, daß wir von einer unsichtbaren Welt umgeben sind, die mit bösen Geistern gefllt ist, deren schrecklicher Einfluß sich auf die Gesellschaft der Menschen erstreckt. Eph. 6, 12. — 2. Wir dürfen unsere Bemühungen, Sünder zu erretten, nicht betreiben nach dem Verlangen derselben. Viele, die unter der Herrschaft des Satans und der Sünde leben, sagen uns: „Laßt uns in Ruhe!“ Dürfen wir es? Viele, die ihr Leben verbringen in Vereitlung schädlicher Gifte für die Menschheit, als giftiges Getränk, gottlose Literatur u. s. w., sagen uns, wenn wir die Menschheit von solchen Uebeln zu befreien suchen: „Laßt uns in Ruhe!“ Dürfen wir es? — 3. Der Weg, den Christus einschlägt zur Errettung der Menschheit, ist allein wahrhaft erfolgreich. Er befreit nicht nur von der Schuld der Sünde, sondern auch von der Macht und Herrschaft derselben. — 4. Der Erfolg der Seelenrettung ist ein herrlicher (siehe Vers 15). Laßt uns daher bedenken, daß eine Seele köstlicher ist, denn die ganze Welt.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Lehrer beschreibe seiner Klasse: 1. Den Beseffenen; seine Abgeschiedenheit von der Menschheit; seine Unreinigkeit; seine Grulichkeit; daß er überwältigt war vom Teufel; daß er sich selbst Schaden zufgte; daß er voller Anruhe war. Hierauf wende er dieses auf den Sünder an. — Zum 2. zeige er seinen Schülern, wie der Beseffene von dem unreinen Geist befreit wurde; er mhte zu Jesu kommen und ihn anbeten; die Befreiung war ein Akt der Barmherzigkeit, eine Wohlthat von Gott; sie wurde ihm zu Theil durch das Wort Christi. So befreit auch Christus den Sünder durch den Glauben an sein Wort; denn das Wort vom Kreuz ist eine Gotteskraft. Zum 3. beschreibe der Lehrer die Wirkung dieses Wunders; sie war eine zwiefache. Der Beseffene war gesund, vernünftig, ein treuer Befenner Christi und ein glücklicher Mensch geworden. Die Gadarener aber erschreckten die grote Wohlthat wegen ihres niederen Geschäftes.



**Wandtafelersklrung.** — Es ist sicherlich für einen Sonntagsschularbeiter keine schwere Aufgabe, diese Zeichnung zu entziffern. Sie soll einfach den Zustand des in der Lektion erwähnten Beseffenen darstellen. Er war mit der Kette des Satans gebunden. Da dieser in ihm hauste, so war er sein Sklave. Aus was diese Kette bestand, ist auf jedem einzelnen „Gelenke“ derselben zu lesen. Daß die „Gelenke“ an beiden Enden und das in der Mitte zerbrochen sind, soll andeuten, daß der Beseffene frei wurde. Und durch wen? Durch die mächtige Hand Jesu Christi. Gut ist's, wenn die Ketten



des Satans, womit er heute noch Viele gebunden hält, auf Grund der angegebenen Verse von der Schule näher untersucht werden. Es mag dies heilsame Einbrüche machen.

**Illustrationen.** — 1. Das Dieblein, das der Teufel den Menschen vorjagt, hat drei Gesetze. Das erste heißt: Sündige. Das zweite: Fahre fort, denn du hast noch lange Zeit, dich zu bekehren. Das dritte: Verzweifle, denn es ist zu spät.

— 2. Ein alter Kirchenvater sagt: „Das Lamm folgt nicht

dem Wolf, der Hahn nicht dem Fuchs, der Hase nicht dem Hund — warum denn der Mensch dem Teufel?“ — 3. Ein Indianer wurde gefragt, was der Herr für ihn gethan habe. Als Antwort sammelte er einen Haufen trockenes Laub, machte einen Kreis daraus, legte einen Wurm in die Mitte und steckte das Laub an. Als die Flammen ganz nahe den Wurm umgaben, nahm ihn der Indianer, legte ihn auf einen Felsen und sagte: „Das hat der Herr für mich gethan.“

## Macht über Krankheit und Tod.

### 12. Section: Markus 5, 21–43. — Sonntag den 19. März 1882.

2. Und da Jesus wieder herüber fuhr im Schiff; versammelte sich viel Volks zu ihm, und war an dem Meer.

22. Und siehe, da kam der Obersten Einer von der Schule, mit Namen Jairus. Und da er ihn sah, fiel er ihm zu Füßen,

23. Und bat ihn sehr, und sprach: Meine Tochter ist in den letzten Zügen; du wollest kommen, und deine Hand auf sie legen, daß sie gesund werde, und lebe.

24. Und er ging hin mit ihm; und es folgte ihm viel Volks nach, und sie drängten ihn.

25. Und da war ein Weib, das hatte den Blutgang zwölf Jahre lang gehabt,

26. Und viel erlitten von vielen Aerzten, und hatte alles ihr Gut darob verzehret, und half ihr nichts, sondern vielmehr ward es ärger mit ihr.

27. Da die von Jesu hörte, kam sie im Volk von hinten zu, und rührte sein Kleid an.

28. Denn sie sprach: Wenn ich nur sein Kleid möchte anrühren, so würde ich gesund.

29. Und alsobald vertrocknete der Brunnen ihres Blutes; und sie fühlte es am Leibe, daß sie von ihrer Plage war gesund geworden.

30. Und Jesus fühlte alsobald an ihm selbst die Kraft, die von ihm ausgegangen war, und wandte sich um zum Volk, und sprach: Wer hat meine Kleider angerührt?

31. Und die Jünger sprachen zu ihm: Du siehst, daß dich das Volk drängt, und spricht: Wer hat mich angerührt?

32. Und er sah sich um nach der, die das gethan hatte.

33. Das Weib aber fürchtete sich, und zitterte, (denn sie

wußte, was an ihr geschehen war) kam, und fiel vor ihm nieder, und sagte ihm die ganze Wahrheit.

34. Er sprach aber zu ihr: Meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht; gehe hin mit Frieden, und sei gesund von deiner Plage.

35. Da er noch also redete, kamen etliche vom Gesinde des Obersten der Schule und sprachen: Deine Tochter ist gestorben; was bemühest du weiter den Meister?

36. Jesus aber hörte bald die Rede, die da gesagt ward, und sprach zu dem Obersten der Schule: Fürchte dich nicht, glaube nur.

37. Und ließ Niemand ihm nachfolgen, denn Petrum und Jacobum und Johannem, den Bruder Jacobi.

38. Und er kam in das Haus des Obersten der Schule, und sah das Getümmel und die da sehr weineten und heuleten.

39. Und er ging hinein, und sprach zu ihnen: Was tummelt und weinet ihr? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft. Und sie verlachten ihn.

40. Und er trieb sie alle aus, und nahm mit sich den Vater des Kindes, und die Mutter, und die bei ihm waren; und ging hinein, da das Kind lag;

41. Und er griff das Kind bei der Hand, und sprach zu ihr: Talitha kumi! das ist verdolmetschet: Mägdlein, ich sage dir, siehe auf!

42. Und alsobald stand das Mägdlein auf, und wandelte; es war aber zwölf Jahre alt. Und sie entsetzten sich über die Maasse.

43. Und er verbot ihnen hart, daß es Niemand wissen sollte; und sagte, sie sollten ihr zu essen geben.

**Haupttext:** Fürchte dich nicht, glaube nur! — Markus 5, 36.

**Erklärung.** — Vers 21–24. Unser Heiland verließ nach der vorigen Section sogleich das Land der Gadarener und fuhr wieder über den See nach Kapernaum. Hier wurde er sodann von Matthäus zu einem Mahle eingeladen, bei welchem er die Unterredung mit den Jüngern der Pharisäer und des Johannes hatte (Matth. 9, 10–17.). Diese Unterredung wurde unterbrochen durch den Synagogenvorsteher Jairus, welcher den Herrn anflehte, sein Kind vom Tode zu retten. Dieses zeigt uns, daß Christus bereits einen großen Einfluß in Kapernaum — wo wahrscheinlich Jairus wohnte — erlangt hatte. Denn die Vorsteher der Schulen in den großen Städten waren angesehenen Personen. Der 23. Vers zeigt deutlich, daß die Furcht, durch den Tod ein geliebtes Kind zu verlieren, die erste Triebfeder war, welche Jairus zu Christo trieb. Sodann aber finden wir auch, daß er Vertrauen in die Wundermacht Christi hatte. Dieser Glaube war ohne Zweifel vom hl. Geiste bei ihm gewirkt, durch die Wunderkraft, welche Jesus in Kapernaum geoffenbart hatte. Der Glaube des Jairus war jedoch noch an gewisse Formen gebunden. Er meinte die Händeauflegung sei notwendig zur Gesundmachung seines Kindes. Es war noch kein Glaube, wie ihn der heidnische Hauptmann besaß (Matth. 8, 5–13.). Doch nie verachtete Christus einen schwachen Glauben, nie verweigerte er einem Hülfe suchenden seine Bitte; — auch Jairus fand in ihm einen willigen Heiland, obgleich sein Glaube noch eine Probe zu bestehen hatte; denn es trat die Gesundmachung einer kranken Frau und der Tod seiner Tochter dazwischen.

Vers 25–34. — Die Heilung der erwähnten Frau ist eine sehr lehrreiche Geschichte. Erstens war die Krankheit derselben, der Blutfluß, nach 3. Mose 15, 25–27. eine sehr unreine Krank-

heit. Sodann war dieselbe äußerst hartnäckig. Sie hatte bereits 12 Jahre gedauert, aller ärztlichen Kunst Trotz geboten und all ihr Vermögen dahingerafft. Die Geschichte ist zweitens wichtig wegen des unerschütterlichen Glaubens an die Hülfe Christi, welchen diese Frau übte. Derselbe offenbarte sich in der Ueberwindung aller Hindernisse: die Furcht erkannt zu werden, ihre leibliche Schwachheit und das Gedränge des Volks. Ihr Glaube offenbarte sich weiter in der Zuversicht, daß sie bei Berührung seines Kleides gesund werden würde. Zum Dritten ist die Heilung wichtig, wegen des Erfolgs, den die Kranke hatte. Die gläubige Berührung des Kleides Jesu brachte eine plötzliche Heilung. Sie hatte die leibliche Empfindung der augenblicklichen Besserung. Wir sehen hier viertens, daß der Glaube uns in unmittelbare Berührung bringt, mit der Wunderkraft Christi. Derselbe fühlte sogleich, daß eine Kraft von ihm ausgegangen sei. Der Glaube an Christum bringt gleichfalls den bußfertigen Sünder mit der Gnade Gottes in Berührung. Derselbe leitet beständig den Strom des Heils ins zitternde Menschenherz. Von Bedeutung ist fünftens, wie Jesus die Gesundgemordene behandelt. Er fordert zuerst ein öffentliches Bekenntniß von ihr. Es ist dies eine Forderung, welche Jeder befolgen mußte, der seine Gnade erfahren hat. Paulus sagt, daß der Glaube und das Bekenntniß den Menschen selig machen (Römer 10, 9–10.). Christus entläßt sie hierauf mit den tröstlichen und gütlichen Worten: „Meine Tochter“ u. s. w.

Vers 35–43. — Am Schluß dieses Vorgangs kam jetzt die Botschaft, daß die Tochter des Jairus gestorben sei, und es daher unnütze Mühe sei, Christum mit zu bringen. Ohne Zweifel hatte hierdurch der Glaube des Jairus eine harte

Prüfung zu bestehen. Doch Jesus tröstet den Jairus und stärkt seinen Glauben bei dieser Trauerbotschaft durch die Worte: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Wir finden eine treffende Ähnlichkeit zwischen der Auferweckung der Tochter des Jairus und der des Lazarus. Beide Male zögert er mit seiner Hilfe, bis der Kranke gestorben war. Beide Male gibt er eine dunkle Verheißung von Rettung. Beide Male erklärt er den Tod für einen Schlaf. Die Ursache, warum er nur Petrum, Jakobum und Johannem nebst den Eltern des Kindes erlaubte, Augenzeugen dieser Auferweckung zu sein, ist, weil dieselben am besten geeignet waren, dieses Wunderwerk zu verstehen und nachher davon zu zeugen. Weiter finden wir, daß dieses Wunder auch Glauben forderte von dem Jairus, somit entfernte Christus alle, welche dem Werke in dieser Hinsicht hinderlich sein konnten. Nach der damaligen Sitte wurden die Leichen gleich nach dem Hinscheiden zubereitet für das Begräbniß, welches in der Regel noch am Todestage vor Sonnenuntergang erfolgte. Als Zeichen der Trauer wurden besondere Klageweiber nebst Flötenspieler gedingt. Diese begannen ihr Klagegeschrei und ihre Trauermusik gleich nach Erfulgung des Todes. Das fand auch bei Jairus' Tochterlein statt. Noch ehe Jener seine Heimath wieder erreicht hatte, war dieselbe in ein Klagehaus umgewandelt. In den Worten: „Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft,“ zeigt unser Heiland, daß der Tod des Kindes Gottes ein Schlaf sei, von dem es am jüngsten Tage erwacht, und daß man daher kein solch Getümmel dazwischen machen sollte. Die engere Bedeutung dieser Worte ist, daß das Kind nur schlief für Christum, indem es ihm in seiner Allmacht ebenso leicht sei, einen Todten lebendig zu machen, als einen Schlafenden aufzuwecken. Bei der Erweckung dieses Kindes nehmen wir gleichfalls jene plötzlich wirkende Kraft Christi wahr, wie in Vers 29. Sein lebendigmachendes Wort: „Talitha fumi!“ vereinigte den Geist des Kindes wieder mit dem Leibe. Ebenso wird am jüngsten Tage sein Allmachtswort alle Todten lebendig machen.

Das Verbot Christi, es Niemand wissen zu lassen, sollte der Entzündung vorzeitiger Messiaschwärmerei vorbeugen, welche dieses Wunder leicht erregen konnte.

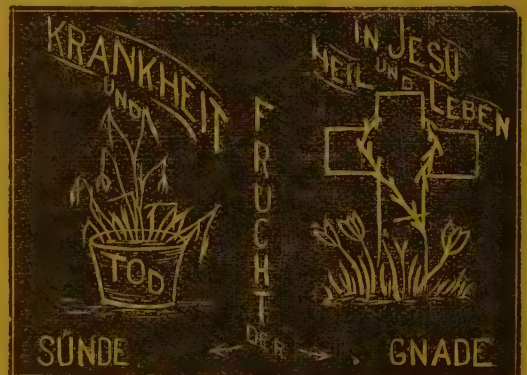
**Lehre.** — 1. Der liebe Gott sendet vielen Menschen Kreuz, um sie dadurch zu Christo zu ziehen. — 2. Die Heilung des blutflüssigen Weibes zeigt uns: 1) die Bedingungen der Erlösung. Sie sind: Eine feste Ueberzeugung, daß man nur bei Christo Rettung finden kann; daß ein persönliches Ansuchen die gewünschte Hilfe bringt; ein fester Entschluß, alle Hindernisse nicht zu achten, die sich uns entgegen stellen. Diese Heilung zeigt uns: 2) daß der verborgene Glaube ans Licht kommen muß, und zwar zur Verherrlichung des Herrn, zum Troste anderer und zur eignen Bewährung. — 3. Christus, der beste Führer auf dem Wege des Glaubens: 1) Er erhört den bittenden Glauben; 2) er prüft den heißbegierigen Glauben; 3) er stärkt den erliegenden Glauben; 4) er krönt den standhaften Glauben.

**Anweisung für Lehrer.** — Die wichtige Lehre, welche man den Schülern einzuprägen suchen sollte, ist, daß der Glaube das wirkende Mittel ist zur Erlangung alles Heils, und was die Natur dieses Glaubens ist. Wir finden, 1) daß der Glaube den Jairus zu Christo führte, um Hilfe zu suchen für seine kranke Tochter. Zum 2) sehen wir die kranke Frau zu Jesu

kommen im Glauben, trotzdem sie schon so viele Mittel vergeblich versucht hatte; auch der Sünder hat schon oft Rettung gesucht durch das Gesetz, durch gute Werke und gute Vorsätze, aber immer vergeblich. Nur bei Jesu ist wahres Heil. Zum 3) erkennen wir die Natur des Glaubens, der die Gnade Christi erlangt. Er ist demüthig, geduldig, ausdauernd und bekennend. Sodann mache man 4) die Schüler aufmerksam auf die Prüfungen des Glaubens. Endlich 5) zeige man den Erfolg des Glaubens in der Auferweckung der Tochter Jairus'.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer schildere den Kleinen in einfachen Worten die Geschichte der Lektion. Er mache sie hierbei besonders aufmerksam auf den Glauben, und daß Jesus das gläubige Gebet erhört.

**Illustration.** — Ernster Glaube. — Ein Seekapitän erzählte in einer Bestkunde zu Boston Folgendes aus seiner Erfahrung: „Vor einigen Jahren als wir an der Insel Cuba vorbeisegelten, erscholl auf einmal der Ruf: ‚Mann über Bord!‘ Augenblicklich ergriff ich ein Seil, warf es dem Unglücklichen zu, während ich rief: ‚Mann, greife das Seil, es gilt um dein Leben!‘ Der Mann erfaßte glücklicherweise das Seil und wurde gerettet. Aber er hatte in seiner Todesangst so krampfhaft fest gepackt, daß es Stunden lang dauerte, ehe er nachher seinen Halt fahren ließ, und die Windungen von dem Strick hatten sich durch den Eiß des Ertrinkenden buchstäblich in seine Hand gegraben.“ So müssen auch wir in der Sündennoth und in der Anfechtung die Verheißungen Gottes im Glauben ergreifen, und wir sind gerettet.



**Handtafelklärung.** — Der Topf mit den geknickten, abgestorbenen Blumen (links) erinnert den Leser sofort an das Tochterlein des Jairus und an das kranke Weib. Krankheit und Tod sind beide eine unausbleibliche Folge der Sünde; aber Früchte der Gnade sind es, die uns aus dem Kreuze (rechts), aus Christo, entwaschen, der nicht müde ward, der Menschheit wohlzuthun und — endlich für sie starb. Um das Kreuz, im Kreuz ist Leben und Heil, in der Sünde dagegen starrer, eisiger Tod. Bist du vom Tode der Sünde erwacht? Trägst du Früchte der Gnade? Bist du eine geknickte Blume? Oder unklammerst du im Glauben deinen Jesum, das Kreuz? Welches?

## Frühlingsgedanken.

(Von Cäcilie Mölte.)

Mütterchen, liebes,  
Laß mich hinaus,  
Möchte mir pflücken  
Blumen zum Strauß,  
Möchte spazieren gehn  
Auf der Allee,  
Wo ich viel fröhliche  
Kinderlein seh!

Möchte mit Schubfarn,  
Rechen, Grabschneit  
Machen die Beete  
Im Garten bereit;  
Aufsetzen möcht' ich  
Den Frühlingshut,—  
Mit blauem Bande  
Steht er mir gut.

Möchte auch sitzen  
Da vor der Thür,  
Säng' mit den Staaren  
Ein Liedchen ich mir,  
Möchte—ich möchte—  
Was denk' ich aus:  
Mütterchen, liebes,  
Laß mich hinaus!



Uebersichtstabelle. — Erstes Viertel.

(Sonntag den 26. März 1892.)

Section.	Titel.	Haupttext.	Inhalt.	Bekehr.
1.—Matth. 1, 1-13.	Der Anfang des Evangeliums.	Matth. 3, 1.	1. Die Stimme eines Predigers. — 2. Christus wird gekannt. — 3. Christus wird versucht.	Christus, das allmächtige Geiße der Welt, ist von den Propheten vorhergesagt und in der Stille der Zeit erschienen. Die Erlösung des Heils in Christo geschieht durch Buße und Glauben und Nachfolge.
2.—Matth. 1, 14-28.	Jesus in Galiläa.	Matth. 9, 2.	1. Die Heilung vom Heide Gottes. — 2. Barmherzigkeit der Sinner. — 3. Heilung des Aussätzigen.	Jesus ist der rechte König nach Leib und Seele.
3.—Matth. 1, 29-45.	Die Macht zu heilen.	Matth. 15, 26.	1. Heilung der Hebräer. — 2. Reinigung des Aussätzigen.	
4.—Matth. 2, 1-17.	Die Macht zu bekehren.	Matth. 43, 25.	1. Der Geduldige erhält Vergebung und Heilung. — 2. Matthäus wird bekehrt.	Jesus hat Macht zu vergeben. Der Glaube an ihn erlangt Vergebung.
5.—Matth. 2, 18-28.	Den Jüdischen geantwortet.	Matth. 20, 8.	1. Das Heil wird bekehrt.	In Christo Jesus gibt nur eine neue Creatur, der durch die Heiligung des Geistes.
6.—Matth. 3, 6-19.	Die Heilung und seine Jünger.	Matth. 15, 16.	1. Das Heil wird bekehrt. — 2. Jüdische Sabbatfeier.	Christi angefangenes Werk sollen seine Diener fortführen.
7.—Matth. 3, 20-35.	Die Heilung und seine Jünger.	Matth. 12, 30.	1. Das Entweichen und Abstreifen am Meeresufer. — 2. Die Heilung des Aussätzigen.	
8.—Matth. 4, 1-20.	Die Heilung und seine Jünger.	Matth. 2, 29.	1. Der Heil wird bekehrt. — 2. Christus bekehrt.	
9.—Matth. 4, 21-34.	Die Heilung und seine Jünger.	Matth. 72, 16.	1. Das Heil wird bekehrt. — 2. Der Heil wird bekehrt.	
10.—Matth. 4, 35-41.	Die Heilung und seine Jünger.	Matth. 107, 29.	1. Der Heil wird bekehrt. — 2. Christus bekehrt.	
11.—Matth. 5, 1-20.	Die Heilung und seine Jünger.	Matth. 1, 30, 3, 8.	1. Die Heilung und seine Jünger. — 2. Christus bekehrt.	
12.—Matth. 5, 21-43.	Die Heilung und seine Jünger.	Matth. 5, 36.	1. Das Heil wird bekehrt. — 2. Christus bekehrt.	
13.—Matth. 5, 21-43.	Die Heilung und seine Jünger.	Matth. 5, 36.	1. Das Heil wird bekehrt. — 2. Christus bekehrt.	

**I. Allgemeine Fragen.**

1. In welchen Sectionen wird uns der fünfte Zustand des Menschen geschildert?

2. Welche Kränkheiten werden benannt, die uns klar lehren, daß die Menschheit einen Arzt braucht?

3. In welcher Section wird uns Christus als Arzt dargestellt?

4. Wie wird Christus als ein Heiler dargestellt?

5. In welcher Section wird uns gelehrt, wie den Kranken zu helfen, wie Gottes Gnade und sein Wort zu empfangen und zu gebrauchen, wie zu helfen, und wie zu glauben?

**II. Vertiefungen.**

1. Wo, wann, und zu welchem Zweck hat das Evangelium Christus geschildert?

2. Was war der Beruf Johannes des Täufers?

3. Was ist die Bedeutung des Wortes „Heilung“?

4. Was ist die Bedeutung des Wortes „Bekehrung“?

5. Was ist die Bedeutung des Wortes „Gnade“?

6. Was ist die Bedeutung des Wortes „Wort“?

7. Was ist die Bedeutung des Wortes „Heilung“?

8. Was ist die Bedeutung des Wortes „Bekehrung“?

9. Was ist die Bedeutung des Wortes „Gnade“?

10. Was ist die Bedeutung des Wortes „Wort“?

Jünger? Wie offenbarte sich die Menschheit und Gottheit Christi?

11. In welchem Lande war unser Heiland nach dieser Lektion? Schildere den Menschen, der ihm hier entgegen kam. Was that Christus an ihm? Welche Wirkung hatte dieses Wunder auf die Gadarener? Auf den Gesundgewordenen?
12. Wer kam hier zu Jesu? Was bat er von ihm? Worin offenbarte sich der Glaube des kranken Weibes? Worin der Glaube des Jairus? Was war der Erfolg ihres Glaubens?

**Anweisung für Lehrer.** — Dieses Viertel erstreckt sich fast über zwei Jahre des Lehramtes Christi. Der Lehrer sehe daher ja zu, daß seine Schüler sich noch einmal recht bekannt machen mit den Plätzen, Personen, Hauptgegenständen und Hauptlehren der Lektionen. Judäa war der Ort, wo Jesus zuerst öffentlich auftrat. Seine Taufe fand am Jordan statt, im Herbst des Jahres 26 A. D., da Tiberius Cäsar Kaiser zu Rom war. Von Judäa kam Christus nach Galiläa und zwar nach Kapernaum. Hier geschahen die meisten seiner Wunder. Die Hauptpersonen des Quartals sind Christus, Johannes der Täufer, die 12 Jünger Christi, Petri Schwieger, die Pharisäer, der Sichtsbrüchige, der Aussätzige, der Beseffene, Jairus, sein Töchterlein und das kranke Weib. Ueber die Hauptgegenstände und Lehren siehe oben.

**Wandtafelklärung.** — Bei der Wiederholung dürfte sich diese Zeichnung als eine große Hülfe erweisen. Damit die Schule zum eigenen Denken veranlaßt werde, haben wir auf

jedes Baumblatt nur die Anfangsbuchstaben der resp. Lektionstitel verzeichnet. Der Baum selbst soll das Evangelium in seinem Segen zur Menschheit vorstellen. Und herrliche Lebens-



Blätter in der That sind die reichen Lektionen des verflochtenen Quartals! Man präge sich die Gestalt derselben nochmals ein. — Fünf bis sechs Fragen über jede Lektion sind hinlänglich. Zwischen die Übungen hinein sollten frohe Lieder erschallen. Das macht die Sache interessant.

## Hinterbüden.

**Kindernerziehung.** — Eines Abends ging Flattich mit Herrn von Harling spazieren, und Letzterer ließ, als sie vor dem Dorfe draußen waren, seinen wohlhabendsten Jagdhund auf dem Felde allerlei Künste machen, auf die er eindreht war. Als nun Flattich sich darüber wunderte, fing Herr von Harling an: „Sind Ihre Zöglinge auch so gelehrt und folgiam und gehen sie Ihnen auch so genau auf den Wink, wie mir dieser mein Hund? So weit sollten Sie's auch noch mit ihnen bringen, das wäre die rechte Kindererziehung.“ Flattich erwiderte: „Womit haben Sie denn Ihren Hund so weit gebracht?“ Herr von Harling antwortete: „Durch Schläge, welche Sie bei Ihren Zöglingen auch nicht ganz werden entbehren können.“ Flattich versetzte: „Do han i do jezund, wenn ich meine Zöglinge bloß durch Schläge dresiren wollte, gnädiger Herr, so wäre das nur eine Hundezucht und keine Kindererziehung.“

**Von Garfield.** — Als Garfield vierzehn Jahre alt war, begann er auf der Farm Daniel Morse's zu arbeiten. Eines Abends blieb er in dem Gesellschaftszimmer und hörte der Conversation eines jungen Herrn mit Fräulein Morse zu. Die Letztere bemerkte ihn und sagte, es sei Zeit für Diener, sich zu Beut zu begeben. Dies kränkte sein Stolzgefühl, er verließ anderen Tages die Farm und sagte einem Freunde, er werde eines Tages zeigen, daß man nicht mit Geringschätzung auf ihn herabsehen dürfe.

**Leibgericht berühmter Männer.** — Karl XII. von Schweden: Brod mit frischer Butter. Heinrich III. König von Frankreich: Melonen. Karl der Große: Hirschbraten am Spieß gebraten. Friedrich der Große und Napoleon I.: Kaffee. Lessing: Linsen. Klopstock: Träffeln und Weintrauben. Kant: Linsen und Speck. Schiller: Schinken. Wieland: Kuchen. Pope: Kaltes Frühstück. Goethe: Champagner. Luther: Dorgauer Bier (?). Torquato Tasso: Randirte Früchte. Voltaire: Kaffee.

**Eine Magd** schrieb unter ihren fehlerhaften Brief: Zum Schluß biete ich noch wägen mein schlechtes Drottravich an Entscholtigung. Ich hab nümant, der mühr eine ordentliche Feiter schneithen thun thut.

**Preßbormann's Versehen.** — In einem Montrealer Blatte wurde neulich ein Artikel über Seiden-Missionen und ein Rezept zum Einkochen von Paradiesäpfeln (Tomatoes) durcheinander geworfen. Als das Blatt aus der Presse kam, las sich die

Geschichte, wie folgt: Die Missionare machen bedeutende Fortschritte in Afrika. Sie beginnen ihre Arbeiten, indem sie die Heidentinder taufen und dann erziehen. Der beste Weg, sie zuzubereiten, ist, sie zuerst mit einem Handtuche abzuwischen. Hierauf thut man sie in ein Sieb und kocht sie, bis sie recht weich sind, dann kann man sie leicht durch das Sieb treiben, was viel bequemer ist, als wenn man sie erst in Scheiben schneidet und vielleicht mehrere Stunden kochen muß. Auch sind sie dann bedeutend fettiger.

**Treue Freunde.** — In einer Erziehungsanstalt in Kolmar im Elsaß wurde einst, als das Elsaß noch französisch war, ein Jüngling von einem reichen Freunde mehrere Jahre unterhalten. Der Freund starb. Mit seinem Tode versiegte nicht allein für den Jüngling, sondern auch für seine Mutter die wesentlichste Hilfsquelle. Da ließ sich der Sohn, lang und schlank gewachsen, in aller Stille unter die königliche Leibgarde anwerben, legte das ansehnliche Handgeld der Mutter zu Füßen und unterstützte sie noch monatlich von seinen Ersparnissen. Sie nur wußte, wo er war. Nach einem Jahre kam er auf Urlaub nach Hause. Da stürmten die alten Mitschüler mit Fragen auf ihn ein, warum er die Anstalt verlassen habe, wo und was er denn eigentlich sei. Endlich konnte er dem freundschaftlichen Drängen nicht mehr widerstehen. Er sagte es ihnen. Da schrieben die Schüler der Anstalt in aller Stille an seinen Hauptmann und erkundigten sich nach der Summe, um die er losgekauft werden könnte. Hundert Thaler sollten gezahlt werden. Die Jünglinge sammelten unter sich. Die erste Einlage trug einundzwanzig Thaler ein. Da wurden sie einig, so lange ihr ganzes Taschengeld beizusteuern, bis die 100 Thaler voll seien. Aber der Herr, der den Jüngling auch in sein Herz gezeichnet hatte, wollte ihn so lange nicht warten lassen. Ein aufgefundenener Brief eines Zöglings an den andern hatte den Lehrer und durch diese den Eltern den Plan verrathen. Da vollendeten dann andere Hände, die mehr zu opfern hatten, schneller das Werk. Es fand sich auch ein Helfer, der dem Jünglinge den Weg zu einem geeigneten irdischen Beruf bahnte. — Ein treuer Freund ist der beste Seelsorger, der beste Arzt und auch der beste Hausrath.

**Eingegangen.** — Papa: „Merke dir, mein Sohn, der Mensch soll sich immer selbst verleugnen.“

Fris: „Aber, Papa, das läßt du ja immer durch den Bedienten thun.“



**Für Raucher.**—Auf dem „Harvard College“ will man bemerkt haben, daß Studenten, welche nicht rauchen, mehr leisten und es weiter bringen, als die dem Nikotin-Genuß Ergebenen. Also, Jüngling, wirf von dir mit hochsinnigem Abscheu das stinkigste Schmauchtraut!

**„Nun, so leidlich.“**—Arzt: Wie geht es mit Ihrem Manne?—Frau: Nun, so leidlich. Mit den Dingen aber hatte ich meine liebe Noth. Drei hat er lebendig heruntergekriegt, die andern übrigen habe ich ihm braten müssen.—Arzt: Was denn?—Frau: Na, die Blutegel, die Sie ihm verschrieben haben.

**Was ist ein Advokat?**—Die Antwort gibt der englische Schriftsteller Bulwer, indem er sagt: „Ein Advokat ist ein Mann, der, wenn sich Zwei um eine Auster streiten, dieselbe aufmerksam betrachtet, den Inhalt behaglich ausschürft und jedem der verwundert Dreinschauenden eine Schale reicht.“ Verstanden? Merk dir's.

**Hoffmann von Fallersleben.**—In einem Gasthof der Kückneburger Heide zwischen Hannover und Hamburg, entspann sich zwischen ihm und der Wirthin folgendes Gespräch: „Müding, könn wi denn of woll en Tasse Kaffee trögen?“—„D ja, den könt Se trögen.“—„Aberst of gliest?“—„Ja, gliest.“

Nach einem Viertelstündchen, als der Kaffee fertig gebraut war, wurde es fortgesetzt: „Is denn of woll 'n betgen Eichurien mang?“—„D ja, et is 'n betgen drinne!“—„Ja, et mot of 'n betgen bel sin, jüst mot ich en nich!“—„D ja, et is of en betgen bel.“—„Ne, wenn et nich ganz bel is, denn mot ik en gar nich.“—„Na, denn wödd ik Sei man seggen, et is of luter Eichurien!“

**Eine Einladung vor hundert Jahren.**—Erhält man jetzt eine Einladung zu einer Trauung, so wird man in wenigen Worten gebeten, der Feier beizuwohnen, und je kürzer und einfacher das Ganze, um so eleganter erscheint es. Nicht so in früherer Zeit, wie sich aus folgender Trauungsanzeige aus dem Jahre 1767 ergibt.

Der pastor primarius zu St. Johannis in Riga, Christian Ravensberg, will seine Stieftochter einem Manne aus gutem alten Geschlecht zur Frau geben und bittet Verwandte, Gönner und Freunde also der Einladung Folge zu leisten:

„Ich verehere die göttliche Vorsehung, die nicht aufhört gegen mich und mein Haus deutliche und überhäufte Merkmale ihrer Huld und Gnade zu äußern, und diejenigen, so bei der Eheverbindung meiner geliebten Tochter, Jungfer Maria Dorothea Goeche mit dem Herrn Carl Wilhelm Brochhausen insbesondere merklich hervorleuchten, sind neue Beweise davon. Sie zu verherrlichen und öffentlich zu preisen ist meine Pflicht und mein Verlangen: Dieses aber gemeinschaftlich in dem Kreise hochgeschätzter Gönner und werther Freunde an dem Tage, an welchem das Band ihrer Ehe durch priesterliche Einsegnung unauflöslich geknüpft werden soll, zu thun, ist mein Wunsch. Der 4. Dezember ist dazu bestimmt, diese heilige Handlung in dem an der Marfiallstraße gelegenen Hause des Herrn Bräutigams zu vollziehen. Wie viel wird nicht der Anblick der christlichen Versammlung und der Feier dieses Tages zuwachsen, wenn . . . (folgt der Name des Gastes) die Anzahl derer, die mit vereintem Gebet und Segenswünschen für das dauerhafte Wohl des Brautpaares Gott, die Quelle alles Heils und Segens, herzlich anflehen, zu vermehren, die Gesellschaft mit dem Gegenwart zu beehren und an der Freude dieses Tages gütigst Theil zu nehmen sich geneigt werden gefallen lassen?“

Durch die Erfahrung bestätigte gütige Gefinnung gegen mich und die Meinigen lassen mich an der Erfüllung dieser meiner angelegentlichen und inständigen Bitte im mindesten nicht zweifeln, und ich werde mich dieser mir erzeugten Selbverpflichtung mit meiner, auch ohnedem pflichtmäßigen priesterlichen Fürbitte und möglichsten Gegen diensten bei ähnlichen frohen Begebenheiten würdig zu machen, bei aller Gelegenheit aber zu zeigen mich bestreben, wie hoch ich es achte, mich nennen zu können  
Christian Ravensberg.

Riga, den 1. Dezember 1767.

**Der Figaro,** ein Blatt so recht nach dem Herzen der leichtfertigen Pariser Lebewelt, schreibt: Ein junges Ehepaar, das die Verhältnisse des Lebens und des Broderwerbs zwang, sich zu trennen, nahm auf dem Bahnhofe der Bahn nach Calais rührenden Abschied. Die Frau reiste nach London, wo sie als

Erzieherin in einer reichen Familie eine Stelle gefunden hatte. Der Mann blieb in Paris, wo er ebenfalls eine Stelle bekleidete. „Hab' mich immer recht lieb,“ sagte der Gatte beim Abschiede, „und vergiß nicht, daß du meine Gattin bist!“—„Ich werde es nie vergessen!“ schluchzte das junge Weib, zog ihr Taschentuch und machte sich einen Knoten daran.

**Deutliche Erklärung.**—Dame: Was ist Metaphysik, Herr Professor?

Professor: Wenn die, welche zuhören, das nicht verstehen, was der, welcher spricht, auch nicht versteht!

**Begründete Trauer.**—Mutter: „Jochen, wat weenst du?“

Jochen: „Ja kann nix mehr eten!“

Mutter: „Denn stieft die Appels in de Tasche!“

Jochen (schluchzend): „Ja, de heft et ja all vull!“

**Ein Grabstein dem Pfarrer zum Geschenk.**—Eine Gemeinde schenkte einst zum fünfzigjährigen Jubiläum ihrem theuren und verehrten Pfarrer einen — Grabstein, darauf stand geschrieben: „Hier ruht unser treuer, längerjähriger Seelsorger Herr —, geboren —, gestorben —.“ Der Kirchenrath schleppte den Stein herein und war sich seiner christlichen Absicht wohl bewußt; der würdige Pfarrherr im Augenblick vielleicht weniger. Doch, als sie ihm erklärte, der Stein besage: Ihr lieber Pfarrherr möge nicht von ihnen ziehen, sondern bei ihnen bleiben bis ans sanftselige Ende — da verstand er der Gabe dunkeln Sinn. — Nun wohl, wie wär's, wenn man jedem Menschen gleich vor seine Hausthüre den Grabstein setzte und darauf schrieb: „Hier ruht der treueste Gatte, der sorgsamste Vater, der Wohlthäter der Armen und Beschützer der Waisen — Herr so und so —“ und dieser Mensch alle Tage daran vorbeiginge und den Stein anschaute und sich prüfte, ob's wahr wäre! Ach, viele Menschen machen den Leuten mehr Freude mit ihrem Tod, als mit ihrem Leben! Siehe, weß wird sein, was du gesammelt hast? Antwort: Nachender Erben. Darum sagte ich einmal in einer großen Versammlung, ich würde am liebsten, ehe ich bei ihnen kollektire, immer zuvor eine Stunde ins Todtenreich gehen und dort die alten Hirnenhäupter fragen: Wie viel soll deine Firma so und so auf Erden zeichnen, daß sie nicht kommen an dem Ort?“ Ich würde manchmal gewiß hören: Ach, sage ihnen Tausende. Darauf sagte mir ein Herr: Hören Sie, mir hat's gegruselt bei Ihrer Rede.“ Ich antwortete ihm: „Das wollte ich gerade, das soll Ihnen wohl thun.“

E. Frommel.

**Verpaßt.**—Der Professor Duncan in Aberdeen in Schottland bewarb sich um die Hand einer Dame, erhielt aber von ihr eine abschlägige Antwort. Nach einer kurzen Zeit trafen die Beiden zufällig einander von Neuem. „Erinnern Sie sich der Frage,“ sagte die Dame, „die Sie an mich richteten, als wir uns das letzte Mal sahen?“ Der Professor antwortete, er erinnere sich derselben sehr wohl.

„Und erinnern Sie sich auch meiner Antwort?“

„O, sicher,“ entgegnete der Professor.

„Gut, Herr Duncan,“ fuhr die Dame fort, „ich bin bestimmt worden, meinen Entschluß zu verändern.“

„Das ist auch von meiner Seite geschehen,“ erwiderte der Professor trocken, der auch wirklich bis zu seinem Tode seinem Junggesellenleben treu blieb.

**Treuherzig.**—Eine Anzahl Kinder kommen Abends von ihren Spielen im Freien nach Hause und erzählen ihrem Großpapa freudig ihre Erlebnisse.

Erstes Kind: „Großpapa, da haben wir aber viel Freude gehabt, wir sind spaziren gewesen bis an die Mühle, und da war auch ein großer und ein kleiner Esel.“

Großpapa: „So, das war ja schön.“

Zweites Kind: „Ja, Großpapa, der große Esel war sicher so groß wie Du.“

Großpapa: „So!“

Kleines Mädchen treuherzig: „Gelt, Großpapa, das ist nicht wahr, so große Esel wie Du gibst es nicht!“

**Etwas vom Bücherschreiben.**—Leute, welche etwas vom Buchhandel verstehen, haben durch sorgfältige Berechnungen folgende Entdeckung gemacht: Von 1000 Büchern, die in englischer Sprache gedruckt werden, sind 600, welche nicht einmal die Druckkosten decken. Zweihundert werden in hinreichender

Anzahl verkauft, um die Auslagen der Herstellung zu bezahlen. An einem Hundert wird ein kleiner Gewinn herausgebracht, und nur etliche vom Rest entsprechen dem Zweck, den ein Buch haben sollte.

Von diesen 1000 Büchern sind 650 vergessen, ehe sie ein Jahr alt sind. Nach drei Jahren sind weitere 150 vergessen, so daß nur selten ein Bücherwurm darnach fragt. Nur 50 erleben die Berühmtheit, daß sie sieben Jahre überleben. Von den 50,000 Werken, die im 17. Jahrhundert geschrieben sind, haben nur 59 noch einen Werth, daß sie verdienten in neuen Ausgaben zu erscheinen. Von den Büchern des 18. Jahrhunderts gibt es noch weniger werthvolle. Seit 3000 Jahren haben die Menschen Bücher geschrieben, und von allen Schreibern über den Globus, aus allen Zeiten sind es kaum 500, die einen Namen haben. Damit ist noch nicht zugleich gesagt, daß sie den auch verdienen, den sie trotz ihrer Schriften noch haben.

Und dennoch gibt es durchschnittlich alljährlich 1000 Schreiber, welche meinen, daß sie der Welt etwas Neues zu sagen hätten. Jeder möchte sich gerne gedruckt sehen, jedes Mädchen meint, sie hätte schon so viel durchgemacht, daß sie ein dickes Buch schreiben könnte.

Sehet, das ist die Sterblichkeit unter den Büchern! Nur die Bibel macht Ausnahme davon.

**Mer händ grad Freid an anander!**—Ein Bauer im Canton Appenzell, der ein böses, zänkisches Weib hatte, band dieselbe eines Wintersonntag-Nachmittags an seinem Scheunenthor fest, und belustigte sich damit, Schneeballen nach ihr zu werfen. Der vorüberkommende Ortsgeistliche, dies gewahrend, stellte den unzüchtlichen Gatten folgenfermaßen zur Rebe: „Loiet, ihr Hanschrißtopf, dös ist bim Eid nit schö und kristli von Eu, daß'r Euer Weib also malteritiret,“ worauf ihm dieser ruhig replicirte: „Ach pah, Herr Pfarrer, was rehet Ihr au von malteritire; mer händ grad e Freid' an anand; triff i se, so han i a Freid', und triff i se nit, so hat sie a Freid'!“

**Verrechnet.**—Onkel: „Kinder, wundert Euch nicht, daß ich schon wieder zum Essen bei Euch bin! Mir schmeckt's halt nicht zu Hause, so allein bei Tische, ich muß Gesellschaft um mich seh'n.“

Verwandte (im Chor): „Gut, lieber Onkel, dann wollen wir von nun an bei Dir zu Mittag speisen.“

**Steuerfreies Eigenthum.**—Zu einem armen Landpastor in America kam ein Beamter der Steuerreinschätzung, um ihn für die Communalabgaben abzuschätzen.

Wie viel Vermögen besitzen sie? fragte der Commissär.

O, ich bin ein reicher Mann! sagte der Pastor.

Der Beamte legte sein Buch zurecht, spitzte seinen Bleistift und fragte: Nun, was besitzen sie denn Alles?

Einen Heiland, der für mich und die Meinigen eine ewige Seligkeit erworben und uns eine Stätte bereitet in dem himmlischen Jerusalem!

Und was mehr?

Ein braves, gottesfürchtiges Weib, denn Salomo sagt: Wenn ein tugendhaftes Weib beschert ist, das ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen!

Was mehr?

Kinder wie Oelzweige!

Was mehr?

Ein frohes Herz, damit ich freudig durchs Leben wallen kann.

Was mehr?

Das ist Alles.

Der Assessor nahm sein Buch und sagte: Ja, ihr seid ein reicher Mann, aber Steuern braucht ihr auf euren Reichthum nicht zu bezahlen.

**Ein höflicher Dieb.**—Die Sachsen sind nun einmal höfliche Leute, sie vergessen niemals die schuldige Artigkeit. Dieser Tage hatte die Frau Gütsbesitzer Sch. in einem Dorfe bei Döschow einen Haken vor ein Fenster im oberen Stockwerk gehängt. In der Nacht schleicht sich ein Dieb mit einer langen Stange herbei, um den heißen Lampen zu angeln. Lampe ist indessen festgebunden und nicht herabzureißen. Doch ein rechter Gau-

ner weiß sich zu helfen! Was thut er? Er ruft wiederholt laut: „Frau Schulze!“ und Frau Schulze erscheint alsbald am Fenster. Nun gibt ihr der Spitzhube den Rath, den Hasen doch ja herein zu nehmen, denn er habe vorhin einen Kerl beobachtet, der mit einer langen Stange nach dem Thiere geangelt hätte. Frau Schulze dankt gerührt dem guten Mann und knüpft den Hasen ab; ehe sie ihn jedoch hereinlangen kann, bemerkt sie mit der langen Stange einen Dieb über die Hände, daß sie den Hasen fallen lassen muß. Wie sie vor Schmerz und Schred aufschreit, ruft ihr der immerhin artige Gauner von unten zu: „Na, ich danke schone, 's is werlich ä hübscher Kerl. Adje Frau Schulze!“

**Ueberlistet.**—In einem Thale bei Soetenich am Bleiberge liegt abseits eine Mühle.

Eines Abends wird dort ungekündigt angelockt und zögernd geöffnet. Eine Schaar Zigeuner verlangt Herberge; sie kann nicht weiter, weil Großmütterchen sterbend krank geworden.

Der Müller, der Uebermuth weichen, macht einen Stall zurecht, und die Schaar begibt sich zur Ruhe.

Später glaubte der Müller Nachen und Stöhnen, Quieken und Gurgeltöne zu vernehmen; er dachte an das franke Großmütterchen und schlief weiter.

Plötzlich gegen ein Uhr wird er aufgeweckt. Das ganze Lager der Zigeuner ist in Bewegung. Großmütterchen war gestorben; sie bitten um einen Sack, um Großmütterchen sofort im Walde zu bestatten.

Der Müller wurde gebeten, anzuspannen, um die Leiche dorthin zu fahren. Lektierer willfahrlie ihrer Bitte.

Auf der gesuchten Stätte angekommen, begann eine Trauermusik, welche bald in ein fürchterliches Geheul ausartete, so daß unsern Müller Hören und Sehen verging; es wurde ihm gar unheimlich zu Muth, er machte sich mit Noß und Wagen schleunigst auf und fuhr nach der Mühle zurück, den Zigeunern die Bestattung allein überlassend.

Als er am späten Morgen erwachte, welche Bescheerung wurde ihm zu Theil: Die beste „Spektrträgerin“ im Stalle war verschwunden.

Der Müller dachte zwar sogleich an Großmütterchen im Sack; die Diebe waren jedoch weit über alle Berge und die Verfolgung vergebens.

**Im Sprichwort kommt der Esel meist nicht gut fort.** So heißt es: „Ein Esel bleibt ein Esel, und kam er gen Rom,“ und ein anderes sagt: „Wo man Esel trönt, ist Stadt und Land gehöhnt.“ Von einem Heruntergekommenen, der vorher groß und prahlerisch that, spricht man: „Er ist vom Pferd auf den Esel gekommen,“ und ebenso heißt es: „Wenn dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis tanzen.“ Ferner sagt man: „Ein Esel schimpft den anderen: Sackträger,“ und: „Der Esel schimpft das Maulthier: Langohr,“ aber auch: „Ein Esel lobt den anderen.“ Mancher muß es sich gefallen lassen, „ein dummer Esel“ genannt zu werden.

### Rebus.

N n n R R r r e e e  
n e e  
e e e

### Räthsel.

Der Weise ist's am Grabe;  
Am Ring ist es der Stein;  
Am Ohr ist es der Knabe,  
Der fleißig nicht will sein.

### Palindrom.

Vorwärts — wirst du liegen.  
Rückwärts — wirst du lügen.

### Auflösung der Räthsel im Januarheft.

Rebus.—Die Forellen schwimmen in den Flüssen.

Logogramm.—August, Augustus.—Alb. Reinte, Jacob Binder.









## Am Ostermorgen.

(Von Ed. Keuffer.)

**G**eh'n wir hinaus am Ostermorgen  
Auf sonn'ge Höhen,  
Wie schwinden all' die nächtigen Sorgen  
Beim Lustgetön!  
Die winterlich verklung'nen Lieder  
Erschallen lenzverjüngt uns wieder  
Zum Dankgebet schließt sich die Hand —  
Freut Euch! Freut Euch! Der Herr erstand.

Froh knospet es nach Sturm und Klage  
Im Sonnenschein —  
Die Lerche singt die frohen Tage  
Des Frühlings ein.  
Sie jubelt aus den blauen Lüften  
Hoch über den erschloss'nen Grüften  
Den Ostermorgengruß ins Land :  
Freut Euch! Freut Euch! Der Herr erstand.

Die Veilchen duften an den Wegen  
So süß, so süß —  
Wasserglöckchen läuten uns entgegen  
Ein fromm „Gott grüß!“  
Lenz-Lieder tönen allerorten,  
Wie einst, als Lieb' des Todes Pforten,  
Des Grabes Thor geöffnet fand —  
Freut Euch! Freut Euch! Der Herr erstand.

Verjüngt der Glaube! Frisch das Hoffen!  
Die Blicke klar!  
Das Auge schaut den Himmel offen,  
Der fern ihm war.  
Und das die Lippen lang gemieden,  
Das Lächeln kündet Wonn' und Frieden —  
Der Lenz zieht ein, der Winter schwand :  
Freut Euch! Freut Euch! Der Herr erstand.

## Die Waldkrenzung.

Erinnerungen aus dem Leben im canadischen Hinterwald.

Vom Editor.

### 2. In dem Hinterwald.

**E**ine sehr bescheidene, niedrige Hütte von Blöcken aufgeführt, höchst mangelhaft bedeckt, und — etliche Schritte von derselben entfernt noch eine, nur etwas größer als jene, im Wesentlichen aber nicht verschieden, und diese dann auf drei Seiten umringt von mächtigen Baumriesen, wie sie nur im canadischen Urwald zu liefern im Stande ist, der sich meilen- und meilenweit ausdehnte: das war in etwa der Anblick, der Minna's Auge begegnete, als die beiden Familien, müde und hungrig, am Orte ihrer Bestimmung anlangten. Minna bemerkte noch, daß in einiger Entfernung nach der Seite der Klärung hin, eine Anzahl Männer eifrig mit dem Bau einer neuen Eisenbahn beschäftigt waren. Entlang derselben sollten nemlich die frisch gehauenen mächtigen Holzstücke aufgehäuft werden. Inbessen war für eine weitere Recognoscirung jetzt durchaus keine Zeit. Die Pferde ließen vor lauter Ermüdung ihre Köpfe hängen, und Nanch weinte vor großer Kälte. Frau Miller dachte, nicht ohne Sorgen, an ihren kleinen Wilhelm zu Haus, während Herr Neumann eifrig nach einer Schaufel suchte, um sich einen Weg durch den frisch gefallenen Schnee zur Thüre seiner Blockhütte zu bahnen. Es war in der That Zeit, daß Jemand die Reisegesellschaft in

etwa aufzumuntern suchte, oder, wenn das auch nicht, doch sich anschickte, als thäte er dergleichen; und so sprang Minna flugs vom Schlitten, wühlte behende unter den Bündeln und Risten herum und fand bald die Schaufel. Während ihr Vater beschäftigt war den Schnee wegzuräumen, gab sie der Nanch ihren kleinen grauen Muff, um ihre Hände zu wärmen, und das erfreute die Kleine auf einmal dermaßen, daß sie augenblicklich zu weinen aufhörte. Dann sprang Minna ohne weiteres durch den Schnee und öffnete die Thür der Hütte, trotzdem ihr Vater ihr gerathen hatte, zu warten, bis der Pfad fertig sei. Und wer je schon in eine solche temporäre Hinterwäldlers-Wohnung unter ähnlichen Umständen eingetreten ist, der wird sich eine Vorstellung machen können, wie sie etwa aussah: wüste, leer und — schauerlich. Der zwischen den Blöcken angebrachte Mörtel war abgefallen und lag hin und her zerstreut auf dem Boden. Die Asche von dem letzten Feuer, das im Vorjahre angemacht worden war, lag noch auf dem Herd, während in einer Ecke ein riesiger Anschlagzetteln, der das baldige Erscheinen eines Circus ankündigte, aufgehängt war. Derselbe raschelte ganz taktmäßig hin und her, als wolte er den unberhofften Gästen einen freudigen Empfang bereiten. Sicherlich blies der Wind durch mehr als eine

Deffnung, und wirklich! er strengte sich auch aufs Aeußerste an, als Fachmann etwas Ordentliches zu leisten. Der Minna saß das Herz für einen Augenblick, während eine nicht geringe Täuschung sich auf ihren Wangen abmalte. Ihr Vater, der ihr gefolgt war, nahm dies sofort wahr, und er sagte deshalb:

„Ich bedauere sehr, Minna, dich in eine solche elende Gütte einführen zu müssen.“

„Es soll bald ganz verschieden von jetzt hier aussehen, Vater,“ entgegnete sie in möglichst fröhlichem Tone. „Hast du irgendetwas trockenes Holz, um ein Feuer anzumachen?“

Neumann brachte welches und eilte dann hinaus, um seine Pferde in den Stall zu bringen, der ziemlich dicht neben der Wohnung stand. Bis er zurückkehrte hatte das rastlose Hausmütterchen bereits ein munter flackerndes Feuer im Gang; auch war der Boden gründlich gesäubert, so daß man das Gepäck und die Kisten mit den Speisevorräthen bequem und in schönster Ordnung zurechtstellen konnte. Als Minna endlich nach einer weiteren Stunde unausgesehten Fleißes das Licht anzündete, schien dasselbe in einer Stube, die nicht mehr leer, sondern hübsch angefüllt war mit Tischen, Stühlen, einer Bettstelle und allerlei Küchengeräthschaften zc. Nach einigem Suchen fand Minna, was sie zubereiten wollte zum Abendbrot. Es war auch noch Zeit, daß dem „inneren Menschen“ Rechnung getragen würde, denn obschon es bereits ganz wohnlich in dem Hüttchen aussah, so blies der stramme Nord doch noch recht unsanft zu den offenen Ritzen herein, daß die Bewohner sich eines öfteren Schauders nicht erwehren konnten.

Nach dem Abendbrot öffnete Neumann eine Kiste, die er mitgebracht hatte, und zog ein großes Stück Segeltuch aus derselben hervor.

„Ich habe im Sinn, Minna, dir ein eigenes Zimmer zu machen,“ sagte er, und fing an das Segeltuch mit großer Sorgfalt an den Balken und Seitenwänden zu befestigen, und wirklich, in kurzer Zeit war es ihm gelungen in der einen Ecke ein nettes Zimmerchen herzustellen, und in dasselbe that er die einzige Bettstelle, die sie mitgebracht hatten und Minna's kleinen Koffer. Sodann verstopfte er, theils mit altem Papier, theils mit Baumrinde, die zahlreichen Ritzen in der Wand, damit das Mädchen gegen diesen unliebsamen Luftzug geschützt sei.

Die außerordentliche kindliche Freude, welche Minna über dieses sinnreiche Vorgehen ihres Vaters unwillkürlich an den Tag legte, lohnte diesen überreichlich für seine Mühe. Aber ihre Freude erhob sich vollends zum Erstaunen, als sie gewahrte, wie der Vater eine Art Hängematte für sich selbst im Hauptzimmer anbrachte, und dann Tische, Stühle und Kisten an ihre respectiven Plätze schob. Als nun das erste Tagewerk endlich vollendet war, fühlten sich Beide sehr ermüdet, und zudem zeigte auch die Kerze eine starke Neigung erlöschen zu wollen.

„Du würdest nun besser ohne Verzug dein Nachtlager aufsuchen, Minna,“ sagte ihr Vater; „der flackernde Lichtschimmer des Herdfeuers wird dir hinter deinem Vorhang hinlänglich leuchten.“

Das wußte Minna wohl; aber wo sollte sie ihre Bibel lesen? Sie zögerte einen Augenblick, zog jedoch endlich das köstliche Buch aus ihrer Tasche, kniete beim Schein des Feuers nieder und las einen kurzen Abschnitt. Ihr Vater, ohne ein Wort zu sagen, beobachtete sie scharf; er schien keinen Anstoß daran genommen zu haben, das wußte sie, denn er bot ihr höchst freundlich „Gute Nacht!“ und setzte hinzu, daß falls sie

etwa nicht warm genug liege, so wolle er sie gern mit noch mehr Decke versehen.

Minna war dermaßen ermüdet, daß sie augenblicklich einschief; sie schlief so ausgezeichnet, daß als sie am Morgen endlich erwachte, warf die späte November-Sonne ihre milchbleichen Strahlen schon durch die Lichnungen zwischen den Baumgipfeln herein. An den Bewegungen und aus dem Geräusch konnte sie deutlich schließen, daß ihr Vater bereits eifrig daran war, den Morgenimbisß zuzubereiten. So schnell wie möglich legte sie ihre Kleider an und trat dann hinter dem Vorhang hervor.

„O Vater, warum hast du mich aber nicht in Zeit geweckt?“ sagte sie.

„Es war durchaus gegen meine Absicht, Kind, daß du mich jetzt schon hören solltest, aber die Pfanne da fiel mir aus der Hand und verursachte das Geräusch. Mich will's bedünken, daß du ohnehin durch den Tag hinlänglich zu thun bekommen wirst.“

Der neue, sanfte Ton in ihres Vaters Stimme klang in den Ohren unserer Minna, wie fernes Glockenläuten, er war äußerst besorgt um sie, hatte er doch den ganzen Morgen sein Bestes versucht, leise aufzutreten, um die kleine Schläferin nicht aufzuwecken. Mehr als je zuvor empfand sie einen unwiderstehlichen Drang, für ihren Vater zu arbeiten; sie erkannte, daß sich hier eine gute Gelegenheit bot, ihn zu erfreuen und glücklich zu machen. Neumann verließ die Hütte kurz nach dem Frühstück, und als Minna zur Thüre hinaus schaute, gewahrte sie, daß die Pferde bereits vor den Schlitten gespannt waren und daß durch einen Sack Hafer auch für deren Mittagmahl bereits gesorgt sei.

„So wirst du mit den Pferden also zu Mittag nicht zurückkommen, Vater?“ frug sie.

„Nein; ich werde vor Sonnenuntergang kaum wieder hier sein.“

„Ei, dann nimm dir aber doch etwas zu Essen mit,“ bat Minna; „ich kann ja schnell welches besorgen.“

„Kann mich nicht damit herumschlagen; und zudem ist ein gefrorener Imbisß an einem solchen kalten Tag, wie der heutige, schädlicher, als gar nichts,“ — und fort ging's auf dem engen Weg, der sich schlangenartig zwischen den hohen, stillen Bäumen fast malerisch hindurchwand in das undurchbringliche Walddickicht hinein.

Traurigen Blickes schaute Minna ihrem Vater nach; sie dachte an den langen Tag, der ihm bevorstand, an die schwere Arbeit des Holzfällens und, daß diese Eintönigkeit obendrein jauber durch nichts unterbrochen werde. Tiefer Ernst spiegelte sich auf ihrem Antlitz, als sie in die Hütte zurückkehrte, und da immer noch Alles ziemlich durcheinandergeworfen aussah, so ging sie muthig ans Werk, die bescheidene Wohnung aufs Beste zu ordnen. Ihre Aufgabe war sicherlich keine geringe, aber als sie bemerkte, wie aus dem Chaos nach und nach eine kleine geordnete Welt wurde, hüpfte ihr Herz vor großer Freude. Ihr war's, als müßte der Vater gerade jetzt eintreten.

Es mußte gegen Mittag sein, als sie ihre Arbeit vollendet hatte. Sie setzte sich nun für einige Augenblicke auf die Thürschwelle, um theils den lieblichen Sonnenschein zu genießen und auch gleichzeitig sich in etwa auszuruhen. Als sie so da saß und mit scharfem Blick ihre Arbeit überschaute, fiel ihr plötzlich ein, daß ihr Vater ein großes Bündel alter Zeitungen mitgebracht habe, die Hütte damit zu tapeziren, um sie heißer zu machen und derselben auch ein freundlicheres Aussehen



zu geben. Und warum konnte sie nicht das Zimmer selbst tapeziren und ihrem Vater diese Mühe und Arbeit ersparen? Sie sprang hastig auf, fand den Haufen Zeitungen, machte frischen Kleister und ging ans Werk. Es nahm indessen mehr Zeit und Mühe in Anspruch, als sie sich vorgestellt hatte; dazu war es auch kein Leichtes, die starren Blätter an die holprige Wand zu schmiegen, es kostete Geduld; obendrein war ihr die Arbeit auch ganz neu. Endlich, als sie sich siegreich durchgeschlagen hatte, sprang sie hinüber nach Frau Adolphs Hütte und ersuchte die Nachbarin, doch herüber zu kommen und ihre Arbeit zu besichtigen.

Die gute Frau (eine jener Seelen, die niemals so geschäftig war, daß sie nicht noch Zeit gehabt hätte, auch Andern zu helfen) kam gleich, und Minna's heroische Leistung gefiel ihr dermaßen, daß sie das Mädchen ersuchte, den nächsten Morgen hinüber zu kommen und ihr ihre Hütte auch tapeziren zu helfen. Vielleicht wußte Minna, daß eine solche Hülfeleistung doch mehr werth sei, als die Belobung ihrer Arbeit, aber sie versprach dessenungeachtet der Nachbarin, gern kommen zu wollen. Da die Sonne ihre Strahlen bereits sehr schräg durch die Bäume hereintwarf, so mußte sie daran denken, das Abendbrod zuzubereiten. Sie deckte deshalb den Tisch, stellte ein Stück Schinkenfleisch über und bereitete den Teig zu Pfannkuchen. Diese mußten natürlich in einer Art geschlossenen Pfanne auf dem offenen Herd gebacken werden. Sobald sie die Köpfe der Pferde ihres Vaters zwischen den Bäumen ansichtig wurde, wollte Minna die Pfanne aufstellen; aber es wurde dunkel, ehe er kam, und so zündete sie die Kerze an, setzte sich ans Fenster und erwartete ihres Vaters Ankunft. Endlich hörte sie seine Stimme, den Pferden Halt gebietend, und in demselben Augenblick stand auch schon die Pfanne auf dem Herd. Sie wußte, daß es des Vaters Regel war, erst für die Creaturen zu sorgen, ehe er sich zu seinem Abendbrod niedersetzte. So maß sie in etwa die Zeit, die er dazu brauchte, und — als Neumann die Thüre öffnete dampfte das Abendessen auf dem Tische. Die Hütte war so nett, so geschmackvoll, so gemüthlich warm, und das Essen so überaus hübsch zubereitet, und — was noch werthvoller war als all' dieses — das Antlitz des Mädchens war so heiter, daß der Hinterwäldler sich mit einem solchen Vergnügen und solcher Zufriedenheit an die Tafel setzte, wie es zuvor nur höchst selten der Fall gewesen war.

„Sa, und wer hat hier tapezirt?“ fragte er, nachdem er die Hütte mit sichtlichem Wohlgefallen überblickt hatte.

„Ich that es.“

„Wer hat dich unterwiesen?“

„Niemand; ich dachte ich wollte es 'mal probiren. Als ich die Arbeit beendigt hatte, kam die Nachbarin herüber, und sie meinte es sei recht hübsch.“

„Du hast das wirklich besser zu Stande gebracht, Minna, als ich es zu thun vermögend gewesen wäre,“ entgegnete der Vater, „und dann hast du auch noch das Abendbrod zubereitet! In der That, du bist eine auserlesene kleine Haushälterin. Bist wohl sehr müde?“

Was war aber das Gefühl der Müdigkeit für Minna, gegenüber eines solchen Lobes aus dem Munde ihres Vaters. Mit innigem Behagen und sich reichlich belohnt fühlend in ihrem Herzen, setzte sie sich nieder. Ihre Freude wurde aber noch erhöht, als ihr Vater sich nach dem Essen höchst zufrieden an das knisternde Feuer setzte und ihr von seiner Arbeit Dies und Das erzählte. Nie zuvor hatte er in so freundlicher Weise mit ihr verkehrt. Auch griff er in seine Tasche und überreichte ihr

eine ganze Hand voll hübscher, wohlgeschmeckender „Walbbeeren,“ die er durch den Tag für sie gelegentlich gesammelt hatte. Was indessen Minna's Herz am meisten erfreute, war der Umstand, daß ihr Vater sehr darum besorgt war, daß das Licht recht hell scheine, während sie für sich ein Kapitel aus der Bibel las; und obgleich er auch kein aufmunterndes Wort zu ihr dawegen sprach, so war er doch schön still und schaute vor sich hin in das knisternde Feuer. Trotzdem er ein offener Spötter der Religion war, so war er doch überzeugt, daß Minna die Vorschriften ihrer Bibel durch den Tag praktisch ausgeführt habe, und daß sie es nicht mit dem bloßen Lesen derselben beenden ließ. Hätte sie die Bibel gelesen und nachher ihre Arbeit versäumt, so würde Neumann unter keinen Umständen die religiöse Uebung seiner Tochter gebuldet haben.

Den nächsten Morgen that Minna von ihres Vaters Mittagessen keine Erwähnung; sie ließ ihn fortgehen, ohne ein Wort zu sagen, denn sie hatte sich im Stillen einen Plan gefaßt, den sie heute ausführen wollte. Geger Mittag kochte sie eine kräftige Reissuppe mit Fleisch und Kartoffeln, that dieselbe in einen kleinen Blecheimer, deckte diesen recht vorsichtig zu und hüllte dann die köstliche Mahlzeit in ein wollenes Tuch. Dann setzte sie ihren Hut auf, warf ihren Mantel um und eilte rasch dem Schlage zu.

Den Weg durch den Wald fand sie heides viel länger und schwerer, als sie sich denselben vorgestellt hatte. Mit jedem Schritt sanken ihre Füße tief in den weichen Schnee. Es dauerte ziemlich lange bis sie den Schall der fernen Artschläge ihres Vaters vernehmen konnte. Endlich jedoch kam sie am ersehnten Ziele an. Sie fand den Vater in einer Klärung, emsig damit beschäftigt, tiefe Rasten in einen riesigen Horn einzuhamern. In geringer Entfernung von ihm standen die Pferde und verzehrten ihr Mittagssmahl anscheinend mit großem Appetit.

Minna näherte sich ihrem Vater ganz leise; sie stand dicht an seiner Seite, ohne daß er es wahrnahm. So bot sie ihm denn flugs einen „guten Tag!“ Der fleißige Hinterwäldler schaute erschrocken um, und als er gewahrte, daß es Minna war, sagte er: „Ei, Kind, wie kommst du nur hieher?“ und — seine Art zur Seite stellend, trat er auf den unerwarteten Besucher zu.

„Habe dir etwas warme Suppe gebracht, Vater. Ich glaube, du seist dieselbe bedürftig. Das Wetter ist so kalt und der Tag muß dir doch lang vorkommen.“

Sie überreichte ihm den kleinen Blecheimer; er nahm denselben ohne ein Wort zu sagen, aber über sein wetterhartes Antlitz glitt ein sonderbarer Zug, der deutlich erkennen ließ, daß noch Niemand je zuvor so viel für ihn gethan habe, und er schien als wie verlegen zu sein, wie dieser kindlichen Liebe entgegen zu kommen. Er richtete dicht vor einem gefällten Horn ein (versteht sich) etwas primitiver Sitz her und bat Minna Platz zu nehmen. Während des Essens unterhielt sich die kleine Haushälterin mit ihrem Vater. Sie war hoch erfreut, daß es ihm so trefflich schmeckte, und daß er sich eine kurze Erholung gönnte.

„Ich fühle mich wie ein neuer Mensch, Minna,“ sagte Neumann endlich, als er das kräftige Mittagssmahl zu sich genommen hatte — „ich wünschte bloß, daß ich Zeit hätte, dich auf meinem Schlitten heim zu nehmen; allein, ich muß leider wieder an meine Arbeit.“

„Ach Vater,“ entgegnete Minna, „es wird mir nur Freude machen, wieder zurück zu gehen,“ und sie nahm ihren Eimer, sagte Adje! und zurück ging's zwischen den thurm hohen Bäu-

men durch der bescheidenen Blockhütte zu. Sie fühlte sich unbeschreiblich glücklich, denn sie hatte den Weg zu ihres Vaters Herzen gefunden.

Von dieser Zeit an verging auch kein Tag, an welchem Neumann, wenn es Mittag wurde, nicht nach seiner Tochter umschauete, ausgenommen die Schneeweßen waren zu hoch, daß sie nicht durchzuwateten im Stande war. Und wie oft lauschte er, schon lange ehe er sie sah, den süßen Tönen ihrer Stimme, da sie nicht selten auf ihrem Wege ein schönes Gotteslied laut durch den romantischen Urwald erschallen ließ.

Wie die Tage und Wochen vergingen, so setzte auch der Winter immer fester ein. Die Witterung war ungemein kalt, und der Schnee im Wald thürmte sich je länger je mehr zu furchtbaren Wehen auf. Nicht selten mußten die Männer sich Schritt für Schritt nach dem Schlege durchschaukeln. Unter diesen Umständen hielten sie es für vortheilhafter abwechselnd einmal auf Neumann's und dann wieder auf Herrn Adolph's Land zu arbeiten. Und so hatte Minna dann zwei anstatt einen Eimer zu tragen. Ihre Erscheinung wurde jedesmal mit der größten Freude begrüßt: „Hier kommt unsere Minna,“ hieß es—„welch ein braves Mädchen!“

Früher hatte Neumann die Tage, die er im Walde zubringen mußte, immer gezählt und dabei gewünscht, jeder möchte der letzte sein; aber nun war es ihm fast leid, wenn ein Tag dahin war. Manchmal legten unsere Hinterwälder auch ihre Ägte zur Seite und fuhrten nach dem nächsten Städtchen, theils um zu sehen, ob nicht etwa Briefe für sie da seien, theils auch, um sich wieder frisch mit dem nöthigen Proviant zu versehen. Aber im Dezember dieses Jahres waren die Wege dermaßen mit Schnee angefüllt, daß es für einige Wochen ganz unmöglich war, eine Passage durch den Wald zu bahnen.

Zu solchen Zeiten blieb dann nichts anders übrig, als per Peßes auf dem Bahngeleise in das Städtchen zu gelangen, aber da konnten sie selbstverständlich nur geringe Quantitäten von Vorräthen mitbringen, dazu war es auch doppelt so weit, und der Gedanke lag nahe, daß Jemand in dem tiefen

Schnee leicht erschöpft werden oder gar erfrieren konnte. Es war bei einem dieser Besuche im Städtchen, daß es Neumann einfiel, seine Minna durch ein paar gute Ueberstube zu überraschen. Die kleine Haushälterin war über das prächtige Geschenk nicht wenig erfreut, noch mehr aber über die Liebe, aus welcher dasselbe hervorgegangen war, gleichsam als Anerkennung ihrer Bemühungen um den Vater.

Minna hatte etliche thessalische Bücher, die sie sich von ihrem kleinen Vorrath ausgewählt hatte, mit von Heim gebracht. Eines Abends, als das Licht zufällig recht hell brannte, erbot sie sich, ihrem Vater daraus vorzulesen.

„Hast du kein anderes Buch, als die Bibel?“ frug er.

„O doch—prächtige Erzählungen,“ antwortete sie eifrig, und so meinte der Vater, „er habe nichts dagegen, wenn sie eine derselben probiren würde.“ Und so geschah es, daß Minna an diesem Abend und längere Zeit Abend nach Abend rührende Geschichten vorlas. Sie handelten von Beispielen der Selbstverleugnung um Jesu willen, von wahrem Muth, von echter Nächstenliebe und dergleichen. Sie rührten Minna's Herz und erweckten in ihr ein heißes Verlangen, diesen herrlichen Vorbildern ähnlich zu werden. Neumann lauschte zuerst bloß auf die eigentlichen Geschichten, aber er lernte dadurch doch auch den Glauben schätzen, in welchem dieselben geschrieben waren, er lernte die edle Triebfeder dieser frommen Thaten—die Liebe zu Gott und den Mitmenschen näher kennen. Es waren ganz einfache Geschichten, das ist wahr, aber in diesen langen Winterabenden, eingeschlossen in das traute kleine Hüttchen, während draußen der Sturm oft furchtbar tobte, waren sie gerade die rechte Lectüre für unsere Hinterwälder. Minna sog dieselbe ein, wie die Biene ihren Honig, und—Neumann konnte je länger je mehr sich des Gedankens nicht enthalten, daß der Glaube, der solche herrliche Früchte bringe, doch ein guter sein müsse, namentlich in Anbetracht des tadellosen Wandels, den er an Minna täglich sah. — Dabei wurde der kolossale Holzstoß entlang des Bahngeleises täglich länger und höher. (Fortsetzung folgt.)

## Heilige Bäume.

Bearbeitet von J. J.



In der Mitte des Paradieses standen bekanntlich zwei Bäume: der Baum des Lebens und der Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses. Diese Bäume waren von Gott geheiligt. Seit jenen Tagen gab es sowohl in der heiligen Geschichte, als auch in den Mythen und Göttersagen, Pflanzengestalten, welche entweder der kindliche Glaube oder aber der Unglaube geheiligt hat.

Es war natürlich, daß die Flüchtlinge aus Eden eine Art Vorliebe zu stattlichen Bäumen und grünen Hainen hatten. Dieselben Gefühle vererbten sich auf ihre Nachkommen viele Generationen hindurch. Es war sicherlich der Mißbrauch einer heiligen Tradition, der die Götzendiener vor Alters antrieb, in den Hainen und unter grünen Bäumen ihre Altäre und Götzbilder zu errichten. Die breitästige Eiche, die geschmeidige Weide, die duftende, gewaltige Eber, sowie die flaumige Palme waren den Patriarchen in den Tagen ihrer Wanderschaft heilig.

Also nicht ohne Veranlassung legt daher die ältere Geschichte den Bäumen eine gewisse Heiligkeit bei. Abraham wählte sich einst auf seiner Reise, die er auf göttlichen Befehl antrat, die liebliche Waldbeshöhe zu seinem Heiligtum. Unter dem Schatten der Eiche erbaute er sich seinen Altar, um Jehovah daselbst zu verehren. Unter Bäumen war es, wo er für die Bewahrung Sodoms und Gomorras betete. Bald nach Veränderung seines Wohnsitzes nach Beer-Saba war es Abraham's erstes Werk am Saum der Wüste einen Hain heiliger Eichen zu pflanzen und seine neue Heimath mit Gebet einzuweißen.

Wie angedeutet, wurden auch von Götzdienern Bäume für heilig gehalten. Wer weiß z. B. nicht, daß die Priester der alten Gallier Eichenhaine zum Gottesdienste weihten. Eine besondere Beachtung ward der Mistel zu Theil, die räthselhaft in ihrem Wachsthum, abweichend von den übrigen Gewächsen, als Schmarogerpflanze sich die Kronen der Bäume als Wohnsitz erkor. Ihre ungewöhnliche Art ließ auch ungewöhnliche Kräfte, zauberische Beziehungen vermuthen. Im



Anfang des Januar stieg der Druiden\* auf den heiligen Baum, schnitt mit goldener Sichel die heilige Pflanze und die Umstehenden fingen dieselbe mit einem weißen Tuche auf, damit sie nicht die gemeine Erde berühre. Noch jetzt hängt man in England den Mistelzweig zur Weihnachtszeit in dem mit Eichenpalmen geschmückten Hause auf.

Als Bonifazius, der Apostel der Deutschen (geb. 683, zu R i r t o n) unter unsern heidnischen Vorfahren das Evangelium verkündigte und in Hessen umherwanderte, sah er, wie diese Heiden ein so ganz besonderes Vertrauen auf die Bäume setzten, welche sie göttlich verehrten. Da stand dann auch unter andern bei G e i s m a r in Niederhessen eine ungeheure Eiche, welche man dort dem höchsten ihrer Götter dem D o n n e r e r, geweiht hatte. Eine Menge von Sagen mögen diesen merkwürdigen Baum mit dem Schein einer ganz besondern Heiligkeit umgeben haben, so daß eine unzählige Menge von Anbetern aus der Nähe und Ferne sich um ihn versammelte, und er recht eigentlich als eine Hauptstütze des dortigen Heidenthums konnte angesehen werden. Da ging unserm Bonifazius die Blindheit der armen betrogenen Menschen tief zu Herzen und er erwog bei sich, daß ein entscheidender Angriff auf dieses Stüd Heidenthum geschehen müsse. Er begab sich hin zur Eiche, und eine unzählige Menge von Heiden war um ihn versammelt. Er führte ihnen nun in einer kräftigen Rede zu Gemüthe, wie thöricht es sei, zu glauben, daß die Erde die Götter erzeugt habe. „So wenig,“ sagte er, „als die Wachholderstaude einen Eichbaum, der Uhu einen Adler, das Schwein ein muthiges Pferd, das Schlechtere das Bessere könne zeugen, so wenig könne die Erde die Mutter der Götter sein. Er, der seine Liebe in der Sendung seines Sohnes allen Menschen bezeugt, sei der allein Mächtige; die Götzen aber

und sie würden sehen, daß Niemand herbei komme, sie vor dem Falle zu schützen. Bei diesen Worten ergriff er eine Art und führte einen mächtigen Streich auf den Baum. Schrecklich



Mistelzweig.



Eichenzweig.

dröhnte es durch den Wald, noch mehr aber durch die Herzen der athemlosen Menge; jeden Augenblick erwarteten sie, den frevelnden Feind ihrer Götter durch einen Blickstrahl zu Boden gestreckt zu sehen. Aber der muthige Glaubensheld hieb immer kräftiger zu, und mit einem ungeheuren Krach stürzte der Baum zu Boden. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Heiden; eine ganze Stille folgte, aber kein Gott kam, um den geschehenen Frevel zu rächen. Und mit dem Baume war die Stütze des Heidenthums hier gefallen. Unzählige Heiden, nun überzeugt von der Ohnmacht ihrer Götzen, kamen herbei, sich von dem Besieger derselben taufen zu lassen. Und mit ihrer Hülfe und auf ihr Verlangen erbaute er vom Holze der zerhackten Eiche eine Kapelle, welche als ein beständiges Denkmal des großen Sieges, der hier einst über den Unglauben des Heidenthums gefeiert wurde, dastehen sollte.

Gehen wir weiter nach Osten, so finden wir bei den Persern, den Anbetern des Feuers, die zum Himmel anstrebende Cypressen als heiligen Baum, ein Symbol der hochaufsteigenden, nie verlöschenden Flamme. Sie schmückte die Hallen der Tempel und die Gräber der Herrscher.

Dem Araber ist die schlankte Datteln das Ein und Alles. Er betrachtet sie fast ebenbürtig als ein Glied der Familie. Als Allah den Menschen schuf, blieb etwas von dem Thon, dem heiligen Urstoff, zurück, aus welchem er sein Ebenbild formte; daraus bildete er die Datteln, die Ernährerin der

seien eitel und nichts. Und hiebon wollte er selber ihnen jetzt einen augenscheinlichen Beweis geben; vor ihren Augen werde er diese ihrem höchsten Gott geweihte Eiche umhauen,

\* Druiden nannte man im ersten Jahrhundert in Gallien den zweiten Stand neben dem Adel, welcher die Priester umfaßte, die zugleich Lehrer, Aerzte und Richter waren. Sie bildeten einen geschlossenen, von allen Staatslasten befreiten Orden.





Drachenbaum.

Hülfsbedürftigen. Dattelhaine, welche Allah gepflanzt haben soll, finden sich noch jetzt in einzelnen Wadis Arabiens. Datteln grünen neben dem Grabe des Propheten und seiner Lieblingsstochter. Palmenwälder veranlaßten die Hirtenstämme zur Gründung fester Wohnsitze. Der Hain Mamre war ein Palmenhain, in welchem der Bundesgott Abrahams wohnte. Auch Bethel war eine solche Stätte. Am Sinai befand sich ein heiliger Palmenwald, in welchem, auf einem Lager von Dattelblättern ruhend, ein Priester und eine Priesterin fortwährend wohnten. Im fünften Jahre versammelten sich bei demselben die umwohnenden Araber und schlachteten Gefatomben\* von Kameelen zu dem Freudenfeste, das man gemeinschaftlich beging.

Seinen Gippelpunkt erhält das kindliche Zusammenleben zwischen Volk und Pflanze im üppigen Indien, dessen Gefänge tausend Blumen durchbusten. Auf den Blättern des heiligen *Lotus* wiegte sich der Gott Schiva, als die große Fluth Alles verschlang. Lotusblumen zieren in Gemälden die Wände der Tempel; sie krönen (neben dem *Kanthusblatt*) hier, wie in Egypten, die Säule der Säulen.

Bei den rohen Völkern im Innern Afrikas ist der Baumdienst fast durchgängig Gebrauch. Die östlichen *Galla* schmücken die Nester des heiligen *Wangabaumes* mit dem blutigen Siegeszeichen der Schlacht. Der Baum des Todes bezeichnet in

Siber die schauerliche Stelle, an welcher die Hinrichtungen stattfanden. Raben und Geier thronen auf seinem Gipfel; den Platz unter ihm darf Niemand fegen, als nur der Senter.

Auf den kanarischen Inseln und auf Teneriffa ward der uralte *Drachenbaum* von den Ureinwohnern, den *Guanchen*, göttlich verehrt, bis schließlich christliche Priester einen Heiligtum in seiner Höhlung aufrichteten.

Auf den Südseeinseln war die *Kotospalme* lange Zeit hindurch „*Tabu*“, d. h. ein Heiligtum. Der Genuß der Frucht war ausschließlich den Männern gestattet.

Hier sei auch noch eines Baumes auf Neuseeland gedacht: der *Pohutukoma*, oder Baum des Todes. An der Südküste der Insel erstreckt sich sechs Meilen weit eine öde Stelle von heftiger Brandung heßigt und vom Meere aus völlig unzugänglich. Es ist diese Stelle für die Neuseeländer das Ende der Welt. Dort auf Keinga, auf hoher Felsklippe, steht dieser Baum und neigt sich mit seinen Zweigen über den Schlund. Dorthin eilen die Seelen der Verstorbenen und stürzen sich von den Zweigen des Baumes in das Jenseits, aus welchem keine Rückkehr gestattet ist. Unter den *Arthieben* eines zweiten *Bonifazius* sind neuerdings die meisten Zweige des Baumes gefallen, und vielleicht spielt in naher Zukunft der heilige Baum der Neuseeländer, wie die der Europäer, nur noch in den Erzählungen und Liebern seine Rolle.

Auf Madagaskar ist ein zur Familie der *Apocineen* gehöriger Baum (der Giftpflanze), die Hauptgrundlage der dortigen Gerechtigkeitspflege geworden, und in den Jahren 1840 bis 1852 sollen mindestens 12,000 Verbrechen durch seine Hülfe entdeckt worden sein. Seine Samen enthalten ein starkes narкотisch-reizend wirkendes Gift, das so kräftig sein soll, daß ein einziger Steinkern hinreichend sei, um zwanzig Personen zu vergiften (?).



Washington's Ulme, Cambridge, Mass.

\* Ein Festopfer, bei welchem eine große Anzahl von Opfertieren geschlachtet wurde.



Der Verklagte wird gezwungen, den Giftrank zu trinken; stirbt er, so ist er schuldig, gibt er denselben ohne nachtheilige Folgen wieder von sich, so liegt seine Unschuld klar zu Tage. Bei geringern Klagepunkten läßt man durch die Tanghinia das Gottesurtheil an den Hunden der streitenden Parteien vollziehen; und Derjenige, dessen Thier die verdächtigen Symptome zeigt, muß Buße zahlen.

Auch sonstige durch denkwürdige Ereignisse geheiligte Bäume verdienen an dieser Stelle Erwähnung. Hier nur einige Beispiele: Auf einem öffentlichen Platze in einer namhaften Stadt in der Schweiz steht, mit einem eisernen Gitter umgeben und mit Steinen ummauert, der Stamm einer alten Linde. Frage den vorübergehenden Bürger, was das bedeute, er wird dir sagen, daß dies das Monument der Nation ist. Als nemlich die Legionen Frankreich's durch den stürmischen Angriff der tapfern Gebirgsbewohner durchbrochen und in die Flucht geschlagen waren, lief ein Jüngling wund und blutend den ganzen Weg vom Schlachtfelde zurück, um Kunde von dem glorreichen Siege zu überbringen. Als er in der Stadt ankam, hatte er kaum noch Kraft genug, um das Wort „Sieg!“ auszusprechen, als er auf der Stelle, wo der Baum jetzt steht, todt niederfiel. Der grüne Lindenast, dessen sich der Bote als Stab beim Ersteigen der Hügel und beim Durchwaten der Bäche bedient hatte, und den er noch immer, von seinem eigenen Blute geröthet, in der kalten Hand hielt, wurde auf jenem Fleck gepflanzt und wuchs zu einem Baume heran, dessen rauschendes Laub im Sommer und dessen nackte Aeste im Winter seit vier Jahrhunderten jenen glorreichen Sieg besangen.

Die alte Ulme in Cambridge, Mass., unter welcher General Washington am 3. Juli 1775 stand und zum ersten Mal an der Spitze der Continental-Armee seinen Degen zog, führt uns im Geiste zu der Zeit zurück, als die Erde unter den Wehen einer neuen Geburt erbebte und das Riesen-



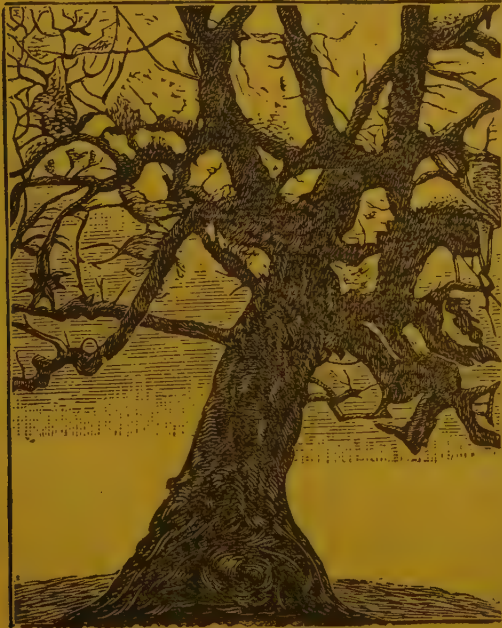
Ulme auf Mt. Vernon.

kind des Westens in die Familie der Nationen eintrat. Der berühmte Prediger Whitfield predigte unter demselben Baume und noch jetzt wächst derselbe, wie die Umstände es ihm gestatten; er steht in der Mitte einer Straße, die Pferdebahnen fahren unter seinem Schatten und die Gasröhren liegen in der Nähe der sich ausbreitenden Wurzeln.

Eine andere künstliche Zeichnung stellt uns den großen General unter den Bäumen zu Mt. Vernon stehend dar. Wer von den Lesern entdeckt ihn?

Vielleicht ebenso berühmt wie die „Washington Ulme“ war die in Philadelphia, unter welcher der weise und gute William Penn seine Besprechung mit den Indianern hatte und einen Vertrag abschloß, dessen Bestimmungen streng eingehalten wurden. Der Penn Treaty Tree wurde vor einigen Jahren umgeweiht und dessen Holz zu Arbeitskästchen und anderen Zierrathen, die zur Erinnerung an denselben dienen, benutzt.

Die Charter Oak (Freibrief-Eiche) in Hartford, Conn., wurde gerade fünf Jahre nach dem von Penn mit den Indianern abgeschlossenen Vertrag berühmt. König James von England schickte Sir Edmund Andros als Gouverneur nach Connecticut und dieser verlangte bei seiner Ankunft in Boston den Freibrief der Colonie. Man hielt es nicht für rathsam, ihm denselben anzuvertrauen und schlug deshalb das Verlangen ab. Fast ein Jahr später ging er nach Hartford, wo die Gesetzgebung tagte und wiederholte sein Verlangen. — Der Freibrief lag auf den Tische in dem Versammlungsort; es war Abend und Sir Andros wollte das Document gerade er-



Charter Eiche.

greifen, als plötzlich alle Lichter ausgelöscht wurden, und ehe man sie wieder anzünden konnte, war der Freibrief fortgenommen und in den hohlen Stamm einer nahen Eiche versteckt. Niemand verrieth das Versteck, und der arrogante Gouverneur mußte ohne den Freibrief abziehen. Der Stamm und die Aeste dieses berühmten Baumes sind in dem beigelegten Holzschnitt gezeigt, und dieser ist nach einem kurz vor dem Umwehen des Baumes im Jahre 1856 gemalten Bilde gezeichnet. Der

Sitz des Vice-Präsidenten in der Senatskammer in Washington ist aus Holz von der „Charter“ Eiche angefertigt. Eine Eigenthümlichkeit der Abbildung dieses historischen Baumes ist, daß in den Zweigen die Umrisse eines Gesichtes, welches Viele als das des „Vaters des Landes“ erkennen wollen, sichtbar sind. Noch andere Umrisse sind in den Zweigen der „Charter Oak“ bemerkbar. Können ihr sie sehen?

## Das Lied in der Nacht.

Von W. Horn.

Bekanntlich wird unsere moderne Zeit, das Zeitalter des Dampfes, häufig als Symbol der Herzlosigkeit gebrandmarkt. Und unter den herzlosen Gegenständen soll ein Eisenbahnzug der allerherzloseste sein. Dieses wenig schmeichelhafte Prädikat hat man sogar auch auf Diejenigen, welche sich gelegentlich auf dem Zuge befinden, auf die Reisegesellschaft ausgedehnt. Jedoch ist dieses wohl meistens nur böser Schein, ein Kind der Umstände, und nicht Wirklichkeit. Wenn ein Mensch daheim ein Herz hat, so nimmt er dasselbe wohl auch mit, wenn er auf Reisen geht. Nicht jeder hat ein Herz. Anatomen des Gemüths haben mir erzählt, daß sie bei vielen Leuten vergeblich nach einem gesellschaftlichen Herzen gesucht hätten. Denn—obgleich das Herz Fleisch ist, so ist doch nicht alles Fleisch Herz. Ich selbst habe Leute getroffen, denen nichts zu Herzen geht. Ein deutlicher Beweis, daß sie kein Herz haben. Mir ist deshalb ein fehlerhafter Mensch, der gar manches auf dem Herzen hat, noch lieber als der herzlose. Wie heimlich klingt es doch, wenn man von einem Menschen sagt: „Er hat ein so herzliches Wesen und Alles, was er sagt, das kommt von Herzen.“ Woher kommt denn aber das, was die Herzlosen sagen? Antwort: Nicht von ungefähr.

Also, wer daheim ein Herz hat, der nimmt es wohl auch mit, wenn er auf Reisen geht. Will man aber auf Reisen gehen, so wird vorher alles Nöthige ordentlich in die Taschen gesteckt, und dann zuletzt Weste und Ueberrock fest zugeknöpft. Und unter der Weste steckt bekanntlich das Herz (Notabene: Bei denen, die eins haben, heißt das,); und ist dieselbe zugeknöpft, so kann man oft Tage lang neben einem Menschen sitzen, besonders wenn er schweigsam genaturt ist, ohne auszufinden, ob der stille Nachbar wirklich ein Herz hat oder nicht. Du verhältst dich ihm gegenüber vielleicht ebenfalls schweigsam und denkst so im Stillen: „Ach, dieser Mensch hat wohl gar kein Herz,“ und siehe — er denkt dasselbe von dir. Darum ist es also nicht genug, daß Jemand ein Herz mitbringt, sondern der Andere muß es verstehen, dem Nachbar (man verstehe dieses gesellschaftlich) die Weste aufzuknöpfen, um dessen Herz zu finden. Denn wie gesagt, nicht immer geht die Weste, besonders die, welche blöde oder einfältige Knöpfe hat, von selbst auf. Manchmal zwar ist das der Fall. Z. B., es kommen zwei Reisende auf den Schweizeralpen zusammen, und der Eine erfährt beim Gruße des Andern, daß dieser ebenfalls in Nordamerika, und zwar in demselben Staat und County daheim ist, wo auch er seine Lieben verläßt, dann sind auf einmal die Knöpfe aufgesprungen, und die Herzen haben sich gefunden. Oder es wassirt ein Unfall auf der Eisenbahn, und es werden

bei dem romantischen Umkippen eines Zuges, zwei solcher schweigsamen Nachbarn unsanft aufeinander geworfen, und kriechen nach furchtbaren gegenseitigen Anstrengungen aus den Trümmern und entdecken nun, daß sie noch ganz vorhanden und mit heiler Haut davon gekommen sind. Bei solcher intimen „Zusammentunft“ werden sich ja auch die Herzen wohl finden.

Sonst aber müssen die Westen meistens aufgeklopft werden, wobei es freilich schon vorkam, daß die Knöpfe absprangen. Aber dafür wurden dann die Herzen auch gefunden. Wie dieses geschieht? fragt der Leser vielleicht? Nun darüber läßt sich keine bestimmte Regel angeben. Wenn aber einer schönen Naturanlage in diesem Punkte ein guter Wille, ein Interesse für das Wohl des Nächsten zu Hülfe kommt, so hat man meistens Erfolg. Um aber dem Fragesteller einen Fingerzeig zu geben, will ich ihm hier eine kleine Geschichte erzählen, wie eine gute Frau mitten in der Nacht die Passagiere eines Eisenbahnzuges daran erinnerte, daß ein jeder von ihnen ein Herz in der Brust habe. Ja auch dem Schreiber ist diese Geschichte zu Herzen gegangen—ein Beweis, daß er sich auch im Besitze dieses „trohigen und verzagten Dinges“ befindet. Die Geschichte habe ich in einem englischen Buche gelesen.

Ein Zug der Chicago und Nordwestern Eisenbahn windet sich langsam durch die Straßen der „Königin am Michigansee,“ um die weite Reise über die Prairien nach der Küste des stillen Meeres anzutreten. Der Zug ist voll Menschen—eine kleine Welt auf Rädern. Endlich liegt Chicago mit seinem Häusermeer hinter dem dahindampfenden Coloss, und schneller jagt das Feuerroß über die malerische Ebene, dem Westen zu. Jeder sucht es sich in den überfüllten Waggons möglichst bequem (?) zu machen. Endlich sinkt die Sonne glühend roth am fernen Horizont. Die meisten der Reisenden suchen ihre mitgebrachten Lebensmittel hervor, um das gewohnte Abendessen, so gut es eben gehen will, zu ersehen. Hier ist ein „inhaltsfähiger“ Korb, dort ein behäbiger Blechtessel und da wiederum eine Lebertasche oder Holzkiste. Und der Inhalt? Von den Thieren des Feldes, von den Vögeln unter dem Himmel, und den Fischen im Meer; kalter Braten und süßer Fladen; Roggenbrod, Knoblauchwürstlein und Limburger. Heimische Düste durchziehen die dahindonnernde Welt und—wenn es jetzt schon so „ruchbar“ ist, was will es erst werden, wenn aus Abend und Morgen der sechste Tag wird—bis zum Ziel der Reise, wenn die Thürme von San Francisco vor der Reisegesellschaft auftauchen?

Doch die Abendmahlszeit ist glücklich überstanden. Sie und da nur hört man durch das eintönige Wagengerassel noch das



Gemurmel von Menschenstimmen. Die meisten der Passagiere vertreiben sich die Zeit mit behaglichem Gähnen oder mit den Gedanken, wie man sich unter Umständen des besten Ersatzmittels für eine Nachtruhe bemächtigen könne. Und nach und nach scheint es, daß Einer nach dem Andern das Ende dieses Gedankens gefunden habe und nun bemüht sei, denselben praktisch ins Werk zu setzen. Die Köpfe werden allen möglichen Ecken angepaßt, allzulange und überflüssige Beine werden unverschämt über die Sitzlehne gehängt und jeder thut im Punkte der Bequemlichkeitsrücksichten, was ihm gut dünkt. Wenn auch Einer vom Nachbar einmal einen Rippenstoß erhält, er verteidigt sich nur durch Schnarchen.

Dort in einer Ecke sitzen nebeneinander zwei Frauen. Ihre Kleidung ist einfach und zierlich und ihr Alter etwa 45 bis 50 Jahre. Offen und freundlich blicken sie in die Welt hinein—d. h. wenn's Tag ist.—Außer der gegenseitigen Unterhaltung, welche sie hie und da miteinander pflegen, sind sie soweit schweigend mitgefahren, kaum von ihren Mißpassagieren beobachtet. Kamen sie vom Lande oder aus einer kleinen Stadt—man konnte es kaum sagen; ländliche Einfachheit und städtischer Anstand schien sich in ihnen zu vereinigen. Aber das war ausgemacht, wenn sie auf dem Lande wohnten, so hätte ich mögen das Vergnügen haben, sie um die Zeit der Trauben- oder Kirschenernte zu besuchen. Waren sie Mütter, so waren es gute Mütter, das konnte Jeder auf den ersten Blick sehen, wenn er nur einigermaßen eine Mutter zu beurtheilen verstand.

Als es so etwa gegen zwölf Uhr ging—trübe und unstät flackerten die Lichter, eigenthümliches Schweigen herrschte ringsum—da erhob sich eine anmuthige, weiche Stimme und klang in süßen Gesangestönen, wie das heitere Lachen grüßender Frühlingsboten durch die Nacht und das einförmige Raseln des Zuges dahin. Es war eine jener beiden Frauen, welche sang. Ihr Angesicht halbwegs in die Höhe gerichtet, schaute sie weder rechts noch links, und war scheinbar ganz unbekümmert um Alles, was um sie her vorging, in glücklichem Hinüberschauen in eine bessere Welt, schien sie der Gegenwart und ihrer Umgebung ganz entrückt zu sein. Ob Jemand ihrem Gesang lauschte und ob dies Menschen oder Engel seien, das schien sie gar nicht zu kümmern. Aus der Quelle ihrer tiefsten Empfindungen erschallte herzergreifend eine bekannte Weise nach der andern. Es waren religiöse Lieder, sowie sie besonders bei Erweckungsversammlungen gesungen zu werden pflegen. Den Vortrab bildete das Kernlied:

Fels der Ewigkeit in dich,  
Wöchst ich allzeit bergen mich."

Und dann: „Jesus Heiland meiner Seele,  
Laß an deine Brust mich fliehen,  
Wenn die Wellen näher rauschen,  
Wenn die Stürme mich umziehen."

So folgte Lied auf Lied. Voller und inniger erklangen die süßen Töne der Sängerin. Wie Lerchenjubel quollen sie hervor, seelenvoll und rein; und wie die Lerche sozusagen an ihren Liedern in die Höhe klettert, so schien das Gemüth dieser singenden Frau, Alles um sich her vergessend, in glaubensvollem Gesang zu Gott empor zu steigen. Diejenigen der Mitreisenden, welche wach waren, lauschten und die, welche schliefen, wachten auf, und manchem mochte es vorkommen, als ob die freundliche Stimme eines Engels ihn aus beunruhigenden Träumen in die Wirklichkeit zurückgerufen habe. Die meisten verließen ihre Sitze und kamen näher, aber die Sängerin beachtete es nicht.

Ein Bremser, welcher vielleicht kein geistliches Lied mehr gehört hatte, seit seine Mutter ihn Sonntags an liebender Hand

zum Gotteshause leitete, und der eben am Ofen herum polsterte, um das Feuer zu rütteln, ließ das Schürreisen fallen und horchte still. Gerade jetzt sang die Frau mit herzergreifendem Gefühl:

„Ein Werk ist mir vertraut,  
Das soll ich treu versehen;  
Und darin Gott verherrlichen,  
Ihm treu zu Diensten stehn."

Wie es mit dem armen Bremser auch Andere wunderbar ergriß, wie es ihnen versäumte Pflichten und gebrochene Gelübde wie weinende Kinder der Vergangenheit vor die Seele führte, das könnte nur Der sagen, dessen Auge in jener feierlich stillen Nachtstunde in die Herzen blickte und den Gedanken der Sterblichen lauschte. So wand die merkwürdige Sängerin einen Kranz von Gesängen, in welchem eine Blüthe die andere an Duft und „Farbenschmelz der Töne" übertraf. Jedes der Lieder war voll eigenthümlich heiliger Anregung und Erinnerungen—für Viele wohl Erinnerungen an bessere Tage der Jugend im Hause Gottes—im Kreise der Frommen. Endlich schloß sie mit den weisevollen Strophen:

„Laßt mich gehn, laßt mich gehn,  
Daß ich Jesus möge sehn!  
Meine Seel' ist voll Verlangen,  
Ihn auf ewig zu umfassen,  
Und vor seinem Thron zu stehn."

Süßes Licht, süßes Licht,  
Sonne die durch Wolken bricht.  
O, wann werd' ich dahin kommen,  
Daß ich einst mit allen Frommen,  
Schau' dein holdes Angesicht?"

Wie wird's sein, wie wird's sein,  
Wenn ich zieh' in Salem ein?  
In die Stadt der gold'nen Gassen,  
Herr, mein Gott ich fann's nicht fassen,  
Was da wird für Wonne sein."

Alle in dem Wagon waren aufgestanden und lauschten bewegt der Sängerin, bis sie endlich schwieg. Viele trockneten sich eine Thräne aus dem Auge. Es war, als ob ein Friedensgeist aus einer besseren Welt die Luft durchzöge, und die süßen Töne des Gesanges zu Balsam für die Herzen der Lauscher weichte. Nie werden die Passagiere jenes Zuges die ergreifende Scene vergessen. Niemals klang wohl eine seelenvollere, reinere Stimme in begeisterten Nachtgesängen von einem Eisenbahnzuge durch eine stürmische Novemberrnacht auf den Prairien des Westens.

Es ist nun schon eine Reihe von Jahren, seit jener Zeit verschwunden. Niemand hat den Namen, die Heimath oder das Reiseziel der Sängerin erfahren.—Wer wollte einen Engel fragen, woher er komme, und wo seine Heimath sei?—Aber einem ihrer damaligen Zuhörer wenigstens klingen oft jene unvergesslichen Töne im Herzen wieder und wecken süßes, doppeltes Echo, welches sinnend zurückklingt in die Vergangenheit, in die heitere Jugendheimath, und aber auch hinüberflingt in die Zukunft, in die ewige Friedensheimath.—Ja, jener Nachtgesang hat in seinem—und vielleicht in manchem andern Herzen Samen gesäet, welcher aufgegangen ist, und der nun fruchtbarverheißend blüht,

„—; es ist ein Seng tieflunen,  
Ein Geistesleuz für immerbar;  
Er fühl't in sich die Ströme rinne,  
Der ew'gen Jugend wunderbar.  
Die Flammen, die darin frohlocken,  
Sind stärker als die Aschenflocken,  
Mit denen Alter droht und Zeit;  
Es leert umsonst der Tod den Köcher,  
Es trinket aus der Gnade Becher,  
Den süßen Wein: Glückseligkeit."

## Praktische Winke für die Jugend.

Von E. L. Umbach.

### IV.

Man mißt eines Menschen Größe nicht nur mit dem Zollstab, sondern oft auch nach seinen intellektuellen Fähigkeiten, und darüber wollen wir in diesem Artikel hauptsächlich sprechen. Mancher Arbeiter macht seine Hand leicht durch seine Erkenntniß und ist vermögend dadurch mehr zu leisten. Zur aller geringsten Arbeit ist ein gewitzter Kopf besser fähig, als einer, dem diese Eigenschaft abgeht. Ein gebildeter Mann verwendet seine Kenntnisse in irgend einer Beschäftigung, die in sein Fach einschlägt.

Viele halten dafür, daß ein „Farmer“ keine Ausbildung nöthig habe, und daß eine Hausfrau eben so gut ihre Aufgabe lösen könne, ohne viel Wissen, als mit beträchtlicher Bildung. Dies ist ein Irrthum. Der Herr hat keine Stelle auf Erden für irgend eines seiner Menschenkinder, in welcher es nicht seinen Verstand gebrauchen könne und müsse, um seine Aufgabe recht zu lösen. Man hört nicht selten Leute ihrem Staunen Ausdruck geben darüber, daß ein Mann, welcher zum Beispiel einen Curfus in einer Hochschule vollendet hat, sich dem Landbau oder dem Geschäftsleben widmet. Warum sollte er das nicht? Hat ein Landmann oder Geschäftsmann kein Recht zu einer guten Ausbildung, ebensowohl wie der Mann, der sich dem öffentlichen Leben widmet? Wenn deine Bildung Niemand sonst nützt, so ist sie doch für dich selbst werthvoll. Aber gewiß hat sie auch Nutzen für Andere. Ein Gelehrter sagt: „Armuth bringt keine Schande, aber Unwissenheit.“—Allein, ich höre einen meiner jungen Leser sagen: „Mein Vater ist arm, und er kann mir keine besondere Ausbildung geben, weil er dazu die Mittel nicht hat.“ Nur nicht verzagt, es ist auch für dich noch eine Gelegenheit. Du kannst dir dennoch einen großen Schatz von Weisheit sammeln. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.“ Der Wille muß sehr oft den Weg machen. Wer einen Durst nach Wissenschaft hat, findet auch irgendwo eine Quelle, wo er diesen Durst stillen kann. Der berühmte Hugo Müller, welcher einer der hervorragenden Kenner der Naturwissenschaft war, kam aus dem Steinbruch, in welchem er lange Jahre hart arbeitete und seinen Studien zu gleicher Zeit oblag. Georg Stephenson, der Erfinder der Lokomotive, war ein Bergwerker. Aber während seine Hände beschäftigt waren, der Tiefe die für den Menschen so nützliche Kohlen abzugewinnen, waren seine freien Stunden dem Studium gewidmet. Was Männer vor uns gethan haben, können wir auch jetzt thun. In jeder Beschäftigung gibt es Gelegenheit, um den Verstand zu bereichern. Alle Arbeit wird nach gewissen Gesetzen verrichtet, und diese Gesetze kennen zu lernen, ist des Arbeiters Vorrecht. Unser Leben selbst ist ein großes, sehr interessantes Problem, welches an sich ein tiefes Studium bildet. Wir können immer Neues in demselben finden. Es braucht kein Tag von unserem Leben dahin zu schwinden, ohne daß wir etwas gelernt haben.

Wie ein Blinder an den schönsten Scenerien vorüber geht, ohne deren Herrlichkeit und Pracht gewahr zu werden, so gehen

viele junge Leute an den herrlichsten Sectionen ihres Lebens vorüber und klagen dann, daß sie keine Gelegenheit hatten zum Lernen. Wir müssen in unserer Jugend ja nicht vergessen, daß wir Bürger des Landes sind, in welchem wir wohnen, und daß wir unter heiligen Verpflichtungen zu demselben stehen. Somit sollten wir uns mit den Angelegenheiten desselben bekannt machen, wozu uns in unseren Tagen gute Zeitschriften eine treffliche Gelegenheit bieten. Junge Leute sollten lesen, viel lesen. Aber nicht nur sind wir Bürger des Landes, in welchem wir wohnen, sondern wir sind „Bürger der Welt“ und sollten daher etwas von derselben wissen. Es ist manchen von euch die Gelegenheit nicht gönnnt, hinaus zu gehen und die Welt zu sehen. Merke: Vermittelt gut Literatur wird sie dir gleichsam ins Haus getragen. Da kannst du denn mit ihr bekannt werden. Jeden Tag eine Stunde zum Lesen verwendet, bringt uns über manche Seiten in unseren Büchern und über einen reichen Schatz von Kenntnissen. Dadurch wird unser Gesichtskreis erweitert, und wir schauen die Welt von einer ganz anderen Seite an. Aber nicht nur sollen junge Leute in den Vorgängen der Weltgeschichte interessiert sein, weil sie Weltbürger sind, sondern sie sollen sich auch in der Geschichte der Kirche interessieren, weil sie Glieder derselben sind, oder doch sein sollten. Die Geschichte der Kirche ist die allerinteressanteste Geschichte, die die Welt kennt. Sie sollte nicht nur gelesen, sondern studirt werden. Wenn du, mein junger Freund, etwas Interessantes lesen willst, Etwas das die modernen Novellen an Reiz übertrifft, so schaffe dir eine gute Geschichte der christlichen Kirche an. Zur Vorbereitung auf solches Lesen nimm deine Bibel und lies dieselbe zuerst aufmerksam durch, denn sie enthält die Anfänge der Kirchengeschichte. Auch mit den täglichen Vorgängen in der Kirche sollte sich die Jugend bekannt machen. Da bieten die christlichen Zeitschriften eine treffliche Gelegenheit.

Jeder Jüngling, jede Jungfrau sollte eine Bibliothek haben, bestehend aus guten Büchern, und dann Zutritt zu verschiedenen Zeitschriften. Aber in der Wahl von Büchern sollten junge Leute immer ältere Personen, die mit der Lectüre bekannt sind, zu Rathe ziehen, ehe sie kaufen und lesen, denn es wird heutzutage sehr viel leichte, schädliche Literatur verbreitet, und die rechte Wahl zu machen, ist oft nicht so leicht. Aber ich höre Jemand sagen: „Die Bücher etc. kosten viel Geld und ich bin arm.“ Auch hierin findet der Wille einen Weg. Anstatt dein Geld für Vergnügungen oder köstliche Kleider u. s. w. auszugeben, kaufe dir guten Lesestoff. Sei sparsam und habe Acht auf deinen Verdienst, und du wirst so viel erübrigen können, daß du gute Lectüre bekommen kannst. Oft kann man auch gute Bücher leihen von Freunden und aus öffentlichen Bibliotheken. Nochmals: Benütze deine freien Stunden zum Lesen wohl und laß keinen Tag vergehen, ohne etwas gelesen und — behalten zu haben. Bei all' deiner Arbeit kannst du dir einen Schatz von Weisheit sammeln. Auch hierin sollte man frühe beginnen.





## Ostererinnerungen eines alten Knaben.

(Von Wilh. Claudius.)

Auf stiller, waldbumkränzter Höhe stand das einsame Pfarrhaus, in dem ich meine glückselige Kindheit verlebte. Hinter

Bildniß trug, wurde noch wochenlang von Haus zu Haus erzählt. Je weniger wir in die Welt hinaustamen, desto

sich geräumig der Garten aus mit seinen vielen Obstbäumen; vor demselben, kaum dreißig Schritt entfernt, lag die alte, gothische Kirche mit ihrem prachtvollen Geläute, das man stundenweit hörte, und auf welches die Gemeinde mit Recht stolz war. Jenseit der Kirche, von der aus man das gesammte große Kirchspiel überschauen konnte, dehnte sich das Dorf aus, jedes Haus mit Obstbäumen umgrünt. Ja, eine herrliche Jugendzeit durften wir Kinder da verleben! Gottes Schöpferhauch athmete fühlbar in Feld und Wald, kein Geräusch der lauten Welt drang störend hier herein. Waren wir doch so weit von Europens Cultur und Höflichkeit entfernt, daß nur zweimal in der Woche der Postbote aus dem entfernten Städtchen zu uns kam.

Berührte sich aber gar einmal ein Drehorgel-Mann mit einer Mordgeschichte in unsere stillen Berge, so begleitete ihn gewiß Groß und Klein durchs ganze Dorf und staunte ihn wie ein Meerwunder an. Von der schrecklichen Mordgeschichte aber, die er vorgetragen und wobei ich ihm gewöhnlich das

enger schloß sich die Familie zusammen, desto traulicher war der Verkehr mit den Dorfleuten.

Ostern ist schon an sich auf dem Lande noch einmal so schön



W. C.  
77



als in der Stadt, weil dort auch die Auferstehung in der Natur so recht vor Augen tritt und zu dem christlichen Osterfest gleichsam die Glocken läutet. Bei uns aber kam noch viel Anderes hinzu, wodurch uns Ostern als ein rechter Glanzpunkt in unserm ländlichen Stillleben hervortrat. In der heiligen Passionszeit, namentlich aber in der stillen Woche vom Palmsonntag bis Charfreitag, war in unserm Hause, in der Kirche und im Dorf Alles gar ernst und feierlich hergegangen. Tiefe, hehre Stille war über Dorf und Flur gelagert, Männer und Frauen waren alle schwarz gekleidet, auch Altar und Kanzel waren schwarz behangen. Von allen Seiten hatten wir den Eindruck, uns selber recht still verhalten zu müssen. Nicht wie sonst hatte der Vater des Abends mit uns gespielt, auch auf den Spaziergängen war er in ernste Gedanken an seine Predigten versunken und hatte nur wenig mit uns geredet. Auch am Ruhetag hatten wir uns noch möglichst stille halten müssen „nach dem Geleß“ und waren um der vier Osterpredigten willen, über denen Vater studierte, im Hause auf den Beßen umhergeschlichen. Läuteten dann aber am Abend vor Ostern die Glocken den Feiertag ein, dann trat der liebe Vater mit seinem wie Sonnenschein freundlichen Angesicht in unsere Mitte. Seine Arbeit für die Gemeinde war gethan, nun gehörte er für diesen Abend uns und pflegte dann gewöhnlich aus warmem Herzen heraus uns die Festgeschichte zu erzählen. Diese Dämmerstündchen werden mir immer unvergeßlich bleiben. Mutter war freilich an diesem Abend nicht bei uns, sandte uns aber dafür, so oft die Thür aufging, in Gestalt des lieblichsten Ruchenduftes, den unsere Nasen mit Wonne einzogen, einen freundlichen Gruß aus der Küche herauf. Auch war es uns kein Geheimniß, daß sie dort eben mit kunstfertiger Hand die Ostereier zurichtete, die sie in bunter Abwechslung roth, blau und gelb färbte, und mit denen sie, so sparsam sie sonst war, am Osterfest nichts weniger als geizig war. Kein Wunder, daß wir an diesem Abend erwartungsvoll schlafen gingen und uns noch aus den Betten aufküsterten: „Morgen ist Ostern!“ Schon in der ersten Frühe des folgenden Morgens, als eben die Sonne aufging, weckten uns die Osterglocken mit ihren vollen, fröhlichen Klängen. Schnell ging's hinaus auf den Gottesacker, der rings um die Kirche her lag. Dort war schon die ganze Gemeinde versammelt, um auf den Gräbern ihrer Lieben die erste Botschaft von der Auferstehung zu vernehmen. Mit Bosaunenbegleitung und unter dem Geläute aller Glocken wurde zuerst: „Jesus meine Zuversicht“ gesungen, und dann trat Vater auf eines der höchsten Gräber und bezeugte mit freudigem Aufstun seines Mundes: Hallelujah, der Herr ist auferstanden! und die ganze Gemeinde antwortete wie aus einem Munde: Er ist wahrhaftig auferstanden! Hallelujah!

Nach einer kurzen Predigt und nochmaligem Gesang ging's nach Hause zurück zum Frühstück. Kaum war dies beendet, so trat Mutter lächelnd herein und rief: „Kommt in den Garten, Kinder, der Osterhaas hat gelegt!“ Eiligst ging's die Treppen hinunter in den großen Garten. In der That, der Osterhaas hat sich heimliche Verstecke ausgesucht, nicht leicht sind die Eier zu finden, aber gefunden werden sie doch, hier eins im dichten Buchsbaum, dort eines im grünen Moos unter den dunkeln Tannen, wieder eins in den Himbeersträuchen ganz hinten im äußersten Winkel. Ist das ein fröhliches Hin- und Herspringen und ein geschwätziges Herüber- und Hinüberrufen! Endlich hat jedes sein rechtlich Theil „ergattert“, jedes ist auch fest überzeugt, die seinigen seien die aller schönsten. Gleich-

zeitig wird auch mit dem späten Ende an die Zähne geklopft und damit jedes einzelne Ei auf seine Stärke und Haltbarkeit untersucht, denn am Mittag soll ja, was ein Hauptvergnügen ist, mit den Dorfkindern „geklopft“ oder „getupft“, oder wie man in Schwaben sagt, „geklöpselt“ werden. Vorher aber gehen wir mit den Eltern in die Kirche und singen unsere herrlichen Osterlieder. Nach dem Gottesdienst und dem Mittagessen muß Vater bis an den Abend in die Gemeinde, um Kinder zu taufen und Kranken das heil. Abendmahl zu reichen. Wir aber dürfen unterdessen in die Wiese, wo die ganze Dorfjugend sich heute zum fröhlichen Osterspiel versammelt. Unterwegs treffen wir schon, wie ihr auf dem Bilde eine solche sehen könnt, einzelne Gruppen an, die eifrig mit Rippen beschäftigt sind. Es gilt dabei, ein Ei ans andere zu schlagen, und wessen Ei ganz bleibt, der hat das andere gewonnen. Der kleine Hannes hat, wie Figura zeigt, dabei Pech gehabt und kann sich nicht in sein Unglück finden, daß der Peter als Sieger sein Ei annectirt hat. Dieser aber ist schon wieder dran, auch die kleine Lisbeth um ein Ei ärmer zu machen. Ihr könnt's ihm ordentlich ansehen, wie er, im Vertrauen auf sein starkes Ei, des Sieges schon im voraus gewiß ist, und die Sache ist so wichtig, daß selbst der alte Großvater mit Interesse zuschaut und dabei der eignen Osterfreuden vor alten Zeiten gedenkt. Wenn nur der Peter nicht zuletzt auch noch dem kleinen Minchen sein einziges Ei ruiniert! Ich fürchte sehr dafür! Doch wir ziehen vorbei und auf die nahe Osterwiese hinaus, wo schon ein lustiges Treiben ist. Hier werden die Eier hoch in die Lüfte geworfen, und da der Boden so weich ist, meist unbeschädigt wieder aufgenommen. Geht aber eins entzwei, so ist's auch kein Unglück, denn bei dem vielen Springen ist stets wieder Platz im Magen für solch' ein kleines Ei. Ueberall stehen kleine und große Häuflein zusammen und vergnügen sich mit dem beliebten „Rippen.“ Auch die erwachsenen Burschen und Mädchen, ja selbst viele alte Leute machen heute diese „Kinderei“ mit. Ehe man sich's versieht, ist's Abend geworden und das Betglöcklein ruft alle Kinder heim. „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt“, betet das liebe Mütterlein heute am Osterabend noch besonders innig mit uns, und dann heißt's „Schlafengehen!“ Aber: „Morgen ist noch einmal Ostern“, flüstern wir Kinder uns wieder aus den Betten zu.

Der Ostermontag war für uns noch ein besonders fröhlicher Tag. „Heute Nachmittag gehen wir in den Wald“, sagt der Vater, als er aus der Kirche zurückkehrt. Sein Amt an der Gemeinde ist beendet, er darf sich nun im Familientreife des Festes freuen. Mit Jubel wird der Spaziergang angetreten. Auch Mutter geht heute mit, weil's Feiertag ist, und im Dorfe schließen sich uns alle Kinder und viele Erwachsene an, wie der Vater sie gewöhnt hat. Ueber die Wiesen, die im ersten Grün schimmern, geht's dem Walde zu. Die fröhliche Kinderschar zerstreut sich bald, um die Erstlinge der Frühlingsblumen zu pflücken. Dem Vater wird der Särn nicht zu laut; er lächelt, scherzt und läuft mit uns um die Wette. Auf einer lichten Waldwiese angelangt, auf der gefälltste Baumstämme Sitze darbieten, machen wir Halt. Hier läßt sich's prächtig ein Stündchen verweilen. „Nun könnt ihr spielen, Kinder, und ich spiele mit euch“, ruft der Vater und schon läuft er schnell ins Dickicht hinein, um sich zu verstecken. Lauter Halloß schallt durch den Wald, und wir eilen fort ihn zu suchen. Endlich hat eines ihn gefunden und uns alle herzugelassen. Wir bringen ihn frohlockend als Arrestanten an den gemeinsamen Halteplatz. Hier wird noch weiter gespielt, denn wo



ließe sich ein schönerer Spielplatz finden als auf dieser prächtigen Waldwiese? Plötzlich aber heißt es: „Vater will erzählen!“ Als bald wird die laute Schaar mäuschenstill und drängt sich wie eine Herde von Lämmern um ihren Hirten, auch die Erwachsenen stehen rings im Kreise und hören aufmerksam zu. „Ach, daß die Abendsonne heute so früh gekommen ist!“ heißt es aus aller Munde, als der Vater eben geschlossen hat. Aber sie ist gekommen, und das junge Volk muß nach Hause. Die Eitern erheben sich und der Heimweg wird angetreten. „Laßt uns noch ein schönes Lied singen,“ sagt unterwegs der Vater,

und ohne zu fragen, jubeln die hellen Kinderstimmen in den dunkeln Wald hinaus:

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit!  
Welt lag in Banden, Christ ist erstanden,  
Freue dich, freue dich, o Christenheit!

Nicht wahr, Leser, es ist dem „alten Knaben“ nicht zu verdenken, wenn's ihm bei diesen „Ostererinnerungen“ aus der goldenen Kindheit Tagen unter der linken Westentasche klopft und auch die Augen darüber naß werden?—

## Frühling.

Von W. Huber, jr.



Frühling! Frühling! —  
Ueber dem Haupte mir  
Droben am Himmel,  
Dem azurblauen,  
Schmetternd laut  
Lenzpreisende Vögelchen:  
Frühling! Frühling!

Endlos dehnt sich die Au—  
Rauschende Bäche,  
Blumige Wiesen,  
Schattige Haine,  
Lachende Dörfer—  
Glockengeläut  
In dämmernder Ferne,  
Friedeüberwehend,

Andachterweckend—  
Frühling! Frühling!

Steilauftragende,  
Mächtige Berge,  
Himmelanstrebend,  
Felszerklüftet  
Und dunkelbewaldet—  
Hoch in die Lüfte,  
Mit stolzer Würde  
Heben die Fichten,  
Die hundertjährigen  
Waldestitanen,  
Trotzige Häupter,  
Freudig erstaunt,

Und flüstern leis,  
Und ein Lächeln erheßt  
Das wettergebräunte,  
Bermittelte Antlitz—  
Und sie dehnen und strecken  
Die knorrigen Arme,  
Die nervigen, starken,  
Der Sonne entgegen,  
Als wären sie eben  
Aus Träumen erwacht,  
Aus winterlich kaltem,  
Schaurigem Schummer—

Und nieder sink' ich aufs Knie,  
Und jauchze und bete:  
Frühling! Frühling! —

## Durch Nacht zum Licht.

Eine Passions- und Osterbetrachtung.

Von J. F. Grob.

**D**urch Nacht zum Licht. Dieses ist das große Weltthema, welches Gott der Schöpfer und Voller der aller Dinge der Geschichte, die sich auf diesem Erdball abspielen soll, gleichsam zur Aufschrift gegeben hat. „Es war finster auf der Tiefe,“ berichtet der heilige Geist. Doch diese Bande der Finsterniß sollten gesprengt werden. Es bedurfte auch nur eines Wortes des Allmächtigen, und das Licht brach mit Siegesmacht herein. Da glänzte sie nun, die befreite Erde, im jungfräulichen Lichtgewand. O, wie unzählige Male schon seither mußte das Licht mit der Finsterniß ringen, und nur unter schwerem Kampfe drang dasselbe zum Siege durch. Die Geschichte erzählt es tausendstimmig, und jeder junge Tag verkündigt es, und die Erfahrung eines jeden edlen Menschen bestätigt es: Durch Nacht zum Licht! Und sollte er, der Gottessohn in Knechtsgestalt, eine Ausnahme bilden? Ja, er sollte, billig! denn die Finsterniß ist seiner Natur so fern, wie der Morgen dem Abend, weil ihm die Sünde fern ist. Und doch ist dieser Kampf auch sein Verhängniß, denn die Sünden der Menschen waren auf ihn geworfen; und eine Tochter der Sünde ist die Finsterniß. Durch Nacht zum Licht, das ist auch sein Loos. „Durch Nacht,“ tönt's am Charfreitage in melancholischen Accorden vom Thurme; „zum Licht!“ fallen jauchzend die Osterglocken ein.

Wer wandelt dort gebeugt und schweigend im nächtlichen Dunkel unter den schweren Schatten jener Delbäume? Noch etliche zitternde Schritte und nieder sinkt die einsame Gestalt. Es ist stille auf dem Gehöfte Gethsemane und stille rings umher. Auch das unverständliche Lallen etlicher schlaftrunkenen Männer in der Nähe ist verstummt. Seufzend streicht der scharfe Nachtwind durch die langen Aeste. Horch! ein Ton, eine rührende Stimme, ein Gebet. Ziehe deine Schuhe aus, es ist heiliges Land; nahe dich mit Ehrfurcht, es ist der Herr! Siehst du ihn gebeugt bis zur Erde nieder? O, wie dunkel ist's um ihn, über ihm, in ihm! Die Sünden der Welt, die vielen himmelschreienden Sünden, im Leichtsinn begangen, ziehen sich schrecklich drohend über seinem unschuldigen Haupte zusammen, und schwarz und schaurig hängt's am Himmel; eine angstverbreitende Gewitterwolke, gefüllt vom Zorne Gottes, senkt sich nieder auf Gethsemane. Und unter ihm? Knarrend öffnen sich die Pforten der Hölle, und furchtbar stürzen die Heermassen des finstern Reiches hervor, herauf auf den Kampfplatz Gethsemane; denn eine viertausendjährige Arbeit der bösen Mächte steht in Gefahr durch einen Einzigen, den menschengewordenen Gottessohn, über den Haufen geworfen zu werden. In geschlossener Phalanx dringen sie unter dem Commando ihres Obersten, Beelzebub, vor und schließen höhn-

lathend den einsamen Peter ein. Da kniet, nein! da liegt er auf dem Antlitz! Und vor ihm öffnet sich gähnend der Hölle Rachen und dicht und schwer entsteigt ihr ein Zauberdunst, der die Kräfte lähmt und die Sinne gefangen nimmt. Hört ihr das Wimmern: „Abba, mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber“? Keine Stimme noch Antwort. Er betet heftiger. Suchend späht er nach Oben, ob ein freundlicher Vaterblick ihm nicht entgegen strahle. Vergebens! Er sucht ein menschlich fühlend Herz bei seinen elf Getreuen; die murmeln verworren im Schläfe. Sie erlagen dem bezaubernden Dunst in der Stunde der Finsterniß. Verzweifeln kämpfen die Geister aus dem Abgrund; mit niederdrückender Gewalt lagern sich die Sünden der Menschheit auf ihn, und unerbittlich schwebt die Borneswolke Jehovahs zu seinen Häupten. Und das Alles gilt ihm! Jetzt ringt er mit dem Tode! Der Schweiß färbt sich blutig und fällt in schweren Tropfen zur Erde. Die Schauer der Hölle gehen über ihn. Noch hält er aus. Noch einen wüthen-

den Anprall macht der furchtbare Feind. — Entschieden! Sie g! Der Anfang des Endes ist überstanden; der Feind in totaler Verwirrung, freilich um sich urplötzlich für einen neuen Angriff zu sammeln. O, welch eine Nacht! Zum Tode matt und doch gestärkt, erhebt sich der Heiland der Welt und tritt mit erneutem Muth — der Feind ließ ihm nicht Zeit zu Athem zu kommen — unterwegs noch seine schwachen Jünger, die sich verwundert die schläfrigen Augen reiben, sammelnd, dem wüthenden Feind aufs Neue entgegen. Er unterliegt in den Augen der Sterblichen. Und nun folgt eine Nacht über deren größten Theil der heilige Bericht den Schleier des Schweigens deckt. Es ruhten alle Wälder, Vieh, Menschen, Städte und Felder; es schlief die ganze Welt, aber der Menschensohn war dem Uebermuth leichtsinniger Soldaten preisgegeben.

Auch deiner, lieber Leser, mögen kummervolle Nächte warten, da Gram und Sorge dich zu verzehren drohen; dann gedente jener herben Leidensnacht, die dein Heiland inmitten.



Straße in Jerusalem.



Jerusalem.



roher Menschen, von Judas und Petrus so schmäzlich getränkt, von Allen verlassen, büßend durchmachte. Mit trübem Schein verkündet im Osten die Sonne ihr Nahen. Mich päucht, sie zögerte heraufzusteigen. Die Stadt wird rege, und in den volksbelebten Gassen wälzen sich die neugierigen Massen, der

Fortsetzung des Prozesses gegen Jesus von Nazareth beizuwohnen. Die Sonne hat die Nacht verschleucht, aber um den heiligen Duldverdrichtet sich die Finsterniß. Immer drohender zieht sich's über seinem Haupte zusammen. — Es ist entschieden. „Kreuzige, kreuzige ihn!“ ruft die Geistlichkeit (?), die Gebildeten und — der Pöbel. Und bald sieht man Den, den unsere Noth auf die Erde trieb, unter einem schweren Kreuzesbalken durch jene Gasse

wanken, und die bunte Menge folgt. Er zittert unter der Last, die Kräfte schwinden. Es ist schon zu viel über ihn erlangen seit gestern Abend. Von seinem gezeigten Rücken rinnt das Blut nieder und färbt bei jedem Schritt das Pflaster. Endlich ist die Höhe von Golgatha erstiegen. Simon von Cyrene wirft die Last zur Erde. Nun beginnt eine Qual für den

diesem reinvollen Ruck an die Worte der Weissagung: „Meine Gebeine sind zertrennt.“ So muß er nun sechs lange, bange Stunden dahängen, und die Zorneswetter des beleidigten Gottes entladen sich furchtbar über ihm; die Menschen geberden sich, wie losgelassene Bestien. Mit satanischer



Gethsemane.

Schadenfreude gehen sie an ihm vorüber, und nehmen mit einem: „Psui dich!“ von dem heiligen Sterbenden Abschied. Das ist die Menschheit, für die er am Kreuze seine Arme ausspannt. Schon drei Stunden schmachete er. Die Sonne steht am höchsten; es ist zwölf Uhr Mittags. Siehe, da erblickt die Königin des Tages und hüllt sich in Trauer, und



Oelberg.

heiligen Duldver, die alle menschlichen Begriffe übersteigt. Er wird von den Kriegsknechten auf das Kreuz gelegt; die Arme ausgespannt und die Hände festgenagelt und so die Füße. Jetzt wird das Kreuz ausgerichtet, in die Höhe gehoben und in das dazu ausgegrabene Loch gestoßen. Gewiß dachte er bei

über die Erde her zieht sich das Bahrtuch der Finsterniß. Nun ist er den spöttischen Blicken der Nichtswürdigen entzogen, hängt aber auch schrecklich vereinsamt in Kerkerfinsterniß an drei Nägeln zwischen Himmel und Erde, verlassen, fürchterlich verlassen von Gott und Menschen. — Bis d a h i n ! d a h i n !

Ach! und daran bin auch ich schuld! Es ist die Pein und das Entsetzen der Verdammniß, in der du Unschuldiger dich krümmst! Die äußerste Finsterniß; da Heulen und Zähneklappen sein wird; die Schadenfreude und Wuth der Geister aus dem Abgrund; das erdrückende Schuldbewußtsein, denn er ist „für uns zur Sünde gemacht“; und—und wer kann es begreifen! Das entsetzliche Gefühl des kalten Verlassenseins von deinem Gott; die Pein der Pein, sich zu fühlen in absoluter Gottesferne: das Alles mußt du durchkosten—für mich! Habe Dank! ewig, ewig Dank, Gebenedeiter!

Schau hin, mein Herz, auf jenes Marterholz, daran mein Jesus büßend stirbt. Welch' hartes Sterbebett! Noch fällt ein Blutstropfen nach dem andern zur Erde nieder. Langsam hebt und senkt sich die Brust; der Athem wird schwach und schwächer; die Wangen färben sich bläulich; sein edles Haupt neigt vor großer Schwäche sich leicht auf die Schulter; der Glanz der Augen ist dahin: Er stirbt!

O Haupt voll Blut und Wunden,  
O Haupt, zum Spott gebunden  
Mit einer Dornenkrone!  
O Haupt, sonst schön geschmückt  
Mit höchster Ehr und Zier,  
Doch nun von Schmach gedrückt,  
Begrüßet seist du mir!

Doch noch einmal öffnet sich der blasse Mund und zwar zu einem Siegesgeschrei: Es ist vollbracht! Habt ihr's gehört, ihr Mühseligen, ihr Widerstrebenden, ihr feindlichen Mächte der Finsterniß? Es ist vollbracht! Das Gottes Gericht über der Welt Sünde hat ein Ende. Die Scheidenwand, die Sünde, ist hinweggethan; des Paradieses Pforte, die 4000 Jahre verschlossen war, sprang unter dem Zauchen der Engel auf, der Vater breitet seine Arme aus, die reuigen Sünder zu empfangen; Gott und die Menschen sind wieder Freunde! O, verkündiget's auf den Breiten der Erde, wo nur ein menschlich Herz schlägt, und besinget's in alle ewige Ewigkeiten!

O komm, du betrübtes Herz, hier schlage reuig an deine Brust und—wirf dem Sündentilger zu Füßen deine Last:

Dann geh und rühme selig,  
Wie wohl dir hier geschah;  
Der Weg zum Paradiese  
Geht über Golgatha.

Der Abend dämmert nieder. Dort wandeln ernste Gestalten jenem Garten zu und legen schweigend eine in reinliche Tücher gehüllte Leiche zur stillen Ruhe nieder. Schlafe wohl, du müder, verwundeter Leib meines Herrn! Dunkel und stille ist die Nacht; es regt sich kein Zweiglein, die Natur hält den Athem an, denn der Herr der Schöpfung ruht. Endlich zieht der Tag mit tragem Schritt herauf, aber die Sonne hält ihr

Angezicht bedeckt mit dem weichen aus dunkeln Nachtwolken gewobenen Trauerflor. Noch einmal lagern sich die Schatten der Nacht auf das verschlossene Grab in Joseph's Garten. Die Stunden eilen wie auf den Flügeln des Windes. Schon kräht der Hahn und verkündet das Morgengrauen. Golden säumt sich der östliche Himmel wie zum Triumphbogen eines Siegers.—Habt ihr's gehört, wie es dröhnte in den Eingeweiden der Erden? Ein Erbeben? Der Allmächtige hat die Glocke des Weltalls geläutet, um die Größe des Augenblicks anzukünden. Dort bricht die Ostersonne mit einem Freudensprung hervor, und hier an offener Gruft steht ein Bote aus der andern Welt in blühendem Gewand. Himmel und Erde frohlocket:

Christ ist erstanden!  
Freude dem Sterblichen,  
Den die verderblichen,  
Schleichenden erblichen.  
Mängel umwanden,  
Christ ist erstanden!  
Selig der Liebende,  
Der die betrübende  
Heilsam' und übenbe  
Prüfung bestanden.  
Christ ist erstanden!  
Aus der Verwerfung Schooß.  
Reißet von Banden,  
Freudig euch los!  
Thätig ihn Preisenden,  
Liebe Beweißenden,  
Brüderlich Speisenden,  
Predigend Reisenden,  
Wonne Verheißenden,  
Euch ist der Meister nah,  
Euch ist er da!

Ja, Freude dem Sterblichen, den die verderblichen, schleichenden, erblichen Sünden umwanden; denn Jesus lebt, die Erlösung der Welt ist bestätigt! Waget euch hervor, ihr schüchternen Jünger, die ihr die betrübende, heilsam' und übenbe Prüfung der geistlichen Anfechtung und Vereinsamung bestanden! Alle, alle, die ihr auf den Trost Gottes wartet, und alle ihr Beladenen, hebt eure Häupter empor, denn euch, ja euch ist der Meister nah, euch ist er da.

Wandle leuchtende und schöne Ostersonne deinen Lauf; stimmt die Saiten zum schönsten Gesang, ihr Engel im Himmel; frohlocket, ihr Frommen; fürchte das Grab nicht, o Bruder; Christus ist wahrhaftig auferstanden, und nun werden auferstehen die Leiber der Heiligen, die da schlafen und werden den Himmel bevölkern. Wie die Planeten die Sonne umkreisen, so werden wir Ihn freudeleuchtend umgeben; dann werden die Morgensterne Ihn wieder loben, und „es werden jauchzen alle Kinder Gottes.“

## Ein ehrliches Handwerk.

Von N. M.



Das Handwerk hat einen goldenen Boden," sagt ein altes, bewährtes Sprichwort, und es enthält eine goldene Wahrheit. Warum muß man heutzutage so oft die Klage hören, daß die Betreibung eines bürgerlichen Geschäftes nicht mehr lohne, und daß der Handwerker ein geringgeschätzter Mensch sei? Und warum wollen unsere Jünglinge nicht mehr zu schlichten Handwerkern werden? Ist

das ihre Schuld allein? O, wie oft muß man es doch von Ältern hören, daß ihre Söhne nicht zum Handwerk passen, zu begabt sind, um ihr Pfund zu vergraben und dergl., daß sie mit einem Wort, kein Verlangen haben, ihre Söhne zu Arbeitern zu erziehen; sie müssen studiren: Advokaten, Prediger und wer weiß was sonst noch werden, und wehe Dem, welcher es wagt den Wink zu geben, daß diese Jüngens wie zu Jar-



mern, Grobbschmieden oder sonstigen guten Handwerkern geboren seien. Ja, heißt es nun, es ist halt nicht mehr, wie früher; die Arbeiter hatten als besseren Verdienst, und die Konkurrenz war nicht so groß; früher brauchte Kunst und Genie nicht Betteln zu gehen, das ist jetzt anders u. s. f. Man möchte fast fragen, wenn war denn das „Früher,“ als noch alle Werkstätten Münzfabriken und Wechselbänke waren? Wann war denn die Zeit, daß nicht auch geschickte und brave Männer darbteten, gerade so wie jetzt?

Paulus schreibt einmal an einen lieben Amtsbruder, welcher eine Gemeinde in Creta bediente, er solle doch ja recht fleißig sein; denn einer ihrer eigenen Propheten hätte gesagt: „Die Creter sind immer Lügner, böse Thiere und faule Bäume.“ Dann ermahnt er seinen Bruder, solche faule Leute scharf zu strafen; die Unseren aber sollen lernen, daß sie im Stande sein mögen auch Gutes zu thun. Hierüber sagen aber Handglossen: „Laß unsere Leute nützliche Handtierung treiben, damit sie schaffen können und nicht unfruchtbar sind.“

Als Gott den Menschen vom Paradies austrieb, gab er ihm wohlweislich Arbeit, und zwar genug davon, denn der Mensch ist nur dann sicher, zufrieden und glücklich, wenn er Arbeit hat. Ein Mann, der nicht arbeiten kann, ist sehr zu bedauern; wer aber nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Es ist geradezu merkwürdig, und wäre unglaublich, wenn man es nicht mit eigenen Augen täglich sehen müßte, wie viele starke Männer es gibt, deren einziges Bestreben es ist, ohne zu arbeiten durch die Welt zu kommen. Solche Menschen betrachten Schulbildung und Professionen bloß als Hilfsmittel zur Faulheit und zu einem leichten Leben; aber es hat noch nie ein Mann außerordentlichen Erfolg oder Eminenz errungen, ohne außerordentlichen Fleiß und harte Arbeit. Es ist auch kein Amt und keine Stelle, welche nicht mit tausend Ansuchen und Triebfedern zu angestrengtem Fleiß umringt wäre. Wer Anstrengung scheut, wird es im Leben nie weit bringen; Alles, was der Mensch zur Ausführung bringen will, kostet Anstrengung; selbst Kenntnisse, Fertigkeit, ja sogar die Tugend kommt nicht gemächlich, sondern nur durch Anstrengung. Und gerade hier ist zu bemerken, daß das Behalten dessen, was man hat, ebensoviel Anstrengung erfordert, als das Erringen desselben, und wer sich nicht tapfer wehrt, verliert sein Hab und Gut.

Neulich kam ein Mann zu mir und bettete um eine Gabe; er war vom Ausland und sehr gelehrt. Der Mann konnte sieben Sprachen geläufig sprechen, schreiben und lesen, zudem ist sein Vater von Adel, und dieser, sein Sohn, ein erblicher Herr „Bon“; aber er konnte nicht arbeiten. Du sagst vielleicht er will nicht. Halt' ein! er kann nicht, denn er wurde nicht zur Arbeit erzogen. Die Muskeln fehlen, und die Hände sind klein und weich; er versteht nichts von Handwerkszeug, und wo er um Arbeit fragt, lacht man ihn an und blickt verächtlich auf seine schwächliche Gestalt. Er ist dankbar für einen Bissen kaltes Essen, aber er würde lieber sein Brod verdienen, und ich glaube es ihm. Dieser Mann weinte und sagte, er schäme sich zu Betteln, aber könne die harte Arbeit nicht verrichten; er lebt eleniglich und mühsam von der Wohlthätigkeit seiner Mitmenschen. Selbst wenn er sich anbietet, um für geringeren Lohn zu arbeiten, traut man ihm nicht.

Bei den alten Hebräern war es Sitte, daß Jedermann, ohne Ansehen der Person oder Verhältnisse, ein Handwerk lernen mußte. Die jüdischen Rabbiner pflegten zu sagen: „Wer seinen Sohn kein Handwerk lernen läßt, erzieht einen Dieb.“

Ist das weit vom Ziel? Gehe durch die Arbeitshäuser und Gefängnisse, und du findest kaum einen Sträfling aus fünfen, welcher nicht sein Handwerk im Gefängniß lernte. Der Apostel Paulus war ein Student der Theologie und zu den Füßen des berühmtesten Lehrers seiner Zeit erzogen, denn sein Vater konnte das thun für ihn, aber zuerst mußte er ein Handwerk lernen und sich nicht zu viel einbilden, um auf seinem Handwerk zu arbeiten. Später kam er einmal nach Corinth, wo keine Gemeinde war; aber was thut er? Er hörte von Aquila und Priscilla, welche dort ihr Handwerk betrieben, und weil Paulus eben dieses Handwerk gelernt hatte, arbeitete er mit ihnen als Zelt- und Teppichweber! Nicht einmal Gold- und Silberarbeiter, sondern ein Teppichweber war er von Geschäfte. Aber einen Vorzug hatte er, um welchen ihn Viele beneiden dürften; er konnte den Ephefern sagen: „Ich habe eurer Keines Silber, noch Gold, noch Kleid begehrt, denn ihr wißt selbst, daß mir diese Hände zu meiner Nothdurft gedient haben.“ Und auch heute noch kommen bessere Prediger aus der Werkstätt, als aus mancher Hochschule, wenigstens erfolgreichere.

Aber auch andere orientalische Nationen haben es den Juden abgelernt, die Knaben zu Handwerkern heranzubilden. Sir Paul Rycant sagt, der Groß Signor, bei welchem er als Gesandter diente, sei seines Handwerks ein Holzlöffelschnitzer gewesen, und zwar nicht bloß zum Vergnügen, sondern um im Nothfall einen Erwerbszweig zu haben; freilich waren damals hölzerne Löffel so stark in Mode, als heute versilberte.

In unseren Tagen gibt es Menschen, welche der Meinung sind, wenn man als Pfarrer studirt habe, sei Alles gethan, dann könne man ja vom Evangelium leben, ob man zu predigen verstehe oder nicht; aber gar Mancher hat dieses probirt und es hat ihn fehlgeschlagen. Vom Predigen konnten sie nicht leben; graben wollten sie nicht, und zu Betteln — nun ja, das war eben auch so eine Sache; sie schämten sich fast, und so war ihr Leben voller schwerer Versuchungen.

Unter zwölf Männern, welchen Jesus das Evangelium anvertraute, war, so viel ich weiß, nicht ein einziger geborener Herr, oder privatisirender Gentleman! Lauter Geschäftsmänner, welche vermögend waren, ihr Brod zu verdienen von der Arbeit ihrer Hände. Paulus war ein Teppichweber; Matthäus war Tagcollector; Petrus und die Andern waren Fischer, und Lukas, welcher ein Evangelium und die Apostelgeschichte schrieb, war ein Arzt. Es ist kaum fraglich, ob unter Allen einer war, welcher nicht sein Brod mit seinen Händen hätte verdienen können. Es gibt zwar Männer, welche von Natur aus Anlagen haben, fast irgend ein Werk zu betreiben, ohne besondere Lehrzeit, aber das sind Ausnahmefälle. Eltern, laßt eure Söhne tüchtige Handwerker werden, wenn sie später von dem Erlernen auch keinen Gebrauch machen müssen, schadet es jedenfalls nichts.

Wenn Müßiggänger tritt Satan ein ohne anzuklopfen, und ehe lang hat er den Faulenzer in seinem Dienst, und was ist die Beschäftigung? Ja, was? — Müßiggang ist aller Laster Anfang,“ sagt das Sprichwort, und die That bestätigt dasselbe. Wem nützt der Müßiggänger? Der Vergnügungssüchtige, welcher seine Zeit mit Lustbarkeiten vertreibt? Der Spieler, welcher emsig Karten mischt? Wem nützen sie? Noch mehr: gar oft geschieht es, daß Eltern in ihren alten Tagen sich gerne auf ihre Söhne stützen würden; aber ach, diese Söhne haben sich so lange auf die Eltern gestützt, daß sie bis ins Mannesalter gekommen sind und nie allein stehen lernten.

Es fragt sich nicht, was man ist von Geburt und Stand; heutzutage fragt man gewöhnlich: was kannst du? Während des amerikanischen Bürgerkrieges kam auch einmal ein deutscher Leutnant zu Präsident Lincoln und trug ihm seine Dienste an.

„O ja,“ sagte Lincoln, „wir brauchen Soldaten, und Sie können es hier zu Etwas bringen.“

„Sie müssen aber wissen, Herr Präsident, ich bin von einer sehr adeligen Familie,“ sagte der Leutnant mehrere Mal, um Eindruck zu machen. Aber Lincoln antwortete ihm endlich trocken:

„Daß Sie von Adel sind, schadet Ihnen eigentlich hier gar nichts, wenn Sie sonst ein ordentlicher Mensch sind; wir Amerikaner schauen nicht auf solche Kleinigkeiten und Geburtsfehler.“

Ebenso schlagfertig antwortete auch Napoleon III. einmal, als er gefragt wurde, welches Gewehr wohl das vortrefflichste sei:

„Es kommt ganz auf den Mann an, der dahinter steht,“ war die unbeugsame Antwort. Man lasse also den Jüngling zum Mann heranbilden; man lasse ihn was Tüchtiges lernen, und er wird im Stande sein, sich voranzuhelfen und emporzuschwingen.

Wenn ein Mann ein Loch in ein Brett bohrt, ist es gar nicht nöthig, daß ich auch den Bohrer sehe, um dessen Größe zu bestimmen. Das Bohrloch gibt Zeugniß, welches vor jedem Gericht gilt; so zeugen auch die Werke von dem Manne, welcher sie verrichtete, d. h., seiner Charaktergröße und Tüchtigkeit nach. Aber noch nie hat ein Mann Großes geliefert, ohne Hindernisse und Schwierigkeiten. Goliath war nicht der erste Widersacher, welchem David begegnete, denn David sagt selbst, daß er sich früher übte: Einst kam ein Bär und raubte ihm ein Schaf, aber er holte ihn ein und erschlug denselben; dann kam ein Löwe und wollte sich einen Schmaus erlauben, den ergriff er beim Bart und nam ihm die Beute aus dem Rachen. Hernach wurde er Sieger über den Philister und dann König. Wer in der Jugend etwas Tüchtiges lernt, der kann im Leben etwas Ordentliches leisten.

Kein Handwerk ist verächtlich, wenn es ehrenhaft ist und seinen Mann ernährt, und Niemand weiß, was ihm die Zukunft bringt. Wohl Dem, der sich in Zeit der Noth zu helfen weiß. Noch heute ist es bei dem Fürstenhaus der Hohenzollern Sitte, daß jeder männliche Sprößling ein Handwerk lerne und keiner derselben schämt sich dessen. Junge, ein Hohenzoller bist du noch lange nicht — fort, zum Handwerk!

## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenblicke auf diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren.

Von A. Halmhuber.

### Bedürfniß einer Erneuerung.

Die Einführung des neuen Kalenders in Japan ist eine nicht zu unterschätzende Neuerung, da sie oft auf die Bezeichnung „vor Christo“ oder „nach Christo“ führt und durch die Wocheneinteilung auch eine Mahnung an das Sonntagsgesetz enthält. Die Beamten haben auch bereits fast durchgängig am Sonntag Ruhetag; das Volk jedoch hängt noch am Alten und feiert den ersten und fünfzehnten Tag im Monat, d. h. wem es so beliebt. Neujahr vielleicht ausgenommen, geht das öffentliche Leben alle Tage so ziemlich gleichmäßig fort. Die Namen der Wochentage, mit unserem Sonntag begonnen, lauten in Japan: Sonnentag, Montag, Feuertag, Wassertag, Holztag, Metalltag und Erdbtag.

Eine Anzahl neuer Verordnungen tragen viel zum öffentlichen Wohl bei: der alte Brauch der Blutrache ist abgeschafft, die Ausübung des Rechts dagegen in die Hände geordneter Richter gelegt; zur Verhinderung von Unglück durch unbefugtes Schießen wurden Jagdscheine eingeführt; die Auszeichnung des Edelmanns, das Schwert zu tragen, wurde abgeschafft. Auch wurden die Prozeffionen der Nacten, das Zusammenbaden beider Geschlechter, der Druck unsittlicher Bücher und Bilder, der Verkauf von Töchtern an Häuser der Wollust gesetzlich verboten, aber an der Handhabung des Gesetzes in Betreff dieser vier genannten Uebinge fehlt es noch sehr, wie man sich hinreichend zu überzeugen Gelegenheit hat. Dagegen wird an der Organisation eines geordneten Schulwesens rüstig fortgearbeitet, so daß bereits viele höhere und niedere Schulen durchs ganze Land errichtet wurden.

Auf viele Neuerungen im öffentlichen Leben, wie Kleidertracht, Baukunst, Hauswirthschaft, Zeitungen und Aehnliches

wurde bereits hingewiesen. Wie kühn und originell der Japanese bei Einführung von etwas Neuem vorgehen kann, zeigt der Vorschlag eines hervorragenden Staatsmannes, das Englische als künftige Volkssprache in Japan einzuführen. Dabei rath er, die Orthographie streng nach der Aussprache zu reformiren. Er geht sogar so weit, alle Unregelmäßigkeiten aus der Grammatik zu entfernen und somit „sprechen“ statt „sprach“ und „stiegt“ statt „flog“ sagen zu lassen, wobei dann auch die Wortfolge nach japanischem Geist umgewandelt werden soll. Das geht nun wohl im Kopf eines einzelnen Mannes, welcher wenig auf seine Muttersprache zu halten scheint; das japanische Volk spricht aber heute noch echt japanisch, und wird es auch, so machen so lange es existirt.

Obwohl allgemein anerkannt wird, daß das Alte den Bedürfnissen nicht mehr entspricht, so sind die Meinungen in Beziehung auf das Neue doch sehr verschieden. Etliche sind für die Einführung des Christenthums, Etliche dagegen. Man hört z. B. Stimmen wie diese: „Viele fürchten, das Christenthum würde unsere gesellschaftlichen Beziehungen stören, indem es zwischen die höheren und niederen Stände unser socialen Einrichtung Mißtrauen brächte. Aber Bewegung ist besser als Stillstand; Fortschritt entspringt nur der Auseinandersetzung verschiedener Ansichten; Streit kann ein Segen werden.“

Eine Nation, welche zu einer neuen Erkenntniß und Kraft gelangt, wie die christliche Sittenlehre und der christliche Glaube es sind, wird dadurch sicher ihre Lage bessern, weiser und stärker werden, und schließlich alle Klassen der Gesellschaft in brüderlichen Einklang bringen. Die Geschichte bestätigt diese Behauptung, denn kein anderes Volk der Erde ist so an die Spitze der Civilisation getreten, wie diejenigen, die sich zur



Christlichen Religion bekennen. Eine erzwungene Gleichförmigkeit muß ein beklagenswerthes Uebel sein, da der Schöpfer uns so gemacht hat, daß wir nicht Alle ehrlieh dieselben Ansichten haben können." Ein anderer unter dem Einfluß eines Missionars stehender Japanese ließ sich seiner Zeit also vernehmen: „Der Mensch bedarf des Unterrichts. Hat er keinen Unterricht, so gleicht er einem Vogel oder Thiere, hat der Weise gesagt. Nun gibt es in verschiedenen Ländern auch verschiedene Unterrichtssysteme: in China das des Confucius, in Indien das des Buddha, in den Abendländern das von Jesu. Außer denselben bestehen noch viele andere, wie in unserem eigenen Lande das des Schintoismus. Von Alters her hat man aber den Schintoismus durch die Lehren des Confucius und des Buddha zu vervollständigen getrachtet, und die Menschen haben sich dem Einen oder dem Andern zugeeignet, wie ihre Neigung sie trieb. Die Folge war, daß auf allen Seiten Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten hervorbrachen, daher das Volk der Einigkeit entbehrte.“

„Wird nun ein neues System angenommen, welches soll es dann sein? Obwohl ich nicht genügend aufgeklärt bin, um ein Endurtheil zu fällen, was der richtigste Weg wäre, ob der von Confucius, von Buddha, von Schinto oder Jesu empfohlene, so möchte ich doch meine armen Gedanken über diesen Gegenstand aussprechen. — In vielen Ländern des Westens gilt die Lehre Jesu. Sie ist gegründet auf die Anbetung des Himmels Herrn und verbietet die Verehrung der hölzernen und steinernen Gözen. Sie unterrichtet über Dinge, welche dem Menschen täglich vorkommen, und arbeitet entschieden auf eine zunehmend genauere Beobachtung ihrer Gebote hin. Ihre Lehrer verkündigen sie in einer Weise, die geeignet ist, Jedermann zu fördern, den engherzigen Geist zu beschämen und auf breitere bessere Bahnen zu locken; und dieser Unterricht ist das Geheimniß der Bildung des Abendlandes.“

„Seit die Regierung des Tenno sich verjüngt hat, ist die Zeit gekommen, schlimmen Gewohnheiten den Abschied zu geben. Es muß eine Religion geben; wenn man aber den Schintoismus vorschlägt, so wissen wir nicht, wie der zu lehren wäre; wenn den Confucianismus oder Buddhismus, so

wissen wir, daß diese dem Bedürfnis nicht genügen. Sollte man also die Religion Jesu einführen, unbekümmert um die unverständige Klage über den Wechsel in Nationalgebräuchen und die Befleckung des Landes durch Neuerungen, so wird das Volk dabei wohlberathen sein.“

Gegen das Christenthum äußern sich besonders alle diejenigen, welche, wie bereits erwähnt, der Ansicht sind, den geistigen Bedürfnissen Japans könne durch eine glückliche Mischung der bisherigen Religionen und durch tüchtige wissenschaftliche Bildung vollständig entsprochen werden. Eine nicht geringe Anzahl Leute gehen aber dabei so weit, daß sie glauben, ohne alle Religion fertig werden zu können. Sie verlachen das Alte und verhalten sich gleichgültig gegen das Neue. Sie fürchten die christliche Religion als staatsgefährlich oder geheimnißvoll und zauberhaft, oder sie halten dieselbe als etwas Ausländisches, welches für sie keine Bedeutung habe. Obwohl somit ein Bedürfnis nach etwas Neuem vorhanden ist, so hat das japanische Volk das wahre Heilmittel seines Schadens noch nicht erkannt. Einzelne Ausnahmen zugegeben, ist der Stand der Dinge bis heute noch, wie er schon vor etlichen Jahren von Jemandem folgendermaßen geschildert wurde: „Alles genau betrachtend muß man zu der Erkenntniß gelangen, daß die japanische Religion im jähen Fall begriffen ist. Denn eine heidnische Religion ist nicht wie die christliche auf das Leben der Seele concentrirt, sondern über die äußerlichsten Dinge, wie Kleidung, Essen, Berührung gewisser Menschenklassen ausgedehnt; und wo der Fürst selbst als Himmelssohn verehrt wird, kann sein Herabsteigen auf ein menschliches Niveau nicht ohne eine tiefe Umwälzung aller Volksbegriffe vom Heiligen, Erlaubten und Verbotenen, vor sich gehen. Leider aber scheint diese religiöse Aenderung in Japan einem Vorbehalt zu unterliegen: Alles Neue und Abendländische, sonst bei Todesstrafe verboten, wird jetzt gestattet und empfohlen, nur das Christenthum bleibt geächtet. Oder anders ausgedrückt: Alle Früchte des Evangeliums werden für gut und wünschenswerth erkannt, man überstürzt sich sogar im Haschen darnach, während der Baum selbst gehaßt und verachtet bleibt.“

## Fester Muth.



Was immer kam, ich hab's erkannt,  
Am letzten war es gut;  
Das hat ein Herz gegürtet  
Mit einem festen Muth.

Fahr zu, mein Schiff, fahr fröhlich zu  
Durch Glanz und Nebelrauch!  
In deinen raschen Segeln  
Der Wind ist Gottes Hauch.

Was immer kam, ich hab's erkannt,  
Am letzten war es gut;  
Das hat ein Herz gegürtet  
Mit einem festen Muth.

Fahr zu, mein Schiff, fahr fröhlich zu  
Durch Glanz und Nebelrauch!  
In deinen raschen Segeln  
Der Wind ist Gottes Hauch. (C. Geibel.)

## Nordpolfahrten.

### Die Jeannette-Expedition.



#### II.

Handelsinteressen waren es zunächst, die schon im sechzehnten Jahrhundert die fesselfreudigen Nationen veranlaßten, nach einer nordöstlichen Passage nach Ostindien über Spitzbergen, und nach einer nordwestlichen Durchfahrt zwischen Grönland und der Nordküste von Amerika

zu suchen. Die Annahme, daß die Entdeckung eines neuen Seeweges nach Ostindien goldene Ernten verspreche, schwand mehr und mehr, aber der Forschertrieb, der edle Eifer in unerforschte Regionen vorzubringen, begeisterte Männer wie Cabot, Cortereal, Wiloughby und Hudson Gut und Blut an die Entdeckung des Nordpols zu setzen. Im Mai 1553 brach

Willoughby mit drei Schiffen zu seiner Reise in die arctischen Regionen auf, und er und seine Begleiter wurden bereits im nächsten Jahre an der Küste von Lapland von russischen Fischern erfroren aufgefunden. Im Juli 1576 entdeckte Martin Frobiſher einen Theil der Küste von Labrador, und neun Jahre später drang John Davis nach der Desolations-Insel vor. Henry Hudson gelangte in die Bai, die jetzt seinen Namen trägt, und faßte trotz seines geringen Vorraths an Lebensmitteln den heroischen Entschluß, an der öden Küste jener Bai zu überwintern. Die Aeußerung, daß er einige seiner Leute werde zurücklassen müssen, brachte ihm den Tod.

Durch einen gewissen Green, dem er in London das Leben gerettet, angeregt, bemächtigten sich im Juni 1611 die Matrosen seiner bei Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken und gaben ihn so in einem Boote der Willkür der Wellen oder den Anfällen der Wilden preis. Sein Schicksal wurde durch Bridgett, einen Theilnehmer am Complot bekannt, doch alle Nachforschungen, welche die Engländer nach ihm anstellten, blieben vergeblich.

Die Zerstörung ihrer Armada brach die Oberherrschaft der Spanier über die Meere, eröffnete den anderen Nationen die Seewege um Cap Horn und das Vorgebirge der guten Hoffnung und machte hierdurch die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt weniger bedeutsam, setzte indeß dem Entdeckungsseifer keine Schranken. Fotherby in 1613 und Wm. Baffin in 1616 drangen bis zum 78. Grade nördlicher Breite vor, und letzterer entdeckte die nach ihm genannte Bai.

Der Holländer Varents war der erste Europäer, der an der Küste des nördlichen Eismeres überwinterte. Er bezahlte dieses Wagniß mit dem Leben, und dessen spärliche Reliquien wurden erst im Jahre 1869 von dem Norweger Carlson aufgefunden. Der Feuerplatz, die Kochgeräthschaften, Instrumente und Waffen wurden nach einem Zeitraum von 273 Jahren so unberührt vorgefunden, als ob sie erst Tags zuvor von ihren Besitzern gebraucht worden wären.

Die zahlreichen Expeditionen, welche von Holland und England bis 1690 unternommen wurden, verliefen resultatlos, doch stammt aus dieser Zeit, speziell von Dr. La Martiniere, dem „Münchhausen des Nordpols“, übermittelte, die Mähr von eisfreiem Wasser und milder Temperatur in der unmittelbaren Umgebung des Nordpols.

Der Russe Rossmuislov überwinterte von 1768 zu '69 in der Nähe des Ratotschkin Sundes und verlor sieben seiner Begleiter am Scorbüt; daß nicht Alle dieser Krankheit erlagen, schreibt Rossmuislov dem täglichen Gebrauche von Dampf-

bädern zu. — Der Mineralog Rudlow durchforschte 1807 die Küste von Nova Zembla nach edlen Metallen, entdeckte nur sehr wenig werthvolles Erz, doch dankt ihm die Wissenschaft die erste zuverlässige Kunde über jenen Küstenstrich, welche von 1821 bis '24 durch Capitän Lütke vervollständigt wurde. Patähussob überwinterte 1832 in einer Hütte im Süden von Nova Zembla, und zwar in einer Hütte, die laut Inschrift wahrscheinlich von Walfischjägern im Jahre 1759 errichtet worden war, und nach ihm sind die Reisen von Krusenstern in 1862, sowie diejenigen der Norweger Carlson, Johannsen, Tobiesen und Mac in 1868, '69, '71 und '72 zu erwähnen, deren Resultate Petermann wissenschaftlich gesichtet hat.

Im Jahre 1778 war Cook die Küste Amerika's entlang in die Behringstraße gesegelt und glaubte schon, eine nördliche Durchfahrt entdeckt zu haben, als er sich vom Eis eingeschlossen und zur Rückkehr in die Behringstraße gezwungen sah. Auf seiner bekannten Fahrt von hier südwärts wurde er am 14. Februar 1779 auf Owaïhi mit vieren seiner Leute von den Eingeborenen erschlagen.

Capitän Scoresby drang 1806 bis zu 81 Grad nördlicher Breite vor, Perry machte vom Jahre 1819 ab die werthvollsten Entdeckungen, drang bis nahe zum 83. Grad nördlicher Breite vor und wurde nur von Nares überboten, der 1875 zu Schlitten in den Smith Sund bis zu 83 Grad, 20 M. eindrang.

Sir John Ross verbrachte vier Winter unter unerhörten Müheligkeiten im Eise des arctischen Meeres, entdeckte den magnetischen Pol, sowie die Halbinsel Boothia Felix und kehrte im Oktober 1833 wieder nach England zurück.

Auf die Zeit von 1832 bis 1846 theilten sich die arctischen Expeditionen von MacKenzie, Sir John Richardson, Franklin, Simson, Dease, Back und Rae und unter den

Reisen, welche die Auffindung des großen Franklin und seiner Genossen zum Zwecke hatten, sind namentlich MacClube, Collinson, Austin, Dmmanh, Penny, Forsyth, sowie die Amerikaner De Haven, Griffin, Gerard, Osborn, McClintock, Pullen, Inglefield und Kellett zu erwähnen. Dr. Kane stellte die geographische Lage der Nordküste von Grönland fest. Dr. Hayes durchforschte zu Schiff und Schlitten die Umgebungen des Smith Sund und Charles Francis Hall erreichte zu Schiff die höchste nördliche Breite—82 Grad, 16 Min.

Lieutenant Schwacka brachte 1880 die Kunde von dem Schicksale der Franklin-Expedition; die Details seiner Reise, sowie aller übrigen Expeditionen neueren Datums sind noch in frischer Erinnerung, und gern stimmen wir dem Engländer



Capitän Hall.



Hartwig bei, wenn derselbe sagt: „Wer glaubt, daß das Menschengeschlecht in einem Stadium des Rückganges begriffen sei, der werfe einen Blick auf die Energie, auf die leiblichen und geistigen Thaten unserer Nordpolfahrer.“

Nun noch einiges Interessante von dem Aufenthalt der „Jeannette“ im Packeis. Eine Depeche des Lieutenant Dannenhauer aus Zkutst vom 4. Februar meldet, daß De Long und seine Gefährten sich in der zwischen Bolinoi und Ustolonsk, in einer Ausdehnung von achtzig Meilen befindlichen, nicht bewohnten und von jagdbarem Wild entblöhten Wildniß befinden. Die zu ihrer Auf- findung abgeschickten Expeditionen errichten auf dem von Eis bedeckten Gebiete in gewissen Zwischenräumen hölzerne Baracken und versehen solche mit Provisionen und Nachrichten, — Alles in der Hoffnung, die Schiffbrüchigen würden, falls nicht von den Leuten der Expeditionen angetroffen, das Eine oder das Andere dieser primitiven, Raft und Erholung bietenden Bauwerke antreffen.

Der Gesundheitszustand der Besatzung der „Jeannette“ war in den einundzwanzig Monaten, während welcher dieselbe sich an Bord des Fahrzeuges befand, ausgezeichnet, nicht ein einziger Fall von Scorbut ist vorgekommen. Die Leute tranken destillirtes Wasser und hatten durchschnittlich zwei Mal wöchentlich frisches Eisbären- oder Seehunds-Fleisch. Während der ganzen Zeit wurden die Exercitien der Mannschaft nie ausgesetzt und der auf dem Schiffe eingeführte Gottesdienst wurde regelmäßig abgehalten.

Die übrige Zeit wurde der allerdings wenig ergiebigen Jagd gewidmet. Die gesammte Jagdbeute während der einundzwanzig Monate bestand in dreißig Eisbären, 250 Seehunden und sechs Wallroffen; Fische und Wallfische kamen nicht in Sicht.

Die angestellten Messungen ergaben, daß das Schiff beständig nach Nordwesten trieb. Das Schiff wurde von den Eiseibern zum Theil aus dem Wasser gehoben und widerstand während der ganzen Zeit dem heftigsten Druck der Eismassen; während der ersten fünf Monate trieb das Schiff vierzig Meilen mit dem Eise; dasselbe beschrieb eine Curve, und das Packeis, welches das Schiff umschloß, nahm während

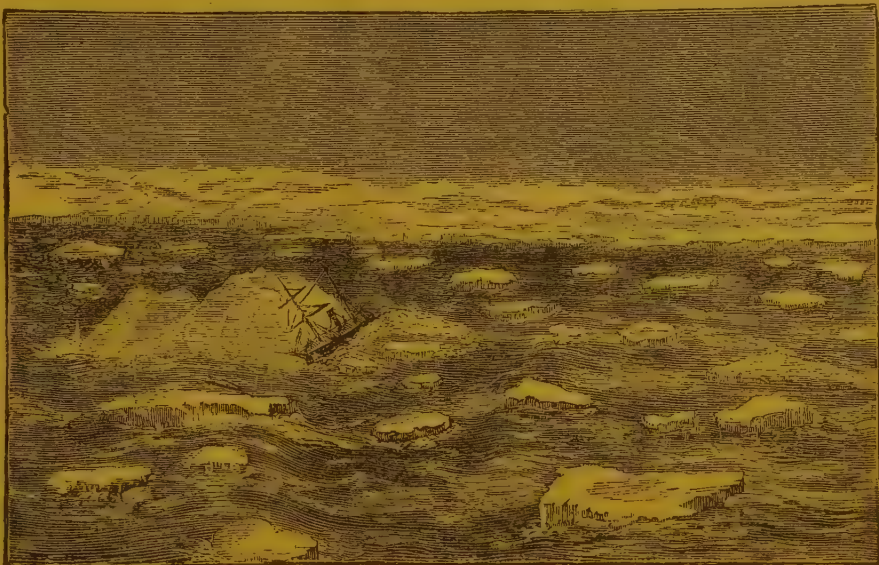
der letzten sechs Monate eine bedeutend größere Geschwindigkeit an. Wrangel-Land kam oft in Sicht, meist in einer Entfernung von ungefähr 75 Meilen. Die größte Kälte, die die Thermometer anzeigten, war 58 Grad unter Null; die höchste Temperatur 44 Grad über Null. Die Durchschnitts-

temperatur des ersten Winters war 33 Grad, diejenige des zweiten Winters 39 Grad unter Null. Der heftigste Sturm, den wir erlebten, legte ungefähr 50 Meilen in der Stunde zurück; Stürme von solcher oder annähernder Heftigkeit waren selten. Die durch das Barometer angezeigte Elasticität der Luft war bedeutenden Schwankungen nicht unterworfen. Abweichungen der Magnetnadel wurden während stattfindender Nordlichter beobachtet.

Die uns umgebenden Eisfelder hatten im Winter eine Dicke von acht Fuß; das stärkste Eisfeld, das uns zu Gesicht kam, war 23 Fuß dick. Daß das Schiff nicht schon am 21. November zusammengedrückt wurde, war den Schutzmaßregeln zu verdanken, durch welche Maschinist Schoof die Widerstandsfähigkeit des Schiffes erhöht hatte. Die Telephondrähte, die wir von dem Schiffe aus über die Eisfelder gezogen hatten, zerrissen in Folge des Schwankens und der Bewegungen der letzteren. Die von uns aufgenommenen photographischen Ansichten sind mit dem Schiffe untergegangen; dasselbe gilt von den Aufzeichnungen über die von



Sir John Franklin.



In einer kritischen Lage.

Lieutenant Chipp angestellten Beobachtungen am Himmel, die namentlich auch die Nordlichter zum Gegenstande hatten. Andere naturwissenschaftliche Aufzeichnungen sind gerettet. Auch entdeckten wir am 16. Mai die „Jeannette Insel“, und am 24. Mai die „Henriette Insel“; auf letzterer fanden wir viele Gletscher, aber wenige Spuren von animalischem Leben.

## Ein Stück Alterthum.



## I.

„Sieh! Rosa, meine Theuerste, was ich noch ohne dies für dich mitgebracht habe,“ sagte ein junger Gatte, ein Buch in unansehnlichem Einband emporhaltend.

„Nathe einmal, was es ist?“ setzte er hinzu, während seine Gattin lächelnd ihre Hand darnach ausstreckte.

„Wie könnte ich's wissen, August? Es sind der Bücher so viele in Paris.“

„Nathe nur, Theure,“ wiederholte August, das Buch noch zurückhaltend.

„Die neueste aller neuen Geschichten, von jenem berühmten Autor D——,“ wagte Rosamonde endlich zu ratzen.

Ihr Gatte lachte herzlich über die Bemerkung Rosa's. „Hättest du gesagt die älteste aller alten Geschichten, so wärest du der Wahrheit ein Bischen näher gerückt. Sieh nur!“ sagte er und gab das Buch seiner Rosamonde in die Hand.

August R—— war ein Franzose und noch nicht lange verheirathet. Er besaß ein ansehnliches Vermögen und eine gemüthliche Heimath in einem hübschen Dorfe Südfrankreich's. Er liebte sein Weib aufs Zärtlichste, und nach einer Rückkehr von Paris nach seiner ersten Abwesenheit, überhäufte er seine Rosamonde förmlich mit Geschenken. Der Marmortisch im prächtigen Gesellschaftszimmer war reichlich mit schweren Seidenstoffen, Spitzen und Juwelen, mit den wohlriechendsten Parfümerien, sowie mit Büchern in Prachteinbänden, und was die Kostbarkeiten noch mehr waren, beladen. Unter allen diesen Maritaten, und scheinbar gänzlich am unrechten Ort in deren Gesellschaft, befand sich das eben erwähnte, düster aussehende Buch, der letzte von allen eingekauften Gegenständen.

„Wie drollig,“ sagte Rosamonde freundlich lächelnd. Nachdem sie das Buch eröffnet hatte, fand sie, daß dasselbe nichts anderes sei, als eine — Bibel. „Was bewog dich denn, diese zu kaufen?“ fragte sie verwundert.

„Sie gefiel mir. Ich sah sie im Bücherladen, wo ich meine Einkäufe machte, und that dieselbe zu dem Uebrigen.“

„Wie sonderbar,“ sagte Rosa. „Das altmodische Buch, das heutzutage von Niemand mehr gelesen wird.“

„Wahr,“ erwiderte August. „Man nennt es mit Recht eine seltsame Geschichte.“

„Und so trübe und düster,“ ergänzte die junge Gattin.

„Wieder wahr, liebe Rosa, und darum brauchen wir uns nicht weiter damit zu befassen. Indem aber der Buchhändler sagte, daß eine Bibliothek ohne die Bibel nicht als vollständig betrachtet werden könne, so kaufte ich sie als ein Stück Alterthum.“

Als eine Antiquität wurde somit die Bibel gekauft und als eine solche mittlerweile beiseite gelegt, zuweilen auch einmal als eine den vergangenen Zeitaltern angehörige Reliquie aus ihrer Stelle hervorgehoben, aber leider nicht um gelesen zu werden.

Wie noch viele ihrer Landsleute, waren Monsieur R—— und seine Gemahlin Ungläubige und rühmten sich fälschlich, von dem Joch des Aberglaubens befreit zu sein.

Die Bibel würde ihnen Beiden Licht und Erkenntniß über die von ihnen so verhaßte Religion verliehen haben, aber sie war ihnen ein verschlossenes Buch. Fremd, wie es dem Leser auch erscheinen mag, so hatten die beiden Gatten, unerachtet ihrer Belesenheit in deistischen und atheistischen Schriften, mit

welchen die Literatur Frankreich's als mit einem schweren Fluch heimgesucht ist, bis dahin vielleicht nicht einmal eine Bibel gesehen, viel weniger im Besiz gehabt; wie fremd waren ihnen deshalb jene köstlichen Wahrheiten, die vermögend sind, uns zu unterweisen zur Seligkeit und in dunkeln Lebensstunden, Trost und Ermunterung zu geben. Aber leider hatten sie in ihrem geistlich verkommenen Zustande für eine Bibel jetzt keinen besseren Zweck, denn dieselbe als eine Reliquie auf das Fachbrett zu legen.

Monate verstrichen. August R—— saß eines Tages allein und in düsterer Stimmung im Bibliothekszimmer. Der Tod war inzwischen in seine Wohnung eingetreten und hatte sein Erstgebornes weggerafft. Blühend, wie eine Blume, nur um in einigen Wochen wieder zu welken, hatte das Kind seinen letzten Athem in den Armen des betrübten Vaters ausgehaucht. Immortellenkränze zierten des so früh Verbliebenen Grab — ein allerting's bedeutungsloses Sinnbild für einen Vater, in dessen Herzen die lebendige Hoffnung der Unsterblichkeit noch nie gedämmt hatte, und der den Tod seines Geliebten nur als eine Vernichtung ansah.

Aber auf dem Herzen des betrübten Vaters lastete ein noch schwererer Kummer, als der um den Tod seines Kindes: Seine Gemahlin war jetzt bedenklich krank, und er zweifelte an ihrem Aufkommen. Die Zeit seiner Vermählung hatte seine zärtliche Liebe zu seiner „Weltrose,“ wie er sie nach der Bedeutung ihres Namens zu nennen liebte, noch nicht im Geringsten geschwächt. Der Gedanke, so bald von ihr scheiden zu müssen, war fast mehr als er zu ertragen im Stande war.

Am demselben Tage noch versuchte der Arzt das bereits umnachtete Gemüth August's für das Schlimmste vorzubereiten, und nun durch den strengen Befehl des Arztes und der Wärterin vom Krankenzimmer verwiesen, überließ er sich vollends beinahe der Verzweiflung. Zudem wies er auch die Gesellschaft des Dorfpredigers, der ihn in seiner Traurigkeit aufzurichten sich vorgenommen hatte, entschieden zurück.

„Der Unwissende,“ sagte August in bitterem Tone, „glaubt er denn etwa, daß ich Geduld genug hätte, sein unnützes Geschwätz, sein Kauderwelsch, das er wie ein Papagei herfragt, anzuhören, ohne dessen Sinn zu verstehen? Oder meint er, er könne mich zu seinem abergläubischen Zeug bekehren, worüber er selbst nur lacht und gewiß so wenig daran glaubt, als ich?“

So verschloß sich der Unglückliche, der „keine Hoffnung hatte“ und „ohne Gott in der Welt lebte,“ wie eine Puppe in das eigene Gehäus und verweigerte jeglichen Trost oder Zuspruch.

Er erhob sich und schritt in der düstersten Stimmung im Zimmer einher. Ein Paar Tage — vielleicht nur ein Paar Stunden — und er war, wenn die Befürchtungen des Arztes begründet waren, ein unglücklicher Wittwer, und der Stern seines Glückes für immer erloschen. Wer ist im Stande den angstvollen Zustand des Unglücklichen in dieser kritischen Stunde zu schildern? Ohne irgend welchen Trost für das gegenwärtige Leben, besaß er auch keine Hoffnung für das zukünftige. Unter solchen Umständen von der Geliebten seines Herzens scheiden zu müssen, ohne Aussicht auf ein frohes Wiedersehen in jener bessern Welt: wer kann sich da wundern, wenn er sich mit einem Male der Verzweiflung in die Arme



war? Der Glaube an Christum, „der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht,“ würde ihn getröstet haben. Aber von solchen köstlichen Verheißungen wußte der Ärmste ja nichts.

Wie kam es aber, daß in jenem düstersten Augenblick sein kummervolles Auge plötzlich auf das auf dem Bücherbrett liegende „Stück Alterthum“ fiel, das vor Monaten zurück ein so unbedeutender Gegenstand zu sein schien? August's Aufmerksamkeit wurde jetzt unwillkürlich hingelenkt auf das Buch, das Rosa ehezeiten als altmodisch und trocken bezeichnet hatte. Ja, wie kam es, daß trotz allen diesen Erinnerungen, August das Buch herabnahm? Mag sein, daß er anfänglich dachte, dessen düsteres, anspruchloses Aeußere passe zu seiner eigenen Dürstert — er zürnte ja mit dem Stück, weil es ihm so übel mißfiel und ihm seine kostbarsten Schätze und alle Freude zu rauben drohte. Er hoffte halbwegs in dem bisher verachteten Buche eine Bestätigung seiner dunkeln Ahnung zu finden, als würde er den herben Schlag, den etwaigen Tod seiner Gattin, nicht überleben. Was auch immer sonst in seinem Gemüthe vorging, da saß er mit der Bibel in den Händen.

Wie so viele Andere, die ein Buch in die Hand nehmen, ohne darin lesen zu wollen und dessen Inhalt ihnen gleichgültig ist, blätterte August unachtsam im Buch umher, ließ es sich von selbst öffnen, und blickte dann gleichgültig über die ihm zunächst ins Auge fallende Bibelstelle:

„Der Mensch vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, gehet auf wie eine Blume, und fällt ab, fliehet wie ein Schatten und bleibet nicht.“

„Und du thust deine Augen über solchem auf, daß du mich vor dir in das Gericht ziehest.“

„Ein Baum hat Hoffnung, wenn er schon abgehauen ist, daß er sich wieder verändere; und seine Schößlinge hören nicht auf. Ob seine Wurzel in der Erde veraltet, und sein Stamm in dem Staube erstirbt; so grünet er doch wieder vom Geruch des Wassers, und wächst daher, als wäre er gepflanzt.“

„Wo ist aber ein Mensch, wenn er tobt und umgekommen und dahin ist? . . . Meinst du, ein toter Mensch werde wieder leben? Ich harre täglich, bisweil ich streite, bis daß meine Veränderung komme.“ Hiob 14, 1–14.

August schloß zornig, aber mit sichtlich Gemüthsunruhe, das Buch wieder.

Ein Tag nach dem andern schlich langsam dahin. Rosa war noch am Leben; aber immer noch blieb der geprüfte Gatte wachend und einsam in seinem Bibliothekzimmer. Eine Veränderung aber war bei ihm eingetreten.

„Meinst du, ein toter Mensch werde wieder leben?“ Die bedeutsame Frage haßte unwillkürlich auf seinem Gemüth. Schon lange hatte er dieselbe mit „Nein“ beantwortet. Die einzige Lösung derselben lief in Summa darauf hinaus: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tobt!“ und: „Freue dich des Lebens, pflücke die Rosen, so lange sie blühen, und schaue alsdann dem Unvermeidlichen muthig ins Antlitz.“

Allein das Unvermeidliche schien nun leider nur zu bald gekommen zu sein. Die Rosen waren zu bald verweltet und deren Duft dahin, aber der erwähnte Muth fehlte.

„Ein toter Mensch wieder leben?“ — W i r d e r? — Der junge Freidenker wünschte nur, er hätte das Buch, welches die beunruhigende Frage wieder so gewaltsam heraufbeschworen hatte, nicht geöffnet; trotzdem aber lag sonderbarerweise die verhasste Bibel bald wieder offen vor ihrem Besitzer.

Stunden verflossen, und August lag immer noch, nicht aus persönlichem Interesse, sondern um Rosa's willen. Mitternacht kam und schwand dahin, der Morgen dämmerte, aber der fieberhaft aufgeregte Mann saß immer noch da und lag, denn an Schlaf war nicht zu denken.

Wieder schwand ein Tag dahin, und Rosa lebte noch, ja noch mehr, es schien eine Wendung zum Bessern mit ihr vorgegangen zu sein. Der Arzt befand sich jetzt beim geängstigten Gatten.

„Nicht verzagt, geschätzter Freund,“ sagte er, „die Krisis ist bereits vorüber, und wenn!“ —

Das blasse Gesicht August's bekam plötzlich einen röthlichen Anflug. Er bebt und konnte sich kaum aufrecht halten. Die Hand des freundlichen Arztes erfassend, brach er in Thränen aus.

„Wenn — sagten Sie soeben, Herr Doktor,“ schluchzte August in heftigster Aufregung.

„Wenn die Natur und eine gute Constitution uns behülft sind. Aber Sie bedürfen der Ruhe, lieber Freund.“

Und er bedurfte derselben in der That. Mit Ausnahme verstohlener Augenblicke hatte der bekümmerte Gatte keinen ruhigen Schlaf genossen, seit der bedenkliche Zustand seiner geliebten Rosa ihm kund gethan worden war. Tag und Nacht waren ihm seit jener Stunde hierin gleich gewesen. August wandte sich ungeduldig weg.

„Mein Weib, meine geschätzte Rosa,“ sagte er, „darf ich nicht mit ihr sprechen?“

„Noch nicht — und zwar für viele Tage noch darf sie sich nicht mit Ihnen unterhalten,“ damit verließ ihn der Arzt.

„Meinst du ein toter Mensch werde wieder leben?“ —

Wenn Rosa sterben sollte, „wird sie wieder leben?“ Die Frage tauchte schon wieder auf und nicht dieselbe allein. In seiner qualvollen Einsamkeit hatte August das verachtete „Stück Alterthum“ vor sich, ohne irgend welche Anleitung zum richtigen Verständniß desselben und wandte ein Blatt nach dem andern um, fast mit sich selbst zünnend, weil er, im Gegensatz zu seiner bisherigen Gesinnung, dem Buche solche Achtung schenkte. Born und Verachtung lösten sich jedoch bald in Verwunderung und solche wieder in Zweifel auf, und der Zweifel öffnete sein Herz für Selbstanklage. — „Wenn es am Ende doch wahr sein sollte,“ — fragte er sich. Warum hatte er nicht schon längst der Sache genau auf den Grund geforscht? Weßhalb hatte er den Trugschlüssen der Ungläubigen solch unbedingtes Vertrauen geschenkt und ohne vorherige Untersuchung die vernünftigen Lehrgünde der Geistlichen in den Wind geschlagen? Waren jene viel besser als diese? Waren sie etwa so viel einsichtsvoller, ihr Wandel reiner als der der Christen? Jedenfalls waren sie ja nicht unsehbar und was, wenn sie denn doch im Irrthum sein sollten!

Zweifel und Selbstanklage steigerten sich zu Verwirrung und Schrecken; „denn das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn ein zweischneidiges Schwert, und durchdringt, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.“ Als solches erprobte es sich bei dem jungen Chemann. Immer noch vom Krankenzimmer, wo seine Gattin zwischen Tod und Wiedergenesung schwankte, ausgeschlossen, kannte er nun in seiner Einsamkeit keine wichtigere Beschäftigung, als die so auffallenderweise begonnene, während andererseits jedes Blatt, das er las, seine Seelenangst vermehrte. Kein Wunder, denn während die Bannflüche eines übertrreten Gesetzes ihm ins Gesicht starrten, und die Donner von Sinai über

seinem Haupt dahinsinken, wußte er nichts von der großen Botschaft des Heils, die uns im Evangelium verkündigt wird.

Noch ein paar Tage und August durfte sich mit Rosa unterhalten. Das aufzehrende Fieber hatte sich gelegt, die liebe Kranke war zum Bewußtsein zurückgekehrt und konnte, Alles in Betracht genommen, außer Gefahr erklärt werden. Auf dringendes Ansuchen wurde dem jungen Manne ein halbes Stündchen zur Unterhaltung mit Rosa, die ihm gleichsam als wie vom Grab zurückgegeben worden war, gestattet.

Zitternd, bleich und abgezehrt näherte sich August der Kranken und blickte zärtlich auf die veränderten Gesichtszüge derselben.

„August, mein armer August!“ flüsterte Rosa, denn stärker als im Flüsterton konnte sie nicht sprechen — „mein liebster August, du hast mehr ausgestanden als ich. Thörichter!“ — sie bemühte sich, in heiterem Tone zu sprechen, aber Thränen glänzten in ihren Augen. — „Wenn ich gestorben wäre, würdest du dich sehr gegrämt haben?“

„Wie kannst du nur so fragen, theuerste Rosa.“

„O, ich scherzte nur, August. Aber ich werde jetzt nicht sterben, und wir werden noch glücklich, recht glücklich miteinander sein.“

„Ich werde nie wieder glücklich sein, Rosa,“ brach es aus dem sturmuntohten Herzen des überzeugten Sünders hervor. „Höre, meine Theuerste! du erinnerst dich, daß ich bei meiner Rückkehr von Paris eine Bibel mitbrachte?“

„Ach ja, das ‚Stück Alterthum,‘ aber August!“

„Ja, höre nur weiter. Ich hatte mehrere Tage lang weder Raht noch Ruhe. Wie hätte ich auch Ruhe finden können? Ich kann selbst nicht mehr sagen, was mich veranlaßte, die Bibel vom Brett herabzunehmen und darin zu lesen.“

„Wie sonderbar!“ sagte die Kranke. „Aber, mein Lieber, hat dich denn das so unglücklich gemacht? Dann wollen wir das elende Buch verbrennen.“

„Das dürfen wir nicht thun, Rosa,“ erwiderte August mit sichtlichem Schauer.

„Und doch hat es dich unglücklich gemacht?“ wiederholte die Kranke.

„Gewiß, aber einzig um deinetwillen, Rosa.“

„Es muß fürwahr ein entsetzliches Buch sein,“ versetzte die Patientin freundlich lächelnd. „Da es dich aber so unglücklich gemacht, so wollen wir es, sobald ich gesund bin, zusammen lesen; denn wenn du des Lebens nie wieder froh werden sollst, so muß das bei mir auch der Fall sein.“ (Fortf. folgt.)

## Eine Predigt auf dem Gartenkirchhofe in Hannover.

(Von L. W. Friede.)

**A**a, Leser, faßt mich an der Hand. Wir wollen auf den Kirchhof gehen, auf Gottes Acker. Da liegen seine Samentkörnlein eingesenkt, Reihen bei Reihen, die Füße nach Osten, das Haupt nach Westen, damit an jenem großen Tage, wenn des Menschen Sohn wiederkommt — von Osten her, wie die Väter meinen — und seine Stimme in die Gräber klingt, der erste Blick der Auferstandenen, wenn sie sich aufrichten aus den Grüften, sein Antlitz trifft.

Ich führe euch auf den Gartenkirchhof in Hannover. Begraben wird da jetzt nicht mehr — er ist längst voll. Wir gehen um die Kirche herum. Ihr Aussehen ist freilich keines Gotteshauses würdig, und wenn nicht das sehr kleine Thürmchen oben und der Friedhof rings umher ihre Bestimmung deuteten, wir würden sie eher für einen Reistall, als für eine Kirche halten. Aber Gottes Wort wird darin gepredigt, rein und lauter, und das ist — ihr wißt es wohl — die Hauptsache.

Da gleich hinter der Kirche ist ein Grab. Ihr seht es auf dem Bilde, das uns ein Freund wahrheitsgetreu gezeichnet hat. Es ist mit neun schweren Quadern zugedeckt: vier erst unten als Grundlage fest aneinander gefügt, mit eisernen Klammern verbunden, dann wieder vier darauf liegend, die unteren Fugen bedeckend und schließend, und wieder verklammert, und auf diesen dann noch ein schwerer Sandsteinblock, fünf Fuß lang, zwei Fuß breit, zwei und einen halben Fuß hoch und viele Centner schwer. Und an der Quaderfläche, die nach der Kirche zugekehrt ist, steht zu lesen: „Sie gebär dem Himmel drei Söhne, wandelte schon hier, wie sie dort wandeln wird und durfte eilen in ihr Vaterland“ — und darunter der Name derer, die darunter ruht, einer jungen Frau von 26 Jahren; und auf dem untersten Quader nach der Kirche hin steht: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbniß darf nie geöffnet

werden.“ Und der große, schwere Sandsteinblock legt sich so fest und massig darauf, als wolte er sagen: „Ja, laßt nur Einen kommen und es versuchen; so leicht wird das Keinem gelingen,“ und als wolte er sich selbst dem Allmachtswort des Menschensohnes, das einst die Todten aus den Gräbern ruft, entgegenstemmen.

So lag das Grab, und so hat's gelegen gar manchen Tag, und Keinem ist es eingefallen, die Stätte des Todes öffnen zu wollen, obwohl es Keiner beachtet hat, was auf dem untern Quader geschrieben steht. Aber unser Herrgott hat's beachtet. Und „er machte seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen.“ Und er hat dem Herbstwind geboten, und der hat ein Birken sämlein herabgeweht und hat es vor sich hergetrieben, bis das Sämlin eine Ritze gefunden vor dem tosenden Herbstwind zwischen den Quadern dieser Gruft. Da hat es sich stille hingedrückt und hat sich gefreut, daß es da so geschützt und friedlich liegen konnte und hat die Augen geschlossen und seinen Winterschlaf gehalten, und Gott der Herr hat es zugedeckt mit Moos und Laub. Da lag es weich und warm.

Als es aber Frühling geworden, da hat die Sonne so warm in die Ritze geschienen, und von dem Sandstein ist im Lauf der Jahre etwas losgemodert und fruchtbarer Boden geworden, und als dazu der liebe Gott es geseuchet mit Thau und Regen von oben her — da macht das Sämlin die Augen auf, und die Lebenskraft, die es in sich trägt, fängt an sich zu regen, und es fängt an sich zu recken und zu firecken, und es treibt einen Keim, und es treibt ein Stämmchen nach oben und seine Wurzeln nach unten und thut wahrhaftig, als ob es sich hier festsetzen wollte und wachsen und ein Baum werden. — Stämmchen, Stämmchen, hüte dich! Da unten zu



deinen Füßen steht: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbniß darf nie eröffnet werden,“ und da über dir liegt der Sandsteinquader und droht dich zu erdrücken und nimmt dir Licht und Luft und Leben.

Das Stämmchen hört nicht. Es wächst fröhlich weiter, ganz bescheiden; aber es gedeiht, obwohl es zunächst noch seine Nahrung gar kümmerlich aus den Ritzen suchen muß. Und es wächst weiter und weiter, Jahr um Jahr und sieht gesund und kräftig aus. — Aber nun muß es ja bald aus sein. Die Wurzeln müssen mehr Raum haben und auch der Stamm mehr Platz.

Und obenauf liegt der Sandsteinquader, festgemauert und fest geklammert, und unten dräut das Wort: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbniß darf nie geöffnet werden.“

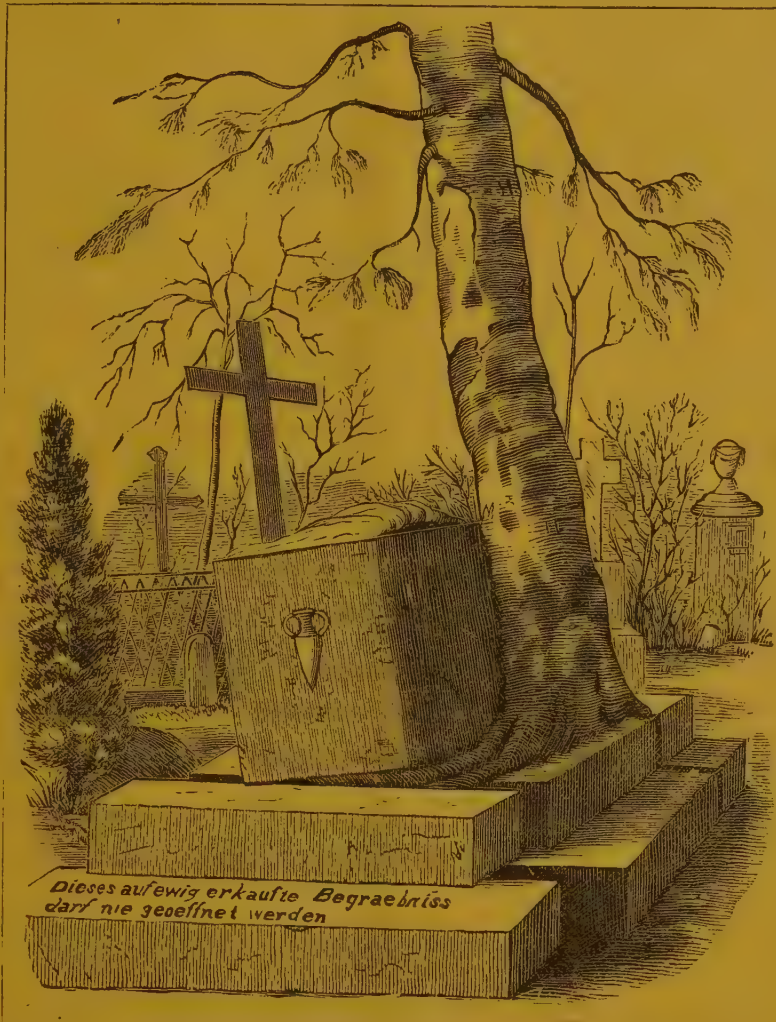
Was da unten geschrieben steht, das kümmert das Stämmchen nicht — es kann ja nicht lesen. Aber der Block da oben! Schadet nichts. Der Herr hat seine Engel zu Winden gemacht, und die haben das Sämlein hergetragen, daß es da eine Predigt halte von dem allmächtigen Gott, der nicht einmal zu reden braucht, dessen verborgenster Wille die Allmacht hat, des Menschen Wort und Wille zunichte zu machen und selbst des Grabes Porten zu sprengen.

Die Würzelchen werden zu Wurzeln, das Stämmchen zum Stamme; und sie machen sich Platz und sprengen die Klammern und treiben die gewaltigen Quadern auseinander, Jahr

um Jahr immer weiter und heben den mächtigen Block empor, Jahr um Jahr immer höher. Und der Staub des jungen Leibes, der da unten ruht in seiner Gruft, um deswillen das vermessene Wort geredet ward, und den man wohl meinte bewahren zu können vor der Stimme des Menschensohnes, muß nun den Wurzeln Nahrung geben. Und so ist es schließlich der Staub des Leibes selbst, den man da bewahren wollte, der des Grabes wohlversicherte Thore sprengt. —

Und da unten zu des Stammes Füßen steht noch immer das

vermessene Wort: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbniß darf nie geöffnet werden.“ Aber die Birke ist ein mächtiger Stamm geworden und trägt eine prächtige Krone. Und wenn die ersten Frühlingslüfte säuseln, dann flüfter's durch Knospen und Zweiglein und Aeste, und wenn die Sommerhitze zieht, dann singt's und klingt's in Blüthen und Blättern, und wenn die Herbstesstürme brausen, dann heult's und klagt's in den fahlen Zweigen: „Es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und wer-



den hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts.“ —

Das ist die Predigt auf dem Gartenkirchhofe in Hannover.

## Das Wort vom Kreuz unser Fels.

Zwei Brüder zogen nach Amerika. Sie kauften sich ein Stück Land, um sich darauf anzusiedeln. Als sie sich aber ein Wohnhaus errichten wollten, wurden sie über die Wahl eines Bauplatzes uneins und entschlossen sich,

jeder ein Haus für sich zu bauen. Unten im kühlen Thalgrund lag eine anmuthige Wiese, rings vom spiegelklaren Wasser des Baches umrauscht. Dieser Ort schien dem jüngeren Bruder der passendste Wohnplatz. Der ältere dagegen

erwählte eine felsige Anhöhe, die gegen Osten das Thal schloß. So machten sie sich Beide ans Werk. Für den jüngeren Bruder war der Hausbau ein Kinderspiel. Am Bach standen mächtige Pappeln, die fällte er, rollte sie ins Wasser und ließ sie gemächlich von den Wellen an den Bauplatz tragen, wo er sie zurechtmachte. Dann grub er ohne Mühe Löcher in den leichten Sandboden der Wiese und senkte die Balken hinein. Nach wenigen Wochen war er bereits unter Dach und Fach und rief sich vergnügt und zufrieden die Hände, besonders wenn er an seinen Bruder dachte. Bei dem ging's nemlich nicht so rasch und bequem. Unter großen Anstrengungen mußte er das Baumaterial den Hügel hinauffschleppen, dann tiefe Löcher in den Felsengrund bohren. Das war ein schweres Stück Arbeit, und dabei brannte ihm die Sonne unablässig aufs Haupt, und auf der eben Anhöhe gab ihm kein schattiges Plätzchen Erquickung. Mehrere Monate vergingen über der Arbeit. Manchmal kam der Jüngere herauf, schaute spöttisch lächelnd seinen Bemühungen zu und dachte: „Da sieht man doch, daß Verstand nicht von den Jahren kommt! Mein Bruder war doch ein rechter Thor, daß er sich diesen beschwerlichen Platz zum Hausbau wählte, — da war ich diesmal klüger!“

Endlich war auch das Haus auf der Anhöhe fertig, und darüber war es Zeit geworden, das Feld zu bestellen. Auch da war der jüngere Bruder viel keifer daran als der ältere. Er hatte sein Feld vor der Thür; hatte er sich Abends müde gearbeitet, so brauchte er nur wenige Schritte zu machen, um sein Lager zu finden, während der Andere, Hade und Spaten auf dem Rücken, mühsam seinen Berg hinaufsteuerte. Am Sonntag ergözte er sich damit, im Bach nach Fischen zu angeln, oder sich im frischen Wasser zu haben, wogegen der Ältere auf seiner unwirtlichen Höhe keine andere Zerstreuung hatte, als in dem großen, heiligen Buch zu lesen, das er vom Vater geerbt hatte. Auf die Saat folgte die Ernte. Längst hatte der Jüngere den Segen ins Trockene gebracht, während der Ältere immer noch sich abmühte, Garbe für Garbe stöhnend den Berg hinaufzutragen. Dann wurde es Winter; Nebel umhüllten den Himmel, Schnee bedeckte die Erde — traurige Zeit! Doch auch jetzt konnte sich der jüngere Bruder nur der von ihm getroffenen Wahl freuen. Er hatte den Bach vor seiner Thür, nach Osten und Westen trug ihn sein Schlitten auf dem gefrorenen Wasser, und durch seine niedere Lage war das Haus vor dem grimmen Nordwind geschützt. Wie viel schlechter hatte es der Andere! Der Sturm umtobte

Tag und Nacht sein Haus und hatte so große Schneemauern gegen die Wände gehäuft, daß der Arme keinen Schritt vor die Thür thun konnte. Er war wie belagert in seinem Hause. Manchmal sah er tief unten seinen Bruder ihm Zeichen machen und den Kopf schütteln, als wollte er sagen: „Wie hast du dich auch auf den Felsen setzen können, du Narr!“

Aber es sollte anders werden. Der Winter verging. Der Wind schlug um und wehte warm vom Süden; es fing an zu regnen, der Schnee schmolz, die Eisbede des Bachs zerbrach, trieb und gelb flossen die Gewässer und füllten die Ufer. Eines Abends bemerkte der jüngere Bruder, daß die Fluthen bereits anfangen den Wiesenrund zu überschwemmen. Er schloß behutsam seine Thür, und es mochten ihn wohl zum ersten Mal bange Ahnungen erfüllen. Es wurde Nacht, eine schreckliche Nacht! Wolkenbruchartig strömte der Regen herab, brausend stürzten von allen Höhen Gießbäche ins Thal. Der ältere Bruder saß in seiner Felsenwohnung und las in seinem Buch; wie hätte er auch bei einem solchen Wetter zu Bett gehen können! Es stürmte, daß das Haus bebte; wären seine Balken nicht in den Felsen gerammt gewesen, es wäre ohne Zweifel eingestürzt. Zuweilen öffnete er das Fenster und horchte in die Nacht hinaus. Vom Thal herauf tönte ein so befremdlicher Lärm, es war wie Meeresbrausen. Plötzlich übertönte ein Schrei den Lärm. Hülfe! Hülfe! Er erkennt die Stimme seines Bruders. Er will zu ihm eilen, aber kaum hat er die Thür geöffnet, so wirft ihn der Sturm zu Boden, nur mühsam findet er den Rückweg und erwartet zitternd den Morgen.

Als endlich der Tag graute, legte sich der Sturm; er trat heraus, und was sah er? Das ganze Thal ein See! Und das Haus des Bruders? Spurlos verschwunden! Das schwellende Gewässer hatte die Balken wie leichte Stäbe aus dem Sande herausgerissen und das Haus fortgeschwemmt. Und sein Bewohner? Als nach einigen Tagen die unheilvollen Wellen wieder in ihr Bett zurückgekehrt waren, fand sich eine Stunde abwärts der Leichnam des Unglücklichen, entstellt, zerissen.

So zeigte es sich, daß der ältere Bruder doch klug gebaut hatte. Wollt ihr aber wissen, wer dieser kluge Mann ist, so leset Matth. 7, 24-27 und merkt: Gottes Wort glauben und darnach thun, ist keine leichte Sache. Der Vernunft und dem Fleische nachleben, ist viel bequemer und scheint deshalb auch viel klüger. Aber wenn die Stürme kommen, wenn die Versuchung lockt, die Trübsal schreckt und der Tod droht, dann wird offenbar, daß selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!

(C. Hackenschmidt.)

## Auch ein Weg zur Erkenntniß.

Von Th. Hennings.

**E**iner meiner Jugendfreunde, — er hat schon die irdische Sphäre verlassen, — hieß Friedrich. „Frig“ war ein braver Junge und seiner Mutter bedingungslos ergeben, weshalb er auch keinen Augenblick anstand, als wir beide die Schule verließen, um gemeinschaftlich die Universität zu beziehen, dem Wunsche derselben nachzugeben und die Theologie zu seinem Studium zu machen, obwohl es ihm bange wurde über das Rathfame dieses Unternehmens. Er hatte in der letzten Zeit mehrere Schriften gelesen, welche ihm die Wahrheiten der Religion sehr in Zweifel stellten trotz der Frömmig-

keit, worin er erzogen war. Sollte er aber seiner geliebten Mutter das Leid anthun sich zu weigern, und gar den Grund offenbaren, weshalb? Nein, das konnte er nicht übers Herz bringen, so sehr er sich andererseits Vorwürfe machte, ihr etwas zu verheimlichen. Dagegen nahm er sich vor, neben den theologischen Studien tüchtig Philologie zu treiben, um einst als Lehrer seinen Beruf zu finden.

Mit Bedauern mußte ich bald die Wahrnehmung machen, daß er dem Einfluß einiger flott lebender Studenten nicht genug Festigkeit entgegen zu setzen wußte. Er ließ sich, trotz al-



Ier meiner Mahnungen in ein ziemlich wildes Treiben hinein reißten, und die Folgen waren, daß seine religiösen Zweifel in völligen Unglauben übergingen. Ich konnte nichts dagegen thun, er mied mich mehr und mehr. So stand es mit ihm als die Ferien eintraten. Er reiste ab, und wir sahen uns zwei Monate lang gar nicht. Nach Ablauf derselben suchte er mich nach seiner Rückkehr auf. Mir fiel sogleich eine Veränderung in seinem Wesen auf. Er erzählte, und ich werde mich bemühen, es so genau wie möglich in Folgendem wieder zu geben.

„Du wußtest ja, lieber W.,“ so fing er an, „daß ich die Ferien bei meinem Onkel in Goslar zu verleben gedachte. Der Weg dahin führte mich durch das Harzgebirge, und ich beschloß ein paar Tage darin umherzuwandern. Die Eisenbahn brachte mich bis an den Fuß dieser interessanten Gegend, und da es noch zeitig im Nachmittag war, so begann ich ohne Aufenthalt meine Fußwanderung, um das erste Nachtlager in einem recht zwischen den Bergen liegenden Dörfchen zu machen. Der Weg, sagte man, sei leicht zu finden, obwohl voraus zu sehen war, daß ich den letzten Theil desselben in der Dunkelheit zu machen hatte. Ich war ja frisch bei Kräften, und eine Sommernacht ließ sich allenfalls ganz im Freien zubringen. Bald befand ich mich in einem freundlichen Thale mit einem Bache, dessen Wasser klar in seinem steinernen Bette mir entgegen rieselte. Dann und wann lockten bläulich angehauchte Brombeeren an den Höhen rechts und links zu kleinen Abstechern, die dann freilich ein Viertelftündchen nach dem andern von meiner Zeit raubten. So brach die Dunkelheit unbemerkt über mich herein, ehe ich's mir dachte. Ich sollte bei einer gewissen Biegung des Thales den Bach auf der rechten Seite verlassen; aber unversehens hatte ich mich schon vom Wasser entfernt, ohne zu wissen, auf welcher Seite ich mich befand. Nach Mitternacht sollte der Mond aufgehen. Was thun bis dahin in der stockfinstern Nacht? Das Thal hatte sich bedeutend verengt, und der Pfad war offenbar verloren, denn ich stieß zuweilen gegen Stämme oder tappte in Gesträuch. Unter solchen Umständen ist es besser den Mond abzuwarten,—dachte ich,—und ließ mich am Fuße des nächsten Baumes nieder, gegen den ich rannte. Ob es wohl gerathen ist, ein Schläfchen zu machen? fragte ich mich. Ich gedachte mit einer gewissen Genugthuung meiner romantischen Situation, so ganz nutterseelenallein in völlig fremder und wilder Gegend zu übernachten, wo, wer weiß, was kommen konnte. Es gewährte ein Vergnügen, mir's so recht schauerlich zu machen. Ich war zum ersten Male in einem Gebirge. In meiner freigeistlichen festen Ueberlegenheit verlachte ich Alles als Aberglauben, und mit rechtem Lebensübermuth rief ich lustig gegen die Felsen und in den Wald hinein: Kommt, ihr Berggeister, Erdgnomen und all' ihr Kobolde, und leistet mir Gesellschaft; wollt ihr? Rein oder ja! —

Ja! tönte es von der einen Seite zurück. Ein prächtiges Echo, sprach ich vor mich hin; aber sonderbarerweise überrieselte es mich ein wenig; mein Lachen darüber schien mir selbst gar nicht recht herzlich, und ich hatte keine Lust weiter zu rufen; dagegen dachte ich, daß es doch gemüthlicher sein würde, einen menschlichen Gesellschafter zu haben. Aber ich schämte mich meiner selbst, und sprach: Fritz, dir ist doch nicht bange? — Ich mußte dies laut genug geäußert haben, das Echo wieder zu wecken, denn: bange! schallte es von dort her, wo es am dunkelsten war. Wieder überrieselte es mich leise. O Menschenhirn, wie schwach, — o Menschenherz, wie zaghaft! sprach ich wieder, aber nur leise, als sollte es Niemand hören.

Dann ließ ich meine philosophische Weisheit Revue passiren, um mir Muth zu machen, konnte aber dabei keinen Augenblick meine Augen von jener dunkelsten Stelle abwenden, als müsse ich von dort etwas Sonderliches erwarten. Es war als flüsterte in mir eine dumpfe Stimme: Unheimlich! — Was war es, was meine Willenskraft gefangen nahm? Warum konnte ich nicht wegblicken? Sollte ich erst vorbereitet werden für das Kommende? Ja, war nicht dies Gefühl schon mehr als sich meine Schulweisheit träumen ließ? — Noch immer blickte ich in die Finsterniß; es zuckte mir um die Lippen, daß sie ironisch aber leise lispelten: „Es werde Licht.“ — Ich erschraf vor mir selbst über meine Aeußerung, aber noch mehr, als es plötzlich aufsprühte, wie ein Funke in dem tiefen Schwarz. Was war es? Ein Spiel oder Einbildung? Nein, denn da war es wieder. Ein Leuchtkäfer? Nein, es schimmerte roth und groß, es wuchs, kam näher, flackerte. Es war eine Fackel, getragen von einem Manne, — ob aber wirklich Mensch? so fragte meine armselige Freigeisterei. Er schien so klein, so gnomisch, und berührte wohl kaum die Erde und hinter ihm in einer Reihe ein Duzend oder mehr Gestalten, wie er. Ich hörte keinen Tritt, obgleich sie in geringer Entfernung von mir, aber höher als ich mich befand, langsam vorbei passirten. Sie zogen niederwärts, hielten an, bildeten einen Halbkreis, knieten nieder, und mir war, als hörte ich leises Gemurmel. Allmählig wurden ihrer weniger, ohne daß ich gewahren konnte wie, und endlich erlosch das Licht. Ein Traum war die Erscheinung nicht; was aber konnte es sein? Aus dem Sinnen darüber kam ich auf das Feld der Sagen, davon der Harz so reich ist. Ich wollte aufstehen, um durch ein wenig Bewegung auf andere Gedanken zu kommen, aber anstatt dessen nahm ich eine liegende Position und stützte meinen Kopf auf eine knorrige Wurzel. Bald darauf schien es mir als näherte sich Etwas. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn jetzt stand vor mir ein Mann, dessen äußere Erscheinung mir so deutlich war, daß ich mich darüber wunderte. Seine Gestalt war lang und hager, und das Gesicht zeichnete sich durch eine sehr hervorstretende, gekrümmte Nase und einem Paar stechender Augen aus, mit einem Mund, der sich bemühte zu lächeln, ohne jedoch damit einen höhnischen Zug verdecken zu können.

„Ei, Herr Wandersmann,“ — so sprach er mich an, — „wollt Ihr hier übernachten? Kommt lieber mit mir, ich bringe Euch in gutes Quartier und zeige Euch manch' schönes Ding, das ganz für Euch paßt. Ihr seid mir nicht unbekannt. Kommt nur, kommt.“

Ich wunderte mich sehr und schaute ihn unglaublich an; er aber winkte vertraulich mir zu, und halb unwillig, halb neugierig erhob ich mich und folgte ihm. Bald befanden wir uns in völliger Dunkelheit; aber kaum hatte ich diese Wahrnehmung gemacht, als mein Begleiter auch schon eine Fackel anzündete, die er mir in die Hand gab. Ein Blick ringsum genügte mir es klar zu machen, daß wir uns in einer großen und schönen Tropfsteinhöhle befanden. Sie war voll der wundersamsten Gebilde, von denen der rothe Schein meiner Fackel mannigfach widerstrahlte, hier matt, dort glühend, je nachdem es auf glänzende Flächen oder rauhes Gestein fiel. Wir wanderten ein Weichen umher, und er zeigte mir Mancherlei. Ich erstaunte über die seltsamen Formen, welche die Tropfen des nun wieder festgewordenen Kaltes gebildet: prächtige Säulen, Muscheln, Schwämme, Pflanzen, Thiergegestalten und Anderes! Endlich kamen wir zu einem zerbrochenen Crucifix. Hier blieb mein Führer stehen und sah mich lächelnd

an. 'Nicht wahr,' fragte er mit lauernder Miene, 'das hättest du auch zertrümmert?' Ein leiser Schauer überlief mich. Ich antwortete nicht. 'Sieh,' fuhr er fort indem er sich umwandte, 'sieh diese hübsche Nonne; sie ist nicht wieder angenommen, und nun wohnt sie bei mir. Schau' diesen feisten Mönch, er betet mich an, anstatt seines Schöpfers. Du weißt doch nun wohl, wer ich bin? Haha! du blickst mich noch so zweifelnd an, aber ich bin es wirklich, der leibhaftige L. Hier ist der Eingang zu meinem Reiche; da ist auch gleich eine meiner Kanzeln; ich denke, ich muß dir gleich einmal eine Predigt halten.' Dies Tropfsteingebilde war ganz und gar einer aus weißem Marmor kunstvoll gehauenen Kanzel ähnlich. Er bestieg sie wirklich und fing auch sogleich zu reden an, während ich mit meiner Fackel davorstand und ihm starr ins Gesicht sah.

'Du Menschenkind, — erbärmlich Ding, —' so sprach er; 'du meinst, es sei kein Gott und kein Teufel? Hei! hier hast du den Teufel, an dem kannst du nicht mehr zweifeln, und ich, der Teufel, muß dir leider bekennen, daß Gott wirklich ist. Bist aber willkommen mit deinem Unglauben, um so sicherer hab' ich dich. Schau' jenen Capuziner, er ist gerade deshalb auch hier; sein Bauch war sein Gott, und jene Hübsche, sie hatte keck gegen den heiligen Geist gesündigt. Und jene Menge dort im Dunkel, meine fromme Gemeinde, wollte nichts von ihrem Heiland wissen, da hab' ich mich denn ihrer schnell erbarmt und freue mich jetzt ihrer Qual. Und dir, du mein verwegenes Jüngelchen, dir halt' ich jetzt die Eintrittsrede und werd' dich nächstens taufen.'

Mir schauderte es. Die Fackel entfiel meinen Händen, sie erlosch, und ich sank zusammen. Da schlug ich die Augen auf — es war Morgen; ich lag noch am Baume. Ich hatte — geträumt. O, wie athmete ich so froh auf. Die Vergspitzen waren angehaucht vom köstlichen Licht der aufgehenden Sonne, und über mir breitete sich das liebliche Blau des Himmels. Noch saß ich sinnend, da kam desselben Weges,

wie jene nächtlichen Gestalten, ein einzelner Mann, jenem ähnlich. Der Pfad zog sich über eine Anhöhe nahe meinem Ruheplatze; das war die Ursache weshalb es mir in der Nacht schien, als zögen sie durch die Luft. Ich stand eilig auf und begegnete dem Kommenden. Er war ein Bergmann, der nach seiner Grube ging. Ich begleitete ihn. Wir befanden uns bald vor dem Eingang, und ich konnte mir nun leicht jenes allmähliche Verschwinden erklären. Ich stieg mit hinab und kam gerade hinzu, als ein Theil der Arbeiter die Grube verlassen wollten. Die Bergleute sind in der Regel fromm. Beim Betreten und beim Verlassen der Grube beten sie. Auch jetzt hielt der Steiger, ihr Vormann, ein Gebet. Er sprach unter Anderem: 'Herr! du lässest uns schauen das Böse in der Welt, und daß sein Weg abwärts führt zur Qual; aber du zeigst uns auch die Werke des Guten, daß wir erkennen den Weg der aufwärts führt zur Herrlichkeit. Das Böse künDET uns der Teufel und seine bösen Geister; das Gute aber dich, o Herr, unser Gott und Erhalter, deine Allmacht, Allweisheit und Gnade, daß wir nicht in der Nacht des Zweifels wandeln, sondern im Lichte der Wahrheit.'

O, wie sanken diese Worte in mein Herz, das noch frisch erregt war von den Schrecknissen der Nacht und des Traumes. Wie heilender Balsam auf die Wunde, so floß ein köstliches Verständniß lösend über den Irrthum, der meine Seele gebunden hatte. Ich eilte aufwärts, in den Wald, in die Einsamkeit, und dort rief ich laut nach meinem Heiland und gelobte ihm treu zu sein von nun an in alle Ewigkeit, wenn er sich noch einmal meiner erbarmen wolle. Und er hat sich meiner erbarmt, ich fühle es, ich weiß es, und ich bin glücklich.'

Das war meines Freundes Erzählung. Er hat sein Gelöbniß gehalten. Seine Mutter erlebte die Freude, ihn von der Kanzel eifrig und warm die Kunde der Wahrheit predigen zu hören. Mir aber versicherte er, daß er nie die Kanzel betrete, ohne jenes entsetzlichen Traumes zu gedenken.

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XXII. Fehler im Lehren.

Daß selbst der gewandteste Sonntagschul-Lehrer in der Ausföhrung seines Amtes Fehler begeht, wissen wir Alle. Nicht Jeder jedoch macht sich der Fehler schuldig, auf die wir in diesen Zeilen hinweisen möchten.

1. Begehen Sonntagschullehrer nicht selten Irrthümer mit Rücksicht auf die eigentliche Lehrmethode. Sie ermangeln oft der rechten Einsicht über diesen wichtigen Punkt. Sie sind nicht selbstständig und halten sich zu viel an eine vorgeschriebene Form. Das hemmt den Geist und den Lehrersfolg.

2. Begehen Lehrer zu viel den Fehler, daß sie versäumen, sich auf die Lektion durch und durch vorzubereiten. Gute Vorbereitung ist erstes Bedingniß zum Erfolg. Keine Entschuldigung kann hier den Irrthum gut machen. Das, was der Lehrer zu lehren vor hat, muß sein Eigenthum, muß in seinem Herzen und Gedächtniß sein.

3. Finden wir, daß es häufig von Lehrern verfehlt wird mit Rücksicht auf Ordnung, Disciplin und Gouvernement in ihren Klassen. Dieser Punkt verbindet sich bekanntlich gar

eng mit dem Erfolg im Lehren. Und in so weit es einem Lehrer unter seinen Schülern an gesunder Disciplin fehlt, vernichtet er von vornherein allen seinen etwaigen Lehrersfolg.

4. Werden Fehler gemacht, während der Lehrer im Lehren begriffen ist. Er mag zum Beispiel die Verbindung der vorigen mit der eben zu lehrenden Lektion mangelhaft herstellen. Und ist der Anfang mit Bezug auf Zeit, Ort, Hauptpersonen u. dem Schüler unklar, so mag sich das über die ganze Lektion leicht ausbreiten. Recht begonnen, ist schon halb gewonnen. Es gibt in diesem Stück jeden Sonntag zu lernen.

5. Werden auch gern darin Fehler begangen, daß nicht jeder Schüler an der Lektion Antheil nimmt. Durchaus sollte kein einziger Schüler unthätig gelassen werden. Daß man Einigen es erlaubt, fast immer zu antworten, ist entschieden unrecht, denn es entnuthigt; es könnte auch als Parteilichkeit angesehen werden. Alle sollten wie ein Herz und eine Seele in die Lektion vertieft sein. Der Reihe nach fragen ist bestimmt das Beste.

6. Sehr oft verfehlen es Lehrer und verderben sich die Freude und den Erfolg, weil sie nicht illustriren. Die einfachsten Erlebnisse eines Tages geben oft den besten Anlaß



zu einer trefflichen „Aufleuchtung“ der Lektion am Sonntag. *Auustreue*, lieber Bruder! Sage oft: Zum „Beispiel,“ und bringe dann auch was Passendes und ich garantire dir Freude im Amt und — Erfolg.

7. Sehr mangelhaft wird die Lektion auch oft abgeschlossen. Die letzten Eindrücke sollten, wenn möglich, die besten sein. Die praktische Anwendung darf unter keinen Umständen versäumt werden. Man sollte den resp. Abschnitt nicht um seiner selbst willen, sondern des persönlichen, eigenen Genusses wegen vornehmen. Die Bibel ist unser Lebensbrod. Ein passendes Wort der Ermahnung an den Schüler zum Schluß mag ihm sein, wie „goldene Äpfel in silbernen Schalen.“

8. Dann werden auch von den Lehrern leider zu viel Fehler gemacht mit Rücksicht auf das Fragestellen. Hinsichtlich dieses Punktes verweisen wir auf den trefflichen Artikel von Dr. G. Heinmiller in dieser Nummer, worin das Nöthige gesagt ist. Man lese.

Noch sei erwähnt, daß nicht selten auch Fehler im Lehren von dem Superintendenten beim allgemeinen Ueberblick über die Lektion gemacht werden. Die gewöhnlichsten Irrthümer sind, daß man zu lang spricht, daß man nur Gesagtes wiederholt, und daß man nicht immer auf den Hauptpunkt zu sprechen kommt. Dasselbe ist auch manchmal bei der vierteljährlichen Wiederholung der Fall.

### Das rechte Leben einer Sonntagschule.

#### II.

In unserem Körper muß fast Unzähliges in Ordnung sein, wenn wir nur eine Stunde vollständig leben wollen, und es führt häufig die größten Uebelstände mit sich, wenn eins der kleinsten Werkzeuge, etwa ein einziges Paar der vierhundert sechs und vierzig Muskeln, fehlt oder in Unordnung kommt. So muß in der Sonntagschule gar Vieles in Ordnung sein, wenn sie vollständig leben und nicht im Sterben begriffen sein soll. Hier nun einige Punkte, die zur Erhaltung des Sonntagschul-Lebens erforderlich sind.

1. Bedingt es Verkehr.—Ohne wechselseitigen Verkehr kein Leben. Die Menschheit kann nicht existiren ohne Verkehr. So ist Geschäftsverkehr nöthig mit eben den Dingen, die das Geschäftsleben unterhalten. So ist es auch mit dem Leben in der Sonntagschule. Der ganze Organismus muß in beständiger Thätigkeit sein.

2. Erfordert es der Pflege von Seiten des Predigers und der Gemeinde.—Pflegen meint eine sorgfältige, pünktliche Befriedigung der Bedürfnisse. Kann auch Jemand leben ohne Speise zu sich zu nehmen? Der Pflegebefehl an die Kirche lautet: „Weide meine Lämmer.“ Es heißt zu uns, wie zu Moses Mutter: „Nimm hin das Kindlein und säuge mir's, ich will dir's lohnen.“ Der Prediger soll weiden auf der Kanzel, weiden in dem catechetischen Unterricht, weiden in dem Familienkreis, ja er soll weiden überall. Die Gemeinde muß er pflegen ohne Unterlaß. Es ist höchst nachtheilig für den Fortbestand der Sonntagschule, wenn man am Jahresstag den Beamten die Sonntagschule „auffattelt“ in dem Gedanken, man habe nun wieder für das Jahr seine Pflicht gethan.—

Die Gemeinde hat darauf zu sehen, daß sie Männer voll heiligen Geistes an die Spitze der Sonntagschule bekommt; Männer, denen der Fortbestand dieser heiligen Sache am Herzen liegt, die viel beten, und die ohne zu erröthen, sagen können: „Folget uns, liebe Kinder, wie ihr sehet, daß wir Chri-

stus folgen.“ Ein „lebendiger“ Mann an der Spitze der Schule, mit gottgeweihten Lehrern und Lehrerinnen, erhalten durch Gottes Gnade dieses so herrliche, beglückende Sonntagschul-Leben. Die Pflege der Schule muß eine gemeinsame, herzliche und unermüdlige Glaubensarbeit der Gemeinde sein. Die größte Aufmerksamkeit verwendet der Gärtner auf die jüngsten und zartesten Pflanzen. Es sollte hinsichtlich der Liberalität der Herr der Gemeinde das Zeugniß geben können: „Ich weiß deine Werke und daß du je länger je mehr thust.“

3. Fortschritt in der rechten Richtung.—Unsere Zeit ist eine Fortschrittszeit und unser Volk ein fortschreitendes. Fortschritt in der Sonntagschul-Welt muß den Verhältnissen angemessen sein. Wir müssen Verbesserungen einführen, wo dieselben gut und nothwendig sind. Sehen wir etwas Nachahmungswürdiges, so sollten wir nicht allzu eigensinnig sein, um es anzuerkennen und einzuführen. Wir müssen, um die Schule vom Sterben zu bewahren, Alles aufbieten, um die Jugend in der rechten Weise zu interessieren. Es ist noch Raum zur Verbesserung.

4. Die Innigkeit des Verhältnisses zwischen Gemeinde und Schule muß erhalten werden.—Da, wo Herrschucht, Selbstsucht und Neid sich einschleichen, wird das herrliche Einssein gestört, der Einfluß der Gemeinde geschwächt, das Leben der Sonntagschule geschwächt und folglich letztere oft in die Arme des Todes überliefert. Die Bitte unseres göttlichen Hohenpriesters muß erfüllt sein und bleiben: „Auf daß sie alle eins seien, gleich wie du, Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien . . . auf daß die Liebe, damit du mich liebest, sei in ihnen und ich in ihnen.“ So kann die Sonntagschule vollständig leben und erhalten werden.

5. Der Parteieinfluß darf nie Vor Schub geleistet werden.—Die Begünstigung des Einen hat nothwendiger Weise immer die Zurücksetzung des Andern zur Folge. Es darf dieser Uebelstand, welcher der Sonntagschule den Todesstreich versetzt, weder bei der Beamtenwahl, noch bei der Lehreranstellung, oder bei der Klasseneinteilung sich kundgeben. Es ist schon längst erwiesen, daß Solche, die sich einseitig an einen Mann hängen und ihn wie einen Götzen verehren, kein gesundes religiöses Leben haben. Es ist in der Regel bei solchen Parteiflüchtigen der Fall, nachdem sie ihren Zweck nicht erreicht oder ihre Augenweide verloren haben, daß ihr Eifer erlöschet.

Dieser Fuchs, der den Lebenssaft der Sonntagschule verzehrt, muß draußen gehalten werden. Es muß dahin gewirkt werden, daß Alle das Wohl der Schule und die Ehre Gottes suchen. Wie viele Sonntagschulen würden noch die volle Lebenskraft besitzen, wenn immer nur das Heil derselben und die Gunst Gottes gesucht worden wäre!

6. Bedingt es eine frische, lebendige Leitung der Schule.—Es sollte Alles Schlag auf Schlag gehen. Es muß Abwechslung sein; denn dieselbe würzt das Leben. Nichts darf zur Einschläferung führen, sondern Alles muß zur Aufmunterung dienen. Bruder „Einerlei“ und Bruder „Langsam“ passen nicht für diese Stellung.

7. Sehe ich auch in der Abhaltung der Sonntagschul-Conventionen vielfach das Sonntagschul-Leben bedingt.—Hiermit ist durchaus nicht gesagt, daß die Sonntagschulen nicht vor der Zeit der Sonntagschul-Conventionen auch gelebt hätten. Es ist wohl bekannt, daß diese Conventionen auf amerikanischem Boden noch nicht das Alter von vierzig Jahren überstiegen haben. Wenn auch die Sonntagschule die Convention hervorgerufen hat, so ist und bleibt es doch eine unwiderlegba-

re Thatsache, daß durch letztere der ersteren viele Lebenskräfte zugeführt worden sind und noch immer zugeführt werden. — Ein Umstand nun, der einem Körper das Leben verstärkt, muß doch auch, wenn durch keinen andern ersetzt, zur Erhaltung desselben höchst nothwendig sein. Schulen und Conventionen sollen leben und nicht sterben. Und alles Volk sage: Amen!

8. Ist an Gottes Segen der Bestand dieses Lebens gelegen. Bei allem Dem, was wir thun können, sollen wir nie vergessen, daß diese Lebenserhaltung von Gott kommt, und auch hier gilt: „Paulus mag pflanzen und Apollo begießen, aber der Herr schenkt das Gedeihen.“ Unser göttlicher Meister sagt: „Denn ohne mich könnt ihr nichts thun.“ Dieser Punkt schließt jedoch unsere Thätigkeit nicht aus, sondern setzt dieselbe zum voraus! Ohne daß wir das unsere thun, kann Gott seinen Segen nicht geben; er thut nicht für uns, was wir durch seinen Beistand verrichten können. Daher sollten wir nicht versäumen mit anhaltender Thätigkeit das gläubige Gebet zu verbinden, so wird der Herr uns gewiß helfen, die Sonntagschule lebendig zu erhalten. Das gebe der Heiland in Gnaden. Amen! J. A. Schmitt.

### Winke über Fragestellen.

Von allen Lehrmethoden in der Sonntagschule tritt die katechetische allgemein in den Vordergrund, ein Beweis, daß dieselbe als die beste anerkannt wird. In der Kleinkinderklasse ist ein streng katechetischer Unterricht wohl nicht am Platz; in den Bibelklassen, gewöhnlich aus erwachsenen Leuten bestehend, dürfte auch vielleicht theilweise eine andere Methode Anwendung finden; aber für die mittleren Klassen, hauptsächlich aus Kindern im Alter von acht bis vierzehn Jahren bestehend, ist die katechetische Methode entschieden die passendste. Es ist daher von großer Wichtigkeit, nicht gerade, daß eine mustergültige Katechetik in der Sonntagschule betrieben werde, aber daß die Lehrer wenigstens mit den ersten Regeln der Katechetik bekannt sind und dieselben befolgen. Wir erlauben uns im Folgenden einige Winke über das richtige Fragestellen zu geben.

Man kann sämmtliche Fragen in drei Klassen einteilen:

1. In sondirende, d. h. in solche, durch welche der Lehrer das Vorhandensein und die Tiefe des Wissens in den Kindern erforscht und sie für Das, was gelehrt werden soll, vorbereitet; 2. in belehrende Fragen, durch welche die Gedanken des Lernenden geschärft werden; 3. in prüfende, bei welchen der Lehrer sein eigenes Werk überfiehet und sich versichern kann, ob es gründlich und tief genug war. Wenn man so verfährt, so wird das Wort eines berühmten Lehrers verständlich, welcher sagt: „Erst frage ich das Wissen in die Kinder hinein und dann wieder aus ihnen heraus!“

So viel über die Frageweise im Allgemeinen. Besonders noch zu beobachten sind die folgenden Andeutungen:

1. Eine jede Frage sei richtig gebildet. Verwerflich ist jene Verfahrungsweise, bei welcher der Lehrer einen Satz bis auf ein oder zwei Worte oder Silben vorsagt und dann das noch Fehlende von den Kindern nachsagen läßt, z. B.: „Jesus wurde geboren in —?“ „Das fünfte Gebot lautet: Ehre Vater und —?“ Auch solche Fragen sollte man möglichst vermeiden: Saulus, warum verfolgte er die christlichen Gemeinden? anstatt: Warum verfolgte Saulus die christlichen Gemeinden? Moses, wo starb er? anstatt: Wo starb Moses?

2. In der Sonntagschule hat man es hauptsächlich mit Kindern zu thun, daher ist es besonders wichtig, daß unsere Fragen klar, einfach und bestimmt sind. Der Lehrer soll wissen, was er will. Fremdwörter, überhaupt schwer verständliche Wörter und Ausdrücke sollten vermieden werden, ebenfalls mehrbrentige Fragewörter und doppelsinnige Fragen, auf die mehr als eine Antwort gegeben werden kann, z. B.: Wie hieß der Garten, in den der Herr den Adam setzte, und was that Adam in demselben? — Was that die Schlange im Paradies, und wie wurde Adam verführt? Wie lebte der Heiland auf Erden, und was that er für uns?

3. Zu vermeiden sind solche Fragen, die dem Kinde nichts zu denken geben, und die gewöhnlich mit Ja oder Nein beantwortet werden, z. B.: Wurde Joseph wegen seiner Frömmigkeit von Gott angesehen und erhöht? — Ja. — Trieb der Herr Jesus die Teufel durch Beelzebub aus? — Nein. — Müssen wir an den Herrn Jesum glauben, wenn wir selig werden wollen? — Ja. — Ist es der Kinder Pflicht, den Eltern gehorham zu sein? — Ja. — Es wird dem Leser einleuchten, daß man mehr bezwecken wird, wenn man die Fragen stellt wie folgt: Warum wurde Joseph vom Herrn so geehrt? Durch welche Macht trieb der Herr Jesus die Teufel aus? Was müssen wir thun, um selig zu werden? Was ist die größte Pflicht der Kinder gegen ihre Eltern? — Alle Ja- und Nein-Fragen wollen wir keineswegs verwerfen, auch die Bestätigungsfragen sind hier und da gut, aber sie sollten immer eine Ausnahme bilden.

4. Es ist nicht rathsam, daß der Lehrer sich steif an gewisse vorgeschriebene Fragen halte. Im Fragestellen sollte ein Jeder suchen, so bald als möglich selbstständig zu werden. Wir können deshalb den Plan eines Vorlesers, der besonders darauf sieht, daß seine Lehrer über eine Lektion alle dieselben Fragen stellen, keineswegs empfehlen. Einheit in der Lehre wird durch diese Methode nicht so viel bezweckt, wie Steifheit. Wir wollen dem Lehrer, namentlich dem neuen Anfänger, nicht ohne Weiteres alle Stützen nehmen; nur möchten wir ihm einprägen, daß der Erfolg im Lehren nicht wenig von seiner Originalität und Selbstständigkeit abhängt. Ein Lehrer, der nur auf Krücken gehen kann, ist ein lahmer Lehrer.

Schließlich noch ein praktisches Beispiel davon, wie wir etwa eine Sonntagschullektion abhandeln würden. Wir nehmen als Lektion den Abschnitt in Matth. 2, 1-22. Titel: Der Besuch der Weisen aus dem Morgenlande. Im Studium dieses Abschnittes befolgen wir genau die Anleitung im vorigen Kapitel. Der Hauptpunkt, der uns bald auffällt, der auch in Vers 2 schön ausgedrückt wird, den wir hervorheben, und an welchen wir die übrigen Gedanken anknüpfen wollen, ist:

### Der Heiland gesucht.

Unter diesem Hauptpunkt läßt sich dann die Lektion ferner vermittelt der folgenden Fragen leicht in kleinere Abschnitte einteilen:

1. Wer sucht den Heiland? Vers 1.
2. Wo suchen sie Ihn? B. 3.
3. Unter weissen Leitung? B. 2-9.
4. Mit welchem Erfolg? B. 10-12.

Es versteht sich von selbst, daß die Lektion eine Einleitung haben muß, und daß sie in diesem Fall hauptsächlich von der Geburt Jesu handelt. Geht der zu verhandelnden Lektion eine andere voraus, dann suche man die Verbindung zwischen beiden herzustellen. Dies macht jedesmal eine kurze Wieder-



holung der vorhergehenden Lektion nöthig. Der Schluß der Lektion sollte hauptsächlich aus Nuganwendungen bestehen; ein eigentlicher Schluß ist aber weniger nöthig, wenn man zweckmäßiger die Anwendung bei einem jeden wichtigen Gedanken anbringen kann. Im Ganzen hüte sich der Lehrer vor einem abgeschmackten Formalwesen. Mannigfaltigkeit darf besonders hier nicht fehlen. Was man vortragen will, sei wohlgeordnet, aber man stelle die Ordnung, den Plan nicht über die Wahrheiten, die man auf das kindliche Gemüth einprägen sollte.

Die wichtigsten Fragen über diese Lektion wären folgende:

**Einleitung.** — Wo wurde Jesus geboren? Wo lag Bethlehem? (Micha 5. 1.) Wem wurde zuerst die „große Freude“ verkündigt? Auf welche Weise? Was thaten die Hirten hierauf?

1. Von wem wird in unserer Lektion der neugeborene König der Juden gesucht? Warum werden sie Weise genannt? Woher kamen sie? Was waren sie ihrer Religion nach?

2. Wo suchten sie den Herrn? Warum zu Jerusalem? (Königsstadt und Offenbarungsstätte Gottes.) Wie wurden Herodes und das ganze Jerusalem von diesem Besuch berührt? Warum erschrafen sie wohl?

3. Unter wessen Leitung suchten sie den Herrn? Durch welches Mittel führt sie der liebe Gott? Warum gerade einen Stern? Wie mußten ihnen aber auch Herodes und die Schriftgelehrten behülflich sein? Wohin wurden sie gewiesen? Mit welcher Absicht gab ihnen Herodes den Befehl in Vers 8?

4. Mit welchem Erfolg suchen sie? Warum freuten sie sich? Was thaten sie noch ferner? Warum opferten sie? Wie führte sie der Herr wieder heim?

**Schluss.** — Wer darf heute noch den lieben Heiland suchen? Wo müssen wir ihn suchen? Hast du deinen Heiland schon gesucht und gefunden? Was findet Der, der den lieben Heiland findet? Was können wir opfern?

G. Heinmiller.

### Wie können auch Solche, die selbst keine Beamten und Lehrer sind, sich in der Sonntagschule nützlich machen?

Jenenigen, mit denen es unser Thema zu thun hat, mögen in drei Klassen eingetheilt werden, nemlich:

1. Solche, die nicht in Aemtern stehen, obwohl sie die Fähigkeiten dazu haben mögen, und manche ehebeffen mit Nutzen als Beamte dienen, aber Andere (wenn auch nur um des Wechsels willen) nehmen den Platz ein. Oder Solche, die als Lehrer keinen Platz fanden, weil die Stellen besetzt sind, was aber nur höchst selten vorkommen dürfte.

2. Die, welche die Fähigkeiten nicht haben, um als Beamten oder Lehrer dienen zu können, sei es, daß der Grund in einer sehr mangelhaften Schulbildung liegt, oder die Gabe, mit der Jugend umzugehen und sie zu beeinflussen, mangelt, oder daß man kein gründliches Werk der Gnade im Herzen erfahren hat, und daher die Liebe fehlt, und somit auch die Kunst, mit Geduld und Sanftmuth in diesem wichtigen, schwierigen Werke zu arbeiten.

3. Die, welche durch die Verhältnisse, in denen sie stehen, sei es durch Lokalhindernisse, oder durch Umstände in der Familie, wie Krankheit u. s. w., verhindert werden, und es ihnen mit dem besten Willen nicht möglich ist, als Beamte oder Lehrer zu dienen, obwohl mit einem ernstlichen und festen Willen

viel gethan werden kann, und manche Hindernisse überwunden werden könnten.

Nun die Frage: Wie können Solche sich in der Sonntagschule nützlich machen?

a) Wenn sie mit der Sonntagschule sympathisiren, sie werthschätzen, gut von ihr reden, und überhaupt ein tiefes Interesse an ihrem Gedeihen nehmen und besonders oft und viel für dieselbe zu Gott beten.

b) Die Schule mit den nöthigen Mitteln unterstützen, daß es an nichts gebricht, daß man alle zweckmäßigen Hilfsmittel zum Unterricht, um die Jugend zu belehren und auf sie einzuwirken, haben kann, und nicht die Unterstützung auf Denen, die die Arbeit thun, allein liegt, wie dieses oft geschieht.

c) Die eigenen Kinder zu schicken; und es ihnen möglich machen, daß sie in rechter Zeit da sein können, welches nicht allein das Interesse der Schule erhöht, sondern auch zum großen Nutzen und Segen der Kinder und der Familie gereicht.

d) Andere Kinder von Nichtgläubern einzuladen und zu beeinflussen, daß sie die Sonntagschule besuchen, Schüler anzuwerben unter Denen, die zu keiner Kirche gehören, die oft sehr verwahrloßt sind in geistlicher und leiblicher Hinsicht.

e) Die Kinder zu Hause durch die Woche selbst unterrichten, besonders im Erlernen der deutschen Sprache; aber man sollte sie auch anhalten zum fleißigen Studium der Lektionen. Da können sich besonders auch Mütter von zahlreichen Familien, die nicht der Schule selbst bewohnen können, in der Sonntagschule nützlich machen, damit ihr Zweck desto besser erreicht wird.

f) Solche, die nicht durch unabwendbare Hindernisse abgehalten sind, können sich überall in Bibelklassen organisiren, mit der Sonntagschule versammeln, durch Exempel die Jugend aufmuntern und anreizen zum Besuch der Schule, sowie auch durch das Studium der Lektionen das Interesse der Sonntagschule erhöhen.

Zum Schluß einige Beweggründe, warum Alle sich in der Sonntagschule nützlich machen sollten:

1. Der Befehl des Herrn an die Kirche: „Weide meine Lämmer!“ gilt jedem Gliede der Kirche.

2. Die Jugend, das aufwachsende Geschlecht, ist die Hoffnung der Kirche; will man seine eigene Existenz sichern, so ist diese Arbeit noth.

3. Die Verantwortlichkeit, die auf uns liegt gegenüber der Jugend, die wir auf den rechten Weg führen sollen. Gott fordert Rechenschaft für das Veräumte.

4. Es ist eine hoffnungsvolle Arbeit, eine Arbeit, wo man auf Erfolg rechnen kann, denn die Herzen sind noch zart, um gute Lehren und Eindrücke leicht aufzunehmen. Kann man auch nur als „Sandblanger“ an diesem Bau mitarbeiten, so thut man seine Pflicht und kann sich über den Erfolg, der erzielt wird, von Herzen und mit gutem Gewissen mitfreuen.

J. G. Siegrist.

Es ist nichts leichter, als Kinder erziehen; sie sind so weich und bildsam, und nehmen so leicht alle Eindrücke auf; man sage ihnen nur, was wahr ist, zeige ihnen nur, was sie nachmachen sollen. Sehen die Kinder, daß ihre Eltern sich beugen unter Gottes Wort und Willen, so werden sich die Kinder beugen unter der Eltern Wort.

Die Hauptsache aber ist und bleibt das Gebet: daß die Eltern ihre Kinder alle Morgen und Abend in Gottes Gut und Führung befehlen; mit ihnen, aber auch für sie treulich beten. Fehlt das aber, und wandeln die Eltern selbst nicht vor den Augen Gottes, wie können sie erwarten, daß die Kinder ihnen gehorjam sind? Daher das Elend.

## Sonntagsschul-Lektionen.

## Die Aussendung der Zwölfe.

## 1. Lektion: Markus 6, 1-13.—Sonntag den 2. April 1882.

1. Und er ging aus von dannen, und kam in sein Vaterland; und seine Jünger folgten ihm nach.

2. Und da der Sabbath kam, hob er an zu lehren in ihrer Schule. Und Viele, die es hörten, verwunderten sich seiner Lehre, und sprachen: Woher kommt denn solches? Und was Weisheit ist es, die ihm gegeben ist, und solche Thaten, die durch seine Hände geschehen?

3. Ist er nicht der Zimmermann, Maria Sohn, und der Bruder der Jacobi, und Joses, und Juda, und Simonis? Sind nicht auch seine Schwestern allhier bei uns? Und sie ärgerten sich an ihm.

4. Jesus aber sprach zu ihnen: Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn im Vaterlande und daheim bei den Seinen.

5. Und er konnte allda nicht eine einzige That thun; ohne wenigen Sichten legte er die Hände auf, und heilte sie.

6. Und er verwunderte sich ihres Unglaubens. Und er ging umher in die Flecken im Kreis, und lehrte.

7. Und er berief die Zwölfe, und hob an, und sandte sie, je zween und zween, und gab ihnen Macht über die unsaubern Geister.

8. Und gebot ihnen, daß sie nichts bei sich trügen auf dem Wege, denn allein einen Stab, keine Tasche, kein Brod, kein Geld im Gürtel;

9. Sondern wären geschuhet, und daß sie nicht zween Röcke anjügen;

10. Und sprach zu ihnen: Wo ihr in ein Haus gehen werdet, da bleibet innen, bis ihr von daumen ziehet.

11. Und welche euch nicht aufnehmen, noch hören; da gehet von dannen heraus, und schüttelt den Staub ab von euren Füßen, zu einem Zeugnis über sie. Ich sage euch: Wahrlich, es wird Sodom und Gomorra am jüngsten Gericht erträglicher ergehen, denn solcher Stadt.

12. Und sie gingen aus und predigten, man sollte Buße thun.

13. Und trieben viele Teufel aus, und salbten viele Sichten mit Oel, und machten sie gesund.

**Haupttext:** Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt Den auf, der mich gesandt hat.—Matth. 10, 40.

**Erklärung.** — I. Der neidische Unglaube der Nazarener.—Vers 1-6. Markus beschreibt uns hier den zweiten Besuch unseres Heilandes in Nazareth. Lukas allein beschreibt uns seinen ersten Besuch allda (Luk. 4, 14-30.). Matthäus erwähnt denselben nur vorübergehend (Matth. 4, 13.), währenddessen er uns (Cap. 13, 54-58.) fast in denselben Worten wie Markus diesen zweiten Besuch schildert. Diese heutige Lektion fand kurz nach Auferweckung der Tochter des Jairus statt. Es war von Jugend auf eine feste Gewohnheit unseres Heilandes, am Sabbath dem Gottesdienste in der Synagoge beizuwohnen. Und da er den Sabbath in Nazareth zubrachte, ging er in dieselbe und lehrte das Volk. Die Synagogen waren die Gemeindeschulen der Juden, in welchen sie am Sabbath ihre öffentlichen Gottesdienste hielten. In denselben wurde fast einem jeden Lehrer Freiheit gegeben, zum Volke zu reden, welche denn auch Christus benützte. Die Rede Jesu allhier war voll Klarheit und göttlicher Kraft, so daß viele seiner Zuhörer sich über dieselbe verwunderten. Allein das große Uebel des Vorurtheils, Neides und Unglaubens vernichtete alle guten Eindrücke seiner Reden und Thaten; es schloß ihre Augen, daß sie nicht sahen das helle Licht des Evangeliums; es verhärtete ihre Herzen vor der höchsten Liebe Gottes. Die Worte Vers 3 zeigen uns klar, daß Jesus bis zu seinem 30. Lebensjahre seine hohe Lebensaufgabe Niemandem mittheilte, daß er als der Messias bis dahin ganz unbekannt blieb. Sie zeigen uns aber auch die Reinheit seines Lebens und Charakters; denn hierüber schweigen seine Feinde, welches sie sicherlich nicht gethan haben würden, hätten sie zur Entschuldigung ihres Unglaubens auch nur den geringsten Flecken an ihm finden können. Als die einzige Ursache ihres Unglaubens nannten sie seine geringe Herkunft und gesellschaftliche Stellung. Er war der Zimmermann, der Sohn Maria's. Hieraus läßt sich schließen, daß Jesus bei seinem Pflegevater das Handwerk desselben erlernte, sowie auch, daß Joleph schon gestorben war, da sie seinen Namen gar nicht erwähnen. (Ueber die Brüder Jesu siehe Erklärung der 7. Lektion im ersten Quartal.) Der erste Bruder Christi ist „Jakobus.“ In der Kirchengeschichte wird er „Jakobus, der Gerechte,“ genannt. Er ist der Schreiber der Epistel Jakobus. Nachdem Petrus und Johannes nicht mehr in Jerusalem waren, bestellte er hier das Bisthumsamt und starb den Märtyrertod etwa 62 A. D. Ueber die anderen Brüder Christi haben wir sehr wenig zuverlässige Nachrichten, nur daß Juda mit vieler Wahrscheinlichkeit als der Autor des Briefes Juda bezeichnet wird. Die Folgen ihres Unglaubens waren, daß er ihnen seine segnende Kraft nicht mittheilen konnte. Es

waren ohne Zweifel auch in Nazareth Viele, die seiner Hülfe bedürftig waren. Allein durch ihren Unglauben beraubten sie sich selbst der einzigen Rettung. Hier sehen wir, daß das Wunderthun Jesu kein willkürliches war, sondern es setzte den Glauben, oder doch eine gewisse Empfänglichkeit und Hingebung voraus. Christus verließ hierauf sei Heimath und kehrte nie wieder dahin zurück.

II. Die Aussendung der Zwölfe.—Vers 7-13. Die Jünger Christi waren jetzt in seiner Lehre so weit zukereitet worden, daß er sie als Verkündiger des Reiches Gottes gebrauchen konnte. Es liegen hauptsächlich zwei Gründe zur Aussendung vor. Erstens das Bedürfnis des Volkes, welches Christum zu Herzen ging (Matth. 9, 36-38.). Zweitens war es nothwendig, daß die Zwölfe unter seiner Anweisung ihren hohen Beruf recht kennen lernten und dazu geschickt würden, welches auf diese Weise am besten geschehen konnte. Ueber den Beruf der Zwölfe siehe 6. Lektion im ersten Viertel. Die Aussendung geschah zu zween. Die Ursache war, damit sie sich unter einander aufmuntern sollten. Denn in Vereinigung liegt Stärke. Zur Erfüllung ihrer Mission gab er ihnen Macht über die bösen Geister. Markus hebt die Teufelaustreibung als die Hauptsache aller Wunder hervor. Hierauf gibt Christus ihnen dann Anweisung, wie sie sich verhalten sollten. Der Gedanke von Vers 8 und 9 ist, daß sie sich mit keiner Zurüstung zu der Reise ihre Aufgabe leichter machen sollten, sondern ohne ängstliche Sorgen im Vertrauen auf die Fürsorge Gottes ihre Arbeit zu verrichten hätten. (Vergleiche hiermit Matth. 10.) Vers 11 wird uns nun die fürchtbare Verantwortung geschildert, welche auf denen ruht, zu denen sie mit der Verkündigung des Reiches Gottes kommen. Auf Alle, die die Boten Christi nicht aufnehmen, wartet ein fürchtbares Gottesgericht. (Siehe Matth. 11, 20-24.) Die Jünger erfüllten ihre von Christo empfangene Aufgabe, wie uns Markus hier berichtet. Ihre Arbeit ist in drei Punkten zusammengefaßt. Erstens predigten sie Buße. Ihre Predigt zielte auf Erweckung vom Sünden Schlaf und auf wahre Herzens- und Sinnesänderung. Die Buße ist nothwendig zum Eingang ins Reich Gottes. Zweitens trieben sie Teufel aus. Drittens machten sie viele Kranke gesund. Die Gesundmachung geschah unter dem äußeren Zeichen der Salbung mit Oel. Dieses Zeichen war ohne Zweifel ein Sinnbild der Salbung mit dem hl. Geist, welche alle Befenner des Christenthums besitzen sollten; denn sie ist allen verheißen. Diese Salbung hat jedoch nichts gemein mit der letzten Delung in der römischen Kirche. Lange sagt hierüber: „Die letzte Delung der römischen Kirche ist ein unbe-



wußtes Geständniß, daß sie dem sterbenden Glied der Kirche die reale Mittheilung des hl. Geistes, deren Typus die Delung ist, schuldig geblieben sei."

**Lehre.** — 1. In dieser Section offenbart sich so recht die Liebe Christi. Liebe war es, welche die eignen Verwandten und Bekannten zu retten suchte, trotzdem dieselben Christum schon einmal abgewiesen hatten; Liebe war es, welche die 12 Apostel aussandte, um das Verlorene zu suchen und selig zu machen; Liebe ist es auch, welche sich selbst verleugnet, um Anderen die frohe Botschaft der Erlösung zu bringen. — 2. Wir sehen hier auch, wie die Liebe in ihrer Arbeit gehindert wird. Der Unglaube des Menschen verhindert Christum, daß er sein Werk an ihm nicht vollbringen kann. — 3. Um der Welt das Reich Gottes nahe zu bringen, wählt Christus die besten Werkzeuge; Männer, deren Herz von Liebe glüht, die selbst von der Sünde erlöst sind, die aus eigner, lebendiger Erfahrung zu ihren Mitmenschen reden können, und die zu den Füßen Jesu Unterricht erhalten haben; es müssen Männer sein, die keine Selbstverleugnung scheuen, die ein festes Gottesvertrauen besitzen, die klug sind, wie die Schlangen, doch ohne Falsch, wie die Tauben. — 4. Die große Missionsaufgabe der Jünger Christi besteht darin, daß sie wahre Buße zu Gott und den Glauben an Christum verkündigen, daß sie die Menschheit vom Joche des Satans befreien und die Leiden derselben lindern.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Lehrer beachte recht genau das oben Gesagte, und suche es für seine Klasse zu verwerthen. Die Hauptpunkte, an welchen er sich halten kann, sind folgende: 1. Christus sucht seinen Verwandten und Bekannten die köstliche Heilsbotschaft zu bringen und ihnen Gutes zu thun, trotzdem er schon einmal abgewiesen war. 2. Vorurtheil und Unglauben gegen Christum sind schlimme Feinde unseres Wohles; sie treiben Christum von uns und führen uns in Unglück. 3. Christus sendet aus Liebe zur Menschheit seine Diener, die in seinem Namen auftreten und auch als seine Diener aufgenommen werden sollten. 4. Der Erfolg der Mission der Jünger Christi ist ein doppelter: geistliche Gesundheit, durch wahre Buße verbunden mit Glauben; Befreiung des Leibes von Krankheit und Tod, welche recht in Kraft tritt am Morgen der Auferstehung.

**Illustrationen.** — 1. Vorurtheil und Unglauben. — Bon

Borurtheil und Unglauben beherrscht, hießen die Juden Jesus einen Samariter, einen Zimmermann, einen Weinsäufer; Borurtheil und Unglauben überlieferten Stephanum dem Märtyrertod, Johann Fuß und tausend andere treue Bekenner dem Scheiterhaufen. — 2. Prediger mit glühenden Herzen. — Ein bekehrter Chinese bemerkte in einer Unterhaltung mit einem Missionar: „Wir wollen Männer mit glühenden Herzen, um uns von der Liebe Christi zu sagen.“ Es ist das glühende Herz, das die Predigt wirksam macht. Keine Lehre ist das Brennmaterial, aber es ist das Herz, welches diese Lehre in Gedanken und Worte verwandeln muß, um das Herz der Zuhörer zu ergreifen, daß sie nachher sagen: „Brannte nicht unser Herz in uns?“



**Bandtafelklärung.** — Diese Zeichnung ist äußerst leicht zu fassen. Sie zeigt der Schule zunächst die Hauptperson der Section: Jesus, und zwar, was er damals der Menschheit war und heute Jedem noch sein will: Prophet, Lehrer, Wohltäter, Wunderthäter. Die Zeichnung stellt dann auch dar, wie er von den Menschen verachtet und verworfen wurde, wie aber die Apostel ihn verkündigten, und er endlich vom Vater verklärt und erhöht wurde. Nur in ihm ist somit Heil und Leben. Glaube an ihn, suche ihn!

## Tod Johannis des Täuflers.

### 2. Section: Markus 6, 14-29. — Sonntag den 9. April 1882.

**14.** Und es kam vor den König Herodes, (denn sein Name war nun bekannt) und er sprach: Johannes, der Täufer, ist von den Todten auferstanden; darum thut er solche Thaten.

**15.** Etliche aber sprachen: Er ist Elias; Etliche aber: Er ist ein Prophet, oder einer von den Propheten.

**16.** Da es aber Herodes hörte, sprach er: Es ist Johannes, den ich enthauptet habe; der ist von den Todten auferstanden.

**17.** Er aber, Herodes, hatte ausgesandt, und Johannem gegriffen, und in das Gefängniß gelegt, um Herodias willen, seines Bruders Philippi Weib; denn er hatte sie geheiratet.

**18.** Johannes aber sprach zu Herode: Es ist nicht recht, daß du meines Bruders Weib habest.

**19.** Herodias aber stellte ihm nach, und wollte ihn tödten, und konnte nicht.

**20.** Herodes aber fürchtete Johannem; denn er wußte, daß er ein frommer und heiliger Mann war; und verwahrte ihn, und gehorchte ihm in vielen Sachen, und hörte ihn gerne.

**21.** Und es kam ein gelegener Tag, daß Herodes auf seinen Jahrestag ein Abendmahl gab den Obersten und Hauptleuten und Vornehmsten in Galiläa.

**Haupttext:** Der Gottlose drohet dem Gerechten, und

**Einführung.** — Das Ereigniß unserer heutigen Section fällt in die Zeit der ersten Missionsreise der Zwölfe, wahrscheinlich im Monat März oder April A. D. 29. Die Hauptpersonen in der Section sind Herodes und Johannis der Täufer. — Dieser Herodes war Herodes Antipas, Sohn Herodes des Großen.

**22.** Da trat hinein die Tochter der Herodias, und tanzte, und gefiel wohl dem Herode, und denen, die am Tische saßen. Da sprach der König zum Mägdelein: Bitte von mir, was du willst, ich will dir's geben.

**23.** Und schwur ihr einen Eid: Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben, bis an die Hälfte meines Königreichs.

**24.** Sie ging hinaus, und sprach zu ihrer Mutter: Was soll ich bitten? Die sprach: Das Haupt Johannis, des Täuflers.

**25.** Und sie ging bald hinein mit Eile zum Könige, bat und sprach: Ich will, daß du mir gebeest jest sobald auf einer Schüssel das Haupt Johannis, des Täuflers.

**26.** Der König ward betrübt; doch um des Eides willen, und derer, die am Tische saßen, wollte er sie nicht lassen eine Fehlbitte thun.

**27.** Und bald schickte hin der König den Henker, und hieß sein Haupt herbringen. Der ging hin, und enthauptete ihn im Gefängniß,

**28.** Und trug her sein Haupt auf einer Schüssel, und gab es dem Mägdelein, und das Mägdelein gab es ihrer Mutter.

**29.** Und da das seine Jünger hörten; kamen sie, und nahmen seinen Leib und legten ihn in ein Grab.

**und heißet seine Zähne zusammen über ihn. — Psalm 37, 12.**

Seine Mutter hieß Malthäe, eine Samariterin. Herodes Antipas war ungefähr 17 Jahre alt, da Christus geboren wurde. Da sein Vater, Herodes der Große, kurz nach der Geburt Christi starb (Matth. 2, 19, 20.) und ihm bei seinem Tode die Regierung über Galiläa und Peräa verließ, so war



er Regent über diese Länder während der ganzen Lebenszeit Christi. Die Geschichte berichtet uns, daß er ein fleischlich gesinnter, charakterloser Mann war. Er heirathete zuerst die Tochter des arabischen Königs Aretas; verließ jedoch dieselbe und heirathete Herodias, seines Halbbruders, Philippus, Weib. Dieses Weib führte seinen Ruin herbei. Sie verwickelte ihn zuerst in einen Krieg mit seinem Schwiegervater, Aretas; sodann verleitete sie ihn zur Enthauptung Johannis des Täufers, wodurch er sich die Feindschaft des jüdischen Volkes zuzog; endlich mußte er auf ihre Anordnung nach Rom reisen, um den Titel eines Königs sich zu erwerben, welches ihn mit sammt der Herodias in die Gefangenschaft führte. Er starb in Spanien in der Verbannung A. D. 42.

**Erklärung.**—Vers 14–16. Das Gerücht von Christo verbreitete sich immer mehr und kam auch zu den Ohren des Herodes. Wahrscheinlich war Herodes für eine Zeit lang von Tiberias, seiner Residenzstadt, abwesend, denn sonst hätte er schon eher von Jesu hören müssen, da er ja ganz in der Nähe der Wirkamkeit Christi wohnte. Sobald jedoch Herodes von den Wundern und Reden Christi hörte, erwachte sein böses Gewissen und trieb ihn zu abergläubischer Furcht. Er meinte sogleich, er hätte es wieder mit Johannes dem Täufer zu thun. So schwebt dem Sünder beständig seine Gottlosigkeit vor dem Gemüth. Welche Unruhe und Angst mußte nicht diese Ueberzeugung bei dem leicht erregbaren Herodes hervorbringen! Es raubte ihm des Nachts die Ruhe, und störte am Tage seine Lustbarkeiten. Es scheint, ein Theil seiner Hofleute suchte sein Gemüth von diesen furchtbaren Gedanken abzuwenden, indem sie sagten, es müsse der Elias sein oder einer der Propheten; aber Herodes konnte diesen Eindruck nicht los werden; sein schuldbeladenes Gewissen war für keinen anderen Gedanken empfänglich als: „Es ist Johannis, den ich enthauptet habe; der ist von den Todten auferstanden.“ Die Thatfache, welche den Herodes noch in seinem Wahne bestärkte, war wahrscheinlich, daß Jesu Wirkamkeit gerade ihren Höhepunkt erreicht hatte, wie Johannis enthauptet war, nicht lange nach Aushebung der Zwölfe.—Vers 17–29. In diesem Abschnitt sind sehr wichtige Gedanken. Zum ersten lernen wir darin den unbeweglichen Charakter Johannis des Täufers kennen. Es wird erzählt, daß die Handlungsweise des Herodes bezüglich der Herodias den Unwillen des Volkes erregt hatte; um nun diesen zu beschwichtigen, sollte Johannis seine Handlung billigen. Allein derselbe erklärte ihm frei, daß sein Eheverhältniß mit der Herodias ein ungerechtes sei. Nächst sagt in seinem Commentar: „Das Ehehinderniß war ungleichgültig aus drei Ursachen: 1. Philippus, der gesetzliche Ehegatte der Herodias, lebte noch; 2. Das frühere Weib des Herodes lebte auch noch; 3. Antipas und Herodias waren bereits so nahe verwandt, daß ihre Vereinigung vom Gesetz verboten war.“ Der zweite Gedanke in diesen Worten ist, daß alle treuen Zeugen für die Wahrheit angefeindet werden. Herodes legte Johannis wegen dieser Sache gefangen, und Herodias suchte ihn deswegen zu tödten. Zum Dritten lernen wir hier die moralische Kraft eines gerechten Mannes kennen. Herodias suchte Johannem zu tödten; aber sie konnte nicht. Herodes hätte ihn auch gerne getödtet (Matth. 14, 5.); aber er fürchtete sich vor dem Volk und vor dem Johannis selbst, er hörte ihn gerne und gehorchte ihm in vielen Sachen. Nur gab er seinen sündlichen Lüsten den Abschied nicht. Zum Vierten lernen wir noch, wie der Mensch durch den Einfluß gottloser Gesellschaft zu Sünden verleitet werden kann, vor denen er bei gesunder Ueberlegung zurückbeugen würde. Der gottlose Einfluß den die Herodias auf ihre Umgebung ausübte, offenbarte sich schon in dem Tanzen ihrer Tochter bei der Feier des Tages der Geburt oder des Regierungsantritts Herodes. Dieser Tanz war eine Verleugung aller Bescheidenheit und Zucht des weiblichen Geschlechtes im Morgenland, da dasselbe damals bei solchen Gelegenheiten nur dicht verschleiert sich zeigen durfte in Gegenwart der Männer. Der Tanz hat von je her, wie auch noch heute, zu vielen Sünden Anlaß gegeben. Cicero sagte daher schon: „Kein verständiger, nichterner Mann tanzt.“ Herodes wurde jedoch durch diesen Tanz seiner Stieftochter so hingerissen, daß er in seinem übermüthigen, prahlerischen Wesen ihr verheiß, irgend eine Bitte zu gewähren. Dies gab jetzt der Herodias Gelegenheit, ihren langgehegten Wunsch, den unerhörten Zeugen Jehobahs los zu werden, zu befriedigen. In der furchtbaren Bitte dieser Tochter sehen wir so recht, wie Wollust und Leichtsinns so eng mit Grausamkeit und Blutgier verbunden sind.

Diese Bitte betrübte den Herodes, weil er wußte, er würde sich durch die Gewährung derselben den Haß der Juden und die Ungnade Gottes noch mehr zuziehen. Doch von einer satanischen Logik und falschen Scham beinflusst, erfüllte er ihren Wunsch. Es ist schon die Frage gemacht worden: War nicht Herodes durch seinen Eid gebunden, sein Versprechen zu erfüllen? Wir antworten positiv: Nein; denn es ist schon Sünde, einen solchen Eid zu thun, und denselben aufrecht zu erhalten ist eine neue Sünde! Nur durch das Brechen eines solchen Eides kann man von der Sünde los kommen; daher ist es nicht nur erlaubt, denselben zu brechen, sondern es ist heilige Pflicht. Die Jünger Johannis erwiesen ihrem Meister, indem sie die letzte Ehre, und kamen darnach zu Dem, von welchem er gezeugt hatte, und für dessen Reich er sein Leben aufopferte. Gehe auch du zu ihm, lieber Leser!

**Lehre.**—1. Der größte Feindiger für den Gottlosen ist sein eigenes Gewissen; kein Argumentiren, keine Macht der Welt vermag dasselbe zum Schweigen zu bringen, — nur die Zuflucht zu Christo erlöst uns davon. — 2. Schein und Sein sind vielfach nicht beisammen. Herodes hatte den Schein eines Königs, allein er war in Wirklichkeit ein Sklave; ein Sklave seiner Lüste und Leidenschaften; ein Sklave seines Weibes und seiner Hofsleute. — 3. Weltliche Lustbarkeiten sind stets von schlimmen Folgen begleitet. Tanzen, Theaterspielereien, Bälle u. s. w. sind nicht nur Zeitverschwendung, sondern sie führen das Gemüth des Menschen vom Göttlichen zum Irdischen, von der Tugend zu sinnlichen Lüsten und Lasten; sie sind die Ursache von vielen Greueln und Gottlosigkeiten. Darum, lieber Leser, fliehe Solches. — 4. Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen, wenn er gleich sein Leben im Kerker endet. Wähle lieber, mit Johannis enthauptet zu werden, als mit Herodes König zu sein.

**Anweisung für Lehrer.**—Der Lehrer sollte in dieser Lektion 1) besonders auf das böse Gewissen aufmerksam machen. Er zeige, wie dasselbe fast bei jeder Gelegenheit erschrickt, und durch keine menschliche Macht befriedigt werden kann. Vers 14–16. Zum 2. beschreibe er seiner Klasse den großen Unterschied zwischen dem Gerechten und Gottlosen. Wie der Gottlose den Gerechten hasst, wie aber trotzdem der letztere gestraft ist, wie ein Löwe. Hauptächlich aber schildere er denselben 3. das Uebel der gottlosen Gesellschaften und weltlichen Lustbarkeiten, welche am Hofe des Königs Herodes den Tod des edlen Johannes herbei führten.

**Kleinkinderklasse.**—Die heutige Lektion enthält nicht nur sehr viel Interessantes, sondern auch viel Wichtiges für die Kleinen. Der Lehrer zeige besonders die Gottlosigkeit des Herodes und seiner Familie, die hauptsächlich offenbar wurde durch die Hinrichtung des Johannes. Er schildere den Kleinen, wie dieses sich zutrug. Sodann weise er sie hin auf das böse Gewissen und das Ende des Herodes, welches die Folge von seiner Handlung war. Er wende dies dann auf seine Schüler an.



**Wandtafelklärung.**—Durch die Krone, die der Leser sogleich wahrnehmen wird, wollen wir auf den Lohn der Treue hinweisen, der einem jeden aufrichtigen Arbeiter in Gottes Weinberg in Aussicht steht. Johannes der Täufer erlangte ihn; denn er starb als Märtyrer der Wahrheit. Links geben



wir denn eine Charakteristik des Herodes, und rechts die herrlichen Eigenschaften des Johannes. Diese Punkte können leicht mit gutem Erfolg mit der Schule durchgenommen werden. Merke: Kein Sieg, ohne Kampf; im Kampf nur wird die Treue bewährt.

**Illustrationen.** — 1. Gute Bilder eines anklagenden Gewissens sind die Brüder Josephs (1. Mose 42, 21.), Judas Ischarioth (Matth. 27, 3, 4.) und Felix (Apg. 24, 25.). — 2. Durch das Gewissen verklagt. Ein gewisser Mann in London beging einst einen Mordmord und machte sich eilig davon nach einer anderen Stadt. Dort blieb er so lange, bis er glaubte, er dürfe nun einmal wieder zurückkehren. So begab er sich denn auch eines Tages wieder nach London. Als er da nun eines Morgens die Straße entlang ging, hörte er

plötzlich ein Rennen und Jagen, und Einer rief laut: „Fangt ihn, dort ist er, der Dieb!“ Der Mörder stand still, gab sich gefangen und erklärte, daß er zwar gemordet, aber dem Gemordeten nichts gestohlen habe. Es stellte sich jedoch heraus, daß er nicht der Verfolgte war, sondern daß man einen Dieb auffangen wollte. Sein Gewissen hatte ihn jedoch selbst dem Richter überliefert. — 3. Tanzen. Ph. J. Spener befand sich in seinem zwölften Jahre einmal in einer Gesellschaft, wo man ihn aufforderte zu tanzen. Nach langem Zureden probirte er es endlich. Kaum aber hatte er den Tanz angefangen, so überfiel ihn eine solche Angst, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als mitten im Tanze davon zu laufen, um in einem Winkel seine Gewissensqual zu erleichtern. Spener tanzte nie wieder. Wäre doch das Gewissen aller jungen Leute so gart!

## Osterlection.

### 1. Cor. 15, 1-8. — Sonntag den 9. April 1882.

1. Ich erinnere euch aber, lieben Brüder, des Evangelii, das ich euch verkündigt habe, welches ihr auch angenommen habt, in welchem ihr auch steht.

2. Durch welches ihr auch selig werdet, welcher Gestalt ich es euch verkündigt habe, so ihr es behalten habt, es wäre denn, daß ihr es umsonst geglaubt hättet.

3. Denn ich habe euch zuvörderst gegeben, welches ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben sei für unsere Sünden, nach der Schrift;

**Haupttext:** Ich war todt, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes. — Offb. 1, 18.

**Einleitung.** — Der Apostel Paulus bekämpft im Textkapitel eine große Irrlehre, welche sich in der Gemeinde zu Corinth eingeschlichen hatte. Es war dies die Lehre, daß die Auferstehung der Todten schon geschehen sei, in der geistlichen Erweckung zum neuen Leben. Der Apostel beweist nun hier mit großem Nachdruck, daß mit der Lehre von der Auferstehung der Todten der ganze Segen des Evangeliums stehe und falle. Die christliche Glaubenslehre hängt in einander, wie die verschiedenen Glieder einer Kette. Entfernt man ein einziges Glied daraus, so ist die ganze Kette unbrauchbar. Dies zeigt der Apostel so recht klar in den logischen Folgerungen von Vers 12-20.

**Erläuterung.** — Vers 1, 2. Paulus bringt den Corinthern hier zuerst das von ihm verkündigte Evangelium in Erinnerung. Unter diesem Evangelium versteht der Apostel die frohe Botschaft von unserer Erlösung durch Christi Leben, Leiden, Tod und Auferstehen. Dieses Evangelium hatten sie angenommen im wahren Glauben, das heißt, sie hatten es sich im Glauben theilhaftig gemacht, waren dadurch gerechtfertigt und des heiligen Geistes theilhaftig geworden. In dieser Gnabe standen die Corinthier auch noch; sie hatten sich nicht davon bewegen lassen. Weiter versichert ihnen der Apostel, daß sie auch durch dasselbe selig würden, so sie es rein und unverfälscht bewahren würden.

Vers 3, 4. Hier führt Paulus nun die Hauptlehren an, welche sie unerschütterlich fest halten sollten. Dieselben hatte er ihnen zum allerersten verkündigt. Er selbst hätte sie auch empfangen durch die Offenbarung Gottes. Diese Lehren sind: Christus sei gestorben für unsere Sünden nach der Schrift. (Jes. 53, 5, 6.) Hiermit war klar verstanden, daß unsere Sünden die Ursache seines Todes waren; sein Tod hingegen wurde der Grund zur Tilgung unserer Sünden. Weiter sei Christus begraben, wodurch sein wirklicher Tod fest verbürgt war. Sodann führt er die Auferstehung Christi an, welche er nun als Grund für die Auferstehung der Todten aufstellt. Die Lehre von der Auferstehung Christi beweist er dann durch folgende Gründe:

Vers 5-8. Erstens ist dieselbe eine Lehre der Schrift. (Psalm 16, 10.) Das Wort: „Es stehet geschrieben,“ ist stets der beste Grund unseres Glaubens; es ist die beste Waffe, alle Irrthümer zu bekämpfen und den Satan zu überwinden.

4. Und daß er begraben sei, und daß er auferstanden sei am dritten Tage, nach der Schrift;

5. Und daß er gesehen worden ist von Kephas, darnach von den Zwölfen.

6. Darnach ist er gesehen worden von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal, derer noch viele leben, etliche aber sind eingeschlafen.

7. Darnach ist er gesehen worden von Jacobo, darnach von allen Aposteln;

8. Am letzten nach allen ist er auch von mir, als einer ungezögerten Geburt, gesehen worden.

Christus besiegte denselben dreimal durch diese Worte. (Matth. 4, 4. 7. 10.) Zum Zweiten ruht diese Lehre auf dem Zeugnis frommer Männer. Denn Christus erschien verschiedenen Personen nach seiner Auferstehung. Der erste Zeuge, den Paulus anführt, ist Petrus. (Siehe Mark. 17, 7.; Luc. 24, 34.; Joh. 21, 2. 15.) Denselben führte er wohl zuerst an, weil derselbe beim Tode Christi so ganz in Trauer und Kummer versunken war, und sicherlich in seiner großen Besonnenheit, Nüchternheit und Schärfe des Urtheils nur durch eine wirkliche Erscheinung Christi getröstet werden konnte. Wie er aber dann am Abend des Auferstehungstages mit freudestrahelndem Angesichte in den Kreis der Jünger trat und sagte, der Herr sei ihm erschienen, da vermochten sie nicht länger zu zweifeln. Als zweiten Zeugen führt dann Paulus die ganze Apostelschaar an. Trotzdem, daß Judas nicht mehr bei ihnen war, nennt er sie doch mit dem gewöhnlichen Namen „Zwölfe.“ Ueber diese Erscheinung lese man Matth. 28, 16. 17.; Luc. 24, 33-49. Zum Dritten erwähnt er 500 Brüder als Zeugen seiner Auferstehung. Wo diese Offenbarung Christi stattfand, berichtet uns die heilige Schrift nicht. Auch schweigt sie über die Namen dieser 500. Nach der Tradition geschah die Erscheinung auf dem Berge Tabor. Ob uns auch nichts berichtet ist, wer diese 500 Brüder waren, so können wir doch annehmen, daß sich viele von denen darunter befanden, die recht innig mit Jesu bekannt geworden waren, wie z. B. Jairus, der Gichtbrüchige, Lazarus und Andere. Den vierten Beweis für die Auferstehung Christi liefert uns Jakobus. Wir haben diesen Mann in etwa kennen gelernt in der letzten Lektion, wo er der Bruder des Herrn genannt wurde. Der Apostel betrachtet es als einen großen Gewinn, daß ein solcher erster, charakterfester Mann Zeugniß ablegte für die Wahrheit der Auferstehung Christi. Denn dieser Jakobus hatte sich durch seinen vorfichtigen, frommen Wandel und durch seine Verleugnung bei den Juden den Namen „der Gerechte“ erworben. Zuletzt führt nun der Apostel seine eigene Erfahrung noch als Beweis für diese Wahrheit an. (Apg. 9.) Diesem Gottesmann wurde schon in seinem unwiebergebornen Zustand, als er die Kirche Christi verfolgte, diese hohe Günst zu Theil. Diesen letzten Beweis kann man auch den Erfahrungsbeweis nennen, wovon alle wahren Kinder Gottes Zeugniß zu geben vermögen; denn die Erneuerung und Reinigung ihrer Herzen

durch den Glauben an den auferstandenen Erlöser verbürgt ihnen die Auferstehung.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Lehrer sollte seinen Schülern bei dieser Section besonders folgende Wahrheiten einprägen suchen: 1. Die große Thatfache, welche die Auferstehung unserer Leiber über alle Zweifel erhebt, ist die Auferstehung Christi; denn er, das Haupt, zieht alle Glieder mit sich. 2. Die Auferstehung Christi ist fest begründet. Der Lehrer führe hierbei die Zeugnisse der Section an, und schildere seinen Schülern nebenbei die Auferstehungsgeschichte.

**Illustration.** — Gleichwie die ersten reifen Kornähren, die auf den Ebenen und Bergen Palästinas wuchsen, als Erstlingsfrucht alsbald in den Tempel gebracht und vor dem Herrn gewebet wurden als Pfand, daß alles noch stehende Getreide auch sicher heimgebracht werden sollte, so ist auch der auferstandene Erlöser als Erstlingsgarbe und Unterpfand zu betrachten, daß alle Diejenigen, welche in dem Herrn sterben, auch, wie ihr Meister, am großen Auferstehungsmorgen mit ihm zum neuen göttlichen, himmlischen Leben erwachen sollen.

## Speisung der Fünftausend.

### 3. Section: Markus 6, 30-44. — Sonntag den 16. April 1882.

**30.** Und die Apostel kamen zu Jesu zusammen, und verkündigten ihm das alles, und was sie gethan und gelehrt hatten.

**31.** Und er sprach zu ihnen: Laßt uns besonders in eine Wüste gehen, und ruhet ein wenig. Denn ihrer waren viele, die ab- und zuginen; und hatten nicht Zeit genug, zu essen.

**32.** Und er fuhr da in einem Schiff zu einer Wüste besonders.

**33.** Und das Volk sahe sie wegfahren; und Viele kannten ihn, und liefen daselbst hin mit einander zu Fuß aus allen Städten, und kamen ihnen zuvor, und kamen zu ihm.

**34.** Und Jesus ging heraus, und sahe das große Volk; und es jammerte ihn derselben, denn sie waren wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Und fing an eine lange Predigt.

**35.** Da nun der Tag fast dahin war, traten seine Jünger zu ihm, und sprachen: Es ist Wüste hier und der Tag ist nun dahin.

**36.** Laß sie von dir, daß sie hingehen umher in die Dörfer und Märkte, und kaufen sich Brod; denn sie haben nichts zu essen.

**37.** Jesus aber antwortete, und sprach zu ihnen: Gebet ihr ihnen zu essen. Und sie sprachen zu ihm: Sollen wir denn hingeben, und zwei hundert Pfennig werth Brod kaufen, und ihnen zu essen geben?

**38.** Er aber sprach zu ihnen: Wie viele Brode habt ihr? Gebet hin und sehet. Und da sie es erkundet hatten, sprachen sie: Fünf, und zween Fische.

**39.** Und er gebot ihnen, daß sie sich alle lagerten, bei Fischen voll, auf das grüne Gras.

**40.** Und sie setzten sich nach Schichten, je hundert und hundert, fünfzig und fünfzig.

**41.** Und er nahm die fünf Brode, und zween Fische, und sahe auf gen Himmel, und dankte, und brach die Brode, und gab sie den Jüngern, daß sie ihnen vorlegten, und die zween Fische theilte er unter sie alle.

**42.** Und sie aßen alle, und wurden satt.

**43.** Und sie hoben auf die Brocken, zwölf Körbe voll, und von den Fischen.

**44.** Und die da gegessen hatten, derer waren fünf tausend Mann.

**Haupttext:** Ich will ihre Speise segnen, und ihren Armen Brods genug geben. — Psalm 132, 15.

**Erklärung.** — Vers 30-32. Die Zwölfe hatten ihre erste Missionsreise gemacht und kamen zu einer gewissen, wahrscheinlich vorher bestimmten Zeit wieder zu Jesu. Dies geschah Anfangs April, kurz vor dem jüdischen Passah A. D. 29. Es war ohne Zweifel eine freudige Wiedervereinigung der Jünger Christi mit ihrem Herrn, und wie uns Markus hier berichtet, hatten sie viel zu erzählen. Sie redeten von ihrem Erfolg, ihrem Glauben und ihrer Durchhilfe; aber auch sicherlich von den Hindernissen in ihrer Arbeit, von ihrem Kleinlauben und ihren Zerrümpeln. Wie nun Christus die Botschaft von dem Tode Johannis und den Erfolg seiner Jünger vernommen hatte, beschloß er, sich mit denselben in eine Wüste zurückzuziehen. Die Ursachen hierzu gaben der Tod Johannes (Matth. 14, 13.) und, wie Markus sagt, daß seine Jünger etwas ausruhen sollten, was dort in Kapernaum unter dem großen Zulauf des Volkes nicht möglich war. Diese Worte waren mit den hartesten Gefühlen unseres Heilandes gesprochen. Er wußte, daß seine Jünger der Ruhe bedurften. Er wußte weiter, daß sie des innigen Umgangs mit ihm, und seiner Unterweisung nöthig hatten für ihre weitere Wirksamkeit. Auf ähnliche Weise bedürfen auch die Prediger des Evangeliums der Ruhe nach anstrengender Arbeit. Der Ort, wohin Jesus sich mit seinen Jüngern begab, liegt an der nordöstlichen Seite des galliläischen Meeres, nahe bei Bethsaida, am Einflusse des Jordans in den See. Dieser Ort wurde mehr wegen seiner Einsamkeit, als wegen seiner Unfruchtbarkeit eine Wüste genannt. Zur Reise dorthin bediente sich unser Heiland eines Schiffes, welches wahrscheinlich das Eigenthum eines seiner Jünger war.

Vers 33-44. Die Parallestellen zu diesem Abschnitt findet der Leser Matth. 14, 14-21; Luc. 9, 10-19; Joh. 6, 1-13. Christus suchte sich dem Volke zu entziehen; allein wir finden, daß das fast unmöglich war. Als er mit seinen Jüngern das östliche Ufer des Meeres erreichte, wartete schon eine große Menge Volks auf ihn. Der Anblick dieses Volks erregte die tiefste Theilnahme Christi, denn er erkannte, daß dasselbe geist-

lich ganz verkommen war. Es hatte keinen Hirten, ohne die blinden Pharisäer; es hatte keine Lehre, ohne die Aufsätze der Aeltesten; es war ohne Nahrung des Leibes und der Seele. Anstatt sich nun seiner anfänglichen Absicht gemäß mit seinen Jüngern in die Einsamkeit zu begeben, suchte er zuerst die Bedürfnisse dieses Volkes zu befriedigen. Nach Johannes 6 begab er sich auf einen Berg und predigte ihnen eine lange Predigt. Daß diese Predigt eine sehr gewaltige, den Bedürfnissen der Zuhörer entsprechende war, sehen wir schon in der Thatfache, daß diese 5000 Zuhörer bei derselben so hingenommen waren, daß sie Zeit, Heimath und ihre leiblichen Bedürfnisse ganz vergaßen. Am Abend, zwischen 3 bis 6 Uhr Nachmittags, traten dann seine Jünger zu ihm, damit er das Volk von sich ließe, daß dasselbe sich nach Speise umsehe. Jesus aber sagte zu denselben: „Gebet ihr ihnen zu essen.“ Durch diese Worte wollte er in ihnen den Glauben an seine Allmacht erwecken, der sie unbedingt vertrauen sollten. Allein die Jünger hatten ihn noch nicht verstanden. Sie fragten daher, ob sie die gemeinsame Kasse leeren sollten, in welcher 200 Pfennige waren (etwa \$30), und Brod dafür kaufen. Es scheint, diese Worte drückten mehr eine Verwunderung, als ein wirkliches Fragen aus. Nachdem er darauf von ihnen vernommen, wie viele Brode und Fische sie besäßen, hieß er sie, das Volk zu lagern. Markus sowie auch Lucas berichten, wie dieses geschah, nemlich nach Schichten von hundert und von fünfzig. Hierdurch wurde alle Verwirrung vermieden, und die Jünger konnten einem Leben dienen. Sie lagerten sich aufs Gras, welches zeigt, daß im Frühling war, und daß diese Wüste ein einsames, grasreiches Weideland war. Christus nahm dann, wie Alles in Ordnung war, vor den Augen des ganzen Volkes die fünf Brode und zween Fische, blickte ehrfurchtsvoll auf zum Himmel und dankte. Das Dankgebet wurde bei den Juden stets vom Haushater vor dem Essen verrichtet. Sie betrachteten es als einen Diebstahl, wenn Jemand ohne Dankgebet die Mahlzeit genoss. Wie beschämt doch dies viele Christenbekenner! Hierauf brach er das Brod, welches in der



Form von Kuchen gebacken war, und gab es den Jüngern zur Vertheilung unter dem Volke. Es ist dies ein herrliches Gleichniß von dem Brod des Lebens, welches Jesus seinen Dienern gibt, um die hungrigen Seelen zu sättigen. Dergleichen geschah mit den Fischen. Die Jünger theilten diese Speisen nun unter das Volk; Alle erhielten davon und Alle wurden satt. Das Wunder Jesu's war ein ähnliches, wie das bei der Wittve zu Jarpath. Wie das Del und Mehl sich beim Gebrauch, bei Ausgießung, vermehrte, so wurden auch hier die Brode nicht vervielfältigt, sondern es wurde beim Brechen, Austheilen und Essen so vermehrt, daß die 5000 Personen ohne Weiber und Kinder satt davon wurden; ja, daß sogar noch zwölf Körbe voll übrig blieben, welche die Jünger sammeln mußten, damit nichts umkomme. Wir finden also hier die größte Liberalität mit Sparsamkeit gepaart. Dieses Wunder ist ein herrliches Bild des unaussprechlichen Reichthums der Liebe Christi; ein Bild der wunderbaren Vermehrung der heiligen Einflüsse, welche von dem Leben, Sterben und Auferstehen Christi fließen und Millionen sättigen und glücklich machen.

**Lehre.** — 1. In dieser Lektion wird uns so recht das Mitgefühl unseres Heilandes geschildert, welches er für die Bedürfnisse der Menschheit hat. Er gewährt seinen Jüngern nach anstrengender Arbeit Ruhe; während er sie sich selbst versagt; er gibt dem bedürftigen Volke Alles umsonst: Heilung, Lehre, Speise. — 2. Eine andere Lehre ist: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen.“ Die Menge Volks war gekommen, um das Wort Gottes zu hören und das Himmelreich zu suchen. Jesus schenkt ihnen nun neben dem geistlichen Segen auch den irdischen. Sorgte nun Christus für die, welche in der momentanen Begeisterung ihm nachfolgten, wie viel mehr wird er dann für Die sorgen, die ihm mit Aufrichtigkeit des Herzens und in Beständigkeit dienen. — 3. Unser Heiland gibt uns hier auch die Lehre, daß wir alle Wohlthaten Gottes mit Dankbarkeit empfangen sollen. — 4. Wir lernen weiter, da Christus zur Speisung der 5000 seine Jünger als Mittelpersonen gebrauchte, daß auch wir unseren Mitmenschen in ihren Bedürfnissen dienen sollen. Wir sollen Barmherzigkeit üben gegen die Nothleidenden; wir sollen Allen das Brod des Lebens bieten. — 5. Schließlich lehrt uns Christus hier Sparsamkeit. — Er, durch den Alles ins Dasein gerufen wurde, der Alles in Fülle besitzt, läßt die übrigen Brocken sammeln, damit nichts umkomme.

**Anweisung für Lehrer.** — Kein Lehrer sollte vergessen, seinen Schülern folgende Punkte recht ans Herz zu legen: 1. Die Jünger erzählen Jesum ihre Erfahrung, wie auch wir thun sollen. Ihm, dem treuen Freund, kann man Alles anvertrauen. 2. Jesus offenbart so recht seine Zärtlichkeit gegen sie, indem er ihnen Ruhe gewährt zur Erholung und zur weiteren Belehrung. Er ist kein harter Meister. 3. Jesus hat Mitleiden mit dem Volke, wie er auch heute noch mit jedem Sünder hat. Er heilt daher Alle, die zu ihm kommen, und predigt ihnen das Evangelium vom Reiche Gottes. 4. In der Speisung der 5000 schildert er ihnen Christi Liebe und Macht. Weiter zeige er, daß Christus das Brod des Lebens

ist; daß alles Heil von ihm kommt; daß wir es mit einem recht gläubigen und dankbaren Herzen annehmen sollen, und daß wir es allen Bedürftigen zu bieten haben.

**Kleinkinderklasse.** — Den Kleinen sollte man besonders in dieser Lektion das Wunder der Speisung der 5000 schildern. Man zeige ihnen ferner, daß auch wir Alles von Christo haben, und daß wir recht dankbar sein sollen. Hauptsächlich aber lehre man sie, daß es noch ein anderes Brod gibt, nemlich das Brod des Lebens, welches Christus allen Denen gibt, die an ihn glauben und ihn lieben.

**Illustrationen.** — 1. Gottes zarte Fürsorge. — Die hl. Schrift gebraucht die allerzärtlichsten Ausdrücke, welche die menschliche Sprache kennt, um die Liebe und Fürsorge Gottes gegen uns auszudrücken. Gott nennt seine Kinder seinen Augapfel. Kann es etwas zärtlicheres geben? Er sagt: „Ich will euch trösten, wie Einen seine Mutter tröstet.“ Was ist zärtlicher als Muttertrost? So tröstet, trägt, leitet und versorgt der Herr seine Kinder. — 2. Der Einfluß, welchen Christus über die Seele der Menschen erlangt durch die Speisung der Leiber derselben, hat sich in den letzten Jahren während der Hungersnoth in China und Indien recht geoffenbart. Durch die Wohlthätigkeit der Christen, welche sie durch Mittheilung von Lebensmitteln und Geld dem hungrigen Volke erzeugten, sind ganze Dörfer zu Gott bekehrt worden.



**Wandtafelklärung.** — In dieser Lektion ist es Hauptsache, daß Jesus als das Brod des Lebens dargestellt werde. Das thun wir. Weiter geben wir in den beiden Körben einen Hinweis auf das tägliche (irdische) und himmlische (geistliche) Brod. Was das tägliche und himmlische Brod ist, steht auf den „Laiben“ geschrieben. Ein guter Plan ist, wenn man die Schüler sich diesen oder jenen Laib — tägliches oder himmlisches Brod — wählen läßt. Das wird die Sache interessant machen. Der Altar soll an den schuldigen Dank erinnern, und wie wir aus seiner Fülle „Gnade um Gnade“ genommen haben. Herrliche Lektion!

## Christus wandelt auf dem Meer.

### 4. Lektion: Markus 6, 45-56. — Sonntag den 23. April 1882.

45. Und alsobald trieb er seine Jünger, daß sie in das Schiff träten, und vor ihm hinüber führen gen Bethsaida, bis daß er das Volk von sich ließe.

46. Und da er sie von sich geschafft hatte, ging er hin auf einen Berg zu beten.

47. Und am Abend war das Schiff mitten auf dem Meer, und er auf dem Lande allein.

48. Und er sahe, daß sie Noth litten im Rudern; denn der Wind war ihnen entgegen. Und um die vierte Wache der Nacht kam er zu ihnen, und wandelte auf dem Meer.

49. Und er wollte vor ihnen übergehen. Und da sie ihn sahen auf dem Meer wandeln; meineten sie, es wäre ein Gespenst, und schrien.

50. Denn sie sahen ihn alle, und erschrakten. Aber alsobald

redete er mit ihnen, und sprach zu ihnen: Seid getrost; ich bin es, fürchtet euch nicht!

51. Und trat zu ihnen in das Schiff, und der Wind legte sich. Und sie entsetzten und verwunderten sich über die Waise.

52. Denn sie waren nichts verständiger geworden über den Broden, und ihr Herz war verstockt.

53. Und da sie hinüber gefahren waren; kamen sie in das Land Genesareth, und fuhren an.

54. Und da sie aus dem Schiff träten, alsobald kannten sie ihn;

55. Und liefen alle in die umliegende Länder, und hoben an die Kranken umher zu führen auf Betten, wo sie hörten, daß er war.



56. Und wo er in die Märkte oder Städte oder Dörfer einging; da legten sie die Kranken auf den Markt, und baten ihn, daß sie

**Haupttext:** Denn so du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen. —

Jer. 43, 2. — (Vergleiche hiermit Matth. 14, 22–36.; Joh. 6, 14–21.)

**Erklärung.** — I. Jesus im Gebet. — Vers 45–46. Wie Johannes uns berichtet, so wollte das Volk nach der wunderbaren Speisung der 5000 Jesus zum König machen, und da ohne Zweifel auch seine Jünger eine starke Neigung für diese fleischliche Begeisterung des Volkes hatten, so trieb er sie sogleich nach dieser merkwürdigen Begebenheit von sich auf die nordwestliche Seite des Meeres, wo sie dann ihn ins Schiff aufnehmen sollten. Der Ort, wo sie seiner warten sollten, wird Bethsaida genannt. Derselbe lag am westlichen Ufer des Jordans, wo dieser in das galiläische Meer fließt. Nach den besten Autoritäten gab es nur ein Bethsaida, welches aber durch den Jordan in zwei Theile getheilt wurde, und daher war ein Ost- und Westbethsaida vorhanden. Nach Entfernung seiner Jünger entließ er dann das Volk in guter Ordnung. Dieses beschwichtigte somit die Aufregung. Den großen, thatenreichen Tag beschloß dann Christus im verborgenen Gebet auf stiller Bergeshöhe. Es ist dies ohne Zweifel einer der erhabensten Auftritte Christi während seines Lehramtes: Nicht genug, daß der Sohn des Allerhöchsten jeden Augenblick des Tages den heiligsten Entzweien wehte, sondern auch die Nacht mußte ihm dienen zur Beglückung seiner Geschöpfe, zum Gebet für seine Jünger und Zuhörer, zum Umgange mit seinem himmlischen Vater, um neue Kräfte zu sammeln für seinen hohen Beruf. Welch ein Vorbild hat uns doch Christus hier gegeben! Nichts ist so passend für den innigen Umgang mit Gott, als die nächtliche Stille und die Ruhe des Ortes. In der nächtlichen Einsamkeit wurde Abraham die Verheißung versiegelt (1. Mose 15, 17.); in derselben wurde Jakob von dem Engel des Bundes gesegnet (1. Mose 32, 24–31.); in der Nacht rang Christus im Garten Gethsemane; in der Einsamkeit der Nacht haben schon tausende Kinder Gottes die herrlichsten Offenbarungen Gottes genossen und die größten Siege errungen. Beachte dies, lieber Leser.

II. Jesus stillt den Sturm. — Vers 47–53. Während Christus im Gebete mit Gott verkehrte, befanden sich seine Jünger in einem furchtbaren Sturm. Sie arbeiteten von Abends 6 Uhr, bis Morgens 3 Uhr, um den ihnen von Christo bezeichneten Ort zu erreichen; aber vergebens, denn der Wind war ihnen entgegen. Wir möchten hier bemerken, daß die Juden zwei Abende in ihrer Tageszeiteinteilung hatten. Der erste fing an um 3 Uhr Nachmittags, und der zweite mit Sonnenuntergang, 6 Uhr. Weiter theilten sie nach römischer Ordnung die Nacht in 4 Wachen, wovon jede 3 Stunden dauerte. Die 4. Nachtwache, in welcher Jesus zu den Jüngern kam, begann also um 3 Uhr Morgens. Trotzdem aber, daß die Jünger Christi sich in großer Gefahr auf dem Meere befanden, waren sie doch ganz sicher; denn das allsehende Auge ihres Meisters sahe sie. Aber warum eilte Christus denn nicht sogleich zu ihrer Rettung herbei? Ohne Zweifel sollten dieselben erst an ihrer eigenen Hülfe verzweifeln und somit ihn als ihren beständigen und alleinigen Erretter kennen lernen. Das Wandeln Jesu auf dem Meere zeigt uns so recht seine Herrschaft über die Elemente (Joh 9, 8.). Er machte hier Gebrauch von seiner Allmacht, wie er selten that, und den Jüngern mußte es immer deutlicher werden, daß sie es mit dem Sohne Gottes zu thun hätten. Vers 49 lehrt uns, daß er bei ihnen vorübergehen wollte. Dieses kann nur in dem Sinne aufgefaßt werden, wie Luk. 24, 28. Jesus begibt sich nur in solche Gesellschaft, wo er willkommen geheißen wird. Die Jünger aber, wie sie auf dem dunkeln, wilden Wasser eine Gestalt daher kommen sahen, meinten, es sei ein Gespenst. Dieser Wahn der Jünger stammte aus dem Aberglauben, der in jenen Ländern herrschend war. Nach ihrer Meinung konnte nur ein Gespenst oder ein Geist auf dem Wasser gehen. Sie geriethen daher in große Angst und schrien. Doch Christus ließ seine Jünger nicht lange in diesem Zustand der Furcht. Er beruhigte ihre Gemüther mit dem wohlbekannten: „Seid getrost; ich bin es, fürchtet euch nicht!“ Sehr oft geht es dem Christen ähnlich, wie hier den Jüngern. Dasjenige, was der Herr uns zu unserem Wohl sendet, verursacht oftmals Schrecken und Furcht. Alle Furcht aber verschwindet vor seinem Troste, wie Finsterniß vor dem Licht. Sehr interessant und lehrreich ist noch der Bericht des Matthäus, wie Petrus in sei-

nur den Saum seines Kleides anrühren möchten. Und alle, die ihn anrührten, wurden gesund.

ner freudigen Ueberraschung dem Herrn auf dem Wasser entgegen ging, wie er aber beim Anblick des wilden Meeres anfang zu sinken, bis ihn Christus ergriff und wohlbehalten ins Schiff brachte. Bei den Jüngern brachte dies große Verwunderung. Die Ursache hiervon war, daß sie ihn trotz allen Wundern noch nicht erkannt hatten, als den Herrn Himmels und der Erde. Die Herrlichkeit Christi „als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit,“ hatten sie wohl mit leiblichen Augen gesehen, aber noch nicht in ihren Herzen erkannt. Hierzu war die Erleuchtung durch den heiligen Geist nothwendig. Der Landungsplatz war Genezareth, die Gegend auf der westlichen und nordwestlichen Seite des Meeres. Dieses Land bildet eine herrliche Ebene, die sich 7 Meilen lang und 6 Meilen breit an dem Meer hinzieht. In dieser Ebene lag Kapernaum, wo Christus nach Joh. 6, 17–24. mit seinen Jüngern ans Land ging.

III. Jesus heilet die Kranken. — Vers 54–56. Christus wurde auf der Westseite des Meeres sogleich wieder erkannt von den Einwohnern alda, welche dann das Gerücht von seiner Anwesenheit gleich verbreiteten und alle Kranken zu ihm führten. Dieses, sowie auch die Gesundwerdung durch Berührung seines Kleides Saum zeigt uns, welchen Glauben diese Leute an ihn hatten, und welche wunderbare Kraft von Christo ausgeht, wenn der Mensch ihn im Glauben berührt. Würden doch alle Sündenkranke zu ihm kommen; denn von ihm strömt Heil und Leben.

**Lehre.** — 1. Christus wird uns hier so recht geoffenbart als der Herrscher über Alles. Erstens beherrscht er die Begeisterung des Volkes; zweitens den Wind und das Meer; drittens die Leiden und Krankheiten der Menschheit. — 2. Christus zeigt uns in dieser Section, wo wir Kraft erhalten können, um unsere Lebensaufgabe zu erfüllen; nemlich im innigen, verborgenen Umgang mit Gott. — 3. Aus der stürmischen Seefahrt der Jünger lernen wir, daß wir im Dienste Christi Widerwärtigkeiten und Gefahren zu erwarten haben; daß aber Christus uns beständig überwacht und uns in der Noth errettet und sicher zum Hafen der ewigen Ruhe führt.



**Wandtafelserklärung.** — Der Ausspruch Jesu: „Ich bin es!“ bildet auf dieser Tafel die Hauptsache. Unter jedem der acht Buchstaben wird durch Worte und Sätze dieser tröstliche Ausspruch näher erklärt, als: Jesus, Christus, Herrscher über Alles; bei uns, um uns in Noth und Gefahr u. s. w.; Christus ist also dargestellt als der mächtige Helfer, wie er in der Section hervortritt. Ist er auch unser Helfer? Gottlob! Daher: „Fürchtet euch nicht! Ich bin es!“

**Anweisung für Lehrer.** — Als Einleitung sollte der Lehrer den Schülern zeigen, wie Christus die Aufregung des Volkes stillte, und die Nacht im Gebet verbrachte. „Hierauf sollte er ihnen 1. zeigen, wie die Jünger in der Erfüllung des Gebotes ihres Meisters von einem widerwärtigen Wind gehindert wurden. Hiermit kann er dann schon die Hindernisse des Christen, welche ihm in der Erfüllung seiner Pflicht be-



gegen, illustriren. — Zum 2. lenke er ihre Aufmerksamkeit auf Jesum, welcher über seine Jünger wacht. Weiter schildere er die Errettung der Jünger, die Kraft Christi, den Trost, den er mit sich bringt. Zum Schluß sollte er Christum darstellen, als den Befreier von allen Leiden. „Alle, die ihn anrühreten, wurden gesund.“

**Kleinfinderklasse.** — Die Kleinen mache man gründlich mit der herrlichen Geschichte der Lection bekannt. Man schilde ihnen, wie die Jünger mitten auf dem Meere sich verlassen glaubten, wie aber Jesus beständig sie sah, wie er dann auf dem Meer wandelte, als auf festem Boden, und seine Jünger errettete. Anwendung: Wie sicher ist man doch, wenn man sich Jesum anvertraut. Denn er errettet uns aus aller Noth, von allen Leiden und Krankheiten.

**Illustrationen.** — 1. Leiden reinigen. Eine Anzahl frommer Christen ging eines Tages zu einem SilberSchmid, um

näheren Aufschluß über das 3. Cap. Maleachi zu erhalten. Nach ihrer Ankunft fragten sie den Schmid: „Sagen sie während der Operation?“ „Ja wohl,“ war die Antwort, „denn ich muß meine Augen beständig auf das Feuer und auf das Silber gerichtet halten, damit das letztere nicht durch zu große Hitze beschädigt werde. Das geschmolzene Silber befindet sich in einem Zustande der Wallung, bis es alle Unreinigkeit aufgeworfen hat, dann wird es ruhig; und sobald sich mein Gesicht darin spiegelt, ist der Reinigungsprozeß vollendet.“ — 2. Jesus erfüllt unsere Bedürfnisse. — Wenn man zur Zeit der Ebbe am Ufer des Meeres steht, so sieht man auf dem Grunde viele Vertiefungen. Braust aber die Fluth daher, so werden sie alle angefüllt und verschwinden. So haben auch wir Bedürfnisse, die aber Jesus alle stillen kann. In ihm ist eine Gnadenfluth, welche alle unsere Mängel erstatten und alle unsere Gebrechen heilen kann.

## Aufsätze der Aeltesten.

### 5. Lection: Markus 7, 1-23. — Sonntag den 30. April 1882.

1. Und es kamen zu ihm die Pharisäer, und etliche von den Schriftgelehrten, die von Jerusalem gekommen waren.

2. Und da sie sahen etliche seiner Jünger mit gemeinen, das ist, mit ungewaschenen Händen das Brod essen, versprochen sie es.

3. Denn die Pharisäer und alle Juden essen nicht, sie waschen denn die Hände manchmal; halten also die Aussätze der Aeltesten.

4. Und wenn sie vom Markt kommen; essen sie nicht, sie waschen sich denn. Und des Dings ist viel, das sie zu halten haben angenommen, von Trinkgefäßen, und Krügen, und ehernen Gefäßen und Tischen zu waschen.

5. Da fragten ihn nun die Pharisäer und Schriftgelehrten: Warum wandeln deine Jünger nicht nach den Aussätzen der Aeltesten; sondern essen das Brod mit ungewaschenen Händen?

6. Er aber antwortete, und sprach zu ihnen: Wohl fein hat von euch Heuchler! Jesaias geweissaget, wie geschrieben stehet: Dies Volk ehret mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir.

7. Vergeblich aber ist es, daß sie mir dienen, dieweil sie lehren solche Lehre, die nichts ist, denn Menschen Gebot.

8. Ihr verlasst Gottes Gebot, und haltet der Menschen Aussätze, von Krügen und Trinkgefäßen zu waschen; und dergleichen thut ihr viel.

9. Und er sprach zu ihnen: Wohl fein habt ihr Gottes Gebot aufgehoben, auf daß ihr eure Aussätze haltet.

10. Denn Moses hat gesagt: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren; und wer Vater oder Mutter flucht, der soll des Todes sterben.

11. Ihr aber lehret: Wenn einer spricht zum Vater oder Mutter: „Korban, das ist, wenn ich's opfere, so ist dir's viel nützer;“ der thut wohl.

12. Und so laßt ihr hinfort ihn nichts thun seinem Vater oder seiner Mutter,

13. Und hebet auf Gottes Wort durch eure Aussätze, die ihr aufgesetzt habt; und dergleichen thut ihr viel.

14. Und er rief zu sich das ganze Volk, und sprach zu ihnen: Höret mir alle zu, und vernehmet es.

15. Es ist nichts außer dem Menschen, das ihn könnte gemein machen, so es in ihn gehet; sondern das von ihm ausgehet, das ist es, das den Menschen gemein macht.

16. Hat Jemand Ohren zu hören, der höre!

17. Und da er von dem Volk ins Haus kam, fragten ihn seine Jünger um dieses Gleichniß.

18. Und er sprach zu ihnen: Seid ihr denn auch so unverständig? Vernehmeth ihr denn nicht, daß Alles, was außen ist und in den Menschen gehet, das kann ihn nicht gemein machen?

19. Denn es gehet nicht in sein Herz, sondern in den Bauch, und gehet aus durch den natürlichen Gang, der alle Speise ausseget.

20. Und er sprach: Was aus dem Menschen gehet, das macht den Menschen gemein;

21. Denn von innen, aus dem Herzen der Menschen, gehen heraus böse Gedanken, Ehebruch, Giererei, Mord,

22. Dieberei, Geiz, Schalkheit, List, Unzucht, Schalksauge, Gotteslästerung, Hockart, Unvernunft;

23. Alle diese böse Stücke gehen von innen heraus, und machen den Menschen gemein.

**Haupttext:** Vergeblich aber ist es, daß sie mir dienen, dieweil sie lehren solche Lehre, die nichts ist, denn Menschen Gebot. — Markus 7, 7.

**Einführung.** — Die Zeit unserer heutigen Lection fällt in den Monat Mai oder Juni, A. D., 29. Es war kurz nach dem dritten Passafeste des Lehramtes Christi. Er selbst war nicht auf diesem Fest, denn die Juden suchten ihn zu tödten und seine Zeit war noch nicht gekommen. Der Ort, wo die Unterredung mit den Pharisäern vorfiel, war Kapernaum, wo er, gleich nach der letzten Lection, die Rede über das Brod des Lebens gehalten hatte. (Siehe Joh. 6.) Die Parallestellen findet der Leser in Matth. 15, 1-20.

**Erklärung.** — I. Aussätze der Aeltesten. — Vers 1-8. Mit dieser Lection beginnt die Geschichte der Wirksamkeit des letzten Jahres Christi. Dasselbe fängt sogleich mit Widerwärtigkeiten an, von Seiten der Schriftgelehrten und Pharisäer. Da dieselben ihren Zweck nicht erreichen konnten, am Passah (Siehe Joh. 7, 1.), kamen dieselben von Jerusalem nach Galiläa, um ihn aufzufuchen. Es waren dies entweder Gesandte von dem hohen Rathe, oder von den ersten Beamten unter ihnen, oder dieselben waren aus eigenem Antrieb gekommen. Die Pharisäer hielten sich sehr streng an den Satzungen der Aeltesten. Es waren Verordnungen für alle Fälle und Ver-

hältnisse des Lebens. Sie waren mündlich von einem Geschlecht zum andern überliefert worden, und galten den Pharisäern mehr, als das geschriebene Gesetz. Sie nannten das letztere Wasser und die Traktion Wein, welcher mit dem Wasser zu vermengen sei, wenn man das letztere genießen wolle. Sie stützten ihre Ansicht gewöhnlich auf 5 Mose 4, 14; 17, 10. Die Dinge, welche von dieser Uebersetzung am meisten betont wurden, waren: Fasten, Gebete, Waschungen, Zehntenabgabe, Almosen, Sabbatruhe u. s. w. Der gehässige Geist leuchtet bei diesen Pharisäern so recht aus der Uebersetzung der Jünger Christi hervor. Wie sie nun sahen, daß dieselben eins ihrer Waschgesetze übertraten, machten sie Christum Vorwürfe darwegen. Dieses Waschen war ein strenger ceremonieller Gebrauch bei den Juden, deren Uebertretung die Excommunication zur Folge hatte, und eine Beharrung in dieser Sache führte den Bann herbei. Der göttliche Geist, der sich bei den Jüngern Christi in Worten und Wandel offenbarte galt bei diesen hochherzigen Traditionisten nichts; ihnen war die reine Hand mehr werth, als das reine Herz, der Buchstabe war höher geachtet als der Geist. Betrachtet wir diese Aussätze recht, so

finden wir, daß dieselben zum Judenthume standen, wie die Lehren der römischen Kirche über die Maria, vom Ablass, Fleischeren u. s. w. zur christlichen Religion stehen. Die Frage dieser Pharisäer beantwortet unser Heiland mit den Worten Jesajas 29, 13. Christus will hiermit sagen, daß die betreffenden Worte nicht passender hätten sein können, wenn er sie gerade zu ihnen gesprochen hätte. Darinnen wird uns klar dargelegt, daß nur ein Gottesdienst vor Gott gilt, in welchem das Herz des Menschen gegenwärtig ist, der aus reiner Liebe zu ihm entspringt. Die gebeugten Kniee, die gesenkten Häupter, das laute Amen, das tägliche Gebet; Alles das ist vergeblich, wenn es aus einem selbstsüchtigen, ungereinigten Herzen hervorgeht. Um dieser äußeren Form willen, verließen die Pharisäer Gottes Gebot.

II. — Gottes Gebot. — Vers 9–13. Jesus deckt ihnen nun weiter ihre eigne Sünde auf, welche sie durch die Aufrechterhaltung der Auffäge der Ältesten begingen gegen das heilige Gebot Gottes. Denn nach der Lehre der Pharisäer gingen Tempelgeschenke, indem sie ein Verdienst vor Gott begründen sollten, allen anderen Gaben vor; wovon sie brachte durfte den Eltern die erbetene Gabe und pflichtgemäße Unterstützung verweigern; er durfte unkindlich und undankbar gegen sie sein, ohne sich dadurch zu veründigen. Die Folge aus dieser Menschenfajung war Uebertretung des göttlichen Gebots. Denn 2 Mose 20, 12; 5 Mose 5, 16 wird deutlich befohlen, Vater und Mutter zu ehren, welches gehorsam gegen dieselben und auch Versorgung derselben in sich faßt.

III. — Äußeres und Inneres. — Vers 14–23. Christus belehrt nun das Volk, sowie auch nachher seine Jünger, daß keine äußere Speise, auch wenn sie ohne religiöse Wäschung genossen würde, den Menschen verunreinige. Jesus will hier jedoch nicht bestreiten, daß der Genuß der Speisen, welche im Gesetz Gottes verboten waren, den Juden nicht verunreinigen würden; noch viel weniger will er behaupten, daß sich der Mensch nicht durch Uebernaß in Speise und Trank veründigen könne. Den Irrthum, welchen er hier bekämpft, ist, daß die Pharisäer die von Gott geschaffenen Speisen selbst für unrein hielten und daß dieselben, nach ihrer Ansicht, durch Unterlassung selbstbedachter Ceremonien verunreinigt würden. Die große Wahrheit, welche er hervorhebt, ist die: Reinheit ist etwas Inneres, sie strömt aus dem Herzen des Menschen in Worten und Werken, und wird durchaus nicht durch äußere Dinge bewirkt und erlangt. Die Unreinigkeit eines Menschen aber hat gleichfalls ihre Quelle im Herzen. Das unerneuete Herz ist ein Born des Verderbens, in welchen die Sünde nicht durch gewisse Speisen eingeführt wird; sondern aus welchem alle bösen Dinge hervorgehen. Vor dem Genuß des Verbotenen muß die Lust darnach, und der Wille es zu genießen, erst aus dem Herzen kommen. Weiter will unser Heiland hiermit auch darthun, daß die von Gott verbotenen Speisen nur den vorübergehenden Zweck hatten, die Zuden von den Heiden zu unterscheiden (Colosser 2, 16, 17.). Der Herr entwirft hierauf dann seinen fragenden Jüngern ein recht trauriges, aber wahrheitsgetreues Bild von dem verdorbenen menschlichen Herzen. Er stellt es dar, als die Geburtsstätte aller Gottlosigkeit. Es sind dreizehn der Uebel angeführt die aus demselben emporsteigen. Aus diesem tiefen Verderben der gefallen Menschenmatur vermag nur ein einziges Mittel zu erretten: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, welches rein macht von aller Sünde. Siehe daher mit David: „Schaff in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen gewissen Geist!“

Lehre. — 1. Je mehr wahre Religion wir besitzen, je weniger berühren uns die bloßen äußeren Formen und Ceremonien. — 2. Legt man ein großes Gewicht auf äußere Formen und Uebersieferungen, so ist die größte Gefahr vorhanden, daß dieselben den Platz der Herzensreligion und des Wortes Gottes einnehmen. — 3. Pflichterfüllungen durch sogenannte fromme Uebungen oder fromme Handlungen ersetzen zu wollen, ist Selbstbetrug. — 4. Alle Religion, die der Nächstenliebe Abbruch thut, ist ein Greuel vor Gott. — 5. Der Mensch siehet was vor Augen ist; der Herr aber siehet das Herz an. — 6. Die Gottlosigkeit eines Menschen hat ihre Quelle in dem bösen Herzen. — 7. Ein reines Herz hat immer einen reinen Wandel zur Folge.

Anweisung für Lehrer. — In dieser Section findet der Lehrer zwei entgegengesetzte Religionen beschrieben; die Religion

von Menschen gemacht, und die Religion, die vom Himmel kommt; die Pharisäer waren die Vertreter der ersten, Christus war der Vertreter der letzten. Die Religion, von Menschen gemacht, hat es mit den äußeren Formen zu thun, ohne Rücksicht auf Motive und Charakter. Die Religion Christi, hingegen, hat die Liebe zu Gott, zu seinem Wort, und zu den Nebenmenschen, zum Grund: sie entspringt aus einem durch Christi Blut versöhnten und gereinigten Herzen; sie offenbart sich nicht in bloßen Ceremonien, sondern in der Erfüllung der Gebote Gottes. Weiter findet der Lehrer, daß die falsche Religion viel auf Menschenfajung hält und dieselben nicht selten über Gottes Wort stellt. Christus gibt ein Gleichniß davon von Vers 10–13. Die wahre Religion, hingegen, hält sich allein an Gottes Wort.

Endlich findet er, daß die falsche Religion dem Menschen keinen Nutzen bringt, daß sie keinen Einfluß auf sein Herz hat. Die wahre Religion aber behütet das Herz, denn daraus gehet das Leben.

Kindertafel. — Den Kleinen sollte man die Pharisäer und deren Religion recht deutlich beschreiben; wie dieselben, trotz ihrer vermeinten Frömmigkeit, Jesum haßten und Gottes Gebot übertreten. Hierauf schilbere man ihnen die Religion Christi, welche in einem reinen Herzen und Gott wohlgefälligen Leben besteht. Man sollte sie hauptsächlich auf das böse Herz des Menschen aufmerksam machen, aus welchem die Gottlosigkeit entspringen; daß aber dasselbe durch Christi Blut gereinigt werden kann.

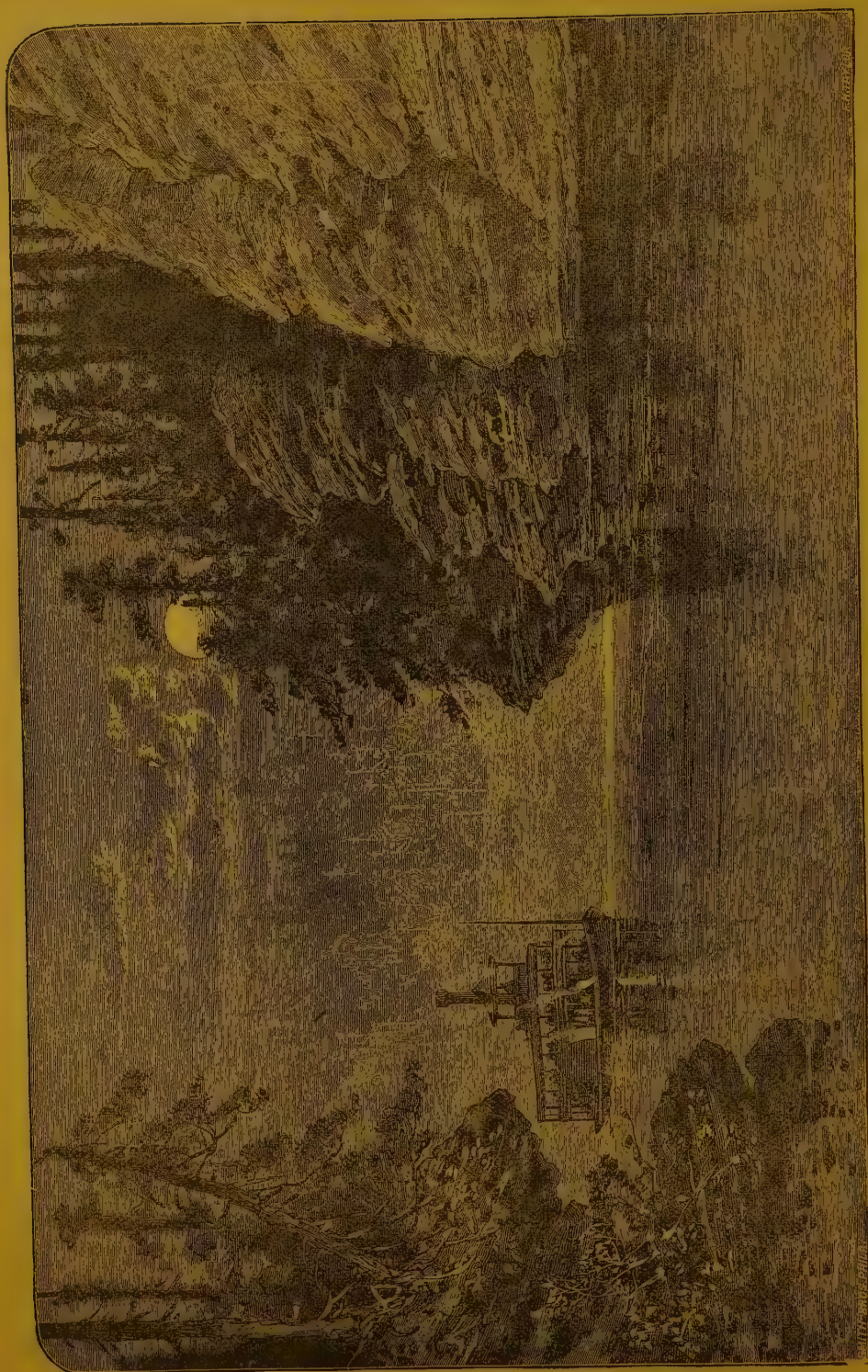
Illustrationen. — 1. Geht meine Uhr nicht richtig, so wird es nichts helfen, wenn ich die Zeiger auch noch so oft nach der Stadtuhr stelle. Ich sollte sie zum Uhrmacher bringen, damit er das Innere der Uhr recht mache, dann werden auch die Zeiger richtig gehen. Erst muß das Herz recht sein, dann werden auch die Hände, Füße und — Alles recht. — 2. Ein Herz voller Sünde. — Christus führt uns keinen Beweis an, daß die Sünden aus dem Herzen kommen; er stellt es als selbstverständlich hin. Wenn man aus einem hohlen Baume beständig Hornisse hervorkommen sieht, so muß man nothwendig den Schluß ziehen, daß sich in demselben ein Hornissenneft befindet. Ebenso dürfen wir den Schluß machen, daß unser Herz voller Sünde ist, wenn wir sehen, daß fortwährend Sünde herauskommt. — 3. Reich von außen, aber reich von innen. — Das Herz manches verachteten und verwahrlosten Christen gleicht einer roh aussehenden Seelüste, die aber mit kostlichen Perlen, Kleindien und Diamanten aus fernem Lande angefüllt ist.



Wandtafelklärung. — Die Waage hier soll eigentlich Gottes Waage — Gottes Urtheil vorstellen. In der einen Schale befinden sich die Gebote Gottes, in der anderen die Aufsjäge der Ältesten. Letztere werden zu leicht erfunden. Warum wohl? Besondere Aufmerksamkeit haben wir dem fünften Gebot: „Ehre Vater und Mutter,“ beßhalb geschenkt, weil die Pharisäer dasselbe vor Allen andern zu ihren selbstischen Zwecken mißbrauchten. Bei ihnen war in diesem Sinn ein Opfer besser denn Gehorsam, bei Gott ist es umgekehrt. Wie steht's bei uns?







Mondbeglänzte Baubernacht.



## Wanderungen durch eine Wunderwelt.

Von W. Horn.

### I.



**T**räumerisch liegt Fluß und Land von wallenden Nebelschleiern umhüllt. Rosenfende Nachtwinde rauschen ihre Wiegenlieder durch die nickenden Wipfel der tausendjährigen Cedern, welche, durch Alter gebückt, vom moosbedeckten Felsenkamm auf des Flusses mondbeglänzten Spiegel hinabschauen. Tief unten murmeln geheimnißvoll die vorbeiplätschernden Wasser. Sie kommen vom hohen Norden, wo noch der tätowirte Troquois hart an der Flußbiegung seinen Wigwam aufschlägt, und am Uferfels seinen Tomahawk weht. Und die glitzernden Wellen erzählen's einander, wie dort an schattigen, lauschigen Plätzen der Hirsch mit stattlichem Geweih sich stolz zum Strom herabückt und seinen Durst löscht, und wie im brausenden Strudel die Kinder des rothen Mannes sich baden. Und als sie so von Kindheitsträumen und Jugendlust vertraulich mit einander plaudern, schrecken sie auf einmal entsetzt zurück. Gerade als der Mond seine Silberstrahlen um die mit Tannengrün bekleidete Felswand sendet, huscht ein düsterer Schatten über den mit Mondperlen bestreuten Wogenspiegel — pfauchend und schäumend schießt er dahin. Die braunen Wellen zittern wie Espenlaub. Was wissen die armen Kinder des Urwaldes von der „dampfenden Civilisation“, von schwimmenden Häusern und feuerspeienden Schiffen? Aber da ist es, das vom Mondlicht und Fackelschein matt beleuchtete Dampfschiff, mit seiner jauchzenden Fracht, seinen heiteren, gemüthlichen Sommerfrischlern. Und wenn der Leser genau unser Titelbild betrachtet, so bekommt er einen so

getreuen Anblick der begeisterten Scene, als dies nur möglich ist, ohne selbst dabei gewesen zu sein.

Auch soll er nur nicht denken, daß die flußüberhängenden und himmelansthürmenden Felsen mit ihren zackigen Waldkronen und dem in tiefem Bette schlummernden Strom, etwa das Erzeugniß einer kühnen Künstlerphantasie sei. Ach nein! Es sind die wirklichen Wunder der schaffenden Gotteshand, wie sie nun schon die Jahrtausende dort stehen, als stumme Zeugen und Sinnbilder einer unendlich höheren Majestät und Größe, deren Hände Werk sie sind. Ich habe sie selbst gesehen und bewundert — nicht gerade in „mondbeglänzter Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“, wohl aber unter dem schwarzen Schleier drohender Gewitterwolken, und auch vom milden Glanze der Herbstsonne beschienen.

### II.

„Reisen, Ferien, Sommerfrische.“ — Dieses Kleeblatt steht im Taschenvörterbuche eines jeden Stadtkindes heutzutage in fetter Schrift. Geht's nicht auf Monate, so geht's doch auf Wochen. Geht's nicht in die Ferne, so doch in der Nähe. Ueber die rauschenden Wogen des Oceans steht Manchem freilich sein Sinn; aber Zeit- und Geldmangel legen ihr Veto dagegen ein. Ist auch nicht nöthig.

Warum immer weiter schweifen,  
Liegt das Gute doch so nah.“

Das bekannte Lied: „In der Heimath ist es schön,“ hat für mich immer einen besonderen Reiz gehabt. Und es liegt oft in unserer nächsten Nähe eine Wunderwelt, welche an Naturschönheiten gar manche gepriesene „Sommerwallfahrtsorte“ übertrifft, und nur den einen einzigen Fehler hat, daß sie „nicht weit her“ ist.

Und doch ist Amerika so sehr reich an Naturwundern und Schönheiten. Fast ein jeder Staat hat seine anziehenden Punkte, seine Merkwürdigkeiten. Und viele derselben, welche an Schönheit vielen hochgepriesenen Orten nicht nachstehen, sind noch verhältnißmäßig unbekannt. Freilich, die „Weißen Berge“ wimmeln von Touristen. Wer wäre noch nicht an den Niagarafällen gewesen? Um die Mammoth Höhle in Kentucky sammeln sich alljährlich Schwärme neugieriger Reisender. Aber ist man damit am Schlusse des Reisekatalogs angekommen, wenn man den Nationalpark im fernen Westen nicht besuchen kann? Keineswegs. Dazwischen liegen noch viele lauschige Plätze, welche wie eine wunderbare Feenlandschaft vor dem Blicke des Besuchers sich öffnen, und wenn es demselben um ländliche Schönheit, und nicht um „fashionable resorts“ zu thun ist, so findet er sich in derselben für seine Reisen tausendfach belohnt.

Aber es gibt „weitsichtige“ Leute, deren Blick in der Nähe nicht haftet. Wenige Meilen von ihrer Heimath winkt ihnen

vielleicht der herrlichste Genuß; aber — sie lassen ihn winken und grämen sich, daß sie nicht auch bemittelt sind, ferne Länder und Meere sehen zu können. Zu tabeln ist eine Reisegehnacht nach der Ferne an sich nun auch nicht, sondern nur dann, wenn man sie nicht zu stillen im Stande ist, und sich durch dieselbe die Freuden der Heimath und den Genuß an vaterländischen Naturschönheiten verderben läßt. Wir wollen also einstweilen das genießen, was in unserem Bereich liegt, und bietet sich dann später Gelegenheit für mehr und „Weiteres“ — gut — um so viel besser.

Lord Byron erkundigte sich einst bei einem in England reisenden Amerikaner, welchen Eindruck das großartige Naturwunder der Niagarafälle auf ihn gemacht hätte. — Als Letzterer darauf eingestehen mußte, daß er die Fälle selbst nie gesehen, wandte sich Byron verächtlich von dem Manne ab, welcher sein Geld in der Fremde verstreute, und das Weltwunder in seiner Heimath niemals gesehen hatte.

Wir — d. h. der freundliche Leser und ich — wollen uns also dieses Fehlers nicht schuldig machen, sondern einstweilen schon „im Bunde“ bleiben, uns redlich nähren, und auf einer gemeinschaftlichen Reise nach den sogenannten „Wisconsin Dells“ vergnügen, und hat die Reise später dem Leser nicht gefallen, so mag er mich einen schlechten Gesellschafter nennen.

### III.

Die Witterung? Nun, man kann es nicht wissen. Oft glänzt am Morgen schmeichelnd der Sonnenstrahl, aber Sturm und Regen mag er im Gefolge haben. Oft ist es auch umgekehrt. Umgekehrt war's in unserem Falle. Schwarzverhängter Himmel, dröhnender Donner, rauschender Regenguß. Doch hat dies den Vortheil, daß es den Staub legt und — daß man auf besseres Wetter hoffen darf. Deshalb lassen wir uns nicht

irre machen und rumpeln gemüthlich Kilbourn City zu. Gähnend strecken sich die Passagiere auf ihren Sitzen, da stößt mich auf einmal mein Freund L. am Ellbogen und sagt: „Paß auf, gleich kommt's!“ Ich passe deshalb auf, und richtig — es kommt, eigentlich, wir kommen, und zwar hart an das Flußufer. Da rauschen die Wogen des Wisconsin in der Tiefe. Ein merkwürdiges Felsengehege engt hier den Strom ein. Und mitten aus der dahinströmenden Fluth heben sich wunderbare, mit Nadelhölzern und Gestrüpp bestandene Felsentegel und Sandsteinpyramiden empor, welche man mit theils ihrer Form entsprechenden, theils mit den sich daran knüpfenden Sagen in



Der Wisconsin unterhalb den Dells.

Verbindung stehenden Namen benannt hat, wie z. B. Schornsteinfels, Kangel, Zuckerdose, Tintenfaß u. Das hier beigegebene Bild ist eine getreue Illustration des Flusses unterhalb der Dells. Die in die Uferfelsen einspringenden merkwürdigen Höhlen und Schluchten, die wildromantischen Grotten haben ebenfalls ihre interessanten Namen, wie Echohöhle, Bärenhöhle, Grottofels, Backofen u. dgl. m. Die Bezeichnungen der romantischen Plätze spielen, wie der Leser noch fer-

ner finden wird, meistens ins Abenteuerliche, oft auch ins Indianische, und nicht selten ins Dämonische.

### IV.

Kilbourn City kann nur in sofern Anspruch auf den Titel Weltstadt machen, als es zur Welt gehört, und den Raum und guten Willen hat, eine Stadt zu werden. Aber an Naturmerkwürdigkeiten ist der Platz so reich, wie selten einer. Es liegt an der Milwaukee, St. Paul Eisenbahn, welche unterhalb des Städtchens mit einer schwindelhohen Brücke den Fluß überspannt, wovon wir nachstehend ein getreues Bild geben. Gleich oberhalb derselben liegen „tief drunten im schattigen Thale“ die niedlichen Dampfboote, welche die Touristen flüß-



aufwärts durch die Wunderwelt führen. Wir klettern also die naturwüchsigc Treppe zum Landungsplatze hinab und bestiegen die Dell Queen. Es sind schon einige Passagiere zur Stelle. Der Feuermann heizt noch am Dampfkessel. Wir haben während dessen Zeit, uns erst ein wenig umzuschauen. Und was sehen wir? Rund umher hohes, phantastisches Felsgestein, und mitten darin der stille Wasserspiegel, in welchem Wolkenbilder und Sonnenstrahlen sich abwechselnd zu haschen und verfolgen scheinen. Endlich hat sich die Maschine zu der gehörigen Hitze begeistert, die Schiffsglocke und Dampfpfeife mahnen einige noch herankommende Passagiere zur Eile, das bekannte "all aboard" des Kapitäns hallt schrill durch die Schluchten wieder, die Räder fangen an, sich zu drehen, und majestätisch, wie ein Schwan, gleitet das unbewimpelte Schiffchen über die Wellen dahin.

Auf allen Seiten begegnen wir nun den wunderbarsten Felsenbildungen. Da ist gleich der Engelsfels. Man muß freilich die Phantastie ein wenig zur Hülfe nehmen, um in dem weißen Sandsteincoloß einen Engel sehen zu können, aber merkwürdig ist derselbe nichtsdestoweniger. Nicht weit davon ist das Schwalbenneß; ein wunderbares Gebilde, voll etwa drei Zoll großer Löcher, manche bis zu einer Tiefe von acht bis zehn Fuß, bewohnt von hundert von Schwalben, deren frühliches Gewitscher deutlich verkündet, welsch ein glückliches Leben dies gefiederte Völkchen in diesen Felsenfestungen führt.

Der Raum gestattet uns freilich nicht, all die merkwürdigen Plätze mit ihren ebenso merkwürdigen Namen hier zu beschreiben. Da treffen wir z. B. die "romantische Klippe," den Schornsteinfelsen und die Echohöhle. Dort zur Linken steht ein altes, baufälliges Gebäude. Es ist das sogenannte "Dell House," oder Allens Tabern. So düster wie das alte Nest aussieht, sind auch die abenteuerlichen Geschichten, welche sich an dasselbe knüpfen. Hier wurde in früherer Zeit meistens der Pelzhandel zwischen dem rothen Manne und den Händlern betrieben. Hierkehrten auch die Flößer ein und hielten Rast, wenn sie zur Zeit der Hochfluth ihre Flöße flussabwärts trieben. Wenn im Frühjahr Sonnenschein und Regen den Schnee auf den Hügeln und Bergen umher schmilzt, so ist der Anblick der brausenden Gewässer ein wahrhaft erhebener. Dann füllt der reißende Strom fast die ganze Schlucht, und donnert gegen

die feineren Wände und Gewölbe wie im tollen Bemühen, sie zu durchbrechen; enttäuscht ruht er nun eine Weile und stürzt dann siedend und brausend weiter. Gar manches Floß trug er dann auf seinem Rücken den benachbarten Sägemühlen zu. Und im Dell Housekehrten die Flößer ein und trafen dort mit Jägern, Pelzhändlern, Indianern und allerlei Volk zusammen. Nicht gut und nicht wenig waren der Handel, welche dann zum Untergang des rothen Mannes dort zu Stande kamen.

Die "Rapellenschlucht" trägt ihren Namen wegen der Aehnlichkeit der Form, die sie mit einer Kapelle hat. Die Bootshöhle ist eine vom Wasserdruck ausgestoßene Höhle, welche sich unter kolossalen Felsen hindurchzieht und eine Bootfahrt in der Unterwelt gestattet. Man kann nemlich mit einem kleinen

Boote vom Flusse in die Höhle einsinken u. etwa 50 Fuß weit hindurchfahren, und dann biegt der unterirdische Gang wieder in den Fluß ein.

Etwas oberhalb dieses Platzes, im Circle Bend, wo der Fluß eine halbrunde Biegung macht, sind die hohen Felsen von ganz merkwürdiger Gestaltung, und mit Entzücken betrachtet das staunende Auge das reizende Spiel von Sonnenlicht und Schatten, längs des glänzenden Fußes dieser Klippen. Ueber die ganze Fläche der Wände hängen die herrlichsten Drape rien herab. Guirlanden vielfarbiger Blumen umschlingen, einem bunten Schleier gleich, der Felsen rauhe Brust,



Brücke bei Kilbourn.

während das schimmernde Gestein von ihren Füßen strahlt und beim Ruberschlage im Glanz der Sonne tänzelt.

So fahren wir inuner weiter die wunderbare Wasserstraße hinauf. Jetzt meinen wir am Ende derselben angekommen zu sein, denn vor uns scheinen die Felsmassen auf einmal Alles abzuschließen. Aber unser Schiff macht eine geschickte Wendung, und wir sehen vor uns wieder einen Ausweg. Man könnte dies auch eine Illustration der göttlichen Wunderführung nennen, und wer es sich auszulegen versteht, der mag.

Wir kommen jetzt zu der sogenannten Naby Yard. Da zur Rechten scheint ein ganzes Kriegsgeschwader zu liegen — Schiff an Schiff. Der Leser bekommt einen Begriff von dieser Schilderung, wenn er Nr. 2 auf dem großen Bilde genau betrachtet. Dort liegt die ganze Flotte nebeneinander und zwischen den Felsen, wie aus einer Gnomenschlucht kommt das Schiff hervorgegampft.



Der Fluß ist im Durchschnitt etwa 600 Fuß breit. Aber hier kommen wir jetzt an die Narrows (Engen), wo derselbe in einen etwa 50 Fuß breiten Engpaß zusammen-

welches dann in seinen verhängnißvollen Strudel hineingerät. Keine Macht der Erde rettet es aus dem Rachen der gährenden Tiefe.

## V.

Die Schluchten. Dieselben bilden den eigentlichen Anziehungspunkt der Dells. Da ist zunächst die Kaltwasser-Schlucht. Warum dieselben diesen Namen trägt, weiß ich nicht; daß sie aber einen ganz merkwürdigen Höhlen- und Schluchten-Complex bildet, das habe ich selbst gesehen. Unser Schiff hält an einer primit. Schwimmbrücke an, um den Passagieren Gelegenheit zu geben, die unterirdischen Wunder zu inspiciren. Wir biegen rechts landeinwärts, gehen durch ein romantisches Thal, dem Lauf eines klaren Baches entgegen. Nach und nach wird das Thal immer enger, näher und näher treten die Felswände auf beiden Seiten heran und engen sich zuletzt zu einer tiefen Schlucht zusammen, welche man wenigstens eine halbe Meile weit verfolgen kann. — Wie eine ausgehöhlte Riesenschlange zieht sich der Weg in merkwürdigen Windungen durch die Tiefe dahin. Ueber Felsengerümpfen und herabgerollte Baumstämme geht es

1. Herenschlucht. 2. Raven Yard. 3. Eingang zu der Kaltwasser-Schlucht. 4. Zuckersüßholz. 5. Rood's Glen.



gedrückt wird, durch welchen die Wasser in großer Eile dahinschießen. Wahre Berge von Wassertvogen wälzen sich hier zur Zeit der Hochfluth zusammen, und wehe dem Boot,

vortwärts, und jeder tritt wech ein hohles, fernhörtendes Echo in den düsteren Eingeweiden der Erde. Wie kalte Graßbeßluft weht es uns schauerlich entgegen, trotzdem daß oben



in der Höhe durch die smaragdgrünen Tannenzweige der heitere Sonnenschein vom blauen Himmel herab lacht. Hier unten herrscht Dämmerung und Kühle.

Raum zehn Schritte vor uns steht unbeweglich die Felsenmauer. „Weiter geht's also nicht.“ Als wir aber hinkommen, lenkt der Pfad wieder links in noch geheimnißvollere Gänge hinein, und so geht's in Schlangenwindungen hin und her, endlich durch einen stollenartigen Engpaß, und wir stehen im Teufelskrug. Dieses ist eine 75 Fuß hohe, runde Höhle, von etwa 25 Fuß Durchmesser unten, und nach oben wird sie ganz enge, wodurch sie die Form eines Kruges erhält. Wahrlich, als die brausenden Wasser der Vorzeit hier durchrauten und diesen Krug aushöhlten, um in demselben ihr Schaumgebräu zu kochen, da muß es ein dämonisches Getöse gewesen sein, woher vielleicht der Name des Kruges datirt. Und weiter geht's. Dugende Male scheint es, als ob der schmale Gang zu Ende wäre, aber immer wieder geht's in eine andere Richtung, bis wir endlich hoch über uns eine, einem Landwege zum Uebergang dienende Brücke erblicken. Unsere Zeit drängt zur Umkehr, die Dampfpeife unseres Schiffleins ruft uns zurück, aus den Träumereien in dieser Wunderwelt, und wir eilen des Weges, den wir gekommen sind, dem Flusse zu.

Und wieder geht's stromaufwärts, bis wir zur Regenschlucht kommen. Hat uns die Kaltwasserschlucht schon einen passablen Respekt eingeflößt, so ergreift uns beim Anblick der Regenschlucht ein ehrfurchtsvolles Grauen. Nr. 4 auf der großen Abbildung stellt dieselbe soviel es im Bilde thunlich ist, vor.

Wir biegen wieder zur Rechten landeinwärts und gehen durch ein enges, von einem Bache durchströmtes Thal. Endlich kommen wir an die Stelle, wo das Thal sich zur Schlucht einengt, aus welcher der Bach hervorspringt. In gewisser Beziehung hat diese Schlucht natürliche Aehnlichkeit mit der vorhin beschriebenen Kaltwasser-

schlucht, und findet deshalb das meiste von dem, was dort gesagt wurde, auch hier Anwendung. Aber diese Schlucht hat ein noch viel wildromantischeres Aussehen, als jene. Der Pfad kreuzt hie und da kleine, durch Holzkämme überbrückte Teiche, welche bis zu 20 Fuß tief sind, und die selbst im heißen Sommer eine angenehme Kühle verbreiten. An anderen Plätzen zieht sich der gewundene Pfad unter merkwürdigen Felsenpyramiden hindurch, wo nur ein schwaches Dämmerlicht von oben hereinfällt. Die meisten der Felsen sind mit einer zarten, grünen, moosartigen Decke überzogen, welche mit den dunklen, unten durchfließenden Wassern scharf contrastirt. Bismal am oberen Ende fließt der Bach breit und glänzend über glatte Felsplatten, bis er dann plötzlich donnernd und

brausend in weißem Staubbogen hinab in die dunkle Tiefe fällt. Es ist ein sonderbares Gefühl, welches den Wanderer hier befällt. Trotzdem oben durch das Tannengrün die freundlichen Sonnenstrahlen lächeln, ist es hier unten fast schwarze Nacht. Kein Leben regt sich. Nichts als ödes Felsgestein starrt uns entgegen. Und dann das Rauschen und Donnern des nimmerrastenden Wasserfalls. Man fühlt sich schaurig einsam in dieser Tiefe und Dunkelheit, und arbeitet sich deshalb unter den überhängenden Felsen hindurch, nach der Leiter, welche neben dem Wasserfall in die Höhe führt. Oben angelangt haben wir wieder einen Engpaß zu durchschreiten, welcher nicht ohne Grund „Fat Man's Misery“ (des fetten Mannes Elend) genannt worden ist, denn wenn Jemand „übernormales“ Fleisch mit sich herum trägt, so kann er hier in Gefahr kommen, stecken zu bleiben. Etwas weiter hin kommen wir zu einer anderen Leiter und einem



Stand Rock.

kleineren Wasserfall, über welchem, wenn vom Sonnenlicht bestrahlt, beständig ein prachtvoller Regenbogen schimmert.

Wenn man die Höhe der himmelanstrebenden Felsenwände so oberflächlich mit dem Auge mißt, scheinen sie nicht so hoch zu sein; wenn man aber nach den herabgestürzten, hundert Fuß hohen Tannen urtheilt, welche hie und da an den Seiten fast senkrecht liegen, oder nach den grünen Nadelhölzern, welche weiter oben aus den Seiten der Schlucht empornwachsen, und die Höhe kaum zur Hälfte erreichen, so sieht man erst, in welcher jähen Tiefe man sich befindet. Und wenn man so da inmitten dieser merkwürdigen Natur steht, so fragt man sich unwillkürlich: „Gibt es denn wohl noch einen anderen Platz in Amerika, welcher auf so engem Raum eine derartige Kette von Wundern bietet?“ Reisende von Europa und Amerika, welche die Wunderwelt der Alpen, sowie das Paradies des Yosemite

durchwandert und betrachtet haben, stehen in diesen unterirdischen Kammern mit einem staunenden „Ach!“ auf den Lippen still und sagen: „An Größe und Großartigkeit gleicht und übertrifft mancher Ort die Schluchten der Wisconsin Dells, aber an Wunder und Romantik stehen sie keinem in der ganzen Welt nach.“

Ein Schreiber sagt darüber: „Denkt euch, wenn ihr könnt, die Mammuth-Höhle in Kentucky mit all ihren endlosen Höhlen, Kammern, Zellen und Korridors, all ihren thurmartigen Klippen und vielgestaltigen Hallen, durch ein Erdbeben oben aufgerissen, der Spalt hoch über unserem Haupte hier nur wie ein dünner Saum, durch welchen das Dämmerlicht nur geisterhaft hineinlugt, zwischen die phantastischen Felsenengestalten, und dort ist der Spalt dann viele Fuß breit. Dann stellt euch vor, daß all diese Felsenthürme, diese verschlungenen Pfade der Tiefe, die Mauern, Gewölbe, Hallen und Höhlen mit Draperien vom zartesten Moos, Gräsern und wunderbaren Blumenguirlanden bedeckt sind, an welchen die aus verborgenen Brunnen hervorquellende Diamantentropfen schimmern, und ihr habt ein Bild von der Fegenschlucht.“

## VI.

Die Fluszufer des Wisconsin in dieser Gegend bieten ein wahres Paradies für die Sammler von zarten Farrenkräutern. Die Zartheit der Farben und Fasern derselben ist wahrhaft bewunderungswerth, und wer einen Platz weiß, wo eine größere Mannigfaltigkeit derselben zu finden ist, der soll ihn nur nennen. Man hat etwa 27 verschiedene Arten daselbst aufgefunden.

Die Abbildung Nr. 5 auf dem großen Holzschnitte stellt Woods Glen dar. Dieselbe besteht aus einem großartigen Amphitheater von 400 Fuß Länge und 50 Fuß Breite. Das Ganze ist von etwa 25 Fuß hohen Felsen überbölbt. Etwa drei Fuß vom Boden ist an beiden Seiten eine glatte Bank in die Felswand ausgepült, auf welcher an tausend Menschen bequem Platz nehmen können. Eiskaltes, kristallklares Wasser

tröpfelt eintönig vom hinteren Abhang hernieder und speist die kleinen Kinnfale, welche durch die Mitte der Schlucht sicken, bis sich dasselbe im Strome verliert.

Unser letztes Bild, „Stand Rock“, überhebt uns wegen seiner treuen Darstellung der wunderbaren Felsparthie, einer weilkäufigeren Schilderung derselben. Ein 45 Fuß hoher Pfeiler steht aufrecht da, am Fuße etwa sechs, und oben unter seinem breiten Hut etwa vier Fuß dick, die Krempse seines steinernen Hutes dagegen ist 20 Fuß im Geviert. Nicht selten wird diese Felsensäule von waghalsigen Touristen erstiegen, und wenn dieselben am Rande seiner Kappe stehen, so meint man, die ganze Geschichte müsse das Uebergewicht bekommen und herabstürzen. Aber der stehende Fels thut seinen Hut nicht ab, weder aus Höflichkeit, noch aus Zwangs Rücksichten.

Doch nun müssen wir wohl zum Schlusse eilen. Dem geneigten Leser mag die Reise schon lang genug geworden sein, und hat er sich vielleicht getröstet: „Es kostet ja nichts als — Geduld.“ Ich könnte freilich noch erzählen, wie wir nach unserer Rückreise von den Dells am hellen, strahlenden Mittag mit der Laterne über die Straßen von Milbourn City dahinschritten, wie Diogenes einst über den Markt von Athen, aber wir thaten es nicht eigentlich, um einen verständigen Menschen, sondern um Taylors Glen zu suchen. Dasselbe ist nemlich ebenfalls eine wunderbare Schlucht, welche unmittelbar beim Städtchen hinter dem Schulhause beginnt und endlich in einem tiefen Thale ausläuft, wo dann ein Stollen durch den Felsen unter der Eisenbahn durchgehauen ist. Befolgt man nun diesen Tunnell, so sieht man sich, sobald man am andern Ende aus demselben austritt, an dem hohen, felsigen Ufer des Flusses stehen, von wo aus man eine überraschend schöne Aussicht auf den Fluß und die Umgegend hat. Doch — die Sonne sinkt, der Wind weht, unsere Laterne ist in Gefahr, zu verlöschen; wir gehen deshalb zurück und bieten dem Leser einstweilen Lebewohl.

## Ein Stück Alterthum.



### II.

„A! denn aber dieses Buch dich wirklich so unglücklich gemacht?“ fragte Rosa ihren Gatten eines Tages.

Es waren inzwischen einige Wochen verflossen, seitdem der Arzt dem besorgten August bezüglich der Wiedergenesung seiner Gattin, neue Hoffnung einzusößen versucht hatte. Jetzt war sie wieder in so weit hergestellt, wenn auch noch nicht völlig bei Kräften. In der erwähnten Zwischenzeit hatte Rosa, ihrem dringenden Wunsche zufolge, das „Stück Alterthum“ in ihre eigene Kammer mitnehmen dürfen; denn sie wollte nun einmal, wie oben angedeutet, stille Theilnehmerin an dem unglücklichen Gemüthszustande August's sein. Sie hatte, anfangs vielleicht meist aus Neugierde, das Buch durchblättert und auch darin gelesen, zuweilen allein, aber auch während die beiden im Garten spazieren gingen. Sie unterhielten sich dann über die ihnen geschenkte Offenbarung in diesem Buche. Zu ihrer großen Verwunderung fand aber Rosa vorläufig nichts in der Bibel, das sie zur Traurigkeit umstimmen wollte, im Gegentheil — und das zu ihres Mannes Ueberraschung — bei den selben Stellen, welche diesen mit Furcht erfüllt hatten, blieb sie ungerührt. Endlich sagte sie:

„Dieses Buch hätte dich also, mein Liebster, so unglücklich gemacht? Unmöglich!“

„Ei, du glaubst eben nicht an dessen Inhalt, Rosa.“

„Und glaubst du daran, lieber Mann?“

„Könnte ich doch anders, als daran glauben, aber ich kann nicht,“ erwiderte August, mit einem schweren Seufzer.

„Du glaubst demnach, und bleibst doch dabei unglücklich? Wie ist solches möglich?“

„Möglich! Frage doch lieber, wie könnte es anders sein? Schau nur, wenn dieses Buch wahr und keine bloße menschliche Erfindung sein sollte, ist nicht unser Zustand dann ein schrecklicher?“ sagte August mit sichtlichem Schauder.

„Wenn dieses Buch die Wahrheit ist, wie ich in Wirklichkeit annehme, so ist unsere Lage eine wahrhaft glückliche zu nennen,“ erwiderte Rosa mit großer Bestimmtheit.

„Ei Rosamonde!“

„Sawohl, weit glücklicher, als ich je zuvor hoffte oder erwartete,“ ergänzte die junge Frau.

Glücklich! August konnte das nicht verstehen. Er blätterte in dem alten Buche mit bebender Hand, und deutete auf verschiedene Stellen hin, die seine Seele mit Angst erfüllten.



„Sieh nur da, Rosa, und hier! und hier! Wenn diese Stellen Wahrheit und keine Dichtung sind; wenn Gott also droht — o Rosamonde, dann wären wir sicherlich besser nie geboren!“

„Aber siehe nur, theurer August,“ antwortete Rosa eifrig, indem sie nun die Bibel selbst in die Hand nahm — „du hast ja diese Stelle übersehen, und diese! und diese!“ Dabei deutete sie auf kostbare Verheißungen für Schuldbeladene und Reumüthige und las dieselben ihrem Gatten vor.

Ein melancholisches Lächeln zeigte sich hierbei auf August's Angesicht.

„Es ist wohl angenehm, deinen Worten zu lauschen; was du gelesen, ist lieblich anzuhören. Aber was gehen denn diese Worte mich an? — Doch sage mir einmal aufrichtig, glaubst du an dieses Buch?“

„Gewiß, theurer August, wie könnte ich denn anders so glücklich sein?“

„Das ist doch seltsam,“ dachte August; „es ist mein Glaube, der mich so elend macht; hingegen Rosa's Glaube gewährt ihr solche Zufriedenheit.“

Und doch war dieses vielleicht nicht so befremdend, denn auf der einen Seite hatte die ganze Kraft des Gesetzes an dem Herzen eines überzeugten Sünders Halt genommen, daß er nichts anders sah, als ein „schreckliches Warten des Gerichts und Feuerifers Gottes“, welches selbst durch das Vorhalten der Barmherzigkeit Gottes nicht so plötzlich verscheuht werden konnte. Auf der andern Seite war die junge Ehefrau von den strengen Gesetzeserklärungen sofort zu den herrlichen Tröstungen des Evangeliums übergegangen und hatte sich an denselben emporgerichtet. Da nun Gott in seinem unendlichen Erbarmen sich also dem armen Sünder darbot, sollte sie ungläubig dabei stehen bleiben und fragen: „Wie mag solches zugehen?“

So kam es denn auch, daß, während die Lösung der so wichtigen Frage: Ob ein Todter wieder leben werde, dem ehemaligen Skeptiker ein solche Furcht und Seelenangst verursachte, dieselbe Wahrheit der jungen Mutter als ein erquickendes Balsam, im Hinblick auf ihr dahingegangenes Kind, erschien, und sie für sich selbst Trost aus der köstlichen Lehre der Unsterblichkeit und der hoffnungsvollen Aussicht jenseit des Grabes schöpfte. Glücklicherweise verglomm das in beiden Herzen vom heiligen Geist angezündete Licht nie wieder.

Eines Tages nahm August, immer noch in großer Niedergeschlagenheit, das theure Buch mit sich auf das Bibliothekszimmer. Bis dahin hatte sich sein Forschen darin hauptsächlich auf das Alte Testament beschränkt; denn in seiner Unkenntniß hatte er das Neue Testament nur für eine Art unbedeutendes Anhängsel betrachtet! Aber diesmal öffnete er das heilige Buch an einer ganz neuen Stelle. Seine Aufmerksamkeit wurde auf einen Abschnitt hingelenkt, worin mit wunderbarer Genauigkeit ein Leben der Feindschaft gegen Gott, ganz wie sein eignes vergangnes, geschildert wurde. Beim Weiterlesen machte er die für ihn ganz neue Entdeckung, daß Gott in seiner unendlichen Liebe und Weisheit einen Plan der Erlösung für schuldbeladene aber reumüthige Sünder durch Christum erfunden habe.

Dieses genügte. Wie der Pilger in Bunhan's allegorischen Darstellung der Reise nach dem Berge Zion, verlor er beim Anblick des Kreuzes seine Bürde; sie rollte fort und immer weiter den Kreuzeshügel hinab, und er sah sie nicht mehr. In dieser glücklichen Stunde brach das Licht der Wahrheit in die bisher von Sünden umnachtete Seele. Jetzt sah er, wie Gott gerecht und zugleich auch voll Huld und Gnade sein

konnte, wie er sich über Den erbarmt, der von Herzen an Jesum glaubt. Die ersten Empfindungen waren Preis und Dank zu dem göttlichen Erlöser. Sodann wußte er nichts Eiligeres zu thun, als sofort sich zu Rosa zu begeben und ihr die frohe Kunde von der großen Veränderung, die in ihm vorgegangen war, mitzutheilen. Zum größten Erstaunen fand er sie traurig und — in Thränen.

„Wie soll ich das verstehen, Theure?“ fragte er verwundert.

„Das Buch da ist's,“ versetzte Rosa aufgeregt, und auf das „Stück Alterthum“ in August's Händen deutend.

„Dieses Buch? Ist's möglich? Hatte es Dich denn nicht erst jüngst zu großer Freude gestimmt?“

„Ach, das ist alles vorbei, August,“ erwiderte die weinende Frau.

„Hörst du denn schon auf, an das Buch zu glauben, theuerste Rosa?“ fragte August in zärtlichem Tone.

„O nein, durchaus nicht, aber es ist nun wieder alles so dunkel um mich her. Mich wundert jetzt nicht mehr, daß du so tiefsinnig dabei wurdest.“

„Aber sage mir, Rosa, du erfreuest dich doch so sehr der herrlichen Verheißungen!“

„Wohl wahr, aber jene Freude ist dahin. Ich sehe jetzt nicht, wie dieselben mir gehören sollten — mir elenden Schuldbeladenen, Strafwürdigen. O August, du weißt nicht, welch ein verdorbenes, böses Herz ich habe.“

„Wenn sich auch das also verhält, Rosa, so sind besagte Verheißungen nichts desto weniger für dich. Erinnerst du dich nicht mehr der trostreichen Worte, du zeigtest sie mir ja selbst: Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden.“ — Jes. 1, 18.

Bei diesen Worten schaute die Tiefbetrübte ernst in ihres Gatten Angesicht, während die Thränen über ihre Wangen rollten. Sie verwunderte sich sehr darüber, daß die Glückseligkeit, welche ihrem Gatten so lange fremd geblieben war, nun so unverkennbar aus seinem Angesicht strahlte. Wie kam doch das auf einmal so ganz anders? Er, der so lange der Aufmunterung bedurft hatte, ward nun selbst zum Tröster. Rosa konnte dieses einfach nicht begreifen; jedoch ihr Herz war zu schwer, um über die seltsame Erscheinung weiter nachzudenken. Sie sehnte sich wieder nach dem Buch in August's Händen, welches ihr auch gereicht wurde.

„Warte aber, Rosa,“ sagte er, „ich darf diese Stelle nicht verlieren, lasse mich dieselbe zuvor bezeichnen.“

„Siehe,“ sagte Rosa, „wem diese herrlichen Worte gelten; bedenke die Bedingung, Theurer, welche an die Verheißung geknüpft ist: ‚Wasset euch, reiniget euch; thut euer böses Wesen von meinen Augen. Lasset ab vom Bösen, lernet Gutes thun.‘ Ach, August, wie kann ich dies Alles? Und wie anders darf ich hoffen?“

„Und dennoch, liebe Rosa,“ erwiderte August eifrig, „siehe hier.“ Bei diesen Worten lag die Bibel wieder vor ihnen beiden offen, während August zu lesen anfangte: „Wir wissen aber, daß, was das Gesetz sagt, das sagt es Denen, die unter dem Gesetz sind, auf daß Aller Mund verstopfet werde und alle Welt Gott schuldig sei. Darum, daß kein Fleisch durch des Gesetzes Werke vor ihm gerecht sein mag; denn durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde.“ Nun aber — o siehe und höre, meine Rosamonde!“ warf der eifrige Gatte ein, — „nun aber ist ohne Zuthun des Gesetzes, die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, geoffenbart, und bezeugt durch das Gesetz und die Propheten.“

Ich sage aber von solcher Gerechtigkeit vor Gott, die da kommt durch den Glauben an Jesum Christ, zu Allen und auf Alle, die da glauben. Denn es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist, welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben in seinem Blut, damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete, indem daß er Sünde vergibt, welche bis anhero geblieben war unter göttlicher Geduld, auf daß er zu diesen Zeiten darböte die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, auf daß er allein gerecht sei, und gerecht mache Den, der da ist des Glaubens an Jesu.“ Röm. 3, 19–26.

„Ist das nicht merkwürdig, Rosa? Ist es nicht herrlich? Und sieh 'mal hier,“ fuhr August fort, den Finger weiter nach unten segnend, und die von Zweifel und Kummer erfüllte Seele seines Weibes auf folgenden Abschnitt hinlenkend:

„Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ, durch welchen wir auch einen Zugang haben im Glauben zu dieser Gnade, darinnen wir stehen; und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll. Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Trübsal, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringet. Geduld aber bringet Erfahrung; Erfahrung aber bringet Hoffnung. Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist. Denn auch Christus, da wir noch schwach waren nach der Zeit, ist für uns Gottlose gestorben. Nun stirbt kaum Jemand um des Rechtes willen, um etwas Gutes willen dürfte vielleicht Jemand sterben. Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren.“—Röm. 5, 1–8.

„Und sieht es denn wirklich also geschrieben, theuerster Gemahl?“ rief Rosa aus, welche jedes Wort der göttlichen Wahrheit mit der äußersten Spannung angehört und mit vollen Zügen aus dieser Heilsquelle getrunken hatte, „heißt es denn wirklich: Da wir noch Sünder waren?“

„Ganz bestimmt, Rosa, da steht es: Christus ist für uns gestorben, da wir noch Sünder waren.“


„Und wäre denn etwa noch Hoffnung für mich?“ rief Rosa. „O es ist wunderbar, fast zu herrlich, um wahr zu sein.“

Hier trat eine völlige Umwandlung in dem geistlichen Zustand und in dem Leben August's und Rosa's ein. Das einst verachtete und als ein äußerst trodenes und düsteres „Stück Alterthum“ angesehene Buch wurde jetzt zum kostbarsten Hausschatz, und mit Davd konnten Beide einstimmen: „Das Gesetz deines Mundes ist besser, denn viel tausend Stück Silber und Gold.“ Einen Tag um den andern lasen sie nun zusammen die frohe Kunde des Evangeliums, welches eine Kraft Gottes ist, die da selig macht alle, die daran glauben. Nicht und Erkenntniß strömten in ihre Seele hernieder; ihr Glaube wurde gestärkt, die Zweifel entfernt, die Hoffnung belebt—eine Hoffnung, welche nicht zu Schanden werden läßt; denn die Liebe Gottes war ausgegossen in ihr Herz. Sie hatten den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, und konnten mit jenem überzeugten Apostel ausrufen: „Mein Herr und mein Gott!“ oder mit dem Propheten: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. . . . Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünden willen zerشلagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet.“ Jes. 53, 4. 5.

Der große, getreue Hirte seines geistlichen Israels hat in seiner unendlichen Liebe verheißen, die Lämmer in seinem Busen zu tragen und die Schwachen zu pflegen; das zerstoßene Rohr nicht zu zerbrechen und das glimmende Docht nicht auszulöschen. Mit Rücksicht auf diese herrliche Verheißung trifft es nicht selten zu, daß ganz ohne alle besondern äußern Mittel, welche vom göttlichen Erlöser zur Beförderung des Gnadenwerks Gottes in den Herzen der Gläubigen gestiftet wurden, sein Geist und sein Wort um so mächtiger wirksam sind, Sünder zu erleuchten und zu bekehren. So auch hier. Trotz dem, daß August und Rosa A—— bisher aller Gemeinschaft mit den Gläubigen der Kirche Christi entbehrt hatten, gelangten sie dessen ungeachtet zum Licht und zur Freiheit der Kinder Gottes, und so von Stärke zu Stärke und von Stufe zu Stufe im göttlichen Leben. (Schluß folgt.)

## Talitha kumi.

(Von Pastor Fliedner.)

alitha kumi ist der Name des schmucken Hauses auf der Gottfriedshöhe vor Jerusalem's Thoren, das sich hier den lieben Magazinlesern im Bilde vorstellt. So stattlich es aussieht mit seinen gewölbten Fenstern und Thüren und den Zinnen des flachen Daches, so einfach ist's doch gebaut nach Landesitte von dem Felsgestein, das an Ort und Stelle gebrochen ist. Und drinnen geht's erst recht nach dem Wahlspruche: „Reinlich und ärmlich,“ denn seine Bewohner, die sieben Diaconissen aus Kaiserswerth und die 110 arabischen Mägdelein aus dem heiligen Lande, sind lauter arme Leute.

Was das Haus soll, das sagt sein Name, dessen Bedeutung jeder aus Mat. 5, 41. ersiehen kann. Es soll eine Auserstehungsstätte sein für die Töchter des heiligen Landes, welche,

gleichviel ob sie sogenannte Christen, oder ob sie Muhamedaner zu Eltern haben, nach der herrschenden Landesitte für Lebenszeit zu völligem geistlichem Tode verurtheilt sind. Wer es nicht mit Augen gesehen und durch jahrelange Berührung mit den orientalischen Verhältnissen vertraut geworden ist, der hat keine Ahnung davon, in welch' harter, unwürdiger Sklaverei das weibliche Geschlecht dort gefangen liegt.

Daß das Mädchen ein Recht auf eine, wenn auch noch so geringe Bildung, vor allem auf Unterweisung in ihrem Glauben hat, daß ihr Wunsch bei der nur allzu frühen Wahl eines Gatten, oder auch nur ihre ausgesprochene Abneigung gegen den ihr aufgedrängten Mann irgend welche Berücksichtigung verdiene, das ist dem Orientalen, dem Muhamedaner wie dem Christen ein gänzlich fremder Gedanke. Aufzuwachen wie die



Blume des Jeldes, verhandelt zu werden wie eine Waare und bei dem geringfügigsten Anlaß ausgetrieben zu werden wie eine Magd — das ist das Loos der Morgenländerinnen. Der einzige Nutzen, welcher nach dortiger Anschauung das Mädchen ihrer Familie bringt, ist das Geld, welches bei ihrer Verheirathung von den Eltern des Bräutigams an ihren Vater, oder lebt derselbe nicht mehr, an ihre Brüder gezahlt wird. Je früher das geschieht und je höher der Preis ist, desto besser. Nur ein Beispiel von tausenden: *Helen*e aus Betischala, ein liebes, fleißiges Kind, war etliche Jahre in unserem Hause gewesen. Zwölf Jahre alt, geht sie in den Ferien nach Hause. Beim Wiederbeginn der Schule bleibt sie aus. Warum? Ihre Mutter, sehr arm und geldbedürftig, hat sie schnell verheirathet. Mit bitteren Thränen hat sie ihren neuen Haushalt beginnen müssen. Hat ein Mädchen das Glück, unverheirathet das Alter der Mündigkeit zu erreichen, so spricht ihr zwar das türkische Gesetz das Recht freier Entscheidung zu, aber stärker als das Gesetz ist im türkischen Reiche die Sitte,

und nach dieser ist und bleibt das Mädchen eine Sclavin ihres Vaters oder ihrer Brüder. Das haben die Diakonissen in Talitha kumi oft genug und in den letzten Jahren zweimal in besonders schmerzlicher Weise erfahren müssen. Unsere *Erine*, mit Erlaubniß des Vaters in die evangelische Kirche aufgenommen, aber seit Jahren mit hartem Zwang unseren Diakonissen und ihren Glaubensgenossen ferngehalten, wollte anstatt

einen unbekannten Mann zu heirathen, selbst Diakonissin werden. Aber der griechische Patriarch und der türkische Pascha zwingen die nach dem Gesetz Großjährige unter den eisernen Willen ihrer Brüder, und nicht einmal das Ansehen des deutschen Consulats kann ihr zu Recht verhelfen.

Der andere Fall betraf das muhamedanische Mädchen *Fatume*, welche nach zehnjähriger Erziehung aus innerstem Triebe die heilige Taufe beehrte.

Sie wurde auf Anstiften ihrer Brüder mit Gewalt vor Gericht geführt und ohne weiteres an einen muhamedanischen Soldaten, den sie nie zuvor gesehen, verheirathet. So oft die Diakonissen später Gelegenheit fanden, sie zu sprechen, hat sie bezeugt, daß sie ihrem christlichen Glauben innerlich treu geblieben, und auch die Schläge ihres rohen Gatten haben sie nicht zur Verleugnung des Heilandes bringen können.

Die verheirathete Frau ist die rechtliche Sclavin ihres Mannes, aber dieser hat das Recht, sie beim geringsten Anlaß zu

verstoßen. Einst begegnete eine Diakonissin drei Frauen. Sie kam mit ihnen in's Gespräch und hörte, daß sie alle drei Wittiven seien. Sie fragte die erste: „Wieviel Männer hast du gehabt?“, „Drei,“ antwortete sie. „Der erste schickte mich fort, weil ich keinen Sohn hatte, ebenso der zweite und dritte, und außerdem hatten sie noch allerlei an mir auszusetzen, nur nichts, was meinen guten Ruf anbelangt. Alle nahmen nach mir andere Frauen; doch starb der letzte bald darauf und zwar, ohne einen Sohn zu hinterlassen.“

Die zweite dieser Frauen sagte: „Ich wurde von zwei Männern fortgeschickt;“ — die dritte, noch ziemlich jung, sagte: „Ich bin eine rechte Wittive, werde mich aber hüten, wieder zu heirathen.“

Die schwarze *Laila*, das erste Drusenkind, das die Kaiserstwerther Schwestern in Beirut erzogen haben, fanden sie einst nach Jahren im Libanon wieder, wo die Lage des weiblichen Geschlechts ganz dieselbe ist wie im heiligen Lande. Manches Stück christlicher Erkenntniß hatte sie unverwischt be-



wahrt, aber von ihrem Schicksal erzählte das junge Weib: „Mein Mann hat mich verstoßen, weil eines Tages das Brod, das ich für sieben Tage hatte backen sollen, schon am sechsten aufgezehrt war; da hat er mich von Haus und Kindern weggetrieben. Nun bin ich eine Wittive.“

Was denken die lieben Leser von diesem Geschick ihrer orientalischen Schwestern? Da war es doch heilige Pflicht unserer evangelischen Christenheit, daß sie durch das Mutterhaus in Kaiserstwerth wenigstens einige ihrer Töchter ausgesandt hat, um an der Befreiung des geknechteten weiblichen Geschlechtes zu arbeiten. Aber nur: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!“ Darum wollen die Diakonissen in Talitha kumi die jungen Mädchen, welche ihnen von Verwandten zur Erziehung übergeben werden, in christlicher Zucht und Sitte nach dem Worte unseres Herrn und Heilandes erziehen. Allerlei Kinder nehmen sie auf: arabische und syrische, auch manche schwarze Sklavenkinder; die meisten gehören zur griechischen und römisch-katholischen, zur armenischen und kopti-



schen Kirche, wo oft kaum der Name des Heilandes, weit weniger sein Werk bekannt ist. Auch einzelne jüdische und manche muhamedanische Mädchen sind darunter, und vor allem Kinder protestantischer Araber, die aus der kleinen, vom seligen Bischof Gobat gestifteten Gemeinde des heiligen Landes stammen. Alle diese Mädchen werden in evangelischem Geiste erzogen, doch wird in keiner Weise versucht, die Andersgläubigen zum Uebertritt in die evangelische Kirche zu veranlassen. Schon mehr als 400 sind bei den Schwestern gewesen, die meistens vier, acht oder zehn Jahre lang. Als der selige Pastor Gliedner die ersten Schwestern im Jahre 1851 nach Jerusalem brachte, hatten sie äußerst wenig zur Verfügung, doch wurden sofort neben etlichen Kranken ein paar Mägdelein zur Erziehung aufgenommen. Zugleich mit dem Wachsen der Anstalt auf dem Berge Zion, welche einen besonderen Anbau für das Hospital erhielt, wuchs die Zahl der Zöglinge, deren in den ersten sieben Jahren 171 aufgenommen wurden. Als endlich unser sehnlicher Wunsch erfüllt wurde und wir am 27. Januar 1868 mit unserer Kinderschaar aus den engen, dumpfen Räumen des alten Hauses in die lustigen Hallen Talitha kumi's auf der Gottfriedshöhe übersiedeln konnten, zählten wir 53 Kinder, deren Zahl sich nun schnell verdoppelte. Nie fehlt es an Anmeldungen neuer Kinder, aber stets an Raum, so daß die meisten Eltern mit ihrer Bitte abgewiesen werden müssen. Besonders in den letzten Jahren seit dem türkisch-russischen Kriege, wo eine Noth nach der andern das arme heilige Land heimsuchte, ist der Andrang sehr groß; kein Wunder, sah man doch oft in den theuren Winterzeiten, daß die Armen halbverfaulte Kohlblätter und Orangenschalen aus dem Schmutz der Straße aufsafen, um sie gierig zu verzehren. Die armen Mütter, deren Kinder angenommen werden, küssen wohl aus Dankbarkeit den Fußboden, weil die Schwestern sich nicht die Füße küssen lassen wollen. Und wie sehen die armen Kinder zuerst aus! Nicht allein die Haare, welche die thörichten Eltern aus Eitelkeit den Kindern nicht abschneiden, aber auch nicht kämmen, starren von Ungeziefer; oft genug bringen sie Wunden mit, in welchen die Würmer wohnen. In Folge der schlechten Lebensweise sind viele scrophulös. Da kostet's oft Jahre, bis die Kinder gesund und frisch aussehen. Aber dann ist's auch eine Lust, wie zugleich ihr Geist lebendig wird. Bald nehmen sie an dem Unterrichte, der in vier Klassen in deutscher und arabischer Sprache gegeben wird, regen Antheil, und die Kinder der ersten und zweiten Klasse können sich mit denen jeder deutschen Volksschule messen. Das Volk weiß es je länger desto mehr zu würdigen, welchen Einfluß die gute Erziehung auf seine Töchter ausübt, und selbst ein türkischer Pascha hat schon die feinen der Schule anvertraut. Die

Mädchen, die dort gewesen sind, gelten bei der Verheirathung drei- bis viermal so viel als andere. Sie nehmen für's ganze Leben etwas mit. Die meisten früheren Zöglinge halten später als Frauen ihren Haushalt in Ordnung, waschen Kinder und Wäsche, nähen, stricken und flicken, daß es eine Lust ist. Aber mehr, sie lehren ihre Kinder auch beten zum Heiland, dem Kinderfreund, und sorgen für die eigene Seele, auch wenn sie äußerlich noch in ihrer todten Kirche oder im Islam verbleiben. Davon ein Beispiel. Hanna, eine Muhamedanerin, verließ, etwa vierzehn Jahre alt, die Schule. Inzwischen ist sie verheirathet, Wittwe, und steht jetzt auf dem Punkte, zum zweiten Male verheirathet zu werden. Ihr Bruder, bei dem sie wohnt, scheint dem Christenthum nicht abgeneigt, erlaubt auch Hanna, täglich in ihrer Bibel zu lesen. Sie sagt: „Ich thue gerade, wie ich bei euch gethan habe, ich lese, singe und arbeite.“ Und auf die Frage der Diakonissin, wie es mit dem Beten stehe, ob sie das nicht veräume, sah sie diese erstaunt mit großen Augen an und sagte: „Gewiß, versteht ich, täglich bete ich.“ Nicht wenige Zöglinge Talitha kumi's sind zum vollen evangelischen Glauben durchgebrungen. Nach der Taufe einiger Mädchen kam die muhamedanische Ali mit Thränen zur Schwester und sagte: „Mir war, als müßte ich den Herrn Pastor bitten: O, segne mich auch, denn ich glaube ja an den Heiland.“ Manches griechische Mädchen hat nach langen Kämpfen von ihren Eltern die Erlaubniß erlangt, zur evangelischen Kirche überzutreten. Von den Entlassenen dienen viele als treue Mägde in christlichen Häusern, während es sonst als Schande für eine Araberin angesehen wird, in fremden Familien eine solche Stellung einzunehmen. Begabtere sind Lehrerinnen in Missionschulen oder Gehilfsinnen in der Diakonissenschule in Jerusalem und in Beirut geworden, und als schönster Lohn der Arbeit stehen die arabischen Diakonissen da, welche aus freiem Entschluß in die Kaiserstüchter Schwesternschaft eingetreten sind, und unter den Kindern und Kranken ihres Volkes den Dienst der Barmherzigkeit versehen, nachdem sie erkannt haben, welche Barmherzigkeit ihnen selbst widerfahren ist. Der Erstling aus diesen arabischen Diakonissen, die liebe Marschie Sab, ist in Talitha kumi selig zu ihres Herrn Freude heimgegangen.

Nun werden die lieben Leser das Haus auf der Gottfriedshöhe vor Jerusalem noch einmal so gern ansehen, nachdem sie wissen, daß es aus Gottes Gnaden wirklich angefangen hat, ein Talitha kumi zu werden. Aber noch einmal sei's gesagt: Die Leute, die darin wohnen, sind sehr arm. Ich bin gern bereit, besondere Gaben für diesen Zweck zu befördern und so zu helfen, daß immer mehr Töchter des heiligen Landes den Ruf vernehmen: Mägdelein, ich sage dir, stehe auf!

## Groß im Beden, groß im Sprechen.

Von \* \* \*



ausgezeichnete Männer und weiße Ratten sind nicht so selten, wie wir meist meinen. Man mag denken wie man will über Herrn Gladstone und Lord Beaconsfield und jenen klugen Staatsmann, den Fürsten Bismarck, aber Peter und Jakob und Hans und noch viel mehr Leute, die ich kenne, könnten jenes Amt unendlich viel besser verwalteten, so meinen sie; und wollen's wenigstens gern probiren.

Große Männer gibt's so viel, wie Mäuse auf dem Kornboden. Jedes Dorf hat einen oder zwei bewunderungswürdige Männer. In der That, die meisten Wirthshäuser können wenigstens einen, gewöhnlich zwei aufzeigen; und ich habe gehört, daß man Sonntag Abends, wenn der „rothe Ochse“ voll ist, wohl zwanzig der größten Männer der Welt in der Schenkstube sehen kann, die sich alle mit Hülfe der Bierkrüge noch größer



machen. Wenn das Glas gefüllt und häufig geleert ist, so fühlt der Grobschmied, daß er eigentlich Ministerpräsident sein müßte. Fuhrmann Meier hat ein Mittel entdeckt, um alle Steuern abzuschaffen, und Hans der Kammerjäger brüllt:

Sie sind all' zusammen Narren,  
Schieben in den Dreck den Narren,  
Hörten sie doch nur auf mich,  
Bessern würde alles sich.

Wenn ihr Lust habt, diese großen Männer zu hören, so braucht ihr nicht erst in die Schenke hinein zu gehen, ihr könnt sie draußen schon vernehmen, gewöhnlich schwagen vier oder fünf von ihnen durcheinander, und jeder so flüsternd, daß es wie Brüllen klingt. Welch ein Maulwerk haben sie! Es nimmt kein Ende, und es ist ein Jammer, daß es je einen Anfang nahm; denn meistens ist ziemlich Schmutz in ihrem Politisiren, und darüber brechen sie dann alle in ein lautes Gelächter aus. Ein paar Abende in solcher Gesellschaft würde das Gemüth des besten Jünglings im Kirchspiel vergiften.

Die geringste Lumperei genügt, um einen Mann in gewissen Kreisen berühmt zu machen: Einer schlug einem andern bei einem Streite ein Auge aus; ein anderer verschlang zweimal so viel Kraut, als vier Schweine hätten verzehren können; ein dritter stand auf dem Kopf und trank ein Glas Bier; und um solcher Dinge willen halten die Einfaltspinsel des Dorfes sie für gewaltige Leute. Ja, kleine Dinge gefallen kleinen Seelen, schmutzige Dinge gefallen schmutzigen Seelen. Wenn ich einer dieser bewundernswerthen Burschen wäre, so würde ich den nächsten Weg nach einem Ort, wo mich Niemand konnte, erfragen.

Nun ich einmal dabei bin, will ich noch einige andere wunderbare Persönlichkeiten nennen, die sich mitunter herablassen, auf einen, der das Land pflügt, niederzusehen; aber ehe ich sie böse mache, will ich ihnen einen Vers aus einem Lied meines Onkels geben, den ich ein wenig zurecht geformt habe:

Ich hoff', es wird nicht übel g'nommen,  
Es ist gemeint zu Ruh' und Frommen  
Und wenn ihr's freundlich überdenkt,  
Verzeiht der Hand, die Pflüge lenkt.

Früher pflegte ich ganz verblüfft zu werden, wenn ich von einem erstaunlich klugen Manne hörte, aber nun bin ich's gewöhnt, wie die Krähe zu der Bogelscheuche sagte, als sie herausand, daß es nur ein ausgestopftes Nichts sei. Wie das Bild, das am besten aus weiter Entfernung aussah, so ist es mit den meisten klugen Gesellen. Sie sind Schwäne auf eine halbe Stunde Abstand, aber Gänse wenn man ihnen nahe kommt. Manche Leute wissen zu viel, um weise zu sein, ihr Kessel springt, weil sie mehr Dampf haben, als sie brauchen können. Sie wissen zu vielerlei, und da sie über die Spitze der Leiter hinausgegangen sind, so segeln sie auf der andern Seite wieder herunter. Menschen, die wirklich weise sind, halten sich nicht selbst dafür; einer von ihnen sagte mir neulich:

Einst glaubte ich alles zu wissen,  
Doch jezo bekennt' ich mit Fleiß:  
Je mehr ich gelernt, um so sicherer  
Weiß nun ich, daß gar nichts ich weiß.

Peter Sempel ist übel dran in einer Welt wie diese, aber im ganzen kommt er doch besser fort, als ein Gefelle, der überflugt ist. Jede Maus muß heutzutage ihre Augen offen haben, denn der Raken gibt's viele und ungewöhnlich schlaue, und doch merkt euch, was ich sage: die weißen Mäuse, die gefangen werden, sind die überflugen. Wie es auch zugehen mag, in einer Welt, wie unsere, kommt nichts dabei heraus, wenn man so superflugt ist. Die, welche so viele Pisse verstehen, finden

zulezt, daß die Pisse wieder auf sie zurückkommen. Mein Nachbar Schulz war viel zu klug, um den Pflug zu führen wie der arme dumme Hans, deshalb begann er zu spekuliren und spekulierte sich in eins der stattlichsten Gebäude des Landes hinein, wo er für die nächsten sechs Monate mit Wollé zum Spinnen und einer Kurbel zum Drehen versorgt wird. Es wäre besser für ihn gewesen, wenn er einfältiger gewesen wäre, denn sein feiner Kopf hat ihm seinen guten Namen gekostet.

Wenn jemand zu klug ist, um die Wahrheit zu sagen, so wird er sich binnen kurzem in endlose Verlegenheiten bringen. Wenn er zu klug ist, bei seinem Handwerk zu bleiben, so gleicht er dem Hund, der das Stück Fleisch ins Wasser fallen ließ, um nach dem Schatten zu haschen. Hans Klug kann alles thun und kann nichts thun. Er will auf einmal reich werden und verachtet einen kleinen Gewinn, deshalb wird er wahrscheinlich als Bettler sterben. Wenn man dem Schwindel traut und ein ehrliches Geschäft verachtet, so wird es nicht lange dauern, bis die Sache ein Ende hat. Arbeiten ist jezt so nöthig wie je, wenn man fortkommen will. Vögel fangen, indem man ihnen Salz auf den Schwanz streut, ist allerdings sehr gut, aber die Dinger wollen nur den Schwanz nicht still halten, deshalb thun wir besser, sie auf die gewöhnliche Weise zu fangen. Der feinste Kniff, um im Geschäft vorwärts zu kommen, ist ordentlich arbeiten und ordentlich leben. Man kann kein Brod ohne Mehl machen und keine Häuser ohne Arbeit bauen.

Ich sehe dann und wann in den Zeitungen, daß einige von den klugen Herren, welche Seifenblasengesellschaften gründen, vor Gericht gezogen werden. Es geschieht ihnen recht! Mögen sie dahin gehen, wo mein Nachbar Schulz ist, alle mit einander. Wie mancher arme Geschäftsmann ist durch sie bis über die Ohren in Noth gekommen! Ich hoffe, in Zukunft werden alle Leute scheu werden vor diesen sauberen Gesellschaften, vor diesen sehr klugen Gründern! Man wird weder plötzlich reich noch plötzlich gut. Es ist alles Schwindel, wenn Jemand euch überreden will, daß er eine Kunst kenne, Geld zu verdienen, indem man mit den Augen zwinkert. Wir haben alle von dem Plane gehört, Bretter aus Sägespähen zu machen und Butter aus Schlamm, aber wir denken mit der Säge-mühle weiter zu arbeiten und beim Melken der Kühe zu bleiben; denn unter uns gesagt, es kommt uns so vor, als wenn die Pläne von Blödsinnigen und von Ueberklugen sich ähnlich sehen wie zwei Erbsen in einer Schale.

Die schlimmste Sorte von klugen Leuten sind die, die alles besser wissen, als die Bibel und so gelehrt sind, daß sie glauben, die Welt habe keinen Schöpfer gehabt, und die Menschen seien nur Affen, die ihren Schwanz abgerieben hätten. Wahrhaftig, so hörten wir früher den verrückten Beil reden, aber nun hören wir das von klugen Leuten. Wenn die Dinge so fortgehen, wird ein armer Bauer nicht im Stande sein, zu unterscheiden, wer der Verrückte ist und wer der Philosoph. Mir für mein Theil scheint's sehr viel leichter, der Bibel zu glauben als den neuen Lehren. Mancher Tropfen guter Suppe wird in einem alten Topfe gekocht, mancher süße Trost kommt aus der alten Lehre. Mancher Wohlweise ist gestorben, seit ich zuerst meine Augen öffnete, jeder dieser Wohlweisen hat seinen Tag gehabt, aber in all' diesen Tagen zusammen haben sie nie einen wirklichen Fehler in der Bibel aufgestöbert oder etwas Besseres an ihre Stelle gesetzt. Sie mögen sehr klug sein, aber sie werden keine gewissere Wahrheit finden als die, welche Gott lehrt, und keine bessere Erlösung als die, welche Jesus bringt und darum, da ich mein Leben in dem Evangelium finde, will ich darin leben.—damit endet dies Kapitel.

## Der Pelzhändler und der Prediger.

**I**ch hatte mir eben meinen wohlduftenden Kaffee durch zweistündiges Herumtrampeln in der Morgenfrische verdient und wollte mir's just bequem machen, als ein Herr sich näher an meinen Tisch herriickte.

„Um Vergebung, Sie sin wohl e Herr Prediger?“ sagte der ziemlich wohlbeleibte Herr.

Trotz meines grauen Habits verleugnete ich nicht und fragte, was denn der Herr von mir wolle.

„Nu, e Gespräch anfangen,“ sagte er.

„Bitte, fangen Sie nur an,“ antwortete ich. Ich dachte, er würde nun von Sprudel und Mülhbrunnen, von den verschiedenen „Gewässern“ reden, oder vom schlechten Essen da und dort — er aber griff gleich tiefer.

„Nu, sehen Sie,“ sagte er, „ich halte wenig von der Religion. Gott Vater laß ich m'r noch gefallen, denn der is zu nothwendig; aber Gott Sohn, da weiß ich m'r gar nichts anzufangen dermit. Das brauch ich Alles nit.“

So war ich plötzlich angefallen und wußte nicht, wie mir geschah. Ich dachte, du willst dem Thoren nach seiner Thorheit antworten.

„So,“ sagte ich, „da wird sich ja Gott Vater freuen, daß Sie ihn noch leben lassen. Aber sagen Sie einmal: Was sind Sie denn in der Welt?“

„E Pelzhändler,“ sagte er.

„So, und Sie sind wohl reich und gesund?“

„Reich bin ich nicht, aber recht wohlhabend, aber leider nicht gesund, sonst wäre ich nicht in dem schönen Carlsbad.“

„So, wie oft sind Sie schon in Carlsbad gewesen?“

„Zum ersten Male.“

„So, und wie alt sind Sie?“

„Nu, vierundsechzig Jahre.“

„Ja warum sind Sie denn nicht früher nach dem schönen Carlsbad gekommen?“

„Ja, sehen Sie, ich war Sie gesund wie'n Fisch im Wasser, da krieg ich Sie im Winter Schmerzen in der Leber. Sind Gallensteine, sagte der Geheim-Medizinrath, der zugleich Professor und mein Hausarzt ist. Das waren Schmerzen! Nach Carlsbad,“ sagte er, „nit als nach Carlsbad, das hilft.“

„So,“ sagte ich, „also vier und sechzig Jahre nicht nach Carlsbad, da konnten Sie nichts mit ihm anfangen und jetzt, wo Sie Gallensteine haben, da kommen Sie her? Ich will Ihnen was sagen: Sehen Sie nicht weit von der Leber, da ist noch so ein anderes fatales, lebendiges Ding, das nennt man Herz. Wenn's einmal da drin anfängt zu drücken — und das sind die Sündensteine — da werden Sie auch nach einem Heiland, nach Gott Sohn gehen, der Ihnen vierundsechzig Jahre lang links am Weg gelegen, und werden froh sein, wenn man Ihnen sagt: Nit, als nach einem Heiland, das hilft.“

Da stand der Mann auf und sagte: „Nu, hören Se, ich hab' geglaubt, Sie sind ein Prediger der Liebe und nu verderben Sie mir die ganze Kur!“ Und sagte dann zu einem Freunde: „Ne, höre se, ihr Freund, der is nicht scheene. Ich wollt' nur so'n Diskurs mache in Religionsache, und da faßt er m'r gleich so an die Brust und sagt, ich hätt' Stein' im Herzen. Das is nicht scheen und tolerant.“

Ich konnte dem guten, pelzverkaufenden Mann nicht helfen, daß ich ihm eins auf und durch seinen Pelz gebrannt und hoffe, daß ihm die Kugel noch einen guten Dienst geleistet hat. Gestorben ist er nicht daran. Er blieb noch lange in Carlsbad, aber er setzte sich nie wieder an meinen Tisch.

Dafür gab's auf der andern Seite so manche köstliche Begegnung.

Wohl uns, daß wir eine Duellie kennen, die in dieser Zeit auch um sich sammelt, was „hier kränkelt, seufzt und fleht,“ die über dies Leben hinausquillt und auch dort für die Genesenen ewig fortfließt!

## Das Mormonenthum.

Von C. A. Thomas.

### I.

**E**s fällt uns nicht im Traume bei, die Leser des Ev. Magazins mit einer ausführlichen Geschichte dieser krankhaften religiösen Erscheinung langweilen zu wollen. Da jedoch in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit des amerikanischen Volkes in bedeutendem Maße wieder auf jenen wüsten Krebschaden hingelenkt worden ist, so dürfte es erwünscht sein, in Wort und Bild nicht nur auf das wachsende Ungeheuer hinzuweisen, sondern es auch mit aller Macht bekämpfen zu helfen. Nicht nur jeder aufrichtige Christenmensch, sondern jeder anständige Bürger des Landes muß dazu seine helfende Hand leihen.

Diese „Heiligen vom Züngsten Tage“ (Latter Day Saints), wie sie sich zu nennen belieben, verdanken ihre Entstehung bekanntlich (1827) einem gewissen Joseph Smith, aus der Gegend von Palmyra, N. Y. Der moralische Charakter der Smith'schen Familie stand auf äußerst schwachen Füßen. Man sagt, daß sie ehr-

liche Arbeit verabscheute. Dahingegen, wie sich das kaum anders erwarten läßt, lebte sie in Sauf, Zug, Betrug und stand unter dem Verdacht des Schafstiebstahls und ähnlicher Verbrechen.

Von den Herren Mormonen werden diese Beschuldigungen selbstverständlich geleugnet. Wer würde von solchen Subjekten auch Besseres erwarten? Allein Smith selbst gesteht dieselben wenigstens auf eine indirekte Weise zu, indem er sagt, daß er niemals noch „so Schlimmes gethan habe, als was uns die heilige Schrift von dem König David, dem Mann nach Gottes Herzen, erzähle.“ Das läßt genug Licht — nein, Finsterniß — durchblicken.

Der Hauptanlaß zu der Ansammlung jenes niederträchtigen Gesindels gab nicht nur der in Smith entwickelte fleischlich-religiöse Fanatismus, sondern das später (1830) im Druck erschienene Buch „Mormon,“ dessen Inhalt er aus unweit Palmyra aufgefundenen metallenen Platten herzuleiten vor-



gab. Ein Engel soll ihm diesen „raren Fund“ gezeigt haben. Das war jedoch ein entsetzlicher Betrug. Aber ein abenteuerlicher Roman, den ein gewisser Spalbing um jene Zeit schrieb, fiel ihm in seine Hände, welcher durch Sidney Rigdon's Vermittlung gedruckt und zur Bibel der Mormonen erhoben wurde. Darüber einiges Nähere.

In dem lieblichen Thale von „Ten Mile“ im südlichen Theil von Washington County in Pennsylvanien wohnt ein alter, ehrwürdiger Mann Namens Joseph Miller. Derselbe ist zwei- undneunzig Jahre alt, ein Aeltester der Presbyterianer-Kirche zu Cumberland und als ein rechtschaffener, wahrheitsliebender Mann allgemein geachtet. — Es war schon seit längerer Zeit bekannt, daß er behauptet, in das Geheimniß, welches die Entstehung des Buches „Mormon“ umgiebt, eingeweiht zu sein.

Dieser Umstand veranlaßte einen Mann, der sich darüber gern näher informirt hätte, zu dem lieben Alten zu gehen, welcher folgende Mittheilung machte: „Ich kannte Solomon Spalbing, den Verfasser des Buches „Mormon“ sehr wohl, wußte aber zu seinen Lebzeiten nicht, daß er der Verfasser jenes Buches sei. — Dies erfuhr ich erst vor mehreren Jahren, als mir der Geistliche J. W. Gamilton, welcher jetzt zu Steu-

benville in Ohio lebt, ein Exemplar jenes Buches als eine literarische Curiosität zum Geschenk machte. Bei der Lektüre dieses sonderbaren Buches, und zwar bei einer Stelle auf der 148. Seite, erinnerte ich mich plötzlich, und es wurde bei mir zur festen Ueberzeugung, daß ich einen großen Theil des Buches schon früher gelesen oder vielmehr vorlesen gehört hatte. Der Inhalt war nemlich der Hauptsache nach derselbe, wie er sich in einem Novellen-Manuskript Solomon Spalbing's fand.

Dieser Spalbing kam ungefähr im Jahre 1812 nach dem fünf Meilen von hier entfernten County. Spalbing war von schwächlicher Constitution, so daß ich häufiger ihn, als er mich besuchte. Oft, wenn ich mich in seinem Hause befand, brachte er eine dicke Rolle Manuskript herbei und las mir und sonsti-

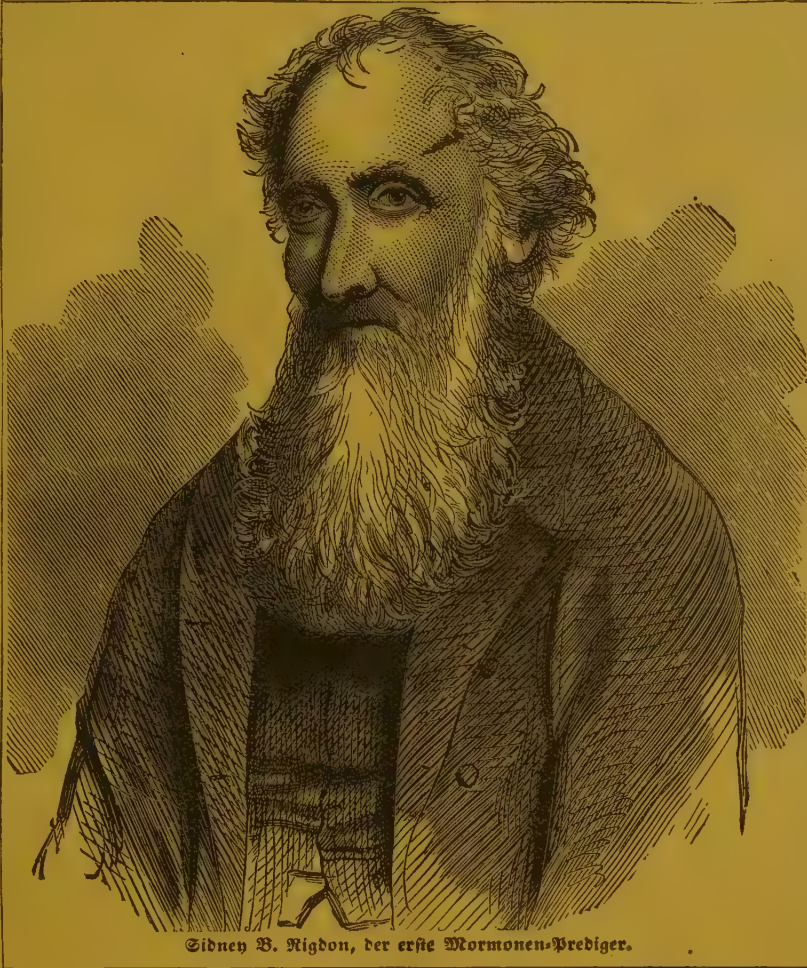
gen Anwesenden daraus vor, um uns auf diese Weise eine Unterhaltung zu verschaffen.

Er sagte, es sei eine Novelle, und er beabsichtige, sie zu veröffentlichen, um dadurch für seine Familie Existenzmittel zu beschaffen. Ich bin fest davon überzeugt, daß dieses Manuskript und das Buch „Mormon“ ursprünglich ein und dasselbe sind, daß jener Joseph Smith, der Gründer der Mormonen-Kirche, auf irgend eine Weise in den Besitz jenes Manuskripts gelangte und den Inhalt desselben unter einigen Abänderungen unter dem Titel, unter welchem es jetzt bekannt ist, veröffentlichte.

Spalbing war ein eifriger Archäologe und gab sich gern schwärmerischen Phantasien hin. Dazu gehört unter Andern

auch die, daß sich auf dem amerikanischen Continent Colonien der alten Israeliten befanden, daß diese die „Mounds“ gebaut hätten, und daß sein Manuskript die Grundzüge der Geschichte dieser jüdisch-amerikanischen Colonien enthalte.

Ich bin in der That der einzige noch lebende Mensch, welcher jenes Spalbing'sche Manuskript kennt und überhaupt von der Existenz desselben Kunde hat. Ich stehe mit einem Fuße im Grabe, aber ich wünsche, daß mein letzter Athemzug eine Botschaft sei, durch welche die Menschen vom



Sidney B. Rigdon, der erste Mormonen-Prediger.

Mormonismus, dem verführerischsten und teuflischsten Gaukelspiel der Hölle, fern gehalten werden mögen.

Spalbing war ein guter, lieber Mann, und ich möchte keinen Schatten auf sein Andenken werfen. Es lag niemals in seiner Absicht, durch das, was er schrieb, zur Gründung einer falschen Religion beizutragen.“

Es läßt sich denken, daß die Veröffentlichung eines solchen sensationellen Werkes die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zog. Und kaum war es erschienen, so entspann sich auch sofort eine Controverse betreffs des wirklichen Autors, und die Gegner des Mormonenthums bewiesen schon damals durch lebende Zeugen, daß das Manuskript gestohlen sei. Die oben erwähnten Platten hat niemals Jemand zu sehen be-



kommen, obgleich man Smith und Consorten wiederholt aufforderte, sie zu zeigen.

Was den Inhalt des Buches selbst anlangt, so erzählt dasselbe in einer der Bibel nachgebildeten, wiewohl dieser an Einfachheit und Klarheit keineswegs gleichkommenden Sprache, die Geschichte Lehi's und seiner Nachkommen. Lehi war ein frommer jüdischer Patriarch, der mit seinen Söhnen Laman, Lemmuel, Sam und Nephi, sowie einem gewissen Jischmael und dessen Töchtern zur Zeit des Königs Zebefia von Jerusalem aus ostwärts in die Wildniß zog. Nach end-

gen 20. gemacht hatte. Vor seinem Tode salbte Nephi seinen Sohn Jacob als Haupt seines Stammes, welcher sich in dem neuen Lande vermehrte, blühte und bereits (man denke!) schon vor der Erscheinung Christi auf Erden sich Christen nannte. Nachdem Christus in der alten Welt auferstanden, kam er im Jahre 81 unter die Nephiten in Amerika und predigte ihnen hier das Evangelium, wie er es in Palästina gelehrt hatte. Er hinterließ ein seiner Lehre würdiges Leben führendes Volk. Aber im vierten Jahrhundert nach Chr. brachen Spaltungen und Kriege unter ihnen aus, so daß das Volk entartete und



Opferung eines schwarzen Schafes, um den Teufel beim Auffinden der „Platten“ abzuhalten.

loser Wanderung gelangten sie an die Gestade eines großen Meeres, wo Nephi, von göttlicher Eingebung getrieben, ein Schiff baute, welches ihn und die Seinen nach dem „Land der Verheißung,“ nach Amerika, trug. Gleich Noah hatten sie auch alle Arten von Thieren und Säugethieren eingeschifft. Nach Nephi's Ankunft in Amerika, wohin die Jarediten, ein frommes Geschlecht, schon seit der babylonischen Sprachverwirrung gelangt waren, wurde von ihm eine Anzahl Messingplatten verfertigt, auf denen er die Pilgerfahrten und Abenteuer seines Stammes, nebst einer Anzahl von Enthüllungen, eingrub, die ihm Gott über das zukünftige Schicksal der Seini-

gen Verberben anheimfiel. Da erschien, wie ein neuer Erlöser, Mormon, ein frommer Kriegsheld. An der Spitze eines Heeres von 42,000 Mann besiegte er (330) die Lamiten, welche in ihrer Barbarei dem Fluche des Himmels verfielen. Selbst ihre weiße Hautfarbe verwandelte sich in ein schmutziges Roth, wie es die heutigen Indianer, deren Stammväter sie wurden, aufweisen. Mormons Sohn, Meroni, schrieb die von Nephi auf messingnen Platten begonnene Geschichte weiter aus, allein im Jahre 400 wurden sie von ihren Gegnern wieder besiegt und bis auf Meroni ausgerottet. Er vollendete die Geschichte seines Volks und versiegelte die Platten



mit den Steinen Urim und Thumim, welche einst den Jarebitten als Fenster in ihrer Arche gedient hatten, und verbarg sie nahe dem heutigen Manchester, Ontario Co., N. Y. — Und merkt! nachdem er noch den Joseph Smith als einstigen Wiederentdecker bezeichnet hatte. —

Da haben nun unsere Leser den ganzen Kram so zu sagen in einer Nußschale. Sollte man denken, daß ein solches elendes Gewäsch unter den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts auch irgendwie im entferntesten Anklang fände? Und doch ist's leider Thatsache.

verführten Weibskleute für den Mormonismus zu entzusehmen. Ihr Präsident, Herr John Taylor, genießt ein viel höheres Ansehen, als der Präsident der Republik, und was ihre Territorialgesetzgebung beschließt, das halten sie für das höchste Gesetz.

Um unsere Behauptung, daß dieses schändliche Volk zu keiner Duldung als „christliche Sekte“ berechtigt sei, zu erhärten, setzen wir nur noch bei, so grauenhaft es auch ist, was eine geachtete Dame unlängst vom Salzsee meldete:

„Ein Verbrechen, das vor Kurzem hier verübt worden, muß



Mormonen Tauffcene beim Mondschein.

Die Mormonen sind nicht zur Duldung wie eine christliche Sekte berechtigt. Allerdings behaupten sie auch Christen zu sein, allein ihre Religion ist doch so politischer Art, daß sie in der christlichen Kirche nicht anerkannt, noch im Haushalt der Republik gebuldet werden können. Sie lehnen sich gegen die Regierung auf, deren Schutz sie genießen; sie morden und verjagen Alle, die ihnen unliebsam werden; sie demoralisiren das christliche Bewußtsein eines großen Theils unserer westlichen Bevölkerung, indem sie die Ehe thatsächlich ignoriren und den schändlichsten Lüste fröhnen. Ihre sonntäglichen Versammlungen sind nicht Erbauungsstunden, sondern meistens Selbstglorifikationen, um den unwissenden Anhang und die

ich beschreiben. Frau Maxwell kam nach der Salzsee-Stadt mit ihrem Manne in 1869. Zwei Jahre darnach nahm ihr Mann eine zweite Frau, und ein Jahr später ließ er sich eine dritte ansiegeln. Frau Maxwell hatte zwei Söhne, vierzehn und sechzehn Jahre alt. Ihr Vater drang in sie, durch das Einweihungshaus zu gehen und Mormonen zu werden, und so sich durch alle Eide der Kirche binden zu lassen. Frau Maxwell aber widersetzte sich, und um ihre Söhne davon abzuhalten, offenbarte sie ihnen die Geheimnisse des Einweihungshauses. Die Strafe auf die Offenbarung dieser Geheimnisse ist Verstümmelung des Körpers, das Abschneiden des Halses und das Ausreißen der Zunge. Herr Maxwell belauschte in einem



benachbartem Zimmer seine Frau und zeigte es sofort den Aeltesten an, welche die unglückliche Frau und ihre Söhne vor sich kommen ließen. Man nahm dieselben in das sogenannte „Dunkle Loch“, ein Blutgericht-Zimmer unter Brigham Young's Haus. Die Frau wurde dort dann auf ihrem Rücken auf einen Tisch festgebunden. Sechs Mitglieder der Priesterschaft vollzogen hierauf ihr teuflisches Verbrechen; zuerst schnitten sie ihrem Opfer die Zunge aus, dann durchschnitten sie ihren Hals und lösten endlich ihre Beine und Arme vom Rumpf. Die Söhne mußten dabei stehen und der gräßlichen That zuschauen. Hierauf wurden sie in Freiheit gesetzt und man gab ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit das Territorium zu ver-

lassen, was damals eben unmöglich war. Die Söhne gingen direkt nach dem Hause eines Freundes, dem sie die Hinrichtung ihrer Mutter erzählten, und mit einem Bündel Lebensmittel versehen, machten sie sich auf den Weg, wurden aber bereits am folgenden Morgen todt gefunden—sie waren den „Daniten“ in die Hände gefallen. Ein anderer ähnlicher Fall ereignete sich vor etwa fünf Jahren in der „City Hall.“ Dies sind Fakta, und die Dame, der die Söhne ihre Geschichte erzählten, ist bereit, diese Thatfachen eidlich zu erhärten, wenn ihr Schutz gegen die Rache der Mormonen verbürgt werden kann.“

Bemerkungen zu Obigem sind überflüssig.

## Die Waldkrenzung.

Erinnerungen aus dem Leben im canadischen Hinterwald.

Vom Editor.

### 3. Der Zeitungs-Paragraph.

**I**n ziemlich langer Eisenbahnzug sauste unaufhaltsam durch die meilenlangen Wälder der Dominion Cana-da. Schien die Bahn gleich einsam und öde, und war der Verkehr damals auch verhältnißmäßig gering, so diente sie dennoch als einziges wichtiges Bindeglied zwischen den Vereinigten Staaten und den britischen Provinzen. Es war im Grund durch die Waggonfenster nur sehr wenig zu sehen. Frisch gefällte Bäume; in langen Zwischenräumen hie und da eine Blockhütte, dann wieder ein furchtbar langer Holzstoß—darin bestand für Meilen und Meilen der einzige Wechsel der Scenerie. Versteht sich gab's der Bahn entlang auch schon viele Dörfer und nette, romantische Städtchen, die sich äußerst schnell entwickelten. Da schnaupte sich das kolossale „schwarze Roß“ denn einige Minuten aus, stillte seinen Niesendurst und verschluckte nicht selten auch ein paar Klatter Holz, ohne sich dabei im geringsten ungemüthlich zu fühlen. Die Passagiere, meistens nur Männer, traten dann regelmäßig auf die Plattform und besehen sich die Ansiedlung, bis die Lokomotive plötzlich einen schrillen Pfiff that, dann gewaltig zu Hufen anfang, als hätte sie eine unheilbare Lungenkrankheit und so langsam einer weiteren Station zusteuerte.

Heinrich Walter, einer der Passagiere, trat soeben wieder in den „Car“ ein. Er schaute nach seiner Uhr, fing an, sich zu strecken, gähnte, klapperte mit dem rechten Fuß auf den Dielen, spitzte den Mund und pffte ein Liedchen—die Langweile plagte ihn.

„Eine rauhe Landschaft,“ begann sein Nebenmann, der nur zu deutlich sah, daß Walter müde war.

„Sollte so denken,“ entgegnete dieser. „Zwanzig Meilen gefahren und kein einziges Haus gesehen!—Hier, Junge, eine Zeitung.“ Der kleine Bursche wandte sich um, zog ein Blatt unter dem Arm hervor, empfing seine Zahlung und fuhr fort, dem reisenden Publikum seine „frische Waare“ anzubieten.

„Das ist nun schon das siebente Mal, daß der Junge heute durch den Wagen geht, um etwas zu verkaufen,“ sagte Walter, während er seine Zeitung öffnete. „Das erstemal war's Hornzucker, dann Schreibmaterialien, dann Äpfel, dann Bücher, dann Confect, dann Nabelbüchsen und dergleichen, und siebentens—diese Zeitung.

Der muß ja Vorrath genug im Bagagezimmer haben, um einen Kaufladen anzulegen. — Ich denke, der beste Weg für mich, die Zeit hier todt zu schlagen, ist, das Blatt Spalte nach Spalte durchzulesen.“

Er führte seinen Vorrath aus und las eine Zeit lang rüftig drauflos; später, als es ihm zu warm und unlieblich wurde, öffnete er das Fenster. Der Wind blies eben so heftig als kalt, so daß es Herrn Walter gar bald über und über schau-derte. So faßte er mit der einen Hand das Fenster, um es zu schließen, aber er fand, daß beide Hände dazu nöthig seien. Als er sich nun aufrichtete, um mit aller Macht auf die rostig gewordene Klappe einzubrüden, kam ein frischer Windstoß und—riß seine Zeitung zum Fenster hinaus. Auf einem mächtigen Holzhaufen blieb sie hängen. Der leselustige Passagier hatte das Nachsehen. Mit sichtlicher Enttäuschung brachte er endlich das Fenster höchst unsanft herab, und als er sich nach seinem Nebenmann umschaute, fing dieser natürlich herzlich zu lachen an.

„Mit Ihrem Zeitvertreib ist's dahin,“ sagte er. „Aber das Blatt fiel unweit einer Blockhütte nieder; vielleicht machen sich die Bewohner derselben den Fund nutzbar.“

„Muß gut gehen, wenn die lesen können,“ entgegnete Walter, und seinen Kopf an das Fensterstirn lehrend, entschloß er sich, ebenso lieb ein Schläfschen zu machen.

Die vom Wind zufällig hinausgewehrte Zeitung flatterte eine Weile auf dem Holzhaufen entlang und fiel endlich zwischen zwei mächtigen Baumstämmen nieder. Und wenn der liebe Gott es in seiner weisen Vorsehung, die sich auch oft in anscheinend kleinen Dingen kund gibt, nicht anders gelenkt hätte, so wäre das Blatt dort sicherlich liegen geblieben und in kurzer Zeit unter dem Einfluß der Witterung vermodert. Aber als Jahn Neumann—unser Hinterwäldler—an jenem Abend mit seiner letzten Ladung Holz seiner Hütte zufuhr, stand Minna, bis über den Kopf eingehüllt, schon bereit, um die Pferde ab-zuspinnen, während ihr Vater eifrig beflissen war, das Holz abzuladen. Als sie so in ihre Arbeit vertieft waren, raschelte auf einmal etwas an ihnen vorbei; Minna schaute sich um und sah einen weißen Gegenstand auf dem Holz liegen.

„Was ist das dort nicht an deinem Ellbogen, Vater, es scheint sich zu bewegen?“ frug Minna.



Ihr Vater langte rasch aus, erfaßte das zugeflogene „Ding“ und hob es aus seinem friedlichen Zufluchtsort.

„Es ist eine Zeitung, die vermuthlich aus dem Zug gefallen sein wird,“ meinte er. „Und du würdest dieselbe am besten ins Haus nehmen, vielleicht dürfte sie uns von einigem Nutzen sein.“ Obzwar er das Blatt sehr vorsichtig hervorgezogen hatte, so hatte dasselbe doch etliche Risse davongetragen. Minna schob die Zeitung in ihre Tasche und — dachte im Drang der Arbeit einfach nicht mehr daran.

In jener Nacht tobte wieder ein gehöriger Sturm. Der Schnee häufte sich an den offenen Stellen dermaßen an, daß unsere Hinterwälder den nächsten Morgen hinreichende Beschäftigung fanden, um die netten Schneeweßen um das Haus und nach dem Walde zu hinwegzuschaukeln. Die Arbeit ging sehr langsam von Statten. Minna hatte den Männern eine Weile zugeschaut. Allein da es bald Mittag war, mußte sie daran denken, ihren häuslichen Obliegenheiten nachzukommen. Als diese endlich zu ihrer Satisfaction ausgeführt waren, setzte sie sich an den Nähtisch. Das Rascheln des Papiers in ihrer Tasche, erinnerte sie wieder an den zufälligen Fund. Sie nahm ihn heraus, glättete die Falten in etwa und fing an zu lesen. Zu ihrer nicht geringen Freude fand sie, daß die Zeitung erst zwei Tage alt war. Mit sichtlichem Interesse las sie eine geraume Zeit emsig drauf zu, als sie plötzlich empor fuhr. Sie sah sehr blaß und erschrocken aus, blickte einmal nach dieser dann wieder nach jener Richtung, setzte sich wieder nieder, brach in Thränen aus und verbarg ihr Angesicht in ihren Händen. Nachdem sie eine Zeit lang schluchzend dageessen, erhob sie sich wieder vom Sitz, griff nach ihrem Mantel und Hut, befestigte die großen Schneeschuhe, die ihr Vater von einer alten Indianerin für sie gekauft hatte, an ihren Füßen und schob spornfreihs dem Gehölze zu. Und obgleich die Nachbarsfrau ihr nachrief, so schaute sie sich doch nicht um, sondern eilte voran. Aber wie langsam kam sie vorwärts! Obgleich die sonderbaren Schuhe Minna in der Höhe hielten, so war es doch sehr schwer, sie nachzuschleifen. Endlich erreichte sie die beiden Männer. Diese hielten inne und liefen ihr entgegen, als sie vernahmen, daß sie ihnen zurief und ganz erregt die Zeitung schwenkte.

„Was fehlt, Minna? Was ist vorgefallen?“ fragte ihr Vater, theilnehmend.

Aber Minna — schluchzend und nach Odem schnappend — war nicht im Stande, zu antworten; mit ihrer Hand nach einem Paragraph in dem Blatt zeigend, sank sie auf den Schnee nieder. Neumann nahm die Zeitung, und da er unter Umständen nichts Besseres zu thun wußte, fing er an, die bezeichnete Stelle laut vorzulesen: „Ein kleiner Knabe aus dem Städtchen F. fiel, während er auf dem Eise spielte, in eine Döfnung hinab. Die Umstehenden eilten sofort zu seiner Rettung herbei. Da es aber längere Zeit dauerte, bis er nach Hause gebracht werden konnte, so erklärte er sich dermaßen, daß er in ein heftiges Fieber verfiel, von welchem er sich kaum je wieder erholen wird. Der Name ist Willie Adolph. Sein Vater ist Holzhauer. Der Knabe wird einstweilen von seiner Tante gepflegt.“ Herr Adolph lehnte, wie vom Blitz getroffen, bleich und zitternd an seiner Art. „Hast du es seiner Mutter mitgetheilt?“ fragte er nach einer kurzen Pause.

„Nein,“ seufzte Minna, „es war mir unmöglich; aber ich will gern euren Haushalt besorgen und Ränch pflegen, falls ihr nach F. — zu gehen wünscht.“

„Ich kann unmöglich gehen, da die Wege fast gänzlich

blockirt sind — und wie sollte mein Weib hinkommen können?“ seufzte der heimgesuchte Vater. Er nahm seine Art auf die Schulter und schob in langen Schritten durch den tiefen Schnee der Heimath zu.

Minna schaute ihm nach, während ihr Vater die Notiz über und über las. „Arme Schlucker!“ murmelte er vor sich hin — „und die Wege noch dazu blockirt. Komm, Minna, für heute ist's mit der Arbeit vorbei.“

Sie gingen langsam nach Hause. Der zu beiden Seiten des Pfades aufgehäuete Schnee erschien der Minna schrecklich, während vor diesem die silbern glänzende Massen ihr doch so hübsch, so reizend vorkamen. Ihr war's, als seien sie eine unübersteigbare Kluft zwischen den Eltern und dem kranken Kind. Als sie sich dem Bahngleise näherten, rasselte ein Zug gewaltig donnernd durch den Wald.

„Vater!“ sagte Minna, als wie aus einem Traume erwachend, „ich werde morgen den Frühzug anhalten, damit Frau Adolph aufsteigen kann. Einem Mädchen thut sie vielleicht diese Gefälligkeit, während sie es dir und unserem Nachbar sicherlich versagen würden.“

„Wir wollen später mit Adolphs darüber sprechen,“ erwiderte ihr Vater, und die heimgesuchte Familie einstweilen sich selbst überlassend, traten sie in ihre Hütte ein.

Als sie etwas später für den beabsichtigten Besuch bereit waren und Minna die Klöße auf dem alten Feuerherd zurecht legte, sagte ihr Vater, der sie bis dahin in allem scharf beobachtet hatte: „Nun wollen wir 'nüber und Adolphs in ihrem Elend zu trösten suchen, aber es will mir fast scheinen, als sei'st du selbst nicht recht freudig gestimmt.“

„Wie könnte ich auch, Vater?“ sagte das Mädchen. „Der kleine Wilhelm ist ihre einzige Stütze und Freude, mich dünkt's so schwer, wenn sie ihn verlieren sollten.“

„Vielleicht stirbt er nicht.“

„O, ich hoffe nicht. Denke — er sterben und die hilflose Ränch am Leben bleiben!“

„Ich lese zwar die Bibel nicht selbst, Minna, aber ich habe dich doch schon sagen hören, daß Gott Denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen lasse, und nun, wenn's d'rauf ankommt, so glaubst du das am Ende selbst nicht,“ und ein ungläubiges Lächeln glitt über seine Züge. Minna stürzten die Thränen aus den Augen. „Geh hinüber, Vater, und besuche sie, ich bin jetzt nicht im Stande, mit zu gehen.“

Er ging und überließ Minna einer Stunde bitterer Vorwürfe. Sie hatte sich doch so ernstlich bestrebt, durch Wort und That, ihren lieben Vater zu Jesu zu führen und nun war es d'runt und d'ran, daß diese süße Hoffnung durch ihren Mangel an Gottesvertrauen vernichtet werden könne. Sein ungläubiges Lächeln war ihr wie ein Stich durchs Herz gegangen. Ihr schien's, als seien die guten Eindrücke, die sie auf ihren Vater zu machen gesucht hatte, in einem Augenblick verwischt worden. Sie war kaum im Stande, sich zu trösten unter dieser heilsamen Züchtigung. Aha! sie hatte sich für allzu unentbehrlich gehalten, und deshalb demüthigte sie der liebe Gott.

Hätte sie indessen, während ihrer tiefen Trauer in der einsamen Hütte ihren Vater hören und sehen können, so würde sie das gewißlich aufgemuntert haben. Er sprach drüben gar zärtlich mit den schwer betroffenen Eltern. Gern, gern hätte er es bewerkstelligt, daß die Mutter das todtkranke Kind hätte besuchen können, aber er sah keine Möglichkeit. Und der Vater selbst, der ganz niedergeschlagen in das glimmende Herdfeuer

blühte, war noch weniger geneigt, einer solchen Hoffnung Raum zu geben.

„Gott wird schon auf den kleinen Wilhelm Acht haben,“ sagte endlich John Neumann.

„Ja, aber warum hat er ihn in das Wasser fallen lassen?“ schlochte die Mutter.

„Wie kann man aber dem guten Gott beimessen, was lediglich durch des Kindes eigene Unvorsichtigkeit geschah,“ entgegnete Neumann wieder, und verteidigte so, was er bis zu diesem Augenblick wie unbebewußt geglaubt hatte — Minna's Arbeit war also nicht ganz vergeblich gewesen. — „Vielleicht läßt der Gott, den ihr beschuldigt, das Kind jetzt wieder gesund werden.“

„Aber wie, daß ich nun unmöglich zu ihm kann?“

Neumann dachte jetzt an Minna's Plan. „Mein Mädchen,“ sagte er, „hat sich vorgenommen, morgen den Frühzug anzuhalten, falls ihr mitzugehen wünscht.“

„Ich werde gehen, auf jeden Fall würde ich gehen,“ entgegnete die Mutter, „aber wie in aller Welt darf das Kind den Zug anzuhalten sich unterstehen?“

„Weiß selbst nicht; sie ist fest der Meinung, sie würden anhalten, wenn auch nicht für unser Einen, so doch für ein Kind, wie sie.“

„O, bitte, John, laß sie es probiren, es ist die einzige Hoffnung, die mir übrig bleibt,“ sagte die arme Mutter.

So ging denn Neumann heim und erzählte seiner Tochter das Resultat seines Besuchs, nicht wissend, welche Wunde er ihr kurz zuvor geschlagen hatte.

„Ich werde, so Gott will, den Zug anhalten,“ sagte sie.

Demgemäß ging sie am nächsten Morgen zur Nachbarin, die bereits reisefertig war. Minna sagte nur wenig Tröstendes zu ihr, sie fühlte sich unwürdig dazu, und so gab sie einfach die Weisung, daß Frau Adolph am östlichen Ende des großen Holzstoßes sich aufstellen möge, nahm dann das Reisebündel und trug es dahin, wo sie dachte, daß der Zug anhalten werde.

Als die Lokomotive ihren schrillen Pfiff in der Ferne vernehmen ließ, schritt Frau Adolph aus ihrer Hütte. Minna befahl ihrem Vater und Herrn Adolph, daß sie sich ja außer Sicht halten sollten. Dann trat sie auf das Bahngelände, während die beiden Männer sich hinter den mächtigen Holzhaufen verkrochen, um das waghalfige Manoeuvre der kleinen Gelbdin unbemerkt beobachten zu können. Sie riethen ihr, doch ja äußerst vorsichtig zu sein. Minna kniete nieder und legte ihr Ohr an die Schiene.

„Der Zug kommt!“ sagte sie. „So bald er anfängt langsam zu gehen, Vater, so seid der Mary beim Einsteigen behilflich. Während dessen werde ich mit dem Ingenieur sprechen. Verliert ja keine Zeit.“ Und — flugs künzig! ging sie auf dem Geleise hinab, und man sah, wie sie schnell ihres Vaters großes rothes Taschentuch unter ihrer Schürze hervorholte. Wieder erschallte der durchdringende Pfiff des Dampfstoßes, aber viel näher, und fast schauerlich tönte es durch die einsame Wildniß. Minna entfaltete nun ihr Taschentuch und schwang dasselbe mit aller Macht in der Luft, und als der Zug langsam näher kam, sprang sie voraus, ihr Signal immer noch unablässig hoch durch die Luft schwenkend. Der Ingenieur bemerkte sie, und um das Kind aus dem Bahngelände zu brin-

gen, zog er in kurzen Zwischenräumen immer wieder seine Dampfpeise auf; als das Kind jedoch nicht abließ, ihr rothes Signal zu schwenken, so zog er auf und bis sie an das östliche Ende des frisch gehauenen Holzhaufens kamen, stand der Zug fast ganz still.

„Was ist hier los?“

„Das Kind unserer Nachbarin liegt in's — am Sterben. Die Fahrwege zwischen hier und der Station sind blockirt. Um der Liebe willen, lassen Sie die Mutter mitfahren.“

„Und ist das Alles, warum du den Zug angehalten hast?“ fragte der Ingenieur ganz böswillig — „habe Besseres zu thun, als Holz einzuladen. Nimm dich gehörig in Acht, daß du etwas Derartiges nie wieder versuchst, Mädchen. Geschwind drauf mit ihr!“ setzte er hinzu, denn seine besseren Gefühle hatten die Oberhand über den Zorn bekommen.

„Sie ist drauf; o danke Ihnen!“ sagte Minna, und sprang die Bahn auf und ab, vor lauter Freude in die Hände klatschend. Der Zug fing an sich zu bewegen.

„Ich werde dich in das Gefängniß stecken lassen, falls du um einer solchen geringfügigen Ursache willen noch einmal den Zug anhältst,“ sagte der Ingenieur, seinen Kopf nach ihr schüttelnd. Aber über Minna's Züge fuhr ein kluges Lächeln. Sie klatschte wiederholt vor Freuden ihre Hände. Der Zug beschleunigte seinen Gang und — in kurzer Zeit war er außer Sicht.

„Das hast du gut gemacht, Minna. Bin recht stolz auf dich,“ sagte ihr Vater ganz übernommen von den Eindrücken des Augenblicks, als er zu ihr kam; „es war kein leichtes Stück Arbeit.“ Minna lächelte, blieb aber still. Sie wußte, daß eine weit schwerere Aufgabe ihrer harrte, nemlich um auch den Nachbarshaushalt, wenn möglich, zu führen, und besonders noch in der Abwesenheit der beiden Holzhauer auf die hülflose Ränch Acht zu haben. Und wer konnte ihr sagen, wie lange das dauere? So schaute sie denn ruhig drein, während die Männer ihre Pferde und Schlitten für die Tagesarbeit zurüsteten.

Ehe der Nachbar abfuhr, kam er zu Minna und sagte: „Ich werde so bald wie möglich wieder zurückkommen; hoffentlich wird sie dir keine große Mühe machen.“ Bei diesen Worten deutete er auf die Hütte.

„Werde das Beste versuchen,“ gab Minna zurück, wohlwissend, daß sie durch ihren Mangel an Gottesvertrauen am vorigen Abend versäumt hatte, die Familie in ihrer herben Heimsuchung zu trösten.

Als Minna in die Hütte trat, fand sie Ränch in einem Stuhl beim Feuer sitzend. „Die Wagen sind fort und haben Mamma mitgenommen,“ sagte sie, und fing an bitterlich zu weinen.

„Die Wagen kommen mit Mamma wieder zurück und bringen dir hübsche rothe Äpfel mit,“ entgegnete Minna ermunternd. Sie versuchte ihr Bestes mit dem armen „Ding.“

Ueberhaupt war dieser Tag für unsere junge Gelbdin ein sehr schwerer, ereignißvoller gewesen; und als sie sich am Abend erschöpft und todtmüde auf ihr Lager niederlegte, konnte sie nicht umhin, sich zu fragen, wie lange dieser Zustand der Dinge wohl anbauern werde. Allein, sie flehte inbrünstig zu Gott um Kraft und Stärke, und bald ruhte sie sanft in Morpheus Armen.

(Fortsetzung folgt.)





## Praktische Winke für die Jugend.

Von C. L. Umbach.



### V.

Denke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht."

Diese Worte hat der weise Mann der Jugend zu seiner Zeit angerathen, und trotzdem sie tausende von Jahren alt sind, haben sie doch an Bedeutung und Interesse nicht im Geringsten verloren. Der Zahn der Zeit hat daran nicht genagt; sie hallen heute mit derselben Frische in unser Ohr, als kämen sie eben vom Throne Jehovah's herab. Wir können unsere praktischen Winke nicht abschließen, ohne noch den für die Jugend allerwichtigsten Punkt zu berühren. Die Seele ist unendlich mehr werth, denn der Leib, denn was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Es hat sicherlich Bedeutung für uns, ob wir in der Welt vorankommen, aber es ist doch ungleich wichtiger, ob wir in den Himmel kommen. Wir sind es Gott schuldig, ihm zu dienen und unsere ganze Lebenszeit zu weihen. Wir sind unsere Kräfte aber auch der Kirche schuldig, die es an Anstrengungen und an großen Opfern nicht fehlen läßt, uns alle Gelegenheiten zum Guten in die Hand zu legen, die wir nur wünschen mögen. Wir sind es mit Rücksicht auf unsere lieben Eltern schuldig, Gott zu dienen. Sie mögen vielleicht schon ins Reich der Herrlichkeit eingegangen sein oder auch noch betend hienieden wallen. Deine liebe Mutter und dein treuer Vater haben dich von Kind auf zu Jesu gewiesen und auf den Armen des Gebets dem Herrn vorgetragen und thun es vielleicht jetzt noch. Bist du es ihnen nicht schuldig, dein Herz dem Herrn zu geben und ihm dein Leben zu weihen?

Du bist es aber auch deiner Umgebung schuldig, ein Christ im vollen Sinne des Wortes zu werden. Du sollst deines Bruder's „Hüter“ sein und durch deine Lehre und Exempel soll er gerettet und für die Kirche und den Himmel gewonnen werden. Seelen zu retten ist die erhabenste Handlung, deren sich ein Mensch auf Erden unterziehen kann.—Aber nicht allein bist du es Gott und der Welt schuldig, daß du als treuer Christ lebst, sondern du bist es auch dir selbst schuldig. Du wirst den größten Schaden davon tragen, wenn du die Zeit deiner Herzensänderung aufschiebst. Der Feind, der Mißgönner alles Guten, und die gottlose Welt suchen den Eindruck auf dein Gemüth zu machen, daß die Religion nicht für die Jugend geeignet sei, und daß dadurch die Freude gestört wird, die man sonst in der Welt haben könnte. Dieses ist eine sal-

sche Idee. Satan hat schon „von Anfang“ gelogen, er ist noch nie in der Wahrheit bestanden, wird auch fort und fort Unwahrheiten sagen. Die Bibel verbietet keine unschuldige Freuden. Und wenn sie sinnliche Freuden verbietet, solltest du dafür nicht dankbar sein? Der wahre Christ ist das glücklichste Geschöpf auf Gottes Erde und hat ein volles Recht, sich zu freuen. Die Jugend ist so vielen Gefahren ausgesetzt. Das Meer des Lebens hat nahe am diesseitigen Ufer viele Klippen, an welchen unerfahrene Seefahrer schon oft gescheitert sind. Mein theurer jugendlicher Freund! Wage dich nicht ohne die Religion auf dieses Meer hinaus. Es scheint zwar oft ohne sie Alles recht zu gehen, und du meinst dir voranzukommen, aber wie vielen jungen Leuten sind die Augen zu spät aufgegangen. Jetzt hast du Zeit und Gelegenheit! Aber ich höre Eins sagen: „Es liegen mir Hindernisse im Wege, wenn ich diese beseitigt hätte, dann wollte ich mein Herz dem Herrn weihen.“ Diese Hindernisse können überwunden werden, und bekennte, sie sind am Zunehmen. Je länger du wartest, desto mehr wirst du in deinem Wege finden. In der Jugend stellen sich dir viele wichtige Fragen vor, deren Entscheid nicht aufgeschoben werden kann. Da ist zum Exempel die Berufswahl, ein Gegenstand, der gewiß für einen jungen Mann von größter Bedeutung ist. Wir wissen, daß wir nur dann glücklich sein können, wenn wir in dem Berufe thätig sind, wozu uns der Schöpfer bestimmt hat. Mancher bebat das Feld, welcher in einer Profession sein sollte, und ist daher nicht glücklich in seinem Stand. Ein anderer ist Prediger des Evangeliums, und ist sich selbst und Andern eine Bürde, weil er eine unrichtige Wahl machte. So hat die Jugend manches zu entscheiden; und wie gut ist es daher, wenn man in enger Verbindung steht mit dem Herrn Jesu und den heiligen Geist zum Führer hat. Ein verborgenes Leben mit Christo in Gott ist für die Jugend sowohl als für das Alter geeignet. Aber ein halbirtes Christenthum ist sehr unangenehm und bringt einen bösen Ruf auf die Christenheit. Weihe dich dem Herrn ganz und es wird dir wohl gehen. Suche weise zu werden zur Seligkeit, denn: „Wohl dem Menschen, der Weisheit findet, und dem Menschen, der Verstand bekommt. Denn es ist besser um sie hanthieren, weder um Silber, und ihr Einkommen ist besser denn Gold. Sie ist edler denn Perlen, und alles, was du wünschen magst, ist ihr nicht zu gleichen. Langes Leben ist in ihrer rechten Hand, zu ihrer Linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Frieden. Sie ist ein Baum des Lebens allen, die sie ergreifen, und selig sind, die sie halten.“

## . Nachtgesang.

Nacht ist's draußen,—wie schwül die Luft,  
Still ragen die Berge, wie Todtenhügel.  
Süß berausender Fliederduft  
Steigt in des Lebenden einsame Gruft—  
O Sehnsucht, Sehnsucht, rege die Flügel!

Weißt es nicht wie ein weiß Gewand  
Herab von des Schlosses hoher Mäure?  
Dringt mein Auge so weit ins Land—

Alles ist mir so wohlbekannt,  
Trau ich dem glänzenden Wahne?

Ja, sie beugt sich herab, es quillt  
Das Goldhaar nieder wie warme Wogen—  
Auge, du grüßest mich, dunkelmild—  
Weh, da jenseits ein Blick das Gesicht—  
Dunkel rings und der Traum ist verflogen.

W. Huber, jr.

## Aus der Vogelwelt.



Ein Friedensbote.

nannten Beziehungen sind sie sogar Lehren des Wortes Gottes. Als Christus seinen Jüngern einmal wahre Aufrichtigkeit und Herzens-einfalt einprägen wollte, da wählte er die Taube als Sinnbild und sagte: „Seid ohne Falsch, wie die Tauben.“ Als Symbol der Reinheit nahm sogar der heilige Geist die Gestalt einer Taube an. Und das liebe Täublein, welches aus der Arche Noah's flog

und nicht eher wieder einen Ruheort fand, bis es seinen Fuß auf die Arche setzen konnte, gilt immer als treffliches Sinnbild eines Sünders, der außer Christo nirgends Ruhe finden kann. Und weil später Noah einen weiteren geflügelten Boten aussandte, der um die Besperzeit mit einem Delblatt im Schnabel zurückkehrte, gilt sie auch als Symbol des Friedens.

Der Flug der Taube ist sehr anmuthig, leicht und schnell, und auch dieser wird symbolisch gedeutet mit Bezug auf das Herzu-eilen der Seiden zur Kirche Christi im neuen Bunde.—Jes. 60, 8.

Die Tauben nennt man auch Girtvögel, von denen etwa vierthalbhundert Arten beschrieben worden sind. Sie sind Weltbürger im weitesten Sinne des Wortes. Sie leben in

## I.

er liebt sie nicht, diese arglosen Geschöpfe, die Tauben? Vereinigen sich doch in ihnen so viele vortreffliche Eigenschaften, wie vielleicht in keinem anderen Thiere: Zärtlichkeit, gegenseitige Liebe, Friedlichkeit, Arglosigkeit und Keinlichkeit.

In den beiden letztge-

allen Erdtheilen und allen Gürteln, in der Höhe, wie in der Tiefe, immer vorzugsweise im Walde, denn die wenigen, welche sich auf pflanzenlosen Felswänden ansiedeln, gehören zu den Ausnahmen. Als Aufenthaltsort ziehen sie auch immer die Nähe des Wassers vor. „In den endlosen Urwäldern Brasiliens,“ sagt Prinz von Wied, „leben viele Taubenarten. Ihr sanfter Ruf erfreut den von der Last des Tages ermatteten Jäger, der am Fuße eines alten Waldstammes auf weichem Moose am klar herabrauschenden Waldbache sich ausruht, während Vanille und andere Wohlgerüche ihn erquicken.“

Alle im Norden lebende Tauben sind Wandertauben, die im Süden wohnenden sind Strich- oder Standvögel. Die meisten leben, wenn auch oft in kleinen Gesellschaften, dennoch zu Paaren. Ihre Hauptnahrung besteht in Samereien, Wurzelknollen und die einiger Arten auch in Beeren und Waldfrüchten. Soviel bis jetzt bekannt ist, brüten alle Tauben mehr als einmal im Jahre. Das Nest wird verschiedentlich angelegt: im Gezweige der Bäume und Gebüsche, hoch und niedrig über dem Boden, in Felshöhlen, Baumlöchern u. s. w. „Es ist,“

wie sich Brehm ausdrückt, „ein erbärmlicher Bau aus wenigen dünnen Reisern, welche locker und lückerlich übereinander geschichtet werden, und oft so lose aufliegen, daß man nicht begreift, wie er Wind und Wetter wieder stehen kann. Zwei weiße Eier bilden das Gelege. Während der Paarungszeit bewirbt sich der Tauber sehr eifrig, um die Gunst der Taube und gibt dieses durch Girren, Berneigen, Drehen und durch Auf- und Niederfliegen mit lautem

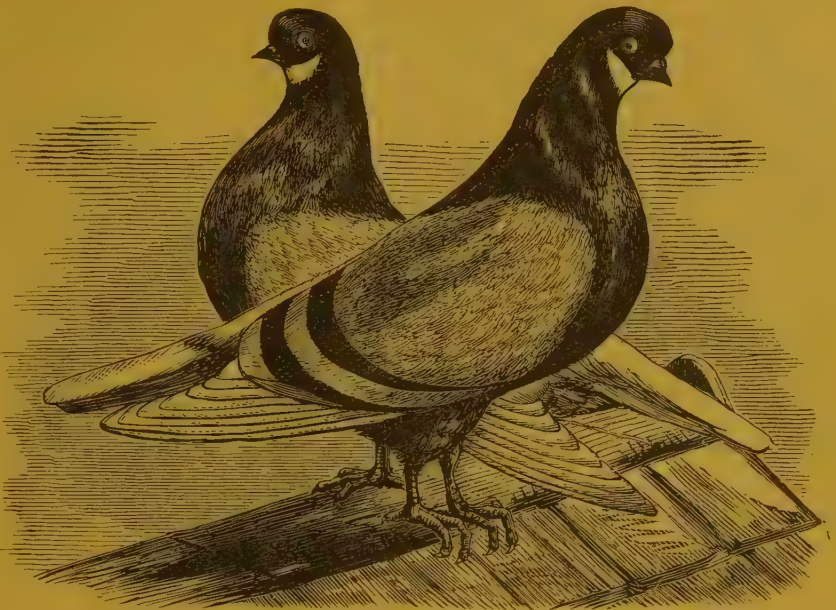


Das Mövchen.

Geräusch der Flügel zu erkennen.“ — Tauben sind auch zum Abrichten fähig. In Hindostan werden dieselben nicht gefüllt und gebraten, und mit jungen Schoten oder mit Salat verzehrt, sondern sie dienen daselbst zu einem edleren Zeitvertreib. Die Orientalen sind nemlich Meister in der Kunst, Tauben ab-



zurichten, und die reichen Mohamedaner haben in ihren Häusern fast sämmtlich einen Diener, dessen ausschließliches Geschäft es ist, Tauben zu füttern. Und diese benützen den Unterricht, den sie bekommen, so gut, daß sie endlich wie Soldaten auf das Commandowort hören. So sieht man z. B. einen Flug brauner Tauben sich in die Lüfte erheben und alle erdenklichen Manoeuvre ausführen, indem sie der Stimme ihres Lehrers gehorchen, der ihnen mit einem kleinen Stäbchen, das er in der Hand hält, die Bewegungen andeutet, die sie executiren sollen. Hierauf wird ein Schwarm weißer Tauben losgelassen, der ebenfalls in die Höhe steigt und sich mit den braunen Tauben vermengt; die Thiere fliegen nun vereinigt nach allen Richtungen, und man sollte meinen, daß es unmöglich sei, sie wieder zu trennen. So wie aber ihr Lehrer, selbst im Augenblicke der größten Confusion, das gewohnte Signal ertönen läßt, sondern sich die Tauben sogleich von einander ab und bilden aufs Neue zwei nach den verschiedenen Farben getrennte Gruppen. Wenn diese Bewegung ausgeführt ist, steigt ein dritter Taubenschwarm, und zwar von blauer Farbe, in die Luft, und nun ist der Augenblick, wo die amüsantesten Manoeuvre von diesen lieben Thieren ausgeführt werden; die drei Gruppen bleiben getrennt und fliegen gegeneinander an, auch zwischen einander hindurch, bald steigen sie hoch in die Lüfte, bald senken sie sich langsam nieder, und Alles dies in symmetrischer Ordnung und auf das Commando ihres Lehrers. Ist das Spiel zu Ende, so werden die Tauben sämmtlich wieder



Almondtümler.

zurückgerufen und bekommen dann zur Belohnung eine reichliche Fütterung auserlesener Körner. Sodann begibt sich jede Taube in den Schlag, der ihr, je nach ihrer Farbe, bestimmt ist. Dieses letzte Manoeuvre führen die Thiere mit einer komischen Wichtigkeit aus, wie im stolzen Bewußtsein ihrer hohen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit.

Oppe! erzählt sogar von einer musikalischen Taube, welche im Besitz von einem gewissen Bertoni war. Sie besaß eine solche Begabung, daß sie harmonische Akkorde von falschen Tönen zu unterscheiden wußte, und durch die Gewohnheit, seinem Herrn Gesellschaft zu leisten, soviel Geschmac an der Musik gewonnen und ein so vollkommenes musikalisches Gehör sich angeeignet hatte, daß sie so oft Bertoni oder ein Anderer eine Note falsch griff, jedesmal Unwillen verrieth und bei absichtlichem Anhalten damit in eine wahre Wuth versetzt werden konnte.

Ein Besucher, der Augenzeuge hiervon war, soll sich geäußert haben, er fürchte sich, vor einem so strengen Kritiker das Klavier zu berühren.

Sehr interessant ist auch zum Beispiel jedem Besucher des berühmten Markusplatzes, des einzigen größeren Platzes in Venedig, die öffentliche Taubenfütterung daselbst. Die Fütterung und Pflege der Tauben dort so



Deutsche Mövchen.

wie ihre Fütterung auf Kosten der Stadt schreiben sich aus sehr alter Zeit her; man weiß mit Sicherheit gar nicht mehr, welchem Umstande die Einrichtung ihren Ursprung verdankt, erzählt sich aber in sagenhafter Weise, daß die Tauben im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Stadt einen wichtigen Dienst geleistet haben und in Folge dessen der Schutz und die Pflege dieser Vögel gewissermaßen als ein Akt der Dankbarkeit angeordnet worden sei. Das reiche Venedig hatte nemlich 1204 durch Kauf die Insel Candia erworben, wurde aber fortwährend im Besiz derselben durch die Türken beunruhigt. Da gelang es dem kühnen Admiral Dandolo, durch die Tauben höchst werthvolle Nachrichten über die Feinde zu erhalten, wodurch deren rasche Besiegung möglich wurde. Er sandte die Nachrichten mit den Tauben selbst nach Venedig, wo man den Thieren in den Procuragien sichere Wohnung bereitete und ihren Schutz und ihre Pflege anordnete. Auf das Tödten oder den Fang der Tauben steht noch jetzt eine hohe Strafe.

Im Laufe der Jahrhunderte haben sich jene berühmten ersten Paare außerordentlich vermehrt, so daß ihre Nachkommen gegenwärtig die meisten Bogenwölbungen der Markuskirche und die Dachstühle verschiedener öffentlicher Gebäude am Markusplatz, die ihnen Nist- und Wohnplätze bieten, zu Tausenden bevölkern. Da ihnen von den Menschen Niemand feindlich gegenübertritt, sind sie überaus zahm und nehmen z. B. die Nahrung aus den Händen der vor den Cafe's sitzenden Fremden ohne Scheu. Am zutraulichsten aber sind sie gegen ihre Pflegerinnen.

In der zweiten Stunde an jedem Nachmittage findet nemlich die allgemeine Fütterung statt. Sobald die Mädchen, die den Tauben die Brocken und Körner streuen, sich zeigen, flattert es von allen Seiten herbei. Die Vögel fliegen ihren Pflegerinnen auf Arm, Schulter und Kopf, und nehmen dankbar die Körner und Brocken aus Hand und Mund.

## Der Auswanderer.

(Von D. Funke.)

Es war in der Mitte des November, als der erste Schnee mit heftigem Sturm die Luft durchwirbelte; da trat in mein Arbeitszimmer ein etwa vierzigjähriger Mann mit seinem zweijährigen Töchterlein auf dem Arm, beide ganz von Schnee bedeckt. Es war eine hohe germanische Prachtgestalt. Etwas Stolz, Freies lag in dem schönen Gesicht; schöne, tiefe, blaue Augen schauten daraus hervor, aber es war auch eine unendliche Wehmuth darüber ausgegossen. Der Mann war aus Mitteldeutschland und im Begriff, nach Amerika auszuwandern. Als ich das rosige Kind auf meine Arme nahm, ihm etwas schenkte und einige Zärtlichkeit erwies, sagte der Mann mit dumpfer Stimme: „Ja—es hat auch keine Mutter mehr.“ Das „Ja“ war eine Zustimmung zu meiner Zärtlichkeit und sollte bezeugen, daß die kleine solcher Liebe bedürftig sei. — Der Mann war also Wittwer. In der langen Zeit, da sein Weib hinsiechte, war er zurückgekommen, war „den Juden in die Hände gefallen“ und hatte an sie sein Gütlein verloren. Einen Sohn und eine Tochter, von dreizehn und zwölf Jahren, hatte er daheim bei Verwandten zurückgelassen, sie sollten erst confirmirt werden. Das bekam ich allmählig heraus. Er selbst zog nun arm, einsam, traurig, mit seinem Kindlein in eine fremde Welt, vor der ihm graute. Welch ein Bild voll Traurigkeit!

Aber was suchte der Mann bei mir? Nun, sein Prediger hatte ihm meine Adresse gegeben und gesagt, wenn ihn hier am Plage irgend eine Noth befaße, solle er sich an mich wenden. So kam er denn. Und was war denn seine Noth? Ich dachte, es wird sich um Geldunterstützung handeln. Aber nein, seine Noth war, daß er keine Bibel hatte. Er hatte die seinige den Kindern, die daheim geblieben waren, zurückgelassen. „Ohne Bibel aber,“ sagte er, „kann und will ich nicht aufs Wasser und in das fremde Land; gern will ich sie bezahlen.“ Ich nahm die beste, die ich hatte, und bat ihn, sie als Geschenk zu nehmen.

Er dankte tief bewegt. „So,“ sagte er, indem er sie zugleich

mit dem Kinde an seine Brust preßte — „so, nun kann ja noch alles gut werden.“ Er sprach so, wie Einer, der vorher in der Luft geschwebt und nun festen Boden gefunden hat. Und er hatte Recht. Das Beste, was die alte Heimath bieten und das, was die Fremde zu einer neuen Heimath machen kann, das hielt er am Herzen. Aber bald legte er die Bibel auf den Tisch und sagte in bittendem Tone: „Eine Liebe erweisen Sie mir wohl noch? Suchen Sie mir doch den Spruch, welchen ich erhielt bei meiner Einsegnung. Ich kann ihn auswendig, aber ich weiß nicht, wo er steht. Er heißt: „Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe in alle Ewigkeit.““

Nachdem ich die Stelle aufgeschlagen, legte der Mann feierlich seinen Zeigefinger darauf und las langsam, Wort für Wort betonend: „Jesus — Christus — gestern — heute — in Ewigkeit derselbe.“ „Ja,“ fügte er hinzu, „man muß es glauben, und ich will es glauben.“ — Er ging mit Bibel und Kind, und er ging mit einem andern Gesicht.

Ich aber blieb sinnend zurück und sandte dem treuen deutschen Manne mein Gebet nach. O, dachte ich, was wollte aus dieser Welt voll Jammer doch werden, wenn man den Herrn Christus herausnähme? Wie wollte man da noch Muth finden, auch nur ein einziges betrübtes Menschenkind zu trösten? Aber freilich, trotzdem Jesus, der Heiland, leidhaftig auf Erden erschienen ist, trotzdem auch die Welt durch ihn eine mächtige Wandlung erfahren hat, — doch bleibt des inneren und äußeren Herzeleids so viel, daß das christliche Leben nach wie vor ein Zustand des Harrens und Wartens ist. Daß Jesus Christus heute und in alle Ewigkeit der Herr ist, das muß man glauben, wie der Auswanderer sagt, und selig, wer mit ihm in heiligem Troz hinzufügt: „Ich will es glauben!“ Der hat noch viel Herrliches vor sich. Der Tag ist nahe vorhanden, da ihm die Augen übergehen werden vor Dantes Thränen, wenn er nun schauen darf, was Jesus kann, und wie Jesus liebt.



## Wie Zwei in einer Nacht kurirt wurden.

(Von Emil Frommel.)

Wer dem Storchpeter in \*\*\* sein Hofgut ansah, mit alle dem, was drum und drin war, mußte, wenn er addiren und multipliciren konnte, sagen: Der Mann sitzt im Vollen und ist unter Brüdern seine vierzigtausend Gulden schwer. Gehörte ihm nicht das schöne Haus, dessen Tonne so groß war, daß man mit einem Heulwagen drin umkehren konnte ohne anzustoßen, und war nicht der Rauchfang mit Schinken und Würsten so voll gepackt, wie der Has, der am Herbstsonntag auf den Tisch kam? Fragt der geneigte Leser, wenn die sauberen Pferde gehören, auf denen kein Tropfen Wasser stehen blieb und an deren Knochen man nicht seinen Hut aufhängen konnte, wie an dem Studentengaul, mit dem der Verfasser seiner Zeit von Erlangen aus in die fränkische Schweiz reiste, so hieß es: „Ei, seht ihr denn nicht, daß das dem Storchpeter seine sind, die's besser haben als mancher Mensch im Dorf?“ — Kam man in seinen Hof, so brauchte man nicht das Sacktuch vor die Nase zu halten, denn es war alles sauber eingepackt in der gemauerten Grube, was der Bauer seinen Ebelstein nennt; und man merkte, daß nicht nur der Apfelbaum in der Mitte des Hofes, sondern der Storchpeter selbst oculirt war, d. h. zu den veredelten Bauern gehörte, die auf deutsch rationale Dekonomen heißen. Im Hause selbst sah's solid aus. Das große Himmelbett mit den vielen Gänzblumen und der massive geerbte Weißzeugschrank und drin das Getüch, Alles gezeichnet und fortirt in Grob und Fein, der weißgeschuerte Fußboden und die blanken tannenen Tische — nirgends ein Untäblein weit und breit zu sehen — wer das Alles anschaute, mußte noch einmal sagen: „Respect davor, der Storchpeter ist ein gemachter, sauberer Mann.“

Und doch war's in dem Haus nicht sauber, und der Leser würde wohl keine Nacht in dem Haus geblieben sein, auch wenn er ebenso beherzt und eisenfest wäre wie der Verfasser; und hätte wohl dem Storchpeter seinen Hof, sammt dem Weißzeug und Allem gelassen, wenn er „den Umstand,“ denn der Storchpeter in seinem Hause hatte, mit in den Kauf hätte nehmen müssen. Wie gesagt, es war nicht richtig in dem Haus, trotz dem Drudenfuß und den drei Kreuzen über der Stallthüre, und trotz der großen Stockuhr, die so richtig ging wie eine Cylinderruhr und alle vier Wochen nur das Aufziehen und alle Jahr nur das Einölen brauchte, und trotz dem Barometer, der so empfindlich war wie ein Stadtjüngferlein, das eben erst aus der Pension kommt. Der Storch, der hoch auf dem Schornstein thronte und seit alten Zeiten das Niederlassungsrecht ohne Hauszins besaß, konnte nicht schuld sein. Denn der war ein durchaus ehrenwerther Herr, der pünktlich auf Ruht und Ordnung hielt und nie vor Peter und Paul von Reisen kam, noch vor Petri Kettenfeier auf Reisen sich begab, und mit seiner Frau Storchin nebst seinen Kindern im schönsten Frieden lebte. Der konnte es also nicht sein. Dazu war das Haus keine alte Lotterfalle, hinter der man allerhand nicht ganz Geheures hätte vermuthen können, sondern massiv neugebaut, und in einem solchen Hause finden sich ja die erbeingesehnen, alten Geister bekanntlich nicht mehr zurecht. — Der böse, unruhige Geist, der im Hause umging, saß wo anders.

Der Storchpeter ist seiner Zeit ein schmucker Bursch gewesen. Seine Eltern waren früh gestorben und hatten ihm, als dem einzigen Kind, Haus und Hof hinterlassen. Der Pstetterich, der ihn aus der Taufe gehoben, hatte ihn erzogen. Wie aber die adeligen Herrlein bald merken, was das „von“ vor dem Namen bedeute, und ein reiches, bürgerliches Herrlein sich's auch schon bei Zeiten auscalcülirt, wie viel nach Adam Riese einst auf sein Theil kommt, so wußte der Storchpeter in seiner Jugend auch schon genau, wem der schöne Hof gehörte, und die Knechte des Pstetterich hüteten sich wohl, es mit dem Herrlein zu verderben, und auch der Schulmeister ließ bei ihm etliche Male 2 mal 2 fünf sein, was sonst andern Kindern schlecht bekommen wäre. Da war's denn nicht zu verwundern, wenn der Peter grad so dreieckig wurde, wie sein Nebelspalter und sein Kopf innen so viereckig, wie er auswendig war. Er konnte commandiren trotz einem General, aber er hatte nicht von unten herauf gebient; und wer nicht gebient hat, der lernt doch sein Lebtag nicht commandiren. Unter manchem Anderen, woran er nicht dachte, war auch das, daß das blonde Mäglein mit den langen Zöpfen, das mit ihm auf der Schulbank saß und immer das wußte, was er nicht wußte, einmal seine Gehälste werden sollte. Nicht weit vom Pstetterich nemlich wohnte der Lindenbauer mit seinen elf Kindern, von denen eines sauberer war als das andere. Es war eine Freude, Morgens die Elf am Brunnen, über den sich der hohe Lindenbaum mit seinen Zweigen wie eine große grüne Garbine sentte, sich im Wasser pudeln zu sehen. Die Sauberkeit war freilich das Hauptcapital der Elf, denn der Lindenbauer hatte wohl ein paar Ackerlein, aber wenn er die ansah und mit seinen Elf hineinvidirte, sprach er zu sich wie Andreas und Philippus: „Was ist das unter so viele!“ Bei seinen Mäglein konnte er an den Vers denken und sich damit trösten:

Marthens Fleiß, Mariens Gluth,  
Schön wie Rahel, klug wie Ruth,  
Mägleins bestes Heirathsgut.

Aber so dachten die Leute und sonderlich der Dorfadel nicht. Denn als von dem Mäglein die Elisabeth erwachsen war und so schmuck daher kam am Sonntag mit dem Rossmarin in der Hand und dem Weinblumenstrauch im Nieder, dachte wohl mancher von den reichen Burschen im Dorf: „Das wäre so was für dich.“ Aber wenn die Alten davon Wind merkten, waren sie schnell bei der Hand, den Brand zu löschen und zwar mit einem absonderlichen Wasserlein, dazu man keine Feuerspritze braucht. „Nimmst du des Lindenbauers Elisabeth,“ sagten sie, „so ist vor der Thür: Draußen — so kannst du mit ihr Hunger leiden; denn für des Lindenbauers Elisabeth haben wir nicht gehaust. Auf den Hof kommt uns keine Ruhbäuerin. Pferd und Kuh spannen schlecht zusammen.“ Das war die Abkühlung. Denn wenn im Dorf ein Pferdebauer eine Ruhbäuerin heirathete, so war das so arg, als wenn ein feiner Junker eine Schneiderstochter Heirathen wollte, und das hätte die Alten unter den Boden gebracht. Sie wollten ihr Geschlecht sauber erhalten, d. h. ohne Ruhbäuerin. Und die Kuh schlug immer an, und beim nächsten Neumond war's mit der Liebe vorbei. Denn um einer Ruhbäuerin willen wollte doch keiner den Hof fahren lassen. Die Meisten sehen beim

Heirathen mehr auf das, was die Leute haben, als was sie sind, und ist das eben sowohl eine Stadt- als eine Landseuche. Aber der Storchpeter, der sein eigener Herr war, brauchte nach Niemand zu fragen und dachte: „Heiratest du die Elisabeth, so hast du eine gute Ehe; denn weil sie nichts hat, wird sie auch sein unterthänig und gehorsam sein.“—Und so warb er um des Lindenbauers Tochter, und der Lindenbauer hatte gar nichts einzuwenden und gab unbezogen seinen Segen, und Mancher, der sonst den Lindenbauer kaum mit einem halben Auge angesehen, blinzelte ihn so freundlich mit allen zweien an und schaffte sich ganz nah zu ihm her—Alles von wegen dem reichen Schwiegersohn, dem Storchpeter. Nachdem sich die Leute satt genug verwundert und die Braut-schaft gebührendermaßen mit allerlei Randglossen versehen und ihre Weisheit dabei losgelassen hatten, ward die Hochzeit gefeiert. Die Fenster gingen alle im Dorf auf, als das stattliche Paar durchschritt, der Storchpeter im Dreispiz und einem Strauß am Noth, den man in jede Blumenvase hätte stellen können, und daneben die Elisabeth mit ihrem Kranz in den gelben Haaren und den sanften, niederge schlagenen Augen und hinterdrein der Pstetterich und der Lindenbauer mit seinen übrigen zehn Trabanten.

An der Kirche mußte noch einmal Spießruthen gelaufen werden durch den engen Gang, den die Leute gebildet hatten, und manche Bemerkung zog noch als Geleite dem Paar nach in die Kirche. Der Schulmeister ließ sein bestes Stück los, funkelnagelneu von ihm selber verfaßt und in Noten gesetzt zu Ehren des Storchpeter, und sparte kein Register, denn er dachte: „Sparst du, so spart der Storchpeter auch und auf ein bißchen mehr Wind kommt's nicht an.“ Ueber was der Pfarrer die Hochzeitsrede hielt, weiß ich nicht; noch ob die Leute mit dem jungen Tobia gesprochen: „Wir sind Kinder der Heiligen und uns gebühret nicht, solchen Stand anzufangen, wie die Heiden, die Gott verachten“—ich weiß nur so viel, daß die Hochzeit in aller Pracht gefeiert ward und drei ganze Tage dauerte. Denn erst kamen die nächsten Verwandten und darnach die Freundschaft und zuletzt noch die Hinterlassen und Tagelöhner. Und die armen Kinder standen im Hof und warteten, bis ihr Hochzeitskuchen kam und auch manches reiche Kind hatte sich drunter gestellt, denn wenn einmal bei den Kindlein der Magen und der Mund mit ins Spiel kommen, da hören die Standesunterschiede auf und der Kuchen mit dem dicken Spectrand unten schmeckte den reichen Kindern grade so gut wie den armen und lag beiden gleich schwer im Magen.—Hochzeitsreise hat der Storchpeter keine gemacht, das war dazumal im Ort noch nicht Mode, und daß die Welt ohnehin kugelform sei, das wußte er von dem großen Globus des Schulmeisters. Die Hochzeitsreise ist ja doch immer nur der Anfang von der großen Reise, die man zu Zweien in der Ehe antritt. Mit dem „zu Zweien reisen“ ist's aber überhaupt schon unter Freunden so ein eigen Ding. Es kann freilich schön und köstlich ausfallen. Denn es ist doch etwas Anderes, wenn vier Augen das schöne Thal sehen und vier Ohren die Vöglein singen hören, und zu der Freude, die man selber hat, die des Andern noch dazu kommt. Was das Eine nicht sieht, sieht das Andere und macht mit einem leichten Rippensstoß darauf aufmerksam, und das Andere ist herzlich dankbar dafür. Geht's einmal einen steilen Weg, dann greift der Eine dem Andern unter den Arm oder hilft ihm das schwere Ränzgen tragen. Und je länger auf der Reise, desto besser versteht man sich und merkt, was dem Andern lieb, und desto weniger kann man einander entbehren und von einander lassen. Und

so hat man sich am Ende der Reise lieber gewonnen, denn man sich im Anfang gehabt, und Jedes sagt und gesteht dem Andern: „Könnten wir nur noch einmal auf die Wanderschaft miteinander!“—Aber die Sache läuft nicht immer so glatt und eben, und manche Reise zu Zweien hat einen ganz andern Verlauf genommen. Es sind schon etliche als Freunde auf die Reise gegangen und sind unterwegs einander spinnefeind geworden. Erst ging die Sache so leidlich gut, darnach aber merkt man allerhand am Andern, daß man sich nicht versehen; am Abend will der Eine im Köhlein eintreten, der Andere aber meint, im Schwanen sei's besser, da sei er bekannt, und das erste Mal gibt man nach. Dann aber begibt sich's, daß der Eine müd ist und den Andern zieht's noch mächtig hinaus und hinauf, und diesmal will keiner nachgeben; will der Eine Dies so, will der Andere Das—und ist man einmal überhaupt nicht recht eines Sinnes, dann braucht's keiner besonderen Gelegenheit—und der Streit ist da, und die Herrlichkeit hat ein Ende. So kann's auch gehen, wenn man zu „Zweien“ reist.

So ähnlich dünkt's dem Verfasser, auch mit der Wanderschaft in der Ehe sich zu verhalten. Etliche reisen so glücklich und gewinnen sich alle Tage lieber; und etliche werden einander leid. Die Meisten haben sich den Reisegeseilen nicht ordentlich angeschaut, oder sich nur das Gesicht oder den Geldbeutel angesehen und gemeint, das Andere werde sich schon finden. Haben sich aber darin gewaltig versehen. Denn Angesicht und Beutel haben noch keinen glücklich gemacht.

So war's bei den Storchpetersleuten auch. Als die ersten Tage und Wochen vorüber waren, und die Elisabeth alle ihre Schätze angesehen und die Gevatterinnen alle Besuch gemacht hatten, da fing so ein sonderbares Lüftlein an zu wehen, und der Storchpeter kam ihr doch manchmal recht eigensinnig vor und gar nicht so gutmüthig, wie er ausjah. Hätte sie nun in ihrer Hochzeitsbibel Bescheid gewußt, so würde sie drin an einem Dertlein etwas gefunden haben auch von „wunderlichen“ Herren, denen man auch gehorsam zu sein schuldig sei. Denn den gütigen und gelinden folgen, das ist kein Hegenwerk. Aber so lag die Hochzeitsbibel mit den großen Spangen oben auf dem Sims und schaute von oben herunter auf die Elisabeth, als wollte sie sagen: „Wenn du wüßtest, was ich weiß, dann wär' dir geholfen.“ Aber die Elisabeth ging statt zum Schmied zum Schmiedlein, und statt zum Arzt zum Quackfalber, d. h. sie ging zu einer alten Base aus ihrer Mutter Verwandtschaft und klagte da ihre Noth. Aber bei der alten Base traf das Wörtlein ein: „Alter schüht vor Thorheit nicht.“ Statt als ordentliche Base der Elisabeth den Besen aus der Hand zu nehmen und den Stiel umzukehren und sie gehörig zu fegen, sagte sie: „Ei Elisabeth, du bist jetzt nicht mehr des Lindenbauers Elisabeth, sondern des Storchpeters eheliche Frau und mußt dir nichts gefallen lassen. Hat er keinen Kopf, so hast du deinen auch, und einer ist den andern werth. Hart wider hart, so geht's durch. Gib einmal Acht, ob er nicht nachgibt, wenn du dich hinsetzt und werfelst einmal dein Angesicht; da wird er sagen: Elisabeth, es thut mir leid, und 's war nicht so böß gemeint als es aussieht.“—Das war das Pflaster, das die Base der Elisabeth verrieth, und sie dachte im Heimweg: „Das war doch geschickt von dir, daß du zu der Base gegangen bist, die hat den Nagel auf den Kopf getroffen.“—Aber daß dieser Nagel ihr bis ins Herz gehen sollte, das dachte die Elisabeth nicht. Als darum der Storchpeter wieder bei der nächsten Gelegenheit dreideig war, da that sie auch den Mund auf und sagte: „Das verstehe ich



aber besser als du und laß mir's nicht ausreden." Der Storchpeter war wie aus den Wolken gefallen und traute seinen Ohren nicht, die sanfte Elisabeth so reden zu hören. Und weil er nicht gleich darauf losbrach, dachte sie: „Siehst du, das hat gut gethan; die Base hat Recht." Aber der Storchpeter schwieg und ging zur Thür hinaus. Es gibt so ein Schweigen, das ist schlimmer als Reden, und ist nicht anders, als wenn's stille wird vor dem Gewitter und die Wolken sich langsam zusammenziehen, bis es loswettert mit Blitz, Donner und Hagel. Aber am Abend blickte er finster drein und sprach wenig und die Elisabeth auch wenig und die „Gute Nacht," die sie sich wünschten, war accurat so kalt, wie die Januarnacht draußen, nemlich 17 Grad Kälte. — Das war das erste Mal. Aber Einmal ist auch da nicht Reinmal, und wenn der Reif die Blüthen trifft, so ist das auch genug für Einmal. Kinder bekamen sie keine; aber über den Kindelein wird man auch wieder einig, weil sie allen beiden gehören und ist so ein Kindelein nichts anderes denn wie eine Brücke, die von einem Herzen zum andern geschlagen ist, darauf die Liebe herüber und hinüberwandelt. Und der rechte Dritte zu „den Zweien" kam auch nicht, und sie mußten die Hochzeitsreise allein fortsetzen, die immer schwieriger ward. Bei dem ersten Mal Recht haben blieb's nicht, und das zweite Mal wollte der Storchpeter Recht haben und meinte, er sei jetzt dran Recht zu haben, und weil hart wider hart kam, wie Feuerstein und Stahl, so blieben die Funken nicht aus. Keines wollte Abbitte thun und jedes Recht behalten, der Storchpeter, weil er der Mann sei, und die Elisabeth, weil sie die Frau sei, und da blieb's immer auf dem Gleichen. Das war denn ein täglicher Krieg und der Storchpeter dachte, wenn er seine stattlichen Pferde ansah und die vollen Scheuern: „Was nützt mich das Alles, wenn ich mich alle Tage ärgern muß;" — und die Elisabeth dachte: „Was nützt mich all das Weißzeug und der große Schrank, wenn der Mann so trotzig ist," und weinte oft im Stillen, wenn sie an die Zeit dachte, wo sie noch mit ihren zehn Geschwistern dem Vater die Füße unter den Tisch streckte und nach der Schule das diegestrichene Käsebrod aß und sich Morgens am Brunnen pudelte. „Dazumal warst du arm und bist jetzt doch noch ärmer als vorher." Gab's auch zwischen drein einmal Waffenstillstand, etwa an Ostern, wenn's zum Abendmahl ging, oder sonst an einem hohen Festtag, so war eben doch gewöhnlich Krieg. Und das war der böse Geist, der im Hause unging, von dem ich oben berichtet, und darum auch der geneigte Leser den Hof nicht hätte haben wollen, wenn er die Storchpetersche Mitgift hätte dazu gekriegt. Derweilen war die Zeit verstrichen, wo die Beiden hätten klug werden können, nemlich das vierzigste Jahr, wo den Schwaben der Knopf bricht. Denn wenn sie da nicht geseidbt werden, bleiben sie gerade so dumm wie andere Bewohner des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Der Storchpeter war

seine 47 alt und die Elisabeth drei Jahre jünger, und es ver-schlagen in diesem Alter bekanntlich ein paar Jahrzehnte nimmer viel. Der Aerger und die Friedlosigkeit machen keine Menschen schön, absonderlich die Weiber nicht, darum auch Strach von dem bösen Weibe sagt: „Wenn sie böse wird, verstellt sie ihre Geberde und wird so scheußlich wie ein Sack," worin derselbe nicht übel portraittirt hat. Die sanften Augen der Elisabeth waren fort, und die rothen Wangen wie Milch und Blut auch, und sie sah so hager und gelb drein wie eine Wespe, und der Storchpeter hatte was Wilbes im Ausdruck bekommen, und es schon hundertmal und mehr bereut, daß er die Kuchbäuerin geheirathet hatte. — Da kam der Andreastag, draußen tobte der Novembersturm und warf den Regen in Scheuern an die Fenster, und aus dem Ofen fuhr dann und wann die Flamme unheimlich züngelnd heraus. Die Beiden saßen einander gegenüber. Es sollte Jahrmarkt sein in der Stadt, und die Elisabeth wollte sich einen seidenen Rock kaufen. Kaum hatte sie das gesagt, da war's gerade, wie wenn der Zunder in eine Pulvertonne gefahren wäre, und der Storchpeter sprang auf und schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Und ich sag dir noch einmal, so wahr ich Storchpeter heiße, das läßt du bleiben. Keinen Schritt gehe ich mit dir aus dem Hause, wenn du den seidenen Fahren anhaßt. Du hast's nöthig, Staat zu machen. Wenn das deine Mutter wüßte, die thät sich im Grab herum drehen. Die war froh, wenn sie für euch elf Mäuler zu essen hatte und jedem ein halb neu Kleid hat geben können."

„Was sagst du," rief die Elisabeth, „schmeißt mir auch noch meine Mutter aus dem Grab vor! Dem Lindenbauer seine Kinder sind zwar arm, aber Lumpen sind wir darum nicht gewesen, und du brauchst mir meine Armuth nicht vorzuwerfen. Wenn du eine Reichere hättest haben wollen, so hättest du sie nehmen können, und des Lindenbauers Elisabeth hätte auch noch einen Mann bekommen und noch einen bessern, als du bist — aber so —" da konnte sie nicht mehr weiter, denn der Husten nahm ihr das Wort weg.

„Wenn du nur ersticken thätst mit deinem bösen Mundstück," schrie der Storchpeter, „dann geschähe dir und mir ein guter Tag." — Sie blieb ihm nichts schuldig und murmelte so was nicht in ihren Bart, aber wohl in ihren Husten und damit hatte das Nachtsessen ein Ende; Jedes suchte die Thür und das Eine ging da und das Andere dort hinaus und Jedes schlug die Thür ärger zu als das Andere, und doch war die Thüre ganz unbetheiligt. — Sonst hätte es wohl auch Schläge gegeben, aber heute Abend war Jedes zu erbittert, daß Beiden die Schläge für einen solchen Schimpf nicht nobel genug vorkamen und jedes auf andere Rache sann. — Draußen heulte der Sturm und drinnen im Herzen der Beiden auch.

(Schluß folgt.)

## Mailied.

Die Wolken zieh'n im Sonnenstrahl  
Mit rosig gold'nen Säumen,  
Da unten liegt das Dorf im Thal  
Umrahmt von Blüthenbäumen,  
Ins Lenzrevier aus engem Thor  
Zieht frohgemuth jetzt alt und jung,  
Es tönt ihr Sang zu mir empor,  
So recht mit jauchzendem Lärchenschwung!

Von Thal zu Berg, von Berg zu Thal —  
Welch reiches Frühlingsweiden!  
Wohin nur dringt ein Sonnenstrahl,  
Erweckt er neues Leben.  
Und übers Feld ein Lärchen geht,  
Dem Herzen wachsen Schwingen,  
Und all die Luft wird zum Gebet,  
Bis tief in den Himmel zu dringen!





## Ein Quell vom Paradiese.

Auf den Wald und auf die Wiese  
Mit dem ersten Morgengrau  
Träuft ein Quell vom Paradiese,  
Leiser, frischer Morgenthau;  
Was den Mai zum Heiligthume  
Jeder süßen Wonne schafft,  
Schmelz der Blätter, Glanz der Blume,  
Würz' und Duft ist seine Kraft.

Mit dem Thau der Maienglocken  
Wäscht die Jungfrau ihr Gesicht,  
Badet sie die gold'nen Locken,  
Und sie glänzt vom Himmelslicht;  
Selbst ein Auge roth geweinet  
Labt sich mit den Tropfen gern,  
Bis ihm freundlich niederscheinet  
Thaugetränkter Morgenstern.

Sink' denn auch auf mich hernieder,  
Balsam du für jeden Schmerz!  
Neh' auch mir die Augenlieder!  
Tränke mir mein dürstend Herz!  
Gib mir Jugend, Sangeswonne,  
Himmlicher Gebilde Schau,  
Stärke mir den Blick zur Sonne,  
Leiser, frischer Morgenthau!



## Die sieben Weisen.

Von N. M.

**A**Wie groß war Alexander, Papa? Das Volk nannte ihn den Großen.“ Dieses ist die Rede eines Knaben, welcher zum erstenmal in seinem Leben von Alexander dem Großen hörte, denn der Knabe konnte nicht begreifen, worin die Größe des Mannes eigentlich bestand. Aehnlich ergeht es Manchen, wenn sie von den sieben weisen Männern Griechenland's hören, sie wundern, worin die Weisheit bestand, und wie groß sie eigentlich war, daß man selbst heute noch davon rühmen sollte. Wie es aber jenem Knaben mit Alexander's Größe erging, ergeht es auch manchem Leser, welcher Zeit und Mühe gering achtet und Bibliotheken durchstöbert, nach der Weisheit jener Weisen zu forschen. Unsere kleine Welt hat eine große Geschichte, und diese gibt uns Aufschluß, für welchen sicherlich Mancher dankbar sein dürfte.

Die sieben Weisen lebten etwa zwischen 640 und 548 v. Chr. Diese Männer wurden aber nicht weise genannt, weil sie auf Schulen philosophirten, oder durch künstliche Schlussfolgerungen das Wenn, das Aber, das Wie und Warum aller Dinge erklären konnten. Es war vielmehr ihre praktische Lebensanschauung, ihre Menschenkenntniß und ihr Beobachten des menschlichen Treibens; dadurch wurden sie in den Stand gesetzt, ihre Beobachtungen in kurzen, einfachen Sätzen niederzuschreiben, und dieselben wurden maßgebend beim Volke, weßhalb denn auch die Männer zu ihrer Zeit sich großen Ruhm und Ansehen erwarben. Einige ihrer weisen Sagen wurden sogar bei ihrer Lebzeit im Vorhof des Delphischen Heiligthums angebracht. So wie das Siebengestirn an unserem Planetenhimmel erscheint, so haben wir hier eine Art Siebengestirn am geschichtlichen Himmel, welches wir näher ins Auge fassen wollen.

Der erste und berühmteste dieser Weisen war Solon; er wurde 638 v. Chr. zu Athen geboren und gehörte einer der geachtetsten attischen Familien an. Sein Vater verlor Hab und Gut, da Solon noch Knabe war, und er mußte sich deshalb sein Brod frühe schon selbst verdienen. Die harte Schule des Lebens, durch welche Solon zu gehen hatte, war ihm nützlich und machte ihn zum gefühlvollen Beobachter der Menschen und ihres Treibens. Während Andere auf Reisen gingen, um sich zu ergötzen, heißt es von Solon, er sei gegangen, um sich umzuschauen. Als er endlich zu Nacht und Ansehen gelangte, wurde er zum Wohltäter der Armen, denn er verfaßte ein Gesetz zum Schutz der Armen, um ihr Verhältniß dem Kapital gegenüber zu bessern und ihnen die Last, wenn möglich, zu erleichtern. Während seiner Abwesenheit auf Reisen entstand eine harte Opposition gegen die von ihm verfaßten Maßregeln, welche er nicht zu dämpfen vermochte, weßhalb er sich ins Privatleben zurückzog. Von den Wahlprüchen der Weisen wird ihm „Nichts zu sehr!“ zugeschrieben. Die Zeit seines Todes ist nicht bekannt.

Ein anderer nicht minder berühmter Weiser war Thales, welcher 639 v. Chr. geboren wurde und zwar in der lieblichsten der jonischen Städte: Milet. Ueber sein Leben hat er selbst leider nichts Schriftliches hinterlassen; er wird jedoch als Stifter der Schule jonischer Philosophen genannt und soll auch das Erscheinen einer Sonnenfinsterniß so genau bestimmt

haben, daß dieselbe in ihrem Eintritt nur eine Minute vom Bericht variierte. Durch seinen spekulativen Geist überwand er die Armuth und wurde zum reichen Manne. Thales war unverheirathet; seine Mutter hat ihn öfters, doch zu heirathen, aber er sagte immer, es ist noch zu frühe; nach einigen Jahren hieß es plötzlich: „Es ist nun zu spät.“ Solon besuchte ihn einst und sprach sein Erstaunen aus, daß Thales ledig sein sollte; dieser aber schwieg. Nach einigen Tagen stellte er jedoch einen Mann an, welcher sagen mußte, er habe schon vor zehn Tagen Athen verlassen.

Auf die Frage Solon's: „Was gab es Neues in Athen?“ erwiderte der Mann seiner Rolle gemäß: „Weiter nichts, als das Begräbniß eines jungen Mannes, dem die ganze Stadt das Geleite gab, denn, wie man sagte, war er der Sohn eines der angesehensten Bürger, und dieser war nicht dabei, sondern wie es hieß, schon lange auf Reisen.“

„Unglücklicher Vater!“ rief Solon. „Wie nannte man ihn denn?“

„Ich kann mich des Namens nicht entsinnen, obwohl ich denselben hörte.“

Solon geriet bei jeder neuen Frage in größere Furcht und wurde endlich so bestürzt, daß er dem Fremden auf den Namen half, indem er fragte: „War der Verstorbene nicht Solon's Sohn?“ „Ja, so hieß er,“ sagte der Fremde; und nun fing Solon an, sich zu geberden, als ob der Schmerz sein Herz zu sprengen drohte. Thales legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte lachend: „Was dich den Starren zu Boden schlägt, das eben hält mich vom Heirathen ab. Doch laß dich diese Rede nicht anfechten, denn die Sache ist nicht wahr; ich wollte dir bloß die Furcht eines Vaterherzens zeigen.“ Sein weiser Wahlpruch war: „Erkenne dich selbst.“ Thales wird übrigens auch als einen der frühesten und tüchtigsten Geometer Griechenland's bezeichnet. Er erreichte nach Einigen das Alter von hundert Jahren.

Weiter finden wir Pittakos von Mytilene unter den Weisen. Sein Heimathsland war die Insel Lesbos, wo er vielleicht 680 v. Chr. geboren wurde. Der schreckliche bürgerliche Parteikampf, der um jene Zeit auf der Insel wüthete, gab Pittakos Gelegenheit, seine praktische Weisheit zu verwerthen; er gewann das Zutrauen des Volkes und wurde zum Feldherrn und Staatsordner gewählt, auch suchte er, wie Solon, das zerrüttete Gemeinwesen wieder herzustellen; er befreite seine Vaterstadt von dem Tyrannen Melanchors und tödtete den Athenischen Anführer Pnyon im Zweikampf. Unter seinen Kernsprüchen sind mehrere berühmt geworden: „Erkenne den richtigen Zeitpunkt“; „Es ist schwer, ein edler Mensch zu sein“; „Mit der Nothwendigkeit kämpfen nicht einmal die Götter“ u. s. w. Als ihn einst ein Jüngling wegen einer Heirath um Rath fragte, weil er ein viel reicheres Mädchen bekommen könne, als er selbst sei, zeigte Pittakos auf eine Schaar spielender Knaben und sagte: „Richte dich nach jenen Knaben.“ Der Jüngling gehorchte und sah, daß die Knaben unter Reitschnecken ihre Kreisel tanzen ließen, dabei aber einander beständig zuriefen: „Nimm die Nächste!“ Der Zuschauer merkte den Wink und heirathete ein Mädchen, welches ihm gleichstand.

Pittakos war tapfer, edel, gerecht und versöhnlich. Freiwillig legte er sein Amt als Volksregent nieder und starb nach einem ruhmvollen und thatenreichen Leben etwa 569 v. Chr., von ganz Lesbos beweint, denn er war sehr geliebt und hoch geehrt bei Jung und Alt.

Bias aus Priene steht auch unter den Weisen. Er glaubte die Erfahrung gemacht zu haben, daß die Mehrzahl der Menschen schlecht sei. Er hielt nur Den für unglücklich, welcher sein Mißgeschick nicht zu tragen vermochte. Als König Alyattes sein Vaterland belagerte, ließ Bias zwei Maulesel mästen und dem König schicken, damit seine hungrigen Truppen doch etwas zu beißen hätten. Als ihn die Bürger der Stadt um Rath fragten, was sie am Besten thun würden, wenn der Feind nahe: „Mehrere machen es schlimm,“ d. h. zu viele Kühe verderben den Brei; als aber Jedermann zur Flucht Vorbereitung traf, sagte Bias: „Ich trage meine Güter immer bei mir“; diese Maxime der Weisheit ist ihm als Wahlspruch beigezeichnet. Bias starb in hohem Alter als berühmter Rechtsbeistand.

Nun folgt Chilon, der Lacedemonier, welcher etwa 600 v. Chr. lebte. Er war berühmt wegen seinen kurzen, trefflichen Antworten, welche er immer zu geben wußte. Sein Wahlspruch ist: „Einen Bürgen muß man würgen.“ Vorsicht war nach seinem Begriffe die höchste Tugend eines Menschen; aber trotz alledem war er selbst unvorsichtig genug, sich überraschen zu lassen, denn es heißt, als man ihm die Nachricht brachte, sein Sohn habe im olympischen Spiele den Preis gewonnen, starb er im Aufwall der Freude. Er erhielt aber durch diesen Umstand eine höchst ehrenvolle Bestattung.

Ueber Cleobulus von Lindos läßt sich wenig sagen.

Er lebte ganz in Dentsprüchen und sein Lieblingsgeschäft war Räthselmachen. Er war Regent seiner Geburtsstadt und soll eine wundervolle Körperkraft besessen haben. „Maß halten ist allerwege gut,“ war sein Wahlspruch. Weil er Solon schrieb, bei ihm Schutz zu suchen vor den Nachstellungen des Pisistratus, weiß man, daß er um das Jahr 560 v. Chr. gelebt hat.

Der siebente in diesem Gestirn war Periander von Corinth. Schon die Alten suchten diesem seine Berechtigung in der Siebenzahl streitig zu machen und nennen Periander aus Ambrakia als den Würdigen. Der Corinthier war ein blutdürstiger Tyrann; seine lebenswürdige Gattin Melissa tödtete er in einem Anfall von Eifersucht mit einem Fußtritt; seinen einen Sohn tödtete er, und einen anderen schickte er in die Verbannung. Schweres Familienleid verbüßerte seinen Lebensabend, und das Unglück verfolgte ihn. Ein schwachsinziger Nefse erbt Thron und Reich. „Erwäge in Allem die Zeit,“ steht als Wahlspruch Periander's verzeichnet, und hätte ihn derselbe wohl zum besseren Manne gemacht, wenn er seinen eigenen Rath befolgt hätte. Uebrigens soll er an 2000 Sprüche hinterlassen haben, welche noch größtentheils vorhanden sind.

Dieses ist eine kurze Schilderung der Männer, welche sich den Namen „Weise“ zu erwerben wußten. Aber wie wenig und gering war ihre Weisheit, gegenüber dem Wissen der gegenwärtigen Zeit! Und wenn alle die weisen Sprüche des Alterthums gesammelt sind, ist keiner, der dem Spruch des Apostels Paulus gleichkäme, welcher sagt: „Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er zu Schanden mache, was stark ist.“

## Eine merkwürdige Correspondenz aus anno 70.



Der alte Wandsbecker Bote sagt einmal: „Mißverständnisse kommen in der Welt meistens davon, daß man einander nicht versteht,“ und der geneigte Leser wird nicht behaupten, daß der Mann unrecht habe. Man braucht nur den Satz umzukehren, um seine Richtigkeit zu beweisen. Denn wenn man einander nicht versteht, dann gibt's gewöhnlich ein Mißverständnis. So haben sich auch einmal im Krieg anno 70 zwei Leute nicht verstanden. Der Eine war ein Hauptmann und der Andere eine Landwehrmannsrau. In der Schlacht am 18. August that sich ein Landwehrmann besonders hervor und führt, als alle Vorgesetzten gefallen waren, drei Züge seiner Compagnie allein durch die Schlacht. Darob wird ihm das eiserne Kreuz zuerkannt. Die ganze Compagnie hatte sich tapfer geschlagen, und die Wahl that dem Hauptmann weh, wen er nehmen und vorschlagen sollte zu dieser Auszeichnung. Da nimmt er zuletzt doch den beherzten Führer, schlägt ihn vor, und der kriegt's auch. Der Hauptmann will aber der Frau seines Landwehrmanns eine besondere Freude bereiten, nimmt Tinte, Feder und Papier und schreibt an die Frau einen Brief folgenden Inhalts:

Geehrte Frau! Ich habe Ihnen mitzutheilen, daß Ihr Mann, der Wehrmann \* \* \* wegen seines Verhaltens in der Schlacht vom 18. das eiserne Kreuz erhalten hat. Er wird dieses Kreuz für die ganze Compagnie tragen. Ich freue mich,

daß ich im Stande bin, Ihnen dies mitzutheilen und wünsche von Herzen Glück dazu. Ihr Mann befindet sich wohl und unversehrt.

\* \* \*

Vor Mey 1870.

Hauptmann der \* Comp.

Darauf erhielt der Hauptmann zu seinem nicht geringen Schrecken nachstehenden Brief:

Geehrter Herr Hauptmann! Ihr Schreiben habe ich in guter Gesundheit erhalten, aber ich muß mir sehr wundern und beklagen, daß mein Mann so eine harte Strafe bekommen hat, daß er ganz allein das Kreuz für die ganze Compagnie tragen soll. Er ist ohnehin nicht von die Stärksten und muß noch das schwere eiserne Kreuz für die ganze Compagnie tragen. Das ist für einen Familienvater zu vill. Das Sie mir aber noch verspotten und mich Glück zu die Sache wünschen, finde ich nicht schön von Sie. Denn man soll seinen Nebenmenschen im Unglücke nicht verspotten. Mein Mann ist ein braver Mann und hat immer gute Nazenal bei seine Vorgesetzten gehabt, warum nicht bei Sie. Nehmen Sie ihm das Kreuz wieder ab, oder die anderen Kameraden sollen mit ihm abwechseln. In unserm Kirchhof ist nur ein einziges Kreuz von die Sorte und es eine ganze Manneslast. Ich grüße Ihnen und meinen Mann.

\* \* \*

. . . . 20. Sept. 1870.

Landwehrmannsrau.





## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XXIII. Wie die Aufmerksamkeit der Schüler zu gewinnen.

Die Vorbedingungen erfolgreichen Lehrens sind:

1. Das Vermögen im Lehrer, seine Gedanken auf den Gegenstand, der gelehrt werden soll, zu concentriren.

2. Die Kunst, die Aufmerksamkeit der Schüler auf sich, als Lehrer, zu lenken.

3. Das Geschick, die Aufmerksamkeit der Schüler von sich ab und auf den Lehrgegenstand zu lenken. Daneben nun muß die Aufmerksamkeit, die der Lehrer auf der Seite des Schülers sichert, unter allen Umständen eine freiwillige sein. Sie kann und darf nicht gezwungen sein. Sie kann nicht erkaufte werden. Scheltworte können dieselbe nicht sichern. Der Schüler muß dieselbe aus eigenem Verlangen und Antrieb schenken. Und damit die Aufmerksamkeit auch Nutzen schaffe, muß dieselbe eine forschende sein. So stark sollte sie in jedem Schüler hervortreten und sich entwickeln, daß er je und dann Fragen stellt, und daß er sich nie vollkommen zufrieden gibt, bis er den nöthigen Aufschluß erhalten hat. Zuletzt muß die Aufmerksamkeit eines guten Schülers auch eine bleibende, beständige sein. Sie wird in der Klasse sich dem Lehrer zuwenden, bis die Lehrstunde vorüber ist; und — aufmerksame Schüler werden auch noch während der Woche über das Gehörte nachsinnen.

Punkte, auf die es mit Rücksicht auf die Aufmerksamkeit viel ankommt, sind:

a. Der Versammlungsort. Zum Beispiel: gute, frische Luft, bequemer Sitz; und daß man vor Störung gesichert ist.

b. Der Schüler. Er muß persönliche Zuneigung zum Lehrer haben, es darf ihm unter keinen Umständen am Vertrauen in des Lehrers Fähigkeit fehlen. Zudem sollte er so viel Interesse an der Lection haben, daß er die nöthigen Schritte zur Erlernung derselben thut.

c. Der Lehrer. Er muß gründlich vorbereitet sein, so daß sein Auge die Klasse beständig zu überschauen im Stande ist. Auch sollte er bereit sein, jede Frage, die an ihn gestellt werden mag, zu beantworten. Weiter, darf es ihm an dem nöthigen Enthusiasmus in seiner Arbeit nicht mangeln, er sollte große Freude an seinem Amte haben.

Er muß ziemlich viel Willensstärke entwickeln. Auf einen entschiedenen, positiven Willen im Lehrer kommt unglaublich viel an. Dann ist's nöthig, daß er seine Erläuterungen der Thätigkeit und dem Bedürfnis seiner Schüler anpaßt. In seiner Sprache muß er sich zu ihnen herablassen. Er sollte auf die Herzen und nicht bloß auf den Verstand einwirken können. Nicht minder muß er seine Schüler lieben, und überhaupt angethan sein, mit dem nöthigsten aller Hilfsmittel: mit der Kraft und Inwohnung des Heiligen Geistes.

d. Bedingt die angewandte Lehrweise auch größtentheils die Aufmerksamkeit. Der Lehrer sollte hier und da seinen Plan wechseln, er sollte fleißig illustriren, durch Geschichte und Bild. Der Lehrer suche die Neugierde oder doch Wißbegierde zu erregen. Er bringe es dahin, daß seine Schüler „wundern“, was dies oder das wohl meint u. s. w. Und dann sollte überlegt werden, daß jeder Lehrer so in „seiner Weise“, am besten zu

thun im Stande ist. Es ist durchaus nicht noth, daß Alles über einen Leisten gezogen werde. In seiner „eigenen Weise“ schlug David den Goliath.

Uebrigens ist Aufmerksamkeit eine Handlung des Willens, sie ist eine Gewohnheit, ein fester Gedanke, die Hinlenkung des ganzen inneren Menschen auf einen Gegenstand. Ein Lehrer, der die Aufmerksamkeit seiner Schüler nicht zunächst auf sich und dann auf den Lehrgegenstand zu ziehen vermag, der ist absolut unbrauchbar. Ein jeder S. S. Arbeiter und Normal Schüler denke doch über die angeregten Punkte ja weiter nach.

### „Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre.“

Das Amt des S. Schullehrers ist von großer Tragweite, und ist das nächst wichtigste zum heiligen Predigamt. Spurgeon sagt: „Ein S. Schullehrer hat so viel Recht ein ‚Ehrwürdig‘ vor seinen Namen zu setzen, als ich. Ich predige zu einer größeren Gemeinde, er zu einer kleineren, indessen thut er ganz dieselbe Arbeit, obwohl in einer begrenzteren Sphäre.“ Es kann somit nicht befremden, wenn die Worte der Ueberschrift, obgleich sie von einem Apostel an einen Prediger gerichtet wurden, als Basis zur Erörterung der Pflichten des S. S. Lehrers gegen sich selbst und gegen die Lehre angewandt werden. Ich wüßte in der That kaum einen Satz in der Schrift, dem der Religionslehrer ernstlicher nachdenken, und den er gewissenhafter ausführen sollte wie diesen. Möge es Gott gefallen, daß nachstehende Zeilen der guten S. Schulfache nützen mögen. Es sind zwei Fragen, die wir dem Text entnehmen und bündig zu beantworten suchen wollen. Die erste ist: Wie soll der Lehrer Acht haben auf sich selbst? Antwort:

1. Hinsichtlich seiner Stellung zu Gott. — Mit Recht fordert die Evangelische Gemeinschaft von Jedem, der ins Predigamt treten will, daß er Vergebung seiner Sünden, daß er Gottes Geist zum Zeugniß hat, daß er ein Kind Gottes ist, und daß die Liebe Gottes in solchem Maß ausgegossen ist in sein Herz, daß er über innerliche und äußerliche Sünden vollkommen Sieg habe. Ist diese Tüchtigkeit in der Kirchenordnung für den S. Schullehrer auch noch nicht in positiven Worten ausgesprochen, so ist doch der Weg dazu in den Worten: „daß jede Klasse mit einem Lehrer von christlicher Gesinnung und Charakter versehen sei,“ angebahnt. Aus der Natur der S. Schule und dem Zwecke derselben geht hervor, daß der S. Schullehrer wiedergeboren sein und eine lebendige Hoffnung des ewigen Lebens haben muß. Denn der Zweck der S. Schule und die Aufgabe des Lehrers ist nicht nur die Schüler im Geseh, im buchstäblichen Wissen und der Moralität zu befördern, sondern er soll jedem Schüler insbesondere ans Herz zu legen suchen, daß er als Sünder vor Gott verantwortlich ist, und daß seine Seele wiedergeboren sein muß, wenn er Gott im Frieden schauen will. Durch die S. Schule sollen die Schüler für Jesum und die Kirche gewonnen werden, und dazu bedarf es des persönlichen Umgangs mit Gott im Gebet; dazu müssen die Augen geöffnet und ein „heller Schein“ ins Herz gegeben worden sein. Trefflich sagt Spurgeon: Ein unwiedergeborener Seelenhirt ist ein Blindher, der auf den Lehrstuhl der Optik erhoben ist, der über das Licht und die Gesehe des Sehens Vorlesungen hält, der die jarten Schattirungen und sanften Uebergänge der prismatischen Far-

ben schildert und andern veranschaulicht, und sich dabei doch selber total im Finstern befindet! Er ist ein Tauber, der zum Professor der Musik gemacht ist — ein Richter über Harmonien und Symphonien, die er nicht vernimmt! Ein solcher Mensch ist in seiner Stellung mehr denn unnütz, denn er hat Reisende eine Straße zu führen, die er selber nie betreten hat; ein Schiff einer Küste entlang zu steuern, deren Beschaffenheit ihm völlig unbekannt ist! Er soll Andere unterrichten und ist doch selber ein Thor. Was kann er anders sein, als eine Wolke ohne Regen; ein Baum, der nur Blätter hat? Jedermann, der willig ist die Pflichten eines S. Schullehrers zu übernehmen, sollte auch und muß auch die Willigkeit haben, die Nützlichkeit, die Ausrüstung zum Amte bei Gott zu suchen. „Die Hand, die Andere waschen will, muß selber nicht schmutzig sein; ja, erst sei selbst geziert und dann schmücke deine Brüder.“ Welche Fähigkeiten ein Lehrer auch immerhin haben mag, so muß er vor allem Andern darauf Acht haben, daß sein Verhältniß zu Gott recht ist und bleibt. Er muß immer nahe bei Gott sein.

2. Hinsichtlich seines moralischen Charakters. — Er muß Acht haben, daß er vor Gott und Menschen sittlich rein ist. Das Ideal der Sittlichkeit muß er hochgestellt haben, und so wie er sich bestrebt, seine Pflöge dem Ideal entgegen zu führen, so muß er stets in seinem Leben demselben entsprechen. Nie muß er Andern einen Splitter aus dem Auge ziehen wollen, wenn er und Andere wissen, daß ein Balken in dem seinen ist. Er sollte von allen Untugenden suchen frei zu werden: von dem Gebrauch des starken Getränks und des stinkenden Tabaks sollte er erlöst sein. Wie abstoßend es ist, wenn man aus den Kleidern und dem Munde den faulen nervenereschütternden Geruch erhält, brauch ich kaum zu erwähnen. Daß es aber sittenverderbend ist, wenn der Schüler seinen Lehrer beim vollen Glase trifft, und selbst während des Unterrichts und des Gebetes in der Schule die Tabaksbrühe mit dem Heiligen vermischt, möchte ich mit Nachdruck sagen. Es ist nicht fein, wenn ohne besondere Noth irgend ein Christ benannte Dinge gebraucht, aber an einem öffentlichen kirchlichen Beamten wirkt das Beispiel noch schädlicher. Es ist schlimm genug, wenn deine Taschenuhr dir die Zeit unrichtig angibt und dich betrügt, aber viel schlimmer ist's, wenn die Thurmuhr des Dorfes verkehrt geht. Da Jeder an derselben seine Taschenuhr zu berichtigen sucht, so kann großer Wirrwarr dadurch entstehen. Bedenke, mein Lieber, daß du einer Thurmuhr ähnlich bist, daß deine Schüler auf dich sehen und deinem Exempel nachahmen sollen. —

3. Er soll Acht auf sich haben, daß er seine Fassung nie verliert und nicht ungeduldig wird. — Es ist dies fürwahr nicht die geringste Kunst, die der Lehrer erlernen soll. Nicht selten legen es gewisse Schüler drauf an, des Lehrers Geduld auf die Probe zu stellen. Auf manche Schüler will weder die ausgesuchteste Illustration, Vermahnung noch Drohung etwas ausrichten. Da muß man nicht versagen, sondern des Guten harren, denn viele Tropfen höhlen doch zuletzt den härtesten Stein aus, und viele Streiche fällen endlich die dickste Eiche. — Laß deinen Willen nicht zum Ausbruch kommen. Beherrsche dich selbst und du wirst, wenn auch nach vielen Angriffen, die Gedankenlosen und Störrigen deiner Klasse besiegen. Werde auch wegen des Erfolgs hinsichtlich der Bekehrung deiner Klasse nicht ungeduldig. Du sollst erwarten und fest glauben, daß der Herr dein Gebet für deine Klasse erhört. Wenn du aber den Erfolg nicht bald sehen kannst, so ist das noch kein Grund zur Ungeduld. Gott kann deine Gebete noch

nach deinem Tode beantworten, wie ich aus vielen Begebenheiten darthun könnte. Im Ganzen dürfte der weise Ausspruch Dr. Stier's auch beherzigt werden, wenn er sagt: „Man muß auch nicht mit dem Erntewagen hinter dem Säemann herfahren wollen. Säe du im Glauben guten Samen, und reformire so gut du kannst und übergib deine Arbeit und deine Klasse dem Herrn, der wird Gedeihen geben zur rechten Zeit.“ —

4. Auch soll er Acht haben auf seine Liebe und Zärtlichkeit den Kindern gegenüber. Die herzlichste Liebe zu den Kindern wird ihn vor der Tadelerei bewahren. In der Regel wird man wieder geliebt, wenn man liebt. Nichts zieht uns so sehr an einen Menschen, als Thaten und Worte der Liebe. Weder die hohe amtliche Stellung, noch der große Ruf als Gelehrter vermag das zu ersetzen, was die Liebe thut. Eines Tages wird Wilhelm von einer Dame besucht und angesprochen zu ihr in die Schule zu kommen. Es werden ihm Vorstellungen gemacht. Warum er denn die zwei Meilen weit in die S. Schule gehen wolle, da er ja eine Schule in der Nähe habe, die ihn willkommen heiße, und die eben so gute Lehre und Lehrer habe, als die andere, und deren Reichthum und Einrichtung der andern S. Schule weit voraus sei. Nach dem Wilhelm alles mit angehört hatte, antwortete er: „Wahr mag das Alles sein, aber mein Lehrer liebt mich und darum gehe ich wieder zu ihm.“

5. Nicht minder wichtig ist es, daß der Lehrer auch ernst und feierlich beim Unterricht ist. — Damit ist nicht verstanden, daß er Heiterkeit und Frische aus der Klasse verbanne. Das junge Geschlecht ist heiterer Natur. Verkehrt wäre es, dieser Natur entgegen zu wirken. Man komme den Kindern in ihrer Auffassungskraft und in ihrem Naturell zu Hülfe. Man rede mit ihnen, wie sie es verstehen und werde Erzählung, Gleichniß, Frage und Gegenfrage an und fessle sie mit den uns zu Gebote stehenden Gaben. Nie, nie lasse man sich aber zum „Pörsenreißer“ herab. Nie wähne man seine Pflicht erfüllt zu haben, wenn man seine Klasse eine halbe Stunde amüsiert hat. Die S. Schule ist nicht der Ort und der S. Schullehrer nicht die Person, die dem Leichtsinne in irgend einer Gestalt Vorschub leisten sollte. Man lasse sich von dem Gewicht der Wahrheit auf dem Herzen begeistern; man fühle den Ernst der Zeit, des Orts und der Verantwortlichkeit; man trachte und verlange ebensoviel nach Thranenergüssen, als nach Gelächterausbrüchen. Weil wir so gern in Extreme gerathen, so ist es nöthig, daß wir auf uns achten, damit wir nicht anstößig und ärgerlich werden. Predige, lehre und ermahne gut, aber lebe auch gut. Donnere in deiner Lehre und blitze in deinem Wandel, so wirst du viele Früchte sehen. Th. Suhr.

### Zwei Extreme.

Es gibt in der Kinderzucht zwei Extreme, auf welche ich mir erlaube, aufmerksam zu machen:

1. Manche Erziehler (Eltern und Lehrer) haben selten oder nie ein freundliches, aufmunterndes Wort für die ihrer Pflege anbefohlenen Kinder. Sie denken ihnen beständig ihre Fehler auf, schimpfen, spotten, strafen. Ihr Schatz von nichts weniger als schmeichelnden Beinamen scheint unererschöpflich zu sein. Begegnet man dem Kinde auf der Straße, so ist das Verhalten kalt, stoisch; man denkt natürlich nicht daran, dem Zögling auf der Straße zuzukommen zu lassen, was demselben zu Hause nie zu Theil wird: ein freundlicher Blick, ein liebevolles Wort. — Was sind die Folgen? Die Kinder werden zornig; nachlässig, tückisch, ungehorsam, hinterlistig, betrügerisch u. c.



Es war, wenn ich nicht irre, der berühmte Bibelerklärer Dr. Adam Clarke, der von seinem Lehrer immer als ein „nichts-würdiger Bengel“ bezeichnet wurde, der aber durch ein aufmunterndes Wort eines besuchenden Herrn so mächtig angeregt wurde, daß er sich entschloß, Etwas zu werden; und er ward es auch. Seid freundlich, ihr lieben Eltern und Lehrer!

2. Andere überhäufen ihre Kinder beständig mit allerlei Lobhudeleien, daß man meinen könnte, sie seien Engel aus Gottes Himmel. Man huldigt dem Grundsatz: Die Fehler und Mängel der Kinder müsse man mit Liebe zudecken. Aber ist das Liebe, wenn man immerwährend nur liebkost, entschuldiget, lobt und rühmt, die eigenen Kinder immer als die unschuldigen und besten betrachtet; wenn man so sehr von der „Liebe“ hingerissen wird, daß man den Kindern ein ernstes, strafendes Wort nicht mehr zu sagen vermögend ist, geschweige, wenn es nöthig wäre, die Ruthe anzulegen—ich frage: ist das echte Liebe? Nimmermehr! Gott ist ein Gott der Heiligkeit und Gerechtigkeit, eben weil er ein Gott der Liebe ist. Unsere Liebe zu den Kindern muß auch eine heilige und gerechte sein.—

Die Früchte von solcher Erziehung? Das sind jene Kinder, die immer Kinder bleiben, nie Männer werden; Treibhaus-pflänzchen sind's, zart, empfindlich — weinerliche — „Touch me nots.“ — Doch das Uebrige mag sich der freundliche Leser denken, und es wird ihm auch nicht schwer werden, den goldenen Mittelweg zu finden. G. Heinmiller.

### Der Superintendent.

1. Superintendents gibt es heut zu Tage viele, auf kirchlichem und weltlichem Gebiete; aber im obigen Thema ist die Sprache von der Sonntagsschule, und in diesem Fall in unserer lieben Evangelischen Gemeinschaft. Unter der Stellung des Superintendents verstehe ich seine amtliche Verwaltung in der Sonntagsschule. Er ist die höchste amtliche Person in derselben. Als solche sollte er ein Muster sein. Um die obige Stellung mit Erfolg bekleiden zu können, muß er 1) Talent haben, das Regiment zu führen. 2) Gänzliche Gottergebenheit besitzen, wobei 3) eine schwere Zunge weniger in Anschlag kommt, denn es ist für einen Superintendenten besser, er sagt zu wenig, als daß er ein Vielschwäger ist. Unsere Schulen leiden im Allgemeinen durch zu vieles Reden. Nach unserer Kirchenordnung ist der Prediger der Oberaufseher der Sonntagsschule. Der Superintendent soll dieses niemals außer Acht lassen. Daher sollte er dem Prediger alle Gelegenheit in der Sonntagsschule geben, mitzuhelfen, denn das ist seine Pflicht und—Vorrecht. Er soll niemals die köstliche Zeit ganz allein verbrauchen. Ferner sollte der Superintendent in allen Anordnungen und Unternehmungen, das Interesse der Schule betreffend, sich mit seinem Prediger berathen, und das in allen Fällen. (Es mögen jedoch kleine Sachen vorkommen, welche eine Ausnahme erlauben.) Diese feste Regel aber sollte gewöhnlich ausgeführt werden. Z. B. da soll ein Kinder- oder Christfest oder irgend etwas derart gefeiert werden, aber dem Prediger wird die ganze Sache erst fund gethan, vielleicht kurz vor seinem Gottesdienst, da der Superintendent die Zeit fest bestimmen will. Nun wird der Prediger aufgefordert, etwas zu reden über Das, was vorliegt. In welcher Lage das den Mann versehen muß, läßt sich leicht denken.

2. Der Sonntagsschule gegenüber soll der Superintendent, wie schon gesagt, ein Muster wahrer Frömmigkeit sein. Geduld, Liebe, Freundlichkeit, Fleiß und Treue sollen ihn zieren.

Es sollte jeder Schüler von seinem Superintendenten sagen können: „Wenn es einen Christen in der Welt gibt, so ist es mein Superintendent.“ Ein herrliches Zeugnis für sich zu erwerben von seinen Schülern, sollte sein Bestreben sein. Auch ist es für ihn sehr nothwendig, sich mit unserer Sonntagsschul-Literatur genau bekannt zu machen. Das Magazin und das herrliche Lectiionsblatt sollten recht gebraucht werden. Dieses Ziel besser erreichen zu können, sollten Lehrerversammlungen gehalten werden. Um in seiner Stellung erfolgreich zu sein, muß er verstehen in der Schule die Selbstthätigkeit anzuregen. Ein Superintendent mag der Schule sehr viel Stoff bieten, welcher gleichsam als unverdauliche Speise liegen bleibt, und somit die Geistes- und Herzensbildung der Schule nicht fördert, sondern nur ihr Gedächtniß anfüllt. Wer es aber versteht, die Schule zum Selbstdenken, Selbstfühlen und Selbstarbeiten zu bringen, der hat die Kunst des Lehrens begriffen.

In seiner Stellung der Schule gegenüber soll er auch pünktlich sein. Immer zur rechten Zeit eröffnen und beschließen zc.

3. Den übrigen Beamten gegenüber soll er freundlich, zuvorkommend und brüderlich sein, und dazu sehen, daß jeder sein Amt verwaltet und auch durchaus nichts eigenmächtig, ohne mit seinen Collegen sich zu berathen, vornehmen. Er soll sich bemühen, „fleißig zu halten die Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens,“ und nach 1. Petri 4, 10: „Einander dienen, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.“ Geschieht das, so wird Alles recht! Joh. Grenzebach.

### Gründe für die Befehrung der Jugend.

#### I.

Daß von jeher gewisse Hauptlehren der heiligen Schrift minder oder mehr von sehr vielen Menschen verachtet und verleugnet wurden, ist wohl jedem Leser des geschätzten Magazins bekannt. Und daß sich dieser Geist nicht nur unter den Kindern der Welt, sondern sogar auch noch unter manchen Christenbekenntern offenbart, ist leider auch wahr. Die Lehre betreffs Befehrung und Frömmigkeit der Jugend bildet keine Ausnahme. Wie oft haben selbst schon Prediger, die meinten von Gott berufen zu sein, der Welt das Evangelium zu verkündigen, mit Laien ihr Gespött über die Befehrung der Jugend getrieben, und gesagt, wenn Kinder mit den Eltern willig waren, ihren Heiland zu suchen: Baby meetings. Wie schauerlich ist doch der Gedanke, daß Kinder, die ein Verlangen hatten, dem zukünftigen Jorn zu entfliehen, aber von ihren Eltern oder Andern gehindert wurden, sich dann dem Teufel und seinem Dienst sammt dem Unglauben ergeben haben! Und Manche, die dem Herrn Jesu ihre Herzen schon ergeben hatten, und einen innigen Antrieb fühlten sich in die Herde der Seinen aufnehmen zu lassen und Antheil an den Gnabenmitteln zu nehmen; aber, weil sie öfters sehr lieblos getadelt wurden, gingen allmählig zurück, fielen der Welt wieder anheim, und leben nun im Leichtsinne und der Sünde dahin. Zu bedenken ist da das Wort des Herrn: „Wer aber ärgert dieser geringsten Einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde, und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist.“

Für die Befehrung der lieben Jugend wollen wir natürliche, historische und biblische Gründe angeben. Natürliche Gründe:

1. Es ist allgemein bekannt, daß die Herzen in der Jugend sehr zart sind; daß sie, wie der Thon in des Töpfers Hand,

sich sehr gern bilden lassen, und daß sie gar leicht Eindrücke empfangen. Es kann deshalb eine Person niemals so leicht zu Gott geführt werden, als in der frühen Jugendzeit, einfach hienieweil sich das Herz da noch ohne viel Mühe bilden läßt.

2. Weil man die Aufmerksamkeit der Jugend eher gewinnt und sie leichter interessieren kann mit der Geschichte vom Kreuz und der Liebe Gottes zu den Menschen, als die älteren Leute. Dieses hat seinen Grund in der Thatsache, daß die jugendlichen Herzen noch nicht so eingenommen und besungen sind mit den Welt- und Eitelkeitslüften und der bösen Gesellschaft, welche sehr oft der reiferen Jugend und älteren Personen zu einem beinahe unüberwindlichen Hinderniß zu ihrer Seligkeit wurden.

3. Die Neigung, das ernstliche Verlangen allem, das gefährlich und schädlich ist, zu entfliehen, ist noch viel stärker und

herrschernd im jugendlichen Alter, als später, wo man durch die Sünde mehr abgehärtet und verstockt wird. Kinder fliehen beinahe unwillkürlich, wo sie Gefahr ahnen. Man findet es deshalb viel leichter in ihnen ein ernstliches Verlangen zu erwecken, dem zukünftigen Jorn zu entfliehen.

4. Kinder haben in der Regel eine stärkere Fähigkeit, Glauben zu üben, als erwachsene Personen. Die Letzteren sind schon mehr mit der Zweifelsucht angefüllt. Deshalb befehrt sich eben der junge Mensch so viel leichter, als die alten Sünder, die manchenmal voll Zweifel zu Gott hinnaßen und klagen: „Ich kann nicht glauben.“ Kinder glauben so sehr kindlich, herzlich und fest, daß sie ja öfters uns beschämen in unserm Unglauben. Sie nehmen Gott einfach fest bei dem Wort seiner Verheißung; und das ist der Glaube den Gott ehrt.

S. R. Roher.

### Zweites Quartal.

## Sonntagschul-Lektionen.

### Leidende zu Christo gebracht.

#### 6. Lektion: Markus 7, 24-37. — Sonntag den 7. Mai 1882.

24. Und er stand auf, und ging von dannen in die Grenze Tyrus und Sidons; und ging in ein Haus, und wollte es Niemand wissen lassen, und konnte doch nicht verborgen sein.

25. Denn ein Weib hatte von ihm gehört, welcher Töchterlein einen unsaubern Geist hatte, und sie kam, und fiel nieder zu seinen Füßen;

26. (Und es war ein griechisch Weib aus Syrophönicie) und sie bat ihn, daß er den Teufel von ihrer Tochter austriebe.

27. Jesus aber sprach zu ihr: Laß zuvor die Kinder satt werden; es ist nicht fein, daß man der Kinder Brod nehme, und werfe es vor die Hunde.

28. Sie antwortete aber und sprach zu ihm: Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder.

29. Und er sprach zu ihr: Um des Wortes willen, so gehe hin, der Teufel ist von deiner Tochter ausgefahren.

30. Und sie ging hin in ihr Haus, und fand, daß der Teufel war ausgefahren, und die Tochter auf dem Bette liegend.

31. Und da er wieder ausging von den Grenzen Tyrus und Sidons; kam er an das galliläische Meer, mitten unter die Grenze der zehn Städte.

32. Und sie brachten zu ihm einen Tauben, der Stumm war, und sie baten ihn, daß er die Hand auf ihn lege.

33. Und er nahm ihn von dem Volk besonders, und legte ihm die Finger in die Ohren, und spüsete, und rührte seine Zunge.

34. Und sahe auf gen Himmel, seufzte und sprach zu ihm: Ephatha! das ist, thue dich auf!

35. und alsobald thaten sich seine Ohren auf, und das Band seiner Zunge ward los, und redete recht.

36. Und er verbot ihnen, sie sollten es Niemand sagen. Je mehr er aber verbot, je mehr sie es ausbreiteten,

37. Und verwunderten sich über die Masse, und sprachen: Er hat Alles wohl gemacht; die Tauben macht er hörend, und die Sprachlosen redend.

Haupttext: Der Herr ist allen gütig, und erbarmt sich aller seiner Werke. — Psalm 145, 9.

**Erklärung.** — I. Das kananäische Weib. — Vers 24-30. Unser Heiland verließ kurz nach der letzten Lektion Kapernaum und zog, um vor seinen Feinden sicher zu sein, und mit seinen Jüngern ungefört verkehren zu können, in die Gegend der beiden berühmten Städte Tyrus und Sidon. Diese Städte waren die Hauptstädte in Phönizien und lagen am Ufer des mittelländischen Meeres, etwa 100—120 Meilen nordwestlich von Jerusalem. Sidon lag 20 Meilen nördlich von Tyrus. Tyrus aber war 35—40 Meilen von Kapernaum. Die Botschaft von dem Kommen unseres Heilandes in diese Gegend war seiner persönlichen Gegenwart schon vorausgeeilt. Raum hatte er das Ziel seiner Reise erreicht, da kam schon ein hilfessuchendes Weib zu ihm. Nach Matth. 15, 22. war es ein kananäisches Weib. Markus hingegen nennt sie eine Griechin aus Syrophönicien. Wir haben dieses so zu verstehen: Sie stammte von den früheren Kananitern ab, die sich nach ihrer Vernichtung in dem gelobten Lande nur noch auf dem schmalen Küstenstrich zwischen dem Libanon und dem mittelländischen Meere befanden, und das Volk der Phönizier bildeten. Dieser Landstrich wurde Syrophönicien genannt, weil er zu der syrischen Provinz des römischen Reiches gehörte. Der Name „Griechen“ war ein Ausdruck unter den Juden, womit alle Heiden bezeichnet wurden. Das Anliegen, welches dieses Weib vor Jesu brachte, war, daß er ihre vom Teufel besessene und geplagte Tochter heilen möge. (Ueber die Beseitigung siehe Lektion 11 in ersten Viertel.) Die Bitterkeit um ihre Tochter war so groß, daß deren Plage eben so schwer auf ihr lastete, als ob es ihre eigene Plage sei. Nach Matth.

15, 22. sprach sie: „Erbarme dich meiner!“ Möchten doch alle Eltern so für das geistliche Wohl ihrer Kinder besorgt sein! Der wahre Prediger des Evangeliums hat oftmals dieselben Empfindungen, wenn er für die Rettung der Sünder und Heiligung des Volkes Gottes betet. Des Weibes Bedürfnis, ihr Verlangen und ihr Glaube waren auf das rechte Ziel gerichtet, aber ihre Erkenntnis über ihren eigenen Stand bedurfte der Aufleuchtung, ehe sie gesegnet werden konnte. Sie redete ihn als Sohn David's an; worauf aber Christus kein Wort erwiderte. Viele Ausleger meinen, der Herr hätte nur geschwiegen, um ihren Glauben zu stärken. Allein die Worte: „Ich bin nicht gesandt, denn mir zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel,“ lehren uns anders. Nach Röm. 5, 8. war Christus „ein Diener der Beschneidung um der Wahrheit willen Gottes, zu bestätigen die Verheißung den Vätern gegeben;“ und diesem Berufe mußte er treu bleiben. Da dieses Weib nicht zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gehörte, konnte er ihr als Sohn Davids nicht helfen. Nichts desto weniger brannte sein Herz von derselben Liebe gegen sie, als gegen sein eigen Volk. Christus wies ihr daher den Stand an, welchen sie im Vergleich mit den Juden einzunehmen hätte, wenn er ihr helfen sollte. Er stellt sie auf gleiche Stufe mit den Sündern. Das Weib aber ließ sich diese Demüthigung ruhig gefallen. Sie nahm den Platz ein, den ihr Christus anwies. Ihre Sprache war: „Ja, Herr; aber doch essen die Hündlein unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder.“ Sie wollte damit sagen: Der Platz ist von rechts wegen mein, ich bin ein Hund; aber da dieses nach deinen Worten wahr



ist, so habe ich ein Recht, deine Hilfe zu beanspruchen. Denn die Hündlein essen von dem Ueberfluß der Kinder. Gib mir daher nur dies, und ich bin zufrieden. Christus preist hierauf den Glauben dieses Weibes und schenkt ihr, was sie begehrte. Ein solcher Glaube ist das Erzeugniß des heil. Geistes und entspringt aus einem heilsverlangenden, demüthigen Herzen. Liebe heilsuchende Seele! Mache es wie dieses Weib. Das Wort Gottes sagt: Du bist ein Sünder. Nimm diese Wahrheit an, und sprich: Ja, Herr; aber daher habe ich gerade dich, den Freund der Sünder, nöthig. Als ein Unwissender nimm deine Zuflucht zu Christo, deiner Weisheit; als ein Ungerechter suche und verlange seine Gerechtigkeit; als ein Unheiliger glaube an die Heiligung durch sein Blut. Handeln wir so, dann öffnet der Herr seine ganze Gnadenfülle und läßt uns nach Herzenslust daraus schöpfen. Der Glaube des Weibes erwies sich hier als ein vermittelnder Canal zwischen Christus und ihrer Tochter. Er führte die Kraft Christi gleich einem elektrischen Schläge der Tochter zu, daß dadurch der unsaubere Geist von ihr ausfuhr. Denn die Tochter ward gesund zu derselben Stunde.

II. Die Heilung des Taubstummten. — Vers 31–37. Die Kundwerdung der vorigen Geschichte war wahrscheinlich die Veranlassung, daß er diese Gegend bald wieder verließ und auf die nordöstliche Seite des galiläischen Meeres zog, in die Grenzen der 10 Städte. Nach Bruter waren diese Städte: Damastus, Opoton, Philadelpia, Raphana, Sythopolis, Gadara, Hippondion, Bella, Galasa und Kanatha. In dieser Gegend, wir wissen nicht genau wo, wurde ein Mensch zu ihm gebracht, der taub und stumm war. Die englische Uebersetzung, sowie auch das neue revidirte Testament, beschreibt uns ihn als taub und schwerredend oder stotternd. Statt nun den Leuten seine Macht zu zeigen, nimmt er den Taubstummten ganz allein. Die Ursache hievon meinen Manche sei gewesen, um jede Aufregung und den Zusammenlauf des Volkes zu verhindern. Andere hingegen sind der Meinung, daß auf diese Weise ein tieferer Eindruck auf das Gemüth dieses Menschen gemacht werden sollte. Wir sehen hier, daß Christus mit seiner Wundermacht an keine Formen gebunden ist, sondern nach seiner Weisheit handelt. Er handelt auch so in der Mittheilung seiner Gnade für die Seele des Menschen. Viele werden durch die Predigt des göttlichen Wortes zur Erkenntniß der Wahrheit geführt. Anderen geht das Licht der Gnade auf beim Lesen desselben. Manche andere werden erweckt durch Krankheit oder sonstige Heimsuchungen Gottes. Durch das Aufstehen zum Himmel zeigte Jesus dem Taubstummten, daß er mit Gott in Gemeinschaft stehe. Wie er nun noch das aramäische Wort: „Sephatha“ gesprochen hatte, waren dessen Ohren geöffnet, und das Band seiner Zunge war los. Der Grund von dem Verbot, es Niemand zu sagen, war der: er wollte, so viel wie möglich, den Pharisäern ausweichen, und keine fleischlichen Messiashoffnungen unter dem Volke nähren. Allein das Volk kannte seine Gründe hiefür vielleicht nicht recht, und war daher nicht zu beschwichtigen. Sie priesen ihn mit den Worten: „Er hat alles wohl gemacht.“ In dieses Bekenntniß wird einmal die ganze Menschheit einstimmen müssen.

Lehre. — 1. In der Geschichte des kananäischen Weibes ist uns recht deutlich gezeigt, wie wir die Schwierigkeiten zu überwinden haben, welche sich uns in der Erlangung des Heiles entgegenstellen. Es traten jenem Weibe verschiedene Hindernisse in den Weg: 1. Sie war keine Jüdin; 2. Jesus schien sie gar nicht zu achten; 3. hatte sie Christum bei seinem Wort zu nehmen. Dieses Weib überwand diese Hindernisse durch den Glauben. In demselben finden wir ein heißes Verlangen nach seiner Hilfe, ein unbegrenztes Vertrauen auf seine Macht und Willigkeit, eine unüberwindliche Beharrlichkeit und die tiefste Demuth. — 2. Durch das gläubige Gebet vermögen wir Christum mit unseren Mitmenschen in Verbindung zu setzen, daß sie seine rettende Kraft erfahren. — 3. Wenn Christus seine Hilfe uns nicht gleich auf unser Gebet schenkt, so will er dadurch unsern Glauben stärken und uns zur rechten Selbsterkenntniß führen. — 4. In der Heilung des Taubstummten ist die Hauptlehre, daß Christus seine Wunder nicht that, um die Menschheit in Erstaunen zu versetzen, sondern um ihre Leiden zu heilen und ihr Gebet zu erhören.

Anweisung für Lehrer. — Der Lehrer hat in dieser Section ein herrliches Exempel von den Widerwärtigkeiten und dem Triumph einer heilsuchenden Seele. Er zeige seinen Schülern:

1. Die Herkunft dieses Weibes; 2. deren Bedürfniß, ihre Tochter war beseßen; 3. ihren starken Glauben, welcher alle Hindernisse überwand und Jesu Hilfe erlangte. Weiter schildere er ihnen die verborgene Liebe Christi. Dieselbe erkennen wir darin, daß er die Frau zuerst vergeblich bitten läßt, um sie dadurch zu größerem Ernst zu bewegen; weiter zeigt sich dieselbe in seiner abschlägigen Antwort, wodurch er ihr gläubiges Herz auch mit heiliger Demuth schmückte; endlich aber darin, daß er ihre Bitte erhörte. Der Lehrer suche dieses dann recht auf die Heilserfahrungen im Christenthum anzuwenden.

Kleinkinderklasse. — Den Kleinen sollte man kurz und bündig die Section erzählen. Ihnen dabei jedoch hauptsächlich zeigen, wie gut es ist, eine liebende Mutter zu haben, und wie diese Mutter nicht abließ mit Beten zu Jesu, bis die Tochter gesund war; wie aber auch Jesus stets hilft, wenn wir zu ihm kommen und unsere Hoffnung auf ihn setzen.

Illustrationen. — Gottvertrauen. Dasselbe wird uns auf folgende Weise recht herrlich illustriert: Als Alexander der Große einmal schwer krank war, bereitete sein bester Freund, der auch sogleich Arzt war, ihm einen Trank. Ehe dieser Trank jedoch dem Alexander gereicht wurde, hatte derselbe einen Brief empfangen, in welchem er vor Gift gewarnt wurde. Als sein Freund ihm nun den Trank reichte, nahm Alexander ihn mit der einen Hand und trank, während er mit der andern seinem Freunde den Brief hinhielt. Welch ein Vertrauen setzte Alexander in seinen Freund! Ein solch rüchhaltsloses Vertrauen sollen wir auch Gott schenken. — 2. Christus ein Helfer. Als Pompejus eines Tages vom Bade nach der Tafel ging, umflammerte ein Würdenträger des Staats, der in einem peinlichen Criminalprozeß verwickelt war, seine Kniee und bat um Hilfe. Die einzige Antwort, die er von Pompejus, der ihm hätte helfen können, bekam, war die, daß ihm die Sache das Abendessen verderbe. Hier verhinderte Selbstsucht die großmüthige Theilnahme an den Leiden eines Andern. Doch unser Erlöser ist zugänglich zu jeder Zeit, um unsere Sache zu übernehmen. Nichts hindert ihn, seine Gnade zu spenden, wenn immer dieselbe von Nöthen ist und verlangt wird.



Wandtafelklärung. — Wir lenken hier zunächst die Aufmerksamkeit auf die vorstehende Pforte. Sie ist durch schwere eiserne Bänder fest verschlossen, aber die starke Glaubenshand sucht dieselbe dennoch zu öffnen. Das soll uns besonders die Geschichte des kananäischen Weibes — ihr Kommen zu Jesu — illustriren. Einige der Haupthindernisse: Weite Reise, Jesu harte Antwort etc. bilden gleichsam die schweren Riegel, welche erbrochen, beseitigt werden mußten. Der Glaube that's, er öffnete den „Zugang“ (Röm. 5, 2.), und Sieg, der sich in der Rettung der Tochter offenbarte, war die Folge. Daher: Klopft an! — ernsthaft, anhaltend, so wird euch aufgethan. Herrliche Section!



## Der Sauerteig der Pharisäer.

## 7. Section: Markus 8, 1-21. — Sonntag den 14. Mai 1882.

1. Zu der Zeit, da viel Volks da war, und hatten nichts zu essen; rief Jesus seine Jünger zu sich, und sprach zu ihnen:

2. Wie jammert des Volks, denn sie haben nun drei Tage bei mir verharret, und haben nichts zu essen;

3. Und wenn ich sie ungeessen von mir heim ließe gehen, würden sie auf dem Wege verschmachten. Denn etliche waren von ferne gekommen.

4. Seine Jünger antworteten ihm: Woher nehmen wir Brod hier in der Wüste, daß wir sie sättigen?

5. Und er fragte sie: Wie viel habt ihr Brode? Sie sprachen: Sieben.

6. Und er gebot dem Volk, daß sie sich auf die Erde lagerten. Und er nahm die sieben Brode, und dankte, und brach sie, und gab sie seinen Jüngern, daß sie dieselbigen vorlegten; und sie legten dem Volk vor.

7. Und hatten ein wenig Fischlein; und er dankte, und hieß dieselbigen auch vortragen.

8. Sie aßen aber und wurden satt; und hoben die übrigen Brocken auf, sieben Körbe.

9. Und ihrer waren bei vier tausend, die da gegessen hatten; und er ließ sie von sich.

10. Und alsobald trat er in ein Schiff mit seinen Jüngern, und kam in die Gegend Dalmanutha.

11. Und die Pharisäer gingen heraus, und fingen an sich mit ihm zu befragen, versuchten ihn, und begehreten von ihm ein Zeichen vom Himmel.

## Haupttext: Hütet euch vor dem Sauerteig der

Einleitung. — Die heutige Section trat sich kurz nach der Gesundmachung des Laubstummens zu. Der Ort, wo die Heilung geschah, war Detapolis, wahrscheinlich an der südöstlichen Seite des galiläischen Meeres. Die Unterredung mit den Pharisäern hingegen fand in Dalmanutha statt, einem kleinen Dorfe auf der westlichen Seite des Meeres, nahe Magdala. Die Unterredung mit den Jüngern über den Sauerteig der Pharisäer geschah bei der Ueberfahrt des Meeres nach Bethsaida.

Erklärung. — I. Die Speisung der Viertausend. — Vers 1-9. Die Geschichte in unserer Section hat sehr viel Ähnlichkeit mit der Speisung der 5000. Beide Wunder geschahen auf der östlichen Seite des galiläischen Meeres. Beidemale war Christus auf der Flucht; beidemale geschah es nach der Gesundmachung vieler Kranken. (Siehe Matth. 14, 14-21; und 15, 30-38.) Das Wunder geschah im Sommer, und das Volk konnte somit Tag und Nacht bei Christo verweilen. Es hatte sich eine große Menge Volks um ihn versammelt, welches am dritten Tage alle mitgebrachte Nahrung verzehrt hatte. Unser Heiland erkannte aber sofort die Bedürfnisse dieses Volkes und er trug denselben beständig in leiblicher und geistlicher Beziehung Rechnung. Wie er das hungrige Volk, welches durch seine Nachfolge in diese Lage gekommen war, so vor sich sah, wurde sein Herz gerührt und diese Rührung gab sich in seiner Rede zu den Jüngern kund. Es sollte dieses in uns ein freudiges Vertrauen zu Christo erwecken. Denn hier sehen wir, daß alle unsere Bedürfnisse nach Leib und Geist von ihm erkannt werden. Ohne im Geringsten merken zu lassen, was er vor habe, brachte Christus die Angelegenheit vor seine Jünger. Diese aber, anstatt auf seine Wundermacht zu vertrauen, stehen ratlos da. Ob sie gar nicht an das vor etlichen Monaten vorgefallene Wunder dachten, oder ob sie nicht wagten ein zweites derselben Art zu erwarten, wird uns nicht berichtet. Sie fragten verwundert: „Woher nehmen wir Brod, daß wir sie sättigen?“ Christus läßt hierauf die sieben Brode und ein wenig Fischlein bringen, welches die Jünger noch bei sich hatten, und speist damit die 4000 Menschen. Das Wunder geschah auf ähnliche Weise wie die Speisung der 5000. Man lese nach. Der Unterschied bestand nur darin, daß hier 4000 Menschen mit sieben Broden und ein wenig Fischlein gespeist wurden, und in dem Vorbergehenden wurden 5000 mit fünf Broden und zweien Fischen gesättigt. Weiter wurden hier nur sieben Körbe voll Broden aufgehoben, während es dort zwölf Körbe voll waren. Diese Körbe waren, wie die besten Auto-

12. Und er seufzte in seinem Geist, und sprach: Was sucht doch dies Geschlecht Zeichen? Wahrlich, ich sage euch: Es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben.

13. Und er ließ sie, und trat wiederum in das Schiff, und fuhr herüber.

14. Und sie hatten vergessen Brod mit sich zu nehmen, und hatten nicht mehr mit sich im Schiff, denn ein Brod.

15. Und er gebot ihnen, und sprach: Schauet zu, und sehet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und vor dem Sauerteig Herodis.

16. Und sie gedachten hin und wieder, und sprachen unter einander: Das ist es, daß wir nicht Brod haben.

17. Und Jesus vernahm das, und sprach zu ihnen: Was bekümmert ihr euch doch, daß ihr nicht Brod habt? Vernehmet ihr noch nichts, und seid doch nicht verständig? Habt ihr noch ein verstarretes Herz in euch?

18. Habt Augen, und sehet nicht, und habt Ohren, und höret nicht? Und denket nicht daran?

19. Da ich fünf Brode brach unter fünftausend, wie viele Körbe voll Broden hobet ihr da auf? Sie sprachen: Zwölf.

20. Da ich aber die sieben brach unter die viertausend, wie viele Körbe voll Broden hobet ihr da auf? Sie sprachen: Sieben.

21. Und er sprach zu ihnen: Wie vernehmet ihr denn nichts?

## Pharisäer, welcher ist die Heuchelei. — Luk. 12, 1.

ritäten berichten, groß genug, um darin den Apostel Paulus von der Mauer (zu Damastus) hernieder zu lassen. (Apostelg. 9, 25.) Die Jünger hatten also nach der Speisung vieler Menge mehr Lebensmittel als vorher. So sehen wir hier auch die Wahrheit des Sprichwortes: „Almosen geben armet nicht.“

II. Zeichensuchung seiner Feinde. — Vers 10-13. Nach der Speisung der 4000 begab sich Christus sogleich mit seinen Jüngern in ein Schiff, welches wahrscheinlich beständig zu seinem Dienste bereit stand. Er landete sodann am westlichen Ufer des Meeres. Wahrscheinlich wollte er von Dalmanutha nach Kapernaum gehen, um auf diese Weise mehr verborgen zu bleiben vor seinen Feinden. Kaum aber hatte er das westliche Seeufer erreicht, da stellten sich ihm auch schon wieder die Pharisäer entgegen. Seit dem Entweichen Christi in die Gegend von Thrus und Sidon mußten sich diese gehässigen Personen ruhig verhalten; aber sie lauerten beständig auf Christus; und nach ihrer letzten Unterredung mit Christo hatten sie sich nun noch mit den Sadducäern vereinigt. Denn nach Matth. 16, 1. kamen sie in unserer heutigen Section in Verbindung mit denselben, um Christum zu widerstehen. Herzlose Bekenner und radikale Ungläubige, Pharisäer, Sadducäer und der Anhang des Herodes vereinigen sich im Kampfe gegen die Wahrheit. Christus befindet sich auf dieser Welt immer zwischen zwei Uebelthätern. Diesmal gaben die Pharisäer in ihrem heuchlerischen Wesen vor, daß sie nicht im Klaren wären, bezüglich seiner Wunder, nemlich, ob dieselben von Gott wären oder nicht, und zur Befräftigung seiner Messiaschaft solle er ihnen daher ein Zeichen vom Himmel geben. Hätte also Christus ihnen gefolgt, so hätte er gerade in ihrem Sinne als Messias auftreten müssen. Die Forderung des Simmelzeichens zur Beglaubigung der Messiaschaft Christi, war gleich der Versuchung in der Wüste. Christus hatte nicht die Aufgabe, die Neugierde der Leute zu befriedigen, oder sich den Erwartungen des fleischlich gesinnten Volkes anzupassen. Sein Beruf ist uns trefflich dargelegt in Lucas 4, 18, 19. Daß sich diese Weissagung in Christo buchstäblich erfüllte, hätten sie schon lange sehen sollen. Weiter bezeugten es alle anderen Zeichen der Zeit, daß die Zeit des Messias da sei. Das Zepher war von Zuba entwendet, der Johannes war als Wegbereiter vor Christo hergegangen und hatte von ihm gezeugt. Hierauf trat dann Christus in seiner Wundermacht selbst auf und bewies sich Tag für Tag als der Sohn Gottes. Christus konnte daher auch nur mit innerer Betrübniß dieses selbstsüch-



tige, ungläubige und widerstrebende Wesen der Pharisäer betrachten. Aber in ihnen erblickte er auch zugleich das ganze von Gott entfremdete Menschengeschlecht. Er sah, daß der Geist des Menschen, der als ein reines, heiliges und freundliches Wesen aus seiner Hand gegangen sei, jetzt erfüllt war mit Selbstsucht, Hochmuth, Falschheit und Unheiligkeit. Der Geist, der geschaffen war für die Gemeinschaft Gottes und der heiligen Engel, reiste für die ewige Verdammniß. Nachdem Christus die Pharisäer noch mit mehreren anderen Worten bestraft hatte (Matth. 16) verließ er sie. Was er aber hier den Pharisäern versagte, ließ er kurz darauf seinen drei Jüngern: Petrum, Jakobum und Johannem auf dem Berge der Verklärung zu Theil werden.

III. Der Sauerteig der Pharisäer. — Vers 14–21. Auf der hierauf folgenden Reise nach Bethsaida, warnte nun Christus seine Jünger ernstlich vor dem Sauerteig der Pharisäer und des Herodes. Der Ausdruck „Sauerteig“ sollte hier die Lehre der Pharisäer und Sadducäer darstellen, sowie auch deren heuchlerisches Wesen und Beispiel. Der Einfluß eines heuchlerischen gottlosen Beispiels und der falschen Lehre ist ein sehr mächtiger. (Siehe 1. Cor. 5, 6.) Er durchdringt, gährt, verdirbt und verkehrt das ganze menschliche Gemüth, wenn man demselben nicht in Zeit widersteht. Der Sauerteig ist in seiner Wirkung ganz geheimnißvoll, still und gewis; ein ganz geringer Theil von demselben durchsäuert in kurzer Zeit, ohne daß man es merkt, den ganzen Teig; gerade so verhält es sich mit dem gottlosen Einfluß.

**Praktische Lehre.** — 1. Die Speisung der 4000 ist ein treffendes Bild von der Speisung mit dem Lebensbrod. Christus gibt das Himmelsmanna. Seine Jünger theilen es unter dem Volke aus. Alle Heilsverlangenden empfangen es. — 2. Christus trägt Sorge für alle seine Nachfolger. Ihn jammert ihre Noth, er stillt ihre Bedürfnisse und heilt ihre Gebrechen. — 3. Das größte Wunder aller Wunder ist das Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen des Sohnes Gottes. — 4. Bei allen Wundern Christi handelte es sich um die Verherrlichung Gottes und das Wohl der Menschheit; aber nie sollten dieselben die Neugierde eines ungläubigen Herzens befriedigen; und noch viel weniger werden sie verrichtet, wenn die verblendete Menschheit es nach ihrem Sinn zu beurtheilen sucht. — 5. Weltförm und Heuchelei sind zwei schlimme Feinde der Religion. — 6. Der Einfluß gottloser Lehre und des bösen Beispiels ist wie der Sauerteig — ansteckend, verderbend und dabei geheimnißvoll.

**Anweisung für Lehrer.** — Unsere Section ist eine dreifache. Der erste Theil zeigt, wie Christus stets für die Seinen sorgt. Der Lehrer weise besonders hierbei auf das himmlische Manna hin, was Jesus allen nach Gerechtigkeit hungernden bietet. Der zweite Theil der Section enthält ein Beispiel von dem Sauerteig der Pharisäer. Man mache hierbei die Schüler be-

kannt mit den Wundern Christi, und wie diese Pharisäer ihn verachteten, damit sie ihm schaden könnten. Zum dritten haben wir dann eine Warnung vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadducäer. Auch wir haben uns sehr zu hüten vor diesem Sauerteig, mit dem so Viele, ja oft die Sonntagsschüler und Christenbekenner angestekt sind. Darum seget den alten Sauerteig aus.

**Illustrationen.** — 1. Erkenntlichkeit für empfangene Wohlthaten. Eine fromme Dame sah bei ihrem Besuche in einer großen Stadt ein armes hungriges und dürstig gelleidetes Mädchen auf der Straße stehen und unverwandt auf die Kuchen in einem Bäckerladen schauen. Sie hielt auf ihrem Spaziergange an, nahm die Kleine bei der Hand, führte sie in den Laden und sättigte dieselbe mit den Kuchen. Hierauf nahm sie die Kleine in einen Tuchladen und kühlte sie in recht warme Kleider ein. Das Mädchen wußte kaum, was ihr geschah; aber mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen blickte sie der Dame ins Angesicht und sagte ganz einfältig: „Sind sie das Weib des lieben Gottes?“ — 2. Heuchelei. Die Bilder, welche die heilige Schrift für Heuchelei gebraucht, sind: Sauerteig; übertünchte Todtengräber, Matth. 23, 27; getünchte Wand, Lvg. 23, 3; Scherben mit Silberischaum überzogen, Spr. 26, 23; Wölfe in Schafskleidern, Matth. 7, 15. Beispiele der Heuchelei sind: Joseph's Brüder, Absalom, Gehasi, die Pharisäer, Judas der Verräther.



**Wandtafelklärung.** — Eine etwas drastische Illustration diesmal. Drei Schlangen stecken ihre Köpfe zischend, wuthsprühend aus einem mit Sauerteig überfüllten Gefäß hervor. Die verkappte Schönbuerei der Pharisäer gleicht sicherlich einem verborgenen giftigen Reptil in dreiköpfiger Gestalt: Heuchelei, Mißtrauen, irdische Sorgen. Sie waren schwer herauszufinden, aber Einer kannte das Ungeheuer. Daher die Warnung: Hütet euch! Wer denn soll sich hüten? Und wie?

## Blindheit geheilt. — Bekenntniß von Christo.

### 8. Section: Markus 8, 22–33. — Sonntag den 21. Mai 1882.

22. Und er kam gen Bethsaida. Und sie brachten zu ihm einen Blinden, und baten ihn, daß er ihn anrührete.

23. Und er nahm den Blinden bei der Hand, und führte ihn hinaus vor den Flecken, und spülte in seine Augen, und legte seine Hände auf ihn, und fragte ihn, ob er etwas sähe?

24. Und er sah auf, und sprach: Ich sehe Menschen gehen, als sähe ich Bäume.

25. Darnach legte er abermal die Hände auf seine Augen, und hieß ihn abermals sehen; und er ward wieder zurecht gebracht, daß er Alles scharf sehen konnte.

26. Und er schickte ihn heim, und sprach: Gehe nicht hinein in den Flecken, und sage es auch Niemand darinnen.

27. Und Jesus ging aus, und seine Jünger, in die Märkte der Stadt Cäsarea Philippi. Und auf dem Wege fragte er seine Jünger, und sprach zu ihnen: Wer sagen die Leute, daß ich sei?

28. Sie antworteten: Sie sagen, du seiest Johannes, der

Täufer; etliche sagen, du seiest Elias; etliche, du seiest der Propheten einer.

29. Und er sprach zu ihnen: Ihr aber, wer saget ihr, daß ich sei? Da antwortete Petrus, und sprach zu ihm: Du bist Christus.

30. Und er bedrohte sie, daß sie Niemand von ihm sagen sollten.

31. Und hob an sie zu lehren: Des Menschen Sohn muß viel leiden, und verworfen werden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und getödtet werden, und über drei Tage auferstehen.

32. Und er redete das Wort frei offenbar. Und Petrus nahm ihn zu sich, fing an ihm zu wehren.

33. Er aber wandte sich um, und sah seine Jünger an, und bedrohte Petrum, und sprach: Gehe hinter mich, du Satan; denn du meinst nicht das göttlich, sondern das menschlich ist.

**Haupttext:** Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. — Matth. 16, 16.



**Erklärung.**—I. Blindheit geheilt.—Vers 22–26. Christus landete mit seinen Jüngern nach der letzten Lektion sogleich in Bethsaida, am nordöstlichen Ufer des galiläischen Meeres. Hier brachten sie einen Blinden zu ihm. Daß dieser Mann erst in seinem späteren Leben erblindet war, geht aus seinen eignen Worten hervor; denn nach denselben hatte er ehemals schon Menschen und Bäume gesehen. Dieses Wunder beschreibt uns der Evangelist Markus allein, welches uns beweist, daß Markus in seinem Schreiben originell war. Die Vorführung des Blinden durch seine Freunde zeigt uns, daß dieselben Glauben an Christum hatten. Wir sehen aber auch, daß dieselben Christum die Art und Weise der Heilung vorschreiben wollten. Die Ursache, warum unser Heiland den Blinden zur Stadt hinausführte, meinen manche Bibelausleger, liege darin, weil die Stadt nicht werth war, dieses Wunder zu sehen; denn Christus habe damals schon sein Wehe darüber ausgesprochen. (Matth. 11, 21.) Der Auftrag an den Blinden scheint diese Ansicht zu bestätigen. (Vers 26.) Andere sind hingegen der Ansicht, daß Jesus seinen Feinden keinen Anlaß geben wollte, ihn gerichtlich anzugreifen. Sodann aber sind auch viele der Meinung, daß der Grund hierzu in der Persönlichkeit des Kranken lag, welches uns die Thatsache lehrt, daß Christus ihm allmählig die Augen aufthat. Merkwürdig ist bei diesem Wunder die Art und Weise, wie Christus dabei verfuhr. (Siehe Vers 26.) Warum er diese Weise vorschug, wird uns nicht berichtet. Es geschah wahrscheinlich 1. um den äußeren Mitteln ihre Geltung zu lassen; denn der Speichel galt bei den Morgenländern als Heilmittel. Zum 2. wollte er hierdurch den Glauben dieses Mannes stärken, der zur Heilung nothwendig war. Die 3. Ursache war, weil er alles Aufsehen vermeiden wollte, da er der Ruhe bedurfte.

Die Heilung des Blinden war eine allmähliche, welches seine Ursache in dem Glauben des Blinden hatte. Weiter zeigt uns Christus hier, daß seine Wege, die Menschheit zum Licht zu bringen, verschieden sein mögen; aber daß sie alle dasselbe Resultat erzielen. Denn dem Blinden wurde auf diese Weise nicht nur geholfen, sondern er erhielt sein Augenlicht, wie es andere Menschen besitzen. Da der geheilte Mann kein Einwohner von Bethsaida war, so ließ es Christus ihm nicht zu, daß er in die Stadt ging. Christus verbot ihm das, weil er dadurch großen Ansehungen ausgesetzt worden wäre. So sollen alle von Christo erleuchtete und gesundgemachte Personen die bösen Gesellschaften fliehen.

II. Petri Bekenntniß.—Vers 27–30. Diesen Bericht von dem Glaubensbekenntniß Petri erzählen uns Matthäus, Lucas und Markus. Die letzten zwei übergehen die Seligsprechung des Petrus in denselben. Nur Matthäus berührt dieselbe. Der Leser lese selbst nach (Matth. 16, 13–20, und Lucas 9, 18–27.) Diese Thatsache ist von großer Bedeutung; denn Markus war des Petrus Begleiter und schrieb sein Evangelium wahrscheinlich unter der Aufsicht des Petrus. Petrus aber wußte nach diesem Evangelium gar nichts von einem „Primat.“ Die Frage Jesu bezüglich der Ansichten der Menschen über seine Persönlichkeit, sollte den Uebergang bilden zu dem selbstständigen Bekenntniß des lebendigen und persönlichen Glaubens der Jünger. Die Urtheile des Volks über Christum waren verschieden. Etliche sagten, Christus sei Johannes der Täufer. Diese Ansicht war am Hofe des Herodes zuerst vertreten. Andere meinten, er sei Elias u. s. w. Sie folgerten dieses wahrscheinlich aus Mal. 4, 5. Alles Volk hielt ihn für eine sehr bedeutende Persönlichkeit, für einen Gesandten Gottes. Nach der großen Scheidung (Joh. 6, 66.) ist die Sonne der Volksgunst untergegangen.

Hierauf tritt dann Christus mit dieser Frage zu den Jüngern selbst. Die vollständige Form der Antwort, welche Petrus dem Herrn gab, sowie auch die Antwort Christi auf dieses Bekenntniß, berichtet uns Matthäus. Das ganze Bekenntniß war: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“ Obgleich Petrus dasselbe Bekenntniß schon eine Zeit lang zuvor gemacht hatte. (Siehe Joh. 6, 68, 69), so war dies doch von besonderer Wichtigkeit, denn es war gegeben auf eine besondere Frage Jesu, und zu einer Zeit, wo sich die Ansicht des ganzen Volkes schon geändert hatte und die Obersten in Israel Christum zu tödten suchten. Das Bekenntniß konnte nur aus einer höheren Offenbarung Gottes seinen Ursprung haben, und diese göttliche Offenbarung hatte im Herzen des Petrus Wurzel geschlagen; sie war ihm im Innern seines

Wesens zur unumstößlichen Gewissheit geworden; er hatte es wohl erwogen, ehe er ein solches Bekenntniß machte, ob dasselbe auch genügende Beweise habe. Dies sollte bei all unseren Bekenntnissen der Fall sein. Sie müssen aus der inneren Ueberzeugung des Herzens und aus einer höheren Gottesoffenbarung entspringen. Durch dieses Bekenntniß wurde die Gemeinde Christi von der ganzen übrigen Menschheit geschieden. Die Bedingung alles Heils ist der Glaube an Christum, den Sohn des lebendigen Gottes. Matthäus berichtet nun, daß unmittelbar nach diesem Bekenntniß Jesus den Petrus einen Felsen nennt; (denn Petrus bedeutet Fels), und daß er auf diesen Felsen, das ist, auf diese von ihm bekannten Wahrheit seine Kirche bauen wolle. Aus den Worten folgern zu wollen, daß Petrus der Fels der Kirche sei, ist ganz schriftwidrig. (Siehe 1. Cor. 3, 11; 1. Petr. 2, 4–7.) Eine öffentliche Verkündung dieses Glaubens konnte erst geschehen, nachdem Christus das Werk der Erlösung der Welt vollbracht und demselben durch die Ausgießung des heiligen Geistes das Siegel aufgedrückt hatte. Bis dahin sollte der tödtliche Glaube verborgen bleiben. Daher das Verbot, es Niemand zu sagen. Erst nachdem die Jünger Christi ihn wahrhaft als den Sohn Gottes erkannt hatten, offenbart ihnen Christus, was ihm als dem Erlöser der Welt bevorstehe, daß er nemlich viel leiden müsse u. s. w.

Dieses Leiden stellt Christus als nothwendig dar zur Erfüllung der Weissagungen, und um uns zu erlösen. Christus zeigt jedoch auch, daß dasselbe vorübergehend sei. Nach dem Leiden folgt die Auferstehung, nach dem Tode das Leben, nach Schmach die Herrlichkeit, nach dem Kreuz die Krone. So war es bei Christo, so ist es auch bei dem Christen. Petrus konnte dies noch nicht fassen, und wollte daher Jesum hiervon abhalten. Allein Christus sprach zu ihm: „Gehe hinter mich du Satan“, u. s. w. Durch diesen Ausdruck wollte Christus einfach zeigen, daß dieser Sinn, den Petrus soeben geoffenbart hatte, ihm vom Satan eingegeben sei, und er somit ein Diener des Satans sei. Christus gebet ihm: „Gehe hinter mich!“ Dieses sollte dem Petrus sagen: Du sollst mir folgen und nicht mich leiten; du sollst mir keine Vorschriften geben, sondern du sollst meine Gebote halten. Möchten doch die vorgehenden Nachfolger des Petrus dieses recht tief beherzigen!

**Lehre.**—I. Jesus ist ein Heiland für Alle, darum sollen wir auch alle, die seiner bedürftig sind, zu ihm bringen.—2. Nicht aller Menschen Glaube ist gleich so mächtig, daß Christus dieselben augenblicklich ins helle Licht des Evangeliums zu bringen vermag. Es gibt Personen, denen die Sonne der Gnade allmählig aufgeht; sodann gibt es aber auch viele, die durch eine plötzliche Ueberschattung der Gnade Gottes von der Macht der Finsterniß befreit werden. Die Hauptsache ist, daß wir nur ins Licht gekommen sind und darin wandeln.—3. Der Charakter Christi, sein Werk und Reich auf Erden sind die klarsten Beweise, daß er der Sohn des lebendigen Gottes ist.—4. Auf diese Thatsache, daß Christus Gottes Sohn ist, und auf den Glauben an ihn, ist die Kirche Christi gegründet.—5. Wer sich dem Kreuze Christi widersetzt, ist dessen Widersacher oder Satan, und wird nicht ungestraft bleiben.—6. Die Irrthümer der Gläubigen soll man denselben offenbaren, damit sie davon befreit werden.

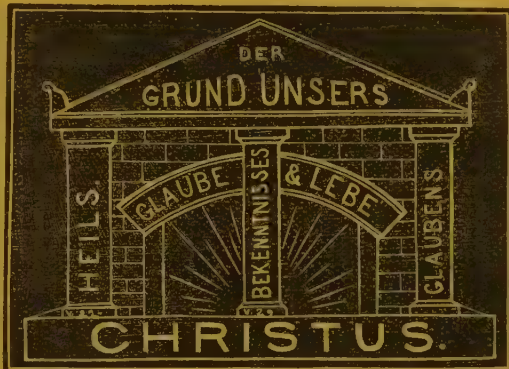
**Anweisung für Lehrer.**—Eine Hauptsache in der heutigen Lektion ist die Beantwortung der wichtigen Frage: „Was saget denn ihr, daß ich sei?“ Ein jeder Lehrer lese dazu, daß er seinen Schülern die feste Ueberzeugung einprägen, daß Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist, der mit seinem Blut die Welt versöhnt hat, und Allen, die auf ihn trauen, Vergeltung und ewiges Leben schenkt. Der Lehrer kann hierfür verschiedene Beweise bringen. Er führe das Wunder in der Lektion, sowie andere Wunder, über welche die Schüler in den vorhergehenden Lektionen Unterricht erhielten, an. Weiter führe er das Leben der Reinheit und Heiligkeit, das Leiden, Sterben, Auferstehen, und die Himmelfahrt Christi, und die Ausgießung des heiligen Geistes als Beweise an. Hierauf ermuntere der Lehrer seine Schüler, ihr ganzes Vertrauen auf Jesum zu setzen, sein Verdienst im Glauben zu erfassen und ihm ihr Herz und Leben zu weihen.

**Kinderklassen.**—Die Lektion hat sehr viel Wichtiges für die Kleinen. Man zeige ihnen wie Jesus den Blinden zu Bethsaida sehend machte; wie er ihn bei der Hand nahm, seine Augen bestrich, die Hand auf ihn legte und ihn sehend



machte. Ferner erzähle man ihnen, wie Jesus seinen Jüngern die wichtige Frage: „Was sagt ihr denn, daß ich sei?“ vorlegte, und wie Petrus dieselbe beantwortete. Hierauf sollte man ihnen erklären, wie Jesus allen denen, die an ihn glauben, ewiges Leben schenkt.

**Illustration.**—1. Das Ebenbild Gottes.—Als Timur der Lahme sich im Kriege befand, entdeckte einer seiner Offiziere eines Tages ein Gefäß mit Gold und brachte es zu ihm. Timur aber fragte sogleich, ob das Gold seines Vaters Bild trage; als er nun hörte, daß dieses nicht der Fall sei, erklärte er es einfach als werthlos. Auf gleiche Weise wird auch Gott der Herr nur die als sein Eigenthum anerkennen, welche das Siegel Jesu Christi auf ihrer Seele tragen; denn er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes.—2. Ein Erfahrungsbeweis für die Gottheit Christi.—Ein ganz ungelehrter Schuhmacher sagte in einer Versammlung: „Als ich zuerst über mein Seelenheil bekümmert wurde, rief man mir, in recht lustige Gesellschaft zu gehen und mich zu vergnügen. Ich befolgte diesen Rath für eine geraume Zeit; aber meine Unruhe über mein Seelenheil wurde von Tag zu Tag größer. Zuletzt ließ ich mich überreden, einen Methodisten Prediger zu hören, welcher in meine Nachbarchaft kam und von Jesum Christum, dem Erlöser der Menschheit redete. Nach dem Schluß seiner Rede wandte ich mich in der größten Traurigkeit meines Herzens zu diesem Jesus, bat ihn, mir meine Sünden zu vergeben und seinen Frieden zu schenken. Jetzt weiß ich, daß er mein Gebet erhört hat; und dieses gibt mir die völlige Gewißheit, daß er der Sohn des lebendigen Gottes ist.“



**Wandtafelklärung.**—Das stattliche Gebäude mit seinen schmucken Säulen soll uns die Kirche, den wahren, lebendigen Christen, den Bekenner, vorstellen. Christus ist das Fundament auf welchem unser Heil, unser Bekenntniß, unser Glaube ruht. In ihm werden wir nie wanken. Auf diesem Grund sollte jede Gemeinde, jede Sonntagschule, jeder Lehrer, jeder Schüler ruhen. Können wir mit Petrus sagen: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn?“ Dann steht das Gebäude unserer Seligkeit fest. Worauf baut eure Schule — auf Christum?

## Die Nachfolge Christi.

### 9. Section: Markus 8, 34–38., Cap. 9, 1.—Sonntag den 28. Mai 1882.

**34.** Und er rief zu sich das Volk, sammt seinen Jüngern, und sprach zu ihnen: Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach.

**35.** Denn wer sein Leben will behalten, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinet und des Evangelii willen, der wird es behalten.

**36.** Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme an seiner Seele Schaden?

**Haupttext:** Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. — Mark. 8, 34.

**Erklärung.**—I. Aufnahme des Kreuzes.—Vers 34. Unsere heutige Section ist eng mit der vorhergehenden verbunden. Sie handelt von demselben Gegenstand, den Christus am Schluß der letzten Section berührte, nemlich von seinem und der Seinen Kreuz. Auch befand sich unser Heiland noch auf dem Wege nach Cäsarea Philippi, etwa 30 Meilen nordöstlich vom galliläischen Meere. Die Parallelen zu dieser Section sind in Matth. 16, 24–28.; und Luc. 9, 23–27. Der erste Gedanke, der uns bei der Betrachtung dieser Worte nahe tritt, ist, daß Christus seinen Nachfolgern von Anfang an die volle Wahrheit sagt. Er schildert ihnen ganz offen sowohl die Pflichten, Leiden, Entbehrungen und Gefahren, welche mit seiner Nachfolge ungetrennlich verbunden sind, als auch die Freuden und Herrlichkeiten, die sie in seinem Dienste finden. Die Ursache war, daß er seine Jünger haben wollte, die ihm wegen der fleischlichen Messias Hoffnungen der Juden folgen sollten; sondern er wollte Nachfolger haben, die aus Liebe zu ihm und seiner Sache sich selbst verleugnen, die um seinetwillen in Leiden und Tod gehen. Die Nachfolge Jesu schon fordert solches. Denn er, der Sohn Gottes, geht den Seinen darin voran. Er hat sich seiner Herrlichkeit entbehrt, die er vor Grundlegung der Welt beim Vater hatte; (Joh. 17, 5.) er kam in diese Welt, nicht um seinen eignen Willen zu thun, sondern den Willen seines Vaters; (Joh. 4, 34.) er ward gehorham bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze (Philipp. 2, 8.). Diesen ganzen Leidensgang trat er an und endete er, nicht gezwungen, sondern aus Liebe zu uns, um uns von dem ewigen Verderben zu befreien. Um nun Theil an seiner Erlösung zu haben, müssen wir in seine Fußstapfen treten. Er hat sich, um uns das Heil zu erwerben, um unseretwillen, selbst verleugnet; wir

**37.** Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele löse?

**38.** Wer sich aber meiner und meiner Worte schämet unter diesem eheblicherischen und sündigen Geschlecht; der wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters, mit den heiligen Engeln.

**Cap. 9, 1.** Und er sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Es stehen etliche hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis daß sie sehen das Reich Gottes mit Kraft kommen.

hingegen müssen, wenn wir sein Heil erlangen wollen, uns um seinetwillen selbst verleugnen. Diese Selbstverleugnung besteht darin, daß wir unseren eignen Willen gänzlich dem Willen Gottes unterordnen. Der Anfang in der Nachfolge Christi besteht darin, daß wir mit Paulo fragen: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?“ Wir müssen hierbei dann allen Sünden den Abschied geben, alles Vertrauen auf unsere eigene Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit aufgeben, und nur in Christo alles dieses suchen. Die Selbstverleugnung aber muß auch eine tägliche sein. (Luc. 9, 23.) Als Symbol derselben erwähnt Christus das Kreuz. Dieses schließt in sich, daß wir selbst die größte Schmach und den bittersten Tod nicht achten sollen in der Nachfolge Jesu.

**II. Gewinn und Verlust.**—Vers 35–38. In diesen Worten ist uns nun dargehan, warum unser Heiland ein solches Gebot gab und warum wir es zu befolgen suchen sollen. „Wer sein Leben will behalten, der wird es verlieren,“ das heißt, wer in Uebereinstimmung mit seinen natürlichen selbstfüchtigen Trieben die Vergnügungen, Bequemlichkeiten und Ehren dieses Lebens höher schätzt als die Religion, der wird sowohl dieses Leben als auch das himmlische Leben, welches allein die Seele glücklich macht, verlieren. Es ist als ob Jemand bei einer Feuersbrunst nur eins retten kann, sich selbst oder sein Schloß. Wer sein Schloß behält, verliert aber dabei sein Leben, der hat mit dem Leben auch sein Schloß verloren. Wer hingegen sein Leben verliert, wer es nicht theuer achtet um Jesu willen, der wird es finden. Der Leser merke, daß nur das Verlieren des Lebens um Jesu und des Evangeliums willen Verheißung hat. Viele verlieren ihr Leben, oder verkürzen es sich, um der Mode, um des Reichthums und der Ehre



wollen u. s. w. Aber solches Verlieren ist ohne Hoffnung. Wer jedoch aus Liebe zu Christo und seiner Reichs Sache sein Vermögen, seine weltliche Ehre, sein Talent und sein leibliches Leben aufopfert, der wird reichen Lohn dafür erhalten. Er wird für alle Ewigkeit die Frucht seiner Werke genießen. In dem folgenden Vers macht unser Heiland dieses noch deutlicher. Er stellt die wichtige Frage: „Was hälfe es dem Menschen“ u. s. w. Könnte ein Mensch auch die ganze Welt gewinnen, d. h. all ihren Reichtum besitzen, all ihre Freuden genießen, all ihre Ehrenstellen einnehmen und Alles, was die Welt besitzt und geben kann, theilhaftig werden: was würde es einem solchen Menschen nützen, wenn er nach einem Leben von 70–80 Jahren ins Grab sinkt ohne Hoffnung des ewigen Lebens? Schon hier auf Erden besitzt der arme Tagelöhner, der den Frieden Gottes im Herzen trägt, mehr denn ein solcher Mensch. Denn das beste Irdische, was ein Mensch genießen kann, ist ein froher Muth, das Licht der Sonne, einen klaren Verstand, Gesundheit des Leibes und Nahrung. Diese Dinge aber besitzt der arme Tagelöhner, eben so wohl, wie der reiche Fürst. Einen Gegenstand aber gibt es, den kein Weltmensch hier besitzt: Es ist der Friede Gottes. Den genießt nur der wahre Nachfolger Christi. Der reiche Narr sprach vergeblich zu seiner Seele: „Habe nun Ruhe“ u. s. w.

Die Frage in unserer Section können wir jedoch nur recht beantworten, wenn wir einen Blick auf das Leben der Seele in der Ewigkeit werfen. Das kurze Leben in dieser Welt ist im Vergleich mit der Ewigkeit noch nicht einmal wie ein Tropfen Wasser zum großen Weltmeere. Wir sehen hier: 1. Daß ein jeder Mensch eine unsterbliche Seele hat. 2. Daß große Gefahr ist, die Seele zu verlieren. 3. Wenn die Seele verloren ist, so ist Alles für immer verloren. Weiter finden wir aber auch in diesen Worten, daß der Mensch seine Seele retten kann. Christus hat dieselbe erlöst; er wartet uns vor dem Verlieren derselben. Daher gilt uns allen das Wort des Herrn: „Eile, und errette deine Seele!“ (1. Mose 19, 17.) Es ist schrecklich, die Seele zu verlieren. Die Seele ist ein Wesen, welches weder verbrannt, noch zermalmt werden kann—sie ist gleich Gott, ein Geist, untheilbar. Aber die Seele hat Empfindung. Der verlorene, des Ebenbildes Gottes beraubte Geist des Menschen wird die furchtbarsten Qualen leiden. (Luc. 16, 23. 24.)

In Vers 38 beschreibt uns nun Christus eine große Gefahr, wodurch unsere Seele in die Hölle gestürzt werden kann. Er stellt hier das jüdische Menschengeschlecht als seine Feinde dar. Wer daher denselben gegenüber Christum verleugnet, der wird seine Seele verlieren: „Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein.“ (Jatobus 4, 4.)

Im 1. Vers des 9. Cap. weißagt Christus und versichert seinen Jüngern, daß einige von ihnen die Gründung seines Reiches auf Erden erleben würden. Er hat hier Bezug auf den Triumph des Christenthums über das Judenthum. Er hatte nemlich zuerst von den Leiden geredet, die ihm (und den Seinen) von den jüdischen Großen bereitet wurden. Jetzt aber schildert er den endlichen Sieg seiner Sache. Mehrere der Apostel erlebten dieses. Weiter finden wir, daß ein jeder Jünger Christi sein Kommen in seinem eigenen Herzen schmeckt. Dieses geschah bei den Aposteln auf dem Berge der Verklärung und am Pfingstfeste.

**Lehre.**—1. Durch die Vorherverkündigung der Leiden und Selbstverleugnung der Nachfolger Christi erreichte unser Heiland einen doppelten Zweck: a. Wurden dadurch die Heuchler von den wahren Jüngern geschieden; b. befestigte dieses die wahren Jünger.—2. Alle Nachfolger Christi müssen selbst ihr Leben geringer achten, als die Ehre Christi.—3. Alle, welche in der Nachfolge Christi Alles verlieren, gewinnen bei diesem Verlust das ewige Leben.—4. Alle, welche Christum nachfolgen, müssen Christum öffentlich vor der Welt bekennen.—5. Die Seele ist das kostbarste Gut der Welt; sie ist nach Gottes Bild geschaffen, sie ist ewig, sie ist mit dem theuren Blute Christi erlöst; ihr Verlust ist unersetzlich und unwiederbringlich: Rette daher deine Seele!—6. Es ist ein unglückseliges Sterben, wenn man den Tod schmecken muß, ehe man das Reich Gottes hat in sein Herz kommen lassen.

**Anweisung für Lehrer.**—Der Lehrer findet verschiedene herrliche Gedanken in der Section. Zum 1. sind uns die Leiden und Proben auf dem Wege zum Himmel beschrieben.—2.

Wird gezeigt, was von unserer Seite zur Nachfolge erforderlich ist: Selbstverleugnung und Aufnahme des Kreuzes. Man zeige, was dieses heißt.—3. Beschreibe unser Heiland uns den Grund hiefür, nemlich, zeitlicher Gewinn bei Entbehrung des Segens Christi, ist ewiger Verlust; zeitlicher Verlust im Interesse des Reiches Gottes ist ewiger Gewinn. Der Lehrer mache seine Schüler aufmerksam auf den Werth der Seele, und wie wichtig es ist, sie zu retten.—4. Werben wir gewarnt vor der gottlosen Welt. Wir müssen ihr gegenüber ein freies Bekenntniß machen von Christo. Flucht vor dem Kreuze, ist Flucht vor dem Heil.—Zum 5. ermuntert Christus seine Jünger durch die Verkündigung des Sieges seines Reiches.

**Illustration.**—Kreuz Christi. Vespasian, ein römischer Kaiser, sagte eines Tages zu seinem griechischen Baumeister: „Bauen Sie mir ein Coliseum, und wenn es mir gefällt, will ich, wenn es vollendet ist, Sie in Gegenwart meines ganzen Volkes krönen, und um Ihre Willen ein großes Fest veranstalten.“ Der griechische Baumeister vollendete sein Werk zur allgemeinen Befriedigung. Der Tag der Dedication desselben nahte heran. Die Gallerien des wunderbaren Baues füllten sich mit einer ungeheuren Menschenmenge. Zu einer festgesetzten Stunde trat der Kaiser mit seinem griechischen Baumeister in das Prachtgebäude. Nachdem nun letzterer seinen Sitz eingenommen hatte, erhob sich der Kaiser und rebete die Versammlung mit folgenden Worten an: „Wir haben uns heute hier versammelt, das Coliseum zu öffnen und meinen griechischen Baumeister zu ehren. Es ist dies ein großer Tag für das römische Kaiserreich. Geseget sei dieses Gebäude, und der griechische Architekt empfangen viele Ehre! O wir müssen heute ein Fest haben! Bringt die Christen aus ihren Gefängnissen, daß sie von den Löwen zerissen werden!“ Man führte hierauf die Christen in die Mitte des großen Amphitheatere und ließ die hungrigen Löwen aus ihrem Käfig, welche in mächtigen Sprüngen herbei kamen: „u und die Christen zerissen. Während hierbei die ganze Versammlung laut aufschrie: „Hurrah! hurrah! Lange lebe der Kaiser!“ erhob sich der griechische Architekt mit bewegtem Herzen und rief, bis alle Anwesenden ihn hörten: „Ich bin auch ein Christ!“ In der furchtbaren Aufregung wußte das Volk nicht, was es that. Es nahm den gerechten Baumeister und warf ihn vor die Löwen, und in kurzer Zeit endete sein Leben. Könntest du, lieber Leser, auch für Christum thun, was dieser Grieche für ihn that? Christ du deinen Erlöser vor seinen Feinden? Merke, er sagt: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“



**Wandtafelklärung.**—Auf dieser Tafel geben wir dem Leser einen Einblick sowohl in das Herz des Nachfolgers Christi, als auch in das Herz des Weltmenschen. In dem ersten ist die Selbstverleugnung, das Kreuz, der daraus entspringende zeitliche Verlust leicht erkenntlich; in dem Herzen des Weltlings hingegen Selbst- und Gewinnsucht und der daraus sich entwickelnde ewige Verlust. Hauptsache ist da, daß man den Schülern die Wahl des Kreuzes, der Nachfolge Jesu ans Herz legt. Denn „Seele verloren, alles verloren.“ Wähle—wähle Christum! Wähle heute!



## Hinterstübchen.

**Nur ein Dienstmädchen.**—Vor mehr als hundert Jahren war in England eine mächtige religiöse Bewegung. John Wesley, ein Mann voll tiefen Ernstes und heiligen Eifers, drang auf gründliche Befehrung derer, welche sich Christen nennen. Viele wurden von seiner Predigt ergriffen, und namentlich scheinen es viele Frauen gewesen zu sein, bei denen das Wort des Lebens Eingang fand. „Sie haben ja nur Mägde in Ihrer Versammlung,“ hat eines Tages Jemand zu John Wesley gesagt. Dieser antwortete: „Laßt die Mägde nur gründlich befehrt werden, so können sie gerade dazu dienen, das Evangelium in weitere Kreise zu bringen.“—Heute steht an der Spitze einer großen Anzahl christlicher Gesellschaften Lord Shaftesbury, ein Mann, der von Jung und Alt, von Vornehm und Gering, von Reich und Arm, als ein wahrer Christ und treuer Wohltäter seines Landes geachtet und gepriesen wird. Wer aber hat ihn in seiner Jugend schon zum Herrn gewiesen? Wer hat mit ihm gesungen und gebetet, als er noch ein Knabe war, und ihm die Eindrücke hinterlassen, die in seinem Herzen unauslöschlich geblieben sind? Es war kein Kinder mädchen, eines jener Dienstmädchen, die durch die Predigt John Wesley's befehrt worden waren.

**Ein seltsames Kirchenamt.**—In dem Kirchenbuche von Hadeborn bei Magdeburg ist unter dem Ausgabenverzeichnisse des Jahres 1679 Folgendes zu lesen: „Einem Schulfrauen, welcher diesen Sommer die Schlafenden in der Kirche aufweckt, zu einem Paar Schuh 12 Gr.

**Eine rührende Scene** spielte sich kürzlich auf dem Amtsgericht in Berlin ab. Ein Kaufmann hatte die Ehescheidungs-klage gegen seine Frau, welche ihn seiner Zeit böswillig verlassen, eingeleitet, und fanden sich die beiden Eheleute auf dem Gerichte ein, um die Scheidung vollziehen zu lassen. Die Frau erschien mit dem vierjährigen Söhnchen, einem hübschen blondgelockten Kinde, und ging, da sie ihren Mann auf dem Corridor bereits antreffend fand, etwas abseits. Doch auch der Knabe hatte seinen Vater bemerkt und ihn sofort erkannt, denn mit dem Rufe: „Papa, mein lieber Papa!“ rief er sich von der Hand der Mutter los und eilte nach seinem Vater hin. Dieser stand einen Augenblick in tiefer Rührung stumm und unbeweglich, doch plötzlich brachen Thränen aus seinen Augen; er nahm den Knaben empor, drückte ihn leidenschaftlich an sich und bedeckte sein Gesicht mit Küßen. Nun rief der Kleine der Mutter bittend zu: „Mama, komm doch her zu Papa, er ist ja so gut! Komm, liebe Mama!“—Nicht lange besann sich die Mutter, eilte zu dem Manne hin, ergriff dessen Hand und bat ihn weinend um Verzeihung. Langsam ließ der Vater den Knaben seinen Armen entgleiten, umarmte seine Frau und beide gingen versöhnt von dannen.—

**Göthe's Mutter** schrieb einst in das Stammbuch einer Freundin folgenden Vers:

Es sei ferne von mir rühmen,  
Dhn' in Christi Kreuz allein.  
Seine Wunden, seine Striemen,  
Seine Dornen, seine Peinen  
Sind mein schönster Ehrenruhm,  
Meines Glaubens Eigenthum,  
Meine Krone, die mich schmückt,  
Und mein Trost, der mich erquicket.

**Ein bedeutungsvolles Gebet.**—Der Prediger, welcher vor einiger Zeit den neuen Termin des Obergerichts von Maine nach dortigem Brauche mit einem Gebete eröffnete, schloß das Gebet mit den folgenden Worten: „Gib, o Gott, daß wir am Ende Bewohner jenes besseren Landes werden, in dem es weder Advokaten, noch Richter, noch Gerichte gibt. Amen.“

**Redensarten auf den Gräbern.**—„Sanft ruhe seine Asche!“ so schließt zuweilen ein Nachruf für einen Todten. Aber die Asche kann weder Ruhe noch Unruhe haben, sondern nur die Seele und der Geist kann dies, und diesem ist der Weg zur Ruhe durch das Evangelium und dessen Verkündigung gezeigt. Ferner: „Die Erde werde ihm leicht!“ Der Spruch stammt aus dem Heidenthüm. Räme etwa noch ein

centnerschweres Grabdenkmal hinzu, so wäre kaum noch ein Schritt zum Lächerlichen. Oder: „Im Grabe ist Ruh!“ Nein! sondern im Grabe ist Verwesung.—Besonders häufig findet man auf Grabsteinen und Kreuzen das Wort: „Wiedersehen!“ Allein, ob ein Wiedersehen erfreulich ist oder nicht, das kommt auf die Umstände an. Dem reichen Manne war nach Luf. 16 angst und bange auf das Wiedersehen seiner Brüder, denn er war in der Hölle und Dual, weil er das irdische Dasein nur zur Ueppigkeit, Genußsucht und Befriedigung der Sinnenlust mißbraucht, und darüber Gott und Ewigkeit, seine arme Seele und seinen nothleidenden Nächsten vergessen hatte. Albert Knapp sagt in einem Liede über die Wieder- geburt:

Man träumt von einem Wiederseh'n  
Doch ja nicht in den Flammen!

Nein, jenseit in den höchsten Höhn  
Kommt man gewiß zusammen.

Mein altes Herz—o Gott ich möcht'

Es nicht hinüber nehmen,

Dort wird sich nicht das ew'ge Recht

Zum Erbsenbrot bequemen.

Nagt hier die Sünd' im Herzensgrund,

So macht der Tod mich nicht gesund!—

Drum ist es auch nichts mit der oft gehegten Meinung: „Wenn man gestorben ist, dann kommt man in den Himmel und in eine bessere Welt.“ Der reiche Mann ist auch gestorben, aber nicht in eine bessere Welt gekommen. Wer sich für sein Amt, Geschäft und Sach nicht vorbereitet und ausgebildet hat, den kann man auch nicht darin brauchen, und so ist es auch beim Himmelreich. Noch Niemand ist dadurch selig geworden, daß er gestorben, begraben, in Trauerbrief und Leichenrede gelobt worden ist, und über allen menschlichen Gräber-Redensarten steht das ernste, ewig gültige Gotteswort: „Was der Mensch sät, das wird er ernten.“

**Neugierig.**—Hausfrau (zum Dienstmädchen): Ich gehe jetzt aus, um die Vorlesung über Göthe's „Faust“ zu hören!

Dienstmädchen: Was ist denn Merkwürdiges an dem seiner Faust?

**Ein Berliner.**—Ein junger Rechtsgelehrter ward nach manchem vergeblichen Gange bei Friedrich dem Großen vorge- lassen. „Was will Er?“ fragte der König.—„Ew. Majestät unterthänigst um eine Anstellung bitten.“—„Was ist Er für ein Landsmann?“—„Ein Berliner,“ antwortete der Gesuch- steller.—„So kann ich Ihn nicht helfen,“ antwortete der Kö- nig, „die Berliner taugen nicht viel.“—„Ew. Majestät mögen wohl Recht haben, allein zwei Ausnahmen gibt es doch, darauf lebe und sterbe ich.“—„Und diese wären?“ fragte der König, den jungen Mann aufmerksam anschauend.—„Ew. Majestät und ich,“ war die Antwort.—„So, na da muß wohl eine Ausnahme der andern aus der Noth helfen, das geht nicht anders. Nach er nur, daß er fortkommt, er wird versorgt werden.“

**Der König, der nie lachte.**—Unsere Vorfahren hatten von Alters her einen Spruch, der davon rehet, wie anders der Kö- nig als seine Ritter sich zu benehmen gewohnt ist. Er lautete folgendermaßen:

„Worte sparend, Gedanken bewahrend,  
Und kühn zum Kampf ist der König;  
Die Tapfern um ihn, die dem Tode entfliehen,  
Laut labt sie die lustige Rede.“

Einst war unter den Rittern, die den König umgaben, einer, der gewöhnlich der lustige Bruder genannt wurde. Ihm fehlte es nie an heiteren Einfällen, und man hörte ihn zu jeder Zeit gern. Die Späße machten aber mehr Eindruck auf die Ritter als auf den König. Da nahm sich der lustige Bruder einmal heraus, den König darüber zu befragen, warum er nie lache?

„Das werde ich dir gern sagen,“ antwortete der König. Er befahl darauf, daß der lustige Bruder entkleidet würde, ließ alsdann vier Ritter sich um ihn stellen und diese ihre scharfen Speere so gegen seinen Leib richten, daß sie bei der geringsten

Bewegung ihn rügen mußten. „Nun,“ fragte der König, „warum lachst du nicht?“

Und als dieser schwieg, fuhr der König fort: „Sieh, so geht es mir beständig. Hier scharfe Spere bedrohen ohne Unterlaß meine nackte Seele: Die Furcht, daß ich einem meiner Unterthanen Unrecht thue; die Sorge, ob ich meinem Nachfolger das Erbtheil meiner Väter unbeschädigt hinterlasse; der Argwohn, daß die mich täuschen könnten, denen ich vertraue, und der Zweifel, ob ich Kraft genug habe, mein Amt zu verwalten.“

**Ein amüsantes Mißverständnis.**—Zwei Wanderer kehrten eines Tages in einem Gasthause ein, um sich zu erfrischen. Nachdem sie ihre Bedürfnisse befriedigt, schlug der eine vor, der andere solle die Rechnung bezahlen, während er selbst langsam weiter gehen wolle, und sein Freund ihn dann leicht einholen könne. Gesagt, gethan. Da aber das Abrechnen längere Zeit beanspruchte, war der Kamerad schon so weit vorangeschritten, daß, da sein Reisegefährte sich auch auf den Weg machte, ihn nicht mehr sehen konnte. Nachdem Letzterer daher eine Zeit lang vorangeschritten, traf er einen Mann in einem Gehölz, welcher vor einem Baum stand und mit einer Finte auf ein Loch in dem Baumstamme zielte, wo sich dann folgendes Gespräch entspann:

Reisender: „Bitte, haben Sie hier einen Mann vorbei gehen sehen?“

Jäger (leise): „Er ging in sein Loch.“

Reisender (lauter): „Haben Sie hier einen Reisenden vorbei gehen sehen?“

Jäger (gelassen): „Er wird bald wieder heraus kommen.“

Reisender (heftig): „Meinen Sie denn ich set ein Narr?“

Jäger (enthusiastisch): „Der Wald ist voll davon!“

Das Mißverständnis rührte von der Taubheit des Waidmanns her, welcher auf ein Eichhörnchen lauerte, welches sich in dem hohen Baumstamm versteckt hatte.

**Wohin die Leute gehören.**—Die Armen nach Gelbern. Die Hungrigen nach Essen. Die Aussätzigen nach Finland. Die Kranken nach Heilbronn. Die Patienten nach Kurland. Die Perückenmacher nach Harburg. Die Traurigen nach Klagenfurt. Die Weinenden nach Jähringen. Die Juristen nach Jura. Die Jäger nach Jägerndorf oder Jirchberg. Die Kahlköpfigen nach Glaz oder Kahlenburg. Die Kammermädchen nach Jofingen. Die Eingebildeten nach Dinkelsbühl. Die Einsamen nach Dedenburg. Die Wurstmacher nach Darmstadt. Die Bartpufer nach Bartfeld. Die Weiberfreunde nach Magdeburg. Die Briefträger nach Oporto. Die Recensenten nach Rügen. Die Kaltblütigen nach Sieleben.

**Was ist der Gipfel der Sparsamkeit?** Seine Frau auf den Händen zu tragen, damit sie das Schulwerk spart.

**Wenden sie gefälligst um.**—Auf dem Rittergut Pomßen in Schlesien verschwanden einmal fünfzig Kornsäcke, welche trotz aller Nachforschungen nicht zu finden waren. Als nach einem Jahre der Verwalter begraben wurde und es dabei regnete, nahmen die im Leichenzuge befindlichen Weiber ihre Röcke über den Kopf, und der erstaunte Amtmann, der hinten nach kam, laß auf allen Unterröcken: „Rittergut Pomßen, Nr. 18, 24, 36, 48“ 2c.

**Was ist ein Reker?**—Dem früheren Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Herrn von K—, war ein Lehrer an der Mosel als fanatischer „Ultramontaner“ benannt worden. An jedem Tage trage er den Kindern ein Hecapitel gegen die Reker vor. Als einmal eines schönen Tages Herr von K— auf einer Amtsfahrt in die Nähe des Wohnorts des betreffenden Lehrers kam, dachte er bei sich selbst, du willst doch dem fanatischen Manne auch einen Besuch machen und dich einmal selbst überzeugen. Gedacht, gethan. Er ging in die Schule und ließ den Lehrer examinieren; derselbe sah gar nicht so verblissen aus. Doch trau, schau, wem, dachte der Herr Oberpräsident und stellte selbst an einen der Schüler die Frage: „Was ist ein Reker?“ Keine Antwort. „Weißt du es?“ fragte K— einen zweiten, dritten 2c. Keine Antwort. „Wer weiß es in der Schule?“ Allgemeines Stillschweigen. Endlich steckte ein kleiner Schelm die Finger in die Höhe. „Nun, so sage es, was ist ein Reker?“ „Ein Reker ist,“ antwortete der Kleine, „das Männchen von einer Kage.“ K— hatte genug gehört; er brückte dem Lehrer die Hand und zog von dannen.

**Wie die Schwägeren entstehen.**—„Hör, Nachbar, sage mir doch einmal: Hast du gesagt, oder hast du nicht gesagt, was ich gesagt habe, daß du gesagt hättest? Nachbar B. sagt, du hättest gesagt, daß du nie gesagt hättest, was ich gesagt habe, daß du gesagt hättest. Wenn du nun gesagt hast, du hättest nicht gesagt, was ich gesagt habe, daß du gesagt hättest, dann sage mir, was du denn eigentlich gesagt hast, daß du gesagt hättest?“

Lehrer: „Wir wollen jetzt vom Ursprunge des Menschengeschlechts sprechen. Was wißt Ihr darüber?“

Ein Schüler: „Mein Vater sagt, wir stammten vom Affen ab.“

Lehrer: „Von solchen Ausnahmefällen brauchen wir hier nicht zu sprechen.“

**Mein Kind.**—Bei Eröffnung eines Rettungshauses sagte ein hervorragender Pädagoge in seiner Rede: „Wenn nur ein Kind durch dieses Haus vom Verderben an Leib und Seele errettet würde, so wären alle Kosten, Mühen und Anstrengungen, die mit der Gründung der Anstalt verbunden sind, bezahlt.“ Nach der Feier bemerkte ein Fremder, im Privatgespräch mit dem Redner, in etwas spöttischem Tone: „Das war doch wohl ein Bischen stark aufgetragen, als Sie meinten, daß alle Mühe und Arbeit bezahlt wären, wenn nur ein Kind gerettet würde!“ „Richt, wenn es mein Kind wäre,“ war die feierlich ernste Antwort.

**Räthselgedicht: Wie Jesuiten und Protest. lesen können.**

Ich sage gänzlich ab,	Der Mönche Lehr' und Leben,
Der Bibel bis ans Grab,	Bin ich allzeit ergeben,
Ich hasse stets und fort,	Die Mez- und Ohrenbeicht
Der Bibel Lehr und Wort,	Macht mir nur sanft und leicht.
Wer auf die Bibel stirbt,	Das Himmelreich erwirbt,
In Ewigkeit verdirbt,	Wer römisch-katholisch stirbt.

**In einer alten Tübinger Chronik** ist Folgendes zu lesen: „Anno 1674, als die Bayern in der Festung gelegen, wurde von den Franzosen der Wall unterminirt und gesprengt, worin über 18 Personen bayerische Besatzung umkamen. Als die Minen angezündet, ist neben andern auch ein Solbatenweib in die Luft gejagt worden, eine Aderlänge weit ohne einigen Schaden zu Boden gefallen, wieder aufgestanden und unversehrt davon gegangen, hat aber arg geschimpft und ist schlimmer Laune gewesen.“

Rebus Nr. 1.

WR	Hase Reh	M	Vr	Vr	letzt	eee
	Mann Eva		Vr	Vr		eSe
	Kleid sein		Vr	Vr		eee

LE

Rebus Nr. 2.



Räthsel.

Oft zaub' ich dir das schönste Bild  
Boll Farbenpracht vors Auge hin,  
Doch wenn ich ohne Haupt jetzt bin,  
Erblickst du Berg und Thalgefeld,  
Umspielt, umrauscht von Meereswogen,  
Und Schiffe kommen angezogen.—

**Auflösung der Räthsel im Februar- und Märzheft.**

Februarheft.—Logogryph: Baruch, Bauch, Buch.

Räthsel: Schafgarbe. Als Reinte.

Märzheft.—Rebus: Einen treuen Führer achte.—Als Reinte, J. A. Henke, Wilh. Ademann, R. Raste, Jakob D. Steiner.

Räthsel: Gefäß.—M. C. Blandgarb.

Polindrom: Schlaf, falsch.—Wilh. Ademann, Als Reinte, R. Raste, M. C. Blandgarb.







Glückliches Hauswesen.





## Bitte.

Von \* \* \*

**W**er je dem Vöglein zugehau't,  
Wenn so geschickt sein Nest es baut,  
Wenn sorglich es die Flur durchspäht,  
Das kleinste Häl'mchen nicht verschmäht,  
Wird seine Bitte hören,  
Sein Nestchen nicht zerstören.

Wer je gesehen, wie warm und weich,  
Es deckt die Eier allzugleich,  
Raum seitwärts von der Stelle blüht,  
Bis leis' es in den Eiern püht,  
Der thut ihm nichts zu Leide,  
Läßt ihm die Augenweide.

Und wer's gesehen, mit welchem Fleiß  
Die Jungen es zu pflegen weiß,  
Wie still und raschloft immerdar  
Es sorgt für seine kleine Schaar,  
Der sucht ihm stets zu nützen,  
Es vor Gefahr zu schützen.

O, sei auch du dem Vöglein gut  
Und nimm es gern in deine Hut,  
Sei du ein Freund ihm in der Noth,  
Ein Retter, wenn Gefahr ihm droht,  
Dann wird sein muntres Singen,  
Wie Lob und Dank dir klingen.

## Wie Zwei in einer Nacht kurirt wurden.

(Von Emil Frommel.)

(Schluß.)

**V**on Alters her hat die Andreasnacht etwas auf sich, und alte Schäfer und Todtengräber wissen noch heutigen Tages zu sagen, daß sich in ihr allerhand Dinge erfahren lassen. Denn der Aberglaube sitzt den Leuten gemeiniglich tiefer in den Knochen als der Glaube, und etwas glauben muß der Mensch und thut es auch, und wenn er dem lebendigen Gott und seinem Wort nicht glauben will, so muß er eben alten Weibern und thörichten Fabeln glauben. Der geneigte Leser mag nur selber einmal die Probe machen. So ging's den Storchpetersleuten auch; Beide dachten an die Andreasnacht und Beide wären gern einander losgewesen und hätte Jedes gerne gewußt, ob nicht das Andere stürbe, und da kam ihnen gerade der Andreas gelegen. Denn wer sich in dieser Nacht an den Kreuzweg oder an die Kirchthüre am Mitternacht stellt, kann die Leute in die Kirche gehen sehen, die im kommenden Jahre sterben, — das wußten die Zwei, und die Base hatte es der Elisabeth schon früher eingeschärft, sie solle nur diese Nacht nicht überschlagen. Und doch hatte es der Elisabeth gegraust, nach dem Tode ihres Mannes zu forschen, aber jetzt war sie so erbittert, daß, als sie nach dem Streit am Abend auf ihre Kammer kam, sie ihre schlechtesten Kleider anzog und ein großes Tuch um den Kopf schlug und wartete, bis Alles still im Hause war. Sie horchte an der Kammerthür ihres Mannes, und als auch da sich nichts regte, schlich sie kurz vor Mitternacht nach dem Kirchhof auf die Kirchthür zu. Das Herz klopfte ihr heftig, als sie durch die Gräber schritt und an ihrer Mutter Grab vorbei kam; aber nun war sie einmal da und zurück wollte sie nicht mehr. Als es Mitternacht schlug, und die graunzende Thurmuhr so langsam in den Sturm hinein schlug, schlich sie sich vor an die Kirchthür, der Mond trat gerade durch die zerrissenen und jagenben Wolken, und sie schlug das Tuch auf, um zu sehen. Da schleicht plötzlich eine Gestalt leise von der andern Seite her; auch er war vermunnt und löste jetzt das Tuch, aber wie erschraf die Elisabeth, als sie plötzlich ihren Mann, den Storchpeter erkannte! Ja, er war's, und er kam ihr im hellen Mondstrahl so blaß vor, und wie angewurzelt blieb sie stehen und konnte kein Wort sagen. Das hatte sie im Stillen gewünscht zu sehen, und doch, als sie es nun sah, da grauste es ihr. Sie raffte alle Kraft zusammen; der Mond trat hinter die Wolken und sie schlich erst, dann aber lief sie, was sie laufen konnte, über den Kirchhof hinaus und legte sich eiskalt und zitternd am ganzen Leib zu Bett.

Dem Storchpeter war nicht anders zu Muthe. Auch er hatte eine Weile gewartet und war auf den Soßen hinaufgeschlichen an die Kammerthür der Frau, und als er nichts sich regen hörte, war er schnell in die Stiefel gefahren und hatte sich bis zur Mitternacht auf dem Feld herumgetrieben und dann langsam zur Kirche gemacht. Auch er hätte gern wissen mögen, ob er nicht seine Elisabeth sähe, aber als er sie nun sah, so sah sie gelb und geisterhaft, und daran dachte: „Sie stirbt also in diesem Jahr,“ da packte auch ihn das Grausen und er schlich um die Kirche herum und über die Mauer nach Hause. Der Wächter blies noch die zwölfte Stunde im Dorf herum:

Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen,  
Unser Gloc' hat Zwölf geschlagen,  
Nur zwölf Stunden hat der Tag,  
Wer weiß wie bald man sterben mag!  
Wohl um die Zwölf!

Der Vers ging ihm noch im Schlaf nach, mit dem es ohnehin wenig war. Jedes von den Beiden träumte vom Andern, von Sarg und Begräbniß, und als sie des Morgens aufwachten und Jedes das Andere noch am Leben fand, waren sie doch Beide froh, daß es mit dem Andern nicht so schnell gegangen war. Aber freilich, das Jahr war noch lang, und da mußte es doch kommen und Jedes dachte vom Andern: du hast nur noch ein Jahr. Und zum ersten Mal seit langer Zeit wünschte der Storchpeter seiner Frau einen guten Morgen und fragte sie, wie es ihr ginge. Und der Elisabeth fiel es gewaltig auf, und sie gab ihm freundliche Antwort. Als der Storchpeter vom Bald heimkam, dampfte auf dem Tisch sein Leibessen, das sie ihm aus Trotz lange nicht mehr gemacht hatte, denn sie dachte: „Lang thut er's doch nicht mehr, du willst ihm doch noch die paar Tage versüßen.“ Und als dem Storchpeter über dem Dieblingessen das Wasser im Munde zusammenlief, dachte er: „Es ist doch noch schön von ihr, daß sie den Streit vergessen hat und mir mein Leibessen macht. Ach, wenn sie wüßte, was ich weiß! vielleicht ahnt sie's doch, daß sie sterben muß und wird jetzt etwas weicher.“ — Während sie sonst beim Essen nichts sprachen oder sich zankten, waren sie diesmal ganz freundlich und Jedes redete dem Andern zu, sich nicht zu geniren, so daß die Knechte am Tische sich wunderten, daß die Beiden so freundlich waren. — Der Storchpeter aber dachte: Eine Liebe ist die andere werth, und ging an seinen Barometer und klopfte daran, und als das Quecksilber auf „Beständig schön“ stehen blieb und sich das Wetter nach dem Sturm aufgeheitert hatte, sagte er: „Elisabeth, der Himmel ist blau und es gibt so leicht keinen Regen, ich will den Fuchs anspannen und wir wollen auf den Jahrmarkt fahren, da kannst du dir das seidene Kleid kaufen, ich habe grad noch etwas Apathes für dich im Struimpf aufgehoben von der Kartoffelernte her, das kannst du haben; und kannst dir's gleich bei der Mamsell zuschneiden lassen, daß du's an Weihnachten kriegst.“ Aber eigentlich dachte er: „Sterben muß sie doch, und wenn ihr der seidene Fahren Freude macht, so gönne ihr noch die Freude.“ Elisabeth horchte hoch auf und dachte: „So ist's doch wahr, daß der Tod Einen weicher macht, sonst thät mein Mann so was nicht sagen.“ Aber dann sagte sie zu ihm: „Lieber Mann, ich hab' mich doch besonnen heute Nacht, daß du den Recht hast; denn ein seidenes Kleid paßt nicht für unser Einen. Ein wollenes thut's auch und ist schütziger für den Winter. Ohnehin hab ich das Reißen in den Gliedern und der Reformatismus (soll heißen auf hochdeutsch Rheumatismus) liegt mir in den Knochen.“ Im Grund ihres Herzens aber dachte sie: „Was sollst du dir ein seidenes, buntes Kleid kaufen? dein Mann stirbt doch, und da paßt sich's nicht mehr für eine Wittve, in solchem Staat daher zu kommen. Wenn die Trauerzeit um ist, kannst du doch immer noch thun, was du willst.“ —

Den Storchpeter wunderte die Antwort über die Maßen, denn wenn sie einmal ihren Kopf aufgesetzt hatte, hätte ihn nur der Scharfrichter herunter bringen können, aber so ging's



diesmal so herrlich gut, und er dachte seinerseits: Sie wird's wohl fühlen, daß sie nicht mehr lang lebt und nur noch ein Sterbekleid braucht, darum will sie kein seidenes haben.

So ging's Wochen und Monate lang fort, und nach und nach wurde ihnen der Friede und die Nachgiebigkeit ein gewohntes Ding. Freilich gab's Gelegenheit genug, um einen rothen Kopf zu kriegen und den alten Zankgeist loszulassen — aber Jedes dachte: Halt, was willst dem Anderen das Leben verbittern, es sind doch nur wenig Monate noch, die willst du noch aushalten. Die Beiden merkten immer mehr, wie gut sie doch zu einander paßten, die Knechte und Tagelöhner konnten nicht begreifen, wie friedlich sie jetzt mit einander lebten, und nur eines war, was die Freude trübte, daß Jedes dachte, es werde nicht lange mehr dauern, so würden sie getrennt, und Beide wünschten, der Andreastag möchte doch langsamer herbeikommen. Aber der ließ sich nicht aufhalten. Zehn Monate waren ins Land gegangen seit jener Nacht. Noch zwei — und der Andreastag war da. Vorher kam aber noch des Storchpeter's Geburtstag. „'s ist sein letzter,“ seufzte die Elisabeth und in dem Wamm's, den sie ihm gestrickt hatte, waren auch etliche Perlen mit eingefrickt, das heißt, die Thränen waren ihr hineingefallen. Was ihr aber am meisten aufs Herz fiel, war das, daß ihr Peter nichts ahnte von seinem frühen Tod, sondern sich auf noch recht viele Jahre eingerichtet hatte. „Du mußt es ihm doch sagen und ihn warnen,“ sprach sie zu sich selbst, „das ist Christenpflicht.“

Derweil die Elisabeth den Wamm's zurecht legte und einen frischen Strauß von Herbstblumen dazustellen, saß der Storchpeter gedankenvoll in seiner Kammer. Es war sein acht- undvierzigster Geburtstag, und der ist nicht weit von dem fünfzigsten. Die Nacht hatte er unruhig geträumt; er sah die Leichenträger vor dem Hause und den Schulmeister mit einem großen Flor um den Hut und eine gelbe Citrone in der Hand und hörte die Schulkinder singen. Da kamen ihm die Gedanken zu Hauf gezogen, und er dachte: „Jetzt, wo du älter wirst und eine vertraute Frau brauchen könntest, jetzt gerade muß sie fort. Jetzt kann sie sich so gut schicken und weiß, was ich gern esse und wie mir's lieb und commod ist, und ist jetzt kein Streit und Zank mehr im Haus, jetzt könnten wir's so gut haben — aber gerade jetzt muß sie fort. Eine andere Frau kriegst du so leicht nicht, denn die nehmen dich nur wegen des Geldes und schaffen dich unter den Boden hinunter, wie dem Hansjörg daneben seine zweite Frau es macht. Das Bitterböse aber an der ganzen Sache ist, daß sie's nicht einmal weiß oder meint, der Tod käme nicht an so eine starke, gesunde Frau. Du mußt es ihr sagen, daß sie sich darauf vorbereiten kann, denn das ist Christenpflicht!“ — Mit diesen Gedanken kam er herunter, und die Zwei trafen sich beim Frühstück.

Sie ging auf ihn zu und gratulirte ihm zum Geburtstage, aber als sie ihm „noch viele Jahre Gesundheit“ wünschte, klopfte ihr das Herz stark dabei, denn inwendig hieß es doch: Ach du lebst keine drei Monate mehr! Da überkam es sie und die Thränen, die bei ihr so theuer waren, wie das Wasser in der Wüste, flossen ihr die Wangen herunter, während sie sich an ihren Mann schmiegte.

Der Storchpeter war wieder aufs Neue verwundert und dachte nicht anders, denn: Siehst du, sie spürt's wohl, daß es der letzte Geburtstag ist, sonst würde sie nicht so reich sein.

Während des Frühstücks sprachen sie wenig, schauten sich aber dafür tief in die Augen und Jedes forschte, ob an dem Andern nicht ein Zeichen des baldigen Todes zu sehen wäre. Darnach aber sagte sich Elisabeth ein Herz und fragte mit leiser

Stimme und recht liebevoll: „Lieber Mann, wie geht's dir?“

Der Storchpeter sagte frischweg: „Mir ist ganz wohl, mein Kopfweh ist ganz fort, seitdem du mich so mit deiner Liebe gesund gemacht hast.“

„Gesund,“ das fuhr der Elisabeth wie ein Stich durch's Herz, und sie konnte lange nichts mehr sagen. „Ja, wir sind jetzt so vergnügt zusammen und haben Frieden, Elisabeth, aber der Mensch ist übermächtig und bald kann's ein Ende haben.“

Nun griff die Elisabeth mit beiden Händen zu, um diesen Frieden nicht mehr loszulassen, den ihr der Peter selbst gegeben: „Ja, lieber Mann,“ sagte sie, „ich denke schon Tag und Nacht drüber nach, es steht mit mir auf und geht mit mir schlafen, wie bald wir auseinander kommen können; und wie es für mich so traurig wäre, allein auf dem großen Hof zu sitzen und das ganze Geschäft zu haben mit fremden Leuten, wenn du nicht mehr da bist. Sieh, das plagt mich und vor Allem, wenn ich denke, du könntest so schnell wegsterben. Es wird doch in der Kirche alle Sonntage gebetet: Bewahre uns vor einem bösen, schnellen Tod. Hast du denn auch schon dran gedacht, lieber Mann?“

Nun war der Schrecken am Storchpeter; das hatte er sich nicht vermuthet, daß die Elisabeth ihm das sagte, was er gerade ihr sagen wollte. Endlich faßte er sich und sagte: „Liebe Elisabeth, mach dir keine Sorgen, sieh, ich glaube, daß ich von Herzen gesund bin; aber du machst mir manchmal Angst mit deiner Gesundheit, und bist manchmal so fieberig und in der Nacht, daß ich schon oft hab' zum Doctor schicken wollen. Ich muß immer denken, du stirbst bald und ich krieg keine Frau mehr, wie du jetzt bist.“

Das war zu viel für die Elisabeth, daß ihr Peter so verblendet war und sich noch auf viele Jahre spitzte; nein, dachte sie, da mußt du ihm ein für allemal klaren Wein einschenken. Kurz und entschlossen trat sie vor ihn, legte die linke Hand auf seine Schulter und hob die Rechte auf wie zum Schwören gen Himmel und sagte ihm mit dumpfer und hohler Stimme: „Mann, ich weiß es gewiß und kann darauf schwören, es ist mir geoffenbaret: du lebst keine zwei Monate mehr.“ Sie stand vor ihm, wie ein wahrhaftiges Weib, und war grausig anzusehen. Dem Peter schlug's in alle Glieder, und es wurde ihm eiskalt. Endlich ging's ihm wie ein Lichtstrahl durch den Kopf und er sagte: „Frau, wie kommst du nur auf solche Gedanken? Wer hat dir denn das gesagt?“

Es war gut, daß die Elisabeth einmal am Herausreden war, sonst hätte es ihr noch mehr Ueberwindung gekostet; Alles bis auf den Grund zu sagen. Sie verhüllte ihren Kopf in die Schürze und lehnte sich an den Mann und sagte dann: „Ich will dir's gestehen, aber du mußt nicht böse werden. In selbiger Nacht, wo wir so Streit mit einander hatten, bin ich aus Zorn fortgelaufen und weil's Andreasnacht war —“

„Bist du an die Kirche gegangen um Mitternacht und hast mich gesehen,“ fiel ihr der Peter ein, der ihr zu Hilfe kommen wollte.

Sie nickte mit dem Kopfe und sagt: „Ja, leibhaftig, wie du lebst und lebst.“ Nun war's heraus und sie schaute ihn an, zu sehen, welchen Eindruck das Wort auf ihn gemacht. Aber der Peter schaute sie freundlich an und sagte: „Liebe Elisabeth, wir haben groß gesehlt und müssen einander viel vergeben, und Gott muß uns noch viel mehr vergeben. Ich will's dir auch gestehen: Ich bin auch in selbiger Nacht auf den Kirchhof im Zorn gegangen und habe sehen wollen, ob du nicht bald stirbst. Und du hast mich und ich habe dich gesehen, leibhaftig sind wir's gewesen. Wir müssen uns schämen

alle Zwei und ich am meisten, denn ich bin der Mann und hätte mehr Verstand und Liebe haben sollen. Das mußt du mir vergeben."

"Ich habe dir nichts zu vergeben," sagte die Elisabeth, "denn ich bin die Frau und hätte folgen und schweigen sollen, wie sich's für eine Frau schickt."

Und daß die Beiden solches zu einander sagten und Jedes den schwersten Saß Sünden haben wollte, wird der geneigte Leser ganz in der Ordnung finden. Denn wenn's besser werden soll, und man ein neu Haus bauen will, muß man das Fundament in die Tiefe legen, sonst fällt oben Alles wieder zusammen.

"Wir wollen jetzt den Gaul anders aufsäumen, Elisabeth," sagte der Storchepeter, "wenn dir's recht ist, und die paar Jährlein, die wir noch haben, in Frieden verleben. Lang' einmal die Hochzeitsbibel vom Sims 'runter und lies einmal den Hochzeitstext, den der Herr Pfarrer hineingeschrieben hat." Der lautete aber:

"Wo du hingehst, da will auch ich hingehen, und wo du bleibst, da bleib ich auch. Dein Gott ist mein Gott, und dein Volk ist mein Volk. Wo du stirbst, da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden."

"Säßen wir den Spruch befolgt, wär's besser gegangen," sagte die Elisabeth. "Wir sind nur e i n m a l mit einander wohin gegangen, darüber wir uns schämen müssen. Wir haben's böse machen wollen, aber Gott hat's gut gemacht. Mit der Andreasnacht ist's nichts, und mit all dem Aberglauben. Aber gelt, Mann, wir sind doch curirt worden?!"

\* \* \*

Seit dem Tage ging's noch besser zu im Hof, der ganze Ort wunderte sich, wenn die Zwei allsonntäglich miteinander zur Kirche kamen. Die Elisabeth kriegte ihre rothen Backen wieder, und der Storchepeter machte ein so fröhliches Gesicht, als wollte er sagen: "Bin ich nicht der glücklichste Mensch im Ort,

und hab ich nicht die beste Frau von der Welt?" Weil sie keine Kinder hatten, waren sie freilich betrübt. Dafür hatten aber andere Leute Kinder, an denen man Gutes thun konnte. Und weil einmal die Liebe bei den Storchepetersleuten brannte, so schlugen auch die Flammen zum Hof hinaus.

Eines Tages brachte der Peter zwei Kinder an der Hand. Das waren seines Schwagers Kinder, die Kinder von der Elisabeth Schwester, die vor zwei Jahren gestorben war. "Elisabeth, da habe ich zwei Kinder für dich, wenn du sie haben willst, sie sind auch dein Fleisch und Blut und sind arme Würmlein, weil sie keine Mutter haben." Die Elisabeth fiel ihrem Mann um den Hals und dankte ihm. "Ach Peter," sagte sie, "ich hab manchmal dran gedacht, seitdem wir wieder gut sind, wir sollten dem lieben Gott ein Dankopfer bringen, und ich hab nicht gewußt wie. Denn weil die Kinder von meiner Verwandtschaft sind, hab ich's nicht sagen wollen."

Der Peter lachte und sagte: "Elisabeth, weißt du nicht, wie's im Hochzeitstext heißt: 'Dein Volk ist mein Volk'? So sollen wir auch hier zu einander sprechen. Wenn die Kinder einschlagen, so soll ihnen der Hof gehören, wenn wir einmal sterben."

Die Kinder wurden angenommen und schlugen ein und wurden ein neues Band zwischen den Eheleuten. — Wer von den Leuten auf dem Hof noch lebt, darf der Verfasser nicht verrathen, denn es ist ihm im Vertrauen gesagt worden. Aber was er sagen darf, will er nicht verschweigen.

1. *I t e m*: Ein Jeder besinne sich, ehe er zu Zweien reist, ob der Kamerad zu ihm passe.

2. *I t e m*: Wenn man aber auf der Reise ist, muß man mit einander Geduld haben und sich ineinander schiden.

3. *I t e m*: Wer sich durch den Glauben regieren läßt, braucht durch den Aberglauben nicht curirt zu werden.

4. *I t e m*: Den Tod allezeit vor Augen haben, heißt einen guten Lehrmeister haben, und wenn man im Leben immer so weich und friedvoll gegen einander wäre wie am Sarg, so würde es in mancher Ehe auch anders aussehen.

## Sonniger Tag.

(Von H. W. Vongfellow.)



Tag von Gott, vollkomm'ner Tag,  
An dem ich nicht schaffen, nur träumen mag,  
An dem zufrieden schon mein Sinn,  
Nicht, daß ich wirke, nein—nur daß ich bin!

Durch jede Faser meiner Brust  
Elektrisch zuckt die Lebenslust,  
O seliger Drang, hier ist nicht Raum,  
Und alle die Wonne faß' ich kaum!

Der Sturm fährt über die Wipfel hin  
Und spielt wohl himmlische Symphonien;  
Zu Boden hangen die Aeste reich,  
Der Aeolsharfe Saiten gleich.

Hoch über mir aus dem Aether lacht  
Des Himmels wechselnde Szenenpracht,  
Sapphirne Meere durchschiff't die Sonn',  
Wie eine goldene Gallion'

Und hüben des Westens Nebelland,  
Und drüben der glücklichen Silande Strand,  
Wo über der steilen Sierra empor  
Mantch' schneiger Pic im Gewölk sich verlor.

So blaset denn, Winde, durch jeglichen Raum,  
Die Blümlein mir weckt aus dem Wintertraum,  
So blaset denn lustig und würzt mir die Luft  
Mit feurigem Pfirsichblüthenduft!

O Leben und Liebe, du seliger Drang,  
O Gedanke, dein einziger Laut ist Gesang!  
O Menschenherz und du auch sei  
Wie die Lüfte so wonnig, wie der Wind so frei!



## Aus der Vogelwelt.



II.

Die ausgezeichnetsten Abarten der Haustaube sind zunächst die Kropftaube (oder Kröpper). Sie ist groß, kommt in verschiedenen Farben vor,

fliegt schwer und zeichnet sich durch einen sehr weiten Kropf aus, den sie so stark aufblasen kann, daß er zuweilen noch größer erscheint, als die übrigen Körperteile zusammen. Ihr

Diese ist namentlich mit ausgebreitetem Schwanz eine anmuthige Erscheinung. Sie ist meistens ganz weiß, man trifft aber zuweilen auch welche mit schwarzem Kopf und Schwanz. Letzteren kann sie nach Art der Pfauen und Truthähne fächerförmig ausprägen. Es sind gewöhnlich sechzehn, oft auch mehr Federn darin enthalten.

Das Mäuschen ist klein aber niedlich, und im Fliegen sehr geschickt, hat einen kurzen Schnabel, eine am Vorderhalse herablaufende Federtraufe und ein einfarbig weißes oder gelbes Gefieder, kommt aber auch weiß mit blauen, rothen oder gelben Flügeln vor. Zuletzt noch der Almondümmler, eine Art Purzeltaube, welche sich besonders durch ihren auffallenden Flug auszeichnet und davon ihren Namen erhalten hat, indem sie bei ihrem schnellen und hohen Flug oft überschlägt, das heißt Purzelbäume in der Luft macht und dann wieder weiter fliegt. — Die sogenannte Briestaube ist

größer als unsere gewöhnliche Haustaube, etwa fünfzehn Zoll lang und ein bis anderthalb Pfund schwer. Von ihr handelte ja mit besonderer Rücksicht auf den merkwürdigen durch sie vermittelten Postverkehr das Magazin vor etlichen Jahren ausführlicheres. Es genüge daher, nur Folgendes über diese instinttmäßigen Briefboten noch kurz hervorzuheben, daß nemlich jene besondere Fähigkeit auf zwei verschiedenen Eigenschaften zu beruhen scheint, und zwar auf ihrer Heimathsliebe und auf ihrem scharfen Gesicht. Der bekannte Ornithologe Renie sagt darüber: „Ohne Zweifel bewirkt es das Auge allein, daß die Briestaube jene außerordentlichen Luftstreifen vollführen kann, welche von den frühesten Zeiten das Erstaunen der Menschen mit Recht erregt haben.

In Sydenham, einer südlich gelegenen Vorstadt Londons, befindet sich, umgeben von einem herrlichen Parke, der Krystall- oder Glaspalast. Derselbe enthält großartige

Sammlungen von Sehenswürdigkeiten der verschiedensten Art, und diese, sowohl als der Park mit seinen schattigen Spaziergängen, Seen und Inseln, locken alltäglich eine Menge von Besuchern an, welche aus den verschiedensten Theilen der Riesengroßstadt durch Eisenbahnen hierher befördert werden. Jüngst sollte nun ein zwölfjähriger Knabe aus einem entfernten Vororte London's im Auftrage seines Vaters zwei Körbe mit Briestauben in den Park von Sydenham bringen und dort seine Schutzbefohlenen in Freiheit setzen, um deren Trieb zur Heimkehr zu prüfen. Er fuhr auf der Eisenbahn. Aber dem Zuge stieß ein Unfall zu, und der Knabe war leider das einzige Opfer desselben. Der junge Bote wurde nebst den unverfehrt gebliebenen Tauben in das nahe gelegene Bahngelände gebracht. Doch Niemand kannte denselben; Niemand wußte, wer seine Eltern waren, und wo sie wohnten. Mitreisenden hatte der Verunglückte nur sein Vorhaben mit den Tau-



Kropftaube.



Das Nönnchen.

ben kund gegeben. Da kam der Bahninspektor auf den Einfall, den Tauben die Freiheit zu schenken, nachdem er vorher an einigen derselben Papierstreifen befestigt hatte, auf welchen er den traurigen Vorfall andeutete. Es ist sicherlich rührend zu vernehmen, wie die treuen gefiederten Reisebegleiter die Kunde von dem Mißgeschick ungesäumt in die ferne, gemeinsame Heimath verbracht haben. In ganz unerwartet kurzer Zeit traf der betrübtete Vater am Unglücksorte ein, um die weitere Sorge für den geliebten Todten zu übernehmen.

Beimerkenswerth ist die Gattenliebe der Taube. Ein Täufer hält sich nur zu einer Taube. Wenn dem einen oder andern ein Gatte mangelt, so bemerkt man bald eine gewisse Schwermuth. Ein Mann in der Nachbarschaft von London, welcher ein von den Tauben arg geplündertes Erbsenfeld bewachen sollte, schoß einen alten Täufer, der lange auf dem Pachtthofe gelebt hatte. Seine Taube, um die er manches Jahr geyrt, die er aus seinem eigenen Kropfe gefüttert, der er in der Erziehung ihrer zahlreichen Nachkommenschaft beigekommen hatte, ließ sich augenblicklich neben ihrem unglücklichen Gatten nieder und zeigte ihren Schmerz und Gram auf die deutlichste Weise. Der Mann nahm den todten Täufer und band ihn an einen kurzen Pfahl, weil er glaubte, dadurch andere Plünderer abzuschrecken. Auch da verließ ihn die Taube nicht, sondern ging täglich lang-

sam und traurig um den Pfahl. Die zartfühlende, weichherzige Gattin des Pächters hörte endlich von diesem Umstande und bestrebt sich, das Thierchen so viel als möglich zu trösten. Die Taube war ganz kraftlos und erschöpft und hatte durch ihr Laufen um den Pfahl einen sichtbaren Weg gemacht. Nachdem der Leichnam weggenommen war, kehrte sie endlich in ihren Schlag zurück.

Die Tauben werden beinahe sehr furchtlos und verlieren alle Furcht vor den Menschen. Herr Smith erzählt, daß er eine Taube gehabt habe, welche ihn und seine Familie von fremden Personen gut unterscheiden konnte. Sobald ein Fremder sie streicheln wollte,

pickte sie nach ihm und biß ihn in die Hand. Sobald ihr Herr sie aber rief, kam sie sogleich zu ihm, setzte sich auf die Hand und ließ Alles mit sich machen. Kam er des Abends nach Hause, so bot sie ihm durch ihr Gurren einen guten Abend und flog sogleich zu ihm.

Und daß die Tauben eine nicht unbedeutende Lebenskraft besitzen, beweist folgendes Beispiel: Ein Mann aus der Gegend um Löwenberg, in Schlesien, kaufte einst, als er aus der Kirche nach Hause ging, eine Taube und steckte dieselbe in seine Rocktasche. Zu Hause angekommen hielten ihn Geschäfte ab, sich der gekauften Taube zu erinnern; das arme Thier wurde ganz vergessen und in seinem Gefängnisse, dem Kirchenrocke, in den Kleiderschrank verschlossen. Acht Tage darauf zog der Mann seinen Rock wieder an und machte sich auf den Weg zur Kirche.



Afrikanisches Nönnchen.



Unterwegs hatte er nöthig, in die Tasche zu greifen, da bekam er zu seinem Erstaunen die darin vergessene Taube in die Hand. Acht Tage lang war also der Vogel ohne irgend welche Nahrung, Bewegung und frische Luft geblieben und dennoch gab er Lebenszeichen von sich. Als der Mann merkte, daß das Thier noch lebe, trug er es eilig zum Wasser und tränkte es. Die Taube kam wieder völlig zum Leben und war noch lange Zeit bei ihrem Herrn.

Von den mehr als 300 Arten der Taube ist die Dolschstichtaube die am wenigsten bekannte, denn das erste Paar derselben kam im November 1874 erst nach Deutschland. Prinz Karl, welcher im französischen Feldzuge 1870 auf dem Schlosse

häufig auf den Inseln der indischen Inseln, den Philippinen und Molukken, angetroffen. Die Größe ist die der Tureltaube. Von manchen Reisenden wird sie auch zu den Tureltauben gezählt. Nach Sonnerat gibt es eine weiße und eine graue Dolschstichtaube. Das Gefieder der weißen Dolschstichtaube ist von glänzender Weiße. Füße und Schnabel sind roth und die Augen von violetter Farbe. Mitten auf der weißen Brust hat die Taube einen länglichen Fleck von blutrother Farbe, welcher nach unten und den beiden Seiten einen helleren Ton annimmt. Diese höchst eigenthümliche Zeichnung hat ganz das Aussehen, als sei diese Stelle durch einen Stich verwundet worden und das aus der Wunde geflossene Blut



Fauttaube.

des Barons von Rothschild zu Ferieres, wo sein Hauptquartier sich befand, diese merkwürdige Taube kennen lernte, erhielt durch Vermittelung des Barons Rothschild in London aus einer Vogelhandlung auf Madagaskar ein solches Taubenpaar, welches er seiner Gemahlin, die eine große Taubenliebhaberin ist, schenkte. In Berlin, vor den Fenstern des Haushofmeisters des Prinzen, wo das Paar eine Zeit lang stand, hatten die Vorübergehenden Gelegenheit, die Dolschstichtaube zu sehen und zu bewundern.

Aus der Beschreibung des französischen Reisebeschreibers Sonnerat, der sie in seiner „Reise nach Neu-Guinea“ vor hundert Jahren zuerst und am ausführlichsten beschrieb, nach Mittheilungen Reichenbachs u. A., stellen wir über dieses nette Thierlein Folgendes zusammen. — Die Dolschstichtaube wird

häufig auf den Inseln der indischen Inseln, den Philippinen und Molukken, angetroffen. Die Größe ist die der Tureltaube. Von manchen Reisenden wird sie auch zu den Tureltauben gezählt. Nach Sonnerat gibt es eine weiße und eine graue Dolschstichtaube. Das Gefieder der weißen Dolschstichtaube ist von glänzender Weiße. Füße und Schnabel sind roth und die Augen von violetter Farbe. Mitten auf der weißen Brust hat die Taube einen länglichen Fleck von blutrother Farbe, welcher nach unten und den beiden Seiten einen helleren Ton annimmt. Diese höchst eigenthümliche Zeichnung hat ganz das Aussehen, als sei diese Stelle durch einen Stich verwundet worden und das aus der Wunde geflossene Blut

habe auf dem Gefieder des Vogels dieses merkwürdige Zeichen hervorgebracht, denn nur durch genaue Besichtigung erkennt man erst, daß dieser Fleck natürliche Befiederung ist und nicht eine andere Ursache, eine Verwundung, ihn hervor gebracht hat. Ueber die Lebensweise der Dolschstichtaube sind nur mangelhafte Nachrichten vorhanden. Daß sie wegen ihrer Lieblingsnahrung, die aus Würmern besteht, häufig auf dem Erdboden angetroffen wird, ist erklärlich. Dafür sprechen auch die kräftigen, zum Gehen eingerichteten Beine und das den Hühnern eigenthümliche Nicken des Kopfes beim Gehen. Das Weibchen legt meistens zwei Eier, welche denen der Taube an Größe und Farbe fast gleich sein sollen. In der Gefangenschaft werden indessen selten Junge ausgebrütet.

## Ein Stück Alterthum.

## III.

Es war an einem Sommerabend, als ein Reisender zu Pferde in einem gewissen Dorfe in Frankreich sein Erscheinen machte und in dem einzigen Gasthaus daselbst um ein Nachtquartier anfragte. Der Fremde war ein Engländer. Das sogenannte Gasthaus besaß aber nicht die erwünschte Accomodität für einen solchen vornehmen Herrn — ja nicht einmal eine Kammer, mit Ausnahme derjenigen, welche die Wirthin mit ihrer Familie selbst bedurfte, wie sie erklärte.

Der Fremde versicherte indessen, daß er sich leicht in die obwaltenden Umstände schicken könne, da er ja auf seinen vielen Reisen schon längst an allerlei Begegnisse gewöhnt sei, und daß er fürlieb nehmen werde auch mit der einfachsten Abwartung. Jedenfalls könne er an dem heutigen Abend nicht weiter, da er bereits erschöpft sei, und sein Pferd nicht minder.

Der Reisende hatte eine weite Strecke zurückgelegt. Eine andere Stadt (oder Dorf), wo er etwas Besseres hoffen konnte, war auch nicht in der Nähe. Und nicht nur die bevorstehende Nacht, sondern auch noch den folgenden Tag, als am Sonntag, war er genöthigt, zu verweilen. Die Wirthin versicherte jedoch wiederholt, sie sei nicht gut bestellt, und sie könne ihn kaum für eine einzige Nacht, geschweige auch noch über Sonntag bequem halten.

„Aber bitte, Madame, was soll ich thun? Geben Sie mir doch einen guten Rath“, sagte der Fremde freundlich lächelnd. „Hier ist mein armes Pferd, das sehnüchzig nach einem Stall und nach Futter ausschaut.“

„Nun, Monsieur“, entgegnete sie schnell, „Stallung und Futter wird sich ohne Schwierigkeit finden.“

„Und vielleicht“, fuhr der Reisende fort, „dürfte auch ein menschenfreundlicher Nachbar uns aus einer weiteren Schwierigkeit helfen und einen Gast aufnehmen?“

„Ei, ja“, sagte die Gastwirthin, „hat nicht etwa Monsieur ein stattliches Haus zur Rechten auf seinem Weg zum Dorf herein wahrgenommen? Der Gutsbesitzer daselbst ist ein sehr wohlwollender Mann; und — eben jetzt kommt er des Weges daher, ich will Ihretwegen mit ihm sprechen.“

Mit diesen Worten lief sie, den Fremden stehen lassend, auf den von ihr bezeichneten Herrn zu, der auf der andern Seite des Weges eben vorbei passirte. Ein paar Worte genügten, um denselben ihre und des Fremden Verlegenheit deutlich zu machen, und sogleich eilte dieser herüber, den Reisenden herzlich grüßend. Er lud denselben aufs Zuvorkommendste zu seiner Wohnung ein und bat ihn, zu Reiten, so lange es ihm beliebe. Er selbst, sagte er, habe im Dorf drinnen noch ein kleines Geschäftchen zu bestellen, welches ihn nur wenige Minuten nehmen würde; auf dem Rückweg könne er ihn alsdann nach seiner Wohnung begleiten.

„Monsieur ist sehr gütig“, bemerkte der Fremde zur Dame gemeldet, nachdem der angeredete Herr — der Gutsbesitzer, wie sie denselben nannte, fort war.

„Ei, nun ja — aber“, setzte sie lächelnd hinzu, „ich möchte hier dem Monsieur nur ein kleines Geheimniß anvertrauen: Monsieur R— (so heißt nemlich der besagte Herr) ist hier nicht ganz richtig“, — und mit diesen Worten deutete sie auf ihre Stirn und nickte zwei bis dreimal.

„Ich verstehe Sie nicht genau.“

„Ei nun, wissen Sie“, antwortete die Dame, „Monsieur R— ist“ — hier ließ sie plötzlich die Stimme sinken — „ein Bischen aus dem Häuschen, der arme Mann.“

„Ist's möglich? Ich bemerkte wirklich keine Symptome von Verrücktheit“, sagte der Fremde.

„Verrücktheit? Bewahre! Der arme Herr ist in vielen Hinsichten ganz verständig. Aber ganz sauber ist's bestimmt nicht da drinnen“, behauptete sie nochmals, wiederholt nach der Stirn deutend. „Monsieur wird's sehen.“

„In solchem Fall wäre es dann rathfamer gewesen, wenn ich des Herrn Einlabung nicht sogleich angenommen hätte?“

„Mein Herr braucht deswegen durchaus nicht besorgt zu sein, der besagte Gutsbesitzer ist entschieden harmlos, und wie Sie ja eben sagten, sehr wohlwollend.“

Die Neugierde des Engländers war nur um so größer. Es wollte ihm durchaus nicht recht in den Sinn, Gast eines Mannes zu sein, der als irrsinnig galt, selbst wenn er auch dabei „harmlos“ sein sollte.

„Die Madame wird mich sehr zum Dank verpflichten“, sagte der Reisende, „wenn Sie sich etwas deutlicher erklären würde. Ist etwa Ihre Meinung die, daß Monsieur R— über sein Vermögen wohlwollend sei? In meinem Heimathlande kannte ich Leute, die aus lauter Wohlthätigkeit verarmten, indem sie ihr ganzes Vermögen an Fremde weggeschenkt. Ist dieses etwa Monsieur R—'s Irrsinn?“

„O nein. Der Herr ist wohlhabend und kann schon etwas entbehren, ohne Schaden zu leiden“, erwiderte die Dame.

Der Fremde zögerte. Es wollte ihm fast als Verrath erscheinen, noch weiter in die persönliche Geschichte Dessen einzubringen, der ihm als Fremdling fast ganz unaufgefordert aus seiner Verlegenheit herausgeholfen hatte. Aber doch blieb sein Bedenken, Herberge bei einem Irrsinnigen zu nehmen, nach wie vor. Er richtete daher eine andere Frage an die Dame:

„Hat der Herr R— ein großes Besitzthum? Hat er eine Familie?“

„O gewiß, und Diensthoten dazu.“

„Also ist er verheirathet?“

„Allerdings, und Madame R— — ei, die ist ein wahrer Engel“, erwiderte die Dame begeistert.

„Dieses wenigstens ist ermunternd“, dachte der Fremde.

„Ja, ein leibhaftiger Engel ist sie“, wiederholte die Dame. „Besuchte und pflegte sie mich nicht Tag für Tag, während meiner Krankheit vor drei Jahren, gleich wie eine Schwester? Ist sie nicht ebenso wohlwollend und zuvorkommend gegen Alle, die sich in Noth befinden, und macht sie nicht Jedermann glücklich, der mit ihr verkehrt? Kurzum ich sage Ihnen, sie ist ein wahrer Engel!“

„Noch besser“, dachte der Fremde, sagte aber laut:

„Aber vielleicht wird die Dame dessenungeachtet keinen Zuwachs zur Familie billigen, auch nur für einen Tag?“

„Monsieur mag sich deswegen beruhigen“, erwiderte die Wirthin zuversichtlich. „Die Dame empfängt einen solchen Gast mit Freuden.“

„Noch günstiger“, dachte der Fremdling. „Vermuthlich“, sagte er, „thut sie es, ihrem leidenden Gemahl zu Gefallen. Oder wie?“

Die Dame lächelte. „Was wird wohl Monsieur davon



denken, wenn ich ihm mittheile, daß auch sie am Gehirn leidet?“

Hier wurde die Unterredung plötzlich unterbrochen durch die Rückkehr des Herrn R—, der seinen Gast ersuchte, sein Pferd zu besteigen, welches letztere ja auch in der Einladung mitbegriffen war. Herr R— ging zur Seite als Begleiter dahin.

Auf der Toilette in der dem Gast angewiesenen Kammer lag ein Buch, welches er gleichgültig öffnete. Es war eine französische Bibel. Auf dem Titelblatt stand der Name August R— und darunter der köstliche Spruch: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen, Alle die daran glauben.“

„Ist's möglich?“ dachte der Gast bei sich selbst, schloß sich aber sofort seinem Gastwirth und dessen Gattin an, indem angedeutet wurde, daß das Abendessen fertig sei. Ein einfaches Mahl stand auf dem Tisch im Vorzimmer. Auf demselben lag auch ein Buch. Eine Art Verlegenheit schien sich für einen Augenblick bei Herrn R— kund zu geben, dieselbe wich aber alsbald einem freimüthigen Lächeln.

„Unser geehrter Gast hat wohl schon viel gereist,“ sagte er in fragendem Tone.

„In nicht wenigen Ländern,“ erwiderte der Angeredete.

„Ohne Zweifel hat er auf seinen Reisen auch mancherlei Gebräuche wahrgenommen?“ fuhr Herr R— fort.

„Wohl — Gebräuche, die mir als Engländer fremd schienen, jedoch keineswegs Denen, welche sie übten,“ erwiderte der Reisende.

„Sie waren aber zu klug und zu weitherzig, um mit den Leuten wegen ihrer Gebräuche zu zürnen, wenngleich Sie solche nicht billigten?“

„Ei nun, Derjenige muß durchaus unfähig sein, sich in der Gesellschaft zu bewegen, der sich nicht den Ansichten Anderer anbequemen kann,“ sagte der Fremde freundlich lächelnd.

„Insonderheit wenn er sich für so gütige Aufnahme zum Dank verpflichtet fühlt, wie es an diesem Abend mein glückliches Loos geworden ist.“

Der Gastwirth nickte dankend für das Compliment, griff nach dem auf dem Tische liegenden Buche und sagte dann:

„Unser Gebrauch mag ohne Zweifel unserem Gast auch selbst am erscheinen, jedoch er wird es uns zu gute halten.“

Während er noch redete, öffnete sich die Thüre des angrenzenden Zimmers, und verschiedene Diensthboten traten ein und placirten sich im Zimmer, in der Nähe des Tisches umher, während der Hausherr das Buch öffnete und einen Abschnitt daraus laut vorlas, worauf die kleine Versammlung sich auf die Kniee und ins Gebet begab.

„Und nun,“ sagte Monsieur R—, nachdem sich die Dienerschaft wieder entzogen, und er mit seiner Gattin und dem Reisenden sich zum Abendtisch begeben hatten, „möchte ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen: Es ist schon viele Jahre her, seit es dem Herrn Jesum Christum einmal gefiel, mir und meiner Gattin dieses 'Stückchen Alterthum' in den Weg zu legen. Als ein solches kaufte ich es. Lange stand dasselbe unbenutzt auf dem Bücherbrett. Mein Herr, es war nicht der Wille Gottes, daß seine köstliche Gabe so mißachtet da verbleiben sollte. Er sandte uns beiden Trübsal — große Trübsal, und zwar mir selbst am härtesten, denn Rosamonde, meine

theure Gemahlin lag krank — ja sterbenskrank darnieder, so daß der Arzt keine Hoffnung für ihre Genesung hatte. Ich selbst war des Lebens überdrüssig, und ich sagte: Wenn Rosa stirbt, will ich auch sterben.“

„Aber, Monsieur, diese Trübsal sollte sich noch in Freude verkehren, denn sehen Sie, als wie von Ungefähr wandte ich mich in meinem Gram zu diesem antiquarischen Buche. Eine neue Welt ging mir beim Lesen desselben auf. Bis dahin hatte ich die Religion als eine Erfindung der Priester angesehen; der Begriff von Himmel und Hölle hielt ich für Träumerei der Fanatiker oder Kunstgriff der Betrüger. Jedoch in Folge des Lesens dieses Buches drückte sich mir die Wahrheit tief ins Gemüth, daß es nach dem Tode noch ein künftiges Leben gebe. Mein Herr, diese Ueberzeugung verursachte mir größere Seelenqual, als ich im Stande bin, auszusprechen, denn wie durfte ich Glückseligkeit jenseit des Grabes hoffen! Aber Dank der allgütigen Vorkehrung, die mich nicht gar der Verzweiflung anheim fallen ließ. Ihn jammerte auch meine Unwissenheit, sowie meine Seelenangst. Meine Rosa wurde mir indeß nochmals am Leben erhalten. So wurden uns auf verschiebenerlei Weise allmählig unsere geistlichen Augen geöffnet, daß wir Den sehen konnten, der unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen hatte, dessen Blut von Sünden rein macht.“

Von jener Zeit an sind wir selige Menschen. Die Liebe Christi, des Sohnes Gottes, wurde in unsere Herzen ausgegossen durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist, und wir fühlten, daß es in solchem Zustande auch süß zu sterben sein würde. Da aber kam es uns schwer auf das Gemüth, daß unsere Freunde und Nachbarn ebenfalls wissen sollten, wie glücklich wir seien. Wir erzählten ihnen, welch einen Heiland wir gefunden hätten, zeigten ihnen auch das 'Stückchen Alterthum,' welches uns die frohe Kunde übermittelt hatte. Aber leider, sie hörten nicht auf uns. Unsere besten Freundekehrten uns den Rücken und kamen nicht mehr zu uns; noch mehr: sie trachteten, uns zu vernichten, aber Gott war unser Helfer. Wo wir gingen, folgten uns die Schmähungen unserer Verfolger. Trotzdem waren wir glücklich und zufrieden, denn wir hatten Den kennen gelernt, welcher ein solches Widersprechen von Sündern wieder sich erduldet, und uns befohlen hat, unser Kreuz auf uns zu nehmen und ihm nachzufolgen.

Dann aber trat nach einiger Zeit ein kleiner Wechsel ein. Man wurde es zuletzt müde, uns unfreundlich zu begegnen, nachdem wir ihren Hohn nicht erwiderten, sondern für Diejenigen beteten, die uns beleidigten und verfolgten, indem sie nicht wußten, was sie thaten. Eins nach dem Anderen stellte sich wieder bei uns ein. Wir erzählen unseren Bekannten, so gut wir können, welch große Dinge der Herr an uns gethan hat. Wir unterrichten mitunter kleine Kinder, lesen auch zuweilen in den Häusern aus diesem köstlichen Buche vor. Sonntags versammelt sich ein Häuflein einfältiger Seelen, die die Wahrheit erfasst haben, um von der Liebe Christi zu erzählen.

Es gibt noch Solche, die uns als verrückt bezeichnen, und mag sein, unser Gast betrachtet uns in demselben dunkeln Licht?“

„Bewahre mich der Herr!“ sagte der Fremde, die dargereichte Hand erfassend. „Wenn sie irrsinnig sind, so bin ich es ebenfalls, denn auch ich bin ein Christ.“

## Die fünfzig Dollar-Note.

Von L. C. M.

Ganz mutterseelen allein saß Frau D. in ihrer Küche. Ihren Parlor benutzte sie nie. Da war unter andern Dingen zu bedenken, der unnötige Gebrauch eines Feuers, auch die Thatsache, daß der beste Lumpenteppich, den ihre eigenen geschickten Hände gewebt hatten, nicht muthwilliger (?) Weise ausgenützt werden sollte, nebst der erschreckenden Möglichkeit, daß die Sonnenstrahlen die Ueberzüge ihrer Stühle bleichen möchten. Frau D. war höchst sparsam. Sie glaubte, man müsse alles möglichst lange gebrauchen. Aus diesem Grunde machte sie auch die Küche zu ihrem Hauptquartier. Ihre Füße am Ofenherd behaglich balancirt, strickte sie fleißig drauf los, während eine Pfanne von Aepfeln hinten am Ofen ruhig brodelte, und der Klang der Art ihres emsigen Gemahls, der die prächtigen Holzklöße in Stücke zerhaute und diese aufhäufte, in ihren Ohren hallte. Frau D. war eine kleine Frau von fünfzig Jahren, mit faltigen Gesichtszügen und trug eine Haube mit steifen Band-Schleifen; ihr Haar erschien eher ausgetrocknet als versilbert zu sein, und ihre scharfen, blauen Augen funkelten, als hätten sie das Geheimniß „beständiger Bewegung“ erfunden. Der Hauptzweck ihres Lebens war, Geld zu sparen. Sogar die Handschuhe, an denen sie so fleißig beschäftigt war, sollten in dem Dorfaden verkauft und von dem Erlös derselben Thee, Zucker, Gewürze etc. eingekauft werden. „Ein Pfennig gespart, ist ein Pfennig verdient,“ war die goldene Regel, die sie befolgte.

„Es freut mich, daß ich mein Geld gestern aus der Sparbank holte,“ sagte Frau D. im Selbstgespräch, während ihre glitzernden Nadeln behende in einander schlugen. „Man sagt, es sei nicht sicher, und zu vorsichtig kann man nicht sein. Jedoch ist wieder die Gefahr vorhanden, daß Einbrecher eindringen könnten. Gewiß würde aber kein Dieb im entferntesten daran denken, die Falten des „Cincinnati Tagesblattes“ in der Wandtasche zu untersuchen,“ setzte sie mit selbstgefälligem Lächeln noch hinzu. „Diebe machen sich gewöhnlich an Commode, Koffer und verschlossene Kisten. Eine fünfzig Dollar-Note—eine schöne, prächtige fünfzig Dollar-Note! Und dazu alles aus dem Haushalt erspart!“

Kaum waren diese Worte über ihre Lippen gekommen, da klopfte's an der Thür, und herein tritt, in schwere Pelze gehüllt und seine Wangen vom Märzwind schön geröthet, der alte Doktor B.

„Guten Tag, Frau D.,“ sagt er freundlich—„mein, ich danke Ihnen bestens; ich kann mich jetzt nicht setzen; ich bin zu sehr beschäftigt. Gestern vernahm ich, daß Sie fünfzig Dollars aus der Sparbank zogen.“

„Ja,“ erwiderte Frau D. mit verhärtetem Gesichtsausdruck, „das that ich.“

„Ich bin eben dran, Unterschriften zu sammeln, um dem kleinen lahmen Richard B. ein Wägelchen und einen kleinen Esel anschaffen zu können, daß er in den Stand gesetzt wird, Blechwaaren zu verkaufen. Da er ziemlich leidend ist, fällt es ihm schwer, sich im Ort herum zu bewegen, und wenn sie uns ein wenig behülflich sein könnten —“

„Das kann ich aber nicht,“ unterbrach ihn Frau D. fast außer Athem, „das Geld war für eine besondere Auslage bestimmt. Ich gedente es nicht in kleine Brocken zu zertheilen.“

„Es ist eine große That der Barmherzigkeit, dem kleinen lahmen Richard B. behülflich zu sein.“

„Ich sollte meinen,“ erwiderte Frau D. nicht wenig gereizt; „ich gab jedoch nie vor, eine barmherzige Person zu sein.“

Der alte Doktor entfernte sich, und der nächste Besucher war Helene S., ein achtzehnjähriges Mädchen mit rofigen Wangen.

„Entschuldigen Sie, daß ich störe, Frau D.,“ begann diese, „aber Heinrich C., der gestern auf der Bank war, erzählte mir, Sie hätten Ihr Geld gezogen.“

„War denn die ganze Welt gegenwärtig?“ dachte Frau D. Sie sagte jedoch nichts, strickte aber drauf los, daß ihre Nadeln fast wie glühende, feurige Spitzen ausfielen.

„Ich ginge gern bei Frau S. in Kost,“ fuhr Helene erröthend weiter, „so daß ich in der Nähe der Distriktschule, in der ich dieses Frühjahr Unterricht ertheilen werde, sein kann; Frau S. verlangt jedoch eine monatliche Vorausbezahlung, und wir wurden unglücklicher Weise gezwungen, unsere geringen Mittel fast gänzlich zu erschöpfen, um meine nöthigen Auslagen zu bestreiten. Es ist Ihnen wohl bewußt, daß sich eine Lehrerin ordentlich kleiden muß, um die Achtung ihrer Schüler gewinnen zu können. Wenn Sie aber so gütig sein würden, mir zehn Dollars zu leihen —“

„Seht nicht, ich verborge nie,“ erwiderte Frau D. kurz.

„Ich erstatte Ihnen gewiß alles wieder, sobald ich mein erstes vierteljährliches Salair erhalte,“ bat Helene flehentlich; „auch wüßte ich sonst Niemand, den ich um die Gewährung meiner Bitte anreden könnte.“

„Es ist entschieden meinen Grundsätzen zuwider,“ sagte Frau D., und ihr Gesicht überschlich zugleich eine solche Härte, daß man fast zu der Ueberzeugung gelangte, es sei aus hartem Holz geschnitten. Hierauf verließ Helene S. auch das Zimmer mit einem Gefühl der äußersten Demüthigung und Enttäuschung.

Frau D. lächelte zufrieden über ihre eigene List; kaum hatte sie jedoch Zeit gehabt, die Aepfel in der Pfanne umzuwenden, da tritt Frau C. ein mit einem kleinen lebernen Notizbuch und Bleifeder in der Hand. „Ich sehe mich nach mildthätigen Personen um, Frau D.,“ begann diese freudlich lächelnd.

„Dann sind Sie an den unrichtigen Ort gekommen,“ unterbrach sie Frau D. eiskalt.

„Der arme Peter D. kam gestern in einer Walzmühle um,“ fuhr Frau C. weiter, die Bemerkung ihrer Nachbarin gar nicht achtend; „er hat seine Gattin und acht Kinder ohne alle Unterstützung hinterlassen.“

„Und wessen Schuld ist das?“ fragte Frau D.

„Bitte, wollen Sie nicht etwas beitragen, um den armen Leuten aus ihrer höchst traurigen Lage zu helfen?“ drang Frau C. in die harte, selbstjüchtige Frau D. ein, ihr Buch und Bleifeder anbietend.

„Ei freilich nicht,“ erwiderte diese, „ich habe kein Geld zu entbehren.“

„Man sagte mir aber —“

„Ja, ja—von dem Geld, das von der Bank geholt wurde,“ unterbrach sie Frau C., „ich gedente jedoch dieses Geld für mich zu behalten.“



„Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn,“ entgegnete Frau G. leise.

„Ja, ja — das weiß ich schon,“ sagte Frau D.; „aber heutzutage erklärt Niemand die Bibel wörtlich.“

Mit dem Gedanken, ihr Versuch hier etwas auszurichten, sei vergeblich gewesen, verließ auch Frau G. endlich das Haus. Da sich Frau D. nun wieder einmal allein befand, begann sie, das Strickzeug auf ihrem Schooß, einzuschlummern. Sie träumte, ihre fünfzig Dollar-Note habe plötzlich Beine erhalten und suche nun in aller Eile einer Menge von Verfolgern, unter denen sie eine der eifrigsten war, zu entkommen. Als sie endlich durch ein Geräusch aufgeweckt wurde, gewahrte sie, wie ihr Mann gerade im Begriff stand, Kohlen in den Ofen zu schütten. Auf dem Tisch brannte schon ein Talglicht, und als ihr Mann wahrnahm, daß seine Frau wach war, lachte er sie recht herzlich aus und sagte dabei:

„Aber Trine, ich dachte, du würdest nie wieder aufwachen. Da hast du nun gegessen, bis das Feuer ganz ausgeht, und ich mußte es nun wieder anzünden.“

„So! so!“ hub Frau D. an, „ich habe gewiß eine geraume Zeit geschlafen. Aber,“ — als sie im Begriff war, sich zu erheben, merkte sie, daß die Wandtasche leer sei, — „wo ist jene alte Nummer der Clinterville Zeitung?“

„Es war ein altes Blatt von der vorigen Woche,“ entgegnete ihr Mann ganz ruhig. „Wir hatten dieselbe beide schon gelesen, und so gebrauchte ich sie, um damit das Feuer anzuzünden.“

„Du verbranntest die Zeitung!“

„Ja,“ sagte Herr D., „warum sollte ich sie denn nicht verbrennen?“ Beinahe eine halbe Stunde saß Frau D. sprachlos da, und als sie endlich zu reden anfang, waren ihre ersten Worte folgende:

„Es ist eine Strafe, die mir der Herr auferlegt.“

Frau D. war eine Frau von entschiedenem Charakter. Sie eilte zur Tischschublade, nahm einen Bogen Papier aus derselben, schrieb an Doktor B. und legte einen Dollar hinzu zur Bestreitung der Unkosten für einen Esel und Wägelchen für den lahmen Richard B. Einen weiteren Dollar überlieferte sie der Frau G. für die arme Familie D., nebstdem versprach sie auch noch ein Faß Äpfel, ein Faß Kartoffeln und alte, für ihren Mann nutzlose Kleider, die für die Kleinen verwendet werden sollten, zu geben. Zuletzt ließ sie noch Helene S. herbei rufen. „Mein liebes Kind,“ begann sie nun, „ich kann dir nicht zehn Dollars leihen, weil ich sie nicht habe. Ich will dir jedoch einen Vorschlag machen. Du kannst dich bei mir aufhalten, so lange es dir gefällt. Ich habe ein nettes Zimmer für dich, und nebstdem wohne ich auch eine Achtel Meile näher zum Schulhaus als Frau S.“

„O, wie sehr gütig Sie sind!“ rief hierauf Helene freudig überrascht und mit Thränen in den Augen.

„Gütig! Ich sehe zuerst jetzt ein, wie selbstsüchtig und geldgierig ich mein Leben lang gewesen bin. Du bist jedoch nun herzlich willkommen, meine Liebe, und deine Kost soll dir keinen Pfennig kosten.“ So sagend öffnete Frau D. ihren Parlor, beseitigte die Vorhänge und zündete in dem luftdichten Holzofen ein Feuer an.

„Mein Mann liebt den Parlor,“ sagte sie, „und ich sehe nicht ein, warum wir uns nicht in demselben erfreuen sollten!“

Hastig bereitete sie etliche Lebkuchen zu und sandte ihrer alten Nachbarin L. einen derselben. Auch brachte sie dem armen Heinrich J. einen Korb voll schöner Nüsse. Das arme Kind versuchte eben vergeblich, etliche ausgetrocknete Nüsse, die es aufgegeben hatte auf der Straße, mit einem Stein zu öffnen. Nebst all diesen Wohlthaten erneuerte Frau D. auch ihre Unterschriften zur Unterstützung der kirchlichen Wohlthätigkeits-Vereine.

„Ich bin nicht vermögend, sehr liberal zu sein,“ sagte sie, „jedoch will ich versuchen, mein Bestes zu thun.“

„So ist es recht, meine Liebe,“ erwiderte ihr Gatte. „Nur nicht bange, es wird uns schon in der Welt gelingen. Es thut mir sehr leid, daß ich deine fünfzig Dollars verbrannte; wenn dieser Unfall jedoch dein Herz auf diese Weise erweicht und umgekehrt hat, so hätte uns nichts Besseres passieren können.“

Später war Frau D. mit dem Auskehren ihrer Küche beschäftigt. Sie konnte sich eines unterdrückten Lächelns nicht erwehren, als sie ihren großen Tisch, der immer unter der Wandtasche stand, beiseite schob. Die Tasche, bestehend aus kleinen Holzstreifen, mit rothem Tuch eingefaßt und zusammengebunden mit Schnur und Quasten von rothem Garn, wurde von der Wand genommen, um ausgestäubt zu werden.

„Ja,“ sagte Frau D. bedenklich, „ich befürchte, mit mir ging's rasch dem Geize zu, und — ei, was haben wir denn hier?“

Ihr Mann hücte sich und brachte ein Stüchlein zerkrümeltes, dunkelgrünes Papier zum Vorschein. Dasselbe war aus der Wandtasche gefallen, als Frau D. sie umwandte, um sie auszustäuben.

„Es ist die fünfzig Dollar-Note!“ rief ihr Mann, Mund und Augen weit geöffnet. „Wahrscheinlich ist sie auf irgend eine Weise aus den Falten der Zeitung in die Tasche gefallen.“

„Der Herr hat sie uns wieder zugesandt,“ erwiderte Frau D. feierlich, „und dafür sandte er auch gleichzeitig eine treffliche, heilsame Lehre.“

„Ja,“ sagte ihr Gatte nach einer kurzen Pause, „wollten wir es nur anerkennen, wir könnten allen Thaten unsers lieben, treuen Gottes nützliche Lehren entnehmen.“

Und alle Theologen der Welt hätten den Glauben dieses schlichten, unbelesenen Bauersmannes nicht verbessern können.

## Das Mormonenthum.

Von C. A. Thomas.

### II.

Es war im Jahr 1857 als eine beträchtliche Anzahl Familien von Arkanjas und Missouri nach Californien zogen. Sie waren alle fleißige, respectable, gute Deutschen, und ganz einstimmig der Meinung, daß sie sich in zeitlicher Hinsicht bei weitem verbessern könnten, falls sie

über die Gebirge gehen würden. Und so unternahmen sie, was sicherlich damals keine Kleinigkeit war, die ebenso mühevoll als weite Reise per Fuhrwerke. Ihre Entbehrungen und Selbstverleugnungen grenzen ans Unglaubliche. Nachts hielt das flackernde Feuer zur Noth die Wölfe von der friedlichen Lagerstätte fern; am Tage litten sie Hunger und Durst

unter den brennenden Strahlen der Sonne. Parte Weibspersonen wurden nicht selten ohnmächtig auf der langen Reise, und die lieben Kleinen schrieten nach Ruhe. Die ganze Gesellschaft bestand aus circa 170 Seelen. Sie mußten das Utah-Territorium überschreiten, und in Utah legten die Pilger nach dem fernen Nordwesten gemeinlich wieder frischen Proviant ein. Allein, als Brigham Young hörte, daß dieser Emigrantenzug eintreffen solle, so verbot er unter Todesstrafe seinen Leuten, den Ankömmlingen weder Nahrung noch Kleider, noch Medicamente zu verabreichen — in keiner Weise durften sie ihnen auch die geringste Gefälligkeit erzeigen. In Arkansas hatte ein Mann den „Elder Pratt“ (ein Mormone) erschlagen, weil dieser ihm sein Weib gestohlen und nach Utah in den Mormonismus übergeführt hatte, und diese That wollte Brigham jetzt rächen.

Weiter und weiter zogen die einsamen, unschuldigen Wanderer ihres Weges dahin und erduldeten jede Mißhandlung, bis sie an eine wunderschöne Ebene, an die Bergwiese (Mountain Meadow) kamen. Hier überfielen sie die Indianer; allein das Häuflein gab sich so leichtem Rauf nicht in des Feindes Hand. Sie warfen schnell eine Barrikade auf und hielten mit Hülfe dieser temporären Festung die wüthenden Rothhäute erfolgreich ab. Sodann brach die Mormonen-Miliz über sie herein; aber der geschätzte Leser weiß ja, wie Männer kämpfen, wenn es sich um ihre Lieben, um Weib und Kind handelt — die niederträchtigen Schensale wurden zurückgedrängt. Indessen konnten die Belagerten nur unter großer Lebensgefahr ihre Festung verlassen, selbst dann, wenn sie sich an der

nahen Quelle einen Trunk frischen Wassers holen wollten. — Sie litten ungeheuer Durst, und so entsandten sie denn eines Tages zwei allerliebste kleine Mädchen — weiß gekleidet — nach der Quelle, um Wasser zu schöpfen. „Ohne Zweifel,“ sagten sie, „wird die mormonische Miliz sie nicht belästigen.“ Aber kaum waren die Mädchen außerhalb des Festungswalles erschienen, so wurden sie auch schon (an der Quelle) von den Mormonen erschossen. Die Emigranten und Andere versafften

und unterschrieben eine Petition um Freiheit nach Californien. Drei brave Männer traten freiwillig vor, um die Petition nach Californien zu übermitteln. Ein alter, ehrwürdiger Methodist = Prediger empfahl diese drei Helden im gläubigen Gebet dem Schutze Gottes, und die 168 Seelen fielen auf ihre Kniee und blickten auf zum Herrn; aber kaum hatten diese treuen Botschafter ihre Reise angetreten, so wurden sie auch schon von den „Heiligen des jüngsten Tages“ abgeschlachtet.

Die Zeit verging. Eines Tages sah man aus der Ferne Wagen kommen. „Nun,“ dachten die armen Emigranten,



Brigham Young.

„werden wir endlich befreit.“ Sie konnten sich des Jubels beim Gedanken an ihre baldige Erlösung nicht erwehren. Die Wagen fuhren auf, bald flatterte eine weiße Flagge in der Luft und es hieß: „Wenn ihr Emigranten euch unbedingt ergebt und eure Waffen niederlegt, so soll euch vollständige Freiheit garantirt werden und ihr könnt eure Straße im Frieden weiter ziehen.“ Da man diesen Vorschlag unter Umständen für annehmbar hielt, so legten die braven Leute ihre Waffen nieder, und die Männer fingen an, aus dem Schutzwall heraus



zu marschiren, ihnen folgten die Weiber und dann die Kinder. Sobald sie jedoch ins Freie traten, fielen die frechen mormonischen Gesellen über die entwaffnete Schaar her mit Gewehren, Dolchen, Messern etc., und massacrirten Alle, mit Ausnahme einiger kleinen Kinder, von denen sie glaubten, daß sie noch zu jung seien, die blutige That erzählen zu können. Alt und Jung, Männer und Weiber, Eltern und Kinder wurden todt auf der Ebene zurückgelassen. Frauen, die dem Zuge angehörten, aber krank oder sonst unfähig waren, zu laufen, wurden dann von den frechen Mördern auf den Schauplatz zu ihren gemordeten Familien geführt, dort entkleidet, niedergebrosen und zu dem Haufen Leichname hinzugehan. Die Wagen, die Herden, die Kleider der Frauen und sonstige Werthsachen der Unglücklichen, im Werthe von circa \$300,000, wurden von dem Gouvernement der Mormonen in Besitz genommen. Nach Jahren ereignete sich es einmal, daß, während eine der Mormoninnen eines dieser geraubten Kleider in Utah trug, eines der mit dem Leben davongekommenen kleinen Mädchen das Kleid sofort erkannte, und es rief aus: „O, das gehört meiner Mamma! Wo ist meine Mamma? Warum kommt die Mamma nicht? Mamma trug das Kleid so oft!“ — Und sie brach in einen Thränenstrom aus. — Es war John D. Lee, Mormonenbischof damals, der diese Greuelthat in eigener Person leitete, und als er 15 Jahre später aufgefördert wurde von dem Gericht, Zeugniß abzulegen, sagte er, er sei dazu vom Hauptquartier bevollmächtigt gewesen.



Präsident John Taylor,  
Nachfolger des Brigham Young.

Brigham Young hatte Befehle ausgetheilt, mit Rücksicht auf das geraubte Vermögen, und den Zeugen geboten, ja reinen Mund zu halten. Mit vollem Recht hält die ganze civilisirte Welt diesen Unmenschen jener That schuldig. Jahre nachher, als dieser Meuchelmörder einmal gelegentlich diese Stätte besuchte, fand er, daß die Regierung der Ver. Staaten durch ihre Beamten (Gen. Carlton) die Leichname der Unglücklichen anständig hatte beerdigen und ein Denkmal setzen lassen, mit folgender bezeichnenden Inschrift: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.“ War es ein Wunder, daß Brigham Young, sobald er die Worte las, dieselben durch einen seiner Untergebenen niederreißen ließ? Und lebt nicht jener Mord- und Rachegeist der „Berg-Wiese“ auch heute noch im Mormonenthum? Sicherlich! Er hat in Utah seinen Sitz.

Mit Rücksicht auf die erhoffte Abnahme dieses Krebschadens der amerikanischen Nation sei nur gesagt, daß noch nicht sehr lange zurück circa 750 frische Convertiten in der Salzseestadt anlangten, und eine noch größere Anzahl auf der Reise dorthin begriffen ist. Letztes Jahr bezifferte sich der Gesamtzuwachs auf nicht weniger als 10,000 Seelen. Sicherlich treten dieses Jahr mehr als 10,000 in jenes Heidenthum über. Dreihundert Missionare wurden ausgesandt, um Schlachtopfer zu sammeln in diesem Land, in England, Irland, Schweden und Norwegen, Rußland, Deutschland und Schottland. Neuerdings hat man viele schottische



Tausend Oaks, Utah.



Presbyterianer überführt. Und was sagen diese Missionare den Leuten? Etwa das: „Wenn ihr mit uns über das große Weltmeer nach Utah geht, dann bestreiten wir eure Ausgaben, geben euch hübsche Gärten und Farmen für euer Eigenthum, kurz: eure harte Arbeit und Armuth wird auf ewig ein Ende nehmen.“ Kein Wunder, daß unvorsichtige Leute in diese überzuckerte Giftpille einbeissen, der Armuth entfliehen und — in diesem riesenhaften Schwindel untergehen.

Sind sie einmal dort (in der Falle), so solltet ihr nur sehen, wie die armen Sklaven ihren Zehnten von dem spärlichen Einkommen ihres Gartens oder Landstückes in das „Kornhaus“ dieser unerfülllichen Gesellschaft tragen. Sie werden „getagt“ bis aufs Blut. Und da ist kein anderes Entrinnen noch Zuflucht möglich, als — ins Grab. Das verkommene Priestertum braucht eben viel Geld.

Der Mormonismus ist ein großes, fortdauerndes Greuelthum, das bisher trotz aller Agitation am Wachsen geblieben und endlich zu einer Macht geworden, die sich nicht mehr gut ignoriren läßt. Seine Entfernung beansprucht als Lebensfrage die ernsteste Sorgfalt. Manche neigen sich zwar der Anschauung zu, die Zeit werde einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeiführen, neue Generationen würden sich von selbst dem Mormonismus entfremden, fortschreitende Civilisation und der zunehmende Handel und Verkehr mit Utah werde dieses aus seiner Absonderung heraus- und in das allgemeine nationale Leben hineinziehen, — aber auch auf diesem Wege können nur diejenigen einen Umschwung zum Besseren erwarten, welche das Wesen des Mormonismus lebendig und ausschließlich in der Polygamie suchen. Diese wird sich, als mit dem Geiste unseres Landes im Widerspruch stehend, allerdings auf die Dauer nicht halten können, aber die Vielweiberei ist nicht der Mormonismus, sondern nur eine einzelne Eiterbeule an des letzteren durch und durch vergiftetem Organismus.

Die Mormonenkirche birgt unter dem Deckmantel und Vorwande der Theokratie noch weitere verbrecherische Grund- und

Glaubenssätze, die eben so verwerflich, so frech sind, wie die das sittliche Fundament des Staates vernichtende Vielweiberei.

Die Mormonenkirche sanctionirt nicht nur, — sie gebietet den Mord als Sühne für jedes an der Kirche begangene Vergehen. Der Mormonismus befindet sich ferner in beständiger Auflehnung gegen die Gesetze der Ver. Staaten, indem er sich das Recht der „Nullification“ annahm, das heißt, die Frechheit und die Verhöhnung der Constitution so weit treibt, daß er jedes Gesetz für wirkungslos erklärt, welches nicht mit den Satzungen seiner Kirche übereinstimmt. Vor den Tagen der ersten Ansiedlungen im Thale des Salzsee, — der Niederlassungen in Kirtland, Zion und Nauvoo nicht zu gedenken — haben sich die Mormonen nie geschaut, von der sogenannten „Nullification“ den ausgiebigsten Gebrauch zu machen, welche einen Grundpfeiler der ganzen Secte bildet, und zu den geheiligsten Glaubenssätzen derselben gehört. Ein Ausfluß dieses Dogmas ist es, was Brigham Young vor 26 Jahren sagen ließ: „Ich bin Gouverneur von Utah, und ich werde es bleiben, — keine Macht der Erde kann mich hieran hindern, — bis der allmächtige Gott zu mir spricht: Brigham, du sollst nicht länger Gouverneur sein.“

Die Geduld des Volks mit dem Mormonismus ist zu Ende, und das mit Recht. Seit zwanzig Jahren bereits beschäftigt sich die Nationalgesetzgebung mit der Lösung der Frage, wie das eingewurzelte Uebel am besten unterdrückt werden könne, aber es ist leider noch nichts Erhebliches in dieser Richtung geschehen. Soll der Unfug länger geduldet werden? Soll diese Schmach noch länger auf einer christlichen Nation liegen? Wird Gott uns wohl ungestraft bleiben lassen, falls wir dem sündlichen Treiben länger theilnahmlos zuschauen? Nimmer! Väter, Mütter, Söhne, Töchter dieses großen, schönen freien Landes: laßt uns vereinigt unsere Stimme in Wort und That gegen den Mormonismus, dieses entsetzliche Ungeheuer, so lange erheben, bis dasselbe mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Das verleihe Gott in Gnaden! Amen.

## Aus der deutschen Reichshauptstadt.

Von G. Heinmiller.



Das sind wohl meistens unbedeutende Dertchen, wohin der Magazinleser nicht schon durch Wort und Bild geführt wurde. Ein Genuß jedoch ist ihm, wenn ich nicht irre, bisher versagt worden: ein Besuch in der großen Haupt- und Residenzstadt des deutschen Reichs, Berlin. Es soll mir daher, geschätzter Eitor, ein Vorrecht sein, Deine vielen Leser mit nach Berlin zu nehmen (im Geiste doch wohl? Edr.) und, da ich mich daselbst schon ein wenig bekannt gemacht, ihnen einige der Sehenswürdigkeiten dieser Metropole zu zeigen.

Da wir diesmal per „höchste“ Klasse der Eisenbahn reisen, soll dies die Veranlassung zu einigen Bemerkungen über das bunte Leben, welches man dort antrifft, sein. In Norddeutschland hat man bekanntlich vier Klassen. In den Wagen erster Klasse ist es sehr monoton; es ist zum Sprichwort geworden, daß diese Coupes nur von den deutschen Fürsten, von Amerikanern und — hat ein Schelm gesagt — von Narren benützt werden. Unter den Amerikanern gibt es jedoch nicht

wenige Ausnahmen, sie reisen nicht alle Nr. 1., und wenn von Narren geredet wird, so meint man damit wohl Generalen, Hochmuthspinsel, die mit ihren paar Pfennigen um sich werfen, als wenn sie über Rothschild's Sparbüche zu verfügen hätten. — Die zweite Klasse ist etwas gemüthlicher, wenigstens insofern sie das Portemonnaie betrifft. Bedeutend stärker besucht ist aber die dritte Klasse. Die Einrichtung der Coupes ist dort etwas einfacher als die der zweiten Klasse, und haben sie das Polstern der Sitze vergessen. Die Wagen vierter Klasse haben gar keine Sitze, es sei denn, man bringt sich einen mit. Vielfach werden die Sanitätswagen benützt, welche in Kriegzeiten gebraucht werden, um kranke und verwundete Soldaten zu transportiren. In einem jeden Wagen können zwölf Lagerstellen angebracht werden. Damit, sollte man meinen, müßte das deutsche Volk zufrieden sein, denn dem Armen, wie dem Reichen, wird zum Reisen Gelegenheit geboten, wie man sie namentlich in Amerika vergebens sucht. Das wird dem Leser noch mehr einleuchten, wenn ich hinzufüge, daß zwischen den



Fahrpreisen der ersten und der „höchsten“ Klassen ein ganz gewaltiger Unterschied ist. Und doch — es war auf dem Perren zu Frankfurt, da ich gerade im Begriff war, mein Plätzchen bis Eisenach zu sichern, als ich das stereotypirte „Wohin?“ des Schaffners vernahm — „Fünfte Klasse“, war die schüchterne Antwort der unerfahrenen Reisenden. — „Ja, das thut mir sehr leid“, antwortete ironisch der behäbige Schaffner, „heute führen wir gerade keine fünfte Klasse, da werden sie wohl vierter fahren müssen.“

Und wie sich's die Leute doch gemüthlich machen! Es ist früh, zwischen drei und vier Uhr, da man sich den ersten Schlaf aus den Augen reibt. Hat man einen Koffer bei sich, so setzt man sich drauf und — nicht. Da ist aber Einer, der hat keinen Koffer. Er besinnt sich nicht lange, breitet sein rothes Taschentuch schön auf den Boden aus und — legt sein müdes Haupt darauf. Und schlief der Mensch sanft und fest! Ein anderes Mal kam ein junges Pärchen in den Wagen. Es waren wahrscheinlich Anfänger im ehelichen Leben, die auch genöthigt waren, auf die Pennisse zu sehn. Nur ein Sitz war vorhanden für Beide. Sie wechselten miteinander; einmal stand der Mann, und die Frau saß, und wenn der Mann sich setzte, kauerte die schöne junge Frau zu seiner Seite auf dem Boden. Dicht neben ihr saßen mehrere Herren auf ihren großen Kisten, ohne jedoch nach amerikanischer Sitte der Dame wenigstens einen Theil ihres Sitzes anzubieten. In nicht weiter Entfernung steht ein Herr, der, wie er es hin und wieder merkt läßt, in Amerika gewesen war, und den die genannte Sitte muß außerordentlich angesprochen haben; denn liest doch der Mensch diesen Leuten über ihre Unhöflichkeit der Dame gegenüber die Reviten, daß — na, meine Herren, es war „jewaltig.“ Es war noch ein Amerikaner „von echtem Metall“ im Wagen, dessen ironisches Schmunzeln nur zu gut seine Herzensgedanken verrieth.

Die größte Rolle unter dem Publikum vierter Klasse spielt gewöhnlich die Schnapsflasche. Kaum ist der Zug im Gang, so macht diese schon die Runde, und man hat das nicht beneidenswerthe Vergnügen, den ganzen Tag in „benebelter“ Gesellschaft zu sein. Wie doch solche Geister, mußte ich oft denken, den Zweck ihres Lebens auffassen mögen? Denken sie überhaupt noch daran, wozu sie Gott bestimmt hat? Daß die Wiße nur gemein sind, die Behandlung der Frauen grob und unanständig ist, braucht dem Leser nicht erst gesagt zu werden. Amerikaner und namentlich deutsch-amerikanische Gurgelbefeuchter verweisen die Temperenzler gerne auf den „mäßigen“ Deutschen im Vaterland. Dort werde viel getrunken, aber Betrunkene findet man selten. Solche Menschen müssen

selbst benebelt gewesen sein, oder sind sie vielleicht in erster oder zweiter Klasse gefahren, als sie die Betrunkenen gesucht haben; in der That ich habe schon mehr Betrunkene in Deutschland gesehen, als mir lieb war. Und wenn ich daran erinnere, daß man in Deutschland von hoher Seite aus bemüht ist, eine nationale Mäßigkeitsbewegung in Gang zu bringen, so wird man begreifen, daß sich die Unmäßigkeit schon furchtbar entwickelt haben muß.

„Berlin! Alles aussteigen!“ — Wir lassen uns in das Vereinshaus auf der Oranienstraße führen. Die Vereinshäuser sind christliche Häuser und zudem, daß man dort so billig leben kann, wie sonstwo, umweht einen doch eine andere Atmosphäre, als in manchen sogenannten Gasthäusern. In einem jeden Zimmer findet man eine Bibel. Morgens und Abends wird in der Kapelle, die sich in demselben Gebäudekomplex befindet, Gottesdienst gehalten, wozu Jeder Zutritt hat. — Wer nach Berlin geht, dem möchte ich rathe, in einem der beiden Vereinshäuser Quartier zu nehmen.

Besucht man als Unbekannter eine Großstadt, so nimmt man nebst seinem papiernen Führer auch noch die Polizei in Anspruch. Von Berlin selbst hatte ich schon mehr Gutes gehört, als von den Berlinern, und ist es selbstverständlich, daß ich zuerst etwas schüchtern die Polizisten anredete. Vielleicht habe ich der Dresdener Polizei dafür in Etna zu danken, da sie wenigstens auf der Straße nicht allzufreundlich ist. Ich wurde von den Berlinern angenehm überrast. Sie waren stets sehr freundlich und zuvorkommend und gaben Einem mit der größten Bereitwilligkeit die gewünschte Auskunft. Es ist merkwürdig — es berührt den Menschen eigenthümlich, wenn er, selbst freundlich und höflich um Auskunft bittend, barsch abgewiesen wird; aber ebenso angenehm ist der Eindruck und die nachherige Erinnerung, wenn man freundlich behandelt wird. Es wird Einem sogleich die ganze Stadt lieber, wenn die Polizisten wissen sich höflich und anständig zu benehmen. — „Ja, ja,“ denkt sich Einer, dem der Berliner noch immer ein Bißchen zu „jewaltig“ und schwallstig vorgekommen, „der H. hat sich hinter's Licht führen lassen; ein Menschenkenner ist er nicht, sonst hätte er es ihnen aus den Augen heraus lesen können, daß sie gern ein wenig schmeicheln.“ Sei dem, wie ihm wolle; uns hat es nichts geschadet, wenn hinter dieser Freundlichkeit auch ein wenig Einbildung und Schmeichelei steckte. Die Einbildung ist bekanntlich ein nicht unbedeutender Charakterzug der Großstädter. Und Berlin ist nun doch ein schönliches Städtchen geworden mit seinen 1,100,000 Einwohnern. — Nun muß ich mich aber empfehlen. Das nächste Mal, so Gott will, treffen wir uns: „Unter den Linden.“

## Kunst und Künstler.

Die Thatfache, daß mit den Jahren die geistige Spannkraft des Menschen abnimmt, ist im Allgemeinen nicht zu leugnen, dennoch haben viele der bedeutendsten Männer ihre größten Werke erst im höheren Lebensalter geschaffen. Ja, selbst die Jahre, in denen der Mensch gewöhnlich das Bedürfnis fühlt, auszuruhen von den Strapazen eines langen Lebens, sind für einzelne Ausgewählte diejenigen ihrer höchsten Schaffenskraft. Haydn's Meisterwerk, „Die Schöpfung,“ entstand, als er bereits das 64. Lebensjahr zurückgelegt hatte; Gändel komponirte sein überwältigendes Oratorium „Messias“ im 67. Jahre und Meyerbeer vollendete seine letzte große Oper, „Die Afrikanerin,“ erst kurz vor seinem im 73. Jahre erfolgten Tode. Die fünfzig Jahre zählten noch zu denen der vollsten Manneskraft, und es ließen sich viele Werke anführen, die erst in diesem Lebensalter entstanden sind. Bekannt ist die Freije und Elastizität, die den greisen Schlachtendenen Moltke, der im Oktober 1880 sein achtzigstes Lebensjahr vollendete, auszeichnet. Der

große englische Dichter Milton zählte bereits 60 Jahre, als sein Hauptwerk: „Das verlorene Paradies,“ entstand. Goethe's nie ermüdender Geist schuf noch im 70. Lebensjahre den „West-östlichen Divan“ und vollendete im 82. den tiefstinnigsten zweiten Theil des Faust. In demselben Alter stand der größte Naturforscher der Neuzeit, Alexander v. Humboldt, als er seinen in aller Welt berühmten „Kosmos“ schrieb. Michel Angelo, der ausgezeichnete italienische Maler, Dichter und Baumeister, der Schöpfer eines der bedeutendsten architektonischen Werke der Welt, der Peterskirche in Rom, deren fühne Riesentempel von ihm herrührt, leitete dieses großartige Unternehmen mit vollster geistiger Klarheit und Energie bis zu seinem im 90. Lebensjahre erfolgten Tode. Viele Gelehrte und Forscher standen erst im späten Greisenalter auf der Höhe ihres Wirkens, und so manche von ihnen haben selbst dann kaum eine Abnahme ihrer Geisteskräfte verspürt, als die Schwäche des Alters bereits den Körper zwang, den Dienst zu verlassen. D. H.





## Kinder.

Kommt herbei, ihr lieben Kleinen,  
 Jubelnd hör ich euch beim Spiel,  
 Daß so manche trüb'ge Sorge  
 Mählich mir vom Herzen fiel.

Oftwärts öffnet ihr die Fenster,  
 Nach dem Ausgang hinzuschau'n,  
 Schwalben gleich sind eure Seelen,  
 Morgenhelle Dächlein (in der That) traum!



Duellgeriesel, Vogellieder,  
Sonnenschein ist eure Lust,  
Herbstwind aber, und der erste  
Schneefall ist in meiner Brust!

Ach, was sollt' der Welt noch frommen,  
Der kein Kinderaug' mehr lacht?  
Sinter uns die Wüste, schlimmer  
Als vor uns des Todes Nacht!

Was, vom Himmelslicht umflossen  
Und gewiegt vom lauen Wind,  
Einem Wald die jungen Sprossen  
Und der Schmuck des Laubes sind:

Das auch seid der Welt ihr, Kinder,  
Ihr empfangt der Sonne Kuß,

Wiegt euch noch in Himmelsklüften,  
Die der Stamm entbehren muß!

Schnell herbei denn, holbe Kleinen,  
Daß, was eurem Frühlingstag  
Vögeln und die Lüfte fingen,  
Auch mein Ohr vernehmen mag!

Ach, was frommt all unser Ringen,  
Bücherweisheit, uns dein Licht,  
Wenn der Strahl des Paradieses  
Nur aus Kinderaugen bricht!

Ihr allein, ihr singt uns Lieder,  
Verken gleich im Morgenroth,  
Ihr allein, ihr lebt Gedichte, —  
Schweigen ist der Rest und Tod!

H. W. Longfellow.

## Die Waldkrenzung.

Erinnerungen aus dem Leben im canadischen Winterwald.

Vom Editor.

### 4. Die Abende in der Blockhütte.

**D**aß es für ein Mädchen, wie Minna, keine Kleinigkeit war, in der Abwesenheit der Nachbarin nun beide Haushalte zu führen und dabei noch auf ein hülfloses Kind Acht zu haben, muß jedem Leser einleuchten. Zudem trug sie ja auch schon seit längerer Zeit den beiden Holzhauern regelmäßig ein warmes Mittagsmahl nach dem Gehölg. — Es waren Tage harter, unausgesetzter Arbeit, Tage der Probe; allein, sie vergaß dabei niemals ihr stilles Kämmerlein — der Umgang mit Gott gab ihr stets neuen Muth, neue Lebenskräfte. Herr Adolph bestrebte sich selbstverständlich aufs Angelegentlichste der Minna die Last möglichst zu erleichtern. Und daß der arme Mann ein sehnliches Verlangen hatte, zu hören, wie es mit seinem verunglückten Kinde stand, begreifen namentlich Solche, die schon in ähnlichen Lagen sich befanden. Sobald es daher irgendwie möglich schien, suchte sich Herr Adolph einen Weg nach der Station zu bahnen. Aber er wurde durch einen heftigen Schneesturm verhindert, und er mußte mithin am nächsten Morgen das Werk wieder frisch angreifen. Der heimgefluchte Mann war sehr niedergeschlagen. Nachdem er sich etwa eine halbe Meile weit „durchgeschauelt“ hatte, gewahrte er, daß ein weiteres Vordringen absolut unmöglich sei, und so setzte er sich nieder, stützte seinen Kopf in seine Hände und gab seinem Kummer freien Lauf. Er hatte nicht die geringste Hoffnung, Nachrichten von seinem Weibe und dem sterbensranken Kinde zu bekommen. Die Arbeit im Wald wurde von Tag zu Tag schwieriger. Schon seit zwanzig Jahren hatte man keinen solchen Winter gehabt, nicht sowohl mit Rücksicht auf den vielen Schnee, als vielmehr auf die ungeheure Kälte. Sie waren kaum im Stande ihre Hütten warm zu halten; zudem ging auch ihr Proviant sichtlich auf die Neige — nur noch Kartoffeln und Brod standen zur Verfügung. Die beiden Winterwälder fingen an traurig und muthlos zu werden. Das entging freilich dem Blick unserer Minna nicht. Fröhlich und voll Gottesvertrauen schritt sie an ihrer häuslichen Arbeit einher, und — ihr Grempel wirkte. Nancy hatte sich nun schon an sie gewöhnt, sie folgte ihr, wie ein Schooßhündlein, und das machte natürlich ihre Aufgabe um so leichter. Ihre Ruhestunden verbrachte Minna damit, daß sie ihrem Pflegling guerst kurze, leichte Worte und dann

Sätze vorsprach, welche diese zu ihrer unbeschreiblichen Freude ziemlich verständlich nachplauberte. Ihr schien's als hätte sie eine wichtige, weltumwälzende Erfindung gemacht. Und denkt nur, was Minna der kleinen Nancy eintrommelte! — Sie zeigte nach Sonnenuntergang und sagte: „Der Vater kommt — der Vater kommt,“ und das wiederholte sie so lange, bis die Kleine verstand, was es meinte, indem sie nemlich die beiden Männer hinter den riesigen Bäumen hervor und auf die Hütte zukommen sah.

Indessen sehnte sich Minna in ihrer Einsamkeit und in dem drang der eintönigen Arbeit nach einem angenehmen Wechsel — nach dem köstlichen Abend. Und wer je das Vorrecht hatte in einem wildromantischen Winterwald unseres einzigen Amerika's einen oder mehrere Abende in einer dieser primitiven Blockhütten bei angenehmer Gesellschaft zuzubringen, der wird Minna's Sehnsucht leicht erklärlich finden. Der Erzähler kennt die Anziehungskraft solcher Abende aus freudiger Erfahrung. Von den seligsten Erinnerungen seines Lebens knüpfen sich an jene unvergeßlichen Stunden. Gemeinerhand sammelten sich die Winterwälder drüben in Adolph's Hütte, und Minna las meistens vor; allein, ihr spärlicher Büchervorrath schien nicht mehr lange vorhalten zu wollen — wiederholen mochte sie nicht, und so sagte sie eines Abends, sie habe leider nichts Frisches mehr aufzutischen und schlug deshalb vor, die beiden Männer möchten doch Geschichten erzählen. „Soll ein Wort sein,“ sagte Freund Adolph, „und ich weiß zufällig eine, die werth ist, daß man damit den Anfang mache.“ So rückte er denn seinen Stuhl dem offenen Herde zu, nahm den Feuerhaken und schlug abwechselnd auf die brennenden Holzstücke, daß die Funken leise knisternd den Schornstein hinauf flogen. Er erzählte dann in kurzen kräftigen Zügen, ohne alle äußere Schmucke und Wortschwulst, eine spannende Geschichte von zwei Kindern, die sich einst im Urwald, wie das damals ja so leicht vorkommen konnte, verloren hatten. So ernstlich handelte er von der Einsamkeit und Furcht der Kinder und dem Schmerz der lieben Eltern, daß er dabon selbst dermaßen gerührt wurde, daß die heißen Thränen ihm die wetterharten Backen hinabrollten; denn er konnte sich dabei des Gedankens an sein liebes, krankes Söhnlein nicht erwehren. — Die Geschichte war die beste aus den wenigen, die er je gelesen hatte, und ihm, als einfachen

Sinterwäldler, kam sie äußerst interessant vor. Und einen Vortheil vor vielen andern Erzählungen hatte sie in der That: sie war buchstäblich wahr!

„Nun ist die Reihe an dir, Vater,“ sagte Minna, als Adolph den Stuhl zurück schob und mit dem Rockärmel über die Augen fuhr und sich die Thränen abwischte.

„Ja,“ sagte Neumann, „ich bin leider durchaus kein geschickter Erzähler, aber ich will Euch doch sagen, was mir einmal passiert ist, und Ihr möget dann meinethwegen nach Belieben darüber urtheilen: War nemlich vor vielen Jahren einmal auf einer Reise nach einer fernen Stadt,“ begann er. „Trotzdem, daß ich durch den Tag ziemlich scharf ausgegriffen hatte, ereilte mich dennoch die Nacht. Die Stadt lag jenseit eines Flusses. Es war so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht zu sehen vermochte. Ich ging ruhig fürbaß—der Weg war sonst gut; ich mußte nahe an dem Strom sein, das wußte ich, ich hoffte eine Brücke zu treffen und so mein Ziel, die Stadt, zu erreichen. Während ich in Gedanken vertieft so dahinschritt—stand ich auf einmal plötzlich still, und wunderte mich bei mir selbst, warum ich das that. An meine Ohren schlug ein plätscherndes Geräusch. Ich bückte mich, und zu meinem nicht gefinden Schrecken griff ich in das Wasser des Flusses.—Dieser war durch heftige Regen angeschwollen und über eine Meile breit aus seinen Ufern getreten. Rauschend floß das nasse Element an meinen Füßen vorbei. Noch ein Schritt—und ich wäre in den tobenden Wellen desselben versunken. Das ist meine Geschichte und—es ist eine Geschichte; denn ich bürgte für deren Wahrheit. Ich stelle nun die Frage: Was war es, das mich zurückhielt, das mich rettete?“

„Ja,“ sagte Adolph, „es war das Geräusch des Wassers, das du noch in guter Zeit vernahmst.“

„Ich hörte rein nichts, bis ich auf einmal plötzlich still stand.“

„Der Boden war uneben.“

„Nein, er war glatt, wie ein Spiegel und—hart.“

„Ein Etwas sagte dir's.“

„Und was war das?“

„Es war der liebe Gott,“ sagte Minna entschieden, die bis dahin ihrem Vater unverwandt ins Antlitz geschaut hatte.

„Recht und gut soweit, aber ich kann nicht einsehen, warum er mich rettete.“

„Weil er dich in seiner Hand noch zu etwas Gutem gebrauchen will,“ gab Minna etwas erschrocken zurück.

„Könnt' für mein Leben nicht wissen, was das sei,“ antwortete lachend der Vater. „Jetzt Minna ist die Reihe an dir.“

Sofort hob Minna an und erzählte in ihrer eigenen Sprache die Geschichte des aussätzigen Hauptmanns Raeman von Syrien. — O wie wurde ihr Herz so voll, so liebeglühend, als sie von dem „israelitischen Mägdelein“ zu reden kam, die da sagte: „Ach, daß mein Herr bei dem Propheten in Samaria wäre, der könnte ihn von seinem Aussatz los machen!“ Ihr kindlicher Glaube und das hohe Interesse, das sie selbst an der Geschichte nahm, setzten sie in den Stand, das wunderbare Ereigniß mit solchem Pathos wieder zu geben, daß die beiden wettergebräunten Rauscher da saßen, wie Bildsäulen, bis sie volendet hatte.

„Das ist in der That eine gute Geschichte,“ sagte Adolph, „ist aus der Bibel, nicht wahr?“

„Jawohl,“ sagte Minna, „und mithin jeder Buchstabe davon wahr, siehst du.“

Ihr Vater schaute gedankenvoll in das friedlichflackernde

Feuer. Kein Wort kam über seine Lippen. Bewegungslos saß er da.

„Auch Nanch hatte augenscheinlich den Erzählungen zugehört. Plötzlich sagte sie: „Kleiner Bruder wird besser, sonst blieb Mutter nicht so lange.“ (Minna hatte ihr nemlich diesen Satz durch den Tag „eingetrichtert.“)

„Gott segne dich, mein Kind!“ rief Adolph mit großer Rührung, sich zu ihr wendend — „wer hat dich das gelehrt? Mir ist dies Wort, wie eine Botschaft vom Himmel. Darauf hat mein Herz gehofft diese viele Tage!“ — und mit großer Zärtlichkeit streichelte er seinem Kind die zarte Wange.

„Joh,“ sagte er zu Neumann, während er mit sichtlich Unruhe in der Hütte auf- und abschrift, „diese Spannung kann ich nicht länger mehr tragen, ich gehe morgen an die Station, es ist nur eine Tagesreise, und bis morgen Abend um diese Zeit kann ich recht gut wieder zurück sein. Ist die Witterung irgendwie günstig, so werde ich gehen. Minna wird wohl auf Nanch acht haben.“

„Darum nur keine Worte,“ entgegnete Minna. Sie war bereit ihr Neuerstes daran zu wagen, dem guten Nachbar in seiner Heimsuchung eine Stütze zu sein.

Es war Zeit, zur Ruhe zu gehen, und so stand Neumann auf und bot gute Nacht! Er öffnete die Thür und schaute nach dem Himmel empor. Es war eine mondbeglänzte Zauber- nacht, recht mild, und kein Lüftchen rührte die Wipfel der Bäume, aber der Mond hatte, wie wir daheim zu sagen pflegten, einen „großen Hut auf.“

„Mir ist's bang, es gibt bald wieder Unwetter,“ sagte Neumann, „und in einem Sturm wirst du dich doch nicht fortwagen?“

„Nein,“ gab Adolph zurück, trat in die Hütte und schloß die Thür.

Als Minna am nächsten Morgen erwachte, vernahm sie, daß die beiden Holzhauer dicht vor ihrer Hütte sich lebhaft unterhielten. Nachbar Adolph hatte bereits seinen heimgemachten Ueberzieher über die Schultern geworfen, und einen Schawl zur Fürsorge in der Hand, war er bereit, die schwierige Reise zu unternehmen.

„Es ist zwar jetzt warm und schön,“ sagte Neumann, „aber ich traue eben einmal den ganz klaren, hellen Tagen im Winter nicht. Namentlich, wenn's von Süden herüber bläst, halten sie sich selten, bis an den Abend. Weiß nicht, wie es kommt, ich fürchte diese gewaltigen Stürme im Winter.“

„Ach was!“ meinte Adolph etwas ungeduldig. „Kann unmöglich einen solch' schönen Tag vorbegehen lassen, also Abieu!“ Neumann begleitete ihn eine kurze Strecke, und als er außer Sicht war, kehrte er langsamen Schrittes, etwas niedergeschlagen zurück. „Brauchst mir heute kein Mittagessen zu bringen, Minna,“ sagte er. „Werde früh im Nachmittag zurückkehren, da ich bloß bis zur ersten Klärung zu gehen beabsichtige — und eine Ladung Holz mitbringe.“

Minna ging hinüber nach der anderen Hütte. Ein frohes Lied entrollte ihrer jugendlichen Brust; fernhin tönte das süße Echo durch das starre Geäst der stummen Baumriesen. Munter griff sie, wie immer, ihr Tagewerk an. Gegen ihren armen Pflegerling war sie unerschöpflich in der Geduld. Es war noch kaum Mittag, als sich schon schwere, graue Wolken zeigten. Es fing langsam zu schneien an. In lieblich buntem Gewirr fielen die Flocken anscheinend aus den Wipfeln der Bäume herab. Sie lagerten sich ohne weitere Briliminarien ganz friedlich auf dem Boden, ohne zu schmelzen. Nach und nach fielen sie in dichteren Massen.



Um zwei Uhr kam Neumann aus dem Gehölz. „Du bist sehr früh diesmal, Vater,“ sagte Minna, in die Thür tretend.

„Gerade so,“ erwiderte dieser, „ich getraute mir nicht, länger zu bleiben, wahrscheinlich gibt's einen tüchtigen Sturm. Du besser holst Nancy herüber und schließt jene Hütte zu. Die Pferde werde ich versorgen. Schadet nichts, wenn wir uns aufs Schlammste gefaßt machen.“

Neumann führte seine Arbeiten mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt aus, brachte noch zwei wollene Decken herein, im Fall man dieselben brauchen sollte, und begab sich daran, den Rest des Tages mit der Ausbesserung des Pferdegeschirrs und der Fertigstellung großer Holzkeile zuzubringen. Mit dem Einbruch der Nacht hatte der Sturm schon rasende Fortschritte gemacht, und als Minna, nachdem das Licht angezündet war, nochmals zu dem kleinen Fensterchen hinausschaute, war der große Holzstoß bereits unter einer riesigen Schneewehe verdeckt. An vielen Stellen war auch schon das Eisenbahngeleise nicht mehr sichtbar. Mit einem plötzlichen Anflug von banger Ahnung frug Minna:

„Vater, ist der Nachmittagszug schon vorbei?“

Neumann schien ungewöhnlich ängstlich, er hatte gar keine rechte Ruhe bei seiner Arbeit. Alle paar Minuten ging er nach dem Fenster, hob die Hand über die Augen und schaute dem rastlosen Getriebe des echt canadischen Sturmes zu.

„Es häuft sich so am Fenster auf, Minna,“ sagte er, — „etwas, das ich gar nicht leiden kann.“ Mit einem mächtigen Ruck schob er auf, nahm Besen und Schaufel und machte Platz für frischen Schnee.

„Hast du die Geschichte noch, die du uns gestern Abend erzählt hast?“ sprach er endlich.

„Warum sollte ich nicht?“ meinte Minna, während ihr Herz vor eitel Freude ob dieser Frage hätte laut ausschlagen mögen. Sie eilte sofort nach ihrem Koffer, nahm die Bibel, suchte die Stelle, wo die Geschichte Naeman's stand und überreichte das offene Buch ihrem Vater. Er laß die Geschichte halb laut vor sich hin. „Sie ist ein klein wenig anders, als du sie uns erzählt hast,“ meinte Neumann. „Und hat dieser Prophet wohl auch noch andere Wunder gethan?“

War das aber was für Minna! Freudig zitternd legte sie ihre Arbeit nieder und suchte ihrem Vater eine Stelle nach der anderen, wo die großartigen Wunder dieses Gottesmannes erzählt waren, bis sie sich endlich in einem längeren Gespräch über den Propheten selbst ganz verloren.

„Ja, siehst du, Minna, könnte ich auch solch' große Dinge

thun, wie dieser Prophet, so wollte ich gern glauben, daß Gott mich damals an dem Fluß mit einer gewissen Absicht gerettet habe,“ meinte der Mann, als er das Buch schloß und aufstand; „aber mein Leben ist leider ein verfehltes. Meines Wissens ist durch mich noch niemals Jemand beglückt worden“ — er dachte an seine verstorbene Gattin, die nur selten im Leben zufrieden war und — seiner Brust entrang sich ein schwerer Seufzer.

„Lieber Vater, wenn dich der Prophet etwas Großes geheilen hätte, solltest du es nicht thun? Wie vielmehr, so zu er dir sagt: Wasche dich, so wirst du rein!“ murmelte Minna sanft, so halblaut, zu sich selbst und — daß ihr Vater es hören möchte.

Er holte einen schweren Seufzer, sagte jedoch kein Wort, legte die halbverbrannten Holzstücke auf dem Herde zurecht, öffnete nochmals das Fenster und befreite die Umgebung vom Schnee.

„Legen wir uns zur Ruhe, Minna, und hoffen das Beste,“ sagte endlich der Hinterwäldler, „wir haben gethan, was wir konnten. Die Creaturen sind versorgt und alles sonst ist in Ordnung; sollte Jemand bei diesem Unwetter draußen sein müssen, so kann er den flackernden Schimmer des munteren Herdfeuers durch das Fenster sehen. Werde noch etliche Klöße auslegen, damit es langsam fortbrennt und später steh' ich noch 'mal auf und halte das Fenster frei.“

Beide dachten nun an ihren Nachbar, der den Weg nach der Station unter die Füße genommen hatte. Seinen Namen durften sie freilich nicht nennen, aus Rücksicht für das hinterbliebene Kind.

Ehe sich Minna niederlegte, betete sie noch recht ernstlich zum lieben Gott, für den Wandersmann. Sie konnte lange nicht einschlafen; denn das Säusen des Sturmes war zu gewaltig. Tiefsehauerlich ächzten die sturmgequälten Ahornbäume ihren grollenden, mitternächtlichen Gesang durch den finstern Urwald dahin. Endlich schlief sie ein. In ihrem leichten Schummer vernahm sie, wie ihr Vater in der Hütte hin und her schritt. An der kalten Luft und an dem dumpfen Klang der Schaufel konnte sie merken, daß ihr Vater das Fenster von den Schneewehen frei zu halten suchte.

Plötzlich erwachte sie vollständig. — Sie sah sich aufrecht im Bette sitzen und wie unwillkürlich rieb sie geistlich ihre Augen, damit sie sehen und hören könne, was eigentlich um sie her vorgehe. (Fortf. folgt.)

## Henry Wadsworth Longfellow.

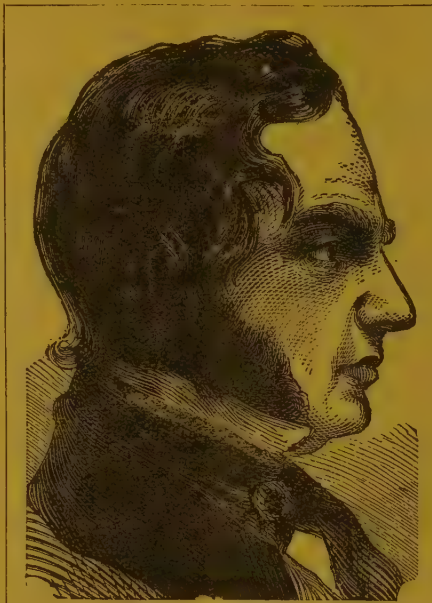
### Vom Editor.

Es war am Freitag den 24. März 1882, als fünfundsechzig Glodenschläge den Einwohnern zu Cambridge verkündigten, daß einer ihrer Mitbürger, der so viele Jahre unter ihnen gewohnt, das Zeitliche gesegnet hatte. — Longfellow ist von der Schaubühne dieser Welt abgetreten. Sein Tagewerk ist vollbracht. Wir fühlen uns gedrungen, dem Verstorbenen durch Wort und Bild ein schlichtes Denkmal zu setzen. Er hat es aus mehr denn einer Ursache verdient; denn er war nicht nur der bedeutendste der zeitgenössischen Dichter Amerika's, sondern er war auch ein

christlicher Dichter. — Longfellow wurde am 27. Februar 1807 zu Portland im Staate Maine geboren. Sein Vater war ein berühmter Advokat aus einer alten Familie Neuengland's, deren Vorfahren gegen das Ende des 17. Jahrhunderts von England herübergekommen waren. Mütterlicherseits stammte Longfellow von John Alden, der schon 1620 mit der Mayflower an die Ufer der neuen Welt getreten war. Als Knabe von 14. Jahren bezog Longfellow das Bowdoin Collegium. Schon früh zeigte sich bei ihm die poetische Ader, die er von seiner Mutter geerbt haben soll. Das Gedicht

„Benedig“ schrieb er bereits in seinem 18. Jahr. Es wurde in der Literaturzeitung in Boston veröffentlicht. In späteren Jahren pflegte Longfellow nicht selten seinen Freunden gegenüber davon zu sprechen, welche Freude es ihm gemacht habe, sich zum ersten Male gedruckt zu sehen. Nichts Anderes, sagte er, habe ihn in eine solche erhabene Stimmung versetzt, und niemals habe er eine solche frohe Befriedigung empfunden, wie in dem Augenblicke, da er, das Blatt öffnend, an welches er mit Zagen und Bangen sein Manuscript gesandt hatte, in demselben seine Arbeit abgedruckt sah, um von Tausenden gelesen zu werden.

Als Jüngling von 18 Jahren graduirte er mit großer Auszeichnung. Hierauf versuchte er sich unter der Aufsicht seines Vaters einige Monate in der Rechtsgelehrsamkeit; allein er fand glücklicherweise kein Vergnügen daran. Durch Vermittlung einiger guter Freunde, die seine Neigung kannten, wurde ihm dann die Professur für moderne Sprachen am oben erwähnten Collegium angeboten. Allein er fühlte sich für diesen hohen, verantwortlichen Posten nicht tüchtig, und so entschloß er sich, eine Reise nach Europa zu machen. Etwa drei und ein halbes Jahr brachte er in Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Italien und Holland zu und lernte während dieser Zeit deutsch, französisch, italienisch 2c. ebenso leicht als gründlich. Ohne weiteres Bedenken durfte er nun seine Stelle am Bowdoin antreten. Dieser Besuch im Ausland war für den Dichter von großer Bedeutung. Er hat sich namentlich deutsche Bildung und Vorliebe für deutsches Wesen früh angeeignet und bewiesen. Später ist er noch dreimal in Deutschland gewesen. In den vierziger Jahren war er bei seinem Freunde Freiligrath zu Gast. Sein Roman „Hyperion“ spielte in Deutschland. Deutsche Dichtungen von Uhland, Simon Dach, Pfiffer, Heine, Moser 2c. und deutsche Volkslieder hat er ins Englische übersetzt. Es ist wahr, was Hugo



Longfellow in seinem 51. Jahr.

von Zellbach sagt, nemlich, daß aus Longfellow's Lyrik und aus seinen Balladen ein Ton erklinge, der deutlich an deutsche Vorbilder erinnere. Zum Belege lese man da nur die folgenden Verse aus seinem „Schiffbruch des Hesperus“, den Friedrich Marx ins Deutsche übertragen hat. Longfellow schildert dort den Untergang eines Schiffers und seines Töchterleins in Sturm und Fluth:

„Komm her, komm her, mein Töchterlein,  
Und zitter mir nicht so!  
Ich halt die stärkste Wöhl aus,  
Vor der ein Segel floh.“

Er küßt sie in seinen Mantel warm,  
Vor dem Sturm in banger Haft,  
Er hieb ein Tau von einem Sparrn  
Und band sie an den Mast.

„O Vater, ich hör' eine Kirchenglock',  
O sprich, was mag das sein?“  
„Das ist die Nebelglock' am Strand,“  
Und er hält ins Meer hinein.

„O Vater, hörst du's, — Schuß auf Schuß!

O sprich, was mag das sein?“  
„Ein Schiff, das die See nicht halten kann,  
In Nothen wird es sein!“

„O Vater, ich seh ein schimmernd Licht,  
O sag, was wird das sein?“  
Der Vater sprach kein Wörtlein mehr,  
Zu Tod froh sein Gebein.

Den höchsten Ruhm erreichte unser Dichter ohne Zweifel in seinem „Song of Hiawatha.“ In dem Eingang zu dieser Dichtung sagt er: „Diese indianische Edda, — wenn ich es so nennen darf, — hat eine unter den nordamerikanischen Indianern allgemeine verbreitete Uebersetzung zur Grundlage, welche von einer Person handelt, die auf wunderbare Weise geboren und zu ihnen gesandt wurde, um ihre Ströme, Saine und Fischplätze zu säubern und ihnen die Künste des Friedens zu lehren. In diese alte Uebersetzung habe ich andere merkwürdige indianische Legenden eingefügt.“ — Kein Wunder, daß diese Longfellow'sche Dichtung in einem Jahre, wenn



Longfellow's Wohnhaus.



wir nicht irren, etwa 30 Auflagen erlebte. Man höre nur, wie er in der Einleitung den Leser zu ermutigen weiß:

„Liebst du der Natur Geheimniß,  
Liebst du Sonnenchein und Wiesen,  
Liebst du stiller Haine Schatten,  
Liebst du Zephyrhauch in Zweigen,  
Regenschauer, Schneegestöber,  
Mächt'ger Ströme wildes Rauschen  
Zwischen Fichtenpallisaden,  
Liebst du Donner in den Bergen,  
Die unzählig wiederhallen  
Wie der Adlerflug im Horste, —  
Lausche diesen wilden Sagen,  
Diesem Lied von Hiawatha!

Liebst du der Nationen Märchen,  
Liebst du eines Volks Balladen,  
Die wie Stimmen ferner Vorzeit  
Mahnen stillzustehn, zu lauschen,  
Die so kindlich schlicht erzählen,  
Daß du kaum kannst unterscheiden,  
Ob es Wort nur, oder Lied ist: —  
Lausche der indischen Legende,  
Diesem Lied von Hiawatha.

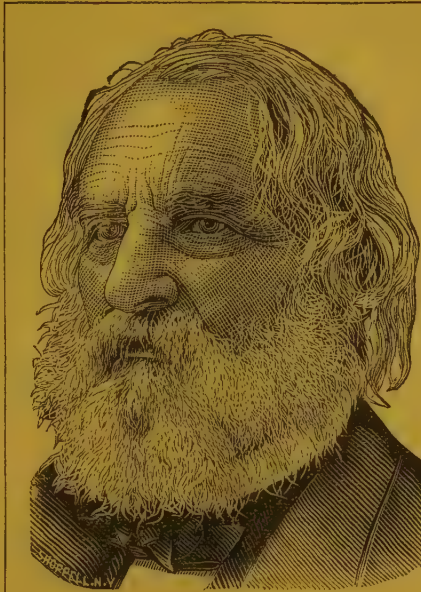
Ist dein Herz frisch, unverdorben,  
Glaubst du an Natur, an Gottheit,  
Glaubst du, daß zu allen Zeiten

Menschenherzen menschlich fühlten,  
• Daß selbst in des Wilden Busen  
Sehnsucht lebt, ein Streben, Bangen  
Nach der ihm verborgnen Tugend,  
Daß die Hände schwach und hülflos,  
Tappend blind in dunklen Nächten,  
Gottes Hand im Dunkel fassen  
Und sich stark, erhoben fühlen: —  
Lausche dieser schlichten Sage,  
Diesem Lied von Hiawatha.

Der du öfters, wenn du wanderst  
Durch der Landschaft grüne Heden,  
Wo verschlungen Verbergen  
Ihre Purpurbeerenbüschel  
Ueber moos'ge Mauern breiten,  
Still stehst auf verfall'nem Friedhof,

Ruht ein Weichen  
zu entziffern  
Eine halbverwisch-  
te Inschrift,  
Die ein Werk künst-  
licher Dichtung,  
Schlichtes Wort,  
doch jedes Zei-  
chen  
Hoffnungsvoll und  
Herzerkütternd,  
Boll von zärtlicher  
Begeisterung  
Für das Diesseits  
und das Jen-  
seits: —  
Bleib, lies diese  
schlichte In-  
schrift,  
Lies dies Lied von  
Hiawatha.“

Seine Gattin  
scheint, namentlich  
auch in religiöser  
Beziehung, großen  
Einfluß auf ihn  
ausgeübt zu haben.



Henry Wadsworth Longfellow.

Er war in innigster Liebe mit ihr bis an ihr höchst trauriges Ende verbunden. Sie ist so zu sagen den Feuertod gestorben, indem ihre Kleider an einer Spiritusflamme sich entzündet hatten. Von Stund an lag dies Ereigniß gleich einem Kummerstein auf seinem Herzen. In dem nachstehenden Liebe: „Engelschritt,“ redet er von ihr wie folgt:

„Fromme Wesen nun, die lebend  
Kreuze trugen, duldsamreich,  
Kommen still vorüberstrebend,  
Falten ihre Hände bleich.

Und es stellt in Engelschöne,  
Rosen ernst im gold'nen Haar,  
Daß sie meinen Schmerz versöhnen,  
Meiner Jugend Lieb' sich dar.

Langsam naht mit leisem Fuße  
Mir der lichte Himmelsbot,  
Reicht die weiße Hand zum Gruze  
Hold mir, wie sie einst ihn bot.

Und sie hält an meiner Seite  
Und ich fühle die Gewalt

Jenes Blicks, wie er so heilig  
Nur aus Sternenaugen strahlt.

Tadel sanft, in Segen endend,  
Wie es einst ihr frommer Brauch,  
Ohne Worte Trost mir spendend,  
Weht mich an ihr süßer Hauch.

O des Friedens, den umnachtet  
Meine Seele sich erwarb,  
Wenn ich einsam oft betrachtet  
Wie die Heil'ge lebt' und starb!“

Longfellow war ein großer Kinderfreund. Unter Kindern war er als wie in seinem Element. Zum Beleg lese man unter Anderem auch sein Lied: „Die Kinder,“ auf Seite 224 dieses Heftes. — Im vorigen Sommer trat ein ärmlich aber



Cambridge.

reinlich gekleideter Knabe in Longfellow's Zimmer, dessen Thür offen stand; der Dichter forderte ihn freundlich auf, näher zu kommen und fragte nach seinem Begehre.

„Ich will zu Longfellow.“

„Da bist du gerade recht, mein Bursche, was kann ich für dich thun?“

„O, heute ist meine Geburtstag, sieben Jahre bin ich alt geworden, und Mutter hat mir dies Album da geschenkt und sie sagte, du würdest gewiß so gut sein und mir etwas auf die erste Seite des Buches schreiben.“

Der Dichter schrieb und beschenkte den kleinen Bittsteller mit Bildern und sonstigen Kleinigkeiten.

Ogleich sich in allen literarischen Produkten Longfellow's durchweg ein großer Ernst ausprägt, so entbehrte der Dichter doch keineswegs allen Humor. Davon zeugen die nachstehenden Mittheilungen:

Als Longfellow mit Herrn Appleton die Schweiz bereiste, wurden die beiden von dem Wirth des Gasthauses „Zum Raben“ in Zürich arg geprellt. Longfellow machte gute Miene zum bösen Spiele und schrieb folgende Reime in das Fremdenbuch:

„Hüt' dich vor dem Züricher „Raben“!

Er ist ein gefährliches Thier.

Er will zwar dein Alles gleich haben,

Doch gibt dir ein schmutzig' Quartier.“

Ein anderer Fall, in welchem Longfellow's Humor in gefälliger Weise zu Tage trat, war folgender: Vor ungefähr zwanzig Jahren, als die mit dem Dichter verwandte Appleton'sche Familie zu Lynn in Massachusetts wohnte, unternahm des Dichters Sohn Charles, jetzt ein berühmter „Nachtmann“, eine Segelfahrt, um in Lynn einen Besuch zu machen.

Als er landen wollte, schlug jedoch sein Boot in Folge der starken Brandung um, und er selbst fiel ins Wasser. Vollständig durchnäßt betrat er das Haus seiner Verwandten und mußte sich trockene Kleider ausbitten. Capt. Nathan Appleton gab ihm ein Paar Pantoffeln, in welchen Charles Longfellow auch die Heimfahrt zurücklegte. Sein Vater, der Dichter, sandte die Pantoffeln anderen Tages unter Beifügung folgenden Verses nach Lynn zurück:

„Hier die Hausschuh', die ein and'rer

Segler auf der Bah of Lynn

Oder ein durchnäßter Wand'rer

Einst vielleicht nimmt dankbar hin.“

Große Zartheit, malerischer und dramatischer Stil und eine tiefe Empfindung alles Edlen und Guten zeichnen die Poesien

Longfellow's aus, welche allerdings mehr durch Anmuth und schwärmerische Romantik als durch Schwung der Gedanken und Originalität fesseln.

Ueber das Aeußere Longfellow's veröffentlicht dessen begeisterte Verehrerin und Freundin, Frau Blanche Macquette, geb. Roosevelt, eine ansprechende Schilderung:

„In der Stille meines Zimmers führten mich die Gedanken unwillkürlich in das Dichterhaus am Charles River. Longfellow muß in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen sein, doch lag seine Schönheit mehr in dem Ausdruck und dem eigenenthümlichen Teint seines Gesichts, als in der klassischen Vollendung seiner Formen. Sein blondes Haar fiel in natürlichen Locken bis auf die Schultern herab, seine guten, himmelblauen Augen, sein durchgeistigtes Gesicht und die Farbe jugendlicher Frische, die ihm auch im Alter blieb, erweckten unmittelbar das Interesse für den Träger dieser Vorzüge. Niemand, der den Dichter noch kurz vor seiner letzten Krankheit sah, mochte glauben, daß er schon im Jahre 1807 geboren war. Meine Erinnerung zeigt mir den gütigen Gönner und Freund in immer unveränderter Jugendlichkeit, und Porträts, die in langen Zwischenräumen von ihm genommen wurden, rufen denselben Eindruck hervor. Die Ruhe seiner auf innerer Harmonie beruhenden Leidenschaftslosigkeit, die Wärme seines Herzens, das für die ganze Menschheit schlug, übergossen das Gesicht auch dann noch mit edlem Jugendschimmer, als dasselbe doch schon die Spuren des Alters trug. Seine Nase glich mehr der römischen, als der griechischen, mit einem schwachen Anfluge von Ablernase. Die stets klar und gütig blickenden Augen waren von den vorstehenden Brauen etwas überschattet; oft schien ihr Blick sich in das Unendliche, nie in das Leere, zu verlieren, aus ihnen sprach, indem sie den Ausdruck wechselten, das, was den Dichter jung erhalten hat, die Anschauung, von der er selber spricht:

Das Alter ist so froh und heiter  
Als wie die Jugend, andre Kleider  
Nur trägt es, so wie in der Nacht,  
Die Sonne nicht in ihrer Pracht,  
Der Sterne Glanz uns glücklich macht.“

Wir müssen abbrechen. Unser beschränkter Raum will es uns nicht zulassen, diesmal noch weiteres über den trefflichen Mann zu sagen. Vielleicht kommen wir später noch einmal auf ihn zurück. In Longfellow hat übrigens Amerika nicht nur seinen populärsten Poeten, sondern auch den Mann verloren, der, wie Freiligrath sagt, „den Amerikanern in der Poesie Amerika erst entdeckt hat.“

## Eine radikale Kur.

### Erzählt vom einem Geheilten.



Fünfzig Jahre sind verfloßen, seit ich meine erste Stelle in London annahm. Mein Gehalt war sehr klein und meine Ansprüche mußten sich daher nach meinen bescheidenen Mitteln modifiziren. Gewöhnlich aß ich nur in der Mitte des Tages meine haupt Mahlzeit, die häufig nur aus einer Cotlette, etwas Brod und Käse und einer Tasse Thee oder Kaffee bestand. Oft aber verlangte Leib und Seele nach besserer Kost, aber nur an den Viertelsjahrsanfängen, wenn das Gehalt gezahlt wurde, erlaubte ich mir eine etwas luxuriösere

Beköstigung. Am schlimmsten erging es mir an den Sonntagen, denn wenn ich auch mein gewöhnliches Mittagsmahl bei irgend einem billigen Restaurateur eingenommen hatte, so befiel mich doch oft um fünf Uhr ein so heftiger Appetit, daß ich denselben nur mit der größten Selbstüberwindung ertragen konnte, da mir meine meist leere Börse keine zweite warme Speisung gestattete.

Endlich war es mir gelungen, ein Lokal zu entdecken, in dem ich die Wünsche meines Herzens, oder besser gesagt, meines



Magens befriedigen konnte, ohne dadurch zu sehr mit meinem Geldbeutel in Conflict zu kommen. Das Restaurant nannte sich „Mische,“ und seine Annonce war ungeheuer viel versprechend. Suppe, Fisch und Fleisch, alles für den bescheidenen Preis von 18 Pence. Freilich war das Gebotene immer noch nicht vom Allerbesten, aber für das Geld war es verhältnißmäßig ausgezeichnet.

Eines Tages waren meine Fonds sehr zusammengeschmolzen, und ich hatte mir eigentlich vorgenommen, mich mit meinem späten Frühstück und einigen Biscuits, die ich noch besaß, zu behelfen. Um drei Uhr erwachte jedoch der unwillkommene Mahner in mir. Ich ging aus, um den ungebetenen Gast durch einen Spaziergang zu überwinden oder zu vertreiben; er meldete sich aber nur desto lauter, und so warf ich alle meine guten Entschlüsse über den Haufen und eilte in die „Mische.“

Hier bot sich am Sonntag dem Gast kein sehr freundliches Bild. Das lange, niedrige Zimmer war fast leer, die Tische mit wenigen Ausnahmen unbesetzt, und nur einige wenige Herren waren über ihrem Dessertbiscuit, den es Sonntags extra gab, eingenickt. Es gab eine grüne Erbsensuppe, eines meiner Lieblingsgerichte, und sie war, beiläufig bemerkt, recht gut gerathen. Nachdem ich den ersten Teller voll verzehrt hatte, fragte ich den Kellner, ob ich nicht anstatt der folgenden zwei Gänge noch zwei Portionen Suppe erhalten könne, und mit außergewöhnlicher Freundlichkeit versprach er mir, die Erfüllung meines Wunsches vom Wirth zu erlangen. Ich aß also drei Teller der ausgezeichneten Suppe und schüttete jedesmal einen Theelöffel voll gehackter Münze zu. Nach dem Essen überfiel mich jedoch eine ziemlich melancholische Stimmung, ich fühlte mich einsam und bedrückt, und eine unbegreifliche Schwere bemächtigte sich meiner. Draußen regnete es, mein Zimmer zu Hause war kalt und öde, das wußte ich. Ich blieb also still sitzen, stützte meinen Kopf in die Hand und seufzte vor mich hin: „Ach, es wäre mir lieber, wenn ich todt wäre.“

Ich mußte wohl ziemlich laut gesprochen haben, denn kaum hatte ich das gesagt, als ein Mann, welcher an meinem Tische vor mir gegessen hatte, sich plötzlich nach mir umwandte, mich scharf anblickte, aufstand und auf mich zukam. Jetzt erkannte ich ihn, es war ein früherer Schulfamerad von mir, Melville. Sein Anblick erweckte jedoch keine angenehme Erinnerungen in mir; schon als Knabe war er uns allen ein Räthsel gewesen, der unstäte, oft starre Blick seiner Augen hatte stets eine unangenehme Wirkung auf Alle ausgeübt, welche mit ihm in Berührung gekommen waren. Wir hatten oft unter einander geklüßert: „Melville besitzt den bösen Blick.“ Nichtsdestoweniger war ich jetzt recht froh, ihn wieder zu sehen, wurde ich doch durch sein Erscheinen meinen trübsten Gedanken entrisfen. Auch er erkannte mich sofort, begrüßte mich mit einem Händedruck und setzte sich auf einen Stuhl neben mich nieder. Er hatte eine feuchtkalte, nasse Hand, deren Berührung ein etwas unangenehmes Gefühl in mir erweckte.

„Also du wünschst, du wärest todt?“ redete er mich an.

„Gast du mich gehört?“ antwortete ich. „Das muß ich wohl ziemlich oft sagen. Das ist eine dumme Angewohnheit und natürlich nur Unsinn.“

„Das ist aber durchaus kein Unsinn,“ sagte er leise und eindringlich zu mir sprechend, „sondern ein sehr vernünftiger Wunsch. Ich habe ihn auch, und, was noch mehr ist, ich habe auch das Mittel, um unsern beiderseitigen Wunsch zu erfüllen.“

„Du scheinst zu scherzen,“ erwiderte ich lächelnd.

„Ich scherze nie,“ sprach er. „Aber ich weiß, was die gro-

ßen Philosophen abhält, sich im besten Mannesalter vom Leben zu trennen. Es ist die Ungewißheit, ob sich wirklich Seele und Körper so vollständig von einander trennen, daß uns in Wahrheit keine Empfindung von unserem Todeskampf bleibt, kein Erkennen der Schauer im Weinhaufe und im Grabe. Was werfen Sie denn fort, wenn Sie dem Leben entsagen? Wie schwach sind unsere Fähigkeiten für den Genuß, wie viel stärker sind wir für das Ertragen aller der denkbaren Leiden ausgerüstet. Was geht daraus hervor? Daß wir mehr zum Leiden als zum Genießen bestimmt sind. Wenn wir aus dem Leben scheiden, entgehen wir also aller gewissen Trübsal, und wie viele Freude wir dadurch verlieren, das ist doch sehr ungewiß und fraglich.“

„Am Gottes willen,“ rief ich, „welch entsetzliche Theorie!“ Ich wollte aufspringen und mich entfernen, aber Melville hielt mich auf meinem Stuhle fest und fuhr fort: „Höre mir nur zu. Ich habe alle diese Zweifel gelöst. Ich habe der ganzen Menschheit die Pforten des Todes geöffnet. Dir, meinem Schulfreunde, will ich mein Geheimniß offenbaren; ich könnte sonst am Ende eines Tages sterben und mein werthvolles Wissen würde dann mit mir begraben. Siehst du dieses gehackte Grün, es ist wie Münze, nicht wahr? Geruch, Geschmack, alles genau wie Münze, man kann es damit verwechseln. Und doch sage ich dir, in einer kleinen Quantität dieser Masse liegt die Befreiung von allem irdischen Leiden. Schrid nicht zurück; in kleinen Dosen ist mein Mittel unschädlich und erzeugt nur eine angenehme Erschlaffung; nimmt man jedoch einen Theelöffel voll, so erfolgt Lethargie, bei zwei Theelöffeln tritt Ohnmacht ein, und in dreifacher Dosis erfolgt unbedingt der Tod. Ich habe es oft bis zur zweiten Stufe gewagt, aber vor der dritten noch immer zurückgeschauert. So viel weiß ich aber, daß schon im zweiten Stadium alles Bewußtsein aufhört. Der Todeschlaf bringt keine Träume mehr. Der Zustand der Lethargie ist köstlich, ich verlese mich oft in denselben; nun sind mir aber Zweifel gekommen, ob ich nicht vielleicht eine außergewöhnliche physische Organisation besitze, und ob die Wirkung auch auf andere dieselbe sein würde, wie bei mir. Ich entschloß mich daher, das Experiment im Großen zu versuchen. Ich kam zu diesem Zweck heute hierher. Ich habe gesehen, daß alle Gäste hier, wenn es Erbsensuppe gibt, zu jedem Teller einen Theelöffel voll gehackter Münze nehmen. Ich kam also, sobald das Mittagessen fertig war, und da ich der erste Gast war, so gelang es mir, während der Kellner mein Essen holte, die Näpfschen mit der Münze auszuleeren und dafür mein Pulver hineinzuschütten. Das Experiment ist natürlich ein gewagtes, denn ich könnte den Tod von vielen unschuldigen Menschen auf meine Seele laden, doch blieb ich fest, die Interessen der Wissenschaft gelten höher, als alle menschlichen Rücksichten. Das Experiment ist mir vollkommen gelungen. Jeder-Gast hat mit seinem Teller Suppe einen Löffel voll meines Krautes genossen. Jeder hat das Stadium der Lethargie durchgemacht. Sieh nur Alle an, welche noch hier sind, sie Alle haben noch nicht gänzlich die Folgen des Giftes überwunden.“

Entsetzt blickte ich mich um. Ja, er hatte recht, dort saßen noch zwei oder drei Männer, alle an ihre Stühle gelehnt, in einem Zustande vollständigen Selbstvergessens.

„Und nun,“ fuhr Melville fort, „nun kann ich auch die Symptome der Wirkung bei dir sehen, die vergrößerten Pupillen; der Ausdruck von Angst in deinem Gesicht; ja, Alles trifft ein, und . . .“

„Aber,“ ächzte ich, „ich habe ja drei Löffel voll genommen!“

„Märtyrer der Wissenschaft,“ rief Melville aus, indem er meine Hand ergriff und schüttelte, „wie will ich dich mit Aufmerksamkeit bewachen und die Spuren des abnehmenden Lebens beobachten. Biehier Freund, mit deinem Falle beginnt eine neue Aera in der Geschichte der Menschheit. Wie Curtius bist du zum Pöbel der Menschheit in den Abgrund gesprungen.“

„Gibt es denn kein Gegengift, kein Heilmittel für mich?“ stöhnte ich entsetzt.

„Nein, keines! Und selbst, wenn es Hülfe gäbe, so würdest du doch nicht von deinem schönen Ziele jetzt noch abweichen? Folge dem Beispiele des alten Römers und sei ruhig und heiter, damit ich die letzten Erscheinungen ungestört beobachten und niederschreiben kann.“

„Ich will aber nicht sterben, schrie ich außer mir,“ indem ich aufsprang. Meine Glieder zitterten und mir war schon, als ob ich Todessehauer fühlte. „Ich will nicht sterben! Schnell, schnell einen Arzt, Hülfe, ich bin vergiftet.“

Alle Anwesenden sprangen bei meinem lauten Ausrufen auf, die Kellner und ebenso der Wirth kamen mit blassen Gesichtern und entsetzten Mienen herbeigeeilt. „Ich bin durch die Münze vergiftet!“ rief ich ihnen zu. „Schaffen Sie schnell einen Doktor und starren Sie mich nicht so fragend an! Hören Sie mich denn nicht?“

„Er ist toll,“ sprach eine ruhige Stimme, welche ich für Melville's erkannte, „der arme Kerl, er leidet öfter an solchen Anfällen, er wird gleich umfallen.“

„Ich verbitte mir, daß Sie das Renommee meines Stablissemens verderben!“ rief der Wirth ärgerlich. „Wie kommen Sie dazu die Beschaffenheit meiner Speisen anzugreifen.“

„Er war es ja,“ rief ich, indem ich auf Melville zeigte, „der Herr, welcher mich soeben für toll erklärte, er hat mich vergiftet. Mein Gott, wollen Sie mich denn ohne Hülfe sterben lassen?“

„Nun kommt das Schlimmste, warf jetzt Melville ein, „ich rathe Ihnen, Herr Wirth, daß Sie einen Cab holen lassen und ihn auf die nächste Polizeistation schicken, man wird wohl schon nach ihm suchen.“

Ich wurde nun auch wirklich aus dem Zimmer gezerrt und in einen Wagen gelegt. Mehrere Polizeibeamten waren gleichzeitig geholt worden, der eine von ihnen setzte sich zu mir, während der andere neben dem Kutscher Platz nahm, und fort

ging es. Jetzt wurde ich ruhiger und saß stumm und ermatet in einer Wagendecke. Mit Seelenangst sah ich den deutlichen Folgen des Giftes entgegen.

Jetzt hielt der Wagen an der Polizeistation. „Hallo,“ rief der Beamte vom Bock dem am Thore Stationirten zu, „hier bringen wir den gesuchten Vogel!“

„Wirklich?“ antwortete jener, „nun, dann könnt ihr euch gratuliren; fünfzig Pfund Belohnung für euch Beiden, ein schönes Geschäft für den Sonntagnachmittag. Gleich weiter mit ihm nach dem Irrenhause. Aber wartet, ich will 'mal erst sehen, ob er sich sehr verändert hat, seit ich ihn zuletzt hatte.“ Dabei näherte er sich dem Wagenfenster, steckte den Kopf herein, betrachtete mich scharf und rief sofort: „Aber, Lordi, das ist ja gar nicht Melville! kennt ihr ihn denn nicht? Rother Bart, Adlernase, kleine Augen . . ., die sind wie Tag und Nacht von einander verschieden.“

„Was, ist Melville wahnsinnig?“ rief ich, indem mir plötzlich ein Licht aufging.

„Ja,“ antwortete der Beamte, „schon seit zehn Jahren macht er eine Wanderung durch sämtliche Irrenhäuser Englands. Hat er ihnen denn auch Sand in die Augen gestreut mit seiner Vergiftungstheorie? Er ist der schlaueste Tolle, den es geben kann, aber uns ist er ein unverlöschliches Kapital. Wohl zwanzig Mal haben wir ihn schon aufgegriffen und zurückgebracht. Er ist übrigens ganz unschädlich, obgleich er von seiner fixen Idee nicht läßt. Ich habe manchen Köffel voll von seinem Gift verschluckt, um ihn gefügiger zu machen. Bei all seinem Wahnsinn ist er doch ein Gentleman! Na, und nun kommt nur heraus, Jungens, und bittet den Herrn um Entschuldigung, daß ihr ihn belästigt habt.“

Wir verließen sämtlich den Wagen, und ich gab trotz meiner beschränkten Mittel doch gern den Polizisten ein Trinkgeld, die sich aber gleich darauf wieder eilig auf den Weg machten, um vielleicht doch noch meinen guten Freund Melville einzufangen, was ihnen, wie ich später erfuhr, auch gelungen ist. Dann aber trat ich erleichtert meinen Heimweg an und legte im stillen das Gelübde ab, nie wieder meinen Tod herbei zu wünschen.

Lieber Leser, hast du ähnliche üble Gewohnheiten, deiner Zunge freien Lauf zu lassen, ohne zu überlegen, was du sagst, nimm Warnung und folge dem Gelübdenableger in obiger Geschichte, ehe dich dein unüberlegtes Wünschen in Angst und Schrecken versetzt.

## Ein sonderbares Pfarrerroriginal.



Do mußten wir denken, als wir neulich in einem unserer Blätter wieder einmal von dem alten Jobst Sachmann lasen. Das war in der That ein drolliger Prediger—ein rechter Sonderling. Es muß eben auch solche Menschen geben, und nicht selten richtet der Herr Das durch sie aus, was er durch andere Werkzeuge nicht wohl vollführen kann. Das Stückchen hat uns recht erbaut und — vielleicht gefällt es unsern Lesern auch. Hier ist's:

„Jobst Sachmann, geboren den 13. Februar 1643 zu Hannover, von 1680 bis zu seinem Tode am 4. Juni 1715 ein wegen seiner Biederkeit und Einfalt geehrter Pfarrer in dem durch seine Mineralquellen und seine Asphaltpfannen weitbekannten Dorfe Limmer bei Hannover, von wo aus die Limmer'schen Kirchen wegen ihres originellen Predigers häufig besucht wurden. Allein einmal ließ Sachmann von seinem

Küster einen überaus langen Gottesdienst halten und die neugierigen Fremden bis zum Ende desselben in die Kirche mit einschließen; ein andermal fertigte er den Advocaten Reddersen, der beim Verlesen der Epistel mitten unter den Weibern sitzen blieb und weiblich schnupfte, mit den Worten ab: „Snüffler, gib Gottes Wort die Ehre und hebe dich!“ und, als dies Nichts half, rief er den Kirchenvätern zu: „Hans un Kord! komet doch un helpt my den Snüffler dorten 'mal vom Plake, damet dat he weit dat he in der Kerken is!“ worauf Reddersen ausriß: „Ebenso fangete er einen hannövr'schen Perrückenmacher, der sich vor den Leuten in Limmer für den König von Schweden ausgab, beim Ev. Luc. 11, 14–28, mit den Worten ab: „Beelzebub — du wilt doch geerne een Gott syn, so magst du denn en König over de Fieigen syn, so heft du doch wat to befehlen. Seit 'mal meine leben Kinner, dat kummt my eben



so för, als de Kerel, de da gegen my öber in dem blagen Kleebe sitt, de denkt oof, ef schall glöven, he wäre de Königin von Schweden, un et is doch mant en Prüffenmacher ut Hannover. Ja, du magst my wol de rechte König syn, du dumme Beelzebub. Bist du darum herkommen, dat du my olen Mann toin Narren maken wulst, so hättst du man können to Hus bliben, du donnerische Haarklöber, du! Nun wollen wir wieder zu unserm Text kommen!"

Seit dieser Zeit mied man den Kirchenbesuch aus Neugierde. Als Sackmann von der Herzogin einmal gefragt wurde, warum er seine Gastpredigt in der Schloßkapelle nicht wie in Limmer halte, antwortete er: „Mit den Einfältigen muß ich einfältig reden, wosfern ich ihnen nützen will.“ Von Sackmann's Predigtweise gibt es noch eine Stelle aus der Leichenpredigt des Küsters, Michel Wichmann, eine Probe. „Da de Dood de Fürsten, Kaiser un Könige nich 'mal verschonet, wat is et denn to verwunnern, dat he set an unserm Schaulmester oof vergripen het, of he gylt ehr en laun Leben verbeine, as manning Först un König, de met synen Underdanen umgeit, as of se Hunne

wören. Unse seliger Schaulmester was en nützlich Mann in ganzen Dörpe. Es sind zwar auch andere Hirten, also hat man Rauhhirten, Schaaphirten, Swynehirten; man hat ot Gösehirten; wie man aber zu diesen letztern insgemein nur Jungen oder Mädchen nimmt und sie also den Hirten nicht gleich hält, also dörf ih oof nich meenen, en Hirte is en Hirte, as jene Mann säe: en Ei is en Ei! un nöm' dat grote Ei för sek. Een solte Seelenhirte was denn oof unser seliger Mitbruder, jedoch in einem niedrigeren Verstande, als ich, der ich summus episcopus, der Oberhirte dieser Limmer'schen Heerde und Gemeinde bin. De gude, seliger Mann hadde de jungen, ef hebbe de olen Seelen unner myner Upsicht; he weide de Lämmer, ef de Schaape. Ja, Schaape günge noch wohl an, wenn man nich sau veele Böcke und Jägen darunter wären!"

Hast recht, alter Sackmann! Wie es zu deiner Zeit war, ist es leider jetzt auch noch. Es gibt viele Böcke unter denen, die sich zu der Heerde Christi bekennen. Und nicht wenige verstellen sich selbst im Hause Gottes, wie der Perrückenmacher aus Hannover. Merkst du was, lieber Leser?

## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenblicke auf diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren.

Von A. Halmhuber.

### Die Verbreitung des Christenthums.

Das Christenthum ist wesentlich Geschichte, ja es ist die Geschichte, indem es derjenige Factor ist, welcher wie ein Sauerteig aufs Wirkliche und Bleibende in die Menschheit eingegangen ist, und deren ganze Entwicklung ihrem endlichen Ziele entgegenführt. Es ist somit unmöglich, daß das Christenthum zu allen Zeiten und an allen Orten dasselbe Bild zeige. Die Kirche des zweiten und noch mehr die des dritten Jahrhunderts hat schon ganz andere Züge herausgesetzt als die ihres Bildes zur Zeit der Apostel. Wir befinden uns nun im neunzehnten Jahrhundert ihres Bestandes. Das Heidenthum hat in dieser Zeit zwar keine erheblichen Fortschritte gemacht, aber das Christenthum. Dann gab es in diesem auch Rückschritte, böse Auswüchse und beklagenswerthe Verbildungen, mit welchen wir heutzutage zu rechnen haben. So sehr sich also auch die apostolische Weise der Verbreitung von Jesu Lehre für alle Zeiten empfiehlt, so werden wir beim jetzigen Gange der Heidenmission unserer Zeit doch vielfach Rechnung tragen müssen. In der ersten Zeit der christlichen Mission finden wir die Kirche noch in fast unversehrter Einheit hervor, jetzt tritt sie in allerlei Formen und theilweise sich bekämpfenden Bekenntnissen auf den Plan. Damals finden wir Treue bis in den Tod als die Parole jedes Christen und für seinen Heiland zu siegen oder zu sterben war eines jeden heißeste Begierde; heute schämen sich aber die Christen ihres Herrn und thun es den Heiden fast zuvor in gottlosem Wesen, so daß der Missionar verlassen von ihnen dasteht, und die Heiden vor ihrem bösen Beispiel warnen muß. Etliche dieser Namenchristen arbeiten dem Christenthum durch Schmähungen über die Sendboten oder durch Verbreitung christusfeindlicher Lehren unter den Heiden positiv entgegen und richten damit unberechenbaren Schaden an. In einem Stück aber hat sich die Lage seit Alters nicht verändert: die Heiden, die einmal Christen werden, theilen mit allen Kindern Gottes die uner-

schütterliche Hoffnung, daß das Wort vom Kreuz den endlichen Sieg davon tragen werde; die Heiden aber, die sich auch jetzt noch an ihren Göttern halten, zittern und ahnen den Fall der Religion ihrer Väter. Man macht freilich Versuche, wie wir bereits gesehen haben, durch allerlei Neuerungen diesen Fall aufzuhalten, aber es sind nur Versuche der eigenwilligen Ohnmacht, welche sich trotz aller Ueberzeugung dem Stärkeren nicht ergeben will.

Bei dem reichlichen Material, welches über die gegenwärtige Evangelisationsarbeit in Japan vorliegt, ist es schwierig, das Bedeutendste herauszusuchen und in eine gedrängte Schilderung zusammenzufassen, weil dem warmen Freunde der Mission alles wichtig ist und gerade das Einzelne, das Detail des täglichen Lebens besonders erwünscht ist. Es gibt in Japan eine römisch-katholische, eine griechisch-katholische und eine protestantische Mission.

Die römisch-katholische Mission ist die älteste jener dreien und hat eine in zwei Theile getheilte Geschichte hinter sich: Der erste Theil ist der erste Missionsversuch in Japan und umfaßt einen Zeitraum von etwa 100 Jahren (1549—1644). Der zweite Theil ist der seit etwa 1860 mit der protestantischen Mission parallel laufende Versuch, sich abermals in Japan festzusetzen. In der Mitte liegt die Abschließungspolitik.

Den Verlauf der früheren katholischen Missionsthätigkeit in Japan beschreibt Pfarrer Blumhardt in seinem Handbuch der Missionsgeschichte in gedrängter Form, wie folgt: „Niemand in der Welt hat das Christenthum ein so trauriges Loos gehabt, als in dem gebildeten Japan. Die erste Kunde von Japan brachte der Venetianer Marco Polo im 13. Jahrhundert; aber der erste Europäer, der es betrat, war der portugiesische Ländereutdecker Pinto, dessen Schiff 1542 im Hafen von Bango auf der Insel Kjusiu Anker warf. Nun entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Japan und den Portugiesen in Matao und Goa. Da zog 1549 Franz Xavier mit einem

in Goa bekehrten Japanen aus Malakka und Andern nach Kiusiu (Kagoshima). Er predigte schon nach sechs Wochen in der Landessprache und taufte bald Hunderte. Auch auf die Insel Nippon kam er, und als er nach zwei Jahren und vier Monaten Japan verließ, konnte er seinem Begleiter Torres vier Christengemeinden übergeben. Andere Jesuiten folgten nach. Bis 1581 zählte man 150,000 Christen, 200 Kirchen, 59 Missionare, und viele eingeborne Gehülfen, meist auf Kiusiu und im südlichen Nippon. Es standen stattliche Kirchen, Missionshäuser, Seminarien, auch eine Universität. Eine Gesandtschaft der bekehrten Fürsten erfreute 1585 den Papst Gregor XIII. Da erließ 1587 Kaiser Taikofama, von den Vönsen aufgestiftet, ein Ausweisungsbekret. Daher trat 1591 der päpstliche Bistator, der mit den japanischen Gesandten und Franziskanern nach Miako kam, als Bevollmächtigter des Vizekönigs von Goa auf, um Eingang zu finden. Während aber die Jesuiten verkleidet und heimlich wirkend im Lande herumzogen, führten spanische Franziskaner, von den Philipinen 1593, eine freiere Sprache, die den Kaiser reizte, sie 1597 hinrichten zu lassen. Die Jesuiten blieben, und langsam, obwohl unter Gebränge, erholte sich die Mission; 1613 zählte man 130 Jesuiten, außer einigen Franziskanern, Augustinern und Dominikanern, und nahe an 200,000 Getaufte im Lande. Einflüsterungen von holländischen und englischen Kaufleuten sollen nun Kaiser Taikofama zur Verfolgung der Christen veranlaßt haben. Ein Edikt verkündigte, daß das ganze Geschlecht der Portugiesen für ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt sein solle. Nun erst (1635) wurde Japan ganz gegen die Fremden abgesperrt. Kein Japanese sollte fortan, ohne dem Tod verfallen zu sein, das Land verlassen, kein Edelmann von Ausländern etwas kaufen dürfen; wer die christliche Religion ausbreite, oder den Christennamen trage, solle den Tod zu erleiden haben; und auf die Entdeckung eines Priesters oder eingebornen Christen solle ein Preis ausgesetzt sein. Nun begannen die grausamsten Verfolgungen, und in wenigen Jahren wurden über 20,000 Christen hingerichtet. Ueberall wurden die Kirchen niedergeissen, die Missionare, 144 an der Zahl, nach Nagasaki geschleppt und auf drei Schiffe gebracht (1614). Wohl blieben ihrer noch 18 zurück, nebst einer Anzahl tüchtiger Gehülfen, und kamen heimlich immer neue Missionare. Aber diese alle erlitten zuletzt den Märtyrertod; und über 50 Jahre dauerte die Verfolgung fort, die immer unmenschlicher wurde, bis das Christenthum ausgerottet und Japan seit 1637 vollständig abgesperrt war. Der Heldenmuth und die Standhaftigkeit, womit die Christen um des Glaubens willen ihr Leben ließen, beweist immerhin, daß in dieser Mission eine Macht des Lebens vorhanden war, was auch gegen sie sonst, und nicht ohne Grund, gesagt werden konnte. Dem Christenthum ward fortan alle Duldung versagt; und da, wo es einst Anhänger hatte, mußten noch bis


vor Kurzem alle Einwohner an bestimmten Tagen ein auf die Erde gelegtes metallenes Kreuz mit Füßen treten; auch vor dem Rathhause zu Nagasaki liegt beständig ein solches, so daß alle Eingehenden darauf treten müssen. Noch immer sind Polizeibeamte, Nachkommen früherer Katholiken angestellt, deren einziger Beruf ist, etwa verborgene Christen aufzuspüren.“ Letztere Angabe muß jedoch bereits bedeutend modifizirt werden, da sich die Regierung dem Christenthum gegenüber liberal zu erweisen bestrebt ist.

Sobald Japan den Ausländern wieder offen stand, stellten sich auch die Jesuiten wieder ein, und ihre Bekehrten mehrten sich so schnell, daß wir schon ums Jahr 1870 von der Verbannung mehrerer Tausend Katholiken hören. Sie haben gegenwärtig etwa 32 Missionare im Lande, nebst einer Anzahl Ordensschwestern. Letztere entfalten ihre Thätigkeit besonders in Waisenhäusern, nach welchen sich arme Leute förmlich drängen, um der Pflege ihrer Kinder los zu sein. Es ist auch hier zu Lande ausgesprochene Praxis der Katholiken, sich die Kinder nach dem Geschmack der Kirche zu erziehen; ob die erwachsenen Tauslinge gute Christen sind oder nicht, oder besser, ob sie ergebene Katholiken sind oder nicht, das scheint den Priestern wenig Sorge zu machen. Mehrere steinerne Kathedralen nach gothischem Muster, jedoch ohne Thürme, sind bereedte Zeugen ihrer Thätigkeit in Japan, und ich habe es aus dem Munde eines protestantischen Missionars aus Nagasaki positiv bestätigen hören, daß ihre Bekehrten in jener Gegend so zahlreich seien, daß die nach den katholischen Kirchen führenden Landstraßen an Festtagen von Menschen wimmeln. Ihre Mittel scheinen unerschöpflich zu sein. Gegen die Protestanten treten sie mit aller Wahrheit ins Angesicht schlagenden Schmähschriften auf, schädigen sich jedoch wahrscheinlich selbst am meisten damit. Der bessere Theil des japanischen Volkes weiß wohl zwischen den Katholiken und Protestanten zu unterscheiden und weiß wohl, daß letztere nie auftreten werden wie erstere seinem Vaterlande gegenüber bereits aufgetreten sind. Bezeichnend für den Katholicismus ist auch die Thatsache, daß bis jetzt unter den Tausenden ihrer Befehrten noch kein einziger eingeborener Priester sich befindet, während die griechische wie protestantische Mission deren viele zählen. Im Ganzen haben die Katholiken bisher noch nicht viel Erfolg gehabt, und ihre Arbeit hat zweifelsohne sehr schwache Seiten. Wie oben bereits angedeutet, zählt die katholische Kirche der Neuzeit schon wieder Märtyrer zu den Ihrigen in Japan. Die Sache ist zwar in Dunkel gehüllt; aber so viel ist offenbar, daß im Jahr 1869 über 4000 katholische Bekehrte in die Verbannung nach Omura geführt wurden; dergleichen wurden in 1871 trotz den ausländischen Vertretern gegebenen Versprechungen 67 weitere Christen aus der Umgegend von Nagasaki in die Verbannung abgeführt. Die Protestanten blieben bisher ziemlich unbehelligt, einige Fälle von Gefangennahme ausgenommen.

## Eine Vision Karl's XI. von Schweden.

There are more things in heaven and earth, Horatio,  
Than are dreamt of in your philosophy.

SHAKESPEARE, Hamlet.

an spottet der Visionen und übernatürlichen Erscheinungen; für einige derselben liegen aber solche Beweise vor, daß, wollte man nicht daran glauben, man überhaupt alle historischen Zeugnisse verwerfen müßte, um consequent zu bleiben.

Eine in aller Form Rechtens aufgesetzte, von vier glaubwürdigen Zeugen unterzeichnete Urkunde garantirt die Echtheit der Begebenheit, welche ich hier erzählen will. Ich füge noch bei, daß die Vorheragung, welche in dieser Urkunde enthalten ist, längst bekannt war, ehe sie endlich in Erfüllung ging.

Karl XI., Vater Karls XII., war einer der tyrannischsten, aber auch einer der weisesten Monarchen Schwedens. Er verminderte die ungeheuren Privilegien des Adels, schaffte den



Senat ab und gab Gesetze aus eigener Machtvollkommenheit; er veränderte mit einem Worte die Constitution des Landes, welche vor ihm oligarchisch war und setzte sich in den Besitz der absoluten Gewalt. Er war übrigens ein erleuchteter, tapferer, der Religion anhänglicher Mann, dessen Charakter unbegreiflich, kalt und entschlossen war, und welcher jeglicher Einbildungskraft entbehrte.

Er hatte seine Gemahlin, Ulrike Eleonore, verloren, und obgleich seine Grausamkeit, wie man sagte, den Tod derselben beschleunigt hatte, so hatte er sie doch geachtet und war über ihr Hinscheiden betrübt, als man nach seinem harten Herzen hätte schließen sollen. Seit diesem Trauerfall war er noch finsterner und verschlossener als vorher und gab sich mit solchem Eifer der Arbeit hin, daß man leicht erkennen konnte, er wolle nur dadurch peinliche Gedanken von sich ferne halten.

An einem Herbstabend saß er in Schlafrock und Pantoffeln vor einem großen Kaminfeuer in seinem Cabinete des Palastes zu Stockholm. Bei ihm befanden sich sein Kanzler Graf Brahe, und der Arzt Baumgarten, welcher gern den starken Geist spielte und wollte, daß man an allem zweifle, angenommen an der Heilkunde. Ihn hatte der König an diesem Abend rufen lassen, um ihn über irgend ein Unwohlsein zu befragen.

Die Zeit verging und noch hatte der König das Zeichen nicht gegeben, daß sich seine Gesellschaft entfernen dürften. Mit gesenktem Haupte und die Augen auf die Gluth gerichtet saß er da. Er schwieg, langweilte sich offenbar und fürchtete sich dennoch vor dem Alleinsein. Graf Brahe bemerkte es wohl, daß seine Gesellschaft nicht sehr angenehm sei und hatte schon mehrmals die Bemerkung ausgesprochen, der König bedürfe der Ruhe; aber eine Geberde des Monarchen hielt ihn an seinem Plaze fest. Der Arzt sprach seinerseits von der Gefahr der Nachtwachen für die Gesundheit; allein, Karl stieß zwischen den Zähnen die Worte hervor: „Bleibet, ich habe noch keine Lust zu schlafen.“

Nun verfiel man auf verschiedene Gegenstände des Gespräches, welches aber alsbald wieder stockte. Der König war in seiner schwärzesten Laune. Da Graf Brahe vermutete, der König denke an den Tod seiner Gemahlin, so schaute er einige Augenblicke das Portrait der Königin an, welches in dem Cabinete hing, und rief sodann mit einem tiefen Seufzer: „Wie ähnlich ist doch dieses Portrait! Es ist ganz der sanfte, majestätische Ausdruck!“ —

„Paß!“ antwortete heftig der König, welcher jedesmal einen Vorwurf zu vernehmen glaubte, so oft man den Namen der Königin nannte. „Das Portrait ist geschmeichelt! Die Königin war häßlich!“

Dann, innerlich erjürrt ob seiner Härte, stand er auf und machte einen Gang durch das Zimmer, um seine innere Bewegung zu verbergen, deren er sich schämte. Vor dem Fenster, welches nach dem Hofe ging, blieb er stehen. Die Nacht war finster und der Mond stand in seinem ersten Viertel.

Der Palast, in welchem gegenwärtig die Könige von Schweden residiren, war noch nicht vollendet, und Karl XI., welcher den Bau desselben begonnen hatte, bewohnte damals das auf der Spitze von Rittterholm, gegen den Maelarsee zu liegende Schloß. Es ist dieses ein großes Gebäude in Hufeisenform. Das Cabinet des Königs befand sich an einem Ende desselben und ihm gegenüber war der große Saal, in welchem sich die Stände versammelten, um die Mittheilung wichtiger Entschlüsse der Krone in Empfang zu nehmen.

Auf einmal erschienen die Fenster dies Saales von hellem

Lichte erleuchtet. Dies kam dem König sonderbar vor. Zuerst glaubte er, die Helle rühre von dem Lichte irgend eines Bedienten her. Aber was hatte ein solcher in dem Saale zu thun, welcher schon seit so langer Zeit nicht mehr geöffnet worden war! Uebrigens war das Licht zu hell, um von einer einzelnen Kerze herzurühren. Eher hätte man es einer Feuersbrunst zuschreiben können; aber man erblickte keinen Rauch, die Fensterscheiben waren nicht zersprungen, man hörte kein Geräusch. Alles deutete vielmehr auf eine Beleuchtung hin.

Karl betrachtete einige Zeit schweigend die Fenster. Graf Brahe aber streckte die Hand nach dem Klingelzuge aus, um einen Bagen herbeizurufen, damit er sich nach der Ursache dieser sonderbaren Helle erkundige; der König hielt ihn zurück. „Ich will selbst in den Saal gehen,“ rief er. Kaum hatte er diese Worte gesagt, als er erblickte. Dennoch ging er mit festem Schritt hinaus; der Kanzler und der Arzt folgten ihm mit einer brennenden Kerze.

Der Hausmeister, welcher die Schlüssel aufbewahrte, war schon zu Bett gegangen. Baumgarten weckte ihn und befahl ihm im Namen des Königs, unverzüglich den Ständesaal zu öffnen. Groß war die Ueberraschung des Mannes bei diesem unerwarteten Befehle; schnell kleidete er sich an und begab sich mit seinem Schlüsselbunde zum König. Zuerst öffnete er die Thüre einer Gallerie, welche dem Ständesaal zum Vorzimmer diente. Der König trat ein; aber wie groß war sein Erstaunen, als er die Wände schwarz bekleidet sah!

„Wer hat den Befehl gegeben, diesen Saal schwarz auszuslagern?“ fragte er zornig.

„Niemand, Sire,“ antwortete der bestürzte Hausmeister. „Als ich das letzte Mal die Gallerie auskehrte, waren die Wände wie immer mit Eichenholz bekleidet.“

Der König ging schnell voran und hatte bereits zwei Drittel der Gallerie durchschritten. Der Graf und der Hausmeister gingen unmittelbar hinter ihm; Baumgarten war ein wenig zurückgeblieben.

„Gehen Sie nicht weiter, Sire,“ rief der Hausmeister. „Bei meiner Seele, hier ist Zauberei im Spiel! Zu dieser Stunde — seit dem Tode der Königin, Ihrer Gemahlin — geht es in dieser Gallerie um, wie man sagt. — Gott wolle uns beschützen!“

„Sire, hören Sie nicht das Geräusch im Ständesaal?“ sagte nun der Graf. „Wer weiß, welcher Gefahr Eure Majestät sich aussetzen!“

„Sire,“ fügte Baumgarten bei, dem ein Windstoß die Kerze ausgelöscht hatte, „erlauben Sie wenigstens, daß ich etliche zwanzig Trabanten herbeihole.“

„Treten wir ein,“ sprach der König mit fester Stimme, indem er an der Thüre des großen Saales stille stand; „und du, Hausmeister, öffne schnell diese Thür.“ Er stieß mit dem Fuße daran, und das in den Gewölben erschallende Echo dieses Geräusches hallte in der Gallerie gleich einem Kanonenschuß wieder.

Der Hausmeister zitterte so sehr, daß es ihm unmöglich war, den Schlüssel in das Loch zu stecken.

„Ein alter Soldat und zittern!“ sprach Karl, indem er die Achseln zuckte. „Deffnen Sie uns die Thür, Graf!“

„Sire,“ antwortete der Graf, indem er einen Schritt zurücktrat, „wenn Eure Majestät mir befehlen, mich vor die Mündung einer dänischen oder deutschen Kanone zu stellen, so werde ich ohne Zögern gehorchen; aber die Hölle fordere ich nicht heraus.“

Da entriß der König den Schlüssel den Händen des Hausmeisters. „Ich sehe wohl,“ sprach er verächtlich, „daß dies mich allein angeht“ — und bevor noch sein Gefolge es hatte hindern können, hatte er die dicke, eichene Thür geöffnet und war mit den Worten: „Gott stehe uns bei!“ in den Saal getreten. Seine drei Gefährten, bei welchen die Neugierde stärker war als die Furcht, und die sich auch vielleicht schämten, ihren König zu verlassen, traten mit ihm ein.

Der große Saal war von unzähligen Lichtern erleuchtet. Ein schwarzer Behang war an die Stelle der ehemaligen Tapeten getreten. An den Wänden erschienen schön in Ordnung, wie gewöhnlich, die deutschen, dänischen, moskowitzischen, von den Soldaten Gustav Adolph's eroberten Fahnen. Unter ihnen erblickte man das schwedische Banner, welches von einem Trauerflor umhüllt war.

Eine gewaltig große Versammlung saß auf den Bänken; die vier Stände des Staates waren je nach ihrem Rang geordnet. Alle waren schwarz gekleidet, und diese Menge menschlicher Gesichter, welche sich leuchtend auf einem dunklen Grunde abzeichneten, blendete so sehr die Augen, daß von den vier Zeugen dieses sonderbaren Schauspiels keiner ein bekanntes Gesicht unterscheiden konnte. Auf dem erhöhten Throne saßen sie einen mit allen Zeichen der Königswürde bekleideten blutigen Leichnam. Zu seiner Rechten stand ein mit der Krone geschmücktes Kind, das einen Scepter in der Hand hielt; zu seiner Linken erblickten sie einen alten Mann, welcher sich auf den Thron stützte. Er war mit einem Ceremonienmantel bekleidet, wie ihn die ehemaligen Administratoren Schweden's trugen, bevor Gustav Wasa das Land in ein Königreich verwandelt hatte. Dem Throne gegenüber saßen an einem Tische, auf welchem Pergamente lagen, verschiedene ernste, in lange, schwarze Gewänder gekleidete Persönlichkeiten, welche die Richter zu sein schienen. Zwischen dem Throne und den Bänken der Versammlung stand ein mit schwarzem Krepp verhüllter Block, neben welchem ein Beil lag.

Niemand in dieser Versammlung schien die Gegenwart Karl's und seiner Gefährten zu bemerken. Diese vernahmen bei ihrem Eintritte zuerst ein unverständliches Gemurmel, dann erhob sich der älteste der Richter im schwarzen Gewande, welcher der Präsident zu sein schien, und schlug dreimal mit der Hand auf ein offen vor ihm liegendes Buch. Tiefe Stille entstand. Einige hübsche, reinlich gekleidete junge Leute wurden mit rückwärts gefesselten Händen in den Saal geführt. Sie schritten erhobenen Hauptes und sicheren Blickes einher. Hinter ihnen ging ein starker, in ein enganliegendes, braunes Lederwams gekleideter Mann und hielt das Ende der Stricke, womit ihre Hände gefesselt waren. Derjenige, welcher voraus ging und der wichtigste der Gefangenen zu sein schien, hielt inmitten des Saales vor dem Bloke an und betrachtete denselben mit unverhohlener Verachtung. Zu gleicher Zeit schien der Leichnam in convulsivischer Bewegung zu erzittern und frisches, rothes Blut floß aus seiner Wunde. Der junge Mann kniete nieder und bot das Haupt dar; das Beil glänzte in der Luft und fuhr sodann mit Geräusch nieder. Ein Blut-

strom ergoß sich über die Stufen des Thrones und vermischte sich mit dem Blute des Leichnams; der Kopf sprang mehrmals in die Höhe und rollte dann bis zu den Füßen Karl's, welche er mit Blut bespuckte.

Bis zu diesem Augenblick war der König stumm geblieben; bei diesem schrecklichen Schauspiele aber kam ihm die Sprache wieder. Er ging einige Schritte gegen den Thron vor, und indem er sich an jene Gestalt wandte, welche den Mantel eines Administrators trug, sprach er kühn die allgemeine Formel aus: „Bist du von Gott, so sprich; bist du vom Andern, so laß uns in Frieden!“

Langsam und in feierlichem Tone antwortete das Phantom: „König Karl! dieses Blut wird nicht unter deiner Regierung vergossen werden, wohl aber (hier wurde die Stimme weniger deutlich) fünf Regierungen später. Wehe, wehe, wehe dem Blute des Wasa!“ Nun fingen die Gestalten dieser sonderbaren Versammlung an, weniger deutlich zu werden; sie erschienen nur mehr wie Schatten und verschwanden bald gänzlich. Die Richter erloschen und die Kerzen Karl's und seiner Gefährten beleuchteten nur noch die alten, vom Winde leicht bewegten Tapeten. Noch eine Weile lang hörte man ein melodisches Geräusch, das einer der Zeugen mit dem Säuseln des Windes in den Blättern verglich; dann war Alles still. Die Erscheinung hatte ungefähr fünf Minuten gedauert.

Der schwarze Behang, der abgeschnittene Kopf, der Blutstrom, Alles war mit den Gestalten verschwunden; nur auf dem Pantoffel Karl's blieb ein rother Flecken sichtbar, welcher allein genügt hätte, ihm die Begebenheit dieser Nacht zurückzurufen, wenn dieselbe nicht zu sehr in sein Gedächtniß eingegraben gewesen wäre.

In sein Gemach zurückgekehrt, ließ der König den Bericht von dem, was er gesehen hatte, niederschreiben, von seinen Begleitern unterzeichnen und unterschrieb selbst. Welche Vorsichtsmaßregeln man auch anwandte, um den Inhalt dieses Schriftstückes der Öffentlichkeit vorzuenthalten, so wurde er doch noch zu Zeiten Karl's XI. bekannt. Das Schriftstück existirt noch, und Niemand hat es bis jetzt gewagt, seine Echtheit anzugreifen. Der Schluß desselben aber ist merkwürdig: „Wenn das, was ich hier niedergeschrieben habe,“ sagt der König, „nicht die reine Wahrheit ist, so entsage ich jeder Hoffnung auf ein besseres Leben, das ich vielleicht durch meine guten Handlungen könnte verdienen haben, besonders durch meinen Eifer, an dem Glücke meines Volkes zu arbeiten und die Religion meiner Vorfahren zu vertheidigen.“

Wenn man sich jetzt an den Tod Gustav's III. und an das Urtheil Ankarström's, seines Mörders, erinnert, so wird man eine Ähnlichkeit dieser Begebenheit mit jener seltsamen Vision nicht leugnen können. Der junge, in Gegenwart der Stände enthauptete Mann hätte Ankarström bedeutet. Der gekrönte Leichnam wäre Gustav III. gewesen. Das Kind hätte seinen Sohn und Nachfolger Gustav IV. vorgestellt. Der Greis endlich wäre der Herzog von Südermanland, der Dheim Gustav's IV., gewesen, welcher Regent des Königreiches und — nach der Entthronung seines Neffen — König von Schweden war.

## Salomo's Thron.

Die Seiten dieses Throns waren von reinem Golde, die Füße von Edelsteinen (Smaragd und Rubin) mit Perlen besetzt, wovon jede die Größe von einem Straußenei hatte. Der Thron hatte sieben Stufen, und an den Seiten derselben wa-

ren prachtvolle Baumgärten mit fruchttragenden Bäumen eingeschnitten, deren Äste von köstlichen Steinen besetzt, reife und unreife Früchte zeigten. Auf den Gipfeln der Bäume saßen man Figuren von Vögeln, Pfauen u. s. w. Alle Vögel wa-



ren künstlich ausgehöhlt und so gemacht, daß sie von Zeit zu Zeit solche herrliche melodische Töne hervorbrachten, wie sie sonst ein sterblich Ohr nie zu hören bekam. Auf die erste Stufe waren Zweige von Reben gemacht, die Trauben hatten, welche letztere von allerlei köstlichen Steinen so zusammengesetzt waren, daß sie als wirkliche Frucht dem Auge sich darboten. An beiden Seiten der zweiten Stufe waren zwei Löwen von gegossenem Golde in Lebensgröße angebracht. Dieser merkwürdige Richterstuhl war so beschaffen, daß wenn der König die erste Stufe betrat, so breiteten die gesiederten Thiere ihre Flügel aus und verursachten dadurch ein lautes Geräusch. Betrat er die zweite Stufe, so reckten die beiden Löwen ihre schrecklichen Klauen aus. Sobald er die dritte Stufe erreichte, so pries die ganze Zusammenstellung von Engel-, Geist- und Menschenbildern, die Gottheit. An der vierten Stufe angelangt ließen sich Stimmen hören, die den König also anredeten: „Sohn Davids, sei dankbar für die Segnungen, welche der Allmächtige dir zukommen läßt!“ Dasselbe wiederholte sich auf der fünften Stufe, und sobald er die sechste Stufe betrat, fiel das ganze Volk Israel in den Ausruf ein. Auf der siebenten Stufe angekommen, rührten sich alle Thiere und Vögel, und waren nicht stille, bis der König sich auf dem Throne niedersetzte. Sodann wurde der beste Wohlgeruch von den Löwen, Thieren und Vögeln, durch geheime Federn über Salomo ergossen, worauf zwei von den großen Vögeln näher kamen und die Krone auf sein Haupt placirten. Vor dem Throne war eine Säule von glänzendem Golde, auf der Spitze dersel-

ben war eine goldene Taube, die auf ihrem Rücken eine Buchrolle von Silber hatte, in welcher David's Psalmen waren. Nachdem diese Taube die Rolle an Salomo übergeben, ließ er aus derselben laut einen Theil vor den Ohren des Volks. Mit Bezug auf diesen Thron ist ferner aufgezeichnet, daß wenn schlechte Personen, Verbrecher u. s. w. sich demselben nahen, so mußten die Löwen fürchterlich brüllen und mit ihren Schwänzen zornig um sich hauen. Dergleichen stießen auch die Figuren und Vögel schreckliche Töne aus, so daß oft des Verbrechers Furcht und Falschheit, durch die Angst, die unter solcher Tortur über ihn kam, entdeckt, und er sich gar bald der bösen That schuldig gestand.

Lieber Leser! Die Ursache, warum ich dir diese Beschreibung gebe, ist, daß du des einstigen weltberühmten Königs Geschichte, der diesen Thron inne hatte, wieder liesest im heiligen Buch. Sein Leben, seine Regierung u. s. w. soll dir ein Spiegel der Lehre und Warnung sein. Denke auch dabei an den Ausspruch des Propheten: „Alles Fleisch ist Heu, und alle seine Herrlichkeit wie eine Blume auf dem Felde.“ Ueber eine kleine Weile sind auch wir vom Schauplatz der Erde verschwunden und stehen vor einem mächtigeren Richter, dem Allseinherrscher, vor dessen Thron nicht Lüge, nicht Heuchelei, nicht Größe, Gewalt oder Menschenehre schützen wird, sondern nur die Wahrheit, die in Christo Jesu dem Mittler des neuen Bundes ist. Bereite dich vor! Schon steht dein Name auf der Liste; bald wirst du gerufen. Höre es! Sein Reich ist ein ewiges Reich, sein Scepter gerade und seiner Herrschaft ist kein Ende. E. Dtt.

## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XIV. Biblische Biographie.

1. Die Weisheit und Liebe Gottes hat sich zu allen Zeiten in der Geschichte der Menschheit offenbart. Gott ist der König aller Könige, der Herr aller Herren, und — während der Mensch ein freier Agent bleibt — lenkt er die Schicksale der Menschen zu ihrem leiblichen, geistlichen und ewigen Wohlergehen.

2. Die biblische Geschichte offenbart uns die heiligen, göttlichen Eingriffe in die Geschichte der Menschheit, nebst dem erhabenen Zweck derselben. In ihr kann man, wie in einer Uhr mit einem durchsichtigen Gehäuse, die geheimnißvollen Operationen der allweisen Vorsehung gewahren.

3. In der Bibel werden uns Charaktere vorgestellt, die theils Vertreter ganzer Nationen und auch Vorbilder (wie im Alten Testamente auf Christum u. s. w.) sind. Viele derselben sind durch die göttliche Inspiration, die ihnen zu Theil wurde, in unserem Urtheil natürlich um so mehr erhöht. Wir, als Schularbeiter, sollten billig mit den Hauptsächlichsten unter ihnen bekannt sein, nemlich mit ihren Tugenden, Schwächen, Sünden, Erfahrungen, Einfluß u. s. w. Man suche zum Beispiel zeh'n der hervorragendsten dieser Charaktere in der Geschichte des Alten Testaments auf. Wiederum die zehn bedeutendsten im Neuen Testamente. Hernach stelle man fest, welches die bösesten und schädlichsten zeh'n Charaktere in der ganzen biblischen Geschichte sind. Weiter, die größten Glaubenshelden und eine Anzahl solcher, die uns die besten Beispiele von wahrem Muth gegeben haben, erörtere auch, in welchen Charakterstücken Christus in seinem Leben mit Enoch, Noah,

Abraham, Joseph, Moses, David, Salomo, Daniel, Paulus und Johannes verglichen werden kann. — Man wähle zeh'n biblische Charaktere — fünf gute und fünf böse — und stelle die Punkte auf, durch welche sie sich unterscheiden.

4. Um die Kenntnisse der Studenten zu prüfen, geben wir hier einen kurzen Abriss des Lebens Abrams. Die ausgelassenen Stellen fülle man richtig aus, wozu in den unten folgenden Schriftstellen die nöthigen Quellen angegeben sind, Distanzen und Data ausgenommen.

Erster Theil. — Abram wurde geboren in ..... im Jahre ..... vor Christi. Sein Vater hieß ..... Er hatte zwei Brüder ..... und ..... Von Gott berufen, verließ er ..... in seinem ..... Lebensjahr. Von ..... und ..... begleitet, kam er nach .....

Zweiter Theil. — Abram verweilte in ..... etwa ..... Jahre. Hier starb ..... alt ..... Jahre. In seinem ..... Jahr verließ er ....., um nach ..... zu reisen.

Dritter Theil. — Begleitet von ..... und ..... und ..... kam er nach ....., blieb zu ..... und wieder nahe ..... kam er endlich nach ..... Von Haran nach S. ...., etwa ..... Meilen; von ..... bis nach B. etwa ..... Meilen, von ..... bis nach Jerusalem ..... Meilen von Jerusalem nach Cairo, Egypten, etwa ..... Meilen.

Vierter Theil. — Er kehrte nach ..... zurück, mit ..... eine Strecke von etwa ..... Meilen. Zu ..... trennten sich Abram und Lot — Ersterer ging nach ..... Von hier machte er eine lange Reise nach ....., um ..... von der Hand der ..... zu befreien. Sein Sohn

..... wurde auch geboren zu ..... Kurz vor der Fertigstellung ..... wurde er von ..... besucht. Sein Name (Abram) in ..... verwandelt als er ..... Jahre alt war.

Fünfter Theil. — Als er ..... Jahre alt war, wurde ihm ..... geboren. In seinem Alter entfernte er ..... und ..... aus seiner Hütte; und ..... machte einen Bund mit .....; opferte seinen Sohn .....; darnach starb ihm sein Weib; er verheirathete sich jedoch wieder mit ..... und starb endlich ..... vor Christo, alt ..... Jahre.

Bibelstellen: 1. Mose, 11, 26. 31, 32.; 12, 4—10.; 13, 1—4. 11. 18.; 14, 13—16.; 16, 15. 16.; 17, 5.; 18, 1, 2.; 19, 27. 28.; 21, 5. 14. 27.; 22, 1. 2.; 23, 1. 2.; 25, 1. 7. 8.

### „Habe Acht auf dich selbst und die Lehre.“

#### II.

Wir gaben im ersten Artikel Anweisung, wie der Lehrer auf sich Acht haben soll. Wir haben Merkmale und Tugenden erwähnt, die er besitzen sollte. Obgleich er zu Gott belehrt und fromm ist, so bewahrt ihn das noch nicht vor Irrthum im Unterricht. Deshalb könnte die Posaune doch einen undeutlichen Ton geben, und der belehrte Lehrer jenem französischen Trompeter gleich sein, der im Jahre 1794, als Oesterreich und Frankreich Krieg führten, den Deutschen einen argen Streich spielte. Im Rheinthale war ein Ort mit 600 Mann österreichischer Cavallerie besetzt. Zwei Compagnien französischer Infanterie wurden beordert um zehn Uhr Abends den Ort anzugreifen. Die Oesterreicher hatten von diesem Verfahren Kenntniß erlangt und waren in Schlachtordnung aufgestellt. Als der französische Trompeter, Joseph Werk, dies gewahrte, schlich er sich in die Reihen der Oesterreicher und blies erst das österreichische Signal zum Sammeln und dann zum Rückzug. Durch dieses Signal irre geführt, jagten die Oesterreicher davon, und die Franzosen nahmen den Ort ohne Schwertkampf. Mit Wissen und Willen will der belehrte Lehrer dem Feind sicherlich keinen Sieg erringen helfen, aber durch Unwissenheit ist's schon oft geschehen. Wenn man bedenkt, daß Kinder viel unfähiger sind, den Irrthum einzusehen als ein im Verstande Gereifter, so sollte das schon ein Sporn sein, die ganze Wahrheit in der Lektion zu erforschen. Des Lehrers Aufgabe ist:

1. Daß er die Lektion, den Text, richtig verstehe.—Die Kirche hat die Arbeit der Lehrer durch die Wahl des Textes viel erleichtert und auch der Einseitigkeit und Oberflächlichkeit dadurch einen Riegel vorgeschoben. Sie hat dem Lehrer in dem Magazin, dem Botschafter und Lektionsheft gute Hülfquellen an die Hand gegeben. Auch anderweitige Bücher geben dem Forscher Anleitung und Licht. Und eine gutgeleitete Lehrerversammlung kann gewiß dem Fleißigen eine gute Dienstmagd sein. Was sind aber alle guten Medicinen dem Kranken, wenn er sie nicht gebraucht, wofür sie gut sind? Was helfen dem trägen Lehrer alle diese vortrefflichen Erklärungen, wenn er es nicht der Mühe lohnend achtet, sie zu lesen und darüber zu denken? Sei es dir aber nicht verhöhlen, daß du es auf die Länge nicht treiben wirst. Die Kirche wird sich unter der jetzigen Sonntagschul-Einrichtung Lehrer erziehen, welche die Plätze derjenigen einnehmen, die sich ob des Studiums der Lektionen keine Mühe anthun. Daß wir Gottes Wort verstehen können, muß einleuchten, denn Gott könnte keine Strafe legen auf die Nichtbefolgung seiner Gebote, wenn er uns das

Verständniß derselben nicht ermöglichen könnte. Gottes Wort ist aber nicht immer ins geschichtliche Gewand gehüllt, es ist größtentheils in tieferen Gedanken gegeben, deren Sinn nicht auf der Oberfläche liegt und nur dem fleißigen Goldgräber entdeckt wird.

Die Zeit der Offenbarung ist vorbei. Was Gott offenbaren wollte, ist in der Bibel enthalten. Der heil. Geist wirkt, erleuchtet, leitet und stärkt noch immer den frommen, der Gott um Beistand fleht, nie aber wird sich Gott zu dem Faulenzer bekennen; nie wird Gott das für uns thun, was wir selbst thun können.—Der Lehrer sollte nie vergessen, daß er den Kindern das Wort Gottes zu erklären, in das Herz und Gemüth einzuprägen hat. Da gilt es: „Suchet in der Schrift, denn ihr meint ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist es, die von mir zeugt.“ Indem die Schrift kein theologisches Handbuch ist und man die einzelnen Hauptlehren nicht in einem Capitel beisammen hat, so heißt es Schrift mit Schrift zu vergleichen. Es sind auch in einem Walde nicht alle Eichen und Tannen bei einander, sondern verschiedene Bäume unter einander. Hast du, mein Lieber, die Wahrheit gesucht und gefunden, dann gib Acht, daß du sie auch in guten Portionen zur rechten Zeit mittheilst. Laß dich's nicht verdrießen, den Schülern Wahrheiten so oft zu sagen, bis du gewiß bist, sie verstehen dich und haben es dem Gedächtniß anvertraut. Lerne etwas vom Jaunkönig. Er baute sein Nest an einer Stelle, wo man ihn vom Hause aus beobachten konnte. Man sah wie die Mutter die Jungen in der Kunst des Singens unterrichtete. Sie nahm ihren Platz an einer Seite des Nestes und sang ihr ganzes Jaunkönig-Lied mit ungewöhnlicher Präcision den Jungen vor. Einer von ihnen fing dann an der Mutter nachzujungen; kaum hatte er aber ein paar Töne hergebracht, als er die Melodie verlor. Die Mutter fiel augenblicklich ein und sang das Lied zu Ende. Das Junge fing darauf da an, wo es die Melodie verloren hatte, verlor sie aber schon nach ein paar Tönen zum zweiten Mal. Die Mutter fiel wieder ein und sang zu Ende. Das Junge machte einen neuen Versuch, und nachdem es endlich gelungen war, richtig bis zu Ende zu kommen, wiederholte die Mutter das Ganze, bis auch ihr Sproßling es von Anfang bis Ende ohne Fehler singen konnte. Dieselbe Uebung nahm die Mutter mit allen Gliedern ihrer zahlreichen Familie an jedem Tage vor, bis sie endlich alle das Jaunkönig-Lied ohne Fehler singen konnten.

2. Daß er die vorzutragende Lehre richtig ordne.—Viel, sehr viel kommt darauf an, ob die Rede geordnet ist oder nicht. Jeder Verständige weiß, daß man verschiedene Speisen nicht zu gleicher Zeit in einem Kessel genießbar kochen kann. Zusammengebrühtes, Ähnliches zum Ähnlichen, Gleiches zum Gleichen ist das Erforderniß unseres Verständnisses und Gedächtnisses. Da muß sich der Lehrer Mühe geben, die Hauptpunkte im Texte zu fassen, und die Wahrheiten, die zusammen gehören, unter die bemerkten Punkte zu bringen. Finden es die frommsten und gelehrtesten Prediger von Nöthen und vortheilhaft, die Gedanken vermittels der Feder und Papier zu ordnen, um eine Uebersicht über das Ganze zu erlangen, um minder wichtige Gedanken zu entfernen und vortheilhafte Illustration einzufügen, so dürfte es auch wohl jedem Lehrer anzu-rathen sein. Unterläßt du das planen und ordnen des Baumaterials, so wirst du viel unverständlicher sein, und deine Rede viel schwerer zu behalten sein. Sende zum Beispiel deine Tochter in den Kaufladen mit dem Auftrage, bestelle mir: Salz, Stärke, Thee, Bläue, Butter, Waschzuber, Zucker, Waschbrett, Reis und Bügelleisen u. s. w. Wird da das Kind nicht



sagen: Das kann ich nicht behalten. Sagst du aber deiner Tochter: Marie, du weißt, wir wollen heute Abend ein Gastmahl haben, da brauchen wir Salz, Thee, Butter, Zucker und Reis, und morgen wollen wir waschen, da brauchen wir: Stärke, Bläue, Waschzuber, Waschbrett und Bügeleisen, dann wird das Kind das Ganze fassen, behalten und recht besorgen. Der Lehrer muß die Lektion nicht nur verstehen, er muß sie studiren. Er soll nicht nur eine Art haben, sondern sie soll geschärft sein, sonst tönt es wohl: Bums — bums — bums! aber es schneidet nicht recht. Durch gute Vorbereitung bekommen die Kinder dann auch nur das Beste vom Guten. Ein schwerhöriger Mann zeichnete sich durch seine accurate Kenntniß aller derjenigen Dinge aus, welche nur durch Umgang mit Menschen gewonnen wird. Als man ihn frag, wie es ihm möglich gewesen sei, sich diese Kenntnisse zu erwerben, antwortete er: Leute, die zu mir durch die Ohrentrompete reden müssen, strengen ihre Zungen nicht damit an, daß sie viele unnütze Worte machen. Wer mir etwas zu sagen hat, der thut es in der klarsten, bestimmtesten Weise und mit wenigen Worten. Der christliche Lehrer sollte sich alle erdenkliche Mühe geben, dieselbe Methode beim Lehren seiner Schüler zu befolgen. Stets sollte er bedenken, daß der Werth der Rede nicht mit der Elle gemessen, sondern beim Gewicht abgeschätzt wird. Traurig wäre es doch, wenn von einem christlichen Lehrer gesagt werden müßte, was man von Gratiانو, dem Heiden sagte, als man sprach: „Zwei Körner Weizen gibt er in zwei Buschel Spreu.“ — Habe Acht auf die Lehre und theile sie auch in schönen, faßlichen, annuthigen Worten mit. Denn wenn du auch gute Speise, nahrhafte Kost hast, und du hast weder Teller, Messer und Gabel, noch Tischstuch gedeckt, so wirst du in unserer Zeit der Bildung und der Kunst doch nicht viele Kostgänger haben.

T h. S u h r.

### Wie können die erwachsenen Schüler für die Sonntagsschule erhalten werden?

Dieser Gegenstand ist von der größten Bedeutung. Thatsachen bezeugen, daß oft erwachsene S.-Schüler, nachdem sie sich von der S.-Schule los gesagt hatten, auf ihren eigenen Wegen in den Stricken der Sünde zu Grunde gingen. Sie verloren nicht nur das Interesse für die S.-Schule, sondern sie wurden kalt und stumpf gegen alles Religiöse, und der früher in der S.-Schule ausgepreute Same kam nicht nur nicht zur Reife, sondern er ging bei Vielen ganz verloren. Kann die Kirche es dahin bringen, ihre erwachsene Jugend in der S.-Schule zu halten, so wäre damit gewißlich vieles verhütet und vieles gewonnen. Aber die zweckmäßigsten Mittel zu finden, dieses Ziel zu erreichen, ist die schwierige Frage, welche viele Eltern, Prediger und Lehrer beunruhigt.

Indessen, um die erwachsene Jugend für die S.-Schule zu erhalten, wird es vor Allem nöthig sein, daß man darauf sieht, daß bei solchen Schülern das Interesse für die S.-Schule und auch für die Sache des Reiches Gottes überhaupt erhalten und genährt wird. Um aber dieses zu bezwecken, ist es nothwendig, daß man darauf sieht, daß die Schüler zu einer gründlichen Befehrung kommen. Erreicht man dieses Ziel, so ist viel gewonnen; denn die Schüler werden dadurch den Werth der S.-Schule höher schätzen lernen. Die gute Sache ist ihnen dann nicht mehr eine bloße äußere Lehranstalt, sondern eine Stätte des seligen Genusses und lebendiger Erfahrungen des Herzens. Sie werden dann die mächtigen Geisteszüge fühlen, in dem zu sein, was ihres Vaters und Erlösers ist.

Weiter wäre auch anzurathen, daß man solchen Schülern Unterricht ertheile, der ihrer Kenntnißreife und ihrem Gemüthszustand entspricht und zwar in solcher Weise, daß dadurch das Interesse für die S.-Schule geseßelt und genährt wird.

Aus dem Gesagten erhellt nun klar die Nothwendigkeit eines hiezu geeigneten Lehrpersonals. S.-Schüler, welche bereits ihrem Denken und in ihrer Erkenntniß vorangeschritten sind, verlangen, wenn ihren Bedürfnissen Rechnung getragen werden soll, stärkere und geeignetere Speise zu ihrer Entwicklung. Daß aber nicht Jeder fähig ist, einer solchen Klasse vorzustehen als Lehrer, erfordert weiter keine Beweise. Natürlich wird die Kirche dadurch zur Pflicht gedrängt, Vorkehrungen zu treffen, sich solche Lehrer heranzubilden.

Viertens liegt es auch oft sehr viel an den Eltern, wenn erwachsene Schüler das Interesse für die S.-Schule verlieren, besonders dann, wenn diese selbst den Nutzen und Vortheil, ihre Kinder in der S.-Schule zu halten, nicht zu achten und zu schätzen wissen. Sie werden unter solchen Umständen ihren Kindern wenig Stütze und Aufmunterung sein. Es ist daher unerlässlich nöthig, wenn die reifere Jugend der S.-Schule erhalten werden soll, daß die Eltern harmonisch in dieser Sache durch Wort und That mitwirken. Versäumen die Eltern dieses, so werden die Kinder auch gewöhnlich gleichgültig. Man sollte den jungen Leuten einprägen, daß man nie zu alt sein kann, in der S.-Schule zu lernen und thätig zu sein. Gleichgültige, nachlässige Eltern versäumen das oft und begehen dadurch ein großes Unrecht an ihren Kindern. Manche haben es zu spät erkannt und bereut.

Zuletzt sollte man für reifere Schüler auch passendes Lese-material in der S.-Schule halten, und solche Bücher und Schriften anschaffen, welche ganz besonders geeignet sind, die Jugend zu fesseln. Jeden Sonntag sollte man ihnen ein Buch mit nach Haus geben, dasselbe durch die Woche zu lesen, und dieses dann den folgenden Sonntag mit einem anderen ersetzen. Aus Mangel an geeigneter S.-Schulliteratur braucht jetzt unter uns kein erwachsener Schüler das Interesse an der S.-Schule zu verlieren. Mit diesem Wenigen will ich schließen. Möge Gott unsere Jugend der S.-Schule und Kirche für immer erhalten!

Joh. Honecker.

### Gründe für die Befehrung der Jugend.

#### II.

Aus den vielen historischen Gründen für die Befehrung der Jugend wollen wir nur einige angeben.

Dr. Adam Clarke schreibt von Polycarpus, Bischof zu Smyrna, welcher A. D. 166 in seinem 91. Lebensjahr den Märtyrertod starb, daß, da ihn seine Richter noch bewegen wollten, Christum zu verleugnen, er ihnen gesagt habe: „Sechshundachtzig Jahre habe ich Jesum gebient, er hat mir niemals Unrecht gethan. Warum sollte ich denn meinen König lästern, der mich gerettet hat?“ — Hier haben wir ein Zeugniß für die Befehrung der Kinder aus der Apostelzeit. Polycarpus bekehrte sich in seinem fünften Jahr; ungefähr 45 Jahre nach der Himmelfahrt Christi.

Richard Baxter, einer der besten Prediger in England in der letzten Hälfte vom siebenzehnten Jahrhundert, der sich ewig hat durch sein: „Ewige Ruhe der Heiligen,“ nebst 120 anderen guten Büchern, die er schrieb, war einmal in großer Bekümmerniß um sich selbst, weil er sich an keine Zeit erinnern konnte, wann er sich bekehrt habe, oder anfang, den Hei-

land zu lieben. Dem aber deshalb Zweifel ankommt, ob Bagter gründlich belehrt und fromm gewesen sei, der lese „Bagter's Zurufe an die Unbekehrten," und „Die ewige Ruhe der Heiligen," so werden ihm bald alle Zweifel schwinden. Es gerüth ihm endlich noch zum großen Trost, daß er Gott so jung lieb lernen lernte, daß er sich nicht mehr an die Zeit erinnern konnte.

Dr. Bushnell von Hartford, Connecticut, schreibt in seinem Werk über „Die christliche Ausbildung," von den Herrnhutern: Es stimmen alle mit ein, daß die Herrnhuter als Kirche einen so reifen und gnabenvollen Beweis der Frömmigkeit darlegen, als irgend ein Kirchenkörper auf Erden. Es wird behauptet, daß aus 10 Personen sich nicht eine unter ihnen zu erinnern vermag, wann sie zur Bekehrung kam. Die Macht ihres Systems ruht auf der christlichen Erziehung. Sie machen ihre Kirchen zu Schulen der heiligen Pflege der Kinder und erwarten, daß dieselben aufwachsen als Pflanzen im Hause des Herrn. Wenn nun dies bei den Herrnhutern schon seit hundert Jahren geschah, warum denn nicht jetzt vielfältig mehr so in unserer lieben Ev. Gemeinschaft, da wir doch solch herrliche kirchliche Vorrechte genießen?

Die ermunternden Berichte von den großen Erweckungen, Bekehrungen von tausenden von Kindern, Jünglingen und Jungfrauen in Amerika und Europa — während der letzten 20 Jahre sind geschichtliche Zeugnisse für die Bekehrung der Jugend. Gottlob! Jesus siegt in allen Landen!

Biblische Gründe. — Paulus lehrt: „Weil du von Kind auf die heilige Schrift weisst zc.“ Die Kinder sind also fähig, die heilige Schrift zu wissen, und wissen auch oft viel mehr, als man ihnen dafür Credit gibt. Wie manches Mal lehrt die liebe Jugend uns! Das weiß das wohlunterrichtete junge Volk schon, was Christus zu Nicodemus sagte: „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Und der heilige Geist, der die Welt straft, um der Sünde und die bußfertigen Herzen erneuert,

bemüht sich doch nicht etwa weniger um die Jugend, als um die alten Sünder? Ja, man möchte sagen, der Herr bemüht sich mehr, um die Jugend zur Bekehrung zu bringen, als um andere, weil er sich durch sie eine große Macht zubereitet zu seinem Dienst. Denn diese haben ja noch beinahe ihr ganzes Leben vor sich. Und aus diesen beruft sich Gott von Zeit zu Zeit seine auserwählten Werkzeuge zur Fortführung seiner Reichssache auf Erden.

Weitere Gründe sind: Weil Gott die Bekehrung der Jugend ganz positiv in seinem Wort fordert. Zum Beispiel: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen.“ — „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend.“ — „Ihr Väter, ziehet eure Kinder auf in der Zucht und BERNAMUNG zum Herrn zc.“ Dazu hat uns Gott in seinem Wort die Bekehrung unserer Kinder klar verheißen. Höre Petrus in seiner Pfingstpredigt: „Denn euer und eurer Kinder ist diese Verheißung, und Alle, die ferne sind, welche Gott, unser Herr, herzurufen wird.“ Den Kindern hat Gott die Gabe des heiligen Geistes verheißen, so wohl als ihren Vätern. Und die Kinder, die noch fern sind, will Gott zu sich rufen, sowohl als ihre Eltern. Gott will, daß sich die Kinder bekehren. Glaubest du das? Es fragte einmal Jemand den frommen Carosso in Bezug auf diesen Punkt in obiger Verheißung. „Ei! ei!“ sagte er erstaunt, „ich habe das ja noch nie gesehen!“ Er fing von Stund an gläubig zu beten, um die Erfüllung dieser herrlichen Verheißung an seinen Kindern. Nach etlichen Wochen hatte er die große Freude, sie beide bekehrt zu sehen. Die vielen herrlichen Exempel in heiliger Schrift liefern uns einen starken Grund für die Jugendbekehrungen. Wer erinnert sich da nicht an Joseph, Samuel, David, Josia, Daniel, Timotheus u. A. mehr? Mögen die Herzen der Väter bald alle zu den Kindern bekehrt werden, und die Jugend sich bei Schaaeren in allen Ländern zum Panier des Kreuzes wenden. „Dein Reich komme!“ Amen. S. A. Moser.

## Zweites Quartal.

# Sonntagsschul-Lektionen.

## Die Verkündigung Christi.

### 10. Lektion: Markus 9, 2-13. — Sonntag den 4. Juni 1882.

2. Und nach sechs Tagen nahm Jesus zu sich Petrum, Jacobum und Johannem, und führte sie auf einen hohen Berg besonders allein, und verklärte sich vor ihnen.

3. Und seine Kleider wurden hell, und sehr weiß, wie der Schnee, daß sie kein Färber auf Erden kann so weiß machen.

4. Und es erschienen ihnen Elias mit Mose, und hatten eine Rede mit Jesu.

5. Und Petrus antwortete, und sprach zu Jesu: Rabbi, hier ist gut sein; laß uns drei Hütten machen, dir eine, Mose eine, und Elias eine.

6. Er wußte aber nicht, was er rebete; denn sie waren befürt.

7. Und es kam eine Wolke, die überschattete sie. Und eine Stimme fiel aus der Wolke, und sprach: Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören!

Haupttext: Und siehe, eine Stimme vom Himmel herab sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe. — Matth. 3, 17.

8. Und bald darnach sahen sie um sich, und sahen Niemand mehr, denn allein Jesum bei ihnen.

9. Da sie aber vom Berg herabgingen; verbot ihnen Jesus, daß sie Niemand sagen sollten, was sie gesehen hatten, bis des Menschen Sohn auferstände von den Todten.

10. Und sie behielten das Wort bei sich, und befragten sich unter einander: Was ist doch das Auferstehen von den Todten?

11. Und sie fragten ihn, und sprachen: Sagen doch die Schriftgelehrten, daß Elias müsse zuvor kommen.

12. Er antwortete aber, und sprach zu ihnen: Elias soll ja zuvor kommen, und Alles wieder gerecht bringen; dazu des Menschen Sohn soll viel leiden, und verachtet werden, wie denn geschrieben steht.

13. Aber ich sage euch: Elias ist gekommen, und sie haben an ihm gethan, was sie wollten, nach dem von ihm geschrieben steht.



**Erklärung.** — In den beiden letzten Sectionen hatte unser Seiland die Jünger einen Blick in sein und der Seinen Leiden thun lassen; in der heutigen Section, die sechs Tage nach der letzten stattfand, offenbart er seine Herrlichkeit. Es war dieses eine nothwendige Stärkung ihres Glaubens und eine Vorbereitung für die kommenden Proben. Denn der Tod Christi war nur noch etliche Monate in der Zukunft. Die Zeugen seiner Verklärung waren Petrus, Jakobus und Johannes. Ohne Zweifel waren dieselben am besten geeignet, Zeugen dieses glorreichen Vorganges zu sein. Petrus, der Felsenmann, und Jakobus und Johannes, die Donnersöhne, waren so zu sagen die Blume und Krone der Apostelschaar. Simon Petrus, ein Mann von liebenswürdiger Natur, selbst in seinen Verirrungen und Thorheiten, ein Mann von frischem, feurigem Temperament, brennendem Eifer für seinen Herrn, nebst aufrichtigem, redlichem Sinn; Jakobus, der heilig und tief erglühte Jünger des Herrn, der zuerst aus der Schaar der Zwölfe in That und Wahrheit der Welt bezeugte, daß weder Tod noch Leben ihn scheiden konnte von der Liebe seines Herrn; und Johannes, welcher wie eine zarte, vollsaftige, jugendliche Rebe an Christum dem Weinstock hing, der die tiefste Erkenntniß mit der reinsten Liebe Christi in schönster Harmonie in sich vereinigte. — Wahrlich ein wundervolles Kleeblatt! Diese drei Männer waren nachher auch Zeugen seines tiefsten Leidens. (Matth. 26, 37.)

Als Ort der Verklärung nehmen die heutigen Gelehrten im Allgemeinen den Berg Hermon an, im Gegensatz zu der früheren Ansicht, wonach Thabor der Verklärungsberg war. Die Gründe, welche man hierfür anführt sind: 1. Hermon war nahe bei Cäsarea Philippi, während der Thabor weit davon entfernt war; 2. soll der Gipfel des Berges Thabor ein besetzter und bewohnter Ort gewesen sein; 3. konnte man nur mit Recht den Hermon „einen hohen Berg“ nennen. Ob diese Gründe genügend sind, wollen wir nicht beurtheilen. Wir möchten jedoch bemerken, daß sich auch ebenso viele Gründe gegen den Hermon anführen ließen. Zudem kann man von Cäsarea Philippi ganz gut in 3–4 Tagen nach Thabor kommen. Weiter verurtheilt der Umstand, daß Thabor damals bewohnt war (welches aber sehr fraglich ist), keine so große Schwierigkeit. Thomson sagt hierüber: „Es gibt aus der Nord- und Nordostseite manche verborgene und dichtbewaldete Terrassen, welche zu der Verklärungsscene vortrefflich geeignet war. Mit Vergnügen habe ich einige derselben durchwandert, und es that mir leid, daß mein früherer Glaube an diese Stelle durch grübelnde Kritiker gestört worden war; und doch bin ich nach allem, was ich gegen die personifizierte Annahme gelesen habe, noch nicht völlig überzeugt.“ Der Leser mag nun selbst urtheilen.

Die Sonne war wahrscheinlich schon gesunken, als Christus mit den Jüngern auf dem Verklärungsberge ankam. Nach Lukas 9, 21. 22. ging die Verklärung während des Gebetes vor sich. Die Worte, welche Christus im Gebete sprach, werden uns nicht berichtet. Vielleicht waren sie ähnlich, wie Joh. 12, 28.: „Vater, verkläre deinen Namen,“ oder wie Joh. 17, 1. 5.: „Verkläre mich, du Vater, bei dir selbst, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war.“ Markus berichtet uns: „Jesus verklärte sich vor ihnen.“ Matthäus hingegen sagt: „Er ward verklärt vor ihnen.“ Aus diesen Berichten geht deutlich hervor, daß diese Herrlichkeit sich nicht von außen über ihn ergoß, sondern von innen aus ihm hervorbrach. Die in ihm lebhaftig wohnende Gottesfülle entfaltete ihre verborgene Klarheit. Die Glanz- und Strahlenfülle war keine geborgte. Es war sein eigenes Wesen, der sichtbare Abganz, der in ihm wohnenden Gottesfülle, was hier zur Erscheinung kam. Diese Herrlichkeit übertrahnte alle Schönheit dieser Welt weit. Die Kunst der Menschen muß hier verschwinden. Ein Maler vermag die Sonne nicht mit Bleistift zu zeichnen, noch die Morgenröthe mit Kohlen zu malen. Ebenso wenig aber vermag die glänzendste Farbe Christi Herrlichkeit darzustellen. Dennoch war nichts Abschreckendes in dieser Glorie. Es waren keine verzeßrenden Feuerflammen, die aus derselben hervorstrahlten, sondern es war lauter Freundlichkeit und Liebe, Huld und Friede, was die Jünger beim Anblick derselben berührte. Petrus war dabei so wonnetrunknen, daß er ewig in der Beistand dieser Christusfonne bleiben wollte. Diese Klarheit Christi ist ein Vorbild des Zustandes in den die Gerechten nach der Auferstehung treten. Denn: „Dann werden

die Gerechten leuchten, wie die Sonne, in ihres Vaters Reich.“ Dan. 12, 3.; Matth. 13, 43.

Die erhabene Scene auf dem Berge der Verklärung wird aber noch verherrlicht durch den Besuch zweier Boten des Himmels—Moses und Elias. Beide waren anerkannte Häupter und Repräsentanten des Alten Bundes; Moses repräsente das Gesetz und Elias die Verheißung. Wir finden also auf dem heiligen Berge Gesetz, Verheißung und Erfüllung trefflich vereinigt. Der Alte Bund wird hier von Christo erfüllt und verklärt dargestellt. Christus ist des Gesetzes Ende; aber er kam nicht, um das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. Aus der Erscheinung des Moses mit Elias läßt sich weiter schließen, daß sein Leib bei seinem Abscheiden aus dieser Welt verklärt wurde, wie der des Elias. (Siehe 5. Mose 34, 5. 6.; Judä 9.; 2 Könige 2, 11.) Den Gegenstand der Unterredung dieser beiden Männer berichtet uns Lukas in Cap. 9, 31. Es war die große weltgeschichtliche Thatsache—das Leiden, Sterben und Auferstehen Christi; die Thatsache, auf welche alle Opfer des Gesetzes und alle Verheißungen der Propheten als auf eine zukünftige Erlösung hindeuteten.

Der Verklärungsthatfache aber wurde noch das rechte Siegel aufgedrückt durch die Stimme des ewigen Vaters aus der lichten Wolke oder Schechinah. Diese Schechinah wurde im Alten Bunde stets als ein Zeichen der Gegenwart des Herrn angesehen. In der Wolken- und Feuersäule zog er vor Israel her in der Wüste. In einer Wolke offenbarte er sich auf Sinai, in der Stiftshütte und im Tempel Salomo's. Manche Bibelausleger meinen, daß diese Wolke auf dem Verklärungsberge ein Symbol des heiligen Geistes war, und somit die heilige Dreieinigkeit sich hier auf wundervolle Weise offenbarte. Der Eindruck, den das Zeugniß Gottes aus der Wolke auf die Jünger ausübte, war ein mächtiger. (Siehe Matth. 17, 6. 7.) Als sie nun Jesus durch seine Berührung aus ihrer Bestürzung geweckt hatte, war die ganze herrliche Erscheinung verschwunden. Es ging wieder den Berg hinab in den Kampf dieses Lebens. Das Beste hierbei aber war, daß Jesus mit ihnen ging. „Sie sahen Jesum allein.“ Seine Gegenwart sollte den Seinen genügen. Denn mit ihm besitzen sie Alles. Diese Gegenwart aber können wir alle haben, denn er spricht: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Die Ursache, daß Jesus den Jüngern verbot, es Niemand zu sagen, war, weil dieselben selbst noch nicht vollkommen verstanden, was sie gesehen hatten und konnten es somit auch andern nicht recht erklären. Weiter wären sie hierdurch der Verfolgung von Seiten der Pharisäer ausgesetzt worden. Aus Vers 10 geht klar hervor, daß sie noch keine Erkenntniß hatten bezüglich des Todes und der Auferstehung Christi. Die weitere Rede Jesu bezüglich der Frage der Jünger über das Kommen des Elias zeigt uns, daß er die Weissagung Mal. 4, 6. in der Erscheinung des Johannes des Täufers wenigstens theilweise, wenn nicht vollkommen erfüllt, erklärt.



**Wandtafel-Verklärung.** — Hier zeigen wir den Gipfel eines Berges. Das Bild soll den Verklärungsberg vorstellen. Daß wir den freudigen Ausruf des Petrus: „Hier ist gut sein!“ in das Wort „Jesus“ gestellt haben, soll darauf hinweisen, wie nur in ihm wahre Freude, wahre Bönne ist. In ihm nur können auch wir verklärt werden. Und: Jesus a-



Lein—Jesus unter allen Umständen, das soll das Motto jeder S. Schule und jedes S. S. Arbeiters sein. Dann: „Auf Freud', folgt Leid!“ So hier — vom Berge der Freuden, ging's ins Thal der Leiden. Herr Jesu, verkäre uns—wasche uns in deinem Blut!

**Lehre.**—1. Die Verkärung Christi zeigt uns, wie Christus die Seinen vielfach durch einen Vorschmack himmlischer Seligkeit vorbereitet für die Proben und Kämpfe im christlichen Leben.—2. Sie ist ein Unterpfand von der zukünftigen Herrlichkeit der Kinder Gottes.—3. Auch ist sie ein neuer Beweis seiner Gottessohnschaft. Moses und Elias, welche Gesetz und Verheißung repräsentiren, bestätigen hier das Bekenntniß Petri; desgleichen thut der Vater durch die Stimme aus der Wolke.—4. Die Verkärung zeigt uns das Thema des Neuen Bundes. Es ist: „Jesus allein.“ In ihm haben wir Gesetz, Prophetie und Erfüllung in einer Person vereinigt. In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig, welche sich aber nur den in inniger Gemeinschaft mit ihm lebenden Jüngern offenbart.

**Anweisung für Lehrer.**—Diese reichhaltige Section kann der Lehrer auf verschiedene Weise behandeln. Wir geben hier ein Beispiel. Als Thema nehme er die in Christo wohnende Herrlichkeit. Einleitungsweise rede er dann etwas von dem Ort, wo sich diese Herrlichkeit offenbart. Hierauf frage er 1. Inwiefern Christus diese Herrlichkeit offenbarte, nemlich seinen drei gläubigen Jüngern. 2. Unter welchen Umständen offenbarte

sie sich? Dieselbe offenbarte sich beim Gebet. (Luc. 9, 28.) Zum 3. frage der Lehrer, welchen Eindruck diese Offenbarung auf die Jünger machte. Man vergleiche mit diesem Daniel 7, 9. und Offenb. 1, 13–16.—4. Wodurch wurde die Verkärung als eine göttliche bestätigt? Durch die beiden Himmelsboten und durch die Stimme des Vaters aus der lichten Wolke.—Der 5. Punkt wäre: Warum geschah diese Verkärung? Zur Glaubensstärkung der Jünger.—6. Wobon ist die Verkärung ein Vorbild? (Siehe Philipper 3, 21.)—Zum Schluß zeige der Lehrer dann, daß diese Erfahrungen nicht ins tägliche Leben des Christen gehören, sondern daß man in demselben sich mit dem Glauben allein an Christum halten soll.

**Illustration.**—Geoffenbarte Herrlichkeit Christi.—Vor etlichen Jahren hütete auf den schweizer Alpen ein kleines Hirtenmädchen die Schafe ihres Vaters. Es war während einer totalen Sonnenfinsterniß. Das Mädchen war ganz unvissend über das, was vorging. Da es nun sah, wie die Sonne sich allmählig verdunkelte, fing es bitterlich zu weinen an und schrie laut nach Hülfe. Als ein Theil Leute auf ihr Geschrei herbei eilten, waren ihre Augen noch mit Thränen gefüllt. Auf einmal aber änderte sich die Scene: Die Sonne erschien nemlich wieder, und voller Freude schlug sie ihre Hände zusammen und rief: „O herrliche Sonne!“ Viel herrlicher aber ist noch die Sonne der Gerechtigkeit, wenn sie mit Heil unter ihren Flügeln dem umnachteten Sünder aufgeht.

## Der besessene Knabe.

### 11. Section: Markus 9, 14–32. — Sonntag den 11. Juni 1882.

14. Und er kam zu seinen Jüngern, und sahe viel Volks um sie, und Schriftgelehrte, die sich mit ihnen befragten.

15. Und alsobald, da alles Volk ihn sahe, entfesten sie sich, liefen zu, und grüßten ihn.

16. Und er fragte die Schriftgelehrten: Was befraget ihr euch mit ihnen?

17. Einer aber aus dem Volke antwortete, und sprach: Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu dir, der hat einen sprachlosen Geist;

18. Und wo er ihn erwischet, so reißt er ihn, und schäumt, und knirschet mit den Zähnen, und verdorret. Ich habe mit meinen Jüngern geredet, daß sie ihn austreiben, und sie konnten es nicht.

19. Er antwortete ihm aber, und sprach: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich mich mit euch leiden? Bringet ihn her zu mir!

20. Und sie brachten ihn her zu ihm. Und alsobald, da ihn der Geist sahe, riß er ihn, und fiel auf die Erde, und wälzte sich und schäumete.

21. Und er fragte seinen Vater: Wie lange ist es, daß ihm dieses widerfahren ist? Er sprach: Von Kind auf;

22. Und oft hat er ihn ins Feuer und Wasser geworfen, daß er ihn umbrächte. Kannst du aber was, so erbarme dich unser, und hilf uns!

#### Haupttext: Alle Dinge sind möglich

**Erklärung.**—Vers 14–18. Kurz nachdem Jesus mit seinen drei Jüngern einen herrlichen Sieg der Gnade feierte, waren seine übrigen Jünger in die größte Schwierigkeit gerathen, woraus sie nur durch die persönliche Gegenwart Christi befreit wurden. Während derselbe nemlich vom Berge herniederstieg, war ein Knabe zu ihnen gebracht worden, der von einem bösen Geist besessen war. Alle ihre Versuche, diesen Knaben von dem Teufel zu befreien, waren erfolglos, und die finstere Macht feierte scheinbar einen Triumph über die Macht des Lichts. Die gehässigen Pharisäer und Schriftgelehrten, die Jesum immerfort zu schaden suchten, glaubten sogleich hier eine gute Gelegenheit zu haben, Christi Sache verächtlich machen zu können vor dem anwesenden Volke. Ohne Zweifel suchten die Jünger sich zu vertheidigen, und nahmen ihren Meister in Schutz; denn seine Sache war auch zugleich ihre Sache. Somit fand Jesus die Jünger im Wortwechsel mit den Pharisäern. Doch bei dem Erscheinen Christi änderte sich sofort die Lage der Dinge. Der Gedanke liegt nahe, daß die

23. Jesus aber sprach zu ihm: Wenn du könntest glauben. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet.

24. Und alsobald schrie des Kindes Vater mit Thränen, und sprach: Ich glaube, lieber Herr; hilf meinem Unglauben.

25. Da nun Jesus sahe, daß das Volk zulief, bedrohte er den unfaubren Geist, und sprach zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir, daß du von ihm ausfahrest, und fahrest hinfort nicht in ihn.

26. Da schrie er, und riß ihn sehr, und fuhr aus. Und er ward, als wäre er todt, daß auch Viele sagten: Er ist todt.

27. Jesus aber ergriff ihn bei der Hand, und richtete ihn auf, und er stand auf.

28. Und da er heim kam, fragten ihn seine Jünger besonders: Warum konnten wir ihn nicht austreiben?

29. Und er sprach: Diese Art kann mit nichts ausfahren, denn durch Beten und Fasten.

30. Und sie gingen von dannen hinweg, und wandelten durch Galiläa; und er wollte nicht, daß es Jemand wissen sollte.

31. Er lehrte aber seine Jünger, und sprach zu ihnen: Des Menschen Sohn wird überantwortet werden in der Menschen Hände, und sie werden ihn tödten; und wenn er getödtet ist, so wird er am dritten Tage auferstehen.

32. Sie aber vernahmen das Wort nicht, und fürchteten sich, ihn zu fragen.

#### Dem, der da glaubet.—Markus 9, 23.

Verkärung eine besondere Erhabenheit in seinem äußeren Wesen zurückgelassen hatte. Es war bei ihm ähnlich, wie bei Moses in 2. Mose 34, 30; nur mit dem Unterschiede, daß seine Gegenwart keine Furcht erzeugte, sondern Verwunderung, Ehrgefühl und Verehrung. Es war hier als wenn auf einmal ein mächtiger Feldherr auf dem Schlachtfelde erscheint, welches seine Untergeordneten im Begriffe waren zu verlassen, und der Rückzug dadurch auf einmal in einen glorreichen Sieg verwandelt wird. Christus stellt sich den Schriftgelehrten vor, und in den Worten: „Was befraget ihr euch mit ihnen?“ nimmt er die Sache seiner Jünger in seine Hand. Gleich nach diesen Worten, wodurch, wie es scheint, die Schriftgelehrten zum Schweigen gebracht wurden, kam der Vater des besessenen Knaben und erzählte den Hergang der Sache. Die Schriftgelehrten schwiegen, weil sie fürchteten, Christus würde sie in Gegenwart dieses Volkes bloß stellen durch die Gesundmachung dieses Knaben. Das Wesen der Krankheit hier, war Fallstucht und Sprachlosigkeit, deren Ursache der Einfluß eines bösen



Geistes war; weiter steigerte und minderte sich die Krankheit mit dem Wechsel des Mondes. (Matth. 17, 15), Vers 19—29. Die Strafrede Jesu hier, war eine allgemeine. Sie galt den Pharisäern, dem Volke, und in gewissem Grade auch den Jüngern und dem Vater des Kranken. Dieselbe wurde wahrscheinlich im Hinblick der vielen Wunder, die er schon unter diesem Volke gethan hatte, und daß er jetzt Galiläa verlassen müsse, gesprochen. Es ist eine Wiederholung der Klage Gottes über sein Volk in 5. Mose 32, 5—20. Christus läßt nun den Kranken zu sich bringen, was die Jünger schon längst hätten thun sollen. Denn wäre ihr Glaube rechter Art gewesen, so hätten sie den Knaben ebenso wohl mit der Heilkraft Christi in Verbindung bringen können, wie das cananäische Weib ihre Tochter mit ihm verband, trotz der räumlichen Geschiedenheit. Alle Versuche der Menschheit wohl zu thun sind vergeblich, wenn es nicht im Glauben an Christum und in seinem Namen geschieht. In der Nähe Jesu macht nun noch die dämonische Kraft ihre letzte Anstrengung. Dieses findet man fast überall. Der Satan hat einen großen Zorn, wenn er weiß, daß seine Zeit kurz ist. So war es bei den Israeliten. Als Moses begann sie aus Egypten zu führen, wurden sie noch härter gebrängt. So ist es auch vielfach vor einer gründlichen Erweckung. Wenn Christus mit seinem Licht und Leben dem Menschen nahe tritt, so zittern die bösen Geister auf ihrem Thron im menschlichen Herzen, und entfalten noch ihre volle Thätigkeit. Hier sehen wir so recht, wie der Satan den Menschen haßt. Der besessene Knabe wurde von ihm zu Boden geworfen und schrecklich geplagt, ehe er denselben verließ. Sicherlich hätte er den Knaben getödtet, wenn es in seiner Macht gestanden wäre. Aus den Worten, Vers 21—22, geht deutlich hervor, daß wir die Beseffenheit hier als reines Unglück, als einen Theil des allgemeinen Sündensluchs anzusehen haben. Der Knabe war von Jugend auf mit diesem Uebel behaftet gewesen und stand daher auch unter keiner moralischen Verantwortlichkeit für dieses Uebel. Als Bedingung zur Heilung fordert Christus von dessen Vater wahren Glauben. Derselbe hatte nemlich in seiner ersten Bitte in den Worten: „Kannst du aber was,“ klar seinen Zweifel ausgesprochen bezüglich der Macht Christi. Dieses führt ihm Christus zu Gemüth und zeigt ihm, daß es sich hier nicht um die Macht Christi handle, sondern um des Vaters Glauben. Derselbe sieht jetzt, daß seinem Sohne geholfen ist, sobald seinem Unglauben geholfen ist. Jesus verlangt also nicht nur Glauben, sondern durch die Forderung erweckt und gebiert er denselben auch zugleich. In dem sehnuchtsvollen Flehen des Vaters sehen wir so recht, wie der Glaube ins Dasein tritt. Um Glauben zu üben, müssen wir eine von Gott uns angewiesene Pflicht oder Mission haben, zu deren Erfüllung Gott den Glauben schenkt; sodann aber muß der Mensch die ihm von Gott verliehene Fähigkeit zu glauben gebrauchen und zu stärken suchen. In diesem Sinne ist dem Glauben nichts unmöglich. Die Glaubensstärkung geschieht, wie Christus Vers 29 lehrt, durch Beten und Fasten. Das „Fasten“ ist in der neuen Uebersetzung der Bibel ausgelassen. Mangel an Gebet hat stets Mangel an Glauben zur Folge. Auf das Gebet: „Ich glaube, lieber Herr; hilf meinem Unglauben!“ trieb Jesus den unsauberen Geist aus und befahl ihm, nie wieder in den Knaben zu fahren. In Christo ist also volle und ewige Befreiung von der Macht des Satans und der Sünde. Vers 30—32. Christus ging hierauf mit seinen Jüngern vom Fuße des Verkärungsberges hinweg und wandelte durch Galiläa. Um seiner Jünger willen, welche der Belehrung bedurften, reiste Jesus im Verborgenen. Er suchte denselben besonders die große wichtige Wahrheit einzuprägen und verständlich zu machen, daß er sterben und auferstehen müsse, um der Erlöser seines Volkes werden zu können. Dieser Gegenstand war sehr schwer zu verstehen für die Jünger, denn er war ihren Jdeen über den Messias der Juden gerade entgegen.

**Lehre.**—1. Die Kirche Christi hat eine noch viel schwerere Mission zu erfüllen, als die Jünger Jesu gegenüber dem Beseffenen hatten; dieselbe besteht darin, die Menschheit von aller Unreinigkeit, Selbstsucht, Unmäßigkeit, Unglauben und Aberglauben zu befreien.—2. Es ist uns in der Lektion so recht der mangelhafte Glaube geklärt. Derselbe wird offenbar in seinem ohnmächtigen Kampfe gegen die Macht der Finsterniß; er wird von Christo bestraft; er wird gestärkt durch das Gebet und durch Fasten.—3. Wir lernen hier weiter

die furchtbare Macht der Finsterniß kennen. Sie zeigt sich in dem Elend dieses beseffenen Knaben.—4. Christus ist gekommen die Werke des Teufels zu zerstören; er sichert uns völligen und ewigen Sieg über denselben.

**Anweisung für Lehrer.**—Nachdem man einleitungsweise die Scene am Fuße des Verkärungsberges geschildert, schreite man sogleich zum Gegenstand der Lektion. Derselbe ist, die Gesundmachung des beseffenen Knaben. Zuerst mache man in Fragen und Erklärungen den Schülern deutlich, was die Krankheit des Knaben war. Zweitens betrachte man das Mißlingen der Jünger, den Knaben zu heilen. Drittens frage der Lehrer nach der Ursache dieses Mißlingens. Ursache: a) Ihr Meister war mit den drei Hauptjüngern abwesend; b) Es war dies ein besonderer Fall von Beseffenheit; c) Die Hauptursache aber war ihr Kleinglaube, den sie nicht durch Beten und Fasten zu stärken suchten. Viertens frage man, wie der Knabe gesund wurde. a) Der Vater desselben kam mit ihm zu Jesu, glaubt an dessen Macht und Willigkeit und fleht um mehr Glauben; b) Jesus gebot dem unsauberen Geist, für immer auszufahren. Der Lehrer weise zum Schluß der Lektion besonders auf den Glauben hin. 1. Die Kraft des Glaubens—denselben sind alle Dinge möglich; 2. Das Gebet um Glauben, wodurch derselbe stark wird; 3. Der Werth des Glaubens mit Rücksicht auf unsere Mitmenschen.

**Kinderklassen.**—Der Lehrer schildere den Kleinen den beseffenen Knaben: Wie derselbe vom Teufel geplagt war, wie ihn sein Vater zu den Jüngern Jesu brachte und diese ihn nicht gesund machen konnten. Die einzige Rettung war, daß er zu Jesu kam. Dieses ist die einzige Rettung für alle Kinder. Wenn sie frühe zu ihm gebracht werden, und sie selbst ihr Herz ihm weihen, so bekommt Satan keine Gewalt über sie. Der Lehrer kann hierbei die Frage machen: Gibt es jetzt noch Kinder, die unter der Herrschaft des Teufels stehen?—Wenn ja; dann sollten sie so schnell wie möglich zu Jesu kommen.

**Illustration.**—Christus und der Glaube.—Betrachte die Lokomotive, wie sie gleich einem Streitroß in den Bahnhof fährt und an der Spitze des Zuges stille hält. Diese Maschine hat die Kraft, den langen Zug schnell zum Ort der Bestimmung zu bringen. Ressel, Schrauben, Feuer, Dampf—alles ist in Ordnung und der Führer ist wohlgeübt. Die Stunde kommt, die Glocke läutet, der gelle Schrei der Pfeife ertönt, Waggon nach Waggon füllt sich an und doch keine Bewegung, keine Abfahrt, und es würde ewig keine sein, wenn eine Sache bliebe, wie sie ist. Aha! der Fehler ist entdeckt, die Wagen sind nicht angehängt, die Verbindung fehlt. Jetzt wird sie hergestellt. Wie zwei große Hände greifen die Ringe in einander, eine Schraube hat Lokomotive und Wagen so verbunden, so daß sie gleichsam ein Ganzes bilden, und fort braust der Zug mit seiner Ladung. Merke, kein Mensch denkt daran, daß dieser Ring den Zug fortbewegt. Jedes Kind weiß, daß es die Lokomotive thut. Aber alle Kraft der Maschine wäre ohne diesen Ring vergebens. Gerade so steht auch unser Glaube zu Christo. „Gott hat Alles beschlossen unter den Unglauben.“



**Wandtafelklärung.**—Im Kreuz, in Jesu, ist immer Hilfe, Rettung. Das lehrt die Geschichte des beseffenen Knaben. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet! Im Zweifel (siehe die Zeichnung) ist stets Mißlingen, aber im



Glauben zu jeder Zeit Hülfe, sei der Fall auch noch so desperat. Wer die Tafel mit Kreide zeichnet, sollte zuerst bloß das Kreuz und die Worte: Zweifel und Glauben himmeln,

und in der Folge der Rede erst: Mißlingen (warum?), Rettung und Hülfe hinzusetzen. Das verursacht Spannung und reges Interesse.

## Der kindlich Gläubige.

### 12. Lecture: Markus 9, 33–50. — Sonntag den 18. Juni 1882.

33. Und er kam gen Capernaum. Und da er daheim war, fragte er sie: Was handelst ihr mit einander auf dem Wege?

34. Sie aber schwiegen; denn sie hatten mit einander auf dem Wege gehandelt, welcher der Größte wäre.

35. Und er setzte sich, und rief die Zwölfe, und sprach zu ihnen: So jemand will der Erste sein, der soll der Letzte sein vor Allen, und Aller Knecht.

36. Und er nahm ein Kindlein, und stellte es mitten unter sie, und herzte dasselbige, und sprach zu ihnen:

37. Wer *Si* in solches Kindlein in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.

38. Johannes aber antwortete ihm, und sprach: Meister, wir sahen einen, der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolgte; und wir verboten es ihm, darum, daß er uns nicht nachfolgte.

39. Jesus aber sprach: Ihr sollt es ihm nicht verbieten. Denn es ist Niemand, der ein: *Tha* thue in meinem Namen, und möge bald übel von mir reden.

40. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.

41. Wer aber euch tränket mit einem Becher Wasser in mei-

nem Namen, darum, daß ihr Christo angehört; wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unvergolten bleiben.

42. Und wer der Kleinen *Si* nen ärgert, die an mich glauben; dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlenstein an seinen Hals gehängt würde, und in das Meer geworfen anse.

43. So dich aber deine Hand ärgert, so haue sie ab. Es ist dir besser, daß du ein Krüppel zum Leben eingest, denn daß du zwei Hände habest, und fahrest in die Hölle, in das ewige Feuer;

44. Da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht.

45. Ärgert dich dein Fuß, so haue ihn ab. Es ist dir besser, daß du lahmer zum Leben eingest, denn daß du zwei Füße habest, und werdest in die Hölle geworfen, in das ewige Feuer;

46. Da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht.

47. Ärgert dich dein Auge, so wirf es von dir. Es ist dir besser, daß du einäugig in das Reich Gottes gehst, denn daß du zwei Augen habest, und werdest in das höllische Feuer geworfen;

48. Da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht.

49. Es muß alles mit Feuer gesalzen werden, und alles Opfer wird mit Salz gesalzen.

50. Das Salz ist gut; so aber das Salz dumm wird, womit wird man würzen? Habt Salz bei euch, und habt Frieden unter einander.

**Haupttext:** Der ich in der Höhe und im Heiligthum wohne, und bei Denen, so zerشلagenen und demüthigen Geistes sind. — Jes. 57, 15.

**Einleitung.** — Viele Schriftausleger sind der Ansicht, daß die heutige Lecture nicht unmittelbar auf die vorhergehende folgt, sondern daß Jesus in der Zwischenzeit seine heimliche Reise nach Jerusalem zum Feste der Laubbütten machte, und er erst nach seiner Wiederkehr von dieser Reise unsere heutige Lecture redete. Andere hingegen glauben, daß Jesus von der Zeit seiner Verkündung bis zu unserer Lecture sich in Galiläa aufhielt und seine Jünger unterrichtete.

**Erklärung.** — I. Die wahre Größe im Reiche Christi. — Vers 33–37. Nach Matth. 18, 1. kamen die Jünger zu Jesu mit der Frage: „Wer ist der Größte im Himmelreich?“ Hier aber beginnt Jesus selbst die Rede. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich, wie folgt: Wahrscheinlich hatten etliche der Jünger auf dem Wege einen Vorrang vor den Andern behauptet, wie nachher Jakobus und Johannes. (Matth. 10, 35–37.) Da Jesus jedoch nach der Unterhaltung fragte, die sie auf dem Wege hatten, waren dieselben beschämt, die Frage zu beantworten. Die übrigen Jünger aber, welche bloß Zuhörer bei dem Streite gewesen waren, legten Christum diese Frage zur Entscheidung vor. Derselbe beantwortet dann von Vers 35–37. dieselbe auf eine erhabene Weise. Er setzte sich nieder, wie die Lehrer zur damaligen Zeit thaten, und er rief die Zwölfe, damit dieselben recht nahe um ihn wären und ihn verstanden; denn wahrscheinlich war der Streit unter denselben gewesen. In seiner Rede zeigt Christus recht deutlich, daß es sich in seinem Reiche gerade umgekehrt verhalte, wie in den irdischen Reichen. Sie hatten bis jetzt noch keine andere Idee vom Reiche Christi, als daß dasselbe ein irdisches sein würde, in welchem ihr Meister als mächtiger Herrscher regieren, und sie die ersten Ehrenstellen bekleiden würden. Petrus war stets der Hauptredner gewesen und hatte bereits die Schlüssel des Himmelreichs erhalten; er erwartete daher der erste Rathgeber und Minister zu werden. So war es auch mit Judas Ischariot; er führte ja jetzt schon die Kasse und hoffte daher der erste Schatzmeister zu sein, wenn das Messiasreich geoffenbaret würde. Simon und Juda, beide nahe Verwandten zu Christo, erwarteten nach ihrer Meinung mit vollkommenem Recht oben an zu sitzen, wenn das Reich Israels aufgerichtet würde. Und so verhielt es sich mit Jakobus und Johannes; der letzte war der Lieblingsjünger und beide waren ja Zeugen seiner Verkündung gewesen; warum sollten sie nicht einer zu seiner

Rechten und der andere zu seiner Linken sitzen dürfen? Dieser Rangstreit der Jünger, sowie auch die Belehrung Christi, zeigen uns so deutlich, wie etwas, daß es durchaus keinen „Primat“ unter den Aposteln gab. Denn hätte Christus Petrum zum Apostelfürsten gemacht in Matth. 16, 18., so wäre kein solcher Streit über die Frage: „Wer ist der Größte im Himmelreich?“ entstanden. In der Welt gilt gewöhnlich der am meisten, der zu herrschen versteht, sich herbeordrängt und seinen Nebenbuhler zu beseitigen weiß. Im Reiche Gottes hingegen wird ein solcher selbstthätiger Sinn nicht gebildet; da gilt der Grundsatz: „So jemand will der Erste sein, der soll der Letzte sein vor Allen, und Aller Knecht.“ Diese Worte zeigen, daß wer am meisten im Reiche Gottes gelten will, der gilt am wenigsten. Zu wahrer Größe im Reiche Gottes gelangt man nur durch den Geist der Liebe, der Selbstverleugnung und der Demuth. Dieses sucht Jesus den Jüngern deutlich zu machen, indem er ein Kind nimmt, es mitten unter sie stellt u. s. w. Die Jünger mußten hierdurch deutlich erkennen, wie hoch die scheinbar Kleinen in Gottes Augen geachtet sind, und wie man sie behandeln und aufnehmen soll. Wer ein solches Kind aufnimmt in Jesu Namen, das heißt, wer es in wahrer christlicher Liebe, im Bewußtsein, daß es Christo angehört, und um Christi willen aufnimmt, es nach Geist und Leib versorgt, der nimmt Christum und mit ihm Gott selber auf.

II. Warnung vor Unbuddsamkeit. — Vers 38–42. Es scheint, daß Johannes sich bei dem Ausdruck Christi: „In meinem Namen,“ an eine Begebenheit erinnert, über welche er dessen Urtheil wissen möchte. Das Ereigniß (Vers 38) trug sich wahrscheinlich auf der Missionsreise der Zwölfe zu. Wer dieser Mann war, der in Jesu Namen Teufel austrieb und den Jüngern nicht folgte, wird nicht gesagt. Manche Schriftausleger nehmen an, daß es einer der Johannisjünger war, welcher an Christum glaubte. Die Jünger hatten es ihm verboten, weil er ihnen nicht folgte und keinen direkten Befehl dazu von Christo erhalten hatte. Es scheint dies ein ähnlicher Fall gewesen zu sein, wie in 4. Mose 11, 26–29. Christus sagt ihnen aber, daß sie es ihm nicht verbieten sollten. Er zeigt ihnen, daß die wirkliche Teufelaustreibung in Jesu Namen ein klarer Beweis sei, daß dieser Mann kein Feind der Sache Christi war. Es ist daher auch wohl nicht gut anzunehmen, daß wir in Matth. 7, 22. 23. es mit wirklicher Teu-



felaustreibung zu thun haben. Ein Heuchler kann wohl das Werk Christi nachahmen, oder sich selbst überreden, daß er dasselbe treibt; aber in Wahrheit wird sich Christus nie zu seiner Arbeit bekennen. Wo die Blinden sehen, die Lahmen gehen u. s. w., da wirkt Christus selbst. (Siehe Matth. 11, 2-6.) Dieses ist auch heute maßgebend. Wo Sinder nach Herz und Leben umgewandelt werden zu Kindern Gottes durch die Predigt des göttlichen Wortes, da versiegelt Christus die Prediger selbst, und sie bedürfen zur Bevollmächtigung ihrer göttlichen Sendung nicht erst die Segel einer besonderen Kirche. Christus lehrt uns hier nun weiter, daß auch die kleinste Wohlthat, welche wir den geringsten der Jünger Christi erzeigen, nicht unbelohnt bleibt. Im Gegentheil aber ruht eine schwere Strafe darauf, wenn man den geringsten Gläubigen, als deren Bild er das Kind aufgestellt habe, ärgert, d. h. zur Sünde reizt oder von Christo stößt. Einem Solchen wäre es besser, daß er mit einem Mühlstein an seinem Halse im Meere ersäufet würde. Der Mühlstein war der Stein einer Handmühle, oder einer Mühle, die von einem Esel gedreht wurde. Die Handmühlsteine waren nicht zu schwer, um getragen zu werden und doch schwer genug, eine Person ins Wasser zu versenken.

III. Ermahnung zur Selbstverleugnung. — Vers 43-50. Unter dem Ärgern der Hand, des Auges und Fußes verstehen wir: Wenn irgend ein Gegenstand, der uns so lieb ist, wie die rechte Hand, das Auge und der Fuß, uns hindert eine vollkommene Uebergabe zu machen an Christo; oder daß dieser Gegenstand uns auf verbotene Wege führen will, so trenne man sich lieber von demselben, verliere ihn lieber, als daß man durch denselben Gott ungehorsam wird und sein Seelenheil verliert. Daß man lieber lahm oder einäugig zum Leben eingehen soll, als mit zwei Augen in die Hölle zu fahren, soll nicht heißen, daß etwas verstümmelt in den Himmel eingehe; denn Hand, Fuß und Auge sind hier Bezeichnung geistiger Kräfte und Anlagen, welche wir lieber entbehren sollten, als durch deren Mißbrauch den Himmel zu verlieren und in das höllische Feuer geworfen zu werden. Es wird allgemein angenommen, daß die Hölle ihren Namen von dem Thale Hinnom habe. Dieses Thal war ein verächtlicher Ort, nahe bei Jerusalem; alles Unreine und alles Aas wurde in dasselbe geworfen; und in demselben brannte ständig ein Feuer, welches die unreinen Dinge vernichtete. Weiter wird gesagt, daß sich nebst dem Feuer hier viele Würmer befanden, welche das Aas verzehrten. Unser Heiland gebraucht diese bildlichen Ausdrücke, um die Qualen der Verdammten darzustellen. Das Feuer stellt uns dar, daß dieselben unter dem Jörn Gottes schmachten, daß sie von Augen auf die fürchterlichste Weise gepeinigt werden, und daß die unbefriedigten Leidenschaften gleich einem Feuer in ihrem Innern brennen. Der Wurm bezeichnet uns mehr das böse Gewissen. Beide aber sind ewig. Wie der Auferstehungsleib der Gottlosen ewig währt, so auch deren Qual. Die Erklärung über Vers 49 ist eine der schwierigsten der heiligen Schrift. Wir geben hier in kurzen Worten die Ansicht Stiers: „Dasselbe Feuer der göttlichen Heiligkeit, Liebe, welches einst die Unreinen, Faulenden, Todten im ewigen Verderben unauslöschlich brennen wird, muß Jeglichen, der dem entgegen will, wenigstens zuvor salzen durch Erhöhung des Todeswürdigen in ihm, durch ein gnädig richtendes, läuterndes Verzehren der Sünde.“ Das Salz der Wahrheit und das Feuer der Trübsal und Anfechtung sind die zwei Dinge, welche wir nicht scheuen dürfen, wenn wir der höllischen Verdammniß entrinnen wollen. Das Salz der Wahrheit darf dem Jünger Christi nie fehlen; aber dabei muß er stets ein Bote des Friedens sein.

**Lehre.** — 1. Das Verlangen der GröÙte zu sein unter seinen Mitmenschen, ist die Ursache vieles Streites und Uebels. — 2. Der Menschen Weg, groß zu werden, ist, daß sie größer sein wollen denn Andere; Gottes Weg, groß zu werden hingegen ist, daß wir andern in Liebe dienen. — 3. Jeder Mensch sollte in seinem Innern überzeugt sein, daß er für Jesum und zu dessen

Ehre arbeitet; weiter sollte man Niemand in seiner Arbeit für Christum zu stören suchen. — 4. Der Sinn, den Nachfolgern Christi wohlzuthun, ist besser, denn die besten Gaben ohne diesen Sinn. — 5. Man sollte bereit sein, eher alles aufzuopfern, als zu sündigen.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Lehrer mache seine Schüler besonders aufmerksam auf die verschiedenen Warnungen Jesu. 1. Warnt er vor Selbstsucht und Hochmuth, Vers 38-37.; 2. warnt er vor Unbulsamkeit, Vers 38-41.; 3. warnt er davor, Andere in die Sünde oder von Christo zu führen, Vers 43.; 4. warnt er vor dem Verlorengehen durch die Behaltung verschiedener Dinge, die uns von Christo scheiden und in das ewige Feuer bringen. Alle diese Warnungen fließen aus der reinen Liebe zu uns. Weiter sollte der Lehrer den Schülern zeigen, wie man groß werden kann in Gottes Augen. 1. Dadurch, daß man wie ein Kind, demüthig und gläubig ist; 2. daß man Anderen in Liebe zu dienen sucht, Vers 41.; daß man sich von allem Sündlichen reinigt, Vers 43-48.

**Kleinfinderklasse.** — Den Kleinen sollte man zeigen, wie Jesus eine so große Liebe zu ihnen hat; wie er sie so hoch achtet. Weiter zeige er, daß sie diese Hochachtung nur bewahren können, wenn sie Jesum ihre Herzen recht weihen, demüthig sind und alles das fliehen, was Christum mißfällt.

**Illustration.** — Was das Christenthum verlangt. — Es verlangt, daß wir Leib und Seele Gott zum Opfer bringen. Aber warum? Darum, weil wir von der ursprünglichen Gerechtigkeit gefallen sind; weil wir einen Hang haben nach dem Verbotenen, weil wir schuldig, geknechtet, blind und irrend sind. Ein Verbrecher, den die Landesgesetze zum Tode verurtheilt haben, sollte, um Begnadigung zu erhalten, sich billig allen Bedingungen willig unterziehen, die ihm sein Fürst stellt. So ist es mit den Bedingungen des Christenthums. Die Selbstverleugnung, Buße, Widerwärtigkeiten, Heimsuchungen, Demüthigungen, Entfernung von dem Sündlichen und Furcht hinsichtlich der Ewigkeit, sind Dinge, die wir absolut brauchen, und daher nothwendige Forderungen Gottes.



**Wandtafelklärung.** — Diese Tafel bedarf nur wenig Erklärung. Die Stufen rechts gehen abwärts. Mit der Selbsterhebung (man denke an die Jünger) fängt dieser „Untergang“ an; mit dem ewigen Tod endigt er. Die Stufen links gehen aufwärts. Demuth ist erste Bedingung der Erhöhung. Ewiges Leben ist der endliche (Gnaden-) Lohn. Die unverwelkliche Krone wartet Aller, die aufwärts die Blicke, die Herzen, die Schritte richten. Das göttliche Auge (siehe Zeichnung in der Mitte) bewacht Alles. Daher Einer und Alle: „Werdet wie die Kinder!“

# Uebersichtstabelle. — Zweites Viertel.

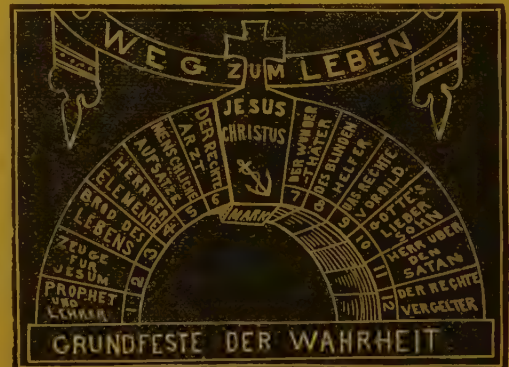
(Sonntag den 25. Juni 1882.)

Section.	Haupttext.	Sectionstitel.	Lehre.
1.—Mark. 6, 1–13.	Matth. 10, 40.	Die Ausendung der Zwölfe.	Das Wort vom Kreuz ist eine Thorheit Denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft.
2.—Mark. 6, 14–29.	Ps. 37, 12.	Tod Johannis des Täufers.	Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen; aber der Ruhm des Gottlosen vergehet.
1. Cor. 15, 1–8.	Offenb. 1, 18.	Osterlection.	Christi Auferstehung ist Grund und Hoffnung unserer Auferstehung.
3.—Mark. 6, 30–44.	Ps. 132, 15.	Speisung der Fünftausend.	Bei Christo ist die Fülle aller Gnaden: Heilung, Belehrung und Speisung nach Leib und Geist.
4.—Mark. 6, 45–56.	Jes. 43, 2.	Christus wandelt auf dem Meere.	Unter dem Schutze Christi ist man trotz aller Gefahren sicher.
5.—Mark. 7, 1–23.	Mark. 7, 7.	Aussätze der Aeltesten.	Die wahre Religion hat ihren Sitz in einem reinen Herzen, und sie offenbart sich in der Erfüllung der Gebote Gottes.
6.—Mark. 7, 24–37.	Ps. 145, 9.	Lebende zu Christo gebracht.	Wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei, und Denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde.
7.—Mark. 8, 1–21.	Luc. 12, 1.	Der Sauerteig der Pharisäer.	Heuchelei, Mißtrauen und Weltfönn verschließen der göttlichen Liebe das Herz des Menschen.
8.—Mark. 8, 22–33.	Matth. 16, 16.	Blintheit geheilt. — Bekenntniß von Christo.	Jesus von Nazareth ist Gottes Sohn, dieses bezeugen alle seine Nachfolger, und es wird bestätigt durch seine Wunder.
9.—Mark. 8, 34–38.; 9, 1.	Mark. 8, 34.	Die Nachfolge Christi.	Der Pfad des wahren Christen führt durch Kreuz zur Krone.
10.—Mark. 9, 2–13.	Matth. 3, 17.	Die Verkürung.	Die Offenbarung der Herrlichkeit Christi erfüllt die Seinen mit Ehrfurcht und Wonne.
11.—Mark. 9, 14–32.	Mark. 9, 23.	Der besessene Knabe.	Christi Kraft ist über Satans Macht.
12.—Mark. 9, 33–50.	Jes. 57, 50.	Der kindlich Gläubige.	Demuth, Frömmigkeit und Selbstverleugnung sind unerläßlich zum Eingang ins Reich Gottes.
Röm. 13, 10–14.	1. Cor. 3, 17.	Mäßigkeitslection.	Unsere Leiber sollen Tempel des heiligen Geistes sein.

## Sectionsfragen.

1. Was waren die Hauptursachen von der Verachtung Christi in Nazareth? Was waren die Folgen? Wozu sandte hierauf Christus seine Jünger aus? Mit welcher Kraft rüstete er sie aus? Was war deren Erfolg?
2. Für wen hielt Herodes unseren Heiland? Warum? Was gab Anlaß zu dem Tode Johannis? Was war aber die Ursache, daß Johannes von der Herodias gehaßt wurde? Welches ist der Hauptgrund der Hoffnung, daß unsere Leiber am jüngsten Tage auferstehen? Was sind die Beweise für die Auferstehung Christi?
3. Wohin begab sich Christus mit seinen Jüngern nach deren Rückkehr? Welches Wunder verrichtete er hier?
4. Wodurch offenbart Christus in dieser Section seine Herrschaft über Alles? Welches herrliches Beispiel gibt er uns in der Section? In wie fern kann uns diese Section zum Trost in Widerwärtigkeiten gereichen?
5. Wonach beurtheilten die Pharisäer die Jünger Christi? Wonach beurtheilt Christus den Menschen? Was ist die Nichtigkeit unseres Lebens?
6. Was war das Begehren des kananäischen Weibes? Welche Schwierigkeiten hatte sie zu überwinden, um Erhöhrung zu finden? Wie überwand sie dieselben?
7. Welches Wunder verrichtete Christus in dieser Section? Was suchten seine Feinde? Was war ihre Absicht dabei? Wovon warnt Christus seine Jünger?
8. Was war die Ansicht des Volkes bezüglich der Person Christi? Was hielten die Jünger von ihm? Wodurch offenbart sich Petri Glaube? Wodurch sein irdischer Sinn?
9. Was ist unzertrennlich mit der Nachfolge Christi verbunden? Was gewinnen die wahren Nachfolger Christi hierdurch? Was ist das Wichtigste, die Welt zu gewinnen, oder die Seele zu erretten?
10. Auf welche Weise offenbarte Christus seine Herrlichkeit auf dem Berge der Verkürung? Wer waren die Zeugen hiervon? Wodurch wurde dieser Vorgang als göttlich bestätigt? Welchen Eindruck machte diese Herrlichkeit auf die Jünger?

11. Welchen Eindruck machte Christus auf das Volk nach seiner Verkürung? Welches Wunder verrichtete Christus, gleich nachdem er vom Berge kam? Was forderte Christus von dem Vater des Besessenen, ehe er den Teufel austrieb? Warum konnten die Jünger dieses Wunder nicht verrichten?
12. Wer ist nach dieser Section der Größte im Himmelreich? Wie sollen wir uns gegen die verhalten, die in der Betreibung des Werkes Christi uns nicht folgen? Was hält Christus von dem kleinsten Werk der Liebe? Was sind die Folgen, wenn wir die Selbstverleugnung hassen? Was verstehen wir unter Mäßigkeit? Welche Bedeutung hat dieselbe für uns? Wodurch werden wir dazu ermahnt?



**Wandtafelklärung.** — Die Hauptsache bei der Wiederholung hier ist, daß man Christum als Grundfeste der Wahrheit vor die Schule hinstellt. In ihm hat das Erlösungswerk sowohl seinen Anfang als auch seine Vollendung. Er ist Grund und Schlüsselstein (siehe Zeichnung) seiner Kirche. Die einzelnen (12) Sectionen dieses Quartals bezeugen diese Ausstellung aufs Klarste. Die Wiederholung sollte ohne Hilfe der Hefte oder Sectionsblätter geschehen. Diese Tafel ist als Leitfaden hinlänglich. Man versuche es.



## M ä ß i g k e i t s l e c t i o n .

(Siehe Umschlag, Seite 3.)

Römer 13, 10-14. — Sonntag den 25. Juni 1882.

**10.** Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

**11.** Und weil wir solches wissen, nemlich die Zeit, daß die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf; ferner unser Heil jetzt näher ist, denn da wir es glauben;

**12.** Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbei gekommen;

**Haupttext:** So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr. — 1. Cor. 3, 17.

**Erklärung.**—Der Inhalt der heutigen Lektion besagt summarisch, daß die Christen alles unreine, gottlose Wesen meiden und sich des wahren Christenthums immer mehr theilhaftig machen sollen. Zuerst schildert er die Liebe. „Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses.“ Sie wehrt allem Bösen, das wir ohne dieselbe unserem Nächsten thun würden; sie verwehrt also auch, daß wir demselben keinen Anlaß zum Sündigen geben durch unser Beispiel. Paulus sagt, die Liebe fordert, daß man lieber keinen Wein trinke, denn daß sich unser Bruder daran stoße, daß er dadurch beeinflusst werde und — Schaden leide. „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ Lieben wir Gott, so werden wir ihn nie verunehren durch Unmäßigkeit, so werden wir nie dadurch unseren Leib, welcher ein Tempel des heil. Geistes ist, verunreinigen und den heil. Geist von uns treiben. Zur Mäßigkeit, Keuschheit und Ehrbarkeit soll uns ferner die wichtige Zeit der gnädigen Heimsuchung Gottes treiben. Der Herr hatte den Römern das Licht des Evangeliums leuchten lassen, er war wirksam an ihren Herzen mit seinem guten Geist; daher sollten sie sich jetzt ganz reinigen, wie Christus rein ist. (1. Joh. 3, 3.) Die Stunde, in welcher dieses geschehen soll, ist jetzt. Wenn Christus gekommen ist durch den Engel des Todes oder durch das Gericht, dann gibt es keine Reinigung mehr. „Die Nacht ist vergangen“ u. s. w. Diese Nacht ist die Nacht des Heidenthums, der Unwissenheit und der Gottlosigkeit. Dieselbe war bei ihnen vergangen durch die Botschaft des Heils in Christo. Diesem gemäß sollen nun auch die Christen in dem Lichte Christi, in Heiligkeit und Gerechtigkeit wandeln. Denn so wir sagen, daß wir Gemeinschaft mit ihm, mit Christo, haben, so lügen wir u. s. w. (1. Joh. 1, 6, 7.) Paulus nennt nun die Werke der Finsterniß. Da sind: „Fressen und Saufen, Kammern

so laßt uns ablegen die Werke der Finsterniß, und anlegen die Waffen des Lichts.

**13.** Laßt uns ehrbarlich wandeln, als am Tage; nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid;

**14.** Sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum, und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde.

und Unzucht, Hader und Neid. Die vier ersten Werke der Finsterniß hier sind alle im siebenten Gebot verboten. Sie sind gewöhnlich beisammen. Wo man schwelgt und sauft, da treibt man auch noch allerlei sonstige Schande. Diese Dinge können das Licht des Tages nicht ertragen, sie geschehen im Finstern, im Verborgenen. Der Satan ist ja ein Fürst der Finsterniß. Wie Paulus nun vor diesen Dingen gewarnt hat, so zeigt er auch den Weg, wie man denselben entfliehen kann. Er ermahnt nemlich zum Schluß, daß man Christum anziehen soll. Dieses geschieht dadurch, daß man sich ihn durch den Glauben mit seinem ganzen Heil und allen seinen Tugenden aneignet, daß man in seiner Gemeinschaft lebt und wandelt und ihn als Vorbild erwählt. Es wird erzählt, daß der große Gottesmann Augustinus durch diese Worte des Apostels zur Bekehrung kam. Möge der Liebe Gott auch dieses Glück allen, die den Herrn noch nicht kennen, zu Theil werden lassen!

**Illustration.**—Grund für Enthaltensamkeit. — Ein Alter erzählte einst: „Ich machte mein erstes Enthaltensamkeitsgelübde, als ich am Fuße eines Galgens stand, an welchem ein junger Mann gehängt wurde. Der Scharif zog seine Uhr heraus und sagte zu dem Verurtheilten: „Hast du noch etwas zu sagen, so sage an, denn du hast nur noch fünf Minuten zu leben.“ Der junge Mann brach in Thränen aus und rief: „Ich muß sterben! Ich hatte einen einzigen kleinen Bruder; er hatte schöne blaue Augen und goldenes Haar; und ich hatte ihn recht lieb. Eines Tages aber betrank ich mich, kam nach Hause, fand ihn im Garten Beeren pflücken, wurde zornig ohne Grund, und erschlug ihn mit einem Streich meiner Hand. Das Trinken hat es gethan! Nur noch ein Wort habe ich zu sagen: Niemals, niemals rührt berauschende Getränke an!“

## H i n t e r s t ü b c h e n .

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ — Ein alter Gastwirth in England hatte oft geschworen, daß ihn kein Mensch dazu bringen soll, eine Methodistenpredigt anzuhören. Indes entschloß er sich, einmal in die Kapelle zu gehen, weil ihm von dem angenehmen Gesang in derselben vieles zu Ohren gekommen war. Er betraugte dabei abermals mit einem Schwur, daß er kein Wort von der Predigt hören wollte. Nach dem Gesang stützte er sich mit beiden Ellbogen auf die vordere Lehne und hielt mit den Fingern die Ohren fest zu. Es währte aber nicht lange, so fand sich eine Stechfliege auf seiner Nase ein, welche er genöthigt war, mit der Hand zu verschüden. In dem Augenblick, als dieses geschah, hörte er die Worte von der Kanzel: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ (Matth. 11, 15.) Sie waren ihm ein Donner in der Seele; er hörte die Predigt bis zu Ende, welche ihm eine Veranlassung zu gründlicher Bekehrung ward. Er ist seitdem in die Ewigkeit gegangen, hat aber oft den wunderbaren Weg gerühmt, daß er durch eine Fliege zur Anhörung des Evangeliums genöthigt worden war.

Eine gewöhnliche Uhr tickt in jeder Stunde 17,160 Mal; das gibt täglich 411,840 und jährlich 150,424,560 Schläge. Die Uhr ist von hartem Metalle gefertigt, und doch nißt sie sich sehr schnell ab. Das menschliche Herz, aus einem viel weichen Stoffe bestehend, schlägt oft 60, 70, ja 100 Jahre ununter-

brochen fort, obgleich es durchschnittlich 5000 Schläge in der Stunde, das sind 120,000 Schläge im Laufe eines Tages, gibt. Für das Jahr würde dies 43,836,000 und für 100 Jahre 4,383,600,000 Schläge betragen. Ist es ein Wunder, wenn dieses Herz endlich einmal müde wird und sich nach Ruhe sehnt?

**Elektrische Funken.**—Die große Welt ist ein Magnet. Nur die unedlen, eisenhaltigen Körper bleiben an ihm hängen, aber für die edlen Metalle hat er keine anziehende Kraft. — Manche ganzflüchtigen und zankfüchtigen Geleute sind den Kartenblätter ähnlich, welche, nachdem sie sich lange gestritten haben, ruhig beisammen weilen.

**Der bornehme Wasserträger.**—Einst brannte in Dresden ein großer Palast ab. Es war Winter, die Brunnen waren eingefroren, und Jebermann scheute die fürchterliche Kälte. Zwar gab es müßige Zuseher in Menge, aber es fehlte an fleißigen Wasserträgern. Unter Andern stand auch ein dickbelebter Herr da mit einem großen Schlupfer vorne und einem gewaltigen Haarbeutel hinten, und sah dem verheerenden Brande wie einem Schauspiel zu, ohne sich von der Stelle zu bewegen. — „Allons, lieber Herr, helfen Sie Wasser tragen!“ rief eine starke Stimme aus dem Wasserträgern ihm zu. „Ich bin der Hofrath von Schröder,“ antwortete der Herr mit dem großen Haarbeutel. — „Und ich bin der Herzog Karl von Kur-

Land," sagte der Wasserträger und goß ihm einen Eimer Wasser über den Kopf.

**Jemand ließ den Einband** eines Buches von einem Buchbinder wieder herstellen. Das Buch war „Nathan der Weise“, von Lessing. In der Rechnung des Buchbinders stand: Nathan den Weisen ausgeputzt, die Ohren mit Glaspapier überzogen und den Rücken gelebert: 50 Pfennige.

**Eine junge Engländerin**, die in der Unterhaltung mit einem Deutschen sich des Ausdrucks „es ist alles fruchtlos“, bedienen wollte, sagte statt dessen, „es ist alles ohne Obst.“

**Pfarrer:** „Aber sagt mir doch, ihr lieben Leute, was ihr alle in der Stadt machen wollt, es ist doch weder Markt, noch Feiertag?“

Bauer: „Verzeihen's, Herr Pfarrer, in der Stadt ist heute eine totale Sonnenfinsterniß zu sehen, und die hätten wir nun halt gern angeschaut!“

**Auf einem Postamt.** — „Wohin soll das Packet?“

„Nach Hause.“

„Wo ist die Adresse?“

„Braucht keine, die Mutter kennt's Sacktuch schon.“

**Heroische Selbstaufopferung.** — In der Geschichte werden die großen Helden, Angeheuer und Massenmörder so oft auf das genaueste beschrieben; nur wenig weiß man indeß von den friedlichen Naturen zu berichten, die Glück und Segen um sich her verbreiten oder edle Thaten verrichten. Hier ein Beispiel von wahrhaft antikem Heroismus. An der Felsenküste von Wales scheiterte unlängst in einer Sturmnacht ein Schiff. Der Strand war nicht fern und die Mannschaft mit Schwimmgürteln wohl versehen. Siebzehn Personen waren an Bord und siebzehn „Lebensretter“, d. h. Schwimmgürtel, vorhanden. Einer nach dem Andern legt den Apparat an, stürzt sich über Bord und sucht schwimmend ans Land zu gelangen. Der Kapitän ist pflichtgemäß der letzte; als er eben sich anschickt, den vorangegangenen Schiffsgenossen zu folgen, taucht aus einer Luke ein blaßes, verzweifelter Gesicht auf, und ein armseliges, halbverhungertes Individuum fleht, es nicht umkommen zu lassen. „Wer bist du denn?“ fragt der Kapitän erstaunt, „du gehörst doch nicht zur Mannschaft?“ — Es war ein sogenannter blinder Passagier, der sich, um die Reise gratis mitzumachen, im Waarenraum versteckt hatte. Die See ging hoch, und die Fluth schlug fortwährend über dem Schiff zusammen — in zehn Minuten, das erkannte der Kapitän, trieben nur noch Trümmer an der Stelle umher, wo jetzt das Schiff sesshaft; ohne rettenden Gürtel das Land zu erreichen, erschien unmöglich. Der Ehrenmann blickte still auf den Unglücklichen, der zitternd vor ihm stand; dann reichte er ihm seinen „Lebensretter“. Der Mann legte ihn an, warf sich in die Fluth, und es glückte ihm, das Land zu erreichen. Als er sich darauf umblückte, waren Schiff und Kapitän verschwunden — verschlungen. — „Die Liebe aber ist die Größte.“

**Responsibilität.** — Ein Sonntagschullehrer in St. Louis fragte einen kleinen Knaben, ihm an einem Beispiel zu erläutern, was Responsibilität sei.

Der Junge replicirte:

Jungens haben hinten an den Hosen zwei Knöpfe um die Hosenträger daran zu befestigen. Wenn nun einer dieser Knöpfe bereits abgerissen ist, so ruht auf dem andern eine große Responsibilität.

**Bibelauslegung.** — Der König Gustav Adolph begegnete in Sachsen einem Prediger zu Pferde und sagte: „Herr Pastor! es heißt ja: gehet hin in alle Welt, und nicht reitet, das ist gegen die Bibel.“ „Halten zu Gnaden; im Grundtext steht: „Sehet zu, wie ihr fortkommt.“

**Das Lamm** folgt nicht dem Wolfe, sagt ein alter Kirchenvater; der Hahn nicht dem Fuchs; der Hase nicht dem Hund — warum der Mensch denn dem Teufel?

**Wie ernst!** — Ein junger Mann hatte sich in dem Mersey Fluß in England ertrunken. In seiner Tasche fand man ein Papier, worauf geschrieben stand: „Ein verheißtes Leben. Fragt nicht nach meiner Herkunft; die Trunksucht ist die Ursache. Laßt mich sterben; laßt mich verkaufen!“ Innerhalb einer Woche erhielt der Coroner über 200 Briefe von Vätern

und Müttern in England, welche um eine Beschreibung des Todten baten. Ein Kommentar hierzu ist unnöthig! —

**Gefährlich.** — Aus dem Regierungsbezirk Minden ging jemand folgender wortgetreue Abschrift eines Metzgerbriefes zu: Wohlthuerender Herr! Morgen komme ich und schlachte ihnen. Erst gehe ich nach B..... und schlachte den, dann schlachte ich den Caplan und dann schlachte ich ihnen, Herr Amtmann. Ihr N., Metzgermeister.

**Wortflaubereien.** — Sünde hängt jedenfalls mit Sund und dies mit sondern zusammen. Der Sund sondert, trennt zwei Länder von einander, die Sünde scheidet den Menschen von Gott.

**Erinnern** ist ein herrliches Wort. Es deutet auf das im Innern lebendig erweckte Gedächtniß.

Wir erkennen als Poesie nur die Dichtung, d. h. die Verbindung des auseinandergelegenen Lebens an.

Der Deutsche ist nicht bloß glücklich selig, er ist auch unglücklich selig, arm selig, trüb selig, müßig selig.

Gemüth hängt zweifelsohne mit Muth zusammen. Man könnte sagen, das Gemüth umfaßt das köstliche Allerlei der verschiedenen Arten des Muthes.

Ist es eine bloße Zufälligkeit, daß unsere Sprache Hochmuth, Uebermuth, Kleinmuth, Unmuth dem männlichen Geschlechte zuweist? Oder wollte sie galant sein, indem sie Langmuth, Demuth, Anmuth, Schwermuth, Wehmuth weiblich kennzeichnete? Nimmt man letzteres an, so erklärt sich das weibliche Geschlecht von Armuth dadurch, daß die Armen in der Schrift selig gepriesen werden.

Für die Mannhaftigkeit des Deutschen spricht der Umstand, daß das Wort Schlag sich in der Sprache in so vielen Zusammensetzungen und Redensarten vertreten findet. Sogar Kathschläge gibt der Deutsche, Anschläge, Abschläge, Todschläge, Handschläge, Umschläge sind ihm gelaufig. Er schlägt zu, er schlägt ein, er schlägt sich etwas aus dem Sinn, aber er schlägt auch auf und — schlägt auch um.

Der Eindruck, den eine ausgesprochene Wahrheit macht, entspricht nicht immer dem Nachdruck, mit dem sie ausgesprochen wird; sehr häufig liegt's am Ausdruck.

Um aufrichtig zu sein, muß man sich aufrichten.

Etwas glauben und an etwas glauben ist ein himmelweiter Unterschied.

Schabernack kommt wohl von schaben (Müßchen schaben) und necken her.

Ein schöner Ausdruck in der heiligen Schrift ist: „Er schlug in sich“ (Lucas 15, 17.) Er schlug nicht um sich, nicht auf sich, sondern in sich.

Wer des Nachts träumt, sagt „es hat mir geträumt“ (unpersönlich). Das Tagesträumen faßt man als eine persönliche Thätigkeit auf und sagt, er träumt, sie träumt.

Dem Argwöhnischen wohnt das Arge, das er in andern wähnt, in eigner Brust. Die richtige Orthographie wäre wohl argwähnisch.

Weise ist nur der, der sich von seinem Herzen und Verstande den richtigen Weg weisen läßt.

Gnade kommt von „genaden“ = gen nieden = hinab. Man sagt noch in manchen Gegenden „die Sonne geht genaden“. Gnade = Herablassung.

#### Somonym.

Als Räuber sieht man fihn

Ihn durch die Lüfte ziehn;

Als Segen soll sie ruh'n

Auf Allem, was wir thun.

#### Logogryph.

Wer findet mir mein Silbenpaar?

Wenn p in seiner Mitte steht,

So jieret sie den Hochaltar;

Doch wenn in s p übergeht,

Bringt sie dem Lez ihr Loblied dar.

#### Charade.

Mein Erstes ist am Lamm zu schauen,

Mein zweites ist dem Löwen eigen,

Das Ganze, durch Gebuld und Schweigen

Ernorbert, wohnt in guten Frauen.







## Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgezogen,  
 Es kommt die stille Nacht herauf,  
 Und an dem stillen Himmelsbogen  
 Da gehen tausend Sterne auf.  
 Und wo sich Erd' und Himmel einen  
 In einem lichten Nebelband,  
 Beginnt der helle Mond zu scheinen  
 Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen  
 Und schwebet hin von Land zu Land;  
 Das ist ein leises Liebestüßsen,  
 Das Herz dem Herzen zugesandt,  
 Das im Gebete aufwärts steigt,  
 Wie gute Engel, leicht beschwingt,  
 Das sich zu fernem Lieben neiget  
 Und süße Schlummerlieder singt.

Und wie es durch die Lande bringet,  
 Da möchte Alles Bote sein;  
 Ein Vogel ob dem andern singet,  
 Und alle Bäume rauschen d'rein,  
 Und durch den Himmel geht ein Winken  
 Und auf der Erde nah' und fern,  
 Die Ströme heben an zu blinken,  
 Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo solche Geister wallen  
 Im Mondenschein auf lauer Luft!  
 O Nacht, wo solche Stimmen schallen  
 Durch lauter reinen Blüthenduft!  
 O Sommernacht, so reich an Frieden,  
 So reich an stiller Himmelsruh':  
 Wie weit zwei Herzen auch geschieden,  
 Du führst sie einander zu!



## Die Waldkreuzung.

Erinnerungen aus dem Leben im canadischen Hinterwald.

Vom Editor.

### 5. Die Schneeblockade.

„Minna, Minna!“ hörte sie auf einmal ihren Vater rufen. Aber noch mehr Stimmen als diese ließen sich vernehmen. Sie kamen offenbar von draußen. Auch vernahm sie ein zischendes Geräusch, gerade als wenn einer Lokomotive der Dampf entwischt.

„Ei, Vater! was ist das?“ fragte Minna, während sie in aller Eile ihre Kleider anlegte und ganz erregt aus dem Bettzimmer trat.

„Der Zug steckt fest im Schnee, und die Passagiere sind hungrig und fast erfroren. Mache rasch Feuer und stelle den Theetisch über; bereite etwas Warmes zu, Thee oder Kaffee — falls wir welchen haben — und forge auch schnell für einen Imbiß. Ich muß die Leute hier hereinriegeln und dann einen Weg nach der anderen Hütte schaufeln. — Der Sturm ist ganz furchtbar.“

Neumann kam bereits von draußen herein, und er war von Kopf bis zu Fuß mit glimmernden Schneeflocken bedeckt. Sein Gesicht schien feuerroth von dem scharfen „Nord,“ während der geschmolzene Schnee in dicken Wassertropfen auf seinen wettergebräunten Backen stand.

„Aber, Vater,“ entgegnete Minna, „das wird all unseren Speisevorrath nehmen, und du weißt ja, daß nur noch wenig vorhanden ist.“

„Was! fast alle? Und ist auch nichts mehr in der Hütte drüben? Kann dein Gott, der den Elia am Bache Erith speiste, nicht auch uns erhalten, falls wir diesen Bedrängten zu Hülfe kommen? Heute Abend habe ich mehr Glauben, als du, mein Kind. Mir scheint's, ich sehe jetzt etwas, das der liebe Gott gern durch mich thun möchte.“

Nach diesem scharfen Wortaustausch ging Minna still und in aller Eile an ihre Arbeit, während ihr Vater mit der Schaufel in der Hand verschwand. Noch ehe dieser zurückkehrte, hatte sie ein munter flackerndes Feuer im Gang. Und beides, der Theetisch und ein riesiger Topf voll Kartoffeln fingen schon zu kochen an, als sie mit rühriger Hand den Teig zu Maiskuchen zubereitete. Neumann schaufelte mittlerweile sich einen Weg nach dem blockirten Eisenbahnzug, das wußte Minna, und sie war entschlossen, seinen Schritten zu folgen. So zog sie denn das beste Schuhwerk an, warf einen warmen Shawl um, suchte ihre riesigen Schneeschuhe aus der Ecke hervor, hing dieselben über die Schultern, nahm eine leichte Schaufel zur Hand und — los ging's, dem Vater nach. Es schnitte immer noch munter drauf zu. Von ihrer Schaufel konnte sie vor ihrer eigenen Thür sofort Gebrauch machen, denn ihr Vater hatte nur für sich die nöthige Bahn gemacht, um zur Noth durch zu kommen. Das Licht aus dem Zug schimmerte ihr schon ent-

gegen, und die lauten Rufe der Männer, die den Schnee vor der Lokomotive wegzuräumen suchten, drangen durch die dicke Schneeluft zu ihr herüber. Neumann's Arbeit war hart und langsam gewesen, bis unsere kleine Selbin jedoch zu ihm stieß, war er fast am Zug.

„Vater!“ rief sie, „ich schaufele dir nach, und sobald du am Ziele bist, rufe mich, und ich werde bei der Hand sein. Ich habe meine Schneeschuhe mitgebracht, fall's Jemand mit denselben nach der Hütte laufen wollte.“

„Hast du alles bereit?“ rief er ihr durch das Sturmgetöse entgegen.

„Alles bereit, der Thee ist angebrüht, die Kartoffeln kochen, und die Kuchen können in kurzer Zeit gebacken werden.“

Sie arbeiteten noch für einige Minuten still und fest drauf zu, und dann verkündigte ein herzlicher Freudenruf aus Neumann's Kehle, daß er den Zug erreicht habe. Minna schob ihre Schaufel sofort in eine Schneewehe und eilte dem Zug zu, allein es nahm alle ihre Kräfte und Behendigkeit, sich trotz der gemachten Bahn durchzuarbeiten. Endlich erreichte sie einen „Car,“ bestieg die Treppe und trat ein. Die männlichen Passagiere waren mit wenig Ausnahme draußen um die Lokomotive, während die Weiber und Kinder sich in einer Ecke dicht zusammengedrängt hatten, um möglichst warm zu bleiben; war ja doch das vorrätthige Holz im Wagen schon längst konsumirt. Draußen lag wohl genug, aber es war eben grün und augenblicklich unbrauchbar.

Wie sich das leicht denken läßt — in dem Zug waren allerlei Leute. Hier saß eine völlig erschöpfte Frau, die vergeblich probirte, ihren schreienden Säugling zu beruhigen. Um sie her kauerten vier Kleinen, alle unter zwölf Jahren. Eins schien zu schlafen, und die Anderen schrien miteinander um die Wette. Dort saß eine alte Mutter, in den Ueberzieher ihres noch älteren Gatten eingehüllt, während dieser in dem Gang hin und her schritt, um nicht zu erfrieren. Nicht weniger als vier Frauen, zu denen sich Minna niederbeugte, um mit ihnen zu sprechen, gaben keinen Laut von sich. Ihre Männer halfen draußen die Schneeblockade brechen.

Minna rüttelte ein junges Frauenzimmer an der Schulter, aber sie seufzte nur und gab keine Antwort. Im Grund schienen sie alle taub, regungslos zu sein, und so wandte sich Minna zu ihrem Vater und sagte: „Diese Leute sind steif vor großer Kälte, ich will tapfer zurückgehen und etwas warmen Thee holen.“

„Ich kann schneller gehen, wie du, mein Kind,“ entgegnete der Vater, und im selbigen Augenblicke war er auch schon verschwunden.

Endlich gelang es Minna, mehrere der Kinder auf die Beine

zu kriegen. Das Jüngste derselben nahm sie der Mutter aus den Armen, und so gebot sie der kleinen Gesellschaft, ihr zu folgen. Sie thaten das auch, ohne ein Wort zu äußern. Es war wirklich keine Kleinigkeit, diese halberfrorene Gruppe — namentlich die Kinder — hinüber nach der Blockhütte zu spediren. Aber es gelang endlich. Die wahre Nächstenliebe macht eben stark, und sie ist noch dazu sehr erfindereich. Auf dem Hinweg begegnete sie dem biedereren Hinterwäldler mit seiner dampfenden Theekanne. „Ich werde sogleich wieder zurückkommen!“ rief Minna ihrem Vater zu, und fort ging's, dem warmen, trauten Stüblein zu. Sie öffnete die Thür, die Kinder drängten sich hinein und sanken erschöpft am knisternden Feuer nieder.

„In dem großen Topf da sind Kartoffeln, und in jenem Kessel ist Thee,“ sagte Minna, und flugs fünfzig war sie wieder zur Thür hinaus.

Als sie in den „Car“ eintrat, überreichte ihr Vater dem alten Paare eben den dampfenden Thee, welchen jene auch begierig einschlürften. Unsere sorgsame, kleine Hausmutter trat nun zu der vorerwähnten jungen Dame hin und probirte nochmals dieselbe zum Bewußtsein zu bringen, allein ihr Bemühen blieb erfolglos, bis ihr Vater mit dem trefflichen Reizmittel erschien. Sie brachten der Dame einen tüchtigen Schluck Thee bei und — zu ihrer Freude öffnete sie auch bald die Augen.

„Wo bin ich?“ frug sie sichtlich erstaunt.

„Bei guten Freunden, die Ihnen helfend zur Seite stehen werden,“ entgegnete Minna; „bitte, kommen Sie mit mir.“

„Sind wir im Bahnhof?“

„Nein, aber unweit unserer Blockhütte im Wald; der Zug ist im Schnee blockirt und kann unmöglich weiter. Möchten Sie nicht etwas essen? Hier ist noch mehr Thee.“ Während die Dame trank, schaute sie Minna verwundernd an.

„Wer bist du?“ frug sie, sobald die Tasse geleert war.

„Ich bin die Tochter eines schlichten Holzhauers, mein Name ist Minna. Bitte, möchten Sie jetzt nicht mit nach unserer Wohnung gehen und etwas essen?“

Die Dame erhob sich und war bereit, zu folgen, als Minna glücklicherweise an das noch hinterbliebene Kind dachte, das zur ersten Gruppe gehörte. Das arme Ding schlief nicht, sondern lag da in unbewußtem Zustand. Sie nahm dasselbe rasch auf den Arm und wohl wissend, daß die junge Dame im Schnee versinken würde, wandte sie sich an diese mit den Worten:

„Haben Sie je Schneeschuhe getragen?“

„Nein,“ gab diese zurück. „Sind das welche? Die sind mir viel zu groß.“

Minna mußte unwillkürlich lachen. — „Ich denke, Sie müssen dieselben probiren,“ sagte sie. „Nur zu!“

Sie traten nun selbster heraus auf die Plattform des Waggons, und dort befestigte Minna, übel oder wohl, die riesigen Schneeschuhe an die zarten Füße der Dame. Die Anstrengung und Minna's freudiger Zuspruch hatten sie vollständig wader gemacht.

„Und nun vorwärts!“ kommandirte Minna frisch, „halten Sie sich in der Richtung nach jenem Licht. Ich werde mit dem Kinde gleich folgen. Säumen Sie keinen Augenblick, oder der Schlaf möchte Sie wieder überfallen; 's ist gar nicht weit.“

Noch war die Dame kaum an der Hütte, als Minna mit dem Kleinen auf dem Arme ihr auch schon wieder zur Seite stand. Es waren mühevolle, saure Tritte gewesen. „Nun

sind wir, Gottlob! da,“ sagte sie, als sie freudig die Thüre öffnete, „sehen Sie nur 'mal das schöne, warme Feuer da,“ und hinein ging's in die nun bereits tüchtig angefüllte, gastliche Hinterwaldshöhle. Der Minna mit dem halberfrorenen Kinde auf ihrem Arme machten sie links und rechts Platz, so daß sie ihre süße Last dicht am Feuer niederlegen konnte. Sofort begann sie die starren Glieder des Kleinen tüchtig zu reiben, und sie rief auch seinen Namen, da aber diese Experimente erfolglos blieben, so probirte sie, ihm etwas heißes Getränk beizubringen, allein ein tiefer, hohler Seufzer war das einzige Lebenszeichen. Bis jetzt hatte die Mutter des Kindes aus der anderen Ecke des Zimmers der ganzen Sache ziemlich theilnahmlos zugeschaut. Als sie jedoch ihren Liebling in Lebensgefahr sah, sprang sie hastig auf und fing laut zu weinen an.

Minna schaute auf. „Still, bitte,“ sagte sie, und das zwar mit solch' kräftigem Ernst, daß sie darüber fast selbst ein wenig aufgeregt worden wäre. „Sie schaden dadurch dem Kind, anstatt ihm zu nützen,“ ergänzte sie. „Kommen Sie her und helfen mir lieber, rufen Sie den Namen ihres Kindes recht lauth.“

Das wirkte! Sogleich kniete die Mutter mit nieder zum Kleinen und that, wie ihr unser emsiges Hausmütterchen befohlen hatte.

„Komm, mein Liebling, wache doch auf!“ hob sie an. „Sieh 'mal die Leute alle, und das herzensgute Mädchen, das uns so liebevoll aus dem „Car“ holte. Unglück und Verderben der elenden Lokomotive, die uns heute so in den Schnee führte. Komm, werde doch wacker, bestes Kind!“

Sanftes Lächeln glitt unwillkürlich über die Angesichter der sonst ganz trocken drein schauenden Gesellschaft. Nur Minna's Gesicht blieb ernst. Unverwandt schaute sie dem Kleinen ins blaße Antlitz, bis sie sichere Lebenszeichen gewahrte, und die Mutterstimme ihre gute Wirkung zeigte. Erst jetzt wandte sie sich um und sah nach, wie's mit dem Essen stand; allein, sie fand, daß die Kuchen bereits am Backen waren; und den großen Topf voll Kartoffeln hatten sich die hungrigen Gäste bereits zu Gemüthe geführt. So füllte sie denn das Gefäß rasch zum zweiten Mal und hing dasselbe über das Feuer. Nun holte sie ein Päckchen mit Kaffee, das für besondere Gelegenheiten zur Seite gestellt war, hervor und machte eine riesige Kanne voll. Diese wollte sie eigentlich zu den Männern hinübertragen, die immer noch um die Lokomotive her schaukelten.

„Und hast du kein Fleisch, oder irgend etwas Kräftigeres?“ frug einer der Männer, der eben hereingetreten war, und der, nachdem er seinen größten Hunger gestillt hatte, gern noch etwas mehr und Besseres gehabt hätte. Minna hatte ihren Schawl umgeworfen, und, die Kanne in der Hand, wollte sie eben den warmen Trunk den Arbeitern draußen bringen, als diese Frage an sie gestellt wurde.

Den Mann mit ihrem ernstesten Gesicht anblickend, sagte sie: „Guter Freund! mein Vater theilt heute Nacht seinen letzten Bissen mit Ihnen und — hätten wir etwas Besseres, sicherlich, sie würden es bekommen.“ Die Rede dieses Mannes hatte einige der Passagiere ziemlich „angesteckt“, und als Minna mit ihrem Kaffee hinaus trat, vernahm sie ein ziemlich lautes Gemurmel gegen den — wie sich die Mutter des halberfrorenen Kindes ausdrückte — „gierigen Wolf.“ Minna fand ihren Vater drüben an der andern Hütte, eben im Begriffe die Thüre zu öffnen.

„Hier, Vater, trinke das,“ sagte sie, während sie eine Tasse



mit Kaffee barbot, „und zeige mir den Pfad nach der Lokomotive.“

„O danke, Kind!“ entgegnete der eifrig beschäftigte Vater, während er die Erfrischung erfreut hinnahm. — „Und sind alle gerettet?“

„Gott sei Dank! Alle wohlgeborgen,“ antwortete Minna gehoben.

Als sie an die riesige Schneewehe gelangte, wo die Männer einen Weg für das eiserne Roß zu schaufeln sich bemühten, fand sie ein ziemlich buntes Durcheinander. Es war so dunkel, daß sie nicht wußte, wo durchzukommen. Keiner der Männer konnte sie wahrnehmen, und so paßte sie dann die Gelegenheit ab, bis eine ziemliche Stille eintrat, und dann faßte sie sich ein Herz und rief mit ihrer zarten melodischen Stimme: „Möchte nicht Jemand von Euch eine Tasse Kaffee?“ Es läßt sich denken, daß sie augenblicklich von den Arbeitern umringt und — mit kräftigen Freudenrufen bewillkommen wurde. Während diese den belebenden Trank mit größtem Behagen einschlürften, erkundigte sich Minna, wie die Arbeit wohl vorangehe. „Grausig schlecht,“ gab einer der Männer zurück, „es ist eben zu dunkel — man kann kaum sehen, wo die Schaufel einzustecken.“

„Es ist jetzt ein angenehmes Feuer drüben in der andern Hütte,“ sagte sie, „und vielleicht wäre es besser, wenn Sie die Arbeit bis zum Morgen einstellen würden, dann hätten Sie auch ausgeruht und wären warm.“

„Wer bist du?“ frug jetzt einer der Männer, während er die eingehüllte kleine Gestalt vor sich bewundernd anstaunte.

„Ich bin eines Holzhauers Tochter,“ entgegnete sie bescheiden.

„Du verstehst dein Geschäft,“ sagte Jener nicht rauh, sondern mild, während er ihr die geleerte Tasse dankend zurück gab.

„Meine Herren! mich will's bedünken, wir würden am besten thun, wie sie sagt,“ ließ sich auf einmal der Condukteur vernehmen, indem er, die Laterne in der Hand, näher herantrat. „Wir sind alle ermüdet, und nach einer kleinen Ruhepause geht die Arbeit wieder frischer. Zudem ist's ja auch bald Morgen. Bei Tag sehen wir unsern Weg klarer.“

Er hob seine Laterne in die Höhe, um über die Arbeiter hinausschauen zu können. Es war ein buntes Gemisch aus allen Schichten der Gesellschaft, vom armen Tagelöhner, der sich in der Provinz niederzulassen gedachte, bis zum feinen Herrn, der sich soeben den Schweiß, der ihm die ungewohnte Arbeit ausgepreßt hatte, von seiner Stirn wischte.

„Sind unserer fünfzehn,“ sagte der Condukteur, als er seine Laterne herabließ, „und gehörig voll Schnee dazu.“ Und sich zu Minna wendend, frug er: „Kannst du uns Etwas zu essen geben?“

„Brod und Kartoffeln ist alles, was wir haben,“ entgegnete diese.

„Werden sicherlich dafür dankbar sein,“ meinte der Zugführer. „Wolltest du uns wohl den Weg zeigen? Hier, nimm die Laterne.“

Freudig ergriff sie das Licht, ging voran, und die fünfzehn Männer folgten ihr, wie Schafe ihrem Hirten. Sie erreichte die Hütte einige Augenblicke vor ihnen. Rasch hing sie die Laterne an einen Nagel oberhalb der Thüre, damit die Eintretenden besser sehen könnten. Sobald sie die Männergruppe am trauten Feuerherde wußte, ging's in aller Eile wieder hinüber nach des Vaters Hütte. Hier sorgte sie nun, so gut es die Umstände erlaubten, für Schlafstellen, damit die ermüdeten Wanderer sich in etwa ausruhen konnten. Sie that ihr allerbestes, und — in kurzer Zeit „schnarchte“ es in allen Ecken. Die „Blockirten“ schliefen um die Wette. Erschöpft trat Minna an das niedrige Fenster. Der Morgen fing an zu grauen. Drüben stand das kolossale Dampfroß auf dem Bahngeleise, tief eingehüllt in einen schweren Schneemantel. Eine kleine Dampfvolke entstieg langsam dem Kessel, während in der Fronte die berghohe Schneewehe, die sie nicht zu durchbrechen vermochte, ihr Haupt gleichsam spöttelnd in die Höhe hob. Um den Kolos herum waren hunderte von Fußstapfen sichtbar. Ueber den Wipfeln der Bäume aber, die dieses nächtliche Abenteuer ruhig mit angesehen hatten, brachen sich die Sturmwolken und verkündigten das Heraufsteigen des jungen Tages. (Fortsetzung folgt.)

## Auß- und Nährbäume.

Von J. J.

**I**n Allgemeinen hat es der Allmächtige auf Erden in seiner unendlichen Weisheit so eingerichtet, daß er selbst zwar die „Saat zum Nutzen der Menschen“ reifen läßt, „daß er Brod aus der Erde“ bringet (Ps. 104, 14.). Allein der volle Reizen in den Aehren muß vorerst durch menschliche Hände verschiedene Verwandlungsprozesse durchgehen, ehe das Produkt in der Gestalt von Brod vor uns auf dem Tische liegt. Da kam denn ohne Zweifel schon manches Menschenkind in seinem Vorwitz auf den klugen (?) Gedanken, daß die Brodlaibe ja auch schon „fix und fertig“ auf den Bäumen wachsen könnten, wie Äpfel und Birnen. Warum es nun aber ist, wie es ist, darüber gibt uns 1. Mose 3, 19. die beste Auskunft.

Deffenungeachtet gibt es doch Brodbäume verschiedener Arten, wo man die „Laibe“ wirklich an den Zweigen hängen sieht, und man nur zugreifen braucht. Es ist auch keineswegs

eine Reise in das fabelhafte Schlaraffenland nöthig, um solche Brodbäume anzutreffen.

Als die beiden Forster auf ihrer Reise um die Erde mit Cook nach der Südsee kamen, da lernten sie den Brodfruchtbaum kennen. Georg Forster, der Sohn, schildert ihn als einen Baum von der Dicke eines Menschen und einer Stammeshöhe von etwa 39 Fuß. Er fand den Stamm aufrecht, das Holz weich und gelblich, den Bast weiß und aus starren Fasern gewebt, die Rinde glatt. Alle angeschnittenen Theile ergossen einen klebrigen Milchsaft. Die Aeste breiteten sich in eine weite halbkugelige Krone aus. Die Frucht erschien als eine riesige, kirschartige Beere, an der glatten Oberfläche in sechstheilige Felder geschieden, welche je eine einzelne Beere bezeichnen. Diese kolossale Frucht nahm eine blaßgrüne Färbung auf der Außenfläche an, während das Innere von einem mehligem Brei erfüllt war. Die weißfarbige Beschaf-



Brodfruchtbaum.

fenheit dieser Substanz kennzeichnet die jugendliche, die saftige aber die reife Frucht.

So stand vor dem erstaunten Forster ein Gebilde da, das durch ihn den Völkern der alten Welt wie ein Wundermärchen tropischer Natur nahe gebracht wurde. „Drei Bäume dieser Art,“ sagt Forster, „reichen aus, einen Menschen ein ganzes Jahr lang zu ernähren.“

Die Frucht erscheint ganz ihres Namens würdig, der Paradiesfeige vergleichbar, an Geschmack dem Weizenbrod nicht unähnlich. Der Baum soll drei Ernten im Jahr tragen: die erste, beste und wichtigste im März, die zweite im Juli, die dritte Ende November. Manche Frucht wiegt zwischen 8 bis 12 Pfund.

Eine zweite Art Brodbäume ist der afrikanische (Rhamnus Lotus). Schon in ältester Zeit kannte man den Lotus. Die Poesie, ein Land, worin diese Frucht wächst, für ein höchst glückliches und angenehmes haltend, kleidete diesen Gedanken in die Sage ein: daß, wer die Frucht des Lotus gekostet habe, sein Vaterland vergesse. Dieser Baum oder Strauch gedeiht an der großen Wüste hin, an der Küste von Cyrene und von Tripolis an, rund um die Küsten von Afrika, am Senegal und Niger. Er erzeugt kleine, gelbe, ausnehmend wohl-schmeckende Beeren (von den Eingeborenen Tomberangs genannt), welche einige Tage an der Sonne getrocknet, dann in einem hölzernen Mörser gestoßen werden, bis die Mehlmasse von dem feinen Kerne sich ganz abgelöst hat. Das Mehl wird nun mit Wasser gemischt, getnetet und in Form von Kuchen an der Sonne getrocknet. Es liefert Brode von der Farbe und dem Wohlgeschmacke der besten Pfefferkuchen. Die abgelösten Kerne, an welchen noch Mehltheile kleben, liefern, mit Wasser begossen und tüchtig geschüttelt, ein sehr wohl-schmeckendes, schleimiges Getränk, welches vorzüglich in den Gebieten von Sundamar im Februar und März als angeneh-

mes Frühstück genossen wird. — Plinius kannte die Pflanze und nannte einen Theil der Lybier wegen ihres Gebrauchs die Lotussejfer. Wo sie häufig wächst, könnte zur Zeit der Beerenreife ein kleines Meer damit für einige Zeit zur Noth sich ernähren, in Gegenden, welche beinahe sonst gar keine Lebensmittel bieten.

Zu Brod gehört ja nun selbstverständlich auch Butter, anders kann sich besonders der verwöhnte Amerikaner die Sache kaum vorstellen. In Afrika ist nun beides in Gestalt von Baumfrüchten beisammen. Schon Mungo Park, jener tapfere Afrikareisende, kannte den sogenannten Butterbaum, welchen man im „schwarzen Erdthal“ den Schibbaum nannte. Er hat eine große Ähnlichkeit mit der amerikanischen Eiche und trägt olivenartige Früchte, deren Fleisch ein süßes ist, während der feste Kern eine butterartige Substanz liefert. Park stellt sie sowohl dem Aussehen, wie ihrer Konsistenz und ihrem Geschmack nach über die aus Kuhmilch bereitete Butter; um so mehr, als sie sich in jenen heißen Ländern selbst ohne Salz das ganze Jahr hindurch vortrefflich hält.

Namentlich soll dies der Fall sein, wenn man die Vorsicht gebraucht, die nussartigen Früchte statt an der Sonne drei Tage lang behutsam am Feuer zu trocknen.

Wir kommen nun zu dem Pfing oder Bananen-Baum. Der Leser kennt sie schon, die großen zahlreichen Büschel oder Bananentrauben, wie sie hier zu Lande bei fast allen Obsthändlungen zum Verkauf aushängen.

Diese palmenähnliche Pflanze ist in ihrem Heimathlande von großer Bedeutung für die Menschen. Man hat sie mit Recht auch den Paradiesfeigenbaum genannt. In ihrem Nahrungswerte steht sie zwischen der Kartoffel und dem Brode, ist sehr schmackhaft und so leicht erreichbar, weil die Pflanze eine Staube ist. Die Frucht ist überall das Brod des Tropenbewohners geworden, und es läßt sich kaum eine zweite Pflanze finden, die für den Menschen so zubereitet ist, daß er nur zuzulangen braucht, um sich zu sättigen.



Brodfrucht.



Man kann sagen, daß die Aequatorialländer im Allgemeinen genommen, ohne Fijang ebenso undenkbar sind, wie ohne Palmen und Bambus. Die Frucht ist einer kleinen, abgerundeten dreikantigen Gurke zu vergleichen. Oft zählt man deren an einer einzigen Fruchttraube, welche als Endpunkt den Stamm abschließt, gegen 180 Stück, welche zusammen etwa 60—80 Pfund wiegen. Nach Humboldt soll die Banane 44 Mal mehr Nahrungstoff als die Kartoffel und 133 Mal mehr als der Weizen auf derselben Grundfläche geben. Unreif genossen sind die Bananen fast geschmacklos. Gewöhnlich legt man sie in Asche und röstet sie leicht in ihrer eigenen zähen Schale, um sie mit Zucker zu genießen, oder man bratet sie in Butter, wenn man sie nicht mit Fleisch genießt. Bei Seefahrten dienen sie getrocknet als Schiffszwieback, auf Landreisen als Brod.

Nicht weniger wunderbar ist der sogenannte Kuhbaum Venezuelas. Eine Art Feigenbaum, dessen Milch genießbar ist und somit ein vielgesuchte vegetabilische Quelle in den dortigen Cordilleren bildet. Hier läßt also Gott die Milch auf den Bäumen wachsen, während daneben der Kaffee gedeiht.

Gehen wir weiter, da gelangen wir zur Ravenala, dem Lebensbaum Madagaskars (siehe Abbildung). Das seltsame Gewächs wird auch „Baum des Reisenden“ genannt, und hat sich auf Java völlig eingebürgert. Den letzteren Namen hat sie daher, weil sie eine vegetabilische Quelle in sich birgt, indem die den Stengel umfassenden Blattscheiden einen natürlichen Behälter für Wasser, gleichsam eine vegetabilische Cisterne bilden, der den dürstenden Wanderer labt, der einen solchen Blattsattel anbohrt.

Sedoch weiter, zur Kokospalme. „In schwindelnder Höhe,“ erzählt uns Hermann Melville von den Kokoshainen Tahiti's, „wölben sich die grünen duftigen Bogen, durch welche die Sonne nur in kleinen blizenden Strahlen sich Bahn bricht. Ueberall herrscht feierliches Schweigen, tiefe Stille. Gegen Mittag aber erhebt sich leise der kühlende Seewind, und nun nicken die Kronen und flüstern. Immer stärker wird die Brise, und die elastischen Stämme beginnen zu schwanen. Gegen Abend wogt der ganze Hain, wie die ruhig bewegte See. Doch nicht



Der Fijang.

stet wird der Wanderer durch das Fallen reifer Früchte erschreckt. Schwirrend sausen sie durch die Luft und springen oft noch viele Ellen weit auf dem Boden dahin. Die stolze Kokospalme, deren 60 bis 80 Fuß hoher Schaft sich unten verdicke, liefert Holz zum Bauen, Saft für Zucker und „Tobdy“ (Palmenwein), einen Reichtum von Nüssen, die im Verein mit Reis, das Dasein des Indiers bedingen. Das Erfrischen der Kokosmilch rührt davon her, daß sie die niedrige Temperatur des Erdbodens besigt. Auf der Insel Ceylon befinden sich gegenwärtig 30,000 Acker Kokospflanzungen. Ein Acker liefert 80 bis 90 Fässer Nüsse, 45 Stück auf das Faß gerechnet; 1000 Nüsse kosten 8 bis 10 Dollars; ungefähr fünf Nüsse geben ein Quart Del, wovon das Faß etwa \$180 kostet; der Reinertrag eines Acker soll sich auf \$35 belaufen.“

„Es liegt,“ sagt Dr. K. Müller, „ein tiefer Sinn darin, daß dem alten Tahitier in der Kokospalme der große Gott Oro wohnte, dessen Bild aus deren Holz geschnitten wurde. Sie ist ja der eigentliche Lebensbaum Polyneziens. Unter ihrem Schatten ruht der Insulaner, zieht Speise und Trank aus ihren Früchten, deckt seine Hütte mit ihren Blättern, flechtet diese zu Körben und gebraucht die jungen Blätter als natürliche Fächer und Hüte gegen die Sonnengluth. Oft webt er Kleider aus der tuchartigen Masse am Grunde der Blattsiele, oder bildet Jackeln aus ihr, um bei ihrem Scheine zu Nacht, wenn der donnernde Ocean seine schäumigen Bogen gegen die Korallenriffe treibt, die Fische des Leeres zu harpuniren. Die großen Schalen der Nüsse liefern, polirt, herrliche Becher. Aus dem Saft der Frucht träufelt Balsam für seine Wunden. Kokosöl balsamirt seine Leichen. Und zu dem Allem pflegt den Baum die Hand der Natur selbst; der Mensch hat nichts zu thun, als die reife Nuß in die Erde zu pflanzen, um schon nach wenigen Tagen einen Schößling freudig hervorbrechen zu sehen, der schon in 4 bis 5 Jahren seine Früchte trägt.“



Bananenbaum.





Baum des Reisenden.

Schließlich noch ein Wort über den Kautschuk. Wo kommt das Rohmaterial für unsere Gummischuhe her? ist wohl heute noch die Frage bei Tausenden. Dasselbe bildet einen bedeutenden Handelsartikel, indem nicht allein Ueberschuhe, sondern auch zahlreiche sonstige Gegenstände davon gefertigt werden. Auf den ostindischen Inseln soll Kautschuk (auch Gummi elasticum) in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckt worden sein, als eine Compagnie Soldaten auf den Prinz Wales-Inseln sich einen Weg durch den dicht verwachsenen Wald bahnen mußte. Beim durchhauen der Stengel der Krugblume wurden die Degenklingen bald von einer klebrigen Masse überzogen, welche sich nur schwierig davon entfernen ließ. Jahrzehnte lang machte man von dem Kautschuk keinen andern Gebrauch, als daß man damit unrichtige Bleistiftstriche bei Zeichnungen wieder auslöschte; eine Kunst, welche die Neger Vornus zu Anfang dieses Jahrhunderts von allen Entdeckungen der Europäer, die sie durch Major Denham kennen lernten, nächst den Raketen und Spielbällen, am meisten bewunderten. Im Jahre 1790 verfertigte man aber schon elastische Binden, und im folgenden Jahre erschienen wasserdichte Kleidungsstücke und überspinnene Kautschukfäden, die sich zu Geweben eigneten. Nemehr die Chemie Mittel an die Hand gab, die vortheilhaften Eigenschaften des Kautschuks zu vermehren, und die Unannehmlichkeiten zu beseitigen, welches es noch bot, vervielfältigte sich auch seine Verwendung in einem außerordentlichen Grade.

Der meiste gebräuchliche Kautschuk (Para-Gummi) kommt aus Brasilien und Guhana von dem gemeinen *Federharzbaum*. Er ist ein hübsch gestalteter Baum, dem Ahornbaum nicht unähnlich. 10,000 bis 12,000 Personen sind in Brasilien beschäftigt zur Regenzeit tiefgehende Einschnitte in die Rinde des Baumes zu machen, aus welchem der zähe, scharfe Milchsaft hervorquillt. Früher pflegte man den hervorbringenden Saft sogleich auf Thonformen aufzufangen, die man über dem Feuer abtrocknete. So erhielt man Flaschen und Ueberschuhe. Später sammelte man ihn in Gefäßen, ließ

ihn zu dicken Platten gerinnen, oder versendete ihn bei luftdichtem Verschuß noch als Milch nach Europa, wo er in Fabriken auf die großartigste Weise verwendet wird. Wahrscheinlich erscheint die Art und Weise, in welcher sich die Eingebornen Sumatra's das Kautschuk von dem sogenannten Karotbaume verschaffen. Sie stellen an dem Stamme selbst eine Leiter her, indem sie in Abständen von ungefähr zwei Fuß gespaltene und zugespitzte Bambusstäbe anbinden. Ein Europäer würde sich schwerlich auf einer solchen Treppe hinaufwagen. In ansehnlicher Höhe machen dann die Arbeiter tiefe Einschnitte in die stärkeren Aeste und hauen dieselben in horizontaler Richtung aus, damit sich hier das Kautschuk ansammeln kann.

Durch chemische Zuthaten und Bearbeitung des Kautschuks ist man zur Jetztzeit im Stande eine fast unglaubliche Menge von Gegenständen zu fabriziren, so daß es kaum möglich wäre, alle die verschiedenen Verwendungen zu erwähnen. Es sei daher nur auf die wichtigeren derselben hingewiesen. Man benutzt das Kautschuk zu Gummischuhen, zu chirurgischen Gegenständen, als: Sonden, Bandagen, Kautschukringen, Klystirsprizen u. s. w.; sodann zu Schläuchen, Röhren, zu verschiedenen Arten von wasserdichten Zeugen, Pferde- und Wagendecken, Regenmänteln u. s. w.

Eine ganz besondere Art von aus Kautschuk erzeugten Gegenstände sind die Bonitwaaren. Mit dem Bonit u. s. w. oder gehärtetes Kautschuk bezeichnet man eine harte, doch immer noch etwas elastische, schwarze, glatte und glänzende Masse, welche in der Hitze wieder erweicht sich zu allerlei nützlichen Gegenständen formen läßt, von denen namentlich Kämme, Federhalter, Scheiben für Elektrischmaschinen, physikalische und chirurgische Apparate, Uhretetten und verschiedene Schmucksachen hervorgehoben werden mögen.



Roto Palme.



## Das goldene Ringlein,

oder:

Was eine treue, tapfere Hausfrau vermag.

(Von Emil Frommel.)



I.

Es hat einmal unter unsern Dichtern in deutschen Landen einen gegeben, den hieß man den Heinrich Frauenlob, weil er den deutschen Frauen manch gut' Lied zu Ehren gesungen. Ist's ja vor Alters bei den Deutschen Sitte gewesen, noch als sie Heiden waren, den Weibern als dem schwächeren Theil die Ehre zu geben und sie hoch zu halten. Und doch gibt's noch einen älteren Frauenlob als den Heinrich; der saß noch dazu auf dem Throne und war kein Geringerer als der König Salomo, den der geneigte Leser schon von Kindesbeinen an kennt. Der hat in seinen Sprüchen ein fein Lied zu Ehren der Frauen gedichtet, das also lautet: „Wem ein tugendhaft Weib bescheret ist, die ist viel edler denn köstliche Perlen; ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Gewinn wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides ihr Leben lang“, und dazu hat Meister L. N i c h t e r ein herrlich Bild gezeichnet, aufs Härelein passend, als hätte er sich mit dem König Salomo unter vier Augen verständigt. Die Mägdlein in Deutschland und anderwärts könnten's über ihr Bett hängen, und wenn sie in diesen hellen Spiegel alle Tage schauen, so brauchen sie den andern, den der Glaser macht, lange nicht so viel. Dort kommt unter anderen auch ein Vers vor: „Lieblich und schön sein ist nichts, aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man ehren.“ Da hat der König Salomo wahrhaftig recht. Denn wer sich nur in ein hübsches Gesicht vergafft, der bedenkt den Vers des alten Reiterliebes nicht:

Ach wie bald, ach wie bald  
Schwindet Schönheit und Gestalt!

Wenn die Pocken kommen und einem ins Gesicht hinein, wie die Sezer aufs Papier die Druckeisen setzen zu obigem Lieblein, oder im Alter die Leberflecken und andere Schönheitspflaster, da ist die ganze Herrlichkeit am Ende. Das Gesicht ist doch nur ein schönes Tüchlein, und wenn nichts dahinter steckt von Herz und Geist, so ist es eben hohl. Am schönsten ist's freilich, wenn beides beieinander ist und die Liebeswohnung und Hütte wie ein sauberes Haus ist mit hellen Fensterladen und Scheiben, wo die Neben sich traulich an der Wand hinaufspinnen, und man den Janssen, den Geist des Menschen, stille walten und schalten siehet, und wie er dann und wann auch einmal das Fenster öffnet und die Hausthür und einem einen herzigen „Guten Morgen“ aus Aug' und Herz zuruft.—Von solch einer Frau soll dem geneigten Leser erzählt werden, und er kann dann die Vergleichung anstellen, ob seine, will's Gott, auch so ist.

's war etwa vor fünfzig Jahren, da war fröhliche Hochzeit im Dorfe D. . Zwar keine von den großen, die etliche Tage dauerten, wie dem Mahlmüller seine, die meistens ein schlechter Anfang sind, denn da muß man gleich das Haus ausräumen, daß die unsaubern Geister, die drei Tage gehaust haben, weichen. Hier aber waren wenige Leute beieinander; dafür waren's treue Freunde und Nachbarn sammt der Mutter der jungen Frau, die zu Tische saßen nach dem Kirchgang. Tisch,

Stuhl und Bänke und das große Himmelbett, die Hochzeitstische mit den zwei gemalten Herzen drauf, waren alles eigene Arbeit des jungen Ehe Mannes. Denn der war seines Zeichens ein Tischler und verstand sein Handwerk aus dem Fundament und machte keine Schränke, die des Nachts schießen und kragen und am Morgen eine Schmarre zeigen, als wären sie im Krieg gewesen. Er war ein schmucker Mensch und hatte auch, wie die Tischler zu jener Zeit, seine gerollten Vöcklein vorne am Ohr, als richtiges Innungszeichen. In der Fremde hatte er was Tüchtiges gelernt und auch dazu etwas gespart, so daß er das Häuslein ankaufen und eine Werkstatt darin einrichten konnte, wenngleich noch eine Hypothek darauf aufgenommen werden mußte. Vater und Mutter waren ihm früh verstorben, und er hatte unter fremden Leuten sein Brod suchen müssen; hatte aber auch die Erfahrung gemacht, daß in der Haushaltsliste unseres Herrgotts obendran die Waisenkinder stehen, und es hatte ihm an keinem Guten gemangelt. Sein Bestes aber, was ihm zu Theil geworden, das war, daß er das Herz gewonnen, das heute sich mit ihm verbunden. Ihr fehlte der Vater, der ihr, als sie noch ein Kind war, wegstarb. So hatte sie als einziges Kind mit ihrer Mutter zusammengelebt die Jahre durch. „Wittwe“ aber ist ein k u r z e s Wort und ein l a n g e s Leid, das sich nicht mit Worten sagen und beschreiben läßt. Aber von ihr konnte St. Pauli Wort gelten:

„Das ist aber eine rechte Wittve, die einsam ist und ihre Hoffnung stellt auf Gott und am Flehen bleibt Tag und Nacht.“ So zog sie auch ihr Kind auf, ihre Margarethe, und der war nichts lieber, als bei der Mutter sein und ihr die Hände unter die Füße legen. Gingen die andern Kamerädinnen zu Spiel und Tanz, so ließ sie sie gehen und sagte nur: „Für ein Wittwenkind paßt sich's nicht und mir ist nirgend wohler, als daheim bei meinem Mütterlein.“ Freilich hatte die Mutter auch so etwas an sich, wobei es einem wohl werden konnte, und das war der reiche Schatz ihrer Erfahrung und der Liebe im Herzen. Sie hatte im Leben mehr gesehen, als andere Leute, und war durch ihre Erfahrung an den Menschenkindern nur um so fester an ihren Gott gedrängt worden und hatte in der harten Schule der Wittwenschaft etwas gelernt, was leider nicht alle Wittwen thun, die entweder leichtsinnig oder bitter werden, wie ein Gallapfel, wenn sie die andern im Glück sehen. Ihr war aber weder ihr Gott noch ihr Herz gestorben, als sie ihren Mann begraben, sondern sie ließ in die blutende Wunde den Trost Gottes und die Liebe zu den Menschen und zu ihrem einzigen Kinde doppelt hinein. Wo sie ihr eine kleine Freude machen konnte, da that sie's. An ihrem Geburtstage und zur Weihnacht fehlte nie dort der Kranz über ihrem Bette noch hier der Christbaum, den sie in der Nacht geschmückt, als das Kind noch schlief. In Sommertagen, am Sonntag Nachmittags, ging sie zuweilen mit ihr durch Wald und Fluß und hat ihr draußen im Walde, als sie größer wurde, manch' Stück ihres Lebens erzählt. Als der Tischler um ihre Margarethe warb, hatte sie die Sache erst einmal ihrem Advokaten und Vormund im Himmel vorgetragen und dem jungen Mann ein

Probejahr gestellt, um ihn kennen zu lernen, wie er's meine, und dann erst ihr Jawort gegeben. Denn das Warten hatte noch keinen gereut, wohl aber die Eile. Am Abend aber vor der Hochzeit, 's war ein Junitag, da nahm sie ihre Margarethe an der Hand und sagte: „Komm, wir wollen noch einmal mit einander in unsern lieben stillen Wald gehen, wo uns Niemand sieht.“ Dem Mägdlein ward's so feierlich zu Muth, als ging es in die Kirche; schnell zog sie sich an und ging mit der Mutter.

Im Walde stand eine alte Buche mit weiten, breiten Zweigen und hoher Krone, wie so eine rechte Großmutter anzuschauen unter ihren Enkeln und Urenkeln. Dort waren sie schon manchmal zusammengesessen, und die Buche hatte manch herzlich Gespräch belauscht, was die beiden führten, und nur schaute in ihren Wipfeln dazu gerauscht und nichts verrathen. Da setzten sich die beiden wieder hin, die Mutter faßte die Hand ihrer Margarethe und sagte ihr: „Liebes Kind, morgen ist dein Hochzeitstag, und wir müssen uns trennen nach Gottes Willen. Ihr habt mich zwar bei Euch behalten wollen, aber es sieht nicht umsonst in der Schrift: 'Es wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen', und es taugt nicht, wenn die Alten im Hause sind. Ich bleibe in meinem Wittwenstübchen und schaue nur zu Euch hinüber, wie Ihr's treibt, und will die Hände für Euch aufheben, daß es Euch gut gehe. Und nun, Kind, ich hab' mehr gesehen in der Welt als du, darum will ich dir das eine sagen: 'Ein geduldiger Geist ist besser als ein starker Geist.' Merk dir das alte Sprüchlein Dr. Luther's:

Leid', meid', schweig' und vertrag',  
Dein Glend Niemand' klag',  
Im Unglück nicht verzag',  
Gott hilft alle Tag.

Deß zum Gedenken will ich dir mein bestes zur Aussteuer geben, zu deinem selbstgesponnenen Linnen, und was meine Armuth dir hat geben können. Nimm diesen goldenen Ring, den du an meinem Finger gesehen, und wonach du mich so oft gefragt und keine Antwort erhalten. Jetzt will ich dir's sagen. Dein seliger Vater hat ihn mir am Hochzeitstage geschenkt, er hat ihn nie vom Finger genommen, seit seine Mutter ihn ihm gegeben, und die hat ihn von ihrer Mutter bekommen. Und diese deine Urgroßmutter, das war eine Frau wie ein Held, denn sie hatte einen Mann, der ein wildes Leben führte und ihr das gebrannte Herzleid angethan hat. Aber sie hat Treue gehalten und doch zuletzt mit ihrer Liebe den Mann überwunden. So hat sich denn ihr Ring vererbt, und am Ring da hängen viele Thränen, viel Geduld und Barmherzigkeit, und die drei Frauen haben ihn getragen und in schweren Stunden, auch bei deiner Mutter hat das Ringlein seinen Dienst gethan und gesagt: „So wie ich ohn' Ende bin, so ist auch rechte Lieb' und Geduld ohne Ende.“ So nimm du ihn jetzt und thue ihn nicht vom Finger, wie ich ihn nie vom Finger gethan und denk' dabei an alle die, die ihn getragen. Und wenn dir's einmal schöner werden will, dann laß dir das Ringlein sagen: „Halt ein! halt an! halt aus!“ Halt ein mit Klagen und Jorn, halt an im Gebet und Flehen, halt aus in Langmuth und Geduld!“

Damit küßte sie ihr Kind, und die Buche oben rauschte wieder so lind in den Wipfeln, und es gingen die zwei also heim. Das Mägdlein hatte das Herz voll und sah auf das Ringlein hin, und es ging ihr wie der Maria, als sie von Jerusalem hinab gen Nazareth zog. Sie verstand das Wort nicht, aber sie behielt's im Herzen.

Tags darauf war wie gesagt die Hochzeit. Was für einen Hochzeitsteg sie gehabt, das weiß der Verfasser nicht. Dazumal war das Wort Gottes rar im Lande, und man sprach bei Tausen, Hochzeiten und Leichen ohne Text oft recht ins Blaue hinein. Und doch ist ein rechter Hochzeitsteg aus Gottes Wort ein guter, handfester Stecken und Stab, an dem sich's wandern läßt auch ins dunkle Thal hinein, und der Verfasser gäbe den feinen um vieles Geld nicht her, dieweil er ihm in Freud und Leid durch ein Menschenalter ein trauter Freund geworden. —

Die anderen Gäste waren Nachbarn und Gefreundete, und unter den letzteren auch der Pächter eines Gutes mit seiner Frau. Bei denen hatte Margarethe so manchmal ausgeholfen, wenn Krankheit oder viel Arbeit war, und die Pächterin hatte ihr zum Dank ein hübsches Stück Aussteuer mitgegeben an Geschirr und Linnen. Die Pächtersleute waren ernste Menschen, die sich's sauer werden ließen, aber allezeit doch einen fröhlichen Muth hatten. Bei der Hochzeit ergriff der Pächter das Wort und brachte den Toast aus:

Dem Tischlerhandwerk bin ich hold,  
D'rum sei ihm auch dies Wort gezollt:  
Die Wiege zimmert er dem Kind,  
Den Sarg, wenn wir gestorben sind.  
So sieht der Tischler stink' behend,  
Am Anfang und am Lebensend'.  
Wollt bauen ihr d'rum euer Haus,  
Schaut allerweg aufs Ende aus!  
Begebt ihr euch in Gottes Gut,  
Ist Anfang und das Ende gut.

Am Abend aber des Hochzeitstages gingen die zwei Eheleute allein noch in den stillen Wald und setzten sich unter der Buche nieder, und dort erzählte die Margarethe ihrem Manne die Geschichte vom goldenen Ringlein an ihrem Finger.

## II.

Jahre sind dahingeflossen. Der Tischler hat manche Wiege gegimmert, und nicht bloß für fremde Leute, sondern auch für seine eignen vier Kinder, die alle auch ihr Bettlein haben wollten; und nicht nur ein Bett, sondern jedes auch seinen Teller und was drin. Aber um so fröhlicher arbeitete der Tischler an seiner Hobelbank, und seine Margarethe war fleißig dahinter her, Alles zusammenzubatten. Wer das Haus ansah und trinken den fröhlichen Sang hörte bei der Arbeit (denn da arbeitet sich's doch noch einmal so gut dabei), und die Liebe, die drin waltete, wenn so am Abend nach der Arbeit das Paar vor der Hausthür saß und auf den Knien die Kinder schaukelte und das kleinste den Vater so herzlich an seinem Tischlerstüblein faßte, da hatte jedes den Eindruck: „Wie glücklich sind doch diese Leute.“ Die alte Mutter ging auch noch immer ab und zu und half der Tochter treulich, wenngleich ihre Kräfte abnahmen und man merkte, daß es mit ihr Abend werden wollte. Das ist aber eben das Loos einer Großmutter, daß sie ihr eigen Leben noch einmal durchmacht an den Enkelkindern. Daß aber die Enkel an der Großmutter hängen, wie die Kletten am Kleid, weiß der geneigte Leser aus eigner Erfahrung. Denn die Enkel haben nicht weit vom Himmel, und die Großmutter nicht weit zum Himmel, und das gibt dann schon ein zärtliches Verhältniß ab. — So war denn kein Grund zu Sorge und Kummer. War auch das Häuslein noch nicht schuldenfrei, so konnten sie doch alle Jahre nicht bloß pünktlich den Zins, sondern auch noch ein Stück Kapital abzahlen. Denn der Tischler hielt sich abseits von den Häusern, wo nicht unser Herrgott, sondern ein anderer seinen Arm ausstreckt, von den



Kneipen und Schänken; sondern dahin, wo unser Herrgott allerdings seine Finger aufhebt: zur Kirche und Gottes Wort. Darum, wenn Margarethe ihr Kinglein anschaute, war's ihr fast, als hätte die liebe Mutter unter der Buche doch allzu schwer und trüb hineingesehen in die Zukunft.

Es war an einem kalten Wintertag. Der Tischler hatte eben einen Schrank fertig für den Wirth zum weißen Kofse, der zugleich Kirchenvorsteher war, und brachte die Arbeit mit sammt der Rechnung am Morgen hin. Fröhlich über sein Werk, weil's ihm gelungen war, und dies die erste Bestellung von Seiten des Köfleinwirthes war, stand der Meister noch einmal vor seinem Schrank. Der Wirth und Kirchenvorstand besah sich denselben nach allen Seiten, probirte die Schösser und sagte dann:

„Hörcht, Meister Jörg (so hieß er), Ihr seid ein Tausendsekerl. Weit und breit reicht Euch keiner das Wasser. Ihr habt etwas gelernt auf Eurer Wanderschaft. So macht's Keiner in der Stadt, so fein und doch so solid. Aber es thut mir leid um Euch, denn Ihr bleibt und bleibt eben doch ein armer Tropf, weil Ihr keine rechte Kuadschaft habt. Euch kennt kaum Einer recht im Ort, was Ihr für ein Mann seid. Ihr seid zu gut zum Wiegen machen und Sarg zusammennageln, Ihr könnt mehr als Brod essen. Aber Ihr seid eben ein Duckmäuser und lasset Euch von Eurem Weib und ihrer Alten das Konzept korrigiren, wie die's haben wollen. Ihr kommt nicht unter die Leute, sonst würdet Ihr bei Eurer Geschicklichkeit schon ein reicher Mann sein und brauchtet Euch nicht mit Eurem Weibe abzuschinden und die Bretter aus der Sägemühle selbst auf dem Buckel heimzutragen. Kämet Ihr dann und wann hierher, will gar nicht sagen alle Tage, da träfet Ihr Leute aus der Stadt, mit denen Ihr reden könntet, und Ihr wäret ein gemachter Mann.“

Dabei schenkte er ihm ein Glas Brantwein ein, dann sagte er: „s ist heute mordskalt, und das wärmt, Meister Jörg.“

Dem Jörg war über der Rede des Wirths schon etwas warm geworden, und es leuchtete ihm ein, daß er seiner Margarethe, die er doch so innig liebte, ein besseres Loos bereiten könnte. Als er gar noch ein paar Züge aus dem Trank gethan, den er nicht gewohnt war, da fing er, der sonst keine sechs Worte draußen sprach, an zu reden und zu prahlen mit dem, was er alles gesehen und erlebt. Derweilen kamen auch noch andere Leute, denen der Köfleinwirth den Schrank zeigte, indem er ihn noch einmal über die Maßen lobte. Einer der Bauern ließ gleich noch einen Brantwein kommen, um mit dem Meister anzustoßen, und sagte: „Das hat man gar nicht gewußt, daß man einen solchen Kerl im Dorfe hat. Meister, Ihr macht mir affurat so einen Schrank wie dem Gevatter Köfleinwirth seiner, nur noch feiner, s kommt nicht darauf an, was er kostet.“ So ging die Rede fort, und derweilen läutete die Glocke schon Mittag, und besorgt hatte Margarethe schon ausgeschaut nach ihrem Jörg. Da kam er denn an; die Kälte draußen und der Dunst innen hatten ihm doppelt warm gemacht. Als er hereintrat in die Stube, warf er das Geld auf den Tisch und schlug mit der Faust auf denselben, daß alles zusammenklirrte: „Margarethe, mir ist heute ein Licht aufgegangen. Du sollst es besser haben von jetzt an und dich nicht mehr abschinden. Drunten im Dorf der Erlenbauer will seinen Wagen und sein Pferd mir billig verkaufen, wir sind schon handelsreig. Dasammerleben muß ein Ende haben!“

Margarethe schaute ihren Mann groß und fragend an. „Aber, lieber Mann, dazu hat's doch noch gute Weile, mir

wird das Holzschleppen nicht zu viel, ich trag's gern von der Sägemühle her. Weißt du, wir haben doch noch Schulden auf unserm Haus, die müssen doch zu allererst herunter,“ sagte sie sanft.

„Siehst du, das dachte ich mir, daß du eine Segenrede hättest, du und deine Mutter, Ihr wollt eben das Regiment führen, darum bin ich auch zu nichts gekommen. Hätte ich dem Rath des Kirchenvorstehers gefolgt, statt auf Euer Weibergeschwätz zu hören, dann wäre ich ein gemachter Mann.“

Margarethe stand sprachlos da. — Sie kehrte sich zum Fenster und verbarg ihre rollenden Thränen. Der Jörg sah es, und schnell schlug er in sich. „Verzeih, Margarethe, es war nicht so böse gemeint,“ sagte er und gab ihr einen Kuß. Da merkte sie, daß er getrunken hatte, und es ging ihr wie ein Stich durch's Herz. Kurz darauf hörte sie den vierjährigen Jungen schreien, der blutend herein kam. „Der Vater hat mich so arg geschlagen, weil ich gesagt habe: Der Vater riecht heute gerade wie der alte versoffene Musikant, der die Drehorgel spielt.“ Den Tag über war er mürrisch, und Niemand durfte mit ihm reden. Am nächsten Morgen stand er wieder an seiner Arbeit, und allerhand Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Aber er sang nicht mehr, wenn er seinen Hobel ausklopste. Dem Erlenbauer, der ihn wegen des Wagens herausrief, antwortete er: „Die da drin leidet's nicht.“ „Dha, so steht's bei Euch, Jörg,“ sagte der Erlenbauer. „Ihr schafft das Geld, und die Andern sagen Euch, wo Barthel den Most holt. Nun meinetwegen, ich könnte Euch zwar beim Worte fassen und verklagen, weil Ihr aber doch so ein armer Weiberklave seid, soll's Euch hingehen.“

Das stach dem Jörg aufs neue ins Herz. Vier Tage war er nicht ausgegangen. Jetzt aber warf er Abends den Hobel hin und ging fort und kam immer betrunken heim. Es war schon finstere Nacht, als er wieder einmal heim kam. Das Essen, das ihm die Margarethe aufgehoben, schob er weg und stierte nur mit glanzlosen, halb geöffneten Augen über den Tisch. So war er noch nie gewesen. Als er zu Bett war, trat die Margarethe hinaus unter die Hausthür und blickte in die Sternennacht hinaus. Ihr wollte das Herz brechen. Da fing das Kinglein an zu funkeln an ihrem Finger, und sie preßte es an die Lippen. „Ach, Mutter, Mutter, soll's jetzt so kommen, wie du gesagt?“ Als sie das eben in die Nacht für sich hinausrief, da öffnete sich gerade die Thür des Vorgartens, und eine Gestalt, die ein großes Halstuch übergeschlagen, trat herein. „Ach du bist's, Mutter!“ sagte die Margarethe und trocknete schnell ihre Thränen. Aber Mutterauge ist ein scharfes Auge, und trotz des Nachtdunkels sah sie doch gleich, daß ihr etwas fehlte. — „Ich bin,“ so sagte sie, „um Euch besorgt gewesen. Ihr habt noch so lange Nicht gehabt, und hab' gedacht, es ist eins krank und vielleicht könntet Ihr mich brauchen. Ist eins krank?“

Die Margarethe hätte am liebsten gesagt: „Ach ja, Mutter, nicht bloß eins, nein zwei, drin mein Mann und — ich, wir sind beide krank.“ Aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, ihr fielen nur die Thränen herunter.

„D, Margareth', brauchst mir nichts zu verhehlen. Schau, ich weiß alles. Ich hab's gehört, daß dein Jörg zum ersten mal nicht gut zu dir war. Dein Kind hat alles erzählt. Und heute Abend, wie ich den gesponnenen Hans abgetragen, hab' ich deinen Mann beim Kirchenvorsteher sitzen sehen. Ach, Kind, jetzt kommt die Probezeit. Halt ein, halt an, halt aus! Zähl nicht auf im Jörn, stell's dem Herrn anheim und laß dich bei ihm an den Läden und sei sanftmüthig gegen deinen

Mann. Er ist nur verirrt, und vielleicht kann ihn deine Liebe noch zurückhalten. Denk' an dein Kinglein und behüt dich Gott!" Damit drückte ihr die Mutter einen Kuß auf die Stirne und verschwand hinter den großen Malvenstauben. Es war gut, daß die Mutter gerade noch gekommen war, denn im Herzen der Margarethe kämpfte es hin und her. Aber so ermannte sie sich, und des Morgens stand sie früh auf und sagte ihrem Mann liebevoll Guten Morgen. Aber er antwortete ihr nicht. Sie hatten ihm den Abend beim Kirchenvorsteher und Köchleinwirth ordentlich eingeheizt, wie er sich doch nichts gefallen lassen sollte und selber der Herr im Hause sein, und er hatte sich's vorgenommen, seinen Willen durchzusetzen.

Die Mutter der Margarethe hatte sich aber an jenem Abend, wo's bitterkalt war, in der Sorge um ihr Kind zu schnell und leicht angezogen, und die Kälte war ihr aufs Herz gezogen, dazu kam das Leid um ihr Kind, und das Gdend, das sie heraussteigen sah wie ein schwarzes Unwetter. So lag sie im Fieber am folgenden Tag, und eines der Entel, das sie besucht, kam heim und sagte: „Die Großmutter will mich gar nicht mehr kennen und spricht so merkwürdig.“ Da machte sich die Margarethe auf und kam athemlos hin. Die Mutter kannte auch sie nicht mehr, nur einmal kam das Bewußtsein wieder, und sie schaute Margarethe tief an und rief: „Halt ein, halt an, halt aus,“ das war ihr letztes Wort. Dann wich das Bewußtsein.

Der Jörg wäre gern gegangen, nach ihr zu sehen, denn er hatte sie doch von Herzen lieb gehabt, die stille fromme Frau; aber er schämte sich vor den Gesellen beim Kirchenvorsteher, denen er's in die Hand hinein hatte versprechen müssen, am nächsten Abend zu kommen. Während die Margarethe bei ihrer sterbenden Mutter am Bette wachte, saß er im Wirthshaus und spielte. Das hatte der Margarethe tief ins Herz geschnitten. Da Niemand zu Hause war, und sie doch die Mutter nicht verlassen konnte, so holte sie ihre Kinder alle zur Mutter für diese Nacht. Sie ging vorher noch beim Kirchenvorsteher vorbei, es ihrem Mann zu sagen, daß sie die Kinder mitnehmen wolle, und bat, man möge doch ihren Mann still auf einen Augenblick herausrufen. Der Kirchenvorsteher ging selbst hinein, es ihm zu sagen. Laut vor allen Andern sagte er es mit spöttischer Miene. „Aha,“ riefen die Andern, „hebt kommt dem Tischler seine Kindsmagd und holt ihn weg. Aloß, Tischler, aufgestanden und laßt euch was voreprebigen.“ Da brauste der Jörg auf und schrie: „Sagt ihr, sie solle sich heimischen und nicht um Mannesachen bekümmern, sonst ging's anders.“ Die arme Margarethe hatte jedes Wort gehört und eilte fort in die Nacht hinaus mit ihren Kindern. Das jüngste hatte sie noch an der Brust, die andern nahm sie bei der Hand. „Seht der Vater denn nicht mit zur Großmutter?“ sagte der älteste Junge, der zum Fenster herein den Vater sitzen gesehen, „Großmutter ist doch so krank?“ Die Margarethe konnte ihm nichts erwidern. Die Großmutter athmete tief und schwer. Die Kinder setzten sich ums Bett her, und Margarethe las aus dem Gebetbuch vor.

Dem Jörg aber war's doch nicht wohl, als er hörte, daß die Margarethe weggegangen, und er wäre ihr am liebsten nach, aber nun hielt's ihn doppelt zurück aus Furcht vor seinen Gesellen. Bald war er wieder so im Spiel und Trunk, daß er Alles vergaß. Als die Nachiglode läutete, mußte er aufbrechen mit den Andern. Wie gewohnt ging er durch die Hintertür ins Haus und wollte sich zu Bett legen. Trotz seines Rausches aber merkte er doch, daß Alles still war. Er machte Licht und fand die Betten alle unberührt und Frau und Kinder fort.

Da faßte ihn plötzlich eine namenlose Angst und Wuth zugleich. „Sie ist fort zu der Mutter, zu der alten Hege, die sie aufstachelte und hat meine Kinder geraubt. Der muß sie mit den Kindern und wenn's das Leben kostet!“ so schrie er vor sich hin und stürzte in die Nacht hinaus nach dem Wittwenhäuslein hin. — Der Athem der Großmutter wurde immer kürzer, über ihrem Gesichte lag aber ein so stiller Friede, wie wenn sie was Schönes sähe, so lächelte sie. Da hörte man draußen pochen und Schritte. Margarethe schob den Riegel zurück, als sie ihres Mannes Stimme erkannte. „So, da seid ihr, ihr Lumpengefindel!“ schrie er sie an. Margarethe aber nahm ihn sanft an der Hand und sagte: „Jörg, 's will Jemand sterben hier, stür' die letzte Ruhe nicht. Ich geh dann wieder mit dir.“ Damit leuchtete sie der Mutter ins Angesicht, und Jörg heftete einen tiefen Blick auf sie. Alle Wuth war weg, die Thränen kamen ihm ins Auge. Die Ewigkeitslust und Stille, die ihn anwehte, hatte ihn erfasst, und er war wie geschlagen. „Ach, du gute Mutter,“ rief er weinend und legte seinen Kopf noch zu ihr, „Mutter, Mutter, ach, wach nur einmal noch auf — es soll gewiß anders werden!“ Aber die Mutter schaute ihn nur noch lange an, so wehmüthig, daß er's schier nicht aushalten konnte. Dann that sie noch ein paar Athemzüge, und sie war heimgegangen. Der Margarethe war's wunderbar zu Muth — es war als ob von der sterbenden Mutter noch ein Segen ausgegangen über sie Alle, und die Hoffnung stieg herauf: Nun ist's gewonnen, und der Jörg ist gerettet. Sie umschlang ihn mit beiden Armen, und er gab ihr einen Kuß und der Mutter einen auf die Stirn. Sie deckten Beide einen weißen Laken über die liebe Todte, löschten das Licht und gingen nach Hause. Er nahm das Jüngste auf den Arm und wickelte es tief ins Tuch und die andern an der Hand, und trotz der Nacht sprangen die Kinder so fröhlich um den Vater her, und Jedes wollte seine Hand haben. Sie mußten am Kirchenvorsteher vorbei. Da suchte es im Herzen der Margarethe und des Jörg zugleich, und Keines wußte vom andern, daß es suchte. —

Am Morgen war der Jörg früh auf. „Wir müssen nach der Sägemühle, Bretter holen für die liebe Mutter,“ sagte er. „Aber du sollst's nicht thun, Margarethe, ich will den Nachbar bitten.“ — „Ach nein,“ sagte Margarethe, „laß mich mit, 's ist noch der letzte Liebesdienst, den ich dem Mutterherzen thue.“ So gingen die zwei, und sie kamen an der Buche vorbei, wo sie am Hochzeitstag geseffen, und die Margarethe ließ ihre Thränen laufen, und Alles, was ihr die Mutter dort gesagt, stand ihr so lebendig vor der Seele, als wäre es heut. Aber sagen konnte sie nichts, denn sie dachte, sie träre das rechte Wort nicht, und gingen die zwei drum so schweigend neben einander her. — Der Jörg zimmerte den Sarg, und manche Thräne, die nicht bloß der Großmutter galt, sondern seinem eignen Leben, fiel mit den Spänen ab, und auch das Hochzeitswort des Pächters kam ihm in den Sinn:

Wollt ihr drum bauen euer Haus,  
Schaut alleweg auf's Ende aus!

Und er sagte dann zu sich: „Es soll anders werden. Die Margarethe' soll doch sehen, daß ich ein braver Kerl bin.“ — Der Pfarrer that die Leichenrede und die Abkündigung über das Wort: „Die Gerechten werden weggerafft von dem Unglück, und die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern,“ und sprach vom Segen, den ein solch Gerechter bringe, und der oft weiche vom Hause mit seinem Tode. Wie Lazarus, der Fromme, weiland der Segen gewesen für den reichen Mann, und wie mit seinem Tod auch



über den Reichen das Gericht hereingebrochen. Darum sollte man sich's zu Herzen nehmen und ihren Glauben anschauen und ihnen nachwandeln. — Ganz hatte der Jörg den Pfarrer nicht verstanden, dafür aber die Margareth' um so besser. Sie

wußte, wer ihr jetzt genommen war. Aber der Ring an ihrem Finger leuchtete so wunderbar, als sie die Hände faltete, und sie gedachte des Wortes: „Halt ein, halt an, halt aus.“ So gingen sie vom Grabe heim, Jedes in seinen Gedanken.

## Heldinnen aus der Missionsgeschichte.

Vom Editor.



### III.

In den Missionsheldinnen, die wir den Lesern des Magazins bereits vorgeführt haben, möchten wir noch eine weitere hinzufügen, nemlich Frau Mary Hope, eine geborene Townsend. Sie erblickte das Licht dieser

Welt in Exeter, England, am 15. September 1848. Ihre Eltern waren beide sehr ernstliche Christen. — Ihr Onkel, Rev. Henry Townsend, ist wegen seiner ausopfernden, erfolgreichen Missionsthätigkeit in Afrika rühmlichst bekannt. Es hat sich auch später herausgestellt, daß es sein Einfluß war, der ihre Aufmerksamkeitskraft zuerst auf die Heidenmission gelenkt hat. Als Kind war Frau Hope ebenso gütlich als nachdenklich und besonnen. Man kann ja diese schönen Eigenschaften jetzt noch aus ihren Gesichtszügen deutlich hervorleuchten sehen. Schon in ihrem 14. Jahre widmete sie sich dem Herrn nach Leib und Seele — ein neuer, unwiderlegbarer Beweis, daß der liebe Gott sich seine auserwählten Nützlinge aus Denen erwählt,

die in ihrer Jugend auf seinen Ruf ihm folgen. Sie erhielt eine treffliche Ausbildung in einer Erziehungsanstalt für Mädchen in Blackheath. Schon dort übte sie einen ausgezeichnet guten Einfluß aus. Das ist ja bekanntlich durchweg der Fall, wenn Gott Personen zu seinen besonderen Werkzeugen erwählt. Mangelt es am heiligen Wandel, so ist der Beruf sicherlich nicht von oben. Eine ihrer Mitschülerinnen drückte sich damals in folgenden Worten über ihren Charakter und ihr Wesen aus: „Weder vorher, noch seitdem habe ich eine solche entschiedenen christliche Kameradin kennen gelernt. Niemals hat Je-

mand einen heilsameren Einfluß zum Guten auf mich ausge-

übt als Mary Townsend. Als sie noch nicht 18 Jahre alt war, sprach sie schon davon zu mir, daß sie gesonnen sei, später zu ihrem Onkel, Rev. Henry Townsend, in Abesluta zu gehen, und ihn in seiner Missionsarbeit zu unterstützen.“ Sie führte diesen Entschluß aus. Nachdem sie dem Rev. William Hope



Frau Mary Hope.

ihre Hand als Gehülfin beides für das Leben und das Missionswerk gereicht hatte, begann sie (1868) ihre gesegnete Wirkksamkeit in Kununfulum, einer Stadt an der Küste von Malabar. Es waren dort noch kleine Ueberreste von den sogenannten Thomaschristen (oder syrische Christen) vorhanden. Allein sie fand, daß diese Leute entschiedene Feinde der Wahrheit waren. Sie hatten großen Einfluß über die Heiden und hinderten mithin den Fortgang des Bekehrungswerkes. Und ist nicht diese Erfahrung auch von Anderen vor jener Zeit und seitdem wiederholt gemacht worden, daß verfallene Gemeinden todter Namenchristen die Ausbreitung des Werkes Gottes hinderten, mehr so vielleicht als rohe Heiden? So

war's in Malabar. Allein unsere Heldin überwand an der Seite ihres Mannes und im Ausblick auf Jesum endlich die Hindernisse und fing eine Sonntagsschule an, bestehend aus fünfzehn Schülern. Sie sagt von dieser Schule unter Anderem: „Wir haben Sonntag Nachmittags eine Sonntagsschule begonnen, anstatt eines Predigtgottesdienstes. Dadurch müssen wir probiren, die Alten zu ziehen. Es ist dies hier fast auch der einzige erfolgreiche Weg, bildend und erziehend auf die bereits Bekehrten einzuwirken.“

So führte Frau Hope auch eine Versammlung speziell für die Mütter ein, denn sie sah nur zu deutlich, daß, wenn der

gesegnete Einfluß des Christenthums in dem trauten Heim sich geltend machen soll, so muß er zunächst auf die Mütter übertragen werden. Sie hatte herrlichen Erfolg. Es ist in der That sehr rührend zu lesen, mit welcher Freude sie die Berichte von Bekehrungen aus dieser Zeit nach ihrem Heimathland sandte.

Lange war es leider dieser guten Frau nicht gegönnt, ihr ausgezeichnetes Talent im Missionsdienst zu gebrauchen. Schon im Jahre 1874, also sechs Jahre nach ihrer Uebersiedlung von England, fing sie an zu kränkeln. Trotz aller angewandten Pflege, mußte sich ihr Gatte, übel oder wohl, dazu verstehen, seinen Posten zu verlassen um mit ihr nach dem Heimathland zurückzufahren, da man auf diesem Wege auf Gesundheit hoffte. Aber der Herr hatte es anders beschlossen. Vier Tage ehe sie Southampton erreichten, entfloß ihr seliger Geist schon in die herrlichen Gefilde der himmlischen Welt. Ihre Tagewerk war kurz, aber gesegnet und deshalb doch lang. Ihr frühes Hinscheiden wurde an der Küste von Malabar tief betrauert. Schrieb Einer doch von dort: „Als wir vernah-

men, daß unsere theure Lehrerin verstorben sei, mußten wir alle vor tiefer, tiefer Trauer laut weinen. O, was soll jetzt aus unsern Kindern werden? Was sollen wir anfangen? Doch freuen wir uns, daß wir sie einmal im Himmel wieder sehen werden.“ Wohl dem, dem man also nachruft, nachschreibt und—nachweint!—Groß wird einst der Lohn im Himmel sein!

Wir erlauben uns schließlich hier die Frage: Sollte das herrliche Ende solcher Heldinnen aus der Missionsgeschichte uns nicht alle aufs Neue begeistern, um in vollem Ernste mit einzugreifen in der Rettung theurer Seelen? Was sagen die lieben Leserinnen? Könnt ihr auch nicht selbst hingehen zu den armen Heiden, so könnt ihr dennoch daheim leicht eine gesegnete Missionsthätigkeit entwickeln: Beten, Geben, die Euren geben lehren, oder vielleicht dem Herrn Kinder erziehen, die er in seiner Vorsehung einmal zu Missionaren oder Missionarinnen bestimmt. Auch das wird Gott einstens überschwänglich lobnen. Auf denn, Alle, zu neuem Eifer in dem gesegneten Missionswerk unter uns!

## Nachtgedanken.

Von H. M.

**I**s war Mitternacht. Ich hatte soeben einen Eisenbahnwagen bestiegen, und mußte, um einen Sitz zu finden, den ganzen Wagen durchmustern. Die meisten der Passagiere lagen in tiefem Schlaf, und hörten meine Tritte nicht; andere waren unruhig und bewegten sich, als ob sie eine angenehmere Lage suchten, während noch andere durch den schrillen Pfiff der Lokomotive erschreckt aufsprangen, aber nur um sich umzuwenden und sogleich wieder einzuschlafen. Nur zwei der Reisenden waren völlig wach, und diese blickten von Zeit zu Zeit in die finstere Nacht hinaus.

Welch ein Bild des menschlichen Lebens stieg da vor meiner Seele auf! Hier ist eine Anzahl sterblicher Menschen: alle werden in erschrecklicher Eile dahingetragen, und trotz der Gefahren sind sie unbekümmert. Eine zerbrochene Schiene, ein morscher Balken an einer Brücke, oder die geringste Fahrlässigkeit eines Wächters würde sie plötzlich und ohne alle Warnung in die Ewigkeit hinüber schleudern. Dann ging es sicherlich wie ein Dichter sagt:

„Nach tritt der Tod den Menschen an,  
Es ist ihm keine Frist gegeben;  
Er stürzt ihn mitten in der Bahn,  
Und reißt ihn fort von vollem Leben,  
Bereitet oder nicht zu gehen,  
Er muß vor seinem Richter stehen.“

Warum aber diese Sorglosigkeit? Warum so gleichgültig? Nur Wenige achten die Gefahren, welche sie umgeben. Die Gedanken haften nicht am Ewigen. Es ist die alte Geschichte: die Nacht der Gewohnheit. Wohl regte sich hie und da Einer, als wenn er im Schlaftaumel sich der Gefahr so halb und halb bewußt wäre, aber die Mehrheit schläft unbekümmert. Nur Zwei sind sich völlig bewußt; an die Lieben in der Ferne denkend, strengen sie ihre Augen an, um das erste Grauen des neuen Tages zu erpäßen.

Jetzt kommt der Schaffner mit seinem Licht am Arm; einer nach dem anderen der Reisenden wird aufgeweckt; nur die

genannten Zwei sind bereit, ihre Fahrkarten vorzuzeigen; die Anderen suchen in allen Taschen, kaum recht wissend, was sie suchen; und noch Andere werden durch Rippenstöße an die Wichtigkeit des Augenblicks erinnert; aber kein Einziger wird übersehen, das scharfe Auge des Beamten findet Jeden, und Alle müssen geprüft werden, ob sie zur Weiterfahrt berechtigt sind, oder ob sie in die Finsterniß hinausgestoßen werden müssen.

Dieser Schaffner scheint ein strenger Mensch zu sein, aber er thut, was seines Amtes ist. Hier gilt kein Ansehen der Person, hier ist Keiner daheim; er fragt nicht nach Amt, Stand, Charakter oder Alter; ob schön gekleidet, oder im fadenscheinigen Gewande, ob gelehrt oder ungelehrt, er kehrt sich nicht daran; ist die Karte in Ordnung und der Stempel darauf, dann zieht der Schaffner ruhig weiter. Wer seiner Sache gewiß ist, scheut den Mann nicht trotz des scharfen Auges und trotz des hellen Lichtes.

Lieber Leser! Ehe lange wird der Herr kommen, und zwar um zu entscheiden, wer in die Wohnungen Gottes einziehen darf: „Denn noch über eine kleine Weile, so wird kommen, der da kommen soll, und nicht verziehen.“ (Hebr. 10, 37.) Die einzige Karte, welche dort Einlaß sichert, muß den Namen Jesu tragen und durch den heiligen Geist mit Christi Blut besiegelt sein. Dein Name, Stand und Charakter, auf welche du so große Dinge hältst, hilft dort nichts, denn es ist deutlich geschrieben: „Und ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“ (Apg. 4, 12.) Dort rettet auch ein bloßes Bekenntniß des Namens Jesu nicht, denn wiederum steht geschrieben: „Es werden Viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr! u. s. w. Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt; weicht alle von mir, ihr Uebelthäter!“ (Matth. 7, 22. 23.) Frage dich, lieber Leser! Bin ich sicher, wenn er kommt?



Von Zeit zu Zeit hielt der Zug an, Passagiere stiegen ein, andere stiegen aus und zogen ihres Weges. Wir werden uns nicht wieder sehen, bis an jenem Tag, da Gott seine Kinder von allen Enden der Erde sammeln wird. So ist es im menschlichen Leben. Viele, die mit uns reisten, haben uns verlassen, werden sie wohl ihre Heimath, das Ziel ihrer Wünsche glücklich erreicht haben? Noch ein paar Stationen, dann steigen auch wir aus. Wird man uns vermissen, oder wird es uns gehen, wie diesen Reisenden? Niemand achtete ihr Verschwinden, und immer war ein neuer Ankömmling da, den verlassenen Sitz zu füllen. Endlich graute der Morgen, unser Zug war seiner Bestimmung nahe, und im ganzen Wagen entstand reges Leben; Alle bereiteten sich zum Aussteigen; und als der Zug anhielt, zerstreuten sich die Reisenden ohne Abschied, und ohne zu bedenken, daß diese Menschen nie wieder so zusammenkommen werden. Jeder zog seiner Wege, aber Alle gehen einem Ziel entgegen.

In einem westlichen Bahnhof saß ich nun, um noch eine Weile zu sitzen und zu denken, was wohl in dieser fremden Welt zu beginnen. Die wartenden Menschen hier unterhielten sich in ernstem Gespräch über die soeben erhaltene Nachricht, daß der berühmte Räuber Jesse James von Mitgliedern seiner Bande ermordet worden sei. Während der Unterhaltung traten drei Fremde ein, sie waren ganz in Leder gekleidet und trugen Kappen von Wardenfell; jeder hatte ein Gewehr und einen Reisesack, der ihre ganze Habseligkeiten enthielt. Ihre Tracht und ihr fremdartiges Benehmen erregte Aufsehen, denn Manche waren der Meinung, man habe es mit Mitgliedern der gesprengten Räuberbande zu thun. Sie erklärten zwar, sie seien ehrliche Deutsche, auf dem Weg nach dem fernen Westen, wo sie sich niederlassen, arbeiten und jagen wollten. Endlich kam ein Dienstmann und forderte Legitimationspapiere. Ohne Bedenken öffnete einer der Fremdlinge seine Reisetasche, und das Erste, was zum Vorschein kam, war eine alte, wohlgebrauchte deutsche Familienbibel—groß genug, um als Cästlein zu einer Kirche dienen zu können. Als der Dienstmann dieses alte Buch sah und erkannte, klopfte er dem Biedermann auf die Schulter und sagte: "Stop, it is enough, you pass!"

(Nalt, es ist genug, Sie passiren.) Aller Verdacht war verschwunden, und unter dem leichtsinnigen Volk entstand ein schallendes Gelächter.

Welch einen Einfluß übt doch das theure Gotteswort aus! Selbst der Ungläubige hat Glauben an einen Bibelleser und bekennet Ehrfurcht, wo man Gottes Wort respectirt. Und was konnte ich Besseres thun, als einen Psalm lesen und dann auch meines Weges ziehen? Ich that so und fühlte die Kraft des Psalms den ganzen Tag.

Lieber Leser! Das sind Nachtgedanken, welche ich sammelte, während du vielleicht ruhig schliefst. Wenn sie dir so reich sind, als sie mir waren, so habe ich nicht umsonst gewacht. Und um diese Gedanken noch sinniglich zu enden, will ich ein Geschichtchen beifügen, welches ich unterwegs las: „Zu Erfingen im Lande Baden sitzt vor ihrem Häuslein ein elendes, gichtbrüchiges Weib auf dem Lehnstuhl. Der Tochtermann ist aufs Feld gegangen, und die Tochter, nachdem sie der Mutter eine Weile die Fliegen abgewehrt, auch; denn es war um die Erntezeit, und die Arbeit pressirte. — Da wird's der einsamen, guten Alten schwer ums Herz. So viele Jahre sieht sie nun so dahin und ist der Jhrigen Plage. Wozu bin doch auch ich noch nütze auf der Welt? denkt sie und wünscht, sie möchte doch bald sterben.—Indeß kommt ein junger Bursch die Straße von Ispringen daher und fängt aus langer Weile mit der Alten zu reden an. Sie erzählt ihm, was sie schon alles ausgestanden, und er horcht immer aufmerksamer zu. Wie sie endlich fertig war, kann er sich nicht länger halten: „Mein Lebtag,“ ruft er aus, „hab' ich Gott noch nicht gedankt für meine Gesundheit, von jetzt an will ich's aber thun.“—Da schaut ihm die Alte mit einem langen, verwunderten Blick ins Gesicht: „Und ich hab' nicht gewußt,“ sagte sie, „wozu ich noch in der Welt bin; aber jetzt weiß ich's; wenn über mir ein Mensch Gott danken und loben lernt, dann bin ich doch noch zu etwas nützlich und will mit Gott zufrieden sein.“

Zu guter Letzt, Lieber, frage dich: Wozu bin ich eigentlich auf Erden? Habe ich meine Mission erkannt, und erfülle ich dieselbe auch treulich? Der Herr walte es!

## Noch einmal der alte Sackmann.

### Von Dialektus.

Lieber Editor! Der kurze Artikel über „ein sonderbares Hsarroriginal“ im Juniheft des Magazins veranlaßte mich in meiner Bibliothek herumzustöbern, bis ich unter allerlei antikem Kram auch wieder auf den gemüthlichen Jost Sackmann stieß. Und da ich mich nun wieder durch das Bändchen plattdeutscher Kraftausdrücke hindurchgearbeitet habe, fällt es mir eben ein, daß vielleicht manchem deiner Leser eine weitere kurze Blütenlese derselben nicht unerwünscht wäre. Sei es drum.

Zuerst betrachte ich das ansprechende Porträt des originellen Mannes, unter welchem die Worte stehen: „Jost Sackmann, † den 4. Juni 1718.“ Dasselbe zeigt uns ein offenes, redliches, echt deutsches Gesicht, ein großes, klares Auge; aber um die feingeknickten Mundwinkel spielt der Schalk und die heitere Laune, je nachdem: lachender Humor oder beißende Satyre.

Sein Amt als Prediger in der Gemeinde Zimmer trat Sack-

mann im Jahre 1680 an. Er war nichts weniger als unwillig in den zu seinem Amte erforderlichen Kenntnissen, oder nachlässig in seinem Berufe. Man denke sich aber dabei die Zeit, in welcher er lebte, — die Nachwehen des dreißigjährigen Krieges, — dann wird man Vieles, was gegenwärtig sonderbar erscheint, nicht mehr auffallend finden.

Daß Sackmann sich im Predigen sehr oft der niedersächsischen Mundart bediente, war durchaus nichts Unerhörtes; vielmehr dem Geist jener Zeit und den Landleuten gegenüber vollkommen gemäß. Selbst noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hörte man hin und wieder diesen Dialekt von den Kanzeln der Landkirchen in Niederdeutschland, und es fragt sich noch, ob selbst heut zu Tage, namentlich die vom städtischen Verkehr entfernten Landleute die hochdeutsche Predigt so vollkommen verstehen, als es doch immer wünschenswerth sein muß.

Daß Sackmann kein „Weiberrechtler“ nach unseren heutigen

Begriffen war, versteht sich im Hinblick auf jene Zeiten von selbst. In einer Predigt kommt er auf einen guten Mann zu sprechen, „Auerst dat Wyf döchte niks, un hadde de Bögen, as ja leider de meisten hebbet, by düffen lekten verborvenen Thyden, gegen den ausdrücklichen Befehl, der ihnen bei der Kopulation vorgelesen wird: Und er soll dein Herr sein. Myne Fru,“ fährt er dann fort, „wull dat im Anfange oof so maken; wenn dat nich Alles na öhren Koppe ging, so pauze se mir de Thyden so wull; se versoldete my de leibe Goddesgabe, ober leit se anbrennen. Wenn ef öhr wat befohlen hadde, so bade se gerade dat Gegendeil un wull my herna bereden, ef hebbe dat sülbst so hebbet wullt. Sull se my den Krage inmaken, so bund se immer so en paar Nachhaare mit henin, dat ef my, wenn ef in Bewegung kam, en groot Knypen veroorjake. Ef sach dat so ene Wyle met Geduld an, as ef sek aberst nicht ännern wull, da dacht ef: sachte Raad! Mannes Hand hört boven, un bruikte myn Recht, as ef sek höret un geböret. Wanne, wat kunne se gode Woorde geven. Syd der Thyd is se smydig wesen, dat ef se wol hebbe äin en Finger winnen kunn, un wat se my an den Ögen ansehen kann, dat deit se.“

Daß nun dieser Mann, von welchem ich meine Leser sagen höre: „Dieser altmodische Kauz,“ mit der neuen Mode auf gespanntem Fuße stand, ist leicht zu denken. Hören wir seine Ansicht: „Ja, dat geit'r dull to in der Welt, immer duller as dull, unrecht un ümmekeret. Süß heft de Fruens Folen in de Röcken dragen, un nich meer: nu mötet se de Kerels sleppen, und gat de Kerels met Flegen-Folen (ich meine Falten); is dat nich eene Fruenstracht? Ja, seet einmal an düffen mynen Roff. Is ef düit Kleed maken leet (ef hebbt ef erst tüget; dat Laken is god; et kostet my de Elle eenen Daler un eenen Ort, to Hanover by Herrn Schilling betalet), as nu de Snydermeister Jochen met de Knypsheere daby kam, so säe ef: Wo nu, vörn Duster! will jy my einen Wpverrood maken? Schall ef ob myne olen Dage noch en Wyf un en Narre weren? Ja, säe de Snyder, ef will an jüt nich to'm Schelm weren; dat is de Mode so. Ef säe to öhne: Hale beß de Kranke met dyner Mode! De Galgendeef hat doch den Roff na myner Mode maket. O, ef arme, ole Mann! damet mot ef my sleppen, und bin anedem so matt, dat ef kuum de Lenden nasleppen kann.“

Bei Erklärung der Worte: „Sie werden um dich eine Wagenburg schlagen,“ kommt Sachmann auch auf den Krieg zu sprechen. Er sagt: „So makeben se dat vör olen Thyden: de Wagens föreden se äin de Stadt herüm, da belagerten se de Stadt met. Auerst nu kummet et ganz anders. Wat sünd se nu kloof woren im Krynge. Da maket se Schanzen, da mot de eerste Soldat herut, de Schanze to graben; denn so liggt de Schelmfranzos in dem Graben, un schütt den eersten Solda-

ten, dat he da liggt. Ja, de infame Mönk, de dat Pulver utdacht hat, de schölle süß wat daan hebbet. De Grundgalgendeef, wat vör Unglück hat he darnebe anrichtet. Is dat eene Kunst, dat man eenen dood schütt? Wanne, wanne! Wenn keen Pulver in der Welt wöre, so wolde et got tostaan, so möchte de Franzose inschenken. Ja, ef kann't nich genoog seggen, dat so en Stück Schelms, so en lieberlik Mönk dat Pulver het utdenken mögen; wenn't noch en Soldat, ober dapper Krynge mann daan hebbe, so wull ef da niks von seggen. Will jy weten, wo he heten het? Bartold Schwarz het he heten. Ja, toif du swarte Hengerman, du schaft swart genoog in der Hölle sitten.“

An einem Platze, wo Sachmann seine Predigtweise der Gemeinde gegenüber rechtfertigt, sagt er unter Anderem: „Ef hebbe edan, wat bei Apostel Paulus dee; hei segged: Melf hebbe ef jüt tau drinken egewen, as den lütjen Kinnern; ich habe mit euch geredet nach eurer Schwachheit. Auch ich, jun Seelsorger, heft ju Melf tau trinken gest, un ef will et nich affstriden, dat bei Melf wol mankumer en beten suer ewest is. Auerst ef hebbe et nich allene midde lütjen Kinnern — o nee, ef hebbe et oof mit groten Farkens tau daun. Dat dat leuwe Goddesword mant in juen dicken, vernägelten Koppe henin gaen schölle, mot ef midde jüt na juer Dummheit spreken. Wenn ich mit euch Theologiam, Homileticam und Dogmaticam wissenschaftlich tractiret hätte, was woltet ihr verstanden haben? Nicht se dat! Van düffen Saken verstaet of bei Emerlappens nix, bei näsewisen Hanover'schen Börger's un Peruckendreiers, bei herstiken komet und Goddesword taun Puppenspiel maken willt. Dei sünd dumme, un slecht bowen up.“

Das Pfarrleben des alten Jost hatte, wie das Leben überall, seine Freuden und Leiden. Bisweilen wurde er seinen Pfarrkindern gar zu derbe, in Folge dessen sie ihm mehr Unannehmlichkeiten als willkommenen Geschenke machten, besonders die in Zimmer und Belber. Er hatte deshalb zu klagen:

In Zimmer  
Wer et alle Dage stimmer;  
In Belber  
Da schlachten die Bauern die Kälber,  
Und fressen sie selber.“ —

Davenstedt hingegen hat Lob verdient. Deshalb sagt er ihnen zu Ehren: „Meine lieben Davenstedter die haben mir einen schönen Block vors Haus gefahren, für meinen Ofen.

Gott lasse sie noch lange leben,  
So werden sie mir nächstes Jahr  
Wieder einen geben.“

Ob die Davenstedter im nächsten Jahr wieder einen Block oder die aus Belber gar einen Kalbsbraten an ihren Pfarrer abliefern, kann ich nicht mit Gewißheit sagen.

## Aus der Heimath des Magazins.

### Vom Editor.

„Ost oder West,  
Dahelm das Best.“

#### 1. Wie es kam.

**E**s muß so etwa ums Jahr sein, als wir eines schönen Nachmittags von einer Pastoral-Conferenz mit einem der geschätzten Amtsbrüder nach Hause gingen. Und wie das manchmal so geht — wir Beide waren zufällig gerade

recht „redselig.“ — Unser Weg war ziemlich lang, und so hatten wir bereits einige wichtige Fragen mit dem größten gegenseitigen Interesse besprochen. Die Unterhaltung wäre vielleicht ins Stocken gerathen, hätte unser gewandter Gewährsmann das Gespräch nicht auf das Magazin gelenkt. Wie er's eigentlich hereinbrachte, das ist uns entfallen. Nacht



ja auch nichts zur Sache. Genug, es gab der Rede einen neuen Fluß und eine angenehme Wendung.

„Wie kommt's,“ meinte er, „daß der Editor des Magazins seine Leser an fast alle Orten und Enden der Erde hinführt und ihnen nicht einmal \*) Etwas aus unserer berühmten, schönen Waldstadt bringt? Hat unser Cleveland nicht auch seine Sehenswürdigkeiten: Historischen Boden, bedeutende Kunstwerke, prachtvolle Scenerien? Und noch dazu: Ist nicht unsere Euclid Avenue eine der schönsten Straßen Amerika's? Ich glaube zuversichtlich,“ setzte er hinzu, „daß einige gut illustrierte Artikel über unsere *W a l d s t a d t* mit dem größten Interesse gelesen würden.“ Daß unser lieber Geleitsmann ein sehr warmer Freund des Magazins und — ein Clevelander war, brauchten wir eigentlich kaum zu sagen. Seine Bemerkungen fielen auf fruchtbaren Boden, und ein Wunder war's d'rum nicht; denn das Argument war warm und — schlagend. Nun will „gut Ding“ Weile haben, und so hat's denn durch den Winter hindurch im Verborgenen gekieimt, und wie der Leser jetzt sieht, so entfaltet sich mit der warmen Jahreszeit vor seinen Blicken so eine Art illustriertes Cleveland. So kann's kommen. Ist's Recht? Einem (meinem alten Gewährsmann) sicherlich. Geh't's schief — so hat er's auf dem Gewissen. Doch nun zur Sache.

## 2. Der geringe Anfang.

Da, wo sich heute an dem malerisch schönen südlichen Ufer des Erie die prächtige Stadt Cleveland erhebt, jagte vor fünf- undachtzig Jahren noch der rothe Sohn der Wildniß den stattlichen Hirsch und den brummigen Bären. Dichter, wild-



Am Cuyahoga.

romantischer Urwald bedeckte die Stätten, wo jetzt die schönste, von großartigen Palästen umrahmte Straße Amerika's unseren erstaunten Blicken sich zur Bewunderung darbietet. Das Wasser des Cuyahoga, jetzt getrübt von den Abflüssen zahlloser Fabriken und Gewerbsplätzen, unspülte kristallhell und klar reizend grüne Ufergelände, in deren Niederungen Schwärme von wilden Enten hausten.

Der fleißige Biber war der einzige Gewerbtreibende in dem Flußthale, über welchem jetzt beständig eine undurchdringliche Wolke von Kohlendampf lagert. Es klingt einem fast selbst wie ein Märchen, wie eine die Spuren hundertjähriger Kultur tragende Großstadt (denn das ist das heutige Cleveland), in so ungeheuer kurzer Zeit derartig emporblühen und sich über alles Erwarten entwickeln konnte. Denkt man jedoch an den regen Unternehmungs- und Fortschrittsgeist des amerikanischen Volkes, und an die noch immer fortdauernde Massenhafte Einwanderung, so wird das scheinbare Märchen zur geschichtlichen Thatsache, und ist leicht zu erklären.

Als im Jahre 1805 das Land an der westlichen Seite des Cuyahoga durch Vertrag mit den Indianern an den Staat Ohio ceditirt wurde, hielt einer der von der Regierung gesandten Commissäre (Gideon Granger) eine Rede, in welcher er die damals vielfach verpöbelte Behauptung aufstellte, daß nach Ablauf von fünfzig Jahren sich eine große Stadt an den beiden Ufern des vorerwähnten Flusses erheben werde; und daß aus dem Clevelander Hafen Schiffe direkt in den Atlantischen Ozean und nach Europa segeln würden. Dieser Mann hatte einen scharfen Blick in die Zukunft; denn seine Behauptung ging nach etwa dreißig Jahren buchstäblich in Erfüllung.



Leuchtturm.

\*) Eine Ausnahme. Siehe Band 9, Nr. 2.





Union Depot.

### 3. Das Gewerbe.

Ihre Entstehung und ihren Namen verdankt unsere einzige schöne Waldstadt gewissermaßen dem General Moses Cleaveland (so schrieb man den Namen zuerst), aus Connecticut. Porter, sein Begleiter, vermaß ein Grundstück, welches eine Quadratmeile Umfang hatte. Ueber diese Grenzen hinaus gedachte man nie zu kommen. Jetzt beschreibt die Stadt von Südwest nach Nordost allein etwa dreizehn Meilen. Um das Wachstum der Stadt zu fördern, hatte man frühzeitig mit der Verbesserung des Hafens begonnen. Die Mündung des Cuyahoga war häufig so verlandet, daß man trocknen Fußes an das andere Ufer gelangen konnte. Die Legislatur wollte gern eine Verbindung zwischen dem Erie-See und dem Ohio-Flusse herstellen und schrieb zur Aufbringung der Mittel eine große Lotterie aus, doch fand die Ziehung niemals statt (war auch gut!), und man gab den Käufern der Lose das Geld zurück. Der Plan war, den Cuyahoga und den Tuscarawas schiffbar zu machen und dann die sieben Meilen lange Strecke zwischen den Wassern des Tuscarawas und des Ohio per Wagen zuzulegen. Anno 1816 bildete sich eine Compagnie zur Erbauung eines Diers an der Mündung des Flusses, jedoch die Stürme rissen die Bollwerke bald fort. Erst 1826 begann die Bundesregierung mit einer systematischen Verbesserung des Flußbettes und Hafens. Ein neuer Schiffskanal wurde gegraben, Diers und ein trefflicher Leuchtturm auf einem Hügel, sechzig Fuß über der Fläche des Lates, wurden gebaut und die Verkehrsstörungen in der Flußmündung beseitigt.

Was jedoch zum Aufblühen unserer Stadt von vornherein sehr wesentlich noch beitrug, das war nicht bloß ihre glückliche geographische Lage, sondern die vielen Eisenbahnen, die hier gleich einem großen Netze zusammenlaufen. Nicht weniger als fünf bedeutende Bahnen haben in Cleveland ihren Terminus. Seit 1851 läuft die Cleveland, Columbus und Cincinnati Eisenbahn in die Stadt ein. Ihr folgte die bekannte Lake Shore, Cleveland und Pittsburgh und andere, im ganzen acht Bahnen. Das große Union Depot, in welches eine ganze Anzahl Züge einlaufen, liegt dicht am Lake-Ufer; es ist dasselbe dem reisenden Publikum sehr leicht zugänglich. Die Post und die bedeutendsten Hotels sind acht bis zehn Minuten zu Fuß ganz bequem zu erreichen. So was kann nicht von jeder Stadt gesagt werden. Die Stra-

ßenbahnen sind ebenfalls in unmittelbarer Nähe. Der Bau wurde mit großem Kostenaufwand im Jahre 1863 aufgeführt aus Eisen und Stein und war längere Zeit einer der größten seiner Art im Land. Die Länge beträgt sechshundertund-drei, die Breite hingegen einhundert-undachtzig Fuß, während die darin gelegte Schienenlänge sich auf vier-tausend zweihundertundfünfzig Fuß bezieht. Dazu nimmt's schon Raum!

### 4. Unsere Schulen.

Man erzählt uns, daß die ältesten Einwohner Cleveland's grundschlechte Christen waren. Gewiß zu schade! Eine Schnappsbrennerei florirte hier Jahre lang, ehe an den Bau einer Kirche auch nur gedacht wurde. Es fanden nicht selten Straßenumzüge

statt, welche ein durchaus anti-christliches Gepräge trugen, und dem Vorübergehenden Bilder und Transparenten zeigten, in welchen die christliche Religion sehr verspottet wurde. Die von Connecticut herübergekommenen Ansiedler hatten scheint's entweder ihre christlichen Grundsätze daheim gelassen, oder aber auf der damals zweiundneunzig Tage dauernden Reise verloren, was nicht selten jetzt noch geschieht, wenn Leute von einem Ort zum anderen verziehen. Aber nach und nach gewann das bessere Element die Oberhand, und im Jahre 1817 wurde die erste Kirche gebaut. Von da an ging's denn mit dem Kirchenbauen Ende der zwanziger und Anfangs der dreißiger Jahre eben so flott, als es früher langsam gegangen war. Das hat jene Scharte zum Glück denn wieder gründlich ausgewetzt. Allen Respekt vor unseren Bürgern! Aber wir wollten ja von den Schulen sprechen. Schon ganz früh hatten eine Anzahl Privat-Schulen bestanden, allein die erste städtische (?) Freischule kam erst im Jahre 1836 in Gang. Der Leser kann sich das bescheidene Blockhäuschen ja einstweilen 'mal in Augenschein nehmen. Kosten soll's nichts. Ob's nicht in Manchem heimwehartige Gefühle und Erinnerungen an die gute alte Zeit wach ruft? Der Magazinmann hat früher auf seinen Reisen durch die frischen Ansiedlungen gar

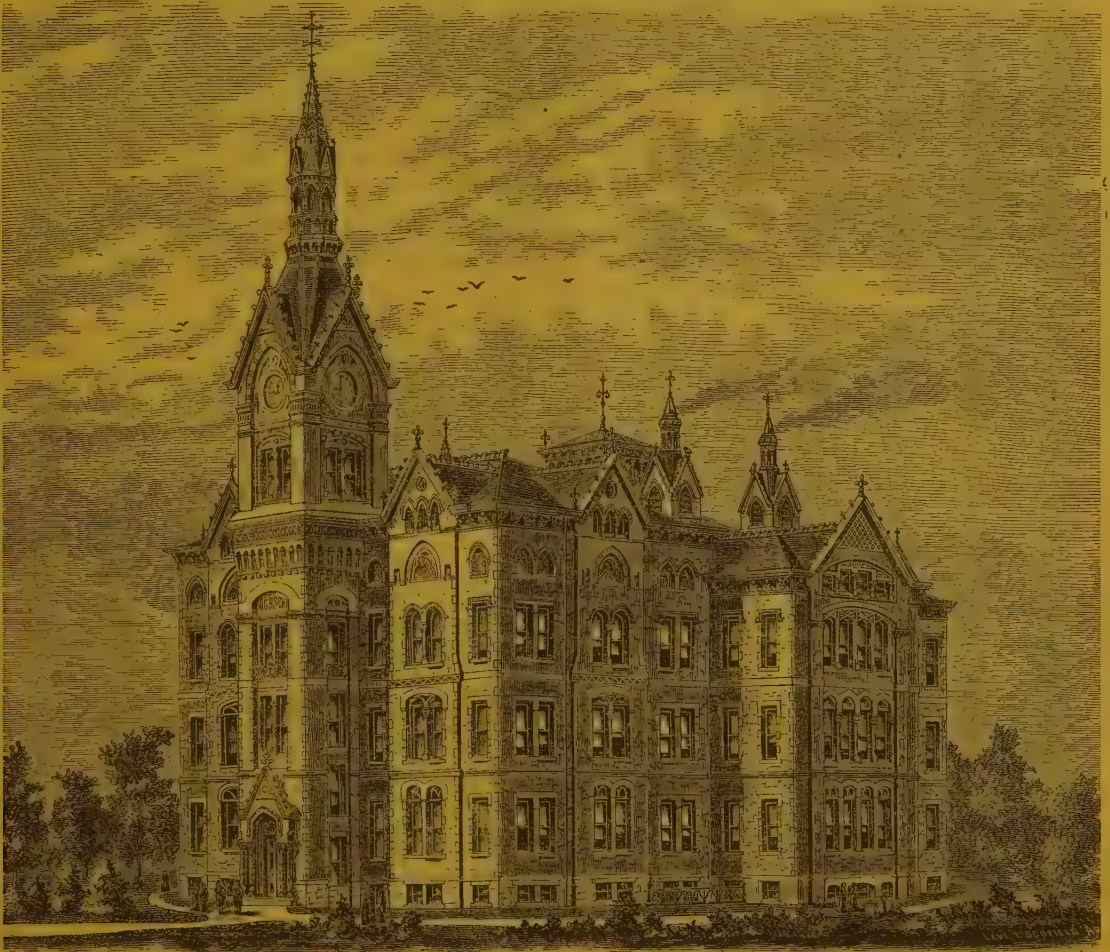


Das erste Schulhaus (1836)



manche gesehen, die noch bescheidener waren. Und daß die sich dort herumtummelnde Jugend frischer, fröhlicher und zufriedener war, als die heutige, wird uns nicht schwer zu glauben. Alte Einwohner unserer Stadt sagen, daß das beigegebene Bild besagte erste Schule ganz korrekt darstelle. Sie stand an der St. Clair Straße, gerade östlich vom gegenwärtigen „Kennard-House.“ Wer in derselben eigentlich auf dem Katheder gesessen und das hölzerne Scepter geschwungen hat (damals gab's noch tüchtig Diebe!), und dem jungen Volk den trefflichen „New England Primer“ mit seinen vielen Bibel-sprüchen und netten Gebetlein „eintrichterte,“ konnten wir

Cleveland's Diplomen für Superiorität ihres Systems. Selten hat eine Stadt nach dem Verhältniß ihrer Größe mehr Schulen. Die Gebäude sind groß, geräumig und mit allen möglichen bequemen Einrichtungen versehen. Nicht weniger als etwa 15,000 Kinder empfangen täglich in denselben ihren Unterricht. Nur das haben wir ernstlich zu tadeln, daß in unseren Schulen lediglich auf den Verstand des Kindes und durch-aus nicht auf das Gemüth desselben gewirkt wird. Die Lehrer hätten sicherlich manche gute Gelegenheit dazu, und viele Eltern (und Kinder!) würden es ihnen auch später Dank wissen. Und dann werden die Schüler, zumal solche, die gute



Neue Hochschule an Wilson Avenue.

nicht in Erfahrung bringen. Aber wahr ist's einmal, daß diese Tage der schweren, herben Anfänge ungetünelter Bildungsbestrebungen bei Vielen die erfreulichsten Früchte getragen. Unseres Wissens hat Cleveland in keinem einzigen Punkte größere Ursache stolz zu sein, als auf seine öffentlichen Schulen. Sie sind den Philanthropen überall in den Ver. Staaten als mit von den allerbesten bekannt. Besucher aus allen Theilen des Landes haben dafür Zeugniß abgelegt. Große Schulmänner suchen dieselben kennen zu lernen, um diese und jene gute Neuierung, so fern das ausführbar ist, auch sonstwo einzuführen. Beides, auf der Weltausstellung zu Wien in 1873, und dann wieder zu Philadelphia in 1876, erhielten die Schulen

Anlagen haben, allzu scharf „getrieben.“ Besitzen sie keine äußerst gute Gesundheit, so erwachsen daraus nicht selten schlimme Folgen. Wettstreit in Schulen ist sicherlich gut, allein Lehrer sollten niemals ihre Schüler über Vermögen anstrengen, vielleicht bloß—nun, wir sagen's frei—ihrer Eitelkeit zu fröhnen. Anbei geben wir ein Bild der vor einigen Jahren erbauten Hochschule an Wilson Avenue. Ein massives, prachtvolles Gebäude von schönem, rauhem Gestein aufgeführt.

Soviel für diesmal. Einen weiteren interessanten Artikel im nächsten Heft. — Auf diesen bis dahin einstellen ein: Wohl bekomms!

## Von Gott verlassen.

In einem freundlichen Städtchen Süd-Deutschlands lebte im Anfang dieses Jahrhunderts ein Bauernpaar, wohlhabende, brave Leute. Der Eltern Freude waren zwei Söhne, der älteste vierundzwanzig, der jüngste zweiundzwanzig Jahre zählend.

Es war eine ernste Zeit. Kaiser Napoleon I. war eben in Rußland von Gottes Strafe getroffen worden und kehrte flüchtend und geschlagen zurück, und Deutschland, welches der Erroberer so furchtbar unterdrückt hatte, raffte sich zum Befreiungskampfe auf. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. erließ seinen Ausruf: „An mein Volk!“ und Tausende und aber Tausende deutscher Männer und Jünglinge aus allen Gauen des gebeugten Vaterlandes eilten Preußens Fahnen zu, um den Erbfeind zu bekämpfen.—Auch in das stille Städtchen, wo unsere Geschichte beginnt, drang die Kunde von diesem Ausruf und wurde besprochen. Man wünschte den tapferen Verbündeten alles Glück gegen Napoleon.

Der alte kranke Vater sagte: „Wenn ich einen von euch Beiden nur ein wenig missen könnte, so würde ich ihn gern fortschicken. Aber es geht im gegenwärtigen Augenblick nicht, und zudem würde es so vielleicht nicht gut gehen von der Obrigkeit aus, wenn Einer von euch in die preussische Armee träte, da unsere süddeutschen Fürsten dem Napoleon helfen müssen.“

Am andern Morgen fanden die Eltern in der Schlafkammer der Söhne einen Brief des Ältesten, in welchem derselbe Abschied von ihnen und dem Bruder nahm; er sei dem Rufe des Königs von Preußen gefolgt; er wolle aber seine Eltern in keine Verlegenheit der Obrigkeit gegenüber und in keine Strafe bringen, darum sei er so heimlich fortgegangen. Die Geschäfte könnten auch ohne ihn besorgt werden; er bitte um der Eltern Verzeihung und um ihren Segen und hoffe, sie nach vollendetem Kriege wiederzusehen.

So lieb die Eltern auch ihren Erstgeborenen hatten, so schwer ihnen auch sein Entschluß war, sie trösteten sich doch mit dem Gedanken, daß ihr Sohn mit so vielen Tausenden sich dem Vaterlande geweiht hatte und hofften auf ein fröhliches Wiedersehen.

Napoleon wurde geschlagen, und die siegreichen Verbündeten zogen in Paris ein. In dem stillen Städtchen warteten zwei treue Elternherzen auf den geliebten Sohn, aber er kam nicht. Napoleon kehrte von der Insel Elba zurück, noch einmal es wagend, den Sieg von neuem an seine Adler zu fesseln, und er erlag bei Waterloo den verbündeten Heeren, um auf der Insel St. Helena sein thatenreiches Leben zu enden.

Wieder hofften zwei Elternherzen nun auf den gewiß heimkehrenden Sohn; doch Jahr auf Jahr verging, er kam nicht wieder. — Nun wurde es den Eltern doch wohl zur Gewißheit, daß der geliebte Sohn den Tod fürs Vaterland gestorben sei, und in Trauer um ihn starben Beide nach wenigen Jahren schnell auf einander im Anfange der zwanziger Jahre.

Der jüngere Sohn trat hierauf als ihr einziger Erbe die Hinterlassenschaft an. Er heirathete ein vermögendes, braves Mädchen, und als ihm zwei blühende Kinder heranwuchsen, war sein Glück vollkommen.

Aber nicht lange dauerte das Glück; es starb das jüngste Kind plötzlich hinweg, zur großen Trauer des Mannes. Nach einiger Zeit fing seine Frau an zu kränkeln, und kaum ein Jahr darauf lag auch sie im Sarge.

Düster und fast verzweifelt starrte der unglückliche Mann ihr in das Grab nach... Nun war ihm noch ein Kind, lieblich und schön wie ein Maienröslein, geliebt. An dieses hängte sich das Vaterherz mit letzter Kraft ..... aber wenige Monate nach dem Tode der Mutter folgte auch das Kind derselben nach, und der Mann war allein und bewirthschaftete seinen Hof für sich mit seinen Dienstboten. Er war fleißig, trank nicht und spielte nicht, hielt auch Ordnung und Pünktlichkeit in Allem, und doch munkelte man wenige Jahre darauf, daß es mit seinem Vermögen bergab gehe. Gute Freunde rathen ihm, eine zweite Heirath einzugehen, damit eine tüchtige Hausfrau das Anwesen durch ihre Mitgift und durch ihre Thätigkeit wieder ins Geleise bringe. Aber er schüttelte düster den Kopf und sagte: „Da kann keine Heirath helfen.“

Weiter brachte man aus ihm nichts heraus. Er arbeitete fort, wie bisher, obgleich er sah, daß es immer mehr bergab gehe. Man sah es nach und nach schwinden, und doch sah man keine äußere Ursache dazu. Er mußte einen Acker nach dem andern, die Pferde, die Schäferei und die Ochsen verkaufen. Die Kühe und die Rinder wurden krank, sein Erlös reichte nirgendso mehr aus, er mußte Geld aufnehmen und konnte nicht einmal mehr die Zinsen bezahlen.

Wie eine Maschine arbeitete er fort, bis Alles zu Grunde gegangen war. Keinen Seufzer, keine Klage hörte man von ihm, es war, als ob es so sein müßte. Sein Hof wurde versteigert, und nachdem die Gläubiger bezahlt worden waren, blieb ihm noch eine kleine Summe übrig. Er zog zu andern Leuten ins Haus. In einer der folgenden Nächte wurde aber der letzte Rest seines Vermögens gestohlen, und der Mann war blutarm. Er bot sich dem nächsten besten Bauern als Knecht oder Tagelöhner an, und tagelöhnernd wohnte er im Armenhause.....Einsilbig, düster und verschlossen blieb er trotz alledem.

So ging es bis zum Mai des Jahres 1850. Er war ein Greis geworden. Da erschien er eines Tages plötzlich vor dem Amtsrichter des Städtchens und bat um eine Unterredung unter vier Augen, welche ihm auch gewährt wurde.

„Nun, Alter, was haben Sie?“ begann der Richter.

Da erhob der Greis seine beiden Arme gegen den Himmel und rief mit Mark und Bein erschütternder Stimme: „Herr Amtsrichter! verhaften Sie mich! Ich habe meinen Bruder erschlagen! Mit der rechten Hand habe ich ihn ermordet! Ich habe ihn in der Scheune des Elternhauses mit diesen beiden verfluchten Händen verscharrt! O sie riechen nach Blut! Sein Blut schreit nach Rache! Ich bitte Sie, verhaften Sie mich!“

Entsetzt wich der Beamte zurück, er glaubte einen Irnsinnigen vor sich zu haben. Nachdem er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, sagte er zu dem Manne: „Sih seid wohl krank, Alter?“

„Herr Amtsrichter! Ich bin nicht krank. Kommen Sie mit mir ins Haus meiner Eltern, ich will Ihnen zeigen, wo ich ihn verscharrt habe. Verurtheilen Sie mich, ich habe sonst keine Ruhe.“

Der klaren entschiedenen Sprache und dem sonst vernünftigen Auftreten des Greises sah der Richter bald an, daß er es nicht mit einem Wahnsinnigen zu thun habe. Er nahm also seinen Actuar als Zeugen mit, und die Beiden gingen vorerst privatim in Gesellschaft des alten Mannes in das ehemalige Haus desselben. Sie baten jetzt den Eigenthümer, ihnen zu



gestatten, daß er sie in die Scheune gehen und den Boden derselben untersuchen lasse.

Mit zitternder Hast eilte der Greis voran und kniete in einer Ecke der Scheune nieder. Man nahm eine Hacke, grub auf und in einer halben Stunde lag ein zerschmetterter Schädel, ein Gerippe und morsche Leinwand vor den entsehten Zeugen.

Der Greis aber fing an jämmerlich zu weinen und Gott um Barmherzigkeit anzuflehen. Tief erschüttert erklärte ihn der Amtsrichter für verhaftet, ließ einen Gensdarmen holen und ihn ins Untersuchungsgefängniß abführen. Leicht und flüchtig, wie von einer Last befreit, eilte der Gefangene voran in seine Haft.

Im Verhör gestand er, daß er schon von frühster Jugend seinen älteren Bruder um das dereinstige Erbe beneidet und darüber nachgedacht habe, ob sich das nicht ändern lasse. Er habe oft gewünscht, daß sein Bruder sterbe, und wäre auch vor einem Morde nicht zurückgeschreckt, wenn er nur die Garantie gehabt hätte, daß derselbe nicht entdeckt würde. Da sei die Kunde von dem Aufruf zum Kampfe gegen Napoleon und zum Anschluß an das preussische Heer gekommen, und darauf hin habe er seinen Plan gebaut, in der Nacht seinen Bruder mit einem Streiche todt geschlagen, ihn mit den blutbesprengten Tüchern in der Ecke der Scheune begraben, den Brief geschrieben und ruhig weiter gelebt, als ob nichts passiert sei. Die Sache habe ihm in den ersten Jahren nicht viel Gewissensbisse gemacht. Aber als seine Frau und Kinder gestorben und sein Hof unaussprechlich trotz all seinen Bemühungen zu Grunde gegangen sei, da habe er erkannt, daß er von Gott verlassen sei, wie Kain. Darum sei ihm alles gleichgültig geworden, was ihm noch zugestoßen sei. Schließlich aber habe er doch gedacht, Gott habe auf diesem entsetzlichen Wege des Un-

glücks und irdischen Fluches ihn zum Bewußtsein seiner bösen That und zur Bekehrung bringen wollen. Deshalb stelle er sich dem Richter jetzt freiwillig, bitte um ein gerechtes Urtheil und hoffe, daß er auf solche Weise sich den Weg bahne, daß er auch von Gott die Verzeihung für seinen Mord erlange.

Die Acten waren bald geschlossen, und der Mörder wurde dem nächsten Assisenhofe überwiesen. Die Verhandlungen fanden am 16. Juli 1850 statt. Der Saal war überfüllt von Zuhörern, und der Erzähler war auch darunter. Ueber dreißig Jahre sind seit jener Zeit vergangen, aber frisch geblieben ist ihm die Erinnerung an jenem Tag. Er sieht jetzt noch den Greis mit seinen weißen Haaren dastehen vor den Schranken und hört jetzt noch das „Schuldig,“ welches der Obmann nach kurzer Berathung mit den Geschworenen verkündigte. Als hierauf der Präsident dem Alten den Spruch des Gerichtshofes, daß er zur lebenslänglichen Zuchthausstrafe verurtheilt sei, mittheilte, richtete er noch die Frage an denselben: „Angeklagter! haben Sie nichts einzuwenden?“

Da erhob sich der Greis mit starker, im ganzen mit Menschen gefüllten Saale vernehmbarer Stimme: „Nein, nein, Herr Präsident! Ich danke für den Spruch! Ich bin gerecht gerichtet! O diese rechte Hand! Die riecht nach Blut und das Blut meines Bruders schreit um Rache. Meine Schuld mußte auf Erden noch gesühnt werden; jetzt hoffe ich auf Gottes Barmherzigkeit.“

Tief erschüttert verließ das Publikum den Saal Nachmittags halb drei Uhr.

Der Greis ist nicht lange im Zuchthause gewesen. Er starb bald darauf mit allen Zeichen der Reue und der Hoffnung auf Vergebung seines Mordes von Seiten Gottes des Allbarmherzigen, während der Zuchthaus Geistliche an seiner Seite stand.

## „Groß ist dein Gott, der solche Wunder thut!“

(Nach E. Kirch.)

**E**s ist von Brüdern, deren Urtheil wir sehr hoch schätzen, die Meinung geäußert worden, daß es namentlich für unsere jungen Leser sehr gut wäre, falls sie und da anregende Charakterbilder aus der Kirchengeschichte im Magazin erscheinen würden. Mit Vergnügen willfahren wir hiermit diesem Wunsche und bieten das Folgende:

Ein grausamer König, Tiridates, saß auf dem Throne von Armenien und verfolgte die Christen mit furchtbarer Rachgier; er wollte nie und nimmer den Glauben an den Gekreuzigten aufkommen lassen. Als er vernahm Gregor, der Anfangs zu Cäsare in Cappadocien den dortigen Christen während der Verfolgung des Diocletian (gest. 313) das Evangelium verkündigte und sie zur Standhaftigkeit aufmunterte, sei in Armenien angekommen, um die Heiden im Lande durch seine Predigt vom Götzendienste zum Glauben an Christum zu führen, so befahl er augenblicklich den Christusprediger gefangen zu nehmen und vor seinen Richterstuhl zu schleppen. Furchtlos und seinem Heiland treu, stand Gregorius vor dem Throne des grausamen Königs, der ihn durch Drohungen zum Abfall vom Glauben an den Gekreuzigten bewegen wollte. Aber Drohungen halfen nichts, und der König ließ den Glaubensprediger grausam mißhandeln und peinigen, die Fenster fielen über ihn her und zerschlugen mit eisernem Ham-

mer seine Gebeine, daß das Blut hervorbrang. Und Gregor jubelte unter der schrecklichen Marter und predigte den gegenwärtigen Heiden den gekreuzigten Christus als den wahren Gott und Heiland der Menschen. Da tobte der erbitterte König noch wüthender, und überließ den Heiligen der namenlosen Blutgier seiner Fenster, die dann die Muskeln seines Körpers mit eisernen Hacken zerfleischten, die Wunden mit glühendem Eisen brannten und Essig und Salz darauf gossen. Der Märtyrer betete und pries den Namen des Herrn, bis er ohnmächtig zu Boden sank.

Da meinten die unmenschlichen Peiniger, der Tod habe seinen Qualen ein Ende gemacht, und warfen ihn in eine tiefe, feuchte Höhle, fern von der menschlichen Hülfe. Nach vielen Jahren ereignete es sich, daß Tiridates mit seinen Hofslingen herausritt, die flüchtige Gazelle zu jagen. Der Weg führte ihn vorüber an der schaurigen Höhle. Plötzlich hielt er an, denn die Stimme eines Menschen tönte aus der Felsenhöhle. Es war ein Christenlied zum Lobe des lebendigen Gottes. Alle staunten, die die männliche Stimme vernahmen, und der König war äußerst begierig zu erfahren, welcher Unglückliche in diesem schauerlichen Kerker wohne. Ein Seil ward hinabgelassen, und dem unterirdischen Wesen zugerufen, es möge sich festhalten, daß es ans Tageslicht gerettet werden könne. Bald

stand ein Mann, kimmerlich bekleidet mit einem veralteten, feuchten Gewande, mit langem Bart und Haaren, die über Brust und Nacken fielen, vor dem Könige, und sah diesen wehmüthig an, mit zitternder Stimmeprechend: „Ich bin Gregorius, den du einst deinen Hentern zur Marter übergeben, den siehst du heute vor dir, die Allmacht des Gottes der Christen dir aufs Neue zu verkündigen.“ Bei diesen Worten ward der König und alle, die es hörten, tief erschüttert. Der Mann des Glaubens aber fuhr fort: „Die Hentler warfen mich als todt in die Höhle; Jesus Christus aber hat mich erhalten zu seiner Verherrlichung. Ein Weib, dem ich kurz zuvor das Evangelium gebracht, kam, um zu weinen vor der Höhle, wo ich begraben worden. Ich rief ihr zu, und sie ernährte mich täglich mit Brod und Wasser, das sie an einer Schnur in die Nacht des Fessens niederließ.

Gelobet und gepriesen sei der Name des gekreuzigten Heilandes!“ Der König stand noch eine Weile wie versteinert, dann sank er zu den Füßen des Märtyrers und rief: „Groß ist dein Gott, der solche Wunder thut an seinen Auserwählten!“

Und die Geschichte erzählt, daß er sich unterrichten ließ im Glauben an Christum, und bald darauf die Taufe empfing sammt allen, die an seinem Hofe und in seinem Reiche lebten. Gregorius ward zum Bischof von Armenien gewählt, und seine Predigten und sein heiliger Wandel machten einen unauslöschlichen Eindruck auf die Herzen der Neubekehrten. Doch nicht zufrieden, in seiner Herde so viel Gutes gestiftet zu haben, trug er die Kraft des Evangeliums zu andern rohen Völkern, die am Caspischen Meere wohnten, und drang bis an den Berg Kaukasus.

## Lasset uns Gutes thun an Jedermann.

Ich war in meiner Jugend Handwerksgehilfe und arbeitete als solcher in P. Da ich nicht, wie mancher meiner Kameraden, meinen Verdienst in Vergnügungen verschleuderte, so konnte ich es möglich machen, mir eine eigene möblirte Wohnung zu halten, welche mir in mehr als einer Beziehung Bedürfnis war. Diese Wohnung lag nahe an einem Ende der Stadt, von wo aus eine große Pappelallee nach einem nahen Wäldchen führte; und hier pflegte ich gewöhnlich noch in später Feierabendstunde spazieren zu gehen.

Dieses that ich auch an einem Herbstabende. Der Mond blüete nur dann und wann durch zerrissene Wolken, und in der Allee war es einsam und still. Schon hatte der Wächter zehn gepfeifen, und ich befand mich auf dem Rückwege, als ein Mann, den ich früher nicht bemerkt hatte, zu mir heran trat und mich fragte, ob ich ein Geistlicher sei. Zu diesem Glauben mochte ihn mein Anzug veranlassen, denn weil es mehr dunkel als hell war, hatte ich meinen Haisrock anbehalten und trug dazu einen niedrigen Hut mit etwas breiter Krempe, wodurch ich in der Dunkelheit einem katholischen Geistlichen ähnlich sehen mochte. Ich verneinte diese Frage, fragte aber den Mann zurück, ob er etwa ein geistliches Anliegen habe. In diesem Falle möge er, wenn ich auch kein Geistlicher sei, Vertrauen zu mir fassen; denn ich sei in geistlichen Sachen nicht ganz unerfahren, und mindestens werde er an mir einen theilnehmenden Menschen finden.

Nun hatte aber der Mann kein geistliches Anliegen, sondern die leibliche Noth drückte ihn.

Mich wahrscheinlich für einen Polen haltend, erzählte er mir, daß er fürs Vaterland (1830) gekämpft habe, dabei in russische Gefangenschaft gerathen, jedoch glücklich nach Ungarn entkommen sei; unter vielen Drangsalen sei er ins Herzogthum zurückgekehrt, habe hier in P. bei einer Behörde Beschäftigung gefunden, aus welcher Stellung er aber durch die nichtswürdigste Kabale verdrängt worden sei. Zwar setze er seine Hoffnung noch auf den Oberpräsidenten, an den er sich persönlich wenden werde, aber seine augenblickliche Noth sei außerordentlich groß, denn ihm mangle selbst Quartier, und er müsse diese Nacht unter freiem Himmel liegen. Dringende bitte er mich also um eine Unterstützung. Ich erwiderte ihm nun zwar, daß ich kein Geld bei mir habe, ihm auch überhaupt nur wenig helfen könne, weil ich mein Brod mit meiner Hände Arbeit verdienen müsse; gleichwohl aber solle er in dieser kalten Nacht nicht im Freien bleiben, sondern könne Quartier in meiner Wohnung haben. Dieses Anerbieten suchte er anfangs

höflich abzulehnen, indeß ich nöthigte ihn so lange, bis er einwilligte und mit mir ging.

In meiner Wohnung angekommen, sagte ich ihm, daß es meine Weise sei, mich vor dem Schlafengehen Gott zu empfehlen, er möge sich also solches gefallen lassen. Ich kniete nun nieder vor Gott, und der Mann that zu meiner Freude dasselbe. Nach beendetem kurzem Gebet bat ich ihn nun, sich auszukleiden, und auf mein sauberes Bett deutend, sagte ich: „Hier werden Sie schlafen.“

„Aber, mein Herr,“ entgegnete betroffen der Mann, „da ich in Zimmern nur ein Bett sehe, so nehmen Sie mir die Frage nicht übel: wo wollen Sie schlafen?“

„Hier,“ sagte ich, auf das Sopha deutend, „und mein langer Rock, denke ich, wird nicht die schlechteste Decke sein.“

Ich gestehe, es kostete Mühe, den Mann zu bewegen, sich in mein Bett zu legen.

Mit Recht wird man meine Handlungsweise eine Unvorsichtigkeit nennen; indeß was hat das warme Herz mit dem kalten Verstande zu thun? und in den meisten Fällen glaube ich, sind wir Menschen nur zu vorsichtig. Glücklicher Weise hat die Sache auch keinerlei nachtheilige Folgen für mich gehabt.

Am nächsten Morgen frühwachten wir noch mit einander, und weil der Mann mir sagte, daß er an diesem Tage zum Oberpräsidenten gehen wolle, so gab ich ihm noch eine Kleinigkeit, damit er sich rasiren lassen könne, denn er hatte einen abentheuerlich großen Bart, und so schieden wir als gute höfliche Leute von einander.

Im Laufe meiner Unterhaltung mit diesem Menschen hatte er mir gesagt, er heiße S. und sei aus N. Zufällig kannte ich eine christliche Person, die ebenfalls aus der genannten Stadt war, und als ich nach kurzer Zeit mit dieser zusammentraf, fragte ich dieselbe, ob sie einen gewissen S. aus N. kenne.

Verwundert blickte sie mich an und sagte: „O ja, den kenne ich; es ist ein böser und gefährlicher Mensch zugleich. Sein Vater ist ein geachteter Bäckermeister, aber er darf sich vor diesem nicht scheuen lassen. Wie kommen Sie auf diesen Menschen?“

Ich erzählte nun die Geschichte unserer Bekanntschaft, und bekam zum Dank dafür eine tüchtige Lection mit der Weisung, Gott zu danken, daß ich für meine Gastfreundschaft nicht beraubt worden sei. Ich aber lachte über die Sache und dankte Gott nicht dafür.


Es war einige Wochen später. Der Mond sollte nach dem Kalender scheinen; aber er schien nicht, und es war trübes November-Wetter; gleichwohl aber wirkte das verborgene Voll-



mondslicht doch so viel, daß man in der Nähe alles deutlich unterscheiden konnte. Ich ging meiner Gewohnheit nach wieder spaziren, bog diesesmal aber aus der Pappelallee in einen seitswärts nach dem Flusse führenden Weg, der zu beiden Seiten Gräben hatte und durch ein Gestrüpp führte, welches der Weidenbusch genannt wurde. Kein Mensch war weder vor noch hinter mir bemerkbar, und ich ging, wie man sagt, an nichts denkend, meinen Stoc hinter mir her schleppend. Plötzlich aber rauschte es im Gebüsch, und in demselben Augenblicke sprang ein Mann über den Graben, der einige Schritte vor mir stehend, den Arm, mit einem starken Knüttel bewaffnet, gegen mich erhob. Aber fast noch schneller, wie sich dieser Arm gegen mich erhoben hatte, sank er herunter; einen Augenblick stand der Mann starr wie eine Bildsäule vor mir; aber noch ehe ich mich von meinem Schrecken sammeln konnte, war er verschwunden und sein flüchtiger Schritt verlor sich vor mir im knisternden Gebüsch. — Wir hatten uns erkannt, er war mein vormaliger Gast.

Die Anwendung dieser Erzählung aus meinem Leben habe ich in der Ueberschrift gegeben, und nur dieses will ich noch hinzufügen: Auch in dem gesunkensten Menschen schlummern die Keime der edelsten Tugenden; sicherlich wurde der Arm dieses Menschen nicht gegen mich entworfen, weil er etwa glaubte, keinen Raub bei mir machen zu können; bei einem Spaziergänger konnte er immer nicht viel erwarten; aber daß ich mindestens eine Uhr bei mir trug, konnte er wohl vermuthen. Nein, der Arm dieses Menschen war entworfen worden, weil ich ihm im Namen des Herrn eine Liebe erzeigt hatte; Scham und Dankbarkeit hat er in dem Augenblicke empfunden, als er mir als Räuber gegenüberstand, und ich war in diesem Augenblicke eine moralische Macht gegen ihn geworden, stärker, als das mit Zuchthaus drohende Gesetz. Ach, wenn dieser Mensch es erfahren hätte, was sein Gott und Heiland für ihn gethan hat, mit welcher dankbaren Liebe würde er ihm vielleicht gedient haben. — Würden wir aber mehr Gutes thun, sicher würde weniger Böses geschehen.

## Den Kürzesten gezogen.

nd wem wäre das in seinem Leben nicht schon einmal passiert? Man macht diese Erfahrung gemeinerhand dann, wenn man die Stärke und Klugheit seines Opponenten unterschätzt. Das alte Sprichwort: „Jeder findet seinen Meister,“ ist nicht ganz aus der Luft gegriffen. Und was schadet's denn auch, wenn man 'mal so ganz unerwartet in die Klemme kommt? Es kostet nicht immer gerade das Bischen Leben. Und nicht selten kommt für Jemand sonst noch etwas recht Gutes dabei heraus. So ging's einmal König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Er pflegte jeden Morgen nach gehaltenem Vortrage im Kabinet, wenn auch nur auf Augenblicke, im Wohnzimmer der Königin (Louise) sich aufzuhalten und mit ihr am liebsten frisches Obst zu frühstücken. Bei dem Hereintreten bemerkt er einmal auf einem Nähtisch eine hübsche Haube, die ihm neu schien. Lächelnd fragt er nach dem Preise. „Es ist nicht immer gut,“ erwidert scherzend die Königin, „wenn die Männer wissen, was der Putz der Frauen kostet; sie verstehen das nicht und finden dann alles zu theuer.“ — „Aber du kannst mir doch wohl sagen, was die Haube kostet; möchte es gern wissen!“ — „Ja, ich habe eine wohlfeile gewählt; sie kostet nur vier Thaler.“ — „Nur? Erschrecklich viel Geld für so ein Ding!“ Und indem der König, am Fenster stehend, fortfährt zu spötteln, bemerkt er einen vorübergehenden Garde-Invaliden, welchen er heraufruft. Kaum ist derselbe eingetreten, so spricht zu ihm der König: „Die Dame, welche da auf dem Sofa sitzt, hat viel Geld; was meinst du wohl, alter Kamerad, was sie für die Mütze gegeben hat, die da auf dem Tische liegt? Darfst dich aber nicht blenden lassen von dem schönen Rosabande.“


Der alte Kriegermann, unerfahren in solchen Dingen, zuckt mit den Achseln und spricht endlich kurz und rund: „Na, die wird wohl eenige Groschen kosten!“ „Da hörst du's!“ fuhr der König fort. „Ja, was Groschen! Vier Thaler hat sie dafür bezahlt. Nun geh' mal hin und laß dir von der schönen Frau ebensoviel geben.“ Lächelnd den König ansehend, öffnet sie flugs ihre Börse und legt dem sachte herangetretenen Soldaten in die vorgehaltene Hand vier blanke Thaler. „Aber,“ fügt sie dann mit einem schalkhaften Blicke hinzu, „sieh' mal, der hohe Herr, der da am Fenster steht, hat viel mehr Geld, als ich; alles, was ich habe, habe ich erst von ihm, und er gibt gern. Nun geh auch zu ihm hin, und laß dir das Doppelte, acht Thaler, geben.“ Mit fröhlichem Aufschlagen sieht die Königin auch diese Spende aus den zum Geben immer offenen Händen des jetzt freilich achselzuckend lächelnden, langsam zahlenden Königs erfolgen und wünscht dem vergnügten Veteranen Glück. Dieser hat das glücklichste Ehepaar gesehen, und hört noch, wie er schon das fürstliche Zimmer verlassen, da drinnen den lauten, fröhlichen Scherz. Der Invalide hieß Christian Brandes und wurde sehr alt. Der König hatte die Gesichtszüge und den Namen des Mannes, aber auch diese Scene behalten. Wenn er seiner späterhin, nach dem Tode der Königin, zu Potsdam ansichtig wurde, beschenkte er ihn, und hat dabei oft im Schmerzensstone gefragt: „Brandes, weißt du noch?“

Wie wär's, mußten wir denken, wenn bei solchen angenehmen Familienzwischen die klingenden Thaler anstatt in die Tasche eines alten Invaliden in die Missions- oder Wasenkafe fließen würden?

## Aus der deutschen Reichshauptstadt.

Von G. Heinmiller.

### II.

on „Unter den Linden“ hat man schon so viel gehört, daß man mit großen Erwartungen nach Berlin geht. Ist man schon in einer Großstadt gewesen, hat man schon schöne Straßen und großartige Anlagen gesehen, so will man „Unter den Linden“ noch Schöneres und Großartigeres

sehen. So ging es mir wenigstens; und daß ich nicht wenig getäuscht wurde, daran mag ich großentheils selbst schuld sein. Der Mensch ist eben ein schlecht balancirtes Geschöpf; es geht ihm sehr schwer, immer die goldene Mittelstraße zu halten. Entweder haben ihn schlimme Vorurtheile beherrscht, daß er gerne nur die schwarze Brille aufsetzt, oder er ist von seinen

überspannten Erwartungen so hingerissen, daß er sich vergebens die Augen reiben muß, um der schrecklichen Täuschung zu entgehen. „Unter den Linden“ wird von Reisenden verschieden beurtheilt. Ein Amerikaner, der schon ziemlich weit in der Welt herumgekommen war, schreibt, er habe nicht gefunden, was er erwartet.

Ein anderer Amerikaner, der lange nicht so deutsch ist, wie der Erstgenannte, sagt, „Unter den Linden“ sei eine der schönsten Avenues, die er auf all seinen Reisen angetroffen habe. Und denke Dir, L. Editor, dieser war ein Clevelandler,<sup>20)</sup> und die Clevelandler können ja des Ruhmens über ihre prachtvolle Euclid Avenue

nicht satt werden. — Zu unserer Täuschung trugen auch die äußeren Verhältnisse nicht wenig bei. Es war nemlich ein naßkalter Tag im übrigens dieses Jahr gelinden Februar. Hätten wir den Besuch auf den Monat Mai oder Juni verschieben können, wann die Linden in Gala erscheinen, so wäre der Eindruck ein entschieden günstiger gewesen. Die Straße „Unter den Linden“ ist etwa zweihundert Fuß breit und eine englische Meile lang. Auf beiden Seiten sind breite gepflasterte Fahrwege, neben diesen auf der einen Seite ein nicht gepflasterter Reitweg, auf der anderen Seite, ob wohl nur der Symmetrie wegen, oder für besondere Zwecke ist mir nicht bewußt, ein gleichbreiter gepflasterter Weg. Mitten ist dann die schöne Promenade, eingefaßt an beiden Seiten mit Linden, Akazien und anderen Bäumen.

Ich wiederhole, im Sommer mag das Weilen auf dieser Promenade, rechts und links umgeben von der Unruhe einer Großstadt, angenehm sein. — Die Häuser auf dieser Straße sind meistens höchstens dreistöckig, selten vierstöckig, und ich glaube kein fünfstöckiges Haus „Unter den Linden“ gesehen zu haben. Die Trottoirs (sidewalks) sind breit, und die großen Schaufenster sind in der That prachtvoll ausgeschmückt. Ob aber in dieser Beziehung „Unter den Linden“ mit dem New Yorker Broadway und

mancher anderen amerikanischen Geschäftsstraße sich messen kann, ist doch fraglich, und wollten wir einen Vergleich anstellen zwischen dem Verkehr auf diesen beiden Straßen, so trägt Broadway immer die Palme davon.

Aber nicht so viel was Einem in die Augen fällt, macht diese

Straße so berühmt; „Unter den Linden“ hat historische Bedeutung. Fangen wir am östlichen Ende an, so fällt uns vor Allem die Statue von Friedrich dem Großen in die Augen, ein Meisterwerk, das nicht bald seines Gleichen findet. — Und meine Leser wissen mehr oder weniger, welche bedeutende Ereignisse in der preussischen Geschichte



Wohnung des Kaisers.

mit diesem Namen verbunden sind. Gehen wir ein wenig weiter nach Osten über die Brücke hinaus, so kommen wir in den Lustgarten, woselbst wir die Statue von Friedrich Wilhelm III. finden. Rechts steht sogleich auch das königliche Schloß, Berlin's größter und schönster Bau. Natürlich sieht man die größte Pracht erst im Inneren des Schlosses. Wer noch nicht in einem königlichen Schloß gewesen ist, wird sich kaum eine richtige Vorstellung von dessen elegantem Inneren machen können. Wenn manches Schloß von innen nicht schöner wäre wie von außen (dies ist der Fall auch von dem Dresdener Schloß), so würde man manchen Monarchen nicht beneiden. In diesem schönen Schloß wohnt aber der verehrte Kaiser nicht; er ist genügsam und zieht es vor, in

einem kleineren und einfacheren Palais zu wohnen. Kehren wir zurück zu der Statue von Friedrich dem Großen, so stehen wir vor der Wohnung des Kaisers. In der Nähe ist auch das kronprinzliche Palais, ebenfalls das Universitätsgebäude u. a. m.

Seit dem Jahre 1878 — einem ereignisvollen Jahr für das deutsche



Kronprinzliches Palais.

Kaiserhaus — wird in einem jeden deutschen Herzen ein sympathisches Gefühl nach gerufen, wenn man an „Unter den Linden“ erinnert. Die Ursache hiervon sind die beiden bekannten Attentate auf den deutschen Kaiser, ausgeführt von

\* (Der leider durch die unrechte Brille schaute! — Ebr.)



zwei von socialdemokratischen Geistern besessenen Subjekten — Höbel und Nobiling.

Es war am 11. Mai 1878, als die Stadt Berlin durch die Kunde erschreckt wurde: Unter den Linden hat ein — glücklicherweise mißlungener — Mordversuch auf den Kaiser stattgefunden!

Ein Klempnergehilfe, Höbel aus Leipzig, hatte aus einem Revolver zwei Schüsse auf den Kaiser, der mit seiner Tochter, der Frau Großherzogin von Baden, die Linden entlang fuhr, abgefeuert, und war dann, nachdem er auf die ihn Verfolgenden noch zwei Schüsse, die ebenfalls fehlgegangen, abgefeuert hatte, festgenommen worden. Es wurde zunächst bekannt, daß der verruchte Bube, der seinen Arm gegen den geliebten Monarchen erhoben hatte, mehrmals schon wegen Diebstahls gefessen und seit einiger Zeit sich als socialistischen Agitator in Leipzig bekannt gemacht hatte.

Raum waren vier Wochen verflossen — inzwischen hatte man die Schreckensnachrichten vernommen: auf den in London weilenden deutschen Kronprinzen sei ein Attentat ausgeführt worden, und die stolze, stattliche Panzerfregatte „Großer Kurfürst“ sei in Folge eines Zusammenstoßes mit dem Schiffe „König Wilhelm“ gesunken, wobei über hundert junge Seeleute ihr Leben eingebüßt — da verbreitete der Telegraph die Kunde durch Deutschland:

„Es ist zum zweiten Male auf den Kaiser geschossen worden — der Kaiser ist verwundet!“

Gegen drei Uhr am Sonntag den 2. Juni fuhr der Kaiser wiederum die Linden entlang. Da geschah es, daß aus dem zweiten Stock des Hauses Nr. 18 aus einem Doppelgewehr zwei Schüsse auf ihn abgefeuert wurden, die leider ihr Ziel nicht verfehlten. Die Ladung bestand in Schrot und Kugeln. Der Kaiser trug seinen Helm, und hatte der kühlen Witterung wegen einen Mantel umgethan. Beides schützte

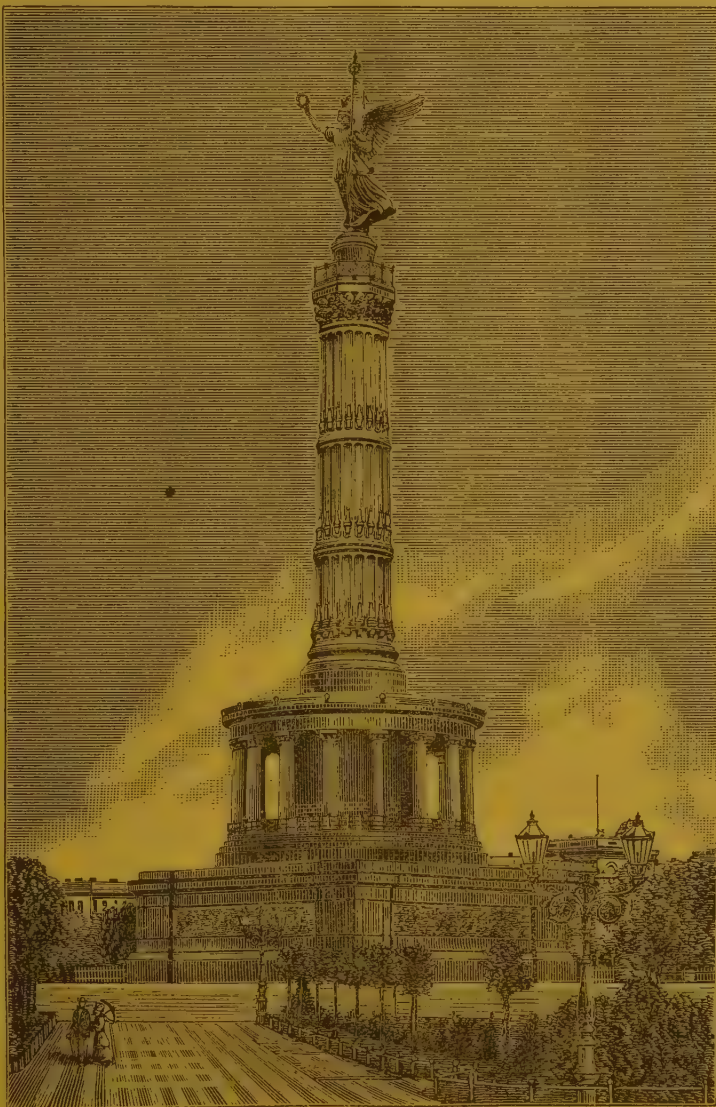
ihn vor dem Aeußersten. Durch den Helm drang ein Kugelposten, aber er streifte nur den Kopf, ein anderer wurde durch die Schuppentette von dem Eindringen in die Schläfe abgehalten. Der Mantel, der wie ein Sieb durchlöcherl wurde, schwächte die Kraft der Geschosse ab. Mit einem Schmerzenslaute sank der Kaiser zurück, richtete sich aber wieder auf, als der Leibjäger an den Wagen sprang und das fließende Blut mit einem Taschentuche abtrocknete, das ihm ein herbeigeeilter Offizier gereicht hatte. Es war ein über die Massen herzbe-

wegender Anblick, als der Wagen mit dem verwundeten Kaiser umbog und langsam dem Palais wieder zufuhr, von einer mit jedem Augenblicke wachsenden, schmerzbelegten Menge begleitet, aus der sich der laute Wehruf Bahn brach: „Ach, unser geliebter Kaiser, unser geliebter Kaiser ist getroffen!“

Massen drängten sich an das kaiserliche Palais — der erste Trost, der ihnen ward, war das ärztliche Urtheil: „Die Verwundung des Kaisers ist nicht lebensgefährlich.“

Doch ich will diese traurige Begebenheit nicht weiter detailliren — den meisten Magazinlesern ist sie noch frisch im Gedächtniß. Kaiser Wilhelm lebt heute noch durch Gottes Gnade trotz den Bemühungen dieser Mordbuben.

Wir gehen weiter. Bald sind wir am Brandenburger Thor und somit am Ende von „Unter den Linden.“ Treten wir durch das Thor, so



Siegessäule Berlin's.

gewahren wir in nicht weiter Entfernung inmitten einer schönen Parkanlage das Siegesdenkmal Berlin's, das in der That einen imposanten Eindruck macht. Als die tapferen Söhne Deutschland's von Frankreich's blutgetränkten Schlachtfeldern heimkehrten, war das ganze Land siegestrunken. Der alte Feind — der Feind deutscher Macht, deutscher Sitten, deutscher Treue — Napoleon und die Napoleoniten hatten berbe und wohlverdiente Schläge bekommen. Paris — Frankreich's Krone — mußte kapituliren. Zwei bedeutende Provin-

gen wurden an Deutschland annectirt. Zu Versailles fand die deutsche Kaiser-Proclamation statt. Große Beute brachte man aus dem Kriege mit, und Frankreich wurde gezwungen mit mehreren Milliarden deutsches Pulver und Blei zu vergüten. Das Alles war dem Franzosen zu viel, deßhalb auch heute noch die furchtbare Revangelust. Aber es war dem Deutschen auch zu viel, dies hat die Geschichte seit 1871 in mehr als einer Beziehung bewiesen. Dieses Siegesgefühl fand einem alten Gebrauch in der Menschheit gemäß seinen Ausdruck auch in der Errichtung von Siegessäulen. Ich glaube, fast in jeder Stadt von irgend welcher Bedeutung findet man ein Denkmal zur Erinnerung an den großartigen Sieg über

Frankreich. Das größte aber, welches ich in Deutschland gesehen, ist das Berliner Denkmal. Diese Denkmäler werden Kindern und Kindeskindern noch predigen. Und die Predigt wird nicht ohne Wirkung sein. Wie hebt und treibt nicht das Bewußtsein des Sieges über einen großen Feind! — ebenso sehr wie das Bewußtsein einer empfindlichen Niederlage auf der anderen Seite niederschmetternd und raucherzeugend wirkt!

Sieg! welch ein mächtiges, bezauberndes Wort! Wie viele Deutsche haben in ihrem Herzen wohl ein Siegesdenkmal errichtet, zum Zeichen, daß sie über einen noch größeren Feind als Napoleon gesiegt haben: — über das böse, böse Ich!

## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenblicke auf diejenige im römischen Reich zur Zeit der Cäsaren.

Von A. Salmhuber.

Die Verbreitung des Christenthums.

Mit großem Eifer betreibt auch die griechisch-katholische Kirche oder die Kirche von Rußland Mission in Japan. Der von Rußland gekommenen Priester sind zwar nicht viele, nur etwa acht an der Zahl; sie ziehen sich aber rasch eingeborne Gehülfen heran, welche sie nach allen Theilen Japans hin aussenden. Die russischen Priester haben sich alle in Tokio concentrirt, wo sie von der russischen Regierung mit bedeutenden Geldmitteln unterstützt, durch Kirche, Schule und Armenwesen einen festen Halt gewonnen haben. Aus ihrer Stärke in der Hauptstadt entspringt aber ihre Schwäche in den Provinzen, denn die Selbstständigkeit, in welche sie ihre eingebornen Priester so frühe hineinweisen, muß nothwendig eine innere Schwäche ihres Werkes begründen. Hat die römisch-katholische Mission ungünstige Eindrücke von ihrem früheren Auftreten zu überwinden, so steht der russisch- oder griechisch-katholischen Mission die politische Färbung im Wege, welche sie durch die Unterstützung der russischen Regierung erhält. Die Japanesen sind gegen eine mit Politik vermischte ausländische Religion sehr mißtrauisch. Folgende Aeußerungen im Basler Missionsmagazin über die griechische Kirche in Japan geben uns erwünschtes Licht über ihre gegenwärtigen Zustände:

„In Tokio bezeichnen die Japaner die katholische Kirche als ‚buddhistisches Christenthum,‘ wegen der Kerzen, Blumen, Bilder, Rosenkränze, Ceremonien, die sich gleicherweise im Buddhismus, wie in dieser Kirche finden; den einfachen Gottesdienst der amerikanischen Presbyterianer dagegen nennen sie ‚Schinto-Christenthum,‘ weil in den Schintotempeln auch keine Bilder u. s. w. sind, und die Predigt die Hauptsache bildet. Wir glauben entschieden, daß wenn einmal Japan sich in größerem Maßstab dem Christenthum zuwendet, es nicht das katholische, sondern das evangelische Bekenntniß annehmen wird; es müßte dann sein, daß die zwischen beiden etwa in der Mitte stehende russisch-griechische Kirche, von starken politischen Einflüssen unterstützt, hier die Oberhand gewänne. Vor kurzem ist der bekannte Archimandrit Nikolai, welcher durch sein energisches und taktvolles Auftreten sich die allgemeine Bewunderung erworben hat, zum ersten Bischof von Tokio erhoben und in der Hauptstadt zugleich ein großes Priesterseminar errichtet worden, alles unter freigebiger Beihilfe der russischen Regierung. Die Zahl der bisher von den Rus-

sen Gewonnenen wird bald auf 3000, bald auf 5000 angehen. Alle Kinder der Befehrten müssen Russisch lernen, nur die Alten dürfen die Responsorien und kirchlichen Gebete in ihrer eigenen Sprache herlesen oder singen.“

„Auf einer Reise von Kobe nach Annaka trafen die Missionare Atkinson und De Forest in einer Stadt, deren Namen sie absichtlich verschweigen, ganz unerwartet eine solche japanische Christengemeinde, die zur russisch-griechischen Kirche gehörte. In ihrem geräumigen Versammlungs-saal hing ein rauchgeschwärztes Bild der Jungfrau Maria mit dem Jesuskind. Davor stand ein Altar, auf welchem Weibrauch brannte und eine dreiarmige Lampe aufgestellt war, aber nur mit zwei Flammen. Mitten auf dem Altar lag ein ausländisch gebundenes Buch, das wie eine Bibel aussah. Am Deckel war ein großes Silberkreuz befestigt. Der Priester, ein Japanese, sang die Liturgie, mit dem Rücken zur Gemeinde, mit dem Gesicht zu Altar und Bild gefehrt. Ein kleiner Chor von Knaben und Mädchen mit ein paar Erwachsenen sang die Responsorien recht schön. Häufig fiel alles auf die Kniee und schlug das Kreuz. Nach Beendigung der Liturgie wandte sich der wohlaussehende, junge Priester zur Gemeinde und hielt von einem Pult aus seine kurze Predigt. Sein Ornat war aus gesticktem japanischem Tuch. Anfangs hatten wir geglaubt, so schreiben die Missionare, unter Katholiken zu sein, jetzt aber wußten wir, daß es ein russisch-griechischer Gottesdienst war. Die Predigt war viel einfacher als wir's von unsern evangelischen Japanern gewohnt sind, setzte namentlich weit weniger Bibelkenntniß voraus, war aber gut und klar. Die Geschichte vom verlorenen Sohn wurde spannend erzählt und der Sinn des Gleichnisses klar auseinander gesetzt. Wir fühlten, daß es etwas ist, wofür man dankbar sein muß, daß hier und da in Japan das Evangelium in solcher Einfachheit gepredigt wird, wenn schon der Cultus und das Kirchenregiment anders sind, als wir für gut halten.“

„Kaum war der Gottesdienst beendet, so scharte sich die aus 30 bis 40 Personen bestehende Gemeinde um die amerikanischen Missionare. Und als vollends deren Stand und Herkunft bekannt wurde, und sie mit den Leuten in ihrer eigenen Sprache zu reden anfangen, da herrschte große Freude. Der Priester lud sie in seine gleich an die Kirche anstoßende Wohnung; die ganze Gemeinde folgte ihnen dahin nach. Nachdem die Gäste mit russisch angemachtem Thee waren bewirthet



worden, forderte man sie auf, zu predigen; sie ließen sich noch etwas bitten, hielten dann aber jeder eine Ansprache. Alles schien höchst befriedigt. Nachher begleiteten der Priester, dessen Gehülfe und ein paar Gemeindeglieder die Missionare noch auf einen Spaziergang und zuletzt in ihr Hotel. Sie erfuhr, daß der russische Missionar nur selten nach dem eingebornen Priester und seiner Gemeinde sieht, aber häufige Berichte von ihm erhält, und daß alle eingebornen Priester einmal des Jahres in Tokio versammelt werden. Am Abend kamen noch mehrere Gemeindeglieder ins Hotel, und als diese fort waren, wieder andere, alle voll rührenden Danks für den Besuch, den ihnen die amerikanischen Missionare gemacht hatten."

Versuche zu einer protestantischen Mission in Japan reichen zurück bis ins Jahr 1831, um welche Zeit Güz-laff, ein Missionar in Siam, mit drei schiffbrüchigen Japanesen zusammentraf; von diesen lernte er mit Hülfe des von Dr. Medhurst in Batavia verfaßten japanischen Wörterbuchs die japanische Sprache und schrieb seit 1836 mehrere Traktate für Japan, welche Traktate er mit einem Aufwand von \$22,000 drucken ließ. Endlich machte er sich 1837 auf den Weg nach Japan. Aber unterwegs warfen ihm seine Reisegefährten aus Furcht vor der Untersuchung ohne sein Wissen seine Büchertischen über Bord; und in Jeddo und andern japanischen Seehäfen wurden sie so scharf mit Kanonenschüssen begrüßt, daß der Capitän eiligst umkehrte. So mußte Güz-laff das ungeliebte Land mit dem Rücken ansehen; und auch seine sieben in Makao gekaufte Japanesen konnte er nicht zu Missionszwecken für ihr Vaterland verwenden.

Näher zur Sache kam die 1845 gegründete, unter englischem Schutze stehende Seemännische Lutschu-Missionsgesellschaft mit ihrem tüchtigen Missionar Dr. Bettelheim, welcher sich unter unsäglichen Schwierigkeiten etwa neun Jahre lang mit seiner Familie in Napa, einer bedeutenden Stadt der Lutschu-Inseln, aufhielt. Die japanische Regierung legte ihm in den Weg, was sie nur konnte, und fürchtete nur die Engländer, um nicht das ganze Werk zu zerstören. Dr. Bettelheim verfaßte und übersetzte manche Schriften, schrieb auch 1853 von fünf Seelen, die er seine Brüder in Christo nennen dürfe; aber 1854 verließ er, von seiner Gesellschaft nicht genügend unterstützt, seinen Posten, und auch sein Nachfolger Moreton blieb nur bis 1856. Vier Jahre später löste sich die Missionsgesellschaft ganz auf, und somit war auch diese Brücke nach Japan wieder abgebrochen. Mehlich ging es katholischen Missionaren, die seit 1844 wiederholt von französischen Kriegsschiffen auf den Lutschu-Inseln eingeführt wurden.

Die gegenwärtige erfolgreiche protestantische Mission in Japan datirt seit etwa 1858, um welche Zeit besonders die Engländer und Amerikaner von der Erlaubniß der Ausübung ihrer Religion und der Erbauung gottesdienstlicher Gebäude in den Hafenstädten Gebrauch zu machen angingen. Missionare der freien Baptisten, der amerikanisch-reformirten oder holländisch-reformirten amerikanischen Kirche, der amerikanischen baptistischen Kirche und der englischen Kirchen = Missions-Gesellschaft nebst einer Anzahl anderer religiöser Gesellschaften nahmen nun die Missionsarbeit in Japan der Reihe nach auf.

## Aus Texas.

Von D. Kreh.

In meiner Jugend schon hatte ich viele märchenhaft lautende Erzählungen gelesen und gehört von den gefürchteten und gefährlichen Klapperschlangen, wünschte auch oft, 'mal das Glück (?) zu haben, eine solche zu sehen; trotzdem aber, daß ich schon zwei Jahre im Land der Schlangen und anderer giftiger Reptilien bin, und viel zu reisen hatte durch sehr wilde und rauhe Gegenden bei Tag und bei Nacht, wurde mein Wunsch und meine Neugierde nicht befriedigt, bis vor nicht langer Zeit zurück. Obwohl ich viele grauenhafte Geschichten erzählen hörte bei den Einsiedlern, so wurde es mir doch, da ich so gar nichts derart zu sehen bekam, bald zweifelhaft, ob Alles wahr sei.

Als ich an einem lieblichen Sonntag nach dem Schluß des Gottesdienstes auf einer meiner entlegenen Bestellungen im Hause einer christlichen Familie zur Herberge war, um meinem erschöpften Körper etwas Ruhe zu gewähren, und die Sonne am westlichen Horizont sich bereits geneigt hatte, erscholl plötzlich der Schreckensruf: „Eine Klapperschlange!“ Mark und Bein durchdringend in meine Ohren. Ich eilte hinaus und hörte das Geräusch der wunderbaren Schellchen schon von ferne. Ein alter Mann und ein junges Mädchen hatten die Klapperschlange entdeckt; sie lag aufgeringelt in einem Cactusbusch und machte „ein greuliches Geräusch.“ Keins von uns Dreien wollte es wagen, das Unthier anzugreifen. Auf die lauten Hülfserufe kam der Sohn des erwähnten Mannes herbeigeeilt, und in wenigen Minuten hatte er die Schlange mit einer Heu-

gabel durchbohrt und ihr mit einem Stein den Kopf zerschmettert. Sie war nahe an sechs Fuß lang, und man sagte, sie sei jedzehn Jahre alt, welches man aus den dreizehn Klappern schloß. Zu drei Jahren bekommen sie die erste Klapper und hernach jedes Jahr eine. Ich nahm mir die Klappern und die Giftzähne, deren sie vier hatte, zum Andenken mit nach Haus. Sollte mich einer der Leser 'mal besuchen, so will ich sie ihm zeigen. Die Zähne sind nahe einen halben Zoll lang, sind sichelförmig einwärts gebogen, und rund und spitzig wie eine Nabel. Durch die ganze Länge sind sie hohl, und wo sie im Maul fest gewachsen sind, befindet sich für jeden ein kleines Bläschen. Sobald die Schlange beißt, entleert dieses Bläschen seinen tödtlichen Inhalt in das unglückliche Opfer. Der alte Mann hatte, ehe er es bemerkte, auf die Schlange getreten. Es war ein Wunder, daß er nicht gebissen wurde. Er muß ihr gerade auf den Kopf getreten sein, wodurch er gerettet wurde. Wenn die Klapperschlange sich fortbewegt und in ihrer vollen Länge ausgestreckt ist, greift sie Niemand an. Sobald sie Jemand sieht, rollt sie sich so auf, daß der Kopf in die Mitte kommt, dann springt sie mit dem vordern Theil des Körpers mit aufgesperrtem Rachen nach dem Opfer, während das hintere Theil still liegen bleibt. Ihre Zähne sind so stark und scharf, daß sie mit Leichtigkeit durch einen gewöhnlichen Mannesstiefel beißen kann. Der Biß, wenn er nicht mehrere Mal wiederholt oder eine Hauptblutader trifft, ist nicht notwendigerweise tödtlich, wenn gerade das rechte Mittel bei der

hand ist. In allen Fällen aber hat der Unglückliche die furchtbarsten Schmerzen auszuhalten, und das oft lange Zeit. Die angewandten Mittel sind verschieden, und fast Jeder hält solche bereit. Man schneidet die Wunde mit dem Taschenmesser auf, daß sie blutet und gießt Salmiakgeist hinein, dann trinkt man so viel Branntwein bis man ganz betrunken ist. Wird der Patient nicht betrunken, so ist er verloren. Es soll erstaunlich sein, was ein solch Unglücklicher so viel Feuerwasser trinken kann, ehe er einen Rausch bekommt, auch wenn er vorher nie davon versucht hätte. Man sagt, dies sei das beste

Gegengift. Es gibt noch andere sehr giftige Schlangen hier, z. B. die Mocassin und die Kupferschlange. Dann noch giftige Insekten, wie die Tarantel und andere giftige Spinnen, der Scorpion, der Santa Fe &c. Letzteres ist ein großer Wurm. Dieses Thier soll so gefährlich sein, daß, wenn es beißt, oder wenn man es nur anrührt, fast in keinem Fall Rettung zu finden ist. Ein Glück ist es, daß alle diese Reptilien meistens sich nur in wilden, mit Gebüsch bewachsenen Gegenden aufhalten. Viele Unglücksfälle sind aber schon passiert, wovon ich haarsträubende Beispiele anführen könnte. Genug für dies Mal.



#### Abendstern!

Wie betracht' ich dich so gern,  
Labe mich im stillen Dunkel,  
Bei dem lieblichen Gefunkel,  
An der Nähe meines Herrn.

#### Sanfte Pracht!

Diamantenschmuck der Nacht.  
In dem feierlichen Schweigen,  
Stehst du dort, um still zu zeugen,  
Von der ew'gen Liebe Nacht.

### Am Sommerabend.

#### Schön und mild!

Taucht dort auf des Mondes Bild,  
Und mein Blick folgt seinen Bahnen  
Während tief geheimes Ahnen  
Meiner Seele Grund erfüllt.

#### Himmelwärts!

Gilt im Sehnsuchtsflug mein Herz.  
Ach in keine Erdenzone,  
Nein zu meines Gottes Throne  
Zieht mich tiefer Heimwehschmerz.

#### Herrlichkeit!

Ach, was ist der kurze Streit  
Gegen deine ew'gen Freuden,  
Auch die schwersten Pilgerleiden  
Sind nicht werth der Herrlichkeit.

#### Darum still!

Folg ich, wie mein Gott es will,  
Es genügt mir seine Gnade,  
Des verborgnen Lebens Pfade  
Enden am erwünschten Ziel.

## Das Leben in Palästina.

Innerhalb des letzten Jahrzehnts hat das soziale Leben in Palästina einen erfreulichen Aufschwung genommen und auf verschiedenen Gebieten unverkennbare Fortschritte im Sinne europäischer Kultur gezeigt. Große Rührigkeit hat namentlich die Bauhätigkeit dort entfaltet, wobei der Hauptanlaß von der christlichen Bevölkerung ausgegangen ist. In allen größeren Städten, am meisten in Jerusalem selbst, sieht man neue ansehnliche Häuser im Villenstil entstehen, während die alten baufälligen Wohnstätten, die einer früheren Periode angehören, durch mit Geschick und Geschmack ausgeführte Restaurationsbauten verdrängt werden, wodurch die Stadt ein freundlicheres und gefälligeres Ansehen gewinnt. Vornehmlich nach Westen hin hat Jerusalem in der neuesten Zeit an Umfang zugenommen und ist ihm auf dieser Seite eine

Vorstadt ganz neu angewachsen. Auch die jüdische Bevölkerung hat regen Antheil an dieser Ausbreitung der Landeshauptstadt genommen; im Schooße derselben haben sich Baugesellschaften gebildet, die es sich zur Aufgabe gemacht, kasernenartige Miethsgebäude namentlich für den unbemittelten Theil der israelitischen Einwohnerschaft zu errichten. Es muß hierbei bemerkt werden, daß die Bevölkerung von Jerusalem sich in den letzten zwanzig Jahren verdoppelt, wenn nicht verdreifacht hat. Ebenso wie Jerusalem hat auch Bethlehem einen großen Aufschwung genommen und macht fast den Eindruck einer ganz modernen Stadt. Die Stadt Jaffa, berüchtigt wegen ihrer Armut und ihrer ansteckenden Krankheiten, zeigt sich dem Besucher jetzt, nachdem die alte Stadtmauer gefallen und die fumpfigen Gräben ausgefüllt sind, in einer gewissen Eleganz



mit palastartigen Gebäuden, glänzenden Läden, Gartenanlagen &c. Im Süden und Norden des Ortes sind von Arabern, die aus Egypten überfiedelten, große Neubauten in arabischem Styl ausgeführt worden. Ramiah und Raifa, einer der Hauptstätze der bekannten deutschen Tempelgemeinden in Palästina, sind gegen früher kaum wieder zu erkennen.

Auch Nazareth gewährt den Eindruck einer sauberen und sorgfältig gepflegten Stadt; in den Orten Zenin und Naplouse fallen die dort erbauten Arsenale und Kasernen vortheilhaft in das Auge, dasselbe ist auch bei Bethlehem der Fall.

Die in größerer Zahl vorhandenen Schulen, das Aufblühen des Handels, die Prosperität des Landbaues haben sehr wohlthätig auf die Ausbildung des Geschmacks gewirkt und den Sinn für Verschönerung und für Verbollkommnung der gemeinnützigen Zwecke dienenden Einrichtungen gewirkt. Glasfenster sind z. B. schon ziemlich allgemein geworden, und in der Umgebung von Jerusalem ist man mit großen Anpflanzungen vorgegangen, hat Cisternen angelegt, und die Wasserleitung, welche das Wasser aus den Salomösumpfen sammelte und nach der Stadt führte, mit modernem Fundament und Unterbau versehen. Auch die Beleuchtung und Reinigung der Städte ist um vieles gebessert, wiewohl in letzterer Beziehung noch genug zu thun bleibt. In den alten Sitten und Gebräuchen hat manche heilsame Neuerung Eingang gefunden; die Stadthore bleiben, allerdings zum Nachtheil und Verlust der Handeltreibenden, die Nacht über geöffnet; das Straßenpflaster ist nach gewissen Normen angelegt, so daß es wirklich benutzbar; die sonst inmitten enger und alter Stadttheile im Innern der Städte betriebenen Industriezweige, wie z. B. Gerbereien, Schlächtereien, Abdeckereien, sind nach außerhalb verlegt wor-

den; in den Frontispizen mancher Häuser sind große weithin sichtbare Thurmuhren angebracht.

Vor Allem hat sich in der allerneuesten Zeit ein Ton großer Friedfertigkeit und Toleranz unter den Bekennern der verschiedenen Religionsysteme eingebürgert. Christen, Juden und Muselmänner leben in bestem und ungetrübtem Einvernehmen mit einander und eigentlicher Glaubenshaß kommt nur selten vor.

Immer mehr macht das nationale Kleid und die Landestracht der europäischen Tracht Platz, und namentlich der weibliche Theil der Bevölkerung fängt an, den Gesetzen der Mode zu gehorchen. Die türkischen Großwürdenträger geben das alte, lästige Ceremoniell, das ihnen manchen Zwang auferlegte, immer mehr auf; sie bewegen sich allein unter der Bevölkerung und lassen sich höchstens von einer oder zwei Personen begleiten. Auch das Innere eines türkischen Hauses in Jerusalem wird jetzt schon ab und zu mit Möbeln, Hausrath, Geschirr, Luxusgegenständen nach europäischer Manier ausgestattet. Ueberall dürfen in den Städten die Glocken der christlichen Gotteshäuser geläutet werden, und auf die Wiederherstellung und den Neubau von Kirchen, Kapellen, Bethäusern &c. wird große Sorgfalt und reiche Geldmittel verwendet. Aus diesen Erscheinungen möge indeß nicht der Schluß gezogen werden, daß mit denselben eine Abschwächung des alten orthodoxen muhamedanischen Elementes eingetreten wäre; nur macht sich, und dies darf wohl als erfreulicher Fortschritt begrüßt werden, der Geist der Toleranz im bürgerlichen Leben mehr geltend. Neben manchem dem christlichen Kultus geweihten Gotteshause ist in neuerer Zeit eine Moschee entstanden, welche die Gläubigen zum Gebet einladet, und vor deren Thüren die Bekenner sehr verschiedener Religionslehren in friedlichem Durcheinander mit einander verkehren.

## Die Sonntagsschule.

### Für Normalklassen.

#### XV. Morgenländische Sitten und Gebräuche.

1. Die Ereignisse, welche uns in den Blättern der heiligen Schrift erzählt werden, gehören einem früheren Zeitalter, einem andern Land und Volke an, das sich in seinen Sitten und Gebräuchen, in persönlicher, häuslicher, gesellschaftlicher, bürgerlicher, geschäftlicher und religiöser Beziehung gänzlich von allem dem unterscheidet, an was wir von Jugend auf gewöhnt sind.

2. Die heilige Schrift, die mit Rücksicht auf Volk, Dertlichkeiten, Zeiten, herrschende Institutionen und dergleichen geschrieben, ist voll von Anspielungen, direkt und zufällig, auf diese örtliche Eigenthümlichkeiten. Die Bibel berücksichtigt also die Gewohnheiten des Volkes, dessen Geschichte sie gibt, und ist das mithin ein starker Beweis für ihre Glaubwürdigkeit.

3. Es ist unmöglich, die Bibel ohne einige Kenntniß dieser alten Sitten und Gebräuche zu verstehen. Eine gründliche Bekanntschaft mit denselben aber, hebt manche Schwierigkeit im rechten Verständniß vieler Stellen, und ist das Studium dieses Wissenszweiges folglich für jeden Bibelforscher ein für allemal unerlässlich.

4. Durch Gottes Vorsehung sind die Länder des Orients bis jetzt in jenem früheren Zustand erhalten worden, wenigstens was die herrschenden Sitten und Gebräuche anlangt.

Die Leute dort essen, trinken, reden, leben kleiden sich, thun ihre Geschäfte, arbeiten &c. gerade so jetzt wie vor zwei bis drei Tausend Jahren. Die Kenntniß der Sitten und Gebräuche des heutigen Morgenlandes wirft erklärendes Licht auf tausende von dunkeln Texten.

5. Die wunderbare Erhaltung der Illustrationen der morgenländischen Sitten und Gebräuche durch die Hieroglyphensprache der Egypter und die Lebensbeschreibungen auf längst verschütteten und später wieder aufgegrabenen Mauern, stimmen oft in wunderbarer Weise mit den Feststellungen der Bibel überein.

6. Jeder Bibelforscher sollte sich auch mit den späteren orientalischen Forschungen bekannt machen.

Zur Übung in obigem Thema schlage man folgende Bibelfstellen nach:

1. *Belten*. — 1. Mose 33, 17.; 3. Mose 23, 42. 43.; Nehemia 8, 16.; Job 27, 18.; Jes. 1, 8.; Jona 4, 5.

2. *Hütten*. — Job 24, 16.; Hes. 12, 5.; 13, 10. 11.; Matth. 6, 19.; 7, 26. 27.

3. *Bessere Häuser*. — 1. Mose 11, 3.; 1. Kön. 6, 15. 16. 32–35.; 7, 8–12.; 10, 11, 12.; 22, 39.; Jes. 9, 10.; Amos 3, 15.; 5, 11.

4. *Fenster*. — Josua 2, 15.; Richter 5, 28.; 1. Sam. 19, 12.; 2. Kön. 4, 10.; 9, 30–36.; Apg. 9, 15.

5. *Thüren*. — 5. Mose 3, 5.; 6, 9.; Richter 16, 3.; Jes. 45, 2.; Joh. 18, 16. 17.

6. Das Innere der Häuser. — 2. Sam. 17, 18.; 2. Chron. 29, 7, 17.; Richter 3, 23.; Esther 1, 5.; Luf. 22, 11.; Apg. 12, 13, 14.

7. Dächer. — 5. Mose 22, 8.; Jos. 2, 6.; Neh. 8, 16.; 1. Sam. 9, 25, 26.; 2. Sam. 10, 2.; 16, 22.; 2. Kön. 23, 12.; Jes. 15, 3.; 22, 1.; Jer. 19, 13.; 48, 38.; Luf. 5, 19.; Mark. 2, 4.; Apg. 10, 9.

Man kann diese Uebung recht leicht zu einer Bibellesung umgestalten und sicherlich wird dieselbe ebenso interessant als lehrreich sein. Bei jedem Text sollte die Frage aufgeworfen werden: Ist hierin irgendwelche Anspielung auf morg. Sitten und Gebräuche? Welche? — Der Professor (Lehrer) sollte jede Stelle, die er aufgibt, zuvor gründlich nachgelesen haben. — Später mehr über diesen wichtigen Punkt.

### Wie kann ein Prediger seinen Sonntagschul-Lehrern behülflich sein?

Daß das Amt eines Sonntagschul-Lehrers von großer Wichtigkeit und Tragweite ist, wird allgemein anerkannt. Und daß nicht allein wahre Frömmigkeit, sondern auch einigermaßen eine Ausbildung dazu gehört, wurde längst eingesehen; denn wer Andere lehren will, muß selbst gelernt haben.

Derjenige Sonntagschul-Lehrer, welcher unwissend ist in Bezug auf die Grundlehren der heil. Schrift, kann in unsern Tagen nicht mehr bestehen. Auch sollte er nothwendigerweise bekannt sein mit der biblischen Geschichte, biblischen Geographie und Chronologie, sowie mit der Bedeutung der Worte und der Namen der heil. Schrift.

Der Sonntagschul-Lehrer sollte sich auch bekannt machen mit der Literatur der heil. Schrift, mit den verschiedenen Thatfachen in der Abfassung des Canons der Bibel, mit der Gesetzgebung auf Sinai, der Verkündigung göttlicher Strafrechte über einzelne Personen, als auch über Städte und Völker, und dann mit der Ausführung und Erfüllung derselben. Auch sollte er einigermaßen bekannt sein mit den Sitten und Gebräuchen der Juden und anderer Völker im Morgenlande. Ferner sollte er Beweisgründe zu geben im Stande sein für die Gültigkeit des Christenthums und die Hauptlehren der heil. Schrift.

Der Sonntagschul-Lehrer bedarf mithin nebst der Erleuchtung des heil. Geistes auch der Mithülfe Anderer. Derjenige ist zu bedauern, der da meint, er brauche keinen Rath oder Anweisung. Der Prediger kann in dieser so wichtigen Sache sehr viel beitragen, und den Lehrern in vielen Fällen behülflich sein. Und da die heil. Schrift es von jedem Prediger fordert, die Lämmer zu weiden, so darf es ihm nicht einerlei sein, von wem oder wie dieselben geweidet werden. Der Prediger, welcher verantwortlich ist für die Gemeinde, sowohl als für die Jugend, sollte wissen, wie die letztere unterrichtet wird. Er sollte seine Aufmerksamkeit daher besonders auch dem Lehrpersonal in der Sonntagschule schenken und mit Rath und Unterweisung ihm behülflich sein. Dieses kann auf verschiedene Weise geschehen, und zwar:

1. Im Privatgange, indem er gewisse Fragen an die Lehrer richtet in Bezug auf den Unterricht und die damit verbundenen nöthigen Kenntnisse, über gewisse Lehrpunkte, und dann Aufschluß gibt, wo es nöthig ist.

2. Dadurch, daß er ihnen solche Schriften oder Bücher entweder zu lesen gibt, oder dafür sorgt, daß sie dieselben bekommen, wodurch sie die nöthigen Kenntnisse sich sammeln können. Ich meine, es könnte in dieser Richtung viel gethan werden,

besonders bei Solchen, welche oft gehindert sind den Vorbereitungs- oder Lehrerversammlungen beizuwohnen. Manche haben weiter keine Bücher zur Hand als die Bibel. Solchen sollte der Prediger das „Evangelische Magazin“ anrathen, und nicht ruhen, bis sie sich dazu verwilligen, es zu bestellen; nachdem sie dasselbe einmal haben, wird es ihnen zum unentbehrlichen Rathgeber und Lehrer. Der Prediger sollte überhaupt recht tief interessirt sein in dem Erfolg der Sonntagschul-Lehrer, und sollte williglich die nöthige Zeit dazu verwenden, ihnen voran zu helfen. Eine wohlunterrichtete Sonntagschule trägt viel zum Gedeihen der Gemeinde bei. Ein treuer Sonntagschul-Lehrer ist des Predigers Gehülfe und macht ihm sein Wirken leichter, wenn er versteht, wie zu lehren und zu arbeiten an der Jugend.

3. Kann ein Prediger seinen Sonntagschul-Lehrern behülflich sein, indem er regelmäßig den Lehrerversammlungen beizuhohnt. Er braucht nicht immer gerade den Vorsitz in denselben zu führen. Er kann doch Vieles beitragen, daß die Lecture zur größeren Zufriedenheit von allen Seiten beleuchtet wird. Er sollte deshalb sich besonders darauf vorbereiten, und aus allen reinen Quellen, die ihm zu Gebote stehen, schöpfen, um den Gegenstand klar zu machen. Besonders sollte der Prediger Unterweisung geben können, wie biblische Wahrheiten dem jugendlichen Gemüthe nahe zu bringen und interessant zu machen. Entschuldigungen von Seiten des Predigers, als besäße er die Gaben nicht, dieses zu thun, sind nicht statthaft nach dem Befehl Christi: „Weide meine Lämmer.“

4. Kann ein Prediger seinen Sonntagschul-Lehrern behülflich sein dadurch, daß er, nebst den Lehrerversammlungen, Normalklassen errichtet, welche jeden Monat gehalten werden sollten. Auch dafür wird nun hinreichend gesorgt, indem in dem „Evangelischen Magazin“ Abhandlungen erscheinen, welche in Normalklassen bequem gebraucht werden können. Auch wird ein Büchlein herausgegeben von unserer Anstalt, betitelt: „Pädagogische Winke und Rathschläge mit besonderer Rücksicht auf das Amt eines Sonntagschul-Lehrers.“ Dieses sollte sich Jeder anschaffen. Bestellt es!

Auf, ihr theuren Brüder, frisch die Sache in Hand genommen und unermüdet fortgeführt! Der Erfolg wird ein herrlicher sein. M. G u h l.

### Die Bibliothek in der Sonntagschule.

Daß man überhaupt eine Bibliothek in der Sonntagschule haben soll, ist eine Thatfache, die ich nicht nöthig habe erst zu erörtern. Aber nicht in allen Sonntagschulen sind Bibliotheken, auf die sich mein Thema hauptsächlich bezieht.

1. Sollten in jeder Schule immer hinlänglich Bücher vorhanden sein, um die Schüler daraus lehren zu können, zum Beispiel: A-B-C-Bücher, Buchstabil- und Lesebücher, Bibeln, Testamente, Gesangbücher etc.

2. Sollte auch billig in jeder Sonntagschule eine schöne Auswahl von guten, kernhaften Jugendschriften gehalten werden — zu denen Alle, welche die Schule besuchen, Zutritt haben sollten.

3. Hier muß jedoch darauf gesehen werden, daß man nur gute Schriften beschaffe, wie wir die von unserem Verlagshaus herausgegebenen überhaupt als solche anerkennen. Es gibt auch Bücher, die von andern Verlagshäusern herausgegeben werden, die ebenfalls der Jugend anrathen sind, zum Beispiel das „Pfarrhaus in Indien,“ und andere von Walden und Stowe in Cincinnati herausgegeben. So hat auch Pfarr-



rer D. Funcke etliche treffliche Bücher für die Jugend verfaßt. Bücher unseres Verlags sollten jedoch den Vorzug haben.

4. Meinen wir, es sei immer ein schlechtes Zeugniß für eine Sonntagsschule, wenn sie eine ärmliche unzulängliche Bibliothek hat. Dafür kennen wir keine Entschuldigung; denn es gibt Bücher genug, und wenn es in unsern Tagen ernst ist mit dem herrlichen Sonntagsschul-Werk, der kann auch die nöthigen Mittel leicht dazu beschaffen. Unsere Jugend will lesen, sie soll lesen, sie muß lesen. Und das ist für uns alle zu bedenken, daß, wenn wir sie nicht mit passender Lectüre versorgen, so mag das den Grund zum Verderben ihres Leseschnacks legen. Laßt uns doch in allen unsern Sonntagsschulen gute Bibliotheken halten!

5. Und zum Bibliothekar wähle man den besten Mann, den man für die Stelle nur haben kann. Denn auf ihn kommt es sicherlich viel an, nicht nur, ob die Bibliothek gut gehalten werde, sondern daß sie überhaupt reichhaltig ist. Er weiß am besten, welche Bände sie umfaßt. Aber nicht blos der Bibliothekar, sondern der Prediger, der Superintendent, die ganze Schule (und Gemeinde) sollte sich um einen guten Büchervorath für ihre Jugend interessieren. Es wird reichlich lohnen!

G. F. Spreng.

### Die Pflichten der Familie gegenüber der Sonntagsschule.

Die Sonntagsschule ist aufs Engste mit dem christlichen Familienleben verknüpft und greift, wo immer sie in deren Bereich gelangen kann, tief in das Wesen derselben ein, dasselbe befördernd, bildend, belebend und auf einen höhern Standpunkt erhebend. Das Nemliche kann auch im umgekehrten Fall gesagt werden. Die Familie kann, je nach ihrem Verhalten, gegen die Sonntagsschule einen sehr heilsamen oder nachtheiligen Einfluß auf dieselbe ausüben. Nicht soll hiemit gesagt sein, daß nicht Sonntagsschulen gebildet und erfolgreich betrieben werden könnten, ohne die besondere Theilnahme dieser oder jener Familie. Wiederum kann eine christliche Familie durch häuslichen Unterricht und fleißige Beschäftigung mit Gottes Wort auch ohne die Sonntagsschule im göttlichen Leben vorankommen, wenn sie etwa des köstlichen Vorrechts einer solchen entbehren sollte. Wo aber Eltern und Kinder dieses Vorrecht genießen, haben dieselben eine heilige Pflicht und somit eine Verantwortlichkeit der Sonntagsschule gegenüber.

1. Sollten sie die Sonntagsschule als eine göttliche Veranstaltung, als eine Erzieherin der Jugend, wodurch sie den Eltern in ihrer schwierigen Aufgabe zu Hülfe kommt, betrachten und Gott herzlich für dieses gesegnete Institut danken.

2. Ist es christlicher Eltern Pflicht, die Sonntagsschule mit ihrer Gegenwart zu beehren, und wo immer Gott Zeit, Kräfte und Talent gegeben, in derselben als Lehrer und Lehrerinnen thätig zu sein. Entschuldigungen der Untüchtigkeit hiezu sind nur dann zulässig, wenn man sich nach den ernstesten Versuchen zuletzt sagen muß, man besitze nicht die erforderliche Fähigkeit zum Lehren. Den Aufrichtigen aber läßt es Gott gelingen, und in den meisten Fällen würden durch Fleiß und Treue, die anfangs Untüchtigen tüchtig werden in der Sonntagsschule zu lehren. Ueberdies wird in der Sonntagsschule meist eine vortreffliche Gelegenheit in den Bibelklassen geboten, um sich biblische Kenntnisse zu sammeln. Am allerwenigsten gilt hier die Entschuldigung: Man habe selbst keine Kinder und sei somit seiner Pflicht, an der Sonntagsschule theilzunehmen, enthoben. Gerade solche Eheleute können sich der löbli-

chen Sache am ungehindertsten widmen und sich der Kinder Anderer annehmen.

3. Ist es christlicher Eltern Pflicht, nicht allein für die eigenen Kinder, sondern auch für die Sonntagsschule, sowie für den Oberaufseher, die übrigen Beamten und das ganze Lehrpersonal zu beten, damit Gott ihre Arbeit an den Kindern segnen möge.

4. Eine herzliche Befürwortung der guten Sache ist auch besonders von Seiten der Eltern in Gegenwart der Kinder nothwendig. Lectere zeigen nicht selten eine Neigung zur Entmuthigung oder Unzufriedenheit über irgend etwas. Da gilt es für Eltern, statt die Kinder noch aufzustiften, sie vielmehr ernstlich zu ermahnen und den angeklagten Theil in Schutz zu nehmen. Dadurch wird der Sonntagsschule sehr viel in die Hände gearbeitet; auch dadurch, daß man die Kinder auf den unaussprechlichen Nutzen des Sonntagsschulunterrichts hinweist. Insbesondere wirksam ist es, wenn Eltern zu den Kindern sagen können: „Kommt mit,“ anstatt: „Geht in die Sonntagsschule.“

5. Christlicher Eltern Pflicht ist schließlich die Sonntagsschule auch in pekuniärer Hinsicht, d. h. mit Geldmitteln zu unterstützen. Zur erfolgreichen Betreibung des Sonntagsschulwesens muß die Sonntagsschule mit den nöthigen Requisiten versehen werden und—bleiben. Sparsamkeit in dieser Richtung ist am unrichtigen Ort gespart. Manche Sonntagsschule ist eben um dieser Ursache willen verkümmert, wenn nicht gar zu Grunde gegangen. Mögen Eltern auch in dieser Beziehung zu ihren Pflichten erwachen!

J. J a u c h.

### Illustration des Spruches Matth. 5, 8.

Einen Gegenstand zu illustriren, heißt so viel, als durch Gleichnisse, Geschichten, Anekdoten und Bilder ihn zu beleuchten, erklären und zieren. Meine Aufgabe in diesem wäre also diese Worte Jesu durch verschiedene Illustrationen zu erklären und zu schmücken.

Unser Heiland redet hier von dem glücklichen Zustand Derjenigen, die reines Herzens sind. Um diese Worte recht zu verstehen, wird es nothwendig sein, daß ich 1. zeige, was es heißt, reines Herzens zu sein. Unter dem Ausdruck „Herz“ will unser Heiland hier die Quelle verstanden haben, aus welcher all unser Empfinden, Wollen und Begehren ausgeht. Reines Herzens zu sein, meint also, daß diese Quelle ganz frei und rein ist von aller Unreinigkeit und Untugend. Denn eben unser Herz ist von Natur verderbt und die unreine Quelle aller Sünden.

Die Herzensreinheit besteht also nicht nur darin, daß wir durch den Glauben an Christum Vergebung und Herrschaft über die Sünde haben, sondern daß wir auch durch den Glauben an das für uns vergossene Blut rein sind von den unreinen Gefühlen, Wollen und Verlangen, und daß diese Reinheit unser ganzes Leben und Wesen durchdringt. Denn unser Leben verhält sich zu unserem Herzen, wie ein Strom zu seiner Quelle. Ist die Quelle unrein und bitter, so ist auch der Strom unrein und bitter. Ist die Quelle rein und süß, so ist auch der Strom rein und süß.

Das nächste, das in diesen Worten erklärt werden muß, ist die Seligkeit Derjenigen, die reines Herzens sind. Unter Seligkeit verstehen wir einen Zustand der Freude, des Friedens und des Glückes; einen Zustand, in welchem man frei ist von allen Dingen, die dieses Glück stören und uns Dual verursa-

chen. Paulus sagt: „Das Reich Gottes besteht in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heil. Geist.“ In einem solchen Stand befinden sich also Diejenigen, die reines Herzens sind. Sie sind glücklich, freudig und voll Frieden. Diese Seligkeit besteht, wie gesagt, darin, daß alle Unseligkeit von ihnen fort ist. Denn die Sünde, aus welcher alle Unseligkeit entspringt, ist aus ihrem Herzen verbannt. Und daher kann ihr Glück, wenn sie diese Reinheit bewahren, nur von außen angefochten, aber im Innern durch nichts gestört werden. Ein Gleichniß aus unserem eigenen Leben, kann uns dieses vielleicht noch deutlicher machen.

Es wird nemlich allgemein angenommen, daß die meisten Krankheiten des Menschen aus der Unreinigkeit des Blutes entstehen, und daß unsere Gesundheit viel davon abhängt, ob unser Blut rein oder unrein ist. Unser Blut aber hat seine Quelle im Herzen, von hier aus durchströmt es unseren ganzen Körper. Ist nun unser Herz eine Quelle von unreinen krankhaften Säften, die von hier aus sich unserem ganzen Wesen mittheilen, so wird unser Unwohlsein und Krankheit, die natürliche Folge sein. Ist hingegen unser Herz rein von diesen verdorbenen Säften und sendet fortwährend reines Blut in den Körper, so werden wir gesund und leicht fühlen, wir werden freudig und glücklich sein. Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem geistlichen Menschen. Er ist glücklich und selig, sobald die unreine Quelle der Sünde in seinem Herzen versiegt, und durch die allmächtige Gnade unseres Gottes hier eine Quelle des lebendigen Wassers geschaffen und geöffnet wird. Zum andern besteht diese Seligkeit darin, daß sie Gott schauen werden. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Sie werden ihn schauen nicht nur in der Ewigkeit, sondern auch schon im Lande des Glaubens. Sie schauen ihn im Herzen seiner Kinder. Sie sprechen in Wahrheit mit dem Dichter:

„Gott wohnt in solchen reinen Seelen,  
Sein Thron ist ihres Herzens Sitz.“

Sie schauen ihn weiter in der heil. Schrift und in der Natur. Sie erkennen ihn hier als Weltenschöpfer, Welterhalter, Weltverbesser und Weltverkärer.

Ich habe noch nicht lange zurück von einem reichen Manne gelesen. Derselbe wurde nemlich gefragt, ob er sich nicht

fürchte, Gott zu vergessen bei seinem Reichtum. Aber er erwiderte: „Nein, denn ich genieße Gott in allen Dingen.“ Kurz darauf verlor der Mann sein ganzes Vermögen und wurde bettelarm. Dann fragte man ihn, ob er denn jetzt nicht unglücklich sei. Aber er antwortete: „Nein, denn jetzt genieße ich alle Dinge in Gott.“ Aehnlich geht es dem, der reines Herzens ist. Er schaut Gott in allen Dingen und alle Dinge in Gott.

Sobann tragen sie auch die gewisse Hoffnung in sich, in der andern Welt Gott zu schauen, von Angesicht zu Angesicht. Sie wissen, daß sie ihn sehen werden auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit und ihm dienen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Alle diese Herrlichkeit, die sie schon genießen, und die ihrer noch wartet, erfüllt ihre Herzen mit unaussprechlicher Seligkeit schon hier auf Erden. Diese Seligkeit aber entzieht sich gewöhnlich den Blicken der Welt und des bloßen Menschen. Sie liegt tief und still im Innern des gereinigten Herzens. Das reine Herz des Kindes Gottes gleicht einem umzäunten Garten, einem bewachten Paradiese, aus dessen gereinigten und befruchteten Boden die reinen und seligen Empfindungen der Sündenvergebung, der Wiebergeburt, der Heiligung, der Gottesgemeinschaft, der Dankbarkeit, der Demuth, der Sanftmuth, Hoffnung und Liebe gleich Frühlingsblumen empor sprossen, welche aber nicht von Jedermann geschaut werden. Denn in die Freude des Herrn mischt sich kein Fremder.

Diese Herzensreinheit ist die herrlichste Frucht der Erlösung Jesu Christi, die wir auf Erden genießen. Keine Gaben und Talente, keine Wissenschaft oder Gelehrsamkeit, können diese Reinheit ersehen. Eine im Blute Christi gereinigte Seele ist die schönste Creatur der Schöpfung. Die Klarheit Gottes spiegelt sich in ihr mit aufgedecktem Angesicht, und so kann sie fortschreiten von Licht zu Licht, von Klarheit zu Klarheit, nicht nur in dieser, sondern auch in jener Welt.

Ohne diese Herzensreinheit aber ist es unmöglich Gott zu schauen. Schon hier können wir Gott nicht recht erkennen, wenn unser Herz nicht rein ist. Unser Glaube gleicht einem Auge. Wir können damit nur recht sehen, wenn es gesund und rein ist. Aber auch in der andern Welt können wir Gott nicht schauen ohne Herzensreinheit. H. Corde s.

### Drittes Quartal.

## Sonntagsschul-Lektionen.

### Das Familienleben.

#### 1. Lektion: Markus 10, 1-16. — Sonntag den 2. Juli 1882.

1. Und er machte sich auf, und kam von dannen in die Oerter des jüdischen Landes, jenseit des Jordans. Und das Volk ging abermal mit Haufen zu ihm, und wie seine Gewohnheit war, lehrte er sie abermal.

2. Und die Pharisäer traten zu ihm, und fragten ihn, ob ein Mann sich scheiden möge von seinem Weibe? und versuchten ihn damit.

3. Er antwortete aber, und sprach: Was hat euch Moses geboten?

4. Sie sprachen: Moses hat zugelassen, einen Scheidebrief zu schreiben, und sich zu scheiden.

5. Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: Um eures Herzens Härte willen hat er euch solches Gebot geschrieben;

6. Aber von Anfang der Creatur hat sie Gott geschaffen ein Männlein und Fräulein.

7. Darum wird der Mensch seinen Vater und Mutter lassen, und wird seinem Weibe anhangen,

8. Und werden sein die Zwei Ein Fleisch. So sind sie nun nicht zwei, sondern Ein Fleisch.

9. Was denn Gott zusammengefüget hat, soll der Mensch nicht scheiden.

10. Und daheim fragten ihn abermal seine Jünger um dasselbige.

11. Und er sprach zu ihnen: Wer sich scheidet von seinem Weibe, und freiet eine andere, der bricht die Ehe an ihr;

12. Und so sich ein Weib scheidet von ihrem Manne, und freiet einen anderen, die bricht ihre Ehe.

13. Und sie brachten Kindlein zu ihm, daß er sie anrührete. Die Jünger aber fuhren die an, die sie trugen.



**14.** Da aber Jesus das sahe, ward er unwillig, und sprach zu ihnen: Kasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes.

**15.** Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfanget als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen.

**16.** Und er hertzte sie, und legte die Hände auf sie, und segnete sie.

**Haupttext:** Ich handle vorsichtig und redlich bei Denen, die mir zugehören, und wandle treulich in meinem Hause. — Psalm 101, 2. (Parallelen: Matth. 19, 1–15.; Luf. 18, 15–17.)

**Uebersichtliches.** — Zwischen unserer letzten Section und der heutigen, liegt ein Zeitraum von über vier Monaten. Die Hauptereignisse, die in diesem Zeitraum sich zutrug, sind die Reise Jesu zum Laubhüttenfest, seine Reden bei diesem Feste und die Heilung des Blindgeborenen (Joh. 7, 11–9, 41.). Weiter fand hier die Rückkehr nach Galiläa statt, seine letzte Reise von hier nach Jerusalem, auf welcher er die Siebenzig aussandte u. s. w. (Siehe Lufas 9, 51–13, 21.; Joh. 10, 1–39.; Mark. 10, 1.) Nach Joh. 10, 40. verließ er dann Jerusalem wieder und verweilte in Peräa, wo die Ereignisse von Luf. 13, 22.–17, 10. vor sich gingen. Hierauf begab sich Christus wieder nach Judäa und erweckte Lazarum von den Todten. (Joh. 11, 7–53.) Da ihm aber die Juden nach dem Leben ständen, zog er wieder fort, kam zuerst nach Exthem (Joh. 11, 54.) und ging dann wieder zu den Grenzen Galiläas und Samariäs, von wo er durch Peräa nach Jerusalem zog. (Luf. 17, 11.) Auf dieser letzten Reise trug sich unsere heutige Section zu. Zeit: März A. D. 30.

**Erklärung.** — I. Das Verhältnis zwischen Eheleuten. — Vers 1–12. In Matth. 5, 21–48. hatte unser Heiland den ursprünglichen Geist des Gesetzes Gottes von dem geschieden, was um der Härteigkeit der Menschen Willen und durch die Aufträge der Aeltesten hinzugefügt war. Diesen Unstand benutzten die Phariseer zu einer verhänglichen Frage. Unter den jüdischen Gelehrten hatte nemlich die Frage bezüglich der Ehescheidung viel Streit verursacht. Die Schule Hillel's gestattete mit Berufung auf 5. Mose 24, 1. fast irgend eine Ehescheidung, während die Schule Schammai's lehrte, daß die Ehescheidung nur im Falle des Ehebruchs erlaubt sei. Diese Frage war weiter verwickelt, weil die Phariseer sie Jesum vorlegten, da er im Lande des Herodes Antipas war, welcher ja Johannes den Täufer wegen der öffentlichen Verdamnung seiner Ehescheidung und geschwiderigen Verheirathung enthaupet hatte. Die Fragesteller glaubten also, Christus müsse es entweder mit der regierenden Partei der Juden verderben, oder sich selbst widersprechen und dem Urtheil der Frommen verfallen. Unser Heiland verweist sie auf das Gesetz Gottes durch Mosen gegeben. Nach diesem Gesetz war es erlaubt, sich zu scheiden, und bei der Scheidung mußte der Mann dem Weibe einen Scheidebrief schreiben, worauf die Ursache der Scheidung angegeben war. Dieses Gebot aber war nur gegeben, um der Härteigkeit des menschlichen Herzens willen. Es sollten dadurch viel schlimmere Uebel verhütet werden, es machte die Ehescheidung nur schwieriger, und der gute Name des Unschuldigen wurde dadurch gewahrt. Es war dies Gesetz also eine bürgerliche Ordnung. In Gottes heiligem Willen und Gebot aber war es von Anfang bestimmt, daß nur ein Mann und ein Weib in einer Ehe leben sollen und zwar so lange, bis der Tod sie trennt (Matth. 19, 4.; Römer 7, 2.). Gott hat nur einen Mann und ein Weib erschaffen. Bei der Sündfluth ließ er auch nur für jeden Mann ein Weib und für jedes Weib einen Mann übrig. Die Verbindung zwischen Eheleuten ist noch heiliger und unauf löslicher als zwischen Eltern und Kindern. Sie sind ein Fleisch, das heißt, sie sind so innig mit einander verbunden, daß ein Jeder von ihnen nur eine Hälfte von dem Ganzen ausmacht. Nach dem ursprünglichen Ideal Gottes und des Christenthums sollen sie ein s sein im Leben, ein s in ihren Interessen, ein s in Hoffnung, ein s in ihrem Mitgefühl, ein s in der Liebe.

Der Ehestand ist der erste und heiligste Stand in der menschlichen Gesellschaft. Er ist von Gott selbst, als sich das erste Menschenpaar noch in der Unschuld und im Paradiese befand, gestiftet worden. Gott hat diesem Stand den erhabenen Beruf gegeben, das menschliche Geschlecht zu vermehren und zu erziehen. Die ordnungsgemäße Vereinigung von Mann und Weib in den Ehestand ist eine göttliche und kann nie aufgelöst werden, als durch den Tod und durch Ehebruch (Römer 7, 2.; Matth. 19, 9.). Dieses Gesetz ist so bedeutungsvoll, weil die wichtigste Anstalt in Bezug auf Religion und den Staat die Familie ist. Wer sich also erkühnt, die Ehe zu zerstören, zer-

stört dadurch die Religion, den Staat und das Glück des Menschen.

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,  
Ob sich das Herz zum Herzen findet?“

**II.** Jesus segnet die Kinder. — Vers 13–16. Nichts konnte fast passender zu den Reden Jesu über den Ehestand sein, als daß sie am Schluss seiner Rede das Heiligthum des Ehestandes, die Kinder, zu Jesu brachten, damit er sie segne. Diese kleine Geschichte ist von großer Bedeutung; denn wir haben hier ein Abbild von dem beständigen Thun Jesu in seiner Gemeinde. Sie zeigt uns, alle Eltern sollten weise genug sein, zu wissen, daß es nicht gut ist, zu warten, bis die Kinder alt genug sind, selbst zu wählen, ehe man für sie die Segnungen des Erlosers sucht. Die Jünger, welche den sanften und demüthigen Geist ihres Meisters noch nicht besaßen, wollten sich die Unterhaltung nicht durch die Kinder stören lassen. Sie hatten wahrscheinlich den Gedanken, daß dieselben doch noch nicht fähig seien, eines Segens von Christo theilhaftig zu werden. Diese Ansicht widerlegt nun Christus aufs Klarste durch Wort und That. Er zeigt zuerst den Stand eines Kindes. Dasselbe ist fähig für das Himmelreich. Sind sie aber fähig für das Himmelreich, so sind sie auch fähig von Christo segnet zu werden; ja, um einen rechten Segen von ihm zu erhalten, sollen die Kinder nicht werden wie die Alten, sondern die Alten müssen werden wie die Kinder. Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß die Kinder von Natur fähig seien den Himmel zu erlangen. Diese Fähigkeit wird ihnen mitgetheilt durch das Verdienst Christi. Christus hat den Kindern das Himmelreich erworben. Dasselbe aber ist die Krone aller anderen Segnungen, oder es faßt alle Segnungen in sich. Die Kinder haben somit freien Zutritt zu den Segnungen der Kirche Christi. Dieses bestätigt denn auch Christus sogleich durch die That. „Er hertzte sie, und legte die Hände auf sie, und segnete sie.“ Dieses zeigt uns also klar, daß die Kinder nicht nur einen formellen, sondern einen wirklichen substantiellen, wirksamen Segen von Christo erhalten können und sollen. Auf diesen Grund hin ist es auch unser Vorrecht und unsere Pflicht, unseren Kindern sowohl das äußere als auch das innere Wesen dieser Gnade theilhaftig zu machen. Wir dürfen die heilige Taufe ihnen nicht vorenthalten. Dr. Nast sagt hierüber: „Ein Kind gläubiger Eltern, ein in der Kirche Christi die Welt erblickendes Kind ist schon im Reiche Gottes, es wird in sein Taufrecht hineingeboren, es hat ein Recht an die Kirche, und die Kirche hat ein Recht an das Kind.“ Weiter ist es unsere Pflicht die Kinder gründlich zu unterrichten aus Gottes Wort, für sie zu beten und sie nach Gottes Willen zu erziehen.

**Lehre.** — 1. Gottes Wort lehrt uns, daß die Ehe eine heilige und unauf lösliche Stiftung Gottes ist; sie ist die Grundlage eines geordneten Staats- und Familienlebens; sie ist das Bild der Gemeinschaft zwischen dem Herrn und seiner Gemeinde. (Eph. 5, 23.) — 2. Die Störung dieses innigen Verhältnisses zwischen Mann und Weib ist ein Unheil, welches das Glück des ganzen Menschengeschlechts betafet und zu vernichten sucht. — 3. Jede christliche Familie sollte eine kleine Kirche Christi sein, in welcher alle Glieder als Gottes Eigenthum behandelt werden. — 4. Eltern sollten stets bedenken, daß im Reiche Gottes Platz ist für Kinder, sowohl als für Erwachsene. — 5. Eine Kirche ohne Kinder gleicht eher der Hölle als dem Himmel.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Lehrer zeige in der heutigen Lektion die Segnungen und Pflichten des Familienlebens. 1. In einer guten Familie sind Mann und Weib, welche nach Gottes heiliger Ordnung von ihm selbst zusammengefügt sind, bis der Tod sie trennt; Mann und Weib, die sich lieben und gemeinsam die Interessen verfolgen, wodurch die Familie beglückt wird. — 2. Eine gute Familie wird ruiniert, a) durch Ehescheidung, b) durch Vielweiberei, c) durch selbstthätiges und gleichgültiges Betragen und Versäumniß der schuldigen Pflichten Eins gegen das Andere, d) durch Leidenschaften und Unzucht, e) durch ungerathene Kinder. — 3. Die Kinder in der

Familie sollen frühzeitig zu Jesu gebracht und für ihn erzogen werden. Man zeige hier, wie dieses geschieht, wie man sie daran hindert, und daß Jesus der „Kinderfreund“ ist.

**Kleinkinderklasse.**—Von besonderem Nutzen für die Kleinkinderklasse ist der Kleinkinderlehrer. Derselbe sollte ja in keiner unserer Sonntagsschulen fehlen. Wir geben daher von jetzt an eine einfache Erklärung des Kleinkinderlehrers. Für die heutige Lektion haben wir auf denselben eine recht liebliche Heimath abgebildet, mit der Aufschrift: „Süßes Heim.“ Weiter wird auf diesem Bilde gezeigt, was zu einem süßen Heim erforderlich ist. Zum ersten muß der liebe Gott dort wohnen. Ohne ihn gibt es kein „süßes Heim.“ In einer süßen Heimath befinden sich zweitens liebende Eltern; Eltern, die ihre Kinder zu Jesu bringen. Zum dritten sind auch Kinder dort. Aber keine ungerathene; sondern brave, folgsame Kinder.

**Illustrationen.**—1. Liebe erzeugt Gegenliebe. — Als sich einst bei dem Ehrw. Ph. Henry, den man wegen seines sanften Wesens den „Himmelskinder“ nannte, eine Frau über ihren bösen Mann beschwerte, daß er sich so unfreundlich gegen sie betrage, und sogleich fragte: „Was meint ihr nun, Herr, daß ich thun soll?“ antwortete er: „Ei nun, ich meine, Ihr solltet nach Hause gehen und ein besseres Weib gegen ihn sein, dann wird er auch ein besserer Ehemann gegen Euch sein.“ — 2. Konnte nicht mehr gebogen werden. Ein Schuhmacherjunge, Gottfried, ein Menich von ursprünglich guten Anlagen des Körpers und Geistes, sank bis zum Nörder herab. Er schrieb sein ganzes Unglück seiner Mutter zu, die ihn in seiner Kindheit verzogen und, statt ihn für verübte kleine Bosheiten zu bestrafen, zuweilen dafür gelobt hatte. Er erzählte: Als er ausgelehrt hatte, begab er sich zu seiner Mutter zurück. Sie nahm ihn mit Freuden auf. Bald erzürnte er sich aber mit ihr wegen des Kartoffelhackens. Die Mutter wollte ihn prügeln. Er sagte: „Mutter, komm einmal mit mir,“ und er führte sie an eine große Linde. „Mutter,“ fuhr er fort, „biege diesen

Baum!“ „Den kann ich nicht biegen,“ sagte sie. Er antwortete: „Ein kleiner Baum wäre aber zu biegen. Hättest du mich gezogen, als ich klein war! Jetzt ist es zu spät.“



**Wandtafelserklärung.**—Das Familienleben und Familien- glück kann man gewiß nicht besser illustriren, als durch zwei in Gott vereinigte Herzen, in welchen Glück, Segen, Eintracht und Liebe wohnt, und in deren Mitte das Kreuz thront. Sind dann in einer solchen Familie noch Kinder, die nach den Eltern Herzen gleichsam modellirt sind, so ist das irdische Glück vollkommen. Nur in einem geheiligten Familienleben findet der Mensch, so weit das auf Erden möglich ist, das verlorene Paradies wieder. Möchten zu dem Ende doch Alle: Eltern und Kinder, „zu Jesu kommen“ und ihnen von Niemand „ge- wehrt“ werden. Wie die Familie, so wird denn auch der Staat und—die Welt.

## Der reiche Jüngling.

### 2. Lektion: Markus 10, 17–31. — Sonntag den 9. Juli 1882.

17. Und da er hinausgegangen war auf den Weg, lief Einer vorne vor, kniete vor ihm, und fragte ihn: Guter Meister, was soll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?

18. Aber Jesus sprach zu ihm: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott.

19. Du weißt ja die Gebote wohl: Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht flehnen. Du sollst nicht falsch Zeugniß reden. Du sollst Niemand täuschen. Ehre deinen Vater und Mutter.

20. Er antwortete aber, und sprach zu ihm: Meister, das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf.

21. Und Jesus sahe ihn an, und liebte ihn, und sprach zu ihm: Eins fehlt dir. Gehe hin, verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm, folge mir nach, und nehme das Kreuz auf dich.

22. Er aber ward Unmuths über der Rede, und ging traurig davon; denn er hatte viele Güter.

23. Und Jesus sahe um sich, und sprach zu seinen Jüngern: Wie schwerlich werden die Reichen in das Reich Gottes kommen!

24. Die Jünger aber entsetzten sich über seine Rede. Aber Jesus antwortete wiederum, und sprach zu ihnen: Lieben Kin-

**Haupttext:** Eins fehlt dir.—Markus 10, 21.

**Erklärung.**—Vers 17–22. Nach unserer Lektion reiste Jesus weiter gen Jerusalem. Wie er nun auf dem Weg war, kam einer seiner Nachfolger, der wahrscheinlich dieselbe Reise machte, und lief voraus, fiel ihm zu Füßen und fragte nach dem Wege zum ewigen Leben. Nach den Berichten der drei Synoptiker haben wir hier einen aufrichtigen und moralischen Jüngling vor uns. Weiter war er ein Oberster und reich. Trotzdem aber blieb sein Herz ruhelos und verlangte nach Genügsamkeit des ewigen Lebens. Er hatte auch das Vertrauen zu Je-

sus, wie schwer ist es, daß die, so ihr Vertrauen auf Reichthum setzen, ins Reich Gottes kommen!

25. Es ist leichter, daß ein Kameel, urch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.

26. Sie entsetzten sich aber noch viel mehr, und sprachen unter einander: Wer kann denn selig werden?

27. Jesus aber sahe sie an, und sprach: Bei den Menschen ist es unmöglich, aber nicht bei Gott; denn alle Dinge sind möglich bei Gott.

28. Da sagte Petrus zu ihm: Siehe, wir haben Alles verlassen, und sind dir nachgefolgt.

29. Jesus antwortete, und sprach: Wahrlich, ich sage euch: Es ist Niemand, so er verläßt Haus, oder Brüder, oder Schwes- tern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Acker, um meinet willen, und um des Evangelii willen;

30. Der nicht hundertfältig empfangt, fest in dieser Zeit, Häuser, und Brüder, und Schwes-tern, und Mütter, und Kinder, und Acker mit Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.

31. Viele aber werden die Letzten sein, die die Ersten sind; und die Ersten sein, die die Letzten sind.

(Parallelen: Matth. 19, 16–30.; Lukas 18, 18–30.)

su, daß derselbe ihm den rechten Weg zum wahren Glück zeigen könnte und würde.

Der Jüngling hatte Jesum nach dem gewöhnlichen Gebrauche als „guter Meister“ angeredet; dieses führt er ihm zu Gemüth, um dadurch ihn zur demüthigen Erkenntniß zu bringen, daß kein bloßer Mensch in Wahrheit gut sei und aus eigener Kraft nichts Gutes zu thun vermöge; wenn er ihn aber „guter Meister“ heiße, dessen Wahrheit er nicht leugne, so müsse er ihn auch als Gottes Botsen anerkennen. Um nun diesem jungen Manne, der wähnte, den Himmel verdienen zu können, den Sta-



chel der Wahrheit noch tiefer ins Herz zu treiben, weist ihn Jesus hin, das Gesetz zu halten, wodurch die Lehrer der Juden ja den Himmel zu verdienen hofften. Er wollte hierdurch bezwecken, daß das Gesetz ihn zur Erkenntnis der Sünden bringen sollte und somit zu ihm, dem Heiland der Sünder. (Röm. 3, 20; Gal. 3, 24.) Diesem Jüngling aber fehlte gänzlich der Blick in die innere Natur der Gebote; er begriff nur den äußeren Buchstaben derselben, und glaubte daher gerecht zu sein, glaubte die Gebote Gottes gehalten zu haben von Jugend auf. Christus verneint dieses auch durchaus nicht. Er liebte ihn vielmehr wegen seines redlichen Strebens, und in sanften Worten zeigt er ihm, was ihm mangle. „Eins fehlt dir.“ Dieses Eine ist die Liebe. Liebe zu den Armen, daß er um ihrer Willen alles dahingabe, und liebte zu Christo, daß er um seiner Willen sich selbst verleugne und ihm nachfolge. Unter der Nachfolge können wir verstehen, daß der Herr ihm einen bestimmten Auf zum Predigtamt gab, um dessen Willen er denn auch seine Güter zu verkaufen hatte, da er sie ja doch verlassen hätte müssen. Christus wollte ihm somit sagen: Werde einer meiner Jünger und verwende dein Hab und Gut zum Wohle der Menschheit. Ueber die Wirkung der letzten Worte Jesu zu diesem Jüngling und über dessen Verhalten sagt Oslawski: „Von der Wahrheit der Worte Jesu, daß die Wiedergeburt zum ewigen Leben in der Aufgabe alles Eigenen und in der Hingabe alles Besizes bestesse, mußte der Jüngling tief erfaßt sein. Denn da Jesus äußerlich nicht über ihn zu gebieten hatte und das Gesetz des A. T. nicht forderte, das ganze Besitzthum dahin zu geben, so scheint es, er hätte sie ohne Beunruhigung ablehnen können. Allein das vermochte er nicht. Der Geist, der Jesu Worte begleitete, war tief in sein Inneres gedrungen, hatte seine innere Dunkelheit erleuchtet und ihm den wahren Weg der Neugeburt enthüllt, und so fühlte er sich von der Kraft der Wahrheit gebunden. Aber die Fessel, die er trug, war so schwer, daß er sich nicht entschließen konnte, sie abzuwerfen, und die kaum geöffnete Pforte des Reiches Gottes schloß sich wieder vor seinem thranenden Auge.“ Wie thöricht handelte doch dieser junge Mann, daß er sich von seinen Gütern fesseln ließ, die doch in kurzer Zeit darnach von den Römern vernichtet wurden, und dafür der Ehrenstelle, als Prediger des Evangeliums zu wirken, entsagte! Es ist schwerlich anzunehmen, daß dieser Jüngling je zum Seelenfrieden kam.

Vers 23-27. Das Verhalten dieses Jünglings bewegte unseren Heiland, daß er seinen Jüngern eine treffliche Lehre gab, bezüglich des Reichthums in Vers 23. Die Bestürzung der Jünger hierüber veranlaßte sodann, daß er diese Worte noch deutlicher erklärte. Nach seiner Erklärung betrachtet unser Heiland nur solche als reich, welche den Reichthum lieben, mit ihren Herzen daran hängen und ihr Vertrauen darauf setzen. Nicht der Besitz der Güter dieser Welt hält uns aus dem Reiche Gottes, sondern wenn die Güter uns besigen. Wir sollten uns nur als Verwalter über dieselben betrachten. Der Eigenthümer davon ist Gott, dem wir sie zu irgend einer Zeit zurückzugeben willig sein müssen, wenn er oder seine Reichsache es von uns verlangt. Derjenige aber, dessen Herz den Reichthum als sein höchstes Gut betrachtet und festhält, kann unmöglich ins Reich Gottes eingehen. Es ist eben so unmöglich, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr eingehe, denn daß ein solcher Mensch durch die enge Pforte ins Reich Gottes kommen kann. Durch dieses Gleichniß will unser Heiland die absolute Unmöglichkeit darstellen, daß ein weltlich gesinnter Mensch ins Reich Gottes eingehen kann. Dem Kameel die Bedeutung vom Antertau oder dem Nadelöhr die Bedeutung von einer Pforte zu geben ist unstatthaft. Die Frage der Jünger: „Wer kann denn selig werden?“ zeigt, daß dieselben erkannten, Christus fordere von Allen, wie von dem reichen Jüngling, eine völlige Uebergabe und Verleugnung alles Eigenen. Diese Forderung machte sie bestürzt; denn sie kannten die Anfänglichkeit der Menschen am Irdischen, welche besonders unter den Juden herrscht. Jesus zeigt nun weiter, daß Gott kein Ding unmöglich sei. Er vermag aus einem reichen Millionär einen geistlich Armen zu machen, der sich mit allem, was er hat, Gott zum Eigenthum ergibt. Doch thut dies der liebe Gott nicht ohne des Menschen Willen.

Vers 28-31. Aus den Worten des Petrus, Vers 28, sehen wir, daß die Jünger die Rede Jesu auf sich selbst angewandt hatten. Sie hatten Alles verlassen, ihre Schiffe, Rege, Vater,

Mutter und andere Anverwandten. Jesus hatte aber dem reichen Jüngling, Vers 21, einen Schatz im Himmel versprochen, wenn er Alles, was er besaß, den Armen geben würde u. s. w. Petrus meinte somit, daß auch sie jetzt einen Lohn zu erwarten hätten. Jesus erkennt auch die Erwartung einer lohnenden Vergeltung an, indem er Vers 29. 30. sagt, wer die dort benannten Gegenstände verlasse, um seiner Willen, daß der schon hier reichlich belohnt werde für seinen Verlust und in der Ewigkeit das ewige Leben erhalte. Die Erwartung eines Lohnes für den Dienst Christi rechtfertigt er auch Luk. 6, 23. Damit aber die Jünger nicht schon in dieser Welt eine äußerliche Ruhe und Glückseligkeit hoffen sollten, fügt er bei, daß Vergeltungen hierzu gehören. Weiter lehrt er dann Vers 31, daß dieser Lohn nicht auf Verdienstlichkeit beruhe, sondern ein reines Gnadengeschenk Gottes sei. Denn es ist schon große Gnade, wenn wir die Ehre haben für Christum zu arbeiten. Unser Gottesdienst darf nicht aus Lohnsucht entspringen; sondern die Liebe zu Christo und seiner Sache muß die Triebfeder dazu sein, ohne daß wir etwas dafür hoffen. Anstatt auf Lohn zu pochen, sollen wir Gott danken, daß er uns würdigt, für ihn zu wirken. Diese Lehre zeigt Christus sehr klar in Matth. 20, 1-16. und Luk. 6, 35.



**Wandtafelserklärung.**—Ja, wenn man die Zeichnung anschaut, so muß Jeder sofort gewahren, daß da Eins und zwar ein Wichtiges fehlt. Ein Brückenbogen ist fast vollendet und überall, selbst im Fundament, tadellos aufgeführt; aber siehe! der Schlussstein, der den ganzen Bau vollendet und zum Uebergang allein sicher machen kann, fehlt. So gerade verhält es sich, wenn, wie bei dem Jüngling, in der Religion die Liebe, die Liebe zu Gott fehlt. Ja, der Jüngling hatte auch so eine Art Liebe (siehe das Wort auf der Zeichnung), aber es war nicht die rechte Liebe, die Alles verläßt und Jesu nachfolgt. Wo dies Eine fehlt, fehlt alles!

**Lehre.**—1. Die wichtigste Frage ist: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“—2. Die größte äußerliche Moralität befriedigt das Verlangen der Seele nach der Seligkeit nicht.—3. Der Weg zum ewigen Leben ist Selbstaufopferung für Gott und seine Reichsache.—4. Das Haupthinderniß, das ewige Leben zu theil zu werden, ist die Liebe zum Mammon.—5. Je mehr wir in der Welt verwickelt sind, desto härter ist es, das ewige Leben zu erlangen.—6. Alle, welche aus Liebe zu Christo und seiner Sache Alles dahingeben, haben einen reichen Lohn zu erwarten.

**Anweisung für Lehrer.**—Die Hauptsache in der Lektion ist, daß man den Schülern zeigt, was zur Erwerbung des ewigen Lebens von unserer Seite erfordert wird. Dieses ist uns so treffend dargestellt durch die Geschichte vom reichen Jüngling. Dieser junge Mann besaß viele gute Eigenschaften, welche selbst die Anerkennung Christo erhielten. Er besaß 1. eine tiefe Ueberzeugung von der Gewisheit des ewigen Lebens, und daß Christus ihm den Weg hierzu zeigen müsse und könne; 2. hatte er auch ein ernstliches Verlangen nach dem ewigen Leben; 3. war er frei von Menschenfurcht und Vorurtheil; 4. besaß er eine tadellose äußere Moralität. Diesem jungen Manne aber fehlte bei allem Diesem doch die Hauptsache. Sein Herz hing an der Welt, an seinen Gütern, er wollte sich nicht rückhaltslos Christum ergeben. Auch wir sollten untersuchen, ob nicht auch uns

dies Eine fehle. Der Lehrer zeige dann weiter die Thorheit dieses Jünglings und den Lohn des ungetheilten Dienstes Christi.

**Kleinkinderklasse.** — Die Lektion ist trefflich veranschaulicht durch ein Bild des Kleinkinderlehrers. Dort finden wir einen Jüngling, der unter das Maß der göttlichen Forderungen gestellt wird. Er hatte anscheinend sonst überall das richtige Maß. Eins aber fehlt ihm, wie jenem Jüngling. Was ist's? Haben wir in allem das richtige Maß?

**Illustration.** — Eine Fabel erzählt, daß ein gewisser Mann bei einer mondheilen Nacht zufällig in einen Feenplatz hinein-

gerieth. Dort fand er ganze Haufen Stangen, welche anscheinend von Gold waren, und es wurde ihm erlaubt, so viel davon heim zu tragen, als er wolle. Als aber am Morgen die Sonne aufging und auf seine vermeintlichen Schätze, die er mit vieler Mühe aufgehäuft hatte, schien, waren es gewöhnliche hölzerne Stangen; und auf einmal schien die Luft voll unsichtbarer Wesen zu schwärmen, welche ihn höhnisch auslachten. So wird der Zustand vieler sein, welche hienieden in den Sorgen um ihre Reichthümer sterben, und in jener Welt arm, elend, jämmerlich, blind und bloß aufwachen, aber sich Mühe und Angst gesammelt haben auf den großen Tag des Gerichts.

## Leiden und Dienst.

### 3. Lektion: Markus 10, 32-45. — Sonntag den 16. Juli 1882.

**32.** Sie waren aber auf dem Wege, und gingen hinauf gen Jerusalem; und Jesus ging vor ihnen, und sie entsetzten sich, folgten ihm nach, und fürchteten sich. Und Jesus nahm abermal zu sich die Zwölfe, und sagte ihnen, was ihm widerfahren würde:

**33.** Siehe, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und des Menschen Sohn wird überantwortet werden den Hohenpriestern und Schriftgelehrten; und sie werden ihn verdammen zum Tode, und überantworten den Heiden.

**34.** Die werden ihn verspotten und geißeln, und verpeien, und tödten; und am dritten Tage wird er auferstehen.

**35.** Da gingen zu ihm Jacobus und Johannes, die Söhne Zebedai, und sprachen: Meister, wir wollen, daß du uns thust, was wir dich bitten werden.

**36.** Er sprach zu ihnen: Was wollt ihr, daß ich euch thue?

**37.** Sie sprachen zu ihm: Gib uns, daß wir sitzen, einer zu deiner Rechten, und einer zu deiner Linken, in deiner Herrlichkeit.

**38.** Jesus aber sprach zu ihnen: Ihr wisset nicht, was ihr bittet.

**Haupttext:** Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zur Bezahlung für Viele. — Markus 10, 45.

(Parallelen: Matth. 20, 17-28.; Luk. 18, 31-34.)

**Erklärung.** — Vers 32-34. Jesus schritt auf seiner Reise nach Jerusalem vorwärts und hatte wahrscheinlich in unserer Lektion soeben Peräa verlassen; denn Vers 32 meldet, daß Jesus „hinauf ging“ nach Jerusalem, einfach weil die Straße vom Jordan bis Jerusalem fast immer bergan ging.

Markus lenkt unsere Aufmerksamkeit nun zuerst auf das Erstaunen und die Furcht der Jünger, wie dieselben sahen, daß er so entschlossen und freimüthig nach Jerusalem zog, wo sie üble Begegnungen von seinen Feinden erwarteten. Sie hatten vielleicht geglaubt, Christus würde nicht nach Jerusalem gehen zum Pessachfest, da ja die Juden ihn zu tödten suchten. Da sie jedoch jetzt sein entschiedenes Vorhaben erkannten, waren sie voll Furcht bezüglich der Dinge, die sich beim Ostersfest zutragen würden. Weil es nun sehr nahe vor seinem Leiden und Sterben war, suchte er seine zwölf Jünger noch besonders darauf vorzubereiten. Er nahm sie daher besonders allein und verkündigte ihnen, was ihm bevorstehe. Es war dies die dritte Leidensverkündigung Christi. Aber noch nie hatte er so deutlich und bestimmt von seinem Leiden geredet, wie hier. Er spricht bestimmt von der Zeit, von der Form und von den verschiedenen Stufen seines Leidens. Wir merken hier, daß Christus mit großer prophetischer Klarheit seinen Lauf vorherseh, daß er völlig willig war, sich nach Gottes Willen aufzuopfern, und daß er sich des erhabenen Sieges gewiß war.

Vers 35-40. Die Bitte der beiden Jünger, Jakobus und Johannes, erklärt sich wie folgt: Kurz vorher hatte Christus seinen Jüngern verheißt, daß sie mit ihm sitzen würden auf zwölf Stühlen, zu richten die zwölf Geschlechter Israels (Matth. 19, 28.). Diese Verheißung hatte die beiden Jünger mit der Hoffnung erfüllt, daß das Reich des Messias (unter welchem sie eine glorreiche irdische Herrschaft Christi verstan-

tet. Könnet ihr den Kelch trinken, den ich trinke, und euch lassen mit der Tausche, da ich mit getauft werde?

**39.** Sie sprachen zu ihm: Ja, wir können es wohl. Jesus aber sprach zu ihnen: Zwar ihr werdet den Kelch trinken, den ich trinke, und getauft werden mit der Tausche, da ich mit getauft werde:

**40.** Zu sitzen aber zu meiner Rechten und zu meiner Linken, stehet mir nicht zu, euch zu geben, sondern welchen es bereitet ist.

**41.** Und da das die Jünger hörten, wurden sie unwillig über Jacobum und Johannem.

**42.** Aber Jesus rief sie und sprach zu ihnen: Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Mächtigen unter ihnen haben Gewalt.

**43.** Aber also soll es unter euch nicht sein; sondern welcher will groß werden unter euch, der soll euer Diener sein.

**44.** Und welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll Aller Knecht sein.

**45.** Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zur Bezahlung für Viele.

den) in kurzer Zeit anheben würde. Sie wollten daher die Ersten in diesem Reiche sein. Nach Matth. 20, 20. brachte die Mutter dieser beiden Jünger diese Bitte vor Christo. Nach Markus aber waren es die Jünger selbst. Wir haben uns dieses so zu denken: Die Mutter brachte diese Bitte vor im Namen der Jünger. Markus aber benamt nur die Personen, welchen diese Bitte anging. Bei den Morgenländern war der erste Ehrenplatz zur Rechten des Königs, der zweite zur Linken. Es trugen wahrscheinlich verschiedene Umstände zu dieser Bitte bei. Diese Jünger waren Verwandte von Jesu und waren nebst dem Zeugen seiner Verkündigung gewesen. Die Bitte war mit Ehrfurcht und Eitelkeit stark gemischt. Sie zeigt jedoch auch eine hohe Vorstellung von Jesu Würde und Majestät, nebst einem tapferen Sinn, mit Jesum alle Gefahren und Leiden zu theilen. Jesus sagt ihnen: „Ihr wisset nicht, was ihr bittet.“ Er will hiermit sagen, daß sie das Wesen seines Reiches noch gar nicht verstanden. Hierauf zeigt er ihnen die Ordnung, in welcher man in seinem Reiche zu Ehren gelange. Diese Ordnung ist, daß man mit Christo den Kelch der Leiden trinkt und sich mit seiner Tobestausche taufen läßt (Matth. 26, 39.; Luk. 12, 50.). Aus diesem Kelch trank der Apostel Jakobus nach Apfig. 12, 2., und Johannes nach Off. 1, 9. Nach der Erklärung dieser beiden Jünger, daß sie bereit wären, diese Forderung zu erfüllen, sagt ihnen Jesus, daß sie zwar mit ihm leiden sollten; aber die ersten Ehrenplätze im Reiche Gottes würden nicht nach Willkür, sondern nach den unverletzlichen, von Gott in seiner Weisheit und Gerechtigkeit geordneten Gesetzen an die Würdigsten vergeben werden.

Vers 41-45. Die zehn andern Jünger waren wahrscheinlich während dieses Vorganges abwesend. Wie dieselben nun dieses hörten und unwillig darüber wurden, wandte sich Jesus



zu allen und belehrte sie abermal, daß der Sinn seiner Reichthegenossen nicht sein soll, herrschen zu wollen, sondern zu dienen. Hierin gibt ihnen Jesus das herrlichste Beispiel. Denn er hat, um uns zu erlösen, sich selbst entäußert, Knechtsgestalt angenommen u. s. w. (Phil. 2.)

**Lehre.** — 1. Gott bereitet die Seinen in Zeit vor, für die Proben dieses Lebens. — 2. Eine der größten Gefahren ist das Suchen nach großen Dingen für unser eigenes „Ich.“ — 3. Wenn wir für Dinge beten, die wir noch nicht verstehen, so ist es weise zu sagen: „Dein Wille geschehe.“ — 4. Das wahre Suchen nach Ehre besteht darin, daß man am meisten zu lieben und dienen sucht. — 5. Das Exempel Christi zeigt uns, wie man zu wahrer Größe gelangt.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Lehrer findet, daß in der heutigen Lektion die wahre und falsche Größe im Reiche Gottes treffend illustriert sind, und von unserem Heiland erklärt werden. Zuerst gibt uns Christus ein Exempel über wahre Größe, indem er Gottes Willen zu thun und uns zu erlösen Leiden und Tod entgegen ging. (Vers 32–34.) Jakobus und Johannes hingegen zeigen uns durch ihr Exempel die falsche Idee von der Größe im Reiche Gottes. (Vers 35–41.) Weiter lehrt uns Christus von Vers 42–45, wie man in Wahrheit groß wird vor Gott.

**Kleinkinderklasse.** — Der Kleinkinderlehrer gibt die Lektion für die Kleinen in zwei inhaltsreichen Worten: Leide, Diene! Sie sind so gesetzt, daß sie die Gestalt eines hübschen Kreuzes annehmen und mithin zu gleicher Zeit den Inhalt der Lektion illustriren. Sie geben reichlich Anlaß zu den nöthigen Fragen für das kleine Völkchen. Man studire!

**Illustration.** — Ehrgeiz. — Wesley sagt: „Ehrgeiz ist ein verzehrendes Feuer, wer kann ihn in Schranken halten? Er ist ein Sturmwind, wer kann ihn ermessen? Er ist ein Abgrund, wer kann seine Quellen angeben oder vorhersagen, was daraus hervorgehen mag? Ein Weiser hat sehr treffend be-

merkt: Man hat das Innere der Erde gefunden, die Tiefen des Oceans erforscht, die höchsten Höhen gemessen, selbst die Quellen des Nils entdeckt: Nur für die Herrschsucht, welche im Herzen des Menschen wohnt, können keine Grenzen gefunden werden.“



**Wandtafelklärung.** — Der Becher ist hier Sinnbild des Leidens. Der Weg des Dienstes Christi ist ein Leidensweg. Er beginnt mit herzlichster Demuth, nicht daß man, wie die Jünger irrig thaten, nach weltlichen Ehrenstellen trachtet. Die Demuth ist jederzeit zum dienen bereit. Christus kam, um zu dienen, nicht um sich dienen zu lassen. Der Leidensweg durchs Leben führt oft nach Gethsemane und auf Golgatha. Viele schon gaben ihr Leben für Jesum. Doch, durch Kreuz geht's zur Krone, zur Krone der Ehren. Leidest du? Dienst du oder herrschest du?

## Der blinde Bartimäus.

### 4. Lektion: Markus 10, 46–52. — Sonntag den 23. Juli 1882.

46. Und sie kamen gen Jericho. Und da er aus Jericho ging, er und seine Jünger und ein großes Volk; da saß ein Blinder, Bartimäus, Timäi Sohn, am Wege, und bettelte.

47. Und da er hörte, daß es Jesus von Nazareth war, fing er an zu schreien und zu sagen: Jesu, du Sohn David's, erbarme dich meiner!

48. Und Viele bedroheten ihn, er sollte still schweigen. Er aber schrie viel mehr: Du Sohn David's, erbarme dich meiner!

49. Und Jesus stand stille, und ließ ihn rufen. Und sie riefen

**Haupttext:** Alldann werden der Blinden Augen aufgethan werden. — Jes. 35, 5.

(Parallelen: Matth. 20, 29–34; Lukas 18, 35–43.)

**Texterklärung.** — Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es, als ob hier in den drei ersten Evangelien eine Disharmonie existire. Matthäus berichtet nemlich, daß Jesus gleich nach dem Auszug aus Jericho zwei Blinde geheilt habe; Markus und Lukas hingegen berichten, daß er einen Blinden geheilt habe. Weiter theilt Lukas mit, daß die Blindenheilung, welche er beschreibt, vor Jericho stattfand. Matthäus und Markus aber behaupten, es sei gewesen, wie Christus Jericho verlassen hatte. Diese Schwierigkeit erklärt sich in folgender Weise (Lukas 18, 35.): „Da er nun nahe zu Jericho kam,“ kann auch übersetzt werden: „Da er nun nahe bei Jericho war.“ Weiter gab es ein Alt-Jericho und ein Neu-Jericho. Wenn unser Heiland also das Eine verlassen hatte und nahe bei dem Andern war, so ist durchaus keine Disharmonie. Wenn Matthäus von zwei Blinden redet, und Markus und Lukas nur von einem, so haben wir anzunehmen, daß Letztere nur die Hauptperson erwähnen. Jericho, wo unsere Lektion sich zutrug, lag etwa 18–20 Meilen in nordöstlicher Richtung von Jerusalem. Der Ort, wo es lag, war eine blühende Gasse mit herrlichen Palmen. Daher wurde es auch die Palmenstadt genannt. Es ist berühmt aus Josua 5, 13–15. Da die

den Blinden, und sprachen zu ihm; sei getrost, stehe auf, er ruft dich.

50. Und er warf sein Kleid von sich, stand auf, und kam zu Jesu.

51. Und Jesus antwortete, und sprach zu ihm: Was willst du, daß ich dir thun soll? Der Blinde sprach zu ihm: Rabboni, daß ich sehend werde.

52. Jesus aber sprach zu ihm: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen. Und alsobald ward er sehend, und folgte ihm nach auf dem Wege.

Hauptstraße von Jerusalem hier durch führte, so setzten sich zu der Zeit unseres Heilandes, wie noch heute, arme Bettler an den Weg vor dem Thore, und baten die vorüberziehende Menge um Almosen. Unter diesen war auch Bartimäus, d. h. Sohn des Timäus. Da dieser Blinde vernahm, wahrscheinlich durch das Volk, daß Jesus vorüberziehe, fing er mit aller Kraft an zu rufen: „Jesu, du Sohn David's, erbarme dich meiner!“ Dieser Ausruf war eine Anerkennung der messianischen Würde Jesu. Der Blinde hielt Jesum für den, welcher kommen sollte, um den Blinden das Gesicht zu geben. Ohne Zweifel hatte derselbe schon viel von ihm gehört. Viele bedrohten ihn, er solle schweigen. Manche thaten dies wohl aus guter Meinung. Andere vielleicht auch aus Feindschaft gegen Christus, da dieses Wunder ja ein neuer Beweis für seine Messiaswürde war, welche ja die Pharisäer stets bekämpften. Der Blinde aber rief im gläubigen Vertrauen auf Jesu Hülfe weiter, bis derselbe still stand und ihn zu sich rufen ließ. Es ist merkwürdig, daß Jesus sich hier öffentlich Messias nennen ließ, welches er Markus 8, 30. seinen Jüngern noch verboten hatte. Wie ihm nun Jesus rufen ließ, stand er vor Freuden auf, warf seinen Mantel, sein Oberkleid, ab, und kam

zu Jesu. Jesus fragt hierauf den Blinden, was er von ihm begehre. Obgleich derselbe dessen Begehren mußte, so wollte er doch, daß dasselbe ihm Gebet ihm dargebracht werde. Der Blinde sprach: „Rabboni,“ d. h. Meister, „daß ich sehend werde!“ Nach Matthäus rührte Jesus hierauf seine Augen an und machte ihn sehend. Als Ursache hiervon bezeichnet Jesus den Glauben des Blinden. Bartimäus schloß sich hierauf sofort dem Herrn an, und pries Gott für diese große Wohlthat.

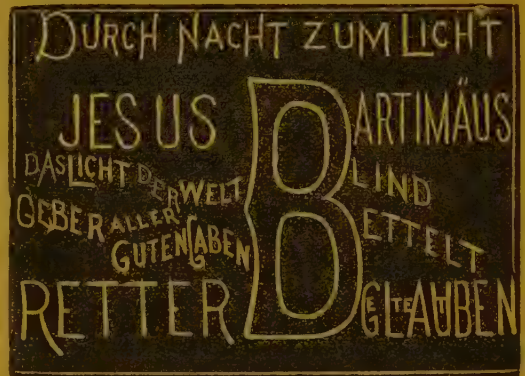
Nast sagt: „Die Wunderheilung dieser Blinden veranlaßt uns zur Betrachtung der geistlichen Blindheit des Sünders—des Ernstes, womit er Christi Erbarmen in Anspruch nehmen soll—und der Bereitwilligkeit des Erlösers, bußfertig und gläubig aufsuchenden seine Heilskraft zu erweisen.“

Der Zustand des Bartimäus. — Er war blind, — war des herrlichen Segens der Sehkraft beraubt. Weder die Herrlichkeit der Natur, noch der Anblick theurer Freunde erfreute sein Herz; die Schätze der Bücher, sowie viele andere Lebensgenüsse waren ihm verschlossen. So verhält es sich mit allen Geistlichblinden, mit Allen, die Christi Gnadenlicht noch nicht erleuchtet und wiedergeboren hat. Sie vermögen die Herrlichkeit Gottes nicht zu erblicken, weder in seinen Werken, noch in seinem Worte. Sie sind unbekannt mit sich selbst, mit dem Erlöser und mit dem Weg des Friedens. Armer, elender Zustand! — Bartimäus kam zu Jesu. — Ehe dieses jedoch geschah, mußte Jesus in seine Nähe kommen. Jesus kam, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Er ist gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen. — Bartimäus hörte, daß Jesus vorüberzog. — Der Sünder hört die Verkündigung des Evangeliums, der freien Gnade Gottes in Christo. — Bartimäus flehte zu Jesu um Erbarmen. — Der Sünder muß dasselbe thun. Er muß im Bewußtsein seiner Noth kommen, im Bewußtsein, daß Jesus sein Erlöser ist, der ihm helfen kann und will. — Bartimäus wurde von Christo durch den Glauben sehend gemacht. — Dasselbe widerfährt dem Sünder, wenn er so zu Christo kommt. Er erhält Gnade und Heil. Denn wer den Namen des Herrn anruft, soll selig werden! — Bartimäus folgte Jesum, wie er sehend war. — Dieses thut auch der begnadigte und selig gemachte Sünder. Er lebt von dort an in der Gemeinschaft Jesu.

**Kleinkinderklasse.** — Auf dem Kleinkinderlehrer ist die Lektion durch das Bild einer Sonne illustriert. Es soll die Sonne der Gerechtigkeit, welche allen Denen aufgeht, die den Namen des Herrn fürchten, oder auch Jesus Christus vorstellen. Sie

ist (die Sonne), wie das Bild zeigt, für die Blinden. Christus öffnet den Blinden die Augen. Soll er ihnen aber die Augen aufthun, so müssen sie zu ihm kommen, zu ihm geführt werden.

**Illustrationen.** — 1. Geistliche Blindheit. — Augustinus erzählt, daß ein gewisser Heide ihm seine Götzen zeigte mit den Worten: „Schau! hier ist mein Gott! Wo ist der deine?“ Augustinus antwortete: „Ich zeige dir meinen Gott nicht, weil ich keinen habe, sondern, weil du keine Augen hast, ihn zu sehen.“ — 2. Wer da suchet, der findet. — Eine junge Dame die heilsverlangend schien, wurde während einer religiösen Erweckung gefragt, wie lange sie schon ihren Heiland suche. Die Antwort war: „Ich habe ihn noch nie gesucht; denn sonst hätte ich ihn gefunden, da er ja sagt: Wer da suchet, der soll finden.“



**Wandtafelklärung.** — Ja, bei Bartimäus ging's durch Nacht zum Licht. Er war blind, dazu so arm, daß er am Wege bettelte. Bei ihm herrschte beides natürliche und auch geistliche Nacht. Aber es kam Hülfe. Jesus, der Retter, das große Licht der Welt, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, zog durch Jericho und siehe! er ward des Blinden Licht. Aber Bartimäus mußte zu ihm kommen; er betete im Glauben (siehe Zeichnung) und der Sieg war da. So müssen jetzt noch alle geistlich Blinden im gläubigen Gebet zu Jesu, dem Sohne Davids, schreien. Nur dann gibt's Licht, herrliches, wunderbares Licht.

## Christi Einzug in Jerusalem.

### 5. Lektion: Markus 11, 1-11. — Sonntag den 30. Juli 1882.

1. Und da sie nahe zu Jerusalem kamen, gen' Bethphage und Bethanien an den Oehlberg; sandte er seiner Jünger zwei;

2. Und sprach zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt, und alsobald, wenn ihr hineinkommt, werdet ihr finden ein Füllen angebunden, auf welchem nie kein Mensch gesessen ist. Löset es ab, und führet es her;

3. Und so Jemand zu euch sagen wird: Warum thut ihr das? so sprached: Der Herr bedarf sein. So wird er es bald hersenden.

4. Sie gingen hin und fanden das Füllen gebunden an der Thür, draußen auf dem Wegesfeld, und löseten es ab.

5. Und Etliche, die da runden, sprachen zu ihnen: Was macht ihr, daß ihr das Füllen ablöset?

**Haupttext:** Aber du Tochter Zion, freue dich sehr, und du Tochter Jerusalem, jauchze; siehe, dein König kommt zu dir. — **Sach. 9, 9.** (Parallelen:

**Erläuterung.** — Als das jüdische Passahfest mit seinen Opfern heran kam, nahen die jüdischen Pilger von allen Richtungen gen Jerusalem, dem Mittelpunkt ihres nationalen Glaubens. Unter der Menge dieser Festpilger befand sich diesmal die Person, auf welche 1500 Jahre hindurch alle jüdischen Altäre mit ihren Opfern hingedeutet hatten. Es war

6. Sie sagten aber zu ihnen, wie ihnen Jesus geboten hatte; und die ließen es zu.

7. Und sie führten das Füllen zu Jesu, und legten ihre Kleider darauf, und er setzte sich darauf.

8. Viele aber breiteten ihre Kleider auf den Weg. Etliche hieben Maien von den Bäumen, und streuten sie auf den Weg.

9. Und die vorne vorgingen, und die hernach folgten, schrien und sprachen: Hosanna, gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!

10. Gelobet sei das Reich unseres Vaters Davids, das da kommt in dem Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!

11. Und der Herr ging ein zu Jerusalem, und in den Tempel; und er besahe Alles, und am Abend ging er hinaus gen Bethanien mit den Zwölfen.

**Haupttext:** Aber du Tochter Zion, jauchze; siehe, dein König kommt zu dir. — **Sach. 9, 9.** (Parallelen: Matth. 21, 1-11.; Luk. 19, 29-44.; Joh. 12, 12-19.)

das Lamm Gottes, das rein und vollkommen und als Opfer vor Gott allem Werth hat. Es war an einem Frühlingsmorgen (den 2. April N. D. 30), zu der Zeit, da die Zierblüthe sich hören läßt in den grauen Zweigen der Oelbäume, und der Feigenbaum Blätter genommen hat, und die Blumen und das frischbelaute Gras ihre lieblichen Düfte über den



Delberg aushauchen, als der Sohn Gottes zum letzten Mal von Jericho aus den Delberg bestieg und in Begleitung einer großen Karawane von Jesupilgern diese Straße herauf zog. Er selbst war sich dieser Sache klar bewußt und beillte sich daher, wie er gen Bethphage und Bethanien gekommen war, eine wichtige Weissagung des A. T. zu erfüllen. Bethanien lag etwa zwei Meilen von Jerusalem, und Bethphage lag nahe bei Bethanien, gegen Jerusalem. Bethanien meint „Armenhaus.“ Bethphage bedeutet „Feigenhaus.“ Bis hierher hatte sich Christus stets zurückgezogen vor den Messiasshoffnungen der Juden. Aber nach Jes. 62, 11. und Sach. 9, 9. mußte er sich doch einmal als der königliche Messias seines Volkes zeigen. Er sandte daher seiner Jünger zweien nach Bethphage, um hier eine Fellein mit ihrem Füllen zu holen, damit er auf dem Füllen als König seinen Einzug in Jerusalem halte. Fellein wurden im Morgenland im Gegensatz zu den Pferden, die hauptsächlich zum Kriege gebraucht wurden, als Zeichen des Friedens angesehen. Allegorische Deutungen sind unstatthaft. Es wird besonders Gewicht darauf gelegt, daß noch Niemand auf dem „Füllen“ gesessen sei. Es geschah dies wahrscheinlich, weil die Thiere, welche noch nicht zum Lasttragen oder zur Arbeit gebraucht worden waren, als besonders rein und fähig für einen heiligen Dienst angesehen wurden. Die königliche Würde des Reiters erforderte es, daß er auf einem noch nicht gebrauchten Füllen den Einzug in Jerusalem hielt. Aus Vers 2-3 geht klar hervor, daß Jesus hier ein wunderbares Vorherwissen offenbart. Denn die Worte: „So euch Jemand etwas wird sagen,“ zeigen, daß Jesus keine Verabredung mit dem Eigenthümer getroffen hatte. Daß er aber seine Jünger antworten heißt: „Der Herr bedarf seiner,“ zeigt uns, daß der Eigenthümer ein Jünger Jesu war.

Die Jünger erfüllten ihren Auftrag treulich, und Jesus trat seinen Einzug in Jerusalem an. Alle vier Evangelisten sehen hier die Weissagung Sach. 9, 9. erfüllt. Bisher hatte Christus stets seine Reisen zu Fuß gemacht; er war immer wie seine Jünger, in die heilige Stadt gezogen. Heute aber wollte er einziehen, wie David und die Richter in Israel in dieselbe zogen, — reitend auf einem Fellein. Von dem Momente nun, wie Jesus sich auf das Füllen gesetzt hatte, ergriff eine wunderbare Begeisterung von oben die ganze Menge, die ihn begleitete. Die Jünger hatten ihre Oberkleider zu Reitdecken gemacht; und das Volk breitete seine Kleider auf den Weg. Auch schnitten sie Palmzweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg. Solche Ehrenbezeugungen waren bei der Begrüßung einziehender Könige an der Tagesordnung (2. Kön. 9, 13.). Sehr wahrscheinlich war es an der Stelle, wo der Weg sich wendet, und man den Delberg hinab steigt und die Stadt David's plötzlich ins Auge fällt, als das ganze Volk ein mächtiges Triumphgeschrei erhob. „Hosianna“ u. s. w. Das Hosianna meint so viel wie „Gib Heil!“ Unter dem „Reich unseres Vaters David“ verstanden sie das Messiasreich, als die höchste Wiederherstellung des Reiches Davids. Nach Luk. 19 fing hierauf der ganze Haufe seiner Jünger an Gott zu loben mit lauter Stimme über alle Thaten, die sie gesehen hatten. Es muß dies ein erhabener Triumphzug gewesen sein!

Dr. Bausmann sagt hierüber: „Das Hosiannarufen ertönte noch im hinteren Zuge, als die Vorderen an einem anderen Hügelrücken anfielen, wodurch ihnen der Anblick der Stadt theilweise verperrt wurde. Indem sich aber die Karawane über diesen Rücken hinüber wand, lag die ganze Stadt vor ihren Augen ausgebreitet, als ob sie plötzlich durch einen Zauber aus der Erde aufgestiegen wäre. Die Morgensonne schien auf das goldene Thor des Tempels, das einen beinahe blendenden Glanz zurück warf. Die schneeweißen Tempelmauern erhoben sich in beispielloser Schönheit über die Stadt. Thürme, Mauern, Thore, Teiche, Paläste, Straßen, kurz alle nützlichen undzierlichen Dinge, wodurch Jerusalem unter den Völkern berühmt war, zeigten sich dem Auge in glänzender Pracht.“ Wahrscheinlich war es auch auf dieser Höhe, wo Christus die Stadt anblickte und über sie weinte.

**Lehre.** — 1. Christus, ob er wohl arm und verachtet war, ist doch König; aber ein König des Friedens. Er gewinnt seine Siege durch die Waffen des Friedens. — 2. Wir sollen Christum als unsern König zu Ehren suchen durch Wort und That. — 3. Gesegnet ist ein Jeder, der da kommt im Namen des Herrn. Gesegnet sind Alle, die zum Reiche Christi gehören.

**Anweisung für Lehrer.** — In der heutigen Section erscheint Christus als unser König. Der Lehrer findet zuerst seinen glorreichen Einzug in die Stadt Jerusalem; man schildere die Scenen, den Weg des glorreichen Einzugs, die Menge Volks, die ihn umgab, und die prachtvolle Stadt, in der er einzog. Zweitens zeige man, in welchem Sinne Jesus ein König ist, wie wir ihn aufzunehmen haben, welch ein Glück es ist, ihn als König zu besitzen, und wie sein Reich endlich triumphirt über alle Reiche dieser Welt.

**Kleinkinderklasse.** — Jesu Einzug in Jerusalem ist den Kleinen durch den Kleinkinderlehrer recht anschaulich gemacht. Nach dem Bild reitet Jesus als der große Friedenskönig auf einem Fellein. Eine ganze Menge Volks hat sich um diesen erhabenen Sohn David's geschart, um ihn im Triumphe in die Stadt David's zu führen und zu krönen. Ein Theil des Volkes ist damit beschäftigt die Kleider und Palmen auf den Weg zu breiten, damit der König von Israel recht weich reiten soll, und um ihm seine Untwürdigkeit zu bezeugen. Ein anderer Theil hat Kränze aus den Palmen geschnitten, um ihn zu krönen. Wieder Andere singen mit lauter Stimme: „Hosianna!“ Ja, selbst die Kinder stimmen mit ein und loben den Messias. So zieht Christus in Jerusalem ein, so will er in unsere Herzen einziehen.

**Illustrationen.** — 1. Das Reich Christi ist ein Friedensreich. — Einer von Cäsar's Amtsleuten verlangte einst von den Senatoren Rom's für Cäsar eine ausgedehntere und unbeschränkte Herrschaft, die ihm jedoch verweigert wurde. Zornig zog hierauf Cäsar sein Schwert und sagte: „Da man es mir verweigert, so muß mir dies dazu verhelfen.“ Pompejus warf einst den Einwohnern von Messina entgegen: „Was? ihr prahlt und rühmt so viel von eurem Gesetz uns gegenüber, die wir das Schwert an der Seite haben.“ Ebenso entschied auch Mohammed alle Streitfragen mit dem Schwert. Aber das Schwert des Königs aller Könige ist ein Scepter des Friedens, nicht von Stahl, sondern geistlich. Jesu Reich ist nicht von dieser Welt, sondern von Oben. Seine Waffe ist die Liebe, womit er die Welt erobern wird. — 2. Das Reich Christi. — Dieses Reich ist wohl in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt. Weil es nicht von dieser Welt ist, so wird es von der Welt gehaßt, aber nicht verstanden. Weltliche Macht kann es nicht bauen, aber auch nicht zerstören. Wer ein Bürger dieses Reiches werden will, der muß dem Reiche des Satans und der Sünde abschwören und dem Könige Immanuel den Eid der Treue leisten. Der Bürgerseid ist das Zeugniß der Kinderschaft, welcher mit dem Blute Jesu Christi beglaubigt ist. Das Gesetz dieses Reiches ist: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst. Das Erbe in diesem Reiche ist ein unvergänglichliches, es ist die himmlische Herrlichkeit.



**Bandtaselerklärung.** — Hauptsache auf dieser Zeichnung ist das Herz „offen für Jesum.“ Als Ehren- und Friedenskönig zog der liebe Heiland unter dem lauten Hosiannarufen des Volks in die weit geöffnethen Thoren der Friedensstadt ein. So will er auch in unsere Herzen, so will er in die Welt einziehen. Daher freich und froh: „Machet die Thoren weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe.“ Ist Christus bei dir eingezogen? Ist dein Herz für ihn offen? Die ganze Schule und Gemeinde? Wollt's Gott doch geben!

## Hinterstübchen.

**Geschäftler Dr. Thomas!** Ich weiß zwar nicht, ob ein Fremdling im Hinterstübchen ein Wort mit dreinplaudern darf;\* aber weil ich da etwas Interessantes gefunden habe, wage ich's. Es ist ein Bibelrathselchen und hoffentlich schickt uns Jemand die richtige Antwort dazu.

Ein Sonntagsschullehrer wurde gefragt, wie viele Schüler er in seiner Klasse habe, er antwortete: „Man multiplizire Jakob's Söhne mit der Zahl der Gänge, welche Israel um Jericho machte, dann zähle man die Zahl der Maaze Gerste, welche Boos der Ruth gab, hinzu und dividire das Ganze mit der Zahl der Söhne Haman's; jetzt ziehe man die Zahl der Paare reiner Thiere nach ihrer Art, welche mit Noach in die Arche gingen, davon ab, dann multiplizire man mit der Zahl Männer, welche Elias suchten, da er aufgefahren war, und ziehe dann die Zahl der Jahre Josephs, als er vor Pharao stand, davon ab; nun setze man die Zahl der Steine, welche David in seiner Tasche trug, als er ging den Philister zu schlagen, hinzu; dann ziehe man so viel davon ab, als es Feldwege waren von Jerusalem nach Bethanien, und theile das Ergebniß mit der Zahl der Anker, welche man bei Pauli Schiffbruch auswarf. Wenn man dann noch so viel vom Ganzen abzieht, als Seelen in der Arche gerettet wurden, so ist das Ergebniß die Zahl der Schüler meiner Klasse.“ Wer will rechnen? R. M.

\* Warum wohl nicht? — G. d. r.

**Literarisch.** — Frau: „Nun, was schreibst du denn da, lieber Mann?“ Mann: „Die Memorien meines Lebens.“ Frau: „Hoffentlich wirst du mich darin erwähnen?“ Mann: „Das versteht sich! Ich schildere dich als die Sonne meiner Tage, die du mir so oft heiß gemacht hast.“

**Schlagfertig.** — „In der Ferne gleichen die Damen den Brillanten, in der Nähe höchstens den Rosetten!“ sagte ein Herr zu einer geistreichen Dame. „So“, entgegnete die Dame, „geht es mit manchen Herren nicht besser. Von weitem kommen sie uns so fein wie Saffian vor, und in der Nähe sind sie ungegerbstes Schafleder.“

**Zweideutig.** — An einem Stück Sohlenleder, das auf einer Ausstellung zu sehen war, hatte der ehrliche Gerber, von dem es herrührte, einen Zettel angeheftet mit den Worten: „Dieses Leder ist von einem inländischen Ochsen angefertigt.“

**Jedem das Seine.** — „Nun, sind Sie mit dem Abschreiben fertig?“ Schreiber: „Noch nicht ganz, Herr Rath, das ist eine Vieharbeit!“ Rath: „Ja, sehen Sie, darum habe ich diese Arbeit auch Ihnen zugetheilt.“

**Sonderbares Verlangen.** — Diener: „Ich habe die Kistchen mitgebracht, Herr Doktor!“ Doktor: „Schön, da hast du ein Trinkgeld, verkauf's aber nicht!“

Verziehe nichts, mein säumig Herz,

Auf eine bess're Zeit.

Auf Zeitverlust folgt Neu' und Schmerz,

Auf Trägheit Traurigkeit.

Rühme dich keines Verdienstes, auch nicht der edelsten Tugend: denn die edelste spricht schweigend am lautesten sich aus.

**Beitrag zur Farbenlehre.** — Knabe: „Was sind das für Beeren?“ Botaniker: „Das sind Blaubeeren.“ Knabe: „Aber sie sehen ja roth aus.“ Botaniker: „Ja, weil sie noch grün sind.“

**In eigner Schlinge gefangen.** — Der Mehger Schlaumeier kaufte von einem Bauern Kartoffeln, hatte aber an seiner Waage, auf der die Kartoffeln gewogen wurden, vorher heimlich an der Gewichtsschale ein viertel Pfund Gewicht angebracht. Vergnügt über den gelungenen Betrug, reißt sich der Mehger die Hände und denkt bei sich, der dumme Bauer ist mir eingegangen. Nach einem Monat will aber die Fleischrechnung gar nicht stimmen. Er rechnet und rechnet, aber es bleibt dabei, er hat viel zu wenig Geld für das Fleisch eingenommen, das er verkauft. Da schaut sein Weib, ob an der Waage etwas fehle und entdeckt richtig, daß die Gewichtsschale um ein viertel Pfund zu schwer ist. In seiner Freude hatte der schlaue

Mehger vergessen, das Gewicht, das ihm beim Kartoffel kaufen von Vortheil gewesen, zu entfernen, und sich so mehr geschadet, als ihm der Betrug des Bauern genützt hatte.

**Mozart wurde eines Tages gefragt:** „Wie hat Ihnen unser Organist gefallen? Ist er nicht ein wahrer Gottesmann?“ Lächelnd erwiderte der große Musiker: „Ja, wirklich ein Gottesmann; denn seine Linke weiß nicht, was die Rechte thut.“

**Der Geizhals.** — Herr Schwäbke in Distelfingen ist ein Geizhals, wie's nicht leicht einen zweiten gibt. Seine Sparsamkeit grenzt ans Lächerliche! Wenn er Briefe schreibt, vergißt er's Tüpfel am i, damit er weniger Tinte braucht; beim Schneider zieht er, um Tuch zu sparen, den Athem an sich; und ganze Nächte liegt er, damit er eine Rak' erspart, selber vorm Mausloch.

**Der Schatten des Jhs.** — Man erzählt von dem großen Bildhauer Michael Angelo, daß er während der Arbeit eine brennende Kerze vorn an seiner Künstlermütze befestigt trug, damit kein Schatten von seiner Person auf seine Bildhauerarbeit fallen möchte. Er hat wohl nicht daran gedacht, daß er damit eine Lehre gab, die recht beherzigenswerth ist: denn das Trübe, der Schatten der auf unser Werk fällt, wie oft kommt er von unserer eigenen Person!

**Erreißliche Polemik.** — Der längst vollendete fromme und geistvolle niederländische Dichter Da Costa kündigte einmal in jener Zeit, in welcher David Strauß mit seinem „Leben Jesu“ das erste ungeheure Aufsehen erregte, einen „Vortrag wider Strauß“ an. Der Saal war von Feinden und Freunden des Evangeliums voll besetzt, und mit Spannung sah man dem Vortrage entgegen. Da bestieg Da Costa das Katheder mit der Bibel in der Hand, las Apg. 12, 13–15. vor und hielt eine ergreifende Predigt über „die Nothe von Jerusalem“, d. i. über jene fromme Magd Rhodé, die, als Petrus an die Hausthür klopfte, von ihrer Freude über die Rettung des Apostels so hingegenommen wurde, daß sie vergaß, die Thür zu öffnen. In der ganzen Predigt kam keine Silbe von Strauß und seinem Leben Jesu vor, doch vergaßen die Zuhörer über dem, was Da Costa sprach, fast das, was er angekündigt hatte. Endlich war Da Costa am Schluß, sah die Hörer lächelnd an und sprach: „So eine kleine positive Nothe, wie die Rhodé der Bibel, bedeutet mehr als ein ganz negativer Strauß!“ Da nahm er seine Bibel wieder in die Hand, und der „Vortrag wider Strauß“ war beendet.

**Ein Verleumder abgefertigt.** — Ein Grabschneider (so nennt man Leute, die gern andre schlecht machen) hatte in einer Gesellschaft einen ganzen Abend hindurch über manchen achtbaren Mann die ärgerlichsten Geschichten erzählt. Zuletzt ließ man ihn fühlen, wie unangenehm seine verleumderischen Reden seien, so daß er sich entschuldigen wollte und sagte: Er sei halt so ein altes deutsches Herz, das kein Unrecht leiden und kein Blatt vor den Mund nehmen könne.

„Nun,“ erwiderte ein Anwesender, „wir kennen uns ja, ich mag auch kein Blatt vor den Mund nehmen, und deshalb sage ich dir—daß du wie eine Schweißfliege bist, die überall schlechtestes Fleisch aufspürt, um sich dran zu fressen.“ Daß der Verleumder bald ging, läßt sich leicht denken.—

**So geht's.** — Ein Mann in Rhodé Island erhielt neulich zehn Tage Gefängniß, weil er während der Predigt schnarchend geschlafen hatte. Dem Prediger, der ihn in den Schlaf gepredigt hatte, ist nichts geschehen.

**Aus der Schule.** — Der Schulinspektor J. kommt neulich nach dem Dorfe A. und inspicirt mit dem dortigen Pastor die Schule. — Der Unterricht in der Religion beginnt, und der Lehrer stellt auch die Frage, weshalb der Thurm zu Babel nicht fertig geworden ist. — Alles schweigt, bis schließlich ein kleiner Junge den Finger hoch hebt.

„Nun, mein Sohn?“ sagt der Schulinspektor.

„Ja,“ ruft der Kleine, „die Maurer haben zu viel geschmupft und gegessen.“



**Architektonisches Kuriosum.**—Am rechten Ufer der Traun bei Lambach im Salztammergute steht der wunderbare Bau der Wallfahrtskirche Baura. In demselben ist der Gedanke der göttlichen Dreieinigkeit auf höchst naive Weise dargestellt. Das in den Jahren 1713—1725 im sogenannten Jesuitenstile erbaute Gotteshaus stellt einen dreieckigen Bau dar, der drei Thürnen und drei Fenster hat. Im Innern finden sich drei Altäre, drei Sakristeien, drei Orgeln, drei Beichtstühle. Die inneren Wände sind mit drei verschiedenen Marmorarten bekleidet, und drei verschiedene Maler besorgten die künstlerische Ausschmückung des Gotteshauses, für dessen vollständige Herstellung mit dem Baumeister Michael Dreher im ganzen die Summe von 333,333 affordirt wurde.

#### Ein Advokat an einen Arzt.

Brauch' ich dich nicht,  
Bleib' ich gesund,  
Brauchst du mich nicht,  
Wirst du nicht arm.

Drum laßt uns täglich fleh'n zu Gott,  
Daß er in seiner großen Güte  
Uns vor einander stets behüte!

**Tanz.**—Davor haben von Alters her ernste Christen gewarnt. Auf dem Concil zu Laodicea, 364 nach Christo, wurde beschlossen: „Christen sollen bei Hochzeiten nicht lärmern und tanzen.“ Chrysostomus schreibt: „Wo man tanzt, ist gewiß der Teufel dabei.“ Augustinus schreibt: „Es ist besser, daß man den Sonntag über adere, denn daß man tanze.“ Scrier schreibt: „Weg mit der Thorheit! Ich habe so viel mit dem Tode zu thun, daß ich des Tanzens wohl vergesse.“ Luther spricht: „Es ist nicht zu sagen, wie viele und große Sünden bei den öffentlichen Tänzen geschehen, und was das Gesicht und das Gehör da fasset, dazu, was vor Unrath das Betasten und das Geschwätz da bringet. Kurz, die Welt ist Welt, ja, eine Unwelt und Gottes Feindin.“

Auf dem Tanzboden möchte kaum ein Weltmensch sein Sterbebet haben. Einen wahren Christen erfüllt der Gedanke daran mit Grauen. Wer aber von den Ansetzungen der Weltlust verschont bleiben will, der richte seine Gedanken nach dem gekreuzigten Heiland hin. Er gedenke dabei der Worte: „Sehet, welch ein Mensch!“ und an das Klagenwort: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Wo einmal das Bild des Gekreuzigten im Herzen steht durch den Glauben, da tanzt man nicht mehr — mag man nicht tanzen. Es heißt dort, weil man Jesum hat:

Hab' ich dies Eine, das Alles ersetzt,  
So werb' ich mit einem in allem ergötzt.“

**Höflichkeit.**—Der Prediger eines Dorfes Namens Loten hatte in seiner Gemeinde eine große Anzahl entragirter Kegelspieler. Eines Sonntags schloß er seine Predigt mit folgenden Worten: „Ihr Bauern aus Loten, seid grobe Knoten, seid grobe Flegel, warum schießt ihr Regel?“

Die Bauern beklagten sich beim Consistorio. Bald darauf erhält der Pfarrer die Weisung, höflicher zu sein. Sonntags darauf sagte er von der Kanzel herab: „Ihr Bauern aus Loten, seid grobe Knötchen, seid grobe Flegelchen, warum schießt ihr Regelchen?“

„Siehst du,“ sagten die Bauern, „jetzt kann er höflich sein!“

**Ein Rebus.**—In einer Gesellschaft machte Jemand mit Kreide ein

**We.**

auf den Tisch und fragte: Was ist das? worauf er folgende Antwort erhielt:

A.: „Zahnweh,“ denn es steht c an w.

B.: „Nein, Wanze,“ es heißt w an c.

C. (ein Sachse): Erlooben Sie gittigt, ich gloobe gar, das soll Sie ä Hühnerooge sein, denn da ist ä großes Weh am kleenen Zeh!

**Ein moderner Salomo.**—In einem Dorfe der Umgegend von Baltimore wurde unlängst aus einem Stalle eine Anzahl von Gänzen gestohlen. Der Besitzer erklärte dem Friedensrichter, daß sein Nachbar der Dieb gewesen. Bei der Inspektion des Stalles des muthmaßlichen Thäters fand man die Gänse richtig vor und zwar zusammen mit anderen, dem Gänsejieber zugehörenden. Diefem Thatbestande gegenüberge-

stellt, leugnete der Spitzbube gleichwohl seinen Diebstahl mit frecher Stirn, behauptend, daß alle vorgefundenen Thiere sein rechtliches Eigenthum seien. Auf diese Behauptung ließ sich nicht viel entgegnen; sämtliche Gänse besaßen ein durchaus gleiches Aussehen und eine gleiche, schneeweiße Farbe. Gedankenvoll fürcht der Richter die Stirn. Plötzlich dämmert in seinem Hirn ein Gedanke, ein rettender, auf. Er befiehlt, sämtliche Gänse ins Freie zu bringen und die Stallthür des Bestohlenen öffnen zu lassen. Dies geschieht, und siehe da! ein Theil der Gänjeschar setzt sich sofort in Bewegung und lenkt, gefolgt von der hohen Jury, direkten Marsches seine Schritte zur Pforte ihres langentbehrten Heims, mit deutlicher Freude die Penaten begrüßend. Setzt halb dem Diebe kein leugnen mehr; seine Schuld war glänzend erwiesen.

**Das Regensburger Rathhaus.**—Dieser interessante, düstere und wunderbarlich zusammengesetzte Bau, dessen älterer Theil aus dem vierzehnten Jahrhunderte stammt, enthält in einem der winkelförmigen Vorsäle zu jenen Hauptfälen, in denen von 1663 bis 1806 der deutsche Reichstag sich versammelte, folgende lateinisch und deutsch abgefaßte Ermahnung (admonitio) an die Rathsherren:

Ein jeder Rathherr der do gath  
Von seines amts wegen in Rath  
Soll sein on alle boß Affect  
Dardurch sein Herze wirdt bewegt,  
Als Feindtschafft, Zorn und Heucheleh,  
Neid, Günst, gewalt und thranney  
Und sein durchaus ein gleich person  
Dem armen und dem reichen Man,  
Auch sorgen für die ganz gemein,  
Derselben nuß betrachten rain,  
Dann wie er richten wirdt auf erben  
So wirdt Gott ihn auch richten werden  
Am Jüngsten Tag noch seinem rath,  
Den er ewig beschlossen hat.

**Das längste deutsche Wort** möchte dasjenige sein, welches eine Luzerner Gesellschaft an ihr Bureau geschrieben hat. Dasselbe lautet: Vierwaldstätterjesalonschraubendampferattententfurrenzgesellschaftsbureau.

**Kathederblüthen.**—Rhönizien ist das Vaterland der Rhönizier, die keines hatten, sondern Weltbürger waren im Sinne der Engländer der Vorzeit.

Odysseus war ein Sohn des Laertes, welcher keine Kinder hatte.

In der Seeschlacht bei den liparischen Inseln konnten die Todten nicht beerdigt werden, weil sie sich auf Schiffsplanken gerettet hatten.

#### Charade.

Die erste wie die Zweite nennt  
Man oft der Schöpfung Meisterstück.  
Sedoch sieht man aufs Ganze stets  
Mit Recht voll Spott und Hohn zurück.

1. Rebus.

P

2. Rebus.

RE  
LE

#### Auflösungen der Räthsel im Maiheft.

Rebus Nr. 1.—Wer viele Worte machet, der versetzet seine Seele.

Rebus Nr. 2.—Messer.

Räthsel.—Pinsel, Insel.—März Gentle, F. Eiben.

## Jauchzet dem Herrn.

C. C. Stukas.

Jauch = zet dem Herrn! Jauch = zet dem Herrn! Jauch = zet dem Herrn al = le Welt, alle Welt!

Die = net dem Herrn! Die = net dem Herrn mit Freu = den, kommt vor sein An = ge = sicht mit Froh = lo = sen!

..... Erkennt, daß der Herr Gott ist! Er hat uns gemacht, und nicht wir selbst, zu seinem Volk, und zu Schafen seiner

Wei = de. Ge = het zu sei = nen Tho-ren ein mit Dan = ken, zu sei = nen Vor = hö = fen mit Lo = ben.

Dan = ket ihm, Dan = ket ihm, lo = bet sei = nen Na = men! Denn der Herr ist freundlich und

sei = ne Gna = de wäh = ret e = wig, und sei = ne Wahr = heit für und für, für und für.







Hin zu den Schnittern.



## Hochsommer.

(Von Karl Gerok.)



Nun glüht der Sommer in der vollsten  
Pracht,  
Sieh, wie auf dieses Rasens dichten  
Sammet  
Durch der Platanen dunkelgrüne Nacht  
Das warme Gold der Abendsonne flammet!  
Und doch, und doch—auf Sommers höchster  
Höh  
Durchschauerts mich wie ein geheimes Weh,  
Als sagte schon des Jahres Lust Ade!  
  
Nun glänzt der Blumen farbenreichster Flor,  
Die Sonnenblume hebt ihr Haupt im Garten,  
In Purpur prangt der Georginen Chor,  
Die Malve winkt mit leuchtenden Standarten;  
Und doch, und doch—wie Alles glänzt und glüht,  
Um Eine trauert innig mein Gemüth,  
Die Rose, ach, die Rose hat verblüht!  
  
Nun ist der Wald ein schattenvoll Gemach,  
Ein Zauberfloß mit hundert grünen Sälen,  
Durch all des Laubwerks dichtgewölbtes Dach  
Kann blitzend kaum ein Sonnenstrahl sich stehlen,  
Und doch, und doch—in diesen Wipfeln all,

Kein Vogelfang, kein süßer Lieberschall,  
Verstummt ist längst die holde Nachtigall!  
  
Nun reißt im Feld des Kornes goldne Frucht,  
Die milde Sonne brütet lauter Segen,  
Die Aehre beugt sich von der eignen Wucht  
Und harret der Sichel sommermüde entgegen,  
Und doch, und doch—ihr buntgeschmückten Höhn,  
Ein Kleines noch, so sollt ihr öde stehn,  
Und über Stoppeln wird der Herbstwind gehn!  
  
Nun glänzt des Aethers wolkenloses Blau,  
Der Himmel ist der Hochgewitter müde,  
Die Sonne waltet ruhig ob der Au,  
Auf Berg und Thälern träumt ein stiller Friede;  
Und doch, und doch—in Pfingstgewitterluft  
Schlug frischer mir und freudiger die Brust,  
Als unterm Friedensscepter des August.  
  
Sag an, o Herz, was in des Sommers Pracht  
Mit stiller Schwermuth leise dich umschattet?—  
„Daß kaum gedacht, der Luft ein End gemacht,  
Im höchsten Schwung der Freude Flug ermattet,  
Daß nur ein Traum der Jugend Rosenzeit,  
Daß wie ein Gras der Erde Herrlichkeit,  
Das füllt im Sommer mir mein Herz mit Leid.“

## Bleistiftzeichnungen auf der Reise.

Von einem Wanderer.



Lieber Magazinmann! — Wenn Du mit einer ganz einfachen Bleistiftzeichnung dessen, was sich dem Auge des Reisenden auf den „Plains“ und den „Rockies“ in steter Wechselerscheinung bietet, zufrieden sein willst, so kann ich zur Noth Deinem fast diktatorischen Ansuchen willfahren. Wirst aber Hieroglyphen zu entziffern bekommen; denn das Schreiben auf einem dahinbrausenden Bahnzug ist nicht Jedermann's Kunst.—

Die Reise beginnt diesmal in der großen Hauptstadt des Innern unsers Landes. Als ich diese Stadt das erstemal sah, zählte sie noch keine 4000 Einwohner, jetzt nach 45 Jahren, hat sie deren etwa 600,000. Achtzehn Hauptbahnlinien laufen nach allen Richtungen des Compasses von ihr aus, in ihrem Hafen laufen mehr Schiffe ein und aus, als im Hafen von New York, und sie ist auf drei Seiten umgeben mit einem Landgebiet so fruchtbar, so reich an Mineralien und so groß in

seinem Umfang, wie wohl kaum eine andere Stadt der Welt. So ist denn ihr Holz-, Getreide-, Vieh- und Schweinehandel der größte in der ganzen Handelswelt. Wie alle kosmopolitischen großen Handels- und Gewerbestädte, so bietet auch diese Stadt gerade kein hohes Bild eines christlichen Communallebens, aber doch ein Beispiel christlicher Thätigkeit, wie man in Stadt oder Land nur wenig findet. Und so ist denn auch das große und — darf ich sagen: gute Chicago, gleichwie alles Große und Gute, der Gegenstand des bösen Leumunds vieler Neidischen.

Aus den drei Hauptbahnen, die von hier nach Council Bluffs, dem Anschlußpunkt mit der großen Pacificbahn, führen, wählen wir für diese Reise die Northwestern und finden keine Ursache, es zu bereuen, denn eine besser equippirte Bahn gibt's kaum im ganzen Lande. Wir nehmen den Schnellzug und fahren wie im Flug mitten durch den besten Theil des

Mississippithals, nemlich durch das nördliche Illinois und mittlere Iowa dahin. Das südliche Wisconsin und Michigan mit dem nördlichen Indiana gehören noch mit zu dieser Auswahl. Wer vor 50 Jahren diese Landesstrecke als Wildniß sah und sie jetzt durchreist, dem geht's wie den Träumenden im 126. Psalm. Und wenn er selbst auch das Pionierthum mit durchgemacht hat, nunmehr aber überall, wo er einst pionirierte, nur blühende Cultur wahrnimmt, so wandelt ihn Heimweh nach der schönen jungfräulichen Wildniß an und möchte um sie leid tragen, gleichwie der Indianer um die Wigwams seiner Ahnen leid trägt. Denn der Mensch ist eben Mensch, und er gehört sowohl dieser als der zukünftigen Welt an. So ist er denn auch in hohem Grad ein Kind der Umstände, die ihn in seinem Leben, besonders in seiner Kindheit, umgeben. Die Eindrücke der Umgebung des Jugendlebens und der Erziehung gehen in das Leben selbst ein, sind unauslöschbar und begleiten uns in ihren Wirkungen und Folgen auf eine oder die andere Weise in die Ewigkeit. Wenn wir dort geboren und erwachsen wären, wo der Indianer herkommt, so wären wir auch wie er ist. Wir sind Geschwister. Denn Gott hat gemacht, daß alle Menschen von einem Blut herkommen. Christliche Eltern, eine gute christliche Erziehung und ein christliches Bürgerthum sind Vorrechte, deren Werth mit Zahlen und Worten nicht auszusprechen ist, und die nur von wenigen erkannt wird. Aber wie rar ist doch eine wirklich gute christliche Kindererziehung, selbst in christlichen Familien!

Im Transfer Depot zwischen Council Bluffs und Omaha besteigen wir den „Ueberland-Zug“ und überfahren den trüben Missourifluß auf der großen eisernen Brücke. Nach kurzem Aufenthalt in Omaha beginnt die eigentliche Ueberlandfahrt. Wir orientiren uns zunächst in unserm Coupe und lernen in dem Gefährten vis a vis einen freundlichen, bescheidenen jungen deutschen Kaufmann kennen, der von einem Besuch im Vaterland zurückkehrt nach Durango in Mexiko, woselbst er sein Geschäft und seine Heimath hat. „Deutschland!“ wie unser sel. Bischof L. oft in Bewunderung ausrief, wo ziehen nicht deine Kinder überall in der ganzen Welt hin, um Welt und Geld, um Wissenschaft und Menschenwohl, aber auch um Christi willen. Wo auf dem weiten Missionsgebiet wirken und dulden nicht Söhne und Töchter Deutschlands? Auf den Inseln des Meeres, im eisigen Grönland und Labrador, im glühenden Afrika, auf Asiens unwirthlichen Steppen, in Korea und Kamtschatka sowohl als in den zugänglicheren Heidenländern sind deutsche Missionare, und es ist kein Fleck auf dem ganzen weiten Gebiet der Erde, da nicht deutsche Gotteskinder hinzugehn willig wären, um Seelen zu retten und Christi Reich zu gründen. Aber auch in allen andern Theilen des menschlichen Berufs, auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit zu Hause, und überall hat Deutschland seine eben so ehrenhafte als starke Vertretung. Was wären die Vereinigten Staaten und Ontario ohne die Deutschen und ihre Kinder! Entferne die Deutschen und ihre Kinder aus New York und seiner Umgebung, aus Philadelphia, Baltimore, Pittsburg, Buffalo, Cincinnati, St. Louis, Chicago, Milwaukee und beinahe allen andern größern Städten des Landes, und wo wären diese Städte und ihre Geschäfte?! Was wären die Staaten Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Michigan, Illinois, Wisconsin und andere, sammt Ontario, ohne das, was die Deutschen und ihre Kinder geleistet haben? Zum großen Theil eine Wildniß, nun aber sind sie mit dem großen Staat New York die Blütenstaaten der Union. Ist es denkbar, daß unser Land seine große Sünde und Schande, die Sklaverei, hätte los

werden können, ohne die Deutschen und ihre Kinder in den Nordstaaten, und ohne das, was diese Deutschen und ihre Kinder für die Nordstaaten geleistet hatten und selbst im Krieg leisteten? Nimmermehr! Laßt sie nur kommen, die deutschen und skandinavischen Einwanderer, sie sind bei weitem die besten Neutömmlinge, die unsere Gestebe betreten, und wir haben noch reichlich Raum für hunderttausend des Monats auf zwanzig Jahre lang. Sie sollen nur ihren deutschen Geist und die alte deutsche Redlichkeit und Gottesfurcht mitbringen, hingegen den Wirthshausgeist, die Trunksucht und Mißachtung der Heiligkeit des Tages des Herrn ins Meer versenken; sie sollen mit Gott die neue Heimath beziehen — und Zehn gegen Null, neunhundert und neunundneunzig aus jedem Tausend finden ihr „Glück“ in diesem freien und guten Lande, und ihre Kinder werden glückliche Amerikaner. Ihre deutsche Sprache mögen sie nur auch fein in Ehren halten, d. h. fortführen, so lange als sie die englische, die Landessprache, nicht besser verstehen und richtiger sprechen können, als die deutsche, auch dann noch beides um ihrer selbst und um Anderer willen; werden aber die Kinder englisch, ei, so laß sie doch nur englisch werden, denn englisch ist die Landessprache und englisch sind Luft, Wasser und Land. Warum sollten nicht auch alle Einwohner die Landessprache sprechen? Aber nur den schönen christlich deutschen Charakter, besonders auch die deutsche Gründlichkeit beibehalten!

Wir reisen nun weiter. Zunächst über den westlichen Hügelraum des Missouriflusses in das schöne Elkhornthal und dieses Thal hinauf, bis wir bei Fremont, einer ansehnlichen Landstadt, an den breiten, seichten Plattefluß kommen. In Fremont gibt es, nebst einer Anzahl anderer Kirchen, auch eine Evangelische und eine kleine Gemeinde der Evang. Gemeinschaft. Von hier aus läuft die Bahn nahe 250 Meilen weit das spiegelflache Flußthal des Platte hinauf, und es wäre die Eintönigkeit des Terrains schon reizlos genug, wenn sie nicht so schön in ihrem Frühlings Schmuck und so erhebend in ihrer Ausdehnung all umher den Blick des weitenden Auges ergözte. Da sagt man vom Meer, seiner Größe und seinen Wellen, so es doch nur eine große Wasseroberfläche ist und seine Wellen ein regellooses, tobendes Ungestüm sind. Aber diese Felder und Fluren da, diese tischflachen Matten des üppigen Grün mit Blumen aller Schönheiten geschmückt und mit weidenden lustigen Heerden belebt; dann weiter hin sanfte Anhöhen mit wogenden Feldern ehler Früchte und das in fortlaufender Wiederholung hunderte Meilen weit — das ist eine Predigt von der wunderherrlichen Weisheit, Macht und Güte des Schöpfers und Vaters im Himmel, wie kein Meer sie liefert. Die Früchte stehen schön, und eine reiche Ernte steht dem Landmann in Nebraska in Aussicht.

Aber es will nun Abend werden, die Sonne bricht endlich doch noch vor ihrem Verschwinden hinter den Wolken hervor und zeigt uns ihr Angesicht in ihrem Abendsschleier, wie sie den auf der Prairie und nur auf der Prairie des Mississippithales trägt. In diesem Schleier kann man sie sehen, ihr Angesicht schauen, wie es ist, so schön, so rein, so herrlich, in unaussprechlicher Majestät. So sollen die Gerechten leuchten in ihres Vaters Reich, und herrlicher noch, denn sie werden Sonnen sein, wie die ewige Ursonne, deren Bild nur dieses irdische Lichtmeer ist, und dann, wenn sie werden ihm gleich geworden sein, so werden sie dann auch sehen, wie Er ist, und in seinem Angesicht die Urfülle der Herrlichkeit aller Herrlichkeiten. Dort und dann wird keine Nacht mehr sein. Aber wem und welchen Welten werden diese Sonnen ins Vaters Reich, die Gerechten,



leuchten? Gott hat ihr Licht nicht nöthig, denn er ist selbst alles Lichtes Licht und Glanz. Aber sie sind gewiß Sonnen für einen bestimmten Endzweck. Gott hat sie also bereitet, in allem aber, das Gott will und thut, hat er eine Absicht und einen Endzweck, und je nachdem der Gegenstand ist, den er bereitet, darnach ist auch Zweck und Ziel. Wenn er einen Thautropfen bildet, so ist's, um ein Pflänzchen zu erquickern, bereitet er eine Sonne oder Sonnen, so geschieht's, um einer Welt oder Welten zu scheinen, denn er bereitet sie als Trägerinnen seiner eigenen Herrlichkeit, zur vielfältigen Spende derselben in dem ganzen Gebiet seines mannigfaltigen Gottesreiches. Aber nur die Gerechten, die in der Wahrheit Gottes von innen und außen gerecht sind, werden zu solchen Gottessonnen verklärt werden.

Solches und Anderes dachte sich mein Gemüth, während ich mit fast unverwandtem Blick der entschwindenden Sonne ins Angesicht schaute und dabei auch gewahrte, wie sie am Abend die Wolken vergolbet, ja, am Abend vergolbet sie die Wolken! Gott sei Dank!

Aber nun ist sie verschwunden, um Andern auch zu scheinen. Bei uns wird's Abend und die Schatten der Nacht decken uns. Wir denken heim, fassen die Hände und beten:

Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ,  
Da es nun Abend worden ist,  
Dein göttlich Wort, das helle Licht,  
Laß ja bei uns auslöschen nicht!

Später, so Gott will, mehr.

## Das Gewitter.

(Von Dr. Theodor Theumann.)

Blitze sprühn und Donner kracht,  
Regen stüht aus der Wolke,  
Wahrend klopft der Herr mit Macht  
An das Herz dem bangen Volke.

Und im Sturm zieht Gott vorbei,  
Reich gesegnet sind die Fluren,  
Und es atmen wieder frei  
All' die bangen Creaturen.



Wie ist doch Alles so schön um mich her! Du nacht-umflossenes Gefilde, welch' hehre Gedanken weckt dein wehmuthsvolles Antlitz in mir, wie heilig und düster blickst du aus fliehenden Silberwölklein, herrlicher Schmuck des Himmelsgewandes, du schweigender Mond, und all' ihr Perlen und Juwelen, die der Schöpfer gesäet in die Unendlichkeit! Drehend schwinget der Erdenfolsch sich ruhe- und rastlos, und in seinen Fugen erhebet er, wie er sich drehet. Du Menschenkind! Du kühlst und merkst es nicht; du schläfst jezt, du ruhest, und mit dir ruht in feierlicher Stille die Schöpfung. Zärtlich schmiegt sich Blatt an Blatt; den Tropfen küßt brüderlich der Tropfen. Balsamische Lüfte! Euch hat wohl Mutter Sonne an den Busen gedrückt, mit ihren Strahlen genährt und ihr breitet das empfangene Feuer hin über die Fluren und Felder, Wälder und Wälder, und auch mich durchglüht ihr und jenen Felsen, dessen Haupt von Altersgrau umflossen, in die Wolken ragt. Sieh, Allmächtiger! Versenget beugt sich der Ast, lechzend beugt sich der Palm, durstend beugt sich und bittet die Saat: „Sende uns aus deinem Reiche die wunderbaren Tropfen, die uns segensreich erquickern!“ Und es erhebt sich das Lüftchen und wandelt zum Lüftchen und sagt: „Laß uns walten zum Herrn und ihm künden die Bitte seiner geliebten Erde.“ Und die Lüftchen, sie küssen mit labenden Lippen zum Abschied

die Erde, und hinauf in den strahlenden Aether erheben sie sich und vor den Stufen des göttlichen Thrones legen sie nieder die Botschaft.

Göttlichen Angesichts spricht liebend der Herr: „Geht, ihr Lüfte, liebe Boten, Bollstrecker meines Willens und jaget den Wolken und Wölken allen, zu harren gehorchend den Worten meines Mundes. Und es wallen die Lüftchen, und es harren die Wolken und die Wölken alle, zu gehorchen Jehovah's gesprochenen Worten. Und der Herr streckt hin die gewaltige Hand gegen Osten, und sein Verderbthürmet zu riesigen schwarzen Gebirgen die Wolken. Es kämpfet das Licht mit der Finsterniß; das Licht leuchtet sanft den unheilverkündenden, schwarzen Genossen entgegen; es winket der Herr und schwarzgeschwängerte Wolken lagern sich mächtig zur Umnachtung des Lichtes. Herr! du lässest vergeh'n den Gerechten und siegen die Finsterniß über das Licht? Nein, Allgerechter, herrlich erhebst du dich und fährst dahin im Flammenvagen, von Glorie umstrahlt, begleitet von schwertzügenden Cherubim, und der Himmel erdröhnet vom krachenden Donner, dem gewaltigen Worte deines Mundes, und das feurige Licht sprüht aus der Hand des Allmächtigen in herrlicher Schönheit; in blendendem Scheine blitzt und fährt es durch Wolken; vom Reiche des Heiles in Gottes segnender Hand tropft und perlt es den Saum des strahlenden Gewandes herunter.

Hört ihr das Rieseln und Rauschen unter den Wolken? Segen ist es, der zur träumenden Erde hinabtrieft. Wie freut sich der Ast, von Hitze versenget, nicht lechzt mehr der Palm, es dürstet nicht mehr die Saat. Voll wonnigen Schauers erheben sie ihr dankendes Haupt; in ihren Augen blinkt eine Thräne.



## Aus der deutschen Reichshauptstadt.

Von G. Heinmiller.

## III.

Berlin hat noch viele andere Sehenswürdigkeiten, aber ich will mit einer Beschreibung derselben die Geduld der werthen Leser nicht auf die Probe setzen, namentlich auch, weil mir die erwünschten Bilder nicht zu Gebote stehen. Die Magazinleser dürften es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen noch einige der berühmten Persönlichkeiten aus der deutschen Kaiserstadt vorführe. Fangen wir oben an, so finden wir uns zuerst veranlaßt, mit einigen Zügen ein Lebensbild von Kaiser Wilhelm zu skizziren. Von dem Vielen, das uns die Quellen bieten, versuchen wir natürlich nur einige der interessantesten Punkte wiederzugeben.

Kaiser Wilhelm gehört zu dem Stamme der Hohenzollern. — Im Schwabenland auf der rauhen Alp, nicht viele Meilen von einander entfernt, befanden sich die beiden Burgen „Hohenzhausen“ und „Hohenzollern.“ Die Hohenzollernburg gewährte, von der Ebene im Westen betrachtet, zur Abendzeit oftmals einen wunderbaren Anblick. Während der hinter ihr liegenden Gebirgsrücken der rauhen Alp schon im Dunkel lag, leuchtete sie eine Zeit lang noch im Abendgold. Sie glich dann einem erleuchteten Söller an einer dunklen Burg, als welche sich der Hauptgebirgsrücken der rauhen Alp darstellte. Wie die Burg jetzt, so hatte auch schon der Gipfel des Berges gegläht, ehe er die Burg trug, und die Bewohner der Ebene hatten den Berg um deswillen Söller — in ihrer Mundart Soller, oder auch Zoller — genannt. So war der Name Zoller für den Berg entstanden, und dieser Name dann auf das gräfliche Geschlecht übergegangen, das sich auf demselben angebaut hatte.

Ähnlich verhält es sich mit der Entstehung des Namens des edlen Hohenzhausenstammes, aus dem Barbarossa hervorging. Der Berg, welcher die Hohenzhausenburg trug, gewährte, von einer Seite betrachtet, den Eindruck, als ob er Stufen habe, und er ward um deswillen in der damals schwäbischen Mundart Stausen (Stufen) genannt. Später bewirkte der wachsende Ruhm der Träger dieser Namen, daß letztere in Hohenzollern und Hohenzhausen verwandelt wurde.

Es wird vermuthet, daß der Erbauer der Zollernburg dem edlen Geschlecht der Burkarbinger entsprossen sei, das im An-

fang des zehnten Jahrhunderts zur herzoglichen Würde Schwabens emporstieg. — Aus dem Anfang des elften Jahrhunderts berichten Chroniken von zwei Linien der Zollern; eine derselben blieb im Besitze der Burg, die andere nahm den Namen Hohenzollern an. Die Erstere, die Hauptlinie, die den Namen Zoller beibehielt, schien — und zwar dies gerade in der Zeit Barbarossa's — dem Erlöschen nahe, und eben dieser Umstand hatte die lebhafteste Theilnahme des Kaisers hervorgerufen. Nur noch ein



Wilhelm I., Kaiser von Deutschland.

Sohn, Friedrich mit Namen, war übergeblieben. Dieser war von seiner Mutter, der frommen Gräfin Udalhild, für den geistlichen Stand bestimmt worden. Die Zelle im Kloster Zwiefalten war bereits für Friedrich eingerichtet, und der Kaiser, wie seine Freunde, beklagten es als ein trübes Geschick für das treffliche Geschlecht der Zollern, daß ihm nunmehr beborstehe, in Klostermauern zu erlöschen.

Friedrich war jedoch dem Priesterstand nicht zugeneigt und entschloß sich, lieber seine Dienste dem Kaiser Barbarossa anzubieten. Von diesem wurde er huldreich empfangen. Das Wirken Beider sollte für Deutschland von hoher Bedeutung



werden. Der Hohenstaufenstamm war schnell emporgestiegen und zu kaiserlichen Ehren gelangt. Aber kaum ein Jahrhundert war verlossen, als der letzte Hohenstaufe, Konradin, auf dem Blutgerüste zu Neapel verblutete, das ihm der Haß des geistlichen Rom's und die Mordgier des mit Rom verbündeten französischen Prinzen Karl von Anjou, errichtet hatten.

Eine lange, traurige Zeit für Deutschland folgte dem Sturz des Hohenstaufenstammes. Dem gänzlichen Verfall Deutschlands sah man traurig entgegen. Doch der Herr wollte es anders haben. Gerade die Nachkommen des jürgen Zollerngrafen Friedrich waren berufen, das drohende Geschick von Deutschland abzuwenden. „Das Haus der Hohenzollern,“ sagt der berühmte englische Schriftsteller Thomas Carlyle, „nahm stetig zu, so zu sagen vom ersten Tage an, indem die Hohenzollern allezeit von wachsender, gedeihlicher Natur waren, wie sich das überhaupt trifft bei Leuten, die den Gesetzen der Welt und ihrer Stellung darin gemäß leben. Eine Reihe wirtschaftlicher, standhafter, hellblickender Männer, dabei biederer Charakters, ja selbst gerecht und fromm zu nennen, bisweilen in einem ausgezeichneten Grade. — Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wenn es sich nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhafter Gesinnung.“

Wir eilen in raschem Fluge an den übrigen Vorfahren des deutschen Kaisers vorbei und versehen uns einen Augenblick in das Elternhaus des beliebten Monarchen. Die Eltern waren der König Friedrich Wilhelm III. und Louise von Mecklenburg-Strelitz. Welcher Deutsche denkt nicht verehrungsvoll an die edle Königin-Mutter Louise zurück. Die Vermählung fand am Weihnachtstage des Jahres 1793 statt. Von einem Kinde, das aus einer Schaar holder Gestalten hervortrat, ward Louise bei ihrem Einzuge in Berlin mit einem Gedichte begrüßt, dessen Schluß lautete:

„Vergiß, was du verlorst; es soll ein schönes Leben  
Dir dieser Festtag prophezeihn.  
Heil dir! der künftigen Welt sollst du Monarchen geben,  
Beglückter Enkel Mutter sein!“

Louise von freudiger Rührung ergriffen, zog das Kind in ihre Arme und küßte es. Die Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, hätte dieses gern verhinbert, wenn es möglich gewesen wäre. Wie durfte die künftige Königin von Preußen ein Bürgerkind in die Arme schließen und es küssen! „Mein Gott,“ sprach sie seufzend, „was haben Eure königliche Hoheit gethan! Das ist ja gegen alle Etiquette!“

Da richtete Louise ihre strahlenden blauen Augen, in denen

ein so unsagbarer Zauber von Güte und Unschuld lag, auf die gestrenge Frau Oberhofmeisterin, indem sie lächelnd sagte: „Wie, darf ich das nicht mehr thun?“

Der Vater des Kronprinzen hatte seine Schwiegertochter recht lieb gewonnen. Er nannte sie „Fürstin der Fürstinnen.“ An ihrem 18. Geburtstag fragte er sie, ob sie noch einen Wunsch habe. „Ich habe Alles, was ich auf Erden wünschen kann,“ sagte sie, „und Ihre Güte macht das Maß meines Glückes voll. Aber da ich so glücklich bin, möchte ich auch Andere glücklich wissen, und so bitte ich um eine Hand voll Gold für die Armen von Berlin!“ — „Wie groß denkt sich denn das Geburtstagskind diese Hand voll Gold?“ fragte der König lächelnd. „So groß wie das Herz der gütigsten Könige,“ erwiderte die Kronprinzessin. Das war gut und klug geantwortet, und brachte den Armen eine reiche Gabe ein.

Auch der Kronprinz schätzte seinen Engel — denn ein solcher war sie ihm — sehr hoch. Dem höfischen Glitterwesen waren sie beide abgeneigt. Die Hoffeste machten sie nur ungern mit. Als Louise einmal nach einem Hoffeste den Hoffstaat eiligst abgelegt hatte und wieder in ihrer einfachen Kleidung im Zimmer ihres Gemahls erschien, rief er, sie in seine Arme schließend: „Gott sei Dank, daß du wieder meine Frau bist!“ — „Bin ich das nicht immer?“ fragte sie lächelnd. — „Ach nein,“ versetzte er, „du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein!“

Doch wir dürfen hier nicht zu lange weilen. — Kaiser Wilhelm ist der zweite



Privatwohnung des Kaisers.

Sohn Louisen's, und erblickte das Licht dieser Welt am 22. März 1797, durfte also im Monat März dieses Jahres seinen 85. Geburtstag feiern. Im Jahre 1829 vermählte er sich als Prinz Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar. Diese Ehe wurde mit zwei Kindern gesegnet. Den Sohn kennen alle Deutschen als „unseren Kronprinzen,“ geb. 1831, und die Tochter, Louise Elisabeth, geboren 1838, ist gegenwärtig die Gemahlin des Großherzogs Friedrich von Baden.

Im Jahre 1840 erfolgte der Tod Friedrich Wilhelm's III., Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron, Prinz Wilhelm wurde als muthmaßlicher Thronerbe (Friedrich Wilhelm IV. war kinderlos) zum „Prinzen von Preußen“ ernannt. Im Jahre 1857 wurde er in Folge einer schweren Erkrankung seines Bruders, des Königs, mit der Regentschaft Preußens betraut. Am 2. Januar 1861 starb Ersterer und wurde Wilhelm somit König.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auch nur einen flüchtigen Abriß von dem sehr bewegten Leben des Königs von Preußen geben, geschweige noch des vielen Interessanten aus seinem Prinzen-Leben Erwähnung zu thun. Schon mehrmals

ward dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone angeboten, dieselbe wurde aber immer abgelehnt, wohl auch in dem Bewußtsein, daß der Hauptfeind deutscher Einheit, der auch der edlen Louise das Herz gebrochen, noch nicht gedemüthigt sei. Erst dann, als Napoleon III. auf der Wilhelmshöhe brummte, und die französische Macht lahm gelegt war, konnte man dem Hohenzoller die Krone Barbarossa's aufsetzen.

Einst — im Jahre 1268 — ward ein Friedrich von Baden dafür, daß er für das Gute Recht der Hohenstaufen gekämpft hatte, mit Konradin, dem letzten Hohenstaufen, von dem französischen Prinzen, Karl von Anjou, zu Neapel ermordet; ein Friedrich von Baden war es, der am 18. Januar 1871 das erste Hoch auf den zum Kaiser gewählten Hohenzoller, Wilhelm I., ausbrachte!

Es sei uns schließlich noch gestattet, das Urtheil eines Ame-

darstellend in Lebensgröße. Er wohnt nicht im königlichen Schloß, sondern in einem verhältnißmäßig geringen Gebäude unter den Linden. Des Kaisers Räumlichkeiten sind im ersten Stock an der östlichen Seite. Eines Morgens, als wir die Straße entlang spazierten, fiel uns ein Haufen Leute auf, die vor dem Palais standen, und ihre Augen auf ein Fenster derselben gerichtet hatten. Uns zu den Neugierigen gesellend, sahen wir zu unserer großen Freude durch das betreffende Fenster das edle Angesicht des Kaisers, welcher sich an das Fenster so gestellt hatte, daß ihn Alle sehen konnten. Einige Herren hatte er in Audienz, welche ihn in großem Ernst ansprachen. Hin und wieder warf er einen Blick hinaus auf die Zuschauer und lächelte, und schien ihn ihre Gegenwart nicht zu stören. Er hat ein ausdrucksvolles Gesicht, strahlend von Güte und Wohlwollen. Ein Mensch mit einem solchen

Kopf und Gesicht könnte kein Despot sein. Diejenigen, welche ihn am besten kennen, bezeichnen ihn als höchst anmuthig und gütig — als einen liebenden Gatten, einen treuen und nachsichtigen Vater und einen wahren,

zuerlässigen Freund par excellence — Eigenschaften, welche allein ihn zu seiner Stellung an der Spitze des

Reiches be-

rechtigen. Es wird von Keinem, der mit der Geschichte Preußen's bekannt ist, geleugnet werden, daß bisher die Regierung Kaiser Wilhelm's ein großartiger Erfolg war — ein Segen allen dem deutschen Reiche angehörenden Staaten."

Nun, wenn Amerikaner so für den deutschen Kaiser schwärmen, wie kann man es den Deutschen verdenken, wenn sie ihren Wilhelm verehren!

*Gott segnen, dem segnen.*

*Berlin den 10. Februar.*

*1881*

rikaners über Kaiser Wilhelm beizufügen. Dieser sagt:

„Der gegenwärtige Kaiser von Deutschland ist kein so großer Mann wie Karl V., Friedrich der Große, oder Napoleon I., aber er besitzt mehr Herzengüte, als diese drei zusammen. Obgleich kein so gebiegener Staatsmann, wie Bismarck, haben seine Unterthanen doch großes Vertrauen zu seinem Urtheil und verehren ihn als ihren König. Ihnen scheint es beides Pflicht und Vorrecht, sein Porträt in ihren Wohnungen und Geschäftstotalen zu haben. Ich glaube, es wird kaum ein Haus in Berlin zu finden sein, dessen Wände nicht mit einem oder mehreren seiner Bilder geziert wäre. In unserem Zimmer im Hotel waren ihrer drei — eins ein großes Oelgemälde, ihn

Handschrift des Kaisers.

## Das goldene Ringlein.

oder:

Das eine treue, tapfere Hausfrau vermag.

(Von Emil Frommel.)

(Schluß.)

**H**och vergingen, und es war, wie wenn der liebe, alte Sonnenschein wieder ins Haus gezogen. Oft gingen die Weiden auf der Mutter Grab. Umsonst lockten ihn die alten Gesellen. Er hatte ja ein Recht zum Trauern. Trauerte doch der Kirchstuhl auch in der Kirche, der den Tischlersleuten gehörte. Denn es war Sitte im Dorfe, daß sechs Wochen lang nach einer Beerdigung in einer Familie der Stuhl schwarz behangen war, und die Familie nicht in der Kirche erschien. Das ist auch eine Art zu trauern, aber weder eine schöne noch rechte. Im Gegentheil — gerade

Die brauchen's recht, daß sie zur Kirche kommen und Gottes Wort und Trost hören und merken, was ihnen Gott durch den Todesfall hat sagen wollen. Aber der Teufel hat allerhand Mittel, einen vom Worte Gottes wegzukriegen; die Einen durch die Freude und die Andern durchs Leid und 's Todtenbegraben. So lange der Jörg seinen Hut gegen den Strich unten eine Hand breit gebürstet hatte, glaubte er ein volles Recht zu haben zur Trauer. Wohl zog's ihn dann und wann hin ins alte Leben, aber der Schrecken über den jähen Tod der Mutter lag ihm noch in den Gliedern. Aber der Schrecken allein kurirt den Menschen nicht. Ganz heraus war's nicht



gekommen, was ihn doch ins Unglück gebracht: Der Hochmuth und die Menschenfurcht. Da kann unser Herrgott einmal so hinregnen auf solch ein Herzensfeld, und auch darauf hageln, aber wenn nichts eingesät wird in die Erde, so nützt der lockere Boden auch nichts. An der Margarethe hat's nicht gefehlt. Sie sagte dann und wann ein gutes Wort, aber der Jörg ließ sich's nur sagen und gab keine Antwort darauf.

's war etwa drei Monate darnach, da war große Holzversteigerung. Der Sägemüller hatte das Sägen satt bekommen und war ein reicher Mann dabei geworden. Drüm wollte er alles Holz, was er noch hatte, verkaufen. Da ward Termin angesetzt und beim Rößleinwirth und Kirchenvorsteher sollte er abgehalten werden. Der hatte dertweil am Jörg seinen besten Kunden verloren und dachte ihn wieder zu fangen und legte die Angel aus. Er packte ihm auf, als er eines Abends heinging von der Arbeit; da stellte er ihn und sagte: „Jörg, jetzt könnt Ihr Euer Glück machen. Der Sägmüller verkauft seine Dielen spottbillig. Wenn Ihr zuschlagt, seid Ihr ein gemachter Mann. Kauft's, sonst geht das Holz Euch vor der Nase weg an den Untertischler im Nachbarort, der spitzt schon alle Ohren.“

„Wie soll ich's kaufen, ich habe kein Geld,“ sagte Jörg unmutig.

„Das ist das Wenigste, Jörg. Der Sägemüller ist mein Vatersmann, der läßt mit sich handeln. Ihr kriegt das Geld von mir und gebt mir eine Hypothek. Besinnt Euch, 's ist Euer Bestes. Aber redet nicht mit Eurer Frau, denn die Frauen verstehen nichts vom Geschäft. Habt Ihr nicht gemerkt, wie der Herr Pfarrer auf Euch in der Leichenrede gestrichelt hat, als er vom Segen sprach von der Alten, und daß der mit der alten aus dem Hause ginge, weil die 's noch gehalten habe? Die Alte hat Euch keinen Segen gebracht, sondern Euch zurückgehalten, Jörg. Das ganze Darf hat ja mit Fingern auf Euch geudeut nach der Leichenpredigt. Das hatt' ich mir nicht gefallen lassen. Sagt mir morgen früh Bescheid — Ihr könnt aber thun, was Ihr wollt.“

Damit schloß er seine Rede. Dem Jörg summt es im Kopf in allen Tonarten. Zum ersten Mal kam er wieder brummend nach Hause, und als Margarethe ihn sanft fragte, was ihm fehle, stieß er sie zur Seite.

„Du hast dem Pfarrer von meinem Leben erzählt, und mich hat er in der Leichenpredigt vorgebracht, daß alle im Dorf es gemerkt haben.“

„Aber, lieber Jörg, du weißt doch, daß ich kein Wort geredet habe, wie ich drüben mit Dir im Pfordorf war, und wir die Leiche angezeigt haben.“

„'s ist aber doch so — der Kirchenvorsteher muß es doch besser wissen, sonst wäre er nicht im Vorstand.“

„Den haben seine Gesellen hinein gewählt, aber nicht die Gemeinde. 's ist arg genug, daß solch einer h'in sitzt,“ entgegnete Margarethe.

„Hör', Margarethe, das ist nicht wahr. Sieh', der will mir das Geld geben, daß ich dem Sägmüller sein Holz abkaufen kann, dann bin ich ein gemachter Mann.“

„Ach, Jörg, der will dein Bestes nicht; dann hat er dich in den Fingern, und du bist ihm mit Leib und Seel' verkauft!“

„Schweig, ich will nichts mehr hören,“ rief Jörg erzürnt und ging wieder hin und das Dorf entlang. Am Morgen war die Versteigerung und dem Jörg wurde Alles zugeschlagen. „Nun trinken wir eins auf den Kauf, das ist bei jedem Handel Sitte,“ sagte der Wirth, und der Jörg mußte Bescheid thun. Ihm zitterten zwar die Lippen, als er das Glas wieder

ansetzte. Aber als er es ausgetrunken, da war das Zittern vorüber. Von nun an saß er jeden Abend wieder mit den alten Gesellen zusammen, ärger als je zuvor. Die Margarethe sah ihre Lebenssonne sinken, wie in Nacht hinunter. Wo hin sollte sie gehen mit ihrem Leib! Sie machte sich auf und ging selbst zum Rößleinwirth und bat ihn, er möge doch ihren Mann nicht verderben und ihm nichts zu trinken geben. Aber der lachte sie aus und stellte sich in seine ganze Positur als Kirchenvorstand, und wollte ihr Beweisen, aus der Bibel, daß sie Unrecht hätte und ihrem Manne Gehorsam leisten müsse. Wenn der Jörg nicht bei ihm trinke, dann trinke er bei andern; hier aber ging es noch auf die Rechnung, und sie solle wohl bedenken, daß er das Capital auf das Haus habe.“

So ging sie entsezt aus dem Hause. — Da gedachte sie auch der Pächtersleute, die immer so gut zu ihr gewesen und manchen Verdienst ihrem Jörg hatten zukommen lassen. Der Pächter sah sie kommen und sagte ihr: „Liebe Margarethe, ich weiß, warum Ihr kommt. Aber Eurem Jörg ist jetzt nicht zu helfen. Der muß noch tiefer hinunter und Ihr mit ihm, aber nur anders. Ihr müßt noch mehr auf Eure Kniee, je tiefer er sinkt. Schaut mein Weib an! Ich habe Alles auch verloren, mein Hab und Gut, weil ich Birgenschaft für einen Freund geleistet, und bin ein Pächter jetzt geworden. Aber daß ich nicht in den Abgrund gesprungen bin in der Verzweiflung und nicht zur Schnappsflasche gegriffen, das hat, nächst Gott, meine tapfere Frau gethan. Die hat nicht nachgelassen mit Beten und Bitten und Zuspruch — macht's auch so. Das ist das einzige Mittel.“

Ihr war's, als hörte sie wieder ihre Mutter reden, sie reichete dem Pächter die Hand und ging. Zu Hause aber ging's abwärts. Der hohe Zins, den sie zahlen mußten an den Rößleinwirth, verschlang Alles; dazu vernachlässigte der Jörg seine Kunden, und die gingen zum andern Tischler. Das viele Holz lag als todt's Kapital da und fing an, zu verderben. Kurz das Glend griff an allen Ecken und Kanten an. Da that ihr das Klinglein wieder seinen Dienst. Oft ging sie unter die Buche und weinte laut, und die Buche rauschte dazu und nahm alle Seufzer in ihre Krone hinauf, sammt ihren Thränen, und die liebe Sonne sog die Thränen auf und brachte sie vor unsern Gott. Immer mit derselben Liebe begegnete sie ihrem Mann, ließ zu seinen Kunden und bat sie um Arbeit, und mußte dabei manch' bitter Wort hören. Aber sie triumpbirte nicht, als ob sie doch Recht gehabt, als ihr die Leute sagten: „Warum ist er solch ein Esel und macht den Sägmüller und den Rößleinwirth reich?“ sondern senkte das Haupt. Einer ihrer weitläufigen Verwandten machte ihr den Vorschlag, sie solle sich doch scheiden lassen von dem schlechten Haushalter, Spieler und Säufer, aber sie stand ihrem Manne bei und sagte: „Da sei Gott für, daß ich i'n verlasse. Ich hab's geschworen, bis der Tod uns scheidet, auszuhalten.“

Endlich brach's zusammen. Der Rößleinwirth forderte sein Geld, und da nichts da war, so ließ er bei Gericht klagen und den Tischler in den Schuldturm einsezen und legte die Hand auf Alles, was im Hause war. Das Gericht war auch bald bei der Hand, und der Gerichtsdienner aus der Stadt holte den Tischler ab. Da packte Margarethe die letzten Sachen zusammen, nahm ihre Kinder an der Hand, wiewohl sie meinte, sie müßte in den Boden versinken, und der Boden trüge sie nicht. Noch einen Blick warf sie zurück auf ihr Haus, worin sie einst so glückliche Tage verlebte. — Draußen vor dem Ort auf der Landstraße ritt der Rößleinwirth just hin. Er wollte vorbereiten und dem Rößlein den Sporn geben — aber der

Jörg faßte den Bügel fest und sagte: „Halten müßt Ihr hier. Ihr habt mich, mein Weib und meine Kinder ins Elend gestürzt. Seit ich das erste Glas bei Euch getrunken, das Ihr mir eingeschenkt, hat das Elend angefangen. Ihr habt mich gegen mein treues Weib, gegen meine selige Schwiegermutter aufgereizt. Ihr habt mir den Strick um den Hals gelegt und ihn zugezogen. Das habt Ihr einst vor Gottes Richterstuhl zu verantworten. Ich trage meine Schuld, aber die hier sind unschuldig, mein gutes Weib und meine armen Kinder. All' die Thränen sollen als ein Fluch auf Euer Haupt kommen, ja —.“

Die Margarethe hielt ihren Mann zurück und sagte nur leise: „Jörg, du sollst nicht deinem Nächsten fluchen; die Rache ist Gottes und nicht unser.“ —

Der Köhleinwirth war so weiß geworden wie sein Schimmel und wankte oben, wie ein Betrunkener und machte sich auf die Seite, sobald er Luft bekam.

Aber der Margarethe waren die Thränen im Auge ihres Jörg doch viel werth, trotzdem sie vermischt waren mit den Thränen des Bornes. Sie waren ihm gerade da losgebrochen, wie er von seiner Frau und seinen Kindern sprach.

„Vielleicht sieht Gott doch darein und läßt auch aus diesen Thränen etwas hervorkwachen,“ dachte sie.

So wanderten sie den mühseligen Weg weiter. Aber sieh, hinter ihnen, noch weit hinten, wirbelte der Staub auf der Landstraße, und von fern tönte das Geräusch eines eilig fahrenden Gefährtes. Die Kinder schauen um. „Ach das ist ja Pächters gelber Wagen,“ rufen sie, „und der Better,“ so nannten sie ihn, „fährt selbst.“

Der Wagen hielt. Der Pächter stieg ab, gab dem Gerichtsbienner ein Schreiben in die Hand, worauf der dem Jörg die Hand reichte und sagte: „Geh, Ihr seid frei — da ist Euer Netter.“

Der Jörg wollte sprechen, aber der Pächter drängte ihn in den Wagen hinauf mit den Seinen.

„Schnell und keine Worte machen, die Frau wartet schon zu Hause.“

Jörg wußte nicht, wie ihm geschah, als sie plötzlich wieder an seinem Hause hielten. Er trat mit dem Pächter ein. Drin war der Tisch sauber gedeckt, die Pächters Kinder hatten Alles aufgeräumt im Hause und wieder an den Platz gesiebt, was zur Versteigerung zusammengestellt war. Die Margarethe aber stand in Gedanken versunken da.

„Nun greift zu, Ihr seid ja zu Haus bei Euch,“ sagte der Pächter. „Jörg, das Haus gehört wieder Euch, ich hab's gekauft und Ihr könnt jetzt mein Schuldnr sein und sollt keinen harten Gläubiger an mir haben.“

Weiter sagte der Pächter nichts, sondern reichte dem Jörg nur die Hand. Nach einer halben Stunde waren die Pächtersleute mit ihren Kindern wieder heimgegangen und überließen die Tischlersleute ihren Gedanken.

Als sie allein waren, und die Kinder ihre Spiele aufgesucht, da brach der Jörg zusammen. Laut weinend kniete er an dem Bette nieder, das er einst selbst gezimmert und sprach ein solch' herzbewegendes Gebet und bekannte rückhaltlos Alles, was und wo er gefehlt, daß Margarethen's ganzes Herz mit Jubel erfüllt ward. — „Margarethe,“ sagte er, „glaubst du, daß Gott mir noch vergeben kann! Ich bin's nicht werth. Schau, als deine Mutter selig starb, da wollt' ich mich bessern, aber aus Hochmuth; ich wollt' dir zeigen, daß ich nicht so schlecht sei. 's war nichts damit, ich bin viel tiefer gefallen. Wenn

Gott und du mich nicht halten, bin ich verloren für immer. Glaubst du, sag, glaubst du, daß Gott mir vergeben kann?“ — Da legte die Margarethe ihre Hände auf sein Haupt und sagte feierlich: „Ja, von ganzem Herzen. Sieh, der Pächter hat uns geholfen, ohne allen Vorwurf, ohne alle Bedingung und Forderung, nur daß wir's annehmen und ihm danken, — so thut Gott in Christo, unserm Heiland. Jörg, ich sag' Dir: Ich glaube an eine Vergebung der Sünden! Komm, steh auf, Gott hat mein Flehen gehört. Er wird auch Deines hören.“

Sie zog ihn sanft vom Boden auf an ihr Herz und küßte ihn herzlich.

„Ich bin's nicht werth, daß du mich küssest, Margarethe, ich hab' dir weher gethan als dein ärgster Feind. Ich begreife nicht, woher du noch mich lieben kannst.“

„Das laß gut sein, Jörg. Wo ich meine Kraft her habe, das weißt du, das habe ich dir mehr als einmal gesagt. Euch sie dort, wo ich sie gefunden.“

So wie an diesem Abend der Jörg die Kinder herzte, hatte er es seit lange nicht gethan. Früh Morgens war er schon fort. Margarethen wollte bange werden, denn in der Nacht war er öfters aufgefahren und hatte laut gerufen: „Gib't Vergebung?“ Und sie machte sich allerhand Gedanken. Aber die Kinder sagten: „Vater arbeitet schon lange draußen im Garten.“ So gut sie's konnte, richtete sie noch den Frühmorgens aus den übrigen Broden des vergangenen Tages. Dem Jörg fielen aber immer die Thränen mit hinein. Nach dem Frühstück nahm er die Margarethe beiseite und sagte ihr: „Margarethe, eine Bitte hab ich an dich, die darfst du mir nicht weigern.“ „Nun, und welche?“ sagte Margarethe. „Ach gib mir deinen Ring, den du am Finger hast.“ Da zuckte Margarethe zusammen, und der Jörg merkte es wohl. „Ach, Jörg,“ sagte sie, „verlang ihn nicht, du weißt, von wem ich ihn habe, und ich weiß allein, was d'r an hängt. Die Mutter hat mir's Versprechen abgenommen, ihn nie vom Finger zu geben.“ „Ich weiß,“ sagte Jörg, „du hast mir's erzählt am Hochzeitstag — ach gib mir den Ring. Thu mir noch zu aller Liebe diese einzige noch!“ — Da zog ihn Margarethe zitternd vom Finger, und er steckte ihn an den seinen. „Ach, wenn er am Ende in sein Leben zurückfällt und ihn verkauft!“ so dachte bange Margarethe. „Nun denk an mich und bet' für mich,“ sagte Jörg, als er hinausging. Sie sah ihm lange nach. Er kam an des Kirchenvorstehers Haus vorbei, die alten Gesellen standen dort, er grüßte sie — und ging vorüber. Um 10 Uhr kam ein Bedienter vom Schlosse, das unweit des Dorfes lag, und brachte einen Korb mit Speisen, und die Nachricht, daß der Jörg vor Abend nicht komme, die weil viel Arbeit da sei. Fröhlich kam er Abends heim. „Mutter,“ rief er von ferne, — „ich habe Arbeit auf viele Wochen oben fürs Schloß.“ Bald mußte er mit Gesellen arbeiten, weil er es allein nicht schaffen konnte. Die Kundschaft kam wieder, alle wollten den anders gewordenen Mann sehen mit eignen Augen. Er aber blieb bescheiden und still. Nirgends sah man ihn mehr, als nur zu Hause, und oft mit Margarethe und den Kindern unter der Buche. Sie konnten bald dem Pächter anfangen abzuzahlen. — Dem Köhleinwirth war's aber derweil übel gegangen, der hatte sich in allerhand Betrügereien eingelassen und war mit Schimpf und Schande aus dem Kirchenvorstand entlassen, hat sein Haus verkaufen müssen und ist dann ausgewandert, Niemand weiß wohin. Zwei Jahre waren so dahin, — da, am Jahrestage ihres Wiederzuzugs, den sie mit den Pächtersleuten zusammen feierten,



stand der Jörg auf und sagte: „Pächter, Ihr seid mir ein treuer Freund und Nothhelfer gewesen, — aber die mich innerlich gerettet hat, das war die, die neben mir sitzt, meine Margarethe. Was sie gethan in Liebe und Geduld, das weiß Gott allein. Und nun, Margarethe, — da ist dem Ring wieder. Sieh — ich hab's mir nicht zugetraut, auf eigene Kraft hin, wieder treu zu bleiben. Die Versuchungen sind im ersten Jahre furchtbar gewesen, das weiß nur Der, der je in solchem Leben war, wie ich, wenn man davon lassen soll. Deswegen habe ich um den Ring gebeten. Er hat dich einst gehalten, das weiß ich; nicht der Ring, aber das Andenken, der Rath und Trost deiner seligen Mutter. Er hat auch mich gehalten. Wenn die Versuchung kam, dann habe ich auf das Ringlein geschaut, und es hat mich so ernst und liebevoll angesehen, und ich habe alle deine Treue, all dein Herzeleid dabei angesehen, was dieser Ring erlebt hat, und sieh, dann bin ich

frei und froh wie ein König durch alle Versuchung gegangen. Jetzt brauche ich ihn nicht mehr. Mich hält jetzt mein Gott und Heiland selber, den ich durch dich gefunden. Aber einmal laß mich ihn noch küssen und segnen.“ — Damit küßte er den Ring und steckte ihn seiner Margarethe an den Finger. —

Wenn der geneigte Leser freilich meint, das Ringlein sei die Hauptsache, und wenn er oder sie nur so eins habe, wollte er's auch hinführen, da täuscht er sich allerdings. Denn es ist mit dem Ringlein wie bei dem Wasser der heiligen Taufe, davon Dr. Martin Luther sagt: „Wasser thut's freilich nicht.“ So auch hier: Das Ringlein thut's freilich nicht, aber die Treue und Liebe, das Gedächtniß so dabei ist.

Item: Man hat manch goldenen Ring aufbewahrt, den Helden einst getragen, aber unser Ringlein ist nicht minder werth, als solch einer.

## Eine Harzgeschichte vor tausend Jahren.

(Von A. Göthe.)



Im Westab-  
hange des  
Harzes  
wohnte  
vor tau-

send Jahren, zur Zeit Kaiser Karl's, einsam im tiefen Walde ein sächsischer Bauer auf seinem Besitztum. Er war ein Christ, aber der einzige weit und breit, seine Nachbarn hingen noch alle den Göttern ihrer Väter, Wuodan, Thor und Freya, an und haßten den Christengott als den Feind ihres Volkes. Darum hielt sich der Mann fern von ihnen und stieg von seinen Waldbergen nur in dringenden Fällen herab, zumal das Gerücht zu ihm gedrungen war, die Kriegsfackel sei zwischen dem gewaltigen Frankenkönige Karl und den Sachsenstämmen im Westen entbrannt. Oft bestieg er die naheliegenden Berge und spähte, ob er etwa in der Ferne Spuren des sich heranziehenden Krieges wahrnehmen könne. Eines Abends kehrte er sehr erregt von seiner Bergeswarte zurück; zahlreiche Rauchwolken, im fernen Westen aus brennenden Dörfern aufsteigend, hatten ihm gezeigt, daß das Kriegsgetümmel sich

dem alten Herchnierwalde, dem Harze, näherte. Noch war er in der Erzählung dessen, was er erkundet hatte, begriffen, da ließ sich draußen Hufschlag vernehmen, und eine laute Stimme rief nach dem Wirth des Hofes. Der Bauer eilte hinaus. Da hielten in stattlicher Wehr zwei Krieger von hochgebetender Gestalt vor dem Hofe, aber ihre Schilde waren zerhauen, ihre Waffen voller Beulen, ihre Helme hingen am Sattel, und die Häupter waren mit einem Tuche verbunden, aus dem noch blutige Streifen über das kühne, trotzige Antlitz nieder-rannen.

„Können zwei müde Recken Herberge für sich und ihre Rosse, und morgen einen Führer über das Gebirge bekommen?“ rief der Eine dem Bauer zu.

„Gern, edle Herren, sei euch gewährt, was mein Haus zu geben vermag, tretet in Frieden unter mein Dach.“ So sprach der Bauer und griff nach dem Zaum der Pferde. Der Reiter aber hielt die Zügel fest: „Einem rechten Reiter ist sein treues Ross das liebste. Ich muß selbst sehen, ob die edlen Thiere wohl versorgt werden.“ — Und erst als er erkannt, wie kundig sein Wirth mit den todtmüden Pferden umzugehen und für sie zu sorgen verstand, folgte er seinen Gefährten in das von starken Balken gefügte Haus, wo ein gasliches Herdfeuer brannte. Die Frau des Hauses war schon bemüht, den zinnernen Krug mit Meth zum Willkommstrunk zu füllen, und der Eine wollte eben den Labetrunk zum Munde führen, als ihm auf dem blanken Gefäß das Kreuzeszeichen entgegenblitzte. — „Ha, sind wir zu Christen und unter Feinde gerathen?“ — „Ach nein, edle Herren,“ antwortete die Frau erbleichend, „das ist kein Kreuzeszeichen, das ist der Hammer Thors.“ Dem Schlachtengott Thor war nemlich als Abzeichen ein Hammer beigegeben, der mit einem Kreuz Ähnlichkeit hatte. — „Was ist es mit dem Hammer Thor's? Von Thor's Hammer habe ich noch nie etwas gehört,“ erscholl plötzlich eine jugendliche Stimme, und hervor trat ein frischer Knabe, mit hellen Augen, blondem Haar und kräftigen Gliedern. — „Du willst ein Sachse sein, Bursche, und kennst Thor's Hammer nicht?“ — „Nein, Herr, Vater und Mutter haben mir noch nichts davon gesagt.“ Eben trat der Bauer ein, der die



Pferde wohl versorgt hatte. „Ei, Mutter,“ sprach er, „solch' edle Herren müssen wir mit dem edelsten Getränk aus dem besten Geschirr versorgen.“ — Er öffnet einen Schrank, um des Hauses Schätze an edlem Trinkgeschirr herauszunehmen; aber siehe, da zeigt sich an der inneren Seite der Schrankthür ebenfalls das Kreuzzeichen. — „Und wir sind doch bei Christen,“ riefen beide Reden aufspringend, „wenn's auch deine Frau leugnet.“ — „Sa, ich bin auch ein Christ!“ war die feste, ruhige Antwort des Mannes. „Berzehl, daß meine Frau nicht den Muth hatte, das zu bekennen.“ — „Dann bist du ein Feind und Landesverräther, und sollst sterben!“ schrie der Eine. „Sieh, das ist dein edler Herzog Widukind, und ich, ich bin Herzog Albion. Nimmer werden wir dulden, daß ein Sachse Verrath an seinem Lande und seinem Herrn übt!“ Und wie ein Blitz waren ihre beiden Schwerter aus der Scheide.

bin, was ihr Verrath nennt, obwohl ich ein so treuer Sachse bin, wie nur einer.“ Es geschah. Man lagerte sich um den Herd, und der Hauswirth begann:

„Es sind schon viele Jahre her; ich war ein kühner, wilder Jäger, der fast immer im Walde lag, als ich eines Morgens in der Dämmerung einem mächtigen Hirsch auflauerte. Da kam gerade da, wo der Hirsch herausbrechen sollte, ein Mensch zwischen den Bäumen hervor und schritt auf mich zu. — ‚Verfluchter Missionar, du verdirbst mir die ganze Jagd und bringst mich um meine Beute!‘ schrie ich, und im nächsten Augenblick sank der Christ, von meinem Pfeil in der Schulter getroffen, zu Boden. Ich sprang auf ihn zu, um ihn vollends zu durchbohren, da richtete sich der Verwundete auf. ‚Warum fluchst du mir, der ich dir doch nichts böses gethan? Blicke hinab, dort an der Quelle steht der Hirsch, den du suchst.‘ Mein



Aber ebenso rasch hatte der Knabe einen Feuerbrand vom Herd gerissen und bereit, damit auf die beiden loszuschlagen, war er vor seinen Vater gesprungen, um ihn zu decken. Auch der Bauer hatte im Nu das Schlachtbeil von der Wand genommen, und dasselbe hoch schwingend, stand er ihnen gegenüber. „Nein, edle Herren, so leicht verkauft ein Sachse sein Leben nicht! Wollt ihr mich in meinem Hause, das euch gastlich aufgenommen, überfallen, so seht wohl zu, ob es nicht euch selbst das Leben kosten wird.“ — Einen Augenblick schauten beide Parteien blitzenden Auges einander an, da senkten sich die Schwerter der Reden. „Du bist ein ganzer Sachse, Freund,“ begann Widukind, „in dir und deinem Sohne fließt echtes Sachsenblut. Aber wie kannst du nur, stolzer Sachse, den Göttern deiner Väter untreu werden und dem schönsten Christengotte dienen, dem die Feinde deines Volkes anhängen?“ — „Steckt das Schwert in die Scheide, ihr Herren,“ sprach fest der Bauer, „und ich will euch sagen, wie ich zu dem gekommen

Jagdeiser war größer als meine Mordgier; ich zog das Messer zurück, schlich zum Quell und kehrte bald, mit schwerer Beute beladen, zurück. Aber die ruhigen Worte des Missionars hatten mich getroffen; ich schämte mich, daß ich mich von meiner Wuth gegen einen Wehrlosen so hatte hinreißen lassen. — Was ist das für eine Religion, dachte ich, die für Flüche Segen hat, und selbst dem Feinde wohlthat? — Ich kehrte zu dem Verwundeten zurück, führte ihn in mein Haus, pflegte ihn, und in den langen Winterabenden hat er mir von dem Christengott erzählt, der vom Himmel gekommen ist und sich für seine Feinde geopfert hat, um sie von der Hölle zu erlösen und in sein Himmelschloß voll Glanz und Reinheit zu bringen. Ihr edlen Herren, da habe ich erkannt, wie falsch das Bild ist, das unsere Priester von dem Christengott geben. Ich bin ein Christ geworden; ich weiß, daß dieser Gott größer, mächtiger und reiner als die Götter unserer Väter ist, weil er Segen für Fluch bringt. Und nun laßt Frieden unter uns sein: geht zur



Ruhe! Der Christ hat gelernt, daß auch er Segen statt Fluch bringen soll."

Er streckte ihnen die Hand entgegen. Die beiden Helben hatten nachdenklich zugehört; jetzt schlugen sie in die dargebotene Rechte ein und sprachen: „Ja, braver Sachse, es soll Frieden zwischen uns sein!"

Man erhob sich, der Bauer bereitete seinen Gästen die Streu, über die er seine besten Wildfelle deckte. Dann ging auch er mit den Seinen, nachdem er sein Abendgebet gesprochen, zur Ruhe. Früh am andern Morgen wachte er die beiden Fürsten,

bewirthete sie mit dem besten, was sein Haus hatte und führte sie auf verborgenen Wegen nach der Südseite des Harzes, so daß sie rascher als sie gedacht, ihr Ziel erreichten. Als der Blick in die weiten Lande sich ihnen öffnete, hielt er stille. „Nun, edle Herren, dort drüben sind die Curen! Lebt wohl! Ich hoffe aber noch einmal von euch zu hören, daß auch ihr den großen Christengott kennen und anbeten gelernt."

Wir aber wissen, daß der Wunsch des treuen Mannes in Erfüllung gegangen ist.

## Unbewußt ein Held.



Die lebhaften Knaben des Schulhauses zu F. hatten eben einen angenehmen Schlußfestabend verbracht. Ihr Lehrer, Herr A., welcher in dem verflossenen Jahr nach F. kam, war ein junger, talentvoller Mann, von entschiedenem und festem Charakter. Alle, die ihn kannten, liebten und schätzten ihn hoch, nur der Eigenthümer der verruchten Trinkhöhle und dessen versoffene Kunden konnten ihn nicht leiden. Er führte einen entschiedenen und unzweideutigen Krieg gegen die Unmäßigkeit, und deshalb wurde er von den Saufbrüdern auch tüchtig verspottet und bedroht. Unser junger Freund ging jedoch ruhig seiner Wege und ließ sich durch keine Drohungen berücken. Trotzdem, daß er in seinen Amtspflichten äußerst gewissenhaft war und keine Zeit noch Mühe scheute, seinen Pflegebefohlenen alle Sectionen einzuschärfen, so beschränkte er sich jedoch nicht allein auf die Pflichten des Lehramts. Anstatt nun die Feiertage unnütz und auf selbstgefällige Weise zu vergeuden, lud er alle seine Schüler ein, mit ihm den Ausgang des alten Jahres auf übliche Weise zu feiern.

„Ich kann nicht versprechen, euch ein großes Mahl vorzusetzen," sagte er den Schülern; „es wird jedoch gebratenen Truthahn geben, und Frau K. hat versprochen, etwas Kuchen und Pastete für uns zuzubereiten. Ihr könnt also sehen, daß keine Gefahr des Verhungerns vorhanden ist."

„Ich werde auch etwas mitbringen," rief einer der Knaben.

„Und ich!" „Und ich!" stimmten Alle mit ein.

„Und, Herr A., Sie werden uns doch vorlesen und uns von Ihren Geschichten erzählen, nicht wahr? O, welch einen angenehmen, lustigen Abend werden wir verbringen!" hörte man von allen Seiten.

Herr A. nickte den Knaben und lächelte freundlich. Hätte er seine eigenen Gefühle zu Rathe gezogen, so wäre es ihm viel lieber gewesen, einen Abend ruhig im Studium eines neuen Werkes über die Bau- und Landmesserkunst, das er an diesem Tag erhalten hatte, zu verbringen. Er bereitete sich auf den Beruf eines Civil-Ingenieurs vor, und in seinem Innern hatte ein Kampf stattgefunden zwischen der großen Sehnsucht, sich mit dem Inhalt seines neuen Werkes näher vertraut zu machen, und dem Zug, seinen jungen Freunden eine Freude zu bereiten. Der Kampf hatte jedoch nur kurze Zeit angehalten und endigte, wie gewöhnlich bei Herrn A., in Selbstverleugnung.

„Ich werde binnen Kurzem Zeit finden, mein Buch zu studiren," dachte er; „es möchte jedoch mein letztes Neujahr hier sein, und daher wäre es höchst unrecht, die Gelegenheit passiren zu lassen, meinen Knaben die so wichtigen Lehren der Zeit, die uns an der Schwelle eines neuen Jahres so kräftig und nachdrucksvoll entgegenzutreten, nicht einzuschärfen."

Es ist unmöglich, unsern Lesern einen klaren Begriff der eigenthümlichen Erscheinung und Lage von F. beizubringen. Es war weder ein Landstädtchen, noch ein Dorf, noch ein Weiler; es war einfach eine Sammlung von kleinen Bandgütern, die, umgeben von einem prächtigen Wäldchen, fast ein Viereck bildeten. In der Mitte dieses Wäldchens stand das Schulhaus, welches auch zu kirchlichen Zwecken benutzt wurde. Viele schmale Pfade schlängelten sich durch den Wald, dem einen allgemeinen Centrum zu. An einer der vier Ecken befand sich die Sauffelunte, wo die Lüderlichen und Lärmennden der Umgebung gewöhnlich ihre Nächte zubrachten.

Am vorerwähnten Schlußfestabend war der Wald von dem muntern, fröhlichen Leben der Knaben erfüllt, da sie, mit Körben beladen, dem Schulhaus zueilten. Was gab's da ein Lachen, ein Scherzen und eine Freude über den aus etlichen Planken hergestellten Tisch. Trotzdem, daß er fast die ganze Länge des Schulzimmers einnahm, konnte er doch kaum alle die Lekerbissen halten, die man mitgebracht hatte. Es meinten auch Alle, noch nie habe ein solch angenehmes, geselliges Mahl stattgefunden; und selbst Herr A. freute sich darüber, wie das kleinste Glied der munteren Gesellschaft. Er ließ es sich nicht im Geringsten abfühlen, daß er der Lehrer sei, sondern war immer bereit, sich den Knaben in ihren Spielen anzuschließen; aber nichtsdestoweniger schenkten sie ihm alle Achtung und Gehorsam, sogar der wildeste und roheste unter ihnen.

Das Mahl war beendet, und Tassen und Teller hatte man vorsichtig in die Körbe verpackt. Die Knaben, unter Anleitung ihres Lehrers, hatten gespielt und Räthsel gelöst, und da sie sich nun etwas ermüdet fühlten, waren sie geneigt, sich ruhigeren Genüssen hinzugeben. Sie rückten die Bänke an das behagliche Feuer heran, und setzten sich dann rings herum, um eine angenehme Stunde zu verbringen.

„Herr A.," begann Arthur H., „bitte, erzählen Sie uns etw a s."

„Etwas, mein lieber Arthur, enthält sehr viel," erwiderte der freundliche Lehrer lächelnd. „Es reicht von A bis Z. Nun, von welcher Art E t w a s soll ich denn reden?"

„O, von großen Helben, die erstaunliche Thaten verrichteten — von Alexander oder Julius Cäsar," erwiderte Einer.

„Oder von Hannibal," ergänzte ein Zweiter.

„Oder vom Herzog von Wellington," „Washington," „Napoleon Bonaparte!" schrie die muntere Schulfugend so lustig, daß man fast zur Meinung gelangte, die Dachsparren des alten Schulhauses erzitterten.

„Ruhig, Knaben, ruhig!" mahnte Herr A., „ihr könnt nicht erwarten, daß ich euch in einer Stunde — es ist eben elf Uhr

—etwas von all diesen Helden erzähle. Zuerst möchte ich auch wissen, was euer Begriff von einem Helden ist. Nun, Arthur, da du der älteste bist, so wollen wir mit dir den Anfang machen. Welche wesentliche Punkte kennzeichnen einen Held?“

„O, einen größeren Muth und mehr Tapferkeit zu besitzen, als alle Anderen,“ antwortete Arthur prompt; „allerlei kühne Thaten zu verüben, ohne nur im Geringsten an Gefahr zu denken, und sich dabei ganz ruhig und besonnen zu verhalten, als thue man nicht mehr, denn andere Leute auch—dies alles, um als ein ganz natürlicher Held zu gelten. Mir gefällt es nicht, wenn Leute über jede kleine, einfache That ein großes Wesen machen. Es scheint, sie seien die Sache nicht gewöhnt.“

„Ich stimme nicht mit dir überein,“ unterbrach ihn Heinrich E. „Ich sehe es gern, daß man den Helden einer großen Schlacht einen enthusiastischen Empfang bereitet, indem man sie mit Trommelschlag, mit wehenden Fahnen und mit dem Donnern von Kanonen begrüßt. Meine Helden sind solche, die beständig im Kampf stehen und auch immer siegreich sind.“

„Knaben,“ wurde Heinrich von Herrn A. unterbrochen, „solch' wilde, kriegerische Helden als Muster zu wählen, bekundet keinen sehr edlen Geschmack. Laßt uns nun von etlichen Andern hören.“

„War Casabianca nicht ein Held?“ fragte ein kleiner, schüchternen Knabe.

„Paul, dein Begriff eines echten Helden ist besser als derjenige der anderen Schüler,“ redete Herr A. den kleinen Jungen, der in seiner Nähe saß, freundlich an. „Casabianca's Gehorsam war jedoch blind und unbeachtet — ein heldenmüthiger Gehorsam, sollte es dir also gefallen; aber zur Nachahmung unter ähnlichen Umständen nicht empfehlenswerth. Wäre sein Heldennuth der eines Steuermannes gewesen, der allein beflissen ist, das Leben Anderer zu retten, so hätte man ihn mit recht einen wahren Held heißen können.“

„Daß Paul E. von Helden reden sollte!“ meinte einer der größeren Knaben ironisch lächelnd. „Ei, Herr A., er fürchtet sich ja vor seinem eigenen Schatten. Wir nennen ihn gewöhnlich Fräulein Memme, weil er ein solch großer Feigling ist.“

Beschämt schlug Paul seine Augen nieder, und eine schmerzliche Röthe überlief sein Gesicht. Herr A. hatte den Kleinen sehr gern und sah sofort, wie schmerzhaft dessen empfindsame Natur durch diesen Hohn berührt wurde. Er legte daher seine Hand auf des Knaben Haupt und redete ihm aufmunternd zu:

„Störe dich nur nicht an solchen Reden, lieber Paul, vielleicht thust du noch in der Zukunft etwas, daß sich deine Kameraden herzlich vor dir schämen müssen. Manche große Helden waren sehr schüchterne Knaben, da sie noch in deinem Alter waren. Feigheit besteht zuweilen in körperlicher Schwäche, die aber endlich durch eine starke, heldenmüthige Seele überwunden wird. Vergiß nie, das zu thun, was du für recht anerkennst, und solltest du sogar dafür büßen müssen; denn das ist wahrer Heldennuth.“

„Wenn Sie Maus sagen würden, Herr A., so würde er erschrecken,“ sagte Arthur lächelnd.

„Nun,“ redete Herr A. weiter, „ich will euch von einem Helden erzählen, der weder jetzt berühmt ist, noch es in Zukunft werden wird. Meines Wissens hat er nie einen Menschen getödtet. Er war nur ein Knabe, nicht viel älter und stärker als unser Paul hier. Jedoch that er etwas, vor dem eure

Cäsaren und Bonaparte zurückgebebt wären. Ihr wißt, daß ich eine Schule in S. hatte, ehe ich hierher kam. Unter meinen Schülern befand sich ein stiller, lebenswürdiger Knabe, Namens Wilhelm R. Die Knaben von S. waren meist rohe Gesellen, und daher nahm Wilhelm nie an ihren wilden Belustigungen Theil. Wenn er den Spitznamen Jrl. Memme nicht erhalten hatte, so war es wohl dem Umstand zuzuschreiben, daß genanntes furchtames Fräulein ihnen unbekannt war. Allem Anschein nach besaß Wilhelm sehr wenig Männlichkeit, und jetzt thut es mir leid, daß ich selber etwas Verachtung gegen ihn empfand. Ich hatte zu der Zeit gerade die Hochschule verlassen, wo man viel auf Muskelkraft hält, und damals kannte ich auch die menschliche Natur noch nicht, wie ich sie seither kennen lernte.

Um die Mittagszeit an einem Tag im Monat Juli erkrankte meine Gehülfin, Frau D., die Lehrerin der Mädchenschule, recht ernstlich. Da sie nun auf keine bequeme Weise getragen werden konnte, so mußte sie eine lange Strecke laufen, ehe sie nach Hause kommen konnte. Nebstdem lief auch ein Theil des engen Pfades durch ein dicht bewachsenes Dickicht. Ich befohl Carl S., einer meiner größten Schüler, sie zu begleiten, indem ich selbst das Schulhaus unmöglich verlassen konnte. Frau D. hatte sich schon in mancherlei Weise gegen Wilhelm sehr freundlich erwiesen, weshalb er ihr auch recht zugethan war. Diesmal hat er um Erlaubniß, sie auch begleiten zu dürfen. Da Frau D. ärztlicher Hülfe bedurfte, sagte er, es sei sehr wahrscheinlich, daß er seinen Vater, Doktor R., eher auffinden könne, als sonst Jemand. Nun, Wilhelm durfte sie begleiten, und später erzählte mir Frau D. selbst, was ihnen auf dem Weg zugefallen sei. Sie sagte mir, wenn sie von heftigen Krämpfen überfallen wurde, daß sie sehr langsam gehen und sich zuweilen ausruhen mußte. Während einer dieser Ruhepausen in vorerwähntem Dickicht schnitt sich Wilhelm einen schönen knotigen Zweig von einem Baum herunter, um sich einen Wanderstab daraus zu schnitzen. Er stand in geringer Entfernung von Frau D. und schnitt fleißig an dem Steden, als man plötzlich lautes, unverständliches Rufen von dem am andern Ende des Waldes gelegenen Dörfchen S. her vernahm. Der Lärm kam immer deutlicher und steigerte sich mehr und mehr, bis man endlich den Schrecken erregenden Ruf erkannte: „Toller Hund! Toller Hund!“ Es schien, als werde das Thier direkt in der Richtung verfolgt, in welcher sich meine Freunde befanden. — Vor diesem schon hatten sich in der Umgegend von S. etliche Hälle von Wasserbüchsen unter dem Vieh eingestellt. Kühe, Pferde und sogar Schweine waren gebissen worden und wurden dadurch toll. Für meine Freunde gab's keinen Ausweg, da zu beiden Seiten dikes, dorniges Gehölz wuchs. Eben wollten sie den Rückweg einschlagen, da gewahrten sie, als sie sich umwandten, daß das tolle Thier schon in Sicht sei. Unverwandt lief es den Pfad entlang, den Kopf hängend, während eine Flüssigkeit von seinem Maul träufelte.

„Er ist uns auf den Fersen!“ schrie Carl S. entsetzt, und mit einem mächtigen Sprung war er neben einem großen Baum. Rasch kletterte er in denselben und fand in dessen Zweigen Schutz.

Frau D. erzählte mir, daß sie sich ganz hilflos gefühlt habe und sei gerade in dem Pfad niedergefunken, verlor jedoch ihr Bewußtsein nicht. Sie rief Wilhelm zu, er solle sich retten, dieser stellte sich jedoch mit erhobenem Stock vor sie und wartete auf den Angriff des Hundes. Frau D. fiel in eine Ohnmacht, und als sie endlich wieder ihr Bewußtsein erlangte,



hatten die Verfolgenden den Hund erschossen. Einen Arm ihres heldenmüthigen Verteidigers hatte das Thier jedoch schrecklich zugerichtet. Man behandelte Wilhelm aufs Sorgfältigste, und so entging er den fürchterlichen Qualen, die gewöhnlich auf den Biß eines tollen Hundes folgen. Er wußte jedoch nicht, daß er der Gefahr so glücklich entronnen werde, da er die arme Frau D. auf solche heroische Weise in Schutz nahm. Die Wafferscheu ist die schrecklichste aller Krankheiten. Wie viele aus unserer Mitte hätten gehandelt, wie der brave Wilhelm, mit dem vollen Bewußtsein der Gefahr?

Später fragte ich Carl, warum er Frau D. verlassen habe, worauf er entgegnete: „Herr A., denken Sie ich würde mich, um irgend eine Person zu retten, der Wafferscheu ausgesetzt haben. Ich denke nicht, daß ich ein Feigling bin, und vor etwas anderem hätte ich gewißlich die Flucht nicht ergriffen. Es war nicht Todesangst, sondern die Art des Todes, das mich zu flüchten veranlaßte. Ich denke nicht, daß Wilhelm dies bedachte, als er es unternahm, Frau D. zu beschützen.“

Dachtest du vielleicht daran? fragte ich Wilhelm nun.

„Das weiß ich jetzt nicht mehr; ich hatte nur einen Gedanken,“ entgegnete er in seiner gewöhnlichen schlichten Weise, „ich fühlte es meine Pflicht, Frau D. zu retten, was mir immerhin auch zustoßen möchte. Dies versuchte ich auch nach bestem Vermögen zu thun.“

Herr A. brachte seine Erzählung plötzlich zu Ende und schaute nach seiner Uhr. „Es sind noch drei Minuten bis zwölf, Knaben,“ sagte er, „und nun wollen wir auch den neuen König herzlich willkommen heißen.“

Hierauf wurde dann auch das neue Jahr auf eine entschiedenen lebhaften Weise von den munteren Burtschen begrüßt. Da nun der ganze Abend glücklich zugebracht war, so eilten sie auch endlich heim.

Herr A., der bei Paul's Eltern in Kost ging, sagte diesem: „Ich werde noch nicht heim gehen, da ich gedenke, noch eine halbe Stunde neben diesem angenehmen Feuer mit Lesen zuzubringen. Du fürchtest dich doch nicht, ohne meine Begleitung zu gehen? Wilhelm S. geht mit dir einen Weg und wird dich bis an deine Pforte begleiten. Nun, gute Nacht, Knaben,“ wandte er sich an die Anderen.

Als Paul und Wilhelm ihren Weg einschlugen, gab's unter etlichen der größeren Knaben leises Gespräch und unterdrücktes Gelächter. „Ich möchte gern den Spaß mitmachen,“ sagte einer derselben, „aber ich muß direkt und in größter Eile nach Hause. Ich erwarte jedoch das Echo zu hören, das sie sehr wahrscheinlich wahrufen werden.“

Inzwischen eilten die zwei Knaben heimwärts. Es war eine helle, mondbeglänzte Nacht; aber in einem gewissen Theil des Waldes wuchsen die Bäume so dicht beisammen, daß der Mondeschein kaum durch die Zweige dringen konnte. Paul's Begleiter, der ein großer und etwas plumper und unbeholfener Burtsche war, pfiß ein lustiges Liedchen. Das Gemüth Paul's beschäftigte sich hingegen lebhaft mit des Lehrers Erzählung. Herrn A.'s Worte klangen ihm immer noch in den Ohren: „Vergiß nie, das zu thun, was du für recht anerkennst, und solltest du sogar dafür büßen müssen.“ Als er so in Gedanken vertieft neben seinem Freund einherschritt, schaute er zufällig nach oben. Gerade über seinem Haupte in den Zweigen einer großen Eiche befand sich ein schreckliches Ungeheum mit feurigen Augen und weitgeöffnetem Mund, und ein ihm unbekanntes Etwas hing beinahe bis an die Erde hernieder. Wilhelm hatte dies alles zu gleicher Zeit bemerkt und, einen

wilden Schreckensschrei ausstoßend, lief er davon, so schnell ihn seine langen „Stelzen“ nur tragen konnten. Paul rannte ihm nach, so schnell es seine zitternden Beine zuließen. Es wäre ihm jedoch unmöglich gewesen, seinen Beschützer (?) einzuholen, wenn letzterer sich nicht in eine Hebe verwickelt hätte und gestolpert wäre. Als es Paul endlich gelang, ihn zu erreichen, lag er der ganzen Länge nach auf der Erde.

„Für was hältst du es?“ fragte Wilhelm ängstlich, als die Beiden wieder weiter eilten. „Lausche nur! Hörst du nichts? Ich denke das Ding verfolgt uns, und ich habe mein Bein verletzt. Ich kann nicht laufen. Komm, wir wollen in diesen Baum steigen. Ich kann nicht weiter laufen,“ stöhnte er verzweiflungsvoll.

Mit dem schrecklichen Gedanken, daß sie in dem Baum keine Rettung finden könnten, wenn die Erscheinung ein Gespenst sein sollte, kletterten sie hurtig den Baum hinauf und lauschten gespannt auf das Weitere. Bald konnten sie auch Fußtritte und lautes Reden unterscheiden.

„Es sind betrunkene Männer von J.,“ flüsterte Wilhelm seinem Kameraden zu. „Hier können sie uns nicht erwischen. Sei! wie da Jemand verschlimpft wird! Sieh nur! Einer ist Joseph B., und die Anderen sind Heinrich J. und jener nichtswürdige, kriechende Peter R.“

In dem hellen Mondlicht konnte man die Gesichter deutlich erkennen, und in der klaren, kalten Luft war unseren jungen Freunden jedes Wort, das geredet wurde, leicht verständlich. „Er ist ein gemeiner, kriechender Sprößling!“ freischte Joseph B. „Weiter ist er ein Narr, wenn er meint, er — ein Fremder — könne hierher kommen und den Herren des Ortes, besser gesagt den Söhnen dieses Bodens, das Gesetz vorgehalten. Er wird das Wirthshaus verdrängen und uns verjagen! Nun, wir wollen ihm 'mal das Fell tüchtig gerben, so daß er uns hoffentlich in Zukunft ruhen läßt.“

„Wir wollen ihm etliche junge Bäume über dem Rücken zerbrechen,“ ergänzte Peter R. „Ich hätte ihm lieber mit Theer und Federn gedient, jedoch wird eine tüchtige Tracht Prügel ihm schon sein reptilisches Blut aufwärmen. Es muß jedoch Niemand je erfahren, wer die Thäter sind. Habt ihr alle eure Masken?“

„Ei freilich haben wir dieselben,“ antwortete Joseph B. „Du dachtest doch nicht, wir seien so einfältig, sie nicht mitzubringen?“

„Wir thun sie dann besser an, ehe wir an den Ort kommen,“ sagte Peter weiter. „Ich lauschte an der Thür des Schulhauses und hörte, wie er zu den Knaben sagte, er wolle in einer halben Stunde nach Hause gehen. Er ist jetzt allein, und unsere Stunde ist nun herbeigekommen.“

„Wir hätten ihn im Schulhaus abfertigen können,“ sagte der Dritte unwillig, „anstatt uns hier in der Kälte herum zu treiben.“

„Du bist ein einfältiger Mensch,“ entgegnete ihm Joseph höhnißlich. „Wenn er um Hülfe geschrien hätte, wäre Richter S.'s Haus nicht nah genug gewesen, daß die Leute dort es gehört hätten? Ich weiß wohl genug, wie wir's machen müssen, und für die uns geleistete Hülfe wird dir der Samuel erlauben, seiner Schenkstube eine Woche lang vorzusitzen. Kommt, laßt uns nun weiter.“ So sagend passirten die schlechten Kerle an dem Baum, in dem sich Paul und Wilhelm befanden, vorbei und gingen weiter den Pfad entlang.

„Was wollen sie mit Herrn A. anfangen?“ fragte Paul seinen zitternden Freund. Er selbst war todtensblaß geworden und konnte sich kaum noch am Baum festhalten.

„Sie wollen ihn prügeln, und wenn er es nicht ruhig annimmt — und du weißt recht wohl, daß er das nicht thun wird — so ermorden sie ihn. Sie sind gerade betrunken genug, um irgend eine teuflische That auszuführen. Ich kenne sie. Sie sind auch alle bewaffnet.“

„Wir müssen zurück zum Schulhaus und Herrn A. warnen,“ sagte Paul, indem er vom Baum hernieder stieg.

„Mich bringst du nicht wieder an jenem Ding vorbei, und auf sonst keine Weise könnten wir an das Schulhaus gelangen,“ entgegnete Wilhelm, seine Zähne klappend, mit dem Ausdruck der größten Feigheit. „Komm, Paul,“ sagte er, „wir können den Männern ausweichen, indem wir den Weg bei der Mühle einschlagen, und so glücklich heimkommen.“

„Du magst gehen; ich aber gehe zurück, um Herrn A. vor der Gefahr zu warnen,“ erwiderte Paul entschieden. Das Blut erstarrte fast in seinen Adern beim Gedanken an das Gespenst. Er mußte auf dem Rückweg an demselben vorbei; aber jene Worte: „Thue, was recht ist,“ klangen um so deutlicher in Herz und Ohren. Was immerhin die Folgen für ihn sein möchten, es war recht, daß er zu Herrn A. eile, um ihn von der bevorstehenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Seinen feigen Begleiter sich selbst überlassend, lief er stracks dem Schulhaus entgegen. Sein armes, zaghaftes Herz klopfte fast hörbar in seiner Brust; aber rastlos lief er weiter, weder zur Linken, noch zur Rechten schauend. Als er sich dem schrecklichen Baum näherte, bemerkte er eine dunkle Gestalt unter demselben. Diese hielt er für das gefürchtete Gespenst und konnte daher einen leisen Schmerzensschrei nicht unterdrücken. Er stand jedoch nicht still, sondern rannte blindlings weiter, bis er sich in Jemandes Armen befand. In seinem großen Schrecken erkannte er anfangs die Stimme nicht, die ihn anredete; nach etlichen Momenten jedoch öffnete er seine Augen und erkannte das erstaunte Gesicht des Herrn A., das sich über ihn beugte.

„Aber, Paul, warum bist du denn wieder zurückgekommen? Hastest du eine solche große Furcht vor jenem Ding,“ sagte Herr A., nach dem flammenden Kopf deutend, der in den Zweigen des Baumes hin und her schwebte. „Es ist weiter nichts, als ein ausgehöhlter Kürbis, in dem sich ein Talglicht befindet, und ein langes, weißes Tuch. Wahrscheinlich haben es unsere wilden Buben angebracht; es ist ihnen auch wirklich gut geglückt. Deshalb kann ich jedoch nicht einsehen, warum du wie ein Wahnsinniger im Walde herumrennen solltest.“

In etlichen Worten theilte Paul Herrn A. mit, was er gehört und gesehen habe. „Wir können heim kommen, indem

wir den Pfad, der an der Mühle vorbei führt, einschlagen,“ sagte er. „Wir wollen uns beeilen, denn jene Männer könnten zurückkehren.“

Herrn A.'s Augen funkelten, und er biß sich in die Lippen. „Ich erweise mich nicht gern als furchtsam,“ begann er. „Du sagst, es seien ihrer nur drei. Ich denke, ich gehe.“

„O bitte, thun sie das nicht, Herr A.,“ flehte Paul. „Die Männer sind alle bewaffnet, und Sie würden mich doch nicht hier allein lassen? Ich werde gewiß sterben, wenn Sie mich verlassen.“ Er umflammerte seines Lehrers Kniee und weinte krampfhaft. Dieser sah nun auch ein, daß er seinen jungen Pflegebefohlenen nicht verlassen könne. Dazu sagte ihm auch die ruhige Ueberlegung, daß es höchst thöricht sein würde, sich in die Hände dreier halb betrunkenen Wüthende zu werfen.

„Nun gut,“ sagte er deshalb zu Paul, „wir wollen dann an der Mühle vorbei nach Hause eilen. Wenn ich in Zukunft das Uebel bekämpfen muß, werde ich besser bewaffnet sein müssen.“

Als die Einwohner von F. am nächsten Morgen von dem scheußlichen Vorhaben der drei Saufbolde, das ihnen glücklicher Weise durch Paul's Heroismus bereitet wurde, erfuhren, steigerte sich ihre Entrüstung dermaßen, daß man sofortige Maßregeln traf, dieselben los zu werden. Man erlaubte ihnen sechs Stunden, die Umgegend zu verlassen. Auf diese Weise verlor auch das Sauflokal etliche seiner besten Gönner. Und als Herr A. am Morgen seine Schule eröffnete, richtete er folgende ernste Worte an seine Schüler:

„Knaben, ihr habt von all den Vorcomnissen der vergangenen Nacht gehört; auch ist es euch bewußt, daß ich es dem Heldenmuth von Einem aus eurer Mitte zu verdanken habe, daß ich einer höchst schimpflichen Behandlung, vielleicht sogar dem Tod entging. Letzte Nacht redeten wir viel von Helden; aber zur Zeit wußten wir nicht, daß sich einer in unserer Mitte befand. Er überwand seine Bangigkeit vor einem vermeintlichen Gespenst — — — ihr dort drüben auf der Bank braucht nicht zu kichern. Ihr, die ihr's im Baume anbrachiet, wußtet recht wohl, daß es nur ein Kürbis sei; aber unserem kleinen Helden erschien es als das schrecklichste Gespenst. Jedoch auf die Gefahr hin, sein Leben verlieren zu können — was er auch aufrichtig glaubte — that er seine Pflicht getreulich. Gott segne ihn dafür! Jetzt mögt ihr ihn Hrn. Memme nennen, so viel es euch gefällt. Ich denke, er kann nun irgend einen Spottnamen ganz leicht erdulden. Und was mich persönlich betrifft, möchte ich noch sagen, ich wünschte, jeder Knabe in meiner Schule besäße eine solch heldenmüthige, treue Seele, wie unser lieber Freund Paul.“

T. C. M.

## Aus der Heimath des Magazins.

### Vom Editor.

#### 5. Unsere Parks.

**E**ine jede Stadt, namentlich jede Großstadt, sollte einen oder mehrere Parks haben, die den resp. Einwohnern zu jeder Zeit zugänglich sind. Wer städtische Verhältnisse kennt, weiß, daß für solche Orte in der heißen Jahreszeit ein großes Bedürfniß obwaltet. Nicht etwa meine ich, daß man da einer eiteln Vergnügungssucht fröhnen solle — bewahre! Aber es ist doch leicht einzusehen, daß ein Arbeiter, der Jahr und Tag in seine dumpfe, oft dunkle, enge Werkstatt eingeschlossen ist, auch zuweilen nach Gottes frischer

Luft verlangt. Er will nicht immer an den kalten, starren Wänden der vier bis fünf Stock hohen Häuser in die Höhe schauen, nein; hie und da drängt es ihn, unaufhaltsam (mit den Seinen) hinaus in Gottes schöne, freie Natur. Er will auch 'mal hin, wo das sanfte Säuseln des Morgenwindes und das anmuthige Rascheln der grünen Baumblätter erhebend an sein lauschendes Ohr schlägt; wo muntere Fischlein vergnügt und lebensfroh im nahen Weiler sich tummeln und der Schwan stumm die spiegelglatte Wasserfläche durchfurcht; wo die zahlreichen besiedelten Sänger oben in den Baum-



wipfeln sorglos in harmonischen Accorden ihr Lied laut erschallen lassen zum Preise ihres Schöpfers, und unten die Heuschrecke im Grase jirpt; wo der Anblick eines herrlichen Blumenbeetes das Auge und der balsamische Duft die Geruchsnerven ergötzt; wo das friedliche Waldbächlein plätschernd, jählings über einen bemoosten Fels hinabstürzt, und ein munteres Röh, hoch erschreckt mit einem gewaltigen Satz an ihm vorbeihuscht, als witterte es den Jägersmann: da zieht's oft den „Städtler“ hin. Und da ist es auch schön unvergleich, paradiesisch, schön. Da kann sich der fromme Sinn denn betrachtend in die Werke der Schöpfung und der Kunst vertiefen.

Als man zuerst den Plan von unserer berühmten Waldstadt legte, wurde auf dieses, versteht sich, damals zukünftige Bedürfnis gehörig Rücksicht genommen und zehn Acker guten Landes im Centrum der Stadt für einen „öffentlichen Park“ bestimmt, der natürlich für längere Zeit vorwiegend als Tummelplatz der fröhlichen Dorfjugend diente. Nach zwanzig Jahren wurden die Superior und Ontario Straßen durch den Park (in der Mitte sich kreuzend) hingeführt. Der verbessernden Hand der Kunst gelang es im Laufe der Zeit, diesen beliebten Ort recht sinnig und geschmackvoll herzurichten. Da sind prächtige Schattenbäume, bezaubernd schöne Blumenbeete, kunstvoll angelegte Wasserwerke mit ihren Becken, Weisern, Felsgrotten, Promenaden — je nun — und etliche Ruhebänkelein für unseres lieben Herrgotts Tageliebe hat der Magazinmann auch schon beobachtet. Die ha-

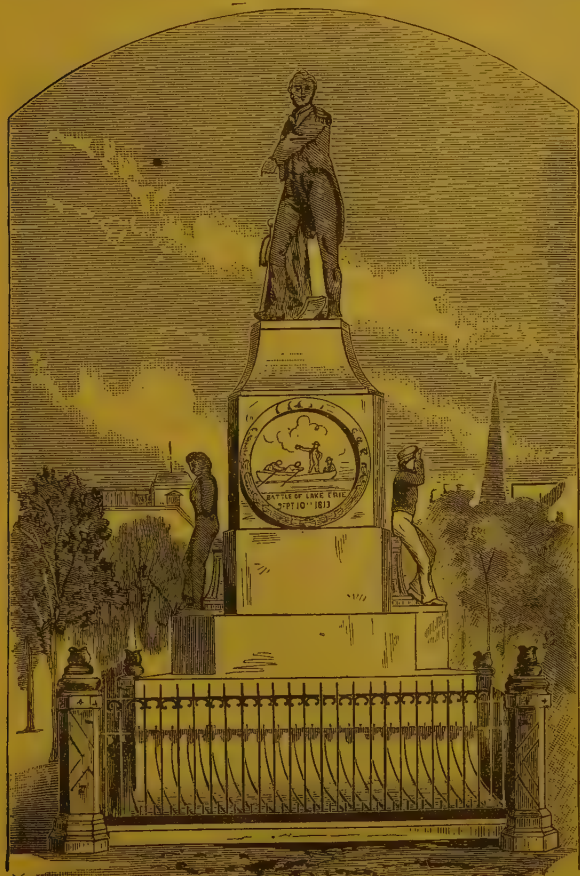


Monumental - Park.

ben unsere biedereren Stadtväter zwar nur für die Müden da hingestellt, aber du weißt ja, lieber Leser, der Mißbrauch des guten Dinges ist bei Vielen an der Tagesordnung. „Für die Müden“ — ja, und müde ist der Faule so ziemlich immer, es sei denn, daß es an die gedeckte Tafel geht — das macht ihm Beine.

Fast in der Mitte des Monumental Parks erhebt sich Commodore Perry's Monument, welches am 10. Sept. 1860, dem Jahrestag der Schlacht auf dem Eriellake unter großen Feierlichkeiten enthüllt wurde. Die marmorne Statue ist etwas über acht Fuß hoch, und ruht auf einem Pedestal von Rhode-Island-Granit, was dem ganzen Monument eine Höhe von etwa dreißig Fuß gibt. Auf der Vorderseite des Pedestals wird in einem alto-relievo dargestellt, wie Commodore Perry inmitten der Schlacht den zertrümmerten „Lawrence“ verläßt und nach dem „Niagara“ überschifft. Die Flanken des Monuments sind ebenfalls mit entsprechenden marmornen Figuren geziert.

Ein Stückchen weiter nördlich von dem Monument gewahren wir zwei Kriegs-Trophäen: eine mächtige Kanone, die in der Schlacht auf dem Erie dem Feind entrisen wurde, und dann auch noch einen riesigen „Schießprügel“, den unsere „Cleveland-Light-Artillery“ bei Carrick's Ford, West-Virginien den südlichen Rebellen abgerungen hat. Unter den Verbesserungen, die in der jüngsten Zeit in unserm Central- oder Monumental-Park vor sich gingen, dürfte zuerst die Errichtung eines zweihundert und sechsundsiebenzig Fuß hohen Lampenpfostens genannt werden, von welchem Nachts die blendenden Strahlen des electrischen Lichtes auf weit und breit auf die Stadtbewohner herabblitzen — so eine Art kleiner Mond! Was das Menschenvolf doch alles erfindet und ertrachtet! Würden sie doch auch nur das Licht des Himmels mit demselben Eifer suchen! — Dann hat man vor einigen Tagen auch in dem nordöstlichen Theil des



Perry's Monument.



París den alten Rustic-Pavillon abgerissen, und soll derselbe durch einen massiveren Neubau, der Tausende von Dollars kosten wird, ersetzt werden. Es geht also vorwärts.

Dann hat unsere Stadt darin ein treffliches Werk gethan und ihr Kapital gut angelegt, daß sie eine beträchtliche Strecke entlang dem Lakeufer, östlich vom Union-Depot, in einen reizenden Park (Lake View) umgestaltet hat. So sehr lange ist es noch nicht her, als den Blicken der Reisenden von der „Car“ aus, die hier dicht am Wasser vorbei geht, nichts als eine Anzahl irischer Bretter-Paläste, et cetera begegnete. Wie ganz anders ist's hier aber jetzt! Wir wüßten keinen Platz, von wo aus man eine prächtigere Aussicht nach dem Lake hin haben könnte, als gerade in diesem lieblichen Lake-View-Park. Der Anblick ist erhebend, großartig, gewaltig. Ein Pennsylvanisch-Deutscher, der dieses Frühjahr hier an einem kühlen Maimorgen promenirte, wurde ja von der hübschen Umgebung so hingerissen, daß er den Pegasus bestieg und frisch von der Leber weg die folgenden „Knittel-Vers“ verübte:

„Walkt man am Erie so dahin,  
Dhut frische Luft inhalen,  
Wie wird so easy da der Sinn,  
Die Sorrows sich empfehlen.



Wade's Park.

Und loockt man auf die  
Fluthen hin,  
Wie schön ist die Sen-  
sation,  
Da überkommt's den happy  
Sinn,  
Grab' wie 'ne Revela-  
tion.

Vor lauter Wonne möcht'  
man sure,  
Die ganze Welt em-  
bracen,  
Wär's erst a bissel wärmer  
nur,  
Als wie's bisher gewe-  
sen."

Seht ihr? Wer halber  
dichterische Anlagen hat,  
aber gesunder Anregung er-  
mangelt, ei, der komme nur  
nach unserer Waldstadt, auf  
die Höhe unseres „Lake-  
View“, und — es kann ihm  
geholfen werden, daß er  
mit Goethe vielleicht aus-  
ruft:

„Und frische Nahrung, neues  
Blut  
Saug ich hier aus freier  
Welt;

Wie ist Natur so hold und gut,  
Die mich am Busen hält!  
Die Welle wieget unsern Kahn  
Im Rudertact hinauf,  
Und Berge, wolfig himmelan,  
Begegnen unserm Lauf.

Auf der Welle blinken  
Tausend schwebende Sterne;  
Weiche Nebel trinten  
Kings die thürmende Ferne,  
Morgenwind umflügel



Lake View Park.



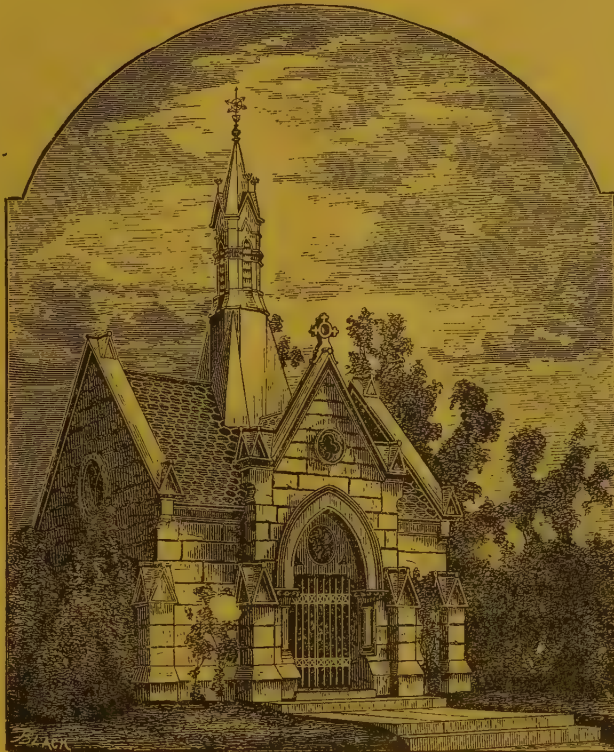
Die beschattete Bucht,  
Und im See bespiegelt  
Sich die reifende  
Frucht."

Lake-View-Parc umfasst in der Gestalt eines schmalen Uferstriches volle neun Acker.

Kein Besucher unserer Waldstadt sollte es versäumen, einige Stunden in dem bekannten Bade-Parc zuzubringen. Eine Fahrt von etwa vier Meilen in östlicher Richtung auf der Prospect und der Euclid Avenue Straßenbahn führt an dieses romantische Stückchen Erde. Da giebt's Stellen (siehe Bild), o, die sind doch so urwaldlich schön, daß man unwillkürlich stehen bleiben und wundern und staunen muß. Und immer wieder, wie die Scenerien wechseln, gibt's neuen Grund zur Bewunderung. Der Parc umfaßt eine bedeutende Strecke Landes und stößt nach Norden an das Lakeufer. Des Raumes wegen können wir die übrigen Parks: Clinton, Gordon, Brooklyn u. nur erwähnen. Also weiter.

#### 6. Unter den Todten.

Ja, ja, lieber Leser, der Mensch muß sterben, Alle müssen sterben! Einmal, vielleicht bald, wird sich das Blatt wenden, und ein kleines Plätzlein draußen auf dem Friedhof ist es, das man uns zur Schlummerstätte anweisen wird. Unter den Lebendigen können die Todten nicht bleiben. Die Letzteren haben hier in Cleveland, wie überall, ihre eigene Stadt. Treten wir in diese Stadt der Todten denn eine kurze Zeit ein. Zunächst an der Woodland Avenue, etwa drei Meilen in östlicher Richtung vom „Square.“ — Circa sechzig Acker sind hier dicht besät mit erstorbenen Weizenkörnern irdischer Leiber, die der einstigen Auferstehung harren. Wie einsam und stille ist es doch unter ihnen. Keiner hadert! Und wie weht der Hauch der Ewigkeit Einem



Gewölbe auf dem Lake-View Friedhof.

dem Jammerthal, und an Brüder, theure Kampfgenossen, die auch hier ruhen. Dort, lieber Leser, am westlichen Ende dieses Woodland Friedhofs schlummert sanft im Frieden auch Br. W. F. Schneider. Ein schlichtes Denkmal ziert das Plätzlein seiner Ruhe. Theure Hinterbliebenen schmücken oft das Grab mit frischen Blumen. Wie treu hat er für die Sache seines Meisters gestanden. Wie ein Licht hat er sich, Andern leuchtend, selbst verzehrt. In der Blüthe seiner Jahre hat ihn der große Lenker aller Schicksale von seinem hohen Posten abgerufen. Das Wort der Schrift fällt mir eben bei: „Das

Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen.“ Wie wahr ist doch das!

Ein kurzes Wort noch über den Lake-View Cemetery, und ich breche ab. Wer vom Square etwa sechs Meilen östlich auf der Prospect u. Euclid Ave. Straßenbahn fährt, erreicht die Eingangspforte zu dieser neuesten (und schönsten) unserer Todtenstädte. Höchste Kunstgerechtigkeit ist der Ort geplant und



Ein Weiler. — Lake-View Friedhof.



ausgelegt. Die Natur hilft hier der Kunst. Nicht eben, wie der Woodland Friedhof, sondern wellenförmig, gebrochen ist dort die Erdoberfläche. Steigt man bis zum höchsten Punkt — in der Gegend des Grabmals Wade's — so gewinnt man von dort aus eine prächtige Aussicht auf den nahen Erie-See. Wie erhaben ringsum! Auf diese hübsche Stelle soll der tiefbetrauerte Held, Präsident Garfield, zu ruhen kommen. Bis jetzt liegen seine Ueberreste noch immer in dem Gewölbe rechts unweit des Eingangs. Tausende und aber Tausende Patrioten — Arme wie Reiche — lenken ihre Schritte nach diesem Friedhof. Sie wollen die irdische Hülle sehen, die diesen großen, guten Mann, diesen Mann des Volks, umschloß. Und ist es etwa

ein Wunder? Nein; sie haben Ursache, sie haben recht, wenn sie durch einen solchen Pilgergang das Andenken Garfield's segnen; und recht und nöthig ist's, daß man seinen Kindern und Kindeskindern von ihm erzählt.

Ein Ruhm für unsere Stadt, diesen geehrten Todten in ihren Mauern bergen zu dürfen.

Noch viele andere Friedhöfe sind hier — die Stadt ist eben groß — allein wir haben nicht Raum, darüber zu handeln. In der Erwartung, daß die Leser der flüchtigen Federzeichnungen des Editors noch nicht überdrüssig sind, wird er nächstens mit noch einem weiteren Artikel herausrücken. — Bis dahin: *W'hit Euch Gott!*

## Die Waldkrenzung.

Erinnerungen aus dem Leben im canadischen Winterwald.

Vom Editor.

### 6. Ein zeitgemäßes Geschenk.

Die Sonne stand bereits ziemlich hoch und senkte ihre freundlichen Strahlen auf die urwaldliche Landschaft hernieder, als die müden Wanderer am nächsten Morgen sich von ihren Lagerstätten erhoben. Es war ein prachtvoller Tag. Minna war eifrig beschäftigt mit der Zubereitung des Frühstücks in der einen Hütte; und ihr Vater vertrat die Stelle der Hausmutter in der andern. Hülfe hatten sie ja genug. — Eingedenk des unermüdlchen Fleißes, den Minna in der letzten Nacht gezeigt hatte, griffen die Frauen zu, schälten Kartoffeln, machten Teich zu Kuchen, während die Männer Holz für den Feuerherd und dergleichen Arbeiten besorgten.

Als Minna für etwas mehr Mehl in das Faß langte, fuhr sie ganz erschreckt auf, denn der Schöpflöffel strich knarrend auf dem Boden des Fasses hin. Sie konnte sich eines leisen Ausrufs der Täuschung nicht enthalten, als ihr Blick zufällig auf das ernste Antlitz der jungen Dame fiel, die sie mit so vieler Mühe im „Car“ zu sich selbst gebracht hatte.

„D es ist genug da,“ sagte Minna schnell, „ich wußte nur nicht, daß das Mehl schon zur Reige ging.“

„Ein kleiner Knabe, Sohn einer armen Wittwe, sagte einmal, er denke der liebe Gott neige jedesmal sein Ohr herab, wenn seine Mutter das Mehl im Faß zusammen scharre,“ entgegnete die junge Dame lächelnd.

„In der That, ich glaube, daß das auch wahr ist,“ sagte Minna.

Die Männer genossen ihr Frühstück, aus Kartoffeln und etwas Kuchen bestehend, mit sichtlichem Behagen und eilten dann hinüber an ihre Arbeit, der harrenden Lokomotive einen Weg durch die riesige Schneewehe zu bahnen. So schnell sie sich durchschaukelten, kam auch das Dampfrohr pustend und zischend hinterher, und in etlichen Stunden war der Zug fast schon ganz aus Sicht. Die übrigen zurückgebliebenen Passagiere mußten sich die Längeweile eben vertreiben, so gut es ging. Das liebe Blochhüttlein war leider zu klein, um die zahlreichen Besucher alle zu accommodiren. Das Kindervolk war auch ganz aus seiner Gewohnheit, und es gab nicht selten ganz unentgeltliche Concerte, die nichts weniger als ergötzlich waren. Kinder sind Kinder, das weiß man ja. Einige der Leute griffen auch nach Minna's Bücher und suchten durch

Lesen das mißliche ihrer Lage zu vergessen; wieder Andere trommelten mit ihren Füßen auf der Stubenflur, als wollten sie den Takt zu der „Kindermusik“ schlagen. Ja, das war ein buntes Durcheinander an diesem Morgen in der Hütte dort im Urwald. Das gemeinsame Unglück, welches alle gleichsam zu einer Familie verbunden hatte, war sozusagen jetzt gehoben, und es gingen nun Einige an, ihren Standesunterschied merken zu lassen.

So gibt's eben Leute! — Sie hätten dieses aristokratische Selbstgefühl auch unserer heroischen Minna gegenüber gezeigt, falls es nicht für ihre unermüdlche Hingabe und unverkennbare Nächstenliebe gewesen wäre. Niemand stand ihr in der Lösung dieser Aufgabe williger und kräftiger zur Seite, als die schon vor dem erwähnte junge Dame. Die war freundlich gegen Alle und griff zu, wo es etwas zu thun gab. Minna wußte ihren Dienst wohl zu schätzen. Gegen Mittag ertönte plötzlich der schrille Pfiff der Lokomotive durch das kahle Geäst der stummen Waldbriesen und — ächzend, langsam und bedächtig schlich der Zug heran.

„Der Weg ist nun offen bis zur nächsten Station,“ schrie der Zugführer, „sind Alle fertig zum Einsteigen?“

Nun gab's noch einmal reges Leben in den Wohnungen der beiden Winterwälder. Reisetaschen, Körbe, Packete aller Schattirungen wurden eiligst und freudigst zusammen gerafft und — hast du mich gesehen? — ging's kreuz und quer dem Bahngeleise zu. Minna sprang auch hinaus und frug ihren Vater, ob sie nicht etwa Kunde hätten von ihrem Nachbar Adolph. Allein, es hieß, daß sie nicht bis ganz zur Station gekommen seien, nur so weit, daß sie ihren Weg offen gesehen hätten. Von Herrn Adolph war keine Spur zu finden, obgleich man mit vieler Mühe der Bahn entlang Umschau gehalten hatte. Daß Minna diese Nachricht mit tiefem Bedauern empfing, läßt sich leicht denken.

„Was soll ich nur mit der armen Nanch anfangen,“ hob sie an. „Sie ist unlenksamer als je und fragt an einem fort nach ihrem Vater.“

Soeben vernahm Neumann, daß man seinen Namen rief, und als er sich umwandte, gewahrte er, daß sich die ganzen Passagiere in eine Truppe, nahe dem Zug, zusammen gestellt hatten. Sofort ging er und Minna nach der Richtung zu. Einer der Reisenden stand auf der Treppe eines Waggons und



redete anscheinend über einen sehr wichtigen Punkt zu den Uebrigen.

„Wäre es nicht für diesen herzensguten, einfachen Hinterwäldler und seine ausgezeichnete Tochter gewesen, so wären wir sicherlich alle vor Kälte und Hunger umgekommen. Ich bin daher fest der Meinung, daß wir, ehe wir diese Stätte verlassen, uns den biedereren Leuten auf irgend welche Weise erkenntlich zeigen sollten. Und wir könnten unserer Dankbarkeit keinen kräftigeren Ausdruck geben, als wenn wir eine kleine Geldsammlung veranstalteten.“

„Zarwohl! unbedingt Geld sammeln!“ hallte es von allen Seiten dem Redner entgegen; aber ehe noch irgendwie zur That geschritten werden konnte, ergriff unser biederer Hinterwäldler hastig das Wort.

„Liebe Freunde!“ begann er, „meine Tochter und ich wir haben das, was wir für Euch unter Umständen zu thun im Stande waren, recht gern gethan, und wir begehren durchaus keine Entgeltung. Zwar ist unser Speisevorrath bis auf Weniges erschöpft, und wenn Ihr uns mit dem zurückkehrenden Zug soviel übermitteln könntet, daß wir, bis die Wege offen sind, keinen Mangel haben, so wollten wir sicherlich dankbar sein. Auch wäre vielleicht Jemand unter Euch, der die Güte hätte, an der Station nach unserm Nachbar hier, Herrn Adolph, zu fragen. Wir vermissen ihn seit einigen Tagen. Unsern innigsten Dank dafür zum Voraus und — Allen glückliche Reise und baldige Heimkehr zu den Eurigen.“

Als Neumann seine Rede geendigt hatte, drängten sich fast Alle um ihn her, um ihm die Hand zu drücken und zu danken für die menschenfreundliche Behandlung. Als die Leute den Zug bestiegen hatten, öffneten sie die Fenster nach der Blockhütte zu, und der Condukteur, auf dem großen Hockhaufen stehend, sagte: „Setzt, Einer und Alle: dreimal Hoch! für den Hinterwäldler und seine würdige Tochter.“ Und aus aller Kehlen erklangen die kräftigen Hochrufe bis zu den Wipfeln der Bäume hinauf. Nun zog der Condukteur die Glocke und — fort war der Zug. Die Hand über den Augen stand Minna auf dem Geleise und verfolgte mit ihrem Blick den Zug, bis er sich in der Ferne zu einem kleinen schwarzen Pünktchen verlor hatte. Und nun kehrte sie, während die Thränen unaufhaltsam ihre Wangen hinabflossen, zu ihrem Vater zurück.

„Thut mir fast leid, von den Leuten scheiden zu müssen, Vater,“ sagte sie, „aber ich habe so viel zu thun, daß ich kaum Zeit habe, weiter an sie zu denken. Wüßte ich nur, daß unserm Nachbar nichts passiert sei, so fühlte ich mich ganz glücklich bei dem Gedanken, den Reisenden so behülflich gewesen zu sein.“

Und doch, als sie damit beschäftigt war, das beschreibende Heim wieder in die gewohnte Ordnung zu bringen, durchkreuzten allerlei Gedanken ihr jugendliches Gemüth. Woran ändern der: Es war nur noch sehr, sehr wenig Mehl auf dem Boden des Fasses, und was, falls Jene vergessen sollten, Hülfe zu leisten?

Zwar waren noch Kartoffeln da, die sie eine Woche vor dem Hunger schützten, aber was war eine Woche, falls wieder ein solch bestiger Schneesturm käme? Sie konnte den Zug nicht zum zweiten Mal anhalten, und was würde das auch wohl geholfen haben? Proviant hätte es ihnen keineswegs gebracht. „Könnte ich doch nur dem lieben Gott so vertrauen, daß ich weißte, wie ich es wissen sollte, daß er für uns sorgen werde, komme auch, was da wolle,“ dachte sie, und probirte alle Furcht beiseite zu legen.

Wie oben erwähnt, war Minna emsig beschäftigt, aus dem furchtbaren Chaos, der sich um und um in der Stätte ihren

Blicken darbot, wieder eine geordnete, kleine häusliche Welt zu schaffen. Während sie das that, dachte sie an den zahlreichen nächtlichen Besuch, und vielleicht fürs erste Mal in ihrem Leben erkannte sie, daß es Leute in der Welt gäbe, die noch nicht einmal das Wort „Arbeit“, viel weniger die Arbeit selbst kannten, deren Leben ein unausgesetzter, lieblicher Sommertag zu sein schien. Einige der Damen hatten leise mit einander gesprochen, und Minna vernahm zufällig aus dem Bispeln, daß dieselben sie wegen ihres einsamen Lebens bedauert hatten.

„Welch' ein trauriges Leben!“ hatte eine gesagt.

„Gerade so,“ erwiderte die andere. „Mir ist's ein Räthsel, wie Leute hier in diesem dichten Urwald nur leben können.“

Versteht sich, so hat schon Mancher gedacht, und doch hat dies Leben im wildromantischen Urwald einen Reiz, wie kein anderes auf Erden. Unsere Minna konnte obige Bemerkungen nicht vergessen. Sie wußte nur zu gut, daß das Leben der Gertrude M. . . — die ihren Namen und Adresse beim Abschied zurückgelassen hatte, mit der Bemerkung, daß falls Minna Hülfe brauche, solle sie ihr nur schreiben — weit, weit verschieden sein mußte von dem Leben der Tochter eines Hinterwäldlers. Kleidung, Taft, Manieren und ihre Rede hatten ihr das klar bewiesen. Zudem hatte sie auch Grund genug zu schließen, daß die junge Dame eine Nachfolgerin Jesu sei. „Wir dienen einem Meister, aber wie höchst verschieden ist unsere Arbeit,“ dachte Minna.

Ja, das arme Kind kannte sich aber nicht, so wie wir sie kennen. Wie wir schon wissen, wandte sie alle ihre Kunst und Kraft an, ihren Vater für den Herrn Jesum zu gewinnen. Jemand eine Pflicht, die ihr zu diesem Ziel zu führen schien, übte sie mit der größten Freudigkeit aus. In unsern Augen scheint kein Leben besser und verkklärter als das ihrige. Und der Kleinglaube, der hier und da wie ein leichter Schatten hervortritt — je nun, der ist wohl zu entschuldigen, wenn wir auf ihre Jugend und auf die vielen Schwierigkeiten blicken, die ihr so oft in den Weg traten. Den vergibt auch der liebe Gott in seiner unendlichen Güte. Ja, und sind wir wohl im Ganzen besser, als Minna? Werden wir nicht zuweilen auch zaghaft? Minna erscheint uns edel und äußerst tapfer, aber ihr schien ihr Leben öfters eintönig, kalt und zwecklos. Sie schaute nur zu oft auf ihre Mängel, und wäre es nicht für ihr sehnliches Verlangen gewesen, immer besser und besser zu werden, so wäre sie aus Mangel an Aufmunterung in dem Urwald ganz verkommen. Doch der Herr half. Der eine Umstand, daß sie ihren Vater unter keiner Bedingung merken lassen dürfe, daß ihr das Waldleben verleidete, hielt sie wenigstens nach außen hin aufrecht und freudig. Und das war gut.

Neumann hatte sich bis gegen Abend einen Weg nach dem Schlage gebahnt, und er war bereit mit dem nächsten Morgen seine Arbeit wieder frisch in Angriff zu nehmen.

„Hoffe, daß der Zug morgen kommt, Minna,“ sagte er, als der letzte Kuchen gegessen und nur noch etwas Kartoffeln übrig waren. Er lachte, als er die Bemerkung fallen ließ, und Minna fühlte sich gestraft wegen ihres Kleinglaubens.

Der Morgen brach kalt, aber recht heiter an. Nach dem Neumann seine Portion Kartoffeln „unter die Knöpfe“ gearbeitet hatte, schob er hinüber nach seinem Schlitten. Die Nancy schrie, weil sie nichts als Kartoffeln bekam, aber Minna suchte sie zu trösten. So wurde es Mittag und endlich Abend, der Vater kam heim, — aber der sehnlichst erwartete Zug hatte bis jetzt noch keine Spur von sich merken lassen. Minna hatte sich satt geweint, sie konnte es eben einmal nicht helfen, doch wollte sie es ihren Vater nicht merken lassen.

„Mein, er war zu schnell für sie; als sie hinaus ging ihm die Pferde abspannen zu helfen, da hatte er sie scharf ins Auge gefaßt.“

„Ach! Minna,“ sagte er, „du hast geweint; armes Kind, du bist ganz erschöpft. Hast du unser prächtiges Abendbrod schon fertig? Ich glaube wirklich, müde wie du bist, würdest du doch etwas mehr zu kochen lieben—wie?“

Des Kindes Lippen zitterten, als sie sich niederbeugte, einen der Ziehstränge auszuheben, aber sie erhob sich schnell wieder, denn in der Ferne wurde der Pfiff der Lokomotive plötzlich vernehmbar. „O Vater!“ rief sie in voller Hast, während sie vor sprang, „der Zug ist da, der Zug ist da!“

Schnell schaffte nun Neumann die Pferde beiseite und folgte seiner Tochter auf dem Pfade zum Bahngelände. Weit, weit weg konnte sie die empor wirbelnden Dampfwolken gewahren, und die eisernen Schienen fingen bereits an unter ihren Füßen leise zu erzittern. „Aber was, wenn der Zug nicht anhalten sollte?“ rief sie, fast außer Odem.

Vorwärts, immer vorwärts, näher und näher rumpelte der Zug, endlich—als er fast in unmittelbarer Nähe schien, ging er langsamer und kam zu guter Letzt ganz zum Stehen.

„He da!“ rief ein Mann und sprang aus dem Gepäckwagen. „Hier ist ein Bißchen Etwas für Euch, kommt helft, daß wir's heraus kriegen.“

Minna blickte den Mann ernsthaft an; als auf einmal ein Ruf sie zwang zurückzuschauen, und dicht bei ihr stand ihr Nachbar, Herr Adolph und seine Frau, eben aus dem Zuge tretend, und konnte es möglich sein?—ja, ihr kleiner Wilhelm.

„O du liebes, gutes Kind!“ rief die Nachbarin aus. „Mein Mann hat mir alles gesagt, was du Gutes an uns gethan hast. Was macht die Nanny?“

„Gut! Nur sie verlangt nach ihrer Mutter. Kommt in unsere Hütte. Müht entschuldigen, daß wir Eure Wohnung in Anspruch nahmen in der vorletzten Nacht. War es dann?—ach, es scheint mir fast ein ganzes Jahr.“

„Haben wir alles schon gehört von den überdankbaren Passagieren. Da hast du ein gutes Werk gethan, Minna,“ sagte der Nachbar Adolph.

Sie traten in die Hütte ein. Und wie froh das Herz diesen einfachen Holzhauern unter dem Brusttuch schlug, im Rückblick auf die gnädige Hilfe Gottes, und daß er alles so zum Besten gelenkt hatte, das empfand zum Theil auch Minna.

Während die Thränen wie dicke Thautropfen ihre Wangen hinabrollten, eilte sie hinaus ihrem Vater entgegen, der eben daran war, ein Faß Mehl in ihre Hütte zu rollen.

„Geh' und sieh 'mal, was wir alles haben,“ sagte er freudig aufgereg—, „wahrlich sie haben uns nicht vergessen.“

Minna sprang zu.—Der Zug war fort. Aber auf dem Schnee umher zerstreut lagen ein Faß Weizenmehl, drei große Schienen, zwei tüchtige Pakete mit Thee und Kaffee, ein Buschel Äpfel, ein Faß Kartoffeln, Zwiebeln, Zucker, Hafermehl, Reis 2c.

„Jetzt kannst du kochen, Minna,“ sagte ihr Vater als er zurückkam. „Das wird länger vorhalten, als wir im Schlag zu bleiben wünschen.“

Ja, und denke sich ein Mensch! als Minna das Packet Thee öffnete, fand sie ja wirklich in einem Umschlag blanke fünf Zehndollarscheine. „Ist ganz zu viel,“ bemerkte Neumann, etwas unruhig—; „möchte es fast nicht annehmen.“

Aber da redete ihm sein Nachbar Adolph, der natürlich auch herüber gekommen war, gleich drein.

„Es ist weit weniger, als Ihr verdient habt, so meinen wenigstens die Leute alle,“ sagte er. „Wäre es nicht für den braven Hinterwäldler und seine helbenmüthige Tochter gewesen—so meinen sie fest—dann wären sie sicherlich vor Hunger und Kälte umgekommen. Der Superintendent der Bahn war in F. und erkundigte sich persönlich nach dem vermißten Zug. Er wollte es nicht gern zugeben, daß der Zug heute hier anhalte, aber da hättest du 'mal des Conducteur's Gesicht sehen sollen! „Herr Superintendent,“ sagte er, „wenn jene Leutchen uns nicht unter ihr gastliches Dach genommen hätten—wer weiß, ob und wann wir angekommen wären. Ich werde dort anhalten und diesen Proviant ablegen, und wenn's mich meine Stelle kostet.““

„Und wo sind deine Thränen jetzt, lieb' Kind?“ frug Neumann.

„Möchte in der That mein Herz heraus weinen. Vater, wenn ich daran denke, wie undankbar ich war. Ich hätte billig glauben sollen, daß der liebe Gott für uns sorgen würde. Und zudem hat er noch unser Nachbar's Kind wieder gesund werden und heimfahren lassen.“

„Dafür bin ich auch sehr dankbar,“ sagte Adolph, „und für die vielen Gefahren, durch welche der gnädige Gott mich so glücklich hingeführt hat. Ich habe seitdem ich von hier fort bin, die Nothwendigkeit seiner Hülfe mehr als je gefühlt, aber ich bin jetzt kaum im Stande, es Euch zu erzählen, soll ein andermal geschehen.“ Seine Stimme stockte, eine stille Thräne wälzte sich die wetterharte Wange hinab, der Nachbar wandte sich und ging nach seiner Hütte.

„Aber, lieber, guter Vater, was sollst du diesmal für ein gut Abendbrod bekommen,“ sagte Minna, als sie allein waren. „Hoffe nur, es wird dir so wohl schmecken, wie es mir Freude macht, es dir zu bereiten.“

Und wenn unser Hinterwäldler sich auch im Augenblick nicht so freuen konnte, so war das seine eigene Schuld. Er meinte eben immer wieder, die Leute hätten gar zu viel gefandt, und er fürchte, sie hätten über Vermögen gethan 2c.; aber er setzte sich endlich doch seelenvergnügt zu seinem Abendbrod.

„Minna,“ sagte er nach einer kurzen Pause, „ich bin doch den guten Leuten recht dankbar für diese Sachen, und,“ setzte er nach einigen Minuten hinzu, „auch dem lieben Gott, der es ihnen in den Sinn gab, dieselben zu senden.“

Und das Herz seiner Tochter hüpfte selbstverständlich vor Freude über dieser Rede ihres Vaters. (Fortf. folgt.)

## Der Weiser.

Er liegt so still im Morgenlicht,  
So friedlich, wie ein fromm Gewissen;  
Wann Weste seinen Spiegel küssen,  
Des Ufers Blume fühlt es nicht;  
Libellen zittern über ihn,  
Blaugoldne Stäbchen und Carmin,

Und auf des Sonnenbildes Glanz  
Die Wasserspinne führt den Tanz;  
Schwertlilienkranz am Ufer steht  
Und horcht des Schilfes Schlummerliebe;  
Ein leichtes Säuseln kommt und geht,  
Als flüst'r es: Friede! Friede! Friede!



## Schicksale zweier Brüder.



herese B. von Florenz war Mutter zweier Söhne und schon seit zwei Jahren Wittve. Die Söhne, schon mündig und reich, überließen, von leichtfertigen Genossen verführt, sich jeglichen Ausschweifungen.

Umsonst hatte die betrübte Mutter alles ihr zu Gebote stehende angewendet, die irregeleiteten Söhne auf die Laufbahn der Tugend zurückzuführen, aber die Söhne hörten nicht auf ihren weisen Rath, auf ihre Bitten; auch ihre Thränen rührten die Verblendeten keineswegs. Der ältere der Söhne lebte in Florenz, und der jüngere trieb sich in der Halbinsel Italien's herum.

Eines Abends, als die betrübte Mutter über das verfehlte Leben ihrer Söhne bittere Thränen vergoß, öffnete sich plötzlich die Thür ihres Gemaches, und sie sah einen Fremden hereintreten, blaß, athemlos, verstörten Blickes, mit einem blutigen Degen in der Hand. Diese unerwartete Erscheinung erfüllte die Wittve mit Schrecken. Der Fremde warf sich ihr zu Füßen und flehte: „Ach! um Gottes willen, erbarmen Sie sich eines Unglücklichen! Erst zwei Tage bin ich in Rom, ich hatte meine Geschäfte beendigt und wollte in mein Gasthaus zurückkehren, um mich zur Reise zu rüsten, als ich wenige Schritte davon entfernt von einem unbekannten Manne in unhöflicher Weise gestoßen ward. Ich beschwerte mich darüber, er sagte mir grobe Worte, ich ward böse, er beschimpfte mich und drohte mit dem Degen. Da ich diese Unverschämtheit nicht länger ertragen konnte, zog ich auch meinen Degen und stieß zu, er fiel betrunken nieder, aber der Himmel ist Zeuge, daß mich dieses unvorhergesehene Verbrechen bis in die innerste Seele betrübt! Verwirrt nahm ich die Flucht. Ohne zu wissen, wohin ich mich wenden sollte, eilte ich in dieses Haus, dessen Thür offen stand. Erlauben Sie, daß dieses Haus mir als Zufluchtsstätte dient, während man mich jedenfalls sucht, bis ich nach mehreren Stunden im Dunkel der Nacht mich entfernen und flüchten kann.“

Kaltes Grausen ergreift die Wittve bei der Erzählung, eine finstere Ahnung durchdrang sie, aber der Stimme des Mitleids gehorchend, führte sie den Unbekannten in ihr Cabinet und schloß ihn daselbst ein.

Bald ließ sich neuer Lärm hören, blaß, zitternd that sie einige Schritte und gewahrte einen Mann mit einer breiten Wunde in der Brust, den man dahintrug. Es war ihr Sohn; sie erkannte ihn und erhob einen Jammergeschrei.

Ermattet, fast schon leblos, sammelt der unglückliche junge Mann alle seine Kräfte, wendet sich zu seiner Mutter und sagt: „Ihr seht in mir ein gerechtes Beispiel des göttlichen Bornes! Ich habe die Strafe verdient. Möge wenigstens mein Tod eine warnende Lehre für meinen Bruder sein! Wenn man Jenen anhalten will, der mich durchstochen hat, so verteidigt ihn, o meine liebe Mutter; er ist unschuldig, ich selbst habe ihn geordert. Bei diesen Worten starb ihr unglücklicher Sohn. Ohnmächtig fiel seine Mutter auf die Leiche. Man trennte sie vom blutigen Körper des Gefallenen und sorgte auf alle mögliche Weise für die Erhaltung ihres Lebens, das selbst in Gefahr war.

Endlich gelang es mit vieler Mühe, sie den Armen des Todes zu entreißen, aber ihr Herz war beklommen, ihre Augen roth geweint, Thränen entströmten unaufhörlich denselben, sie will ihren Sohn wieder sehen, und nur mit Gewalt kann sie von demselben abgehalten werden.

Man denke sich den Schmerz und die Angst des jungen Fremden, der von dem Zimmer, worin er eingeschlossen war,

alles mit anhörte, was draußen vorging, und das Grausenhafte dieses blutigen Austrittes fühlte, an dem er einen nur zu großen Antheil hatte! Lieber wäre er selbst das Opfer gewesen, als das Unglück dieser ehrwürdigen Mutter verursacht zu haben, und qualvoll war seine eigene Lage! Jedes Geräusch schreckte ihn, jeden Augenblick war er in Gefahr, entdeckt und ergriffen zu werden.

So verflossen die langsamen, unruhigen Stunden bis Mitternacht. Alles war um ihn stille, der Schmerz in ihm gestillt, und Nachdenken hatte denselben einigermaßen verdrängt, da kommt die Mutter selbst und öffnet die Thür des Zimmers.

„Der Himmel sei mein Zeuge, daß ich gern all mein Blut vergießen, als solchen Jammer erregen möchte!“ rief der Fremde.

Die Mutter aber entgegnete: „Stehen Sie auf! Durch Sie wurde ich die Unglücklichste der Mütter, aber ich kenne auch Ihre Unschuld..... Ich nehme Sie unter meinen Schutz, weil es mir mein sterbender Sohn anempfohlen hat. In einigen Augenblicken können Sie in meinen Wagen einsteigen, einer meiner Diener wird Sie bis zur Grenze geleiten, in diesem Beutel werden Sie die Mittel zur Rückkehr in die Heimath finden. Möge Ihnen Gott die Ruhe schenken, die Sie mir, wenn auch wider Ihren Willen, geraubt.“

Diese Großmuth erfüllte die Seele des jungen Römer's mit schmerzlicher Rührung, er küßte mit Ehrfurcht die Hand der trostlosen Wittve und entfernte sich mit Thränen in den Augen, fest entschlossen, ihr seine Reue und Erkenntlichkeit zu beweisen, so bald es ihm möglich sein würde.

Die Gelegenheit hierzu bot sich bald. In der Nähe von B... erblickte er einen Mann, den zwei Straßenräuber angehalten, und der sich nur mit Mühe gegen dieselben verteidigte. Sogleich eilte er demselben zu Hülfe. Die Wegelagerer ergriffen die Flucht, der junge Mann aber war verwundet. Er brachte denselben nach B..., wo derselbe bald wieder hergestellt wurde, da die Wunde nicht gefährlich war. Wer aber beschrieb sein Erstaunen, als er erfuhr, daß der gerettete junge Mann der Sohn der obigen Wittve war.

Als nun der Genesene nach Florenz kam, erfuhr er zu seiner schmerzlichen Ueberraschung nicht allein das tragische Geschick seines Bruders, sondern aus der Beschreibung seines Retters ging hervor, daß der Erretter zugleich der Mörder seines Bruders war. Der Haß und die Erkenntlichkeit kämpften in seinem Innern. Als er aber die Unschuld des Mörders seines Bruders erfuhr, milderte sich sein Entsetzen und verwandelte sich in die tiefsten Dankgefühle gegen seinen Beschützer.

Die erschreckenden Ereignisse, die ihn und seine Familie betroffen, machten aber auf ihn den größten Eindruck. Er sah seine leichtfertig verlebte Jugend und das Verderbliche seines Wandels ein und änderte sein Leben gänzlich, durch mufterhaften Wandel gelang es ihm, seiner tiefbetrübten Mutter den Verlust ihres anderen Sohnes einigermaßen zu ersetzen.

O, welchen Kummer und welches Elend bringt doch der Ungehorsam der Kinder beides zu den Eltern und ihnen selbst. Möge doch die unverblümte Erzählung der Schicksale dieser beiden Brüder dazu beitragen, Solche, welche das Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren,“ gering schätzen, von dem Wege des Verderbens auf den Weg des Glückes zu leiten.

## Die Märtyrer von Gnadenhütten.

Von W. H. von C.

**G**nadenhütten. Zu wohnen in Hütten der Gnaden ist Wunsch und Ideal Aller, die am rauchenden Sinai vergebens Ruhe gesucht haben für ihre Seelen. Aber so lange diese Hütten noch im Erdenhale stehen, ziehen Sturm und Wetter oft verheerend über dieselben hin. Doch nur der Leib sinkt in des Grabes düstere Nacht, die Seele erhebt sich, auch vom Märtyreraltare triumphirend hinauf in die Wohnungen des ewigen Lichts, wo Alle — der schwarze Neger, der rothe Sohn des Waldes mit dem Weißen, wenn ihre Kleider gewaschen sind im Blute des Lammes, licht und helle glänzen werden. Und wenn der freundliche Leser nun die nachfolgende Schilderung aufmerksam durchliest, so wird er nicht nur den Sinn dieser unserer Bemerkungen, sondern vielleicht auch noch sonst Eins oder das Andere merken.

Die Errichtung von Herrnhut und die Stiftung und Ausbreitung der Brüdergemeinde gehören zu den merkwürdigsten Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts.

Auch den rothen Söhnen des nordamerikanischen Urwalbes hatte die Brüdergemeinde etwa im Jahre 1772 friedliche Sendboten gesandt, um denselben das Wort des Lebens zu verkündigen. Leider trat der Revolutionkrieg ihrem Wirken hindernd in den Weg. Als derselbe im Jahre 1775 ausbrach, hatte die Station Schönbrunn im Tuscarawasthale erst drei Jahre bestanden. Später entstand Gnadenhütten und Salem. Zu Ende des Jahres 1774 zählten diese Orte schon eine Bevölkerung von einigen hundert bekehrten Indianern, meistens Delawares, darunter mehrere Häuptlinge. Später wurde dann noch Lichtenau gegründet, woselbst das Haupt



Herrn hut.

Es wird aber wohl nöthig sein, um die „Gnadenhütten,“ welche durch die Geschichte von den Ufern des Tuscarawa's in einem blutigen Lichte zu uns herüberleuchten, desto besser betrachten zu können, einige einleitende Bemerkungen zu machen.

Bekanntlich erklärte sich im Jahre 1722, nachdem er das Gut Berthelsdorf in der Oberlausitz gekauft hatte, der Graf von Zinsendorf bereit, um der Religion willen ausgewanderte mährische Familien auf diesem Gute wohnen zu lassen. Hierauf kamen am 9. Juni des genannten Jahres zwei Brüder Reisser mit ihren Familien daselbst an. Ihnen wurde die wilde Gegend beim Huthberge an der Landstraße nach Zittau zum Ort ihrer Niederlassung angewiesen, woselbst sie sich ein Haus bauten. Allmählig wuchs daraus eine kleine Stadt, welche von dem Berge, aber auch von Hut (Obhut, Schutz) des Herrn seit 1724 den Namen Herrn hut trägt. Es hatte nemlich ein Bruder Namens Heiz bei der Einweihung des ersten Hauses den Wunsch ausgesprochen, daß dieser Ort und alle Einwohner unter der besonderen Hut des Herrn stehen möch-

ten. Die Delawares, der berühmte Krieger Weißhauge, seinen Glauben an Christum bekannte. Somit befanden sich die Missionsstationen zu Anfang des Revolutionkrieges in einem äußerst blühenden Zustande.

Nun kamen aber schwere Prüfungszeiten für die jungen Christengemeinden. Die meisten ihrer Racen- und Stammesgenossen hatten den Kriegspfad betreten. Britisches Gold und britischer Einfluß hatte ihnen den Tomahawk in die Hand gedrückt, um denselben gegen die amerikanischen Colonisten zu schwingen. Die Delawares am Muskingum und die Tuscarawas waren mächtige Stämme und wackerer Krieger. Es kam deshalb sehr viel darauf an, auf welche Seite sich dieselben schlagen oder ob sie neutral bleiben würden. Auch ihnen wurde von Detroit aus der Tomahawk zugesandt und sie zum Krieg aufgefordert. Aber in einer Berathungsversammlung, welche zu Coshocton, dem Hauptplatze der Delawares, wo jetzt Coshocton steht, gehalten wurde, beschloßen dieselben, das Kriegsbeil zurück zu schicken und ihre Missionare zu schützen.



Dreimal während des folgenden Sommers geschah dasselbe, und obgleich man das vierte Mal das Kriegsbeil scheinbar annahm, um den Ueberbringer desselben los zu werden, so wurde es doch unverzüglich an die Wyandots, welche es gesandt hatten, zurückgeschickt. Und als im Frühjahr 1778 ein Bote den Missionaren einen angeblich von General Hamilton aus Detroit übersandten Brief überreichte, in welchem dieselben angewiesen wurden, ihre Glieder zu bewaffnen und gegen die aufrührerischen Colonisten zu führen, wurde derselbe gänzlich ignoriert. In Folge dessen wurden endlich die Brüder, beides Weiße und Rothe, mit Gewalt in die Niederlassungen der Wyandots am Sandusky geführt, und der neutrale Grund am Tuscarawas, das friedliche Salem und die Gnadenhütten, standen öde und verlassen. Und wenn nun die Geschichtsschreiber jener Zeitperiode sich dahin aussprechen, daß wenn die christlichen Delawares, die gewaltigen Krieger, anstatt neutral zu bleiben, mit den Engländern gegen die ameritanischen Colonien gemeinsame Sache gemacht hätten, man noch gar nicht sagen könnte, was das Resultat mit Rücksicht auf den Ausgang des Krieges hätte sein können, so leuchtet es ein, welche Bedeutung dieser Thatsache zugeschrieben werden muß. Und deshalb hat dies Land wohl die heilige Pflicht, jene Missionare David Zeisberger und J. Gedeon Albrecht, die wackeren Männer des Friedens, in dankbarer Erinnerung zu halten.

Im Winter des Jahres 1781 wurden die Missionare der Brüdergemeinde sammt den bekehrten Indianern in Folge ihrer beständigen Weigerung, mit den britischen Truppen gemeinsame Sache zu machen, gefangen nach Detroit gebracht. Indem aber die armen Leute ganz ohne Nahrung waren, erhielten über einhundert derselben die Erlaubniß, nach Gnadenhütten zurückzukehren, um den im verfloßenen Sommer gewachsenen Mais zu sammeln und damit ihre schwächenden Brüder vom Hungertode zu retten. Zur selben Zeit, als diese christlichen Indianer ihre Reise nach Gnadenhütten antraten,



Zeisberger predigt den Indianern.

wurde von den Engländern auch eine Bande wilder Rothhäute abgesandt, mit der Weisung, die Ansiedler an den Ufern des Ohio und Tuscarawas zu morden und zu plündern, um dadurch die im Urwalde umher wohnenden Weißen zu reizen, sich an den bekehrten Indianern zu rächen. Zurchtbar treu ihrer blutigen Mission mordete diese wilde Horde im Februar 1782 die Familie eines Mannes in Pennsylvanien, Namens William Wallace, und flüchtete dann in der Richtung der Brüderansiedlung am Tuscarawas. In der Nähe des Ohioflusses hingen sie die nackten Leichen der Frau Wallace und eines ihrer Kinder an Bäume in der Nähe des Pfades, welchen die sie verfolgenden Weißen kommen mußten, auf. Als die Mörder in Gnadenhütten ankamen, waren die Brüder eben im Begriffe ihren Mais zu sammeln. Als jene ihnen die Geschichte ihrer blutigen Thaten mittheilten, drängten sie die friedlichen Leute, unverzüglich das Dorfe zu verlassen, indem sie nicht willig seien, Mörder zu beherbergen und dadurch die Rache der Weißen auf sich zu bringen. Ehe sie aber den Ort verließen, vertauschte ein Indianer das Kleid der ermordeten Frau Wallace an ein junges und Gedankenloses Indianermädchen der Brüdergemeinde, welches ihm Lebensmittel dafür gab. — Anfangs März des obengenannten Jahres brach



Zeisberger's Sterbebette.

Oberst David Williamson mit ungefähr neunzig Ansiedlern von Mingo Bottom, dem Orte, wo das heutige Steubenville steht, auf und marschirte auf Gnadenhütten los, um an den unschuldigen, christlichen Indianern, welche sie der erst kurz vorher stattgefundenen Bluthaten und Plünderungen schuldig hielten, blutige Rache zu nehmen. Am 6. März schlug Williamson mit seinen Begleitern ungefähr eine Meile von Gnadenhütten sein Lager auf. Den folgenden Tag beabsichtigten die Brüder mit den gesammelten Lebensmitteln zu ihren hungernden Verwandten in Detroit aufzu-



brechen. Am Morgen früh traf eine Abtheilung von Williamson's Mannschaft auf ihrem Marsch nach dem Dorfe einen jungen Herrnhuter, Namens Shebosh, welchen sie kaltblütig ermordeten. Zwei andere Abtheilungen wurden nach Schönbrunn und Salem abgesandt, woselbst sie unter den Versicherungen von Freundschaft die armen Opfer veranlaßten, ihre Waffen abzugeben, worauf dann alle nach Gnadenhütten abgeführt und in ein großes Gebäude, welches man als Werkstatt benützte, eingesperrt wurden. Nach diesem ließ der Anführer der Nordbande seine Leute zu einer Verathung zusammentreten und legte ihnen die Fragen vor, ob die Bewohner von Gnadenhütten gefangen nach Fort Pitt gebracht, oder an Ort und Stelle abgeschlachtet werden sollten. Und das Resultat der Abstimmung war: „Schlagt sie Alle todt.“

Wieder und wieder betheuertten die armen Indianer ihre gänzliche Unschuld den ihnen zur Last gelegten Verbrechen gegenüber; aber alles umsonst. Das Auffinden der Kleidung von Frau Wallace war den blutdürstigen Verfolgern Beweis genug von der Schuld dieser harmlosen Herrnhuter. Eine gründliche Untersuchung zu veranstalten fiel ihnen nicht ein, an Gnade und Mitleid dachten sie nicht. Die Indianer wurden paarweise aus dem Gebäude, in welches man sie eingesperrt hatte, heraus und zu einem anderen Hause hin geführt, woselbst sich einer der Soldaten hinter der Thüre, mit einem schweren Hammer bewaffnet, versteckt hielt. Sobald nun die armen Gefangenen ahnungslos den Raum betraten, fiel sie der im Versteck Harrende mit einem furchtbaren Schlag zur Erde, daß das Gehirn auf den Boden spritzte. Auf diese Weise wurden die unschuldigen Menschen nach einander kaltblütig niedergeschlagen und gemordet. Weder die Bitten der Männer, das Jammergekrei wehklagender Mütter, noch das Wimmern der Säuglinge fand einen mitleidigen Wiederhall in den Herzen dieser Unmenschen. Sechsendeunzig arme Opfer, Männer, Frauen und Kinder lagen erstarrt in ihrem Blute und klagten mit schweigenden Lippen die weißen Mörder vor dem Throne Gottes an.

Nachdem die armen Indianer alle bis auf den letzten Mann abgeschlachtet waren, wurden sie von ihren Mördern auf einen Haufen geworfen und verbrannt. Lange, lange Zeit bleichten die Gebeine jener Märtyrer, jener rothen Söhne des Urwaldes mit weißen Herzen, an den Ufern des Tuscaraawas in der Sonne, und zeugten von den Greuelthaten der weißen Unmenschen mit schwarzen Herzen. Die murrenden Wasser des Tuscaraawas, sie klagten mit perlenden Thränen über die in Gnadenhütten verübten Greuel und das unschuldig vergossene Blut; in den Wipfeln der knospenden Eichen seufzten die Winde, und wenn sie seufzten, dann zitterten die Riesen des Urwaldes in Erinnerung an die blutige Illustration der Dichterworte:

„Jedoch, das schrecklichste der Schrecken,  
Das ist der Mensch in seinem Wahn.“

Später wurden die Gebeine der Erschlagenen von christlichen Brüdern unter zwei Hügel feierlich bestattet, zwischen welchen man den Gemordeten am 5. Juni 1870 auch ein Denkmal gesetzt hat, welches die folgende Inschrift trägt:

Hier triumphirten im Tode  
sechsendeunzig  
christliche Herrnhuter Indianer,  
am 8. März 1782.

David Zeisberger, der Missionar, der Mann des Glaubens und unermüdlischen Wirkens für seinen Herrn und Meister, fuhr nichtsdestoweniger fort, unter den Indianern zu wirken und mehrere neue Stationen zu gründen. Im Jahre 1786 wandte er sich dem Eriesee zu und gründete New Salem, in 1791 siebelte er nach Canada über und errichtete die Missionsstation Fairfield. Als später der amerikanische Congreß im Jahre 1798 den Indianern Land bewilligte, kehrte Zeisberger mit einer Anzahl seiner bekehrten rothen Brüder wieder nach Ohio zurück und gründete eine neue Station, welche er Gosen nannte. Hier predigte er seinen Indianern, bis an sein Lebensende, welches im Jahre 1808 erfolgte—fünfundachtzig Jahre alt legte er das Schwert des Geistes im Schatten des Urwaldes nieder, um in die höheren Friedenswohnungen zu ziehen, wo die sechsendeunzig Märtyrer bereits seiner Ankunft harrten. Er hat sie nicht verloren, diese Früchte seiner mühevollen Geduldsarbeit, wiewohl sie unter den Mordwaffen einer blutdürstigen Horde ihr Leben aussauchten. Aber wie sich diese droben über den endlichen Triumph ihres Seelenhirten werden gefreut haben, so beklagten seine Indianer in Gosen den Abschied des unwandelbar treuen Führers auf dem Pilgerpfade. Doch, er hatte den Kampf gekämpft, er hatte Glauben gehalten, er hatte dem Herrn viele Seelen zugeführt, hinfort war ihm beilegt die Krone des ewigen Lebens.

Am 24. Mai 1882 wurde die hundertjährige Gedenkfeier der in den vorhergehenden Zeilen geschilderten Thaten, eigentlich zum Andenken an das Ableben der treuen, so schmählich ermordeten Brüder, feierlich begangen, wozu sich etwa 10,000 Personen eingefunden hatten.

Gnadenhütten ist gegenwärtig ein kleiner Ort mit einer Bevölkerung von etwa 300 Seelen und liegt südlich von der Panhandle Eisenbahn, sechs Meilen westlich von der Verbindung dieser mit der Tuscaraawas Valley und Wheeling Bahn. Das Städtchen liegt in einem fruchtbaren Thale, durch welches der Tuscaraawas Fluß seine klaren Fluthen dahintreibt. Grüne, liebliche Waldbügel umsäumen dasselbe auf allen Seiten. Die Einwohner sind meistens von deutscher Abkunft und gehören mit wenig Ausnahme der Brüdergemeinde an. Die Häuser sind freundlich, anspruchslos mit prächtigen Obstdärten, lachenden Wiesen und schneeweißen, weithin sichtbaren Zäunen umgeben. Die herrnhutische Indianeransiedelung von früher befand sich am östlichen Ufer des Flusses und an der südwestlichen Grenze des jetzigen Städtchens.

Schon am frühen Morgen des Erinnerungstages kamen die Besucher in dichten Scharen herangepilgert, obschon die eigentliche Gedenkfeier erst um elf Uhr beginnen sollte. Bis zu dieser Zeit hätten wir denn Gelegenheit, uns ein wenig näher auf dem Friedhofe des Ortes umzuzeigen. Es ist dies ohnehin ein feierlicher, anregender Gang, aber heute ist er dies in doppelter Beziehung. Ein freundlicher Naimorgen. Lieblicher Sonnenglanz und melodische Vogellieder—Grüße aus irdischen und himmlischen Welten. Und durch diesen Frühlingsjubel klingen kerebte Stimmen der Vergangenheit, welche freilich geeignet wären zur Trauer zu stimmen, wenn über dem Bericht der Geschichte nicht das Jubellied erklänge: „Wir haben überwunden durch des Lammes Blut.“ Ueber den „Gnadenhütten“ winken die Siegeshütten. Bei diesen Betrachtungen tritt an Stelle von Grab und Verwesung Auferstehungsfreude und Verklärungsfeier. Aber da liegt sie ja vor uns, die ernste und doch so liebe Stätte, die Insel der Todten im Ocean der Lebenden, im grünen Frühlingskleide, ein Bild nicht des



Todes, sondern des Lebens. Auf der östlichen Hälfte dieses ländlichen Gottesackers schlummern die in den letzten Jahren zur Ruhe eingegangenen Bürger von Gnadenhütten. Einfache weiße Marmordenkmäler zieren ihre Gräber. Die westliche Hälfte dagegen ist dem Andenken der ermordeten sechshundertzug Märtyrer geweiht.

Der Friedhof bildet eine ebene Fläche, welche von Sycomoren, Akazien und Thorn beschattet wird, durch das üppige Gras schimmern freundliche blaue Veilchen, und in den Zweigen singen zwischen den zarten Blättern Drosseln und Amseln ihre fröhlichen Lieder. Sie kümmert's wenig, ob fröhliche, lachende Menschen oder schweigende Grabdenkmäler sich unter ihnen befinden. Ungefähr in der Mitte der westlichen Hälfte des Friedhofes befindet sich die schon oben gemeldete, fünfunddreißig Fuß hohe Sandsteinsäule zum Andenken an die Ermordeten. Auf der östlichen Seite derselben ist das Datum, auf der westlichen die schon oben angeführte Gedenschrift angebracht. Das Denkmal ist mit einem eisernen Zaun umgeben. Etwa dreißig Fuß westlich von demselben, auf einer Erhöhung ist eine Tafel angebracht mit der Inschrift: „Hier stand das Missionshaus.“ Fünzig Fuß östlich von der Gedensäule befindet sich eine Tafel, welche den Platz bezeichnet, wo die Kirche stand, und wieder sieben Fuß östlich von diesem Orte ist an einem Baume die Inschrift beschriftet: „Der Platz, wo die Böttcherwerkstätte, eins der beiden Schlachthäuser, stand.“ Etwa dreißig Fuß weiter steht ein alter Apfelbaum, welcher seine langen Zweige weit über den Weg hin ausbreitet. Der Stamm ist theilweise hohl, aber die Aeste sind voll grüner Blätter. Die an denselben angebrachte Inschrift veranlaßt den Wanderer, mit einer gewissen Ehrfurcht auf den „Wächter am Wege“ hinzublicken, denn sie lautet: „Gepflanzt von den Indianern in 1774, und noch fruchtbar in 1882.“

Ungefähr zweihundert Fuß südlich von dem Monument erhebt sich ein mit Gras bedeckter Hügel und auf demselben folgende Inschrift: „In einem Keller unter diesem Hügel setzten Rev. J. Gedenwälder und D. Peter im Jahre 1799 die Gebeine bei.“ Es wird gesagt, daß die Missionare der Brüdergemeinde während einer Reihe von Jahren den Begräbnisort verborgen hielten, daß aber Peter vor seinem Ende die Stätte bezeichnete. Fürwahr, auch dem gleichgültigsten Beobachter müssen beim Ueberschreiten dieses merkwürdigen Ortes ernste Gedanken durch die Seele gehen.

Die hundertjährige Gedenkfeyer wurde durch die Anwesenheit hervorragender Persönlichkeiten, wie Gouverneur Foster und Senator Hollingsworth, welcher Letztere als Hauptredner

des Tages fungirte, noch erhöht. Es waren auch einige Indianer, direkte Nachkommen der vor hundert Jahren ermordeten Väter, anwesend. Nach einer kurzen Bewillkommungsrede vom Bischof der Brüdergemeinde, Van Fleet, Gebet, Lesen aus Gottes Wort und Gesang, folgte die Rede von Senator Hollingsworth. Nachmittags hielt dann Gouverneur Foster eine Rede über die Segnungen der Gegenwart, wobei es ihm gewiß, gegenüber den Schreckensscenen jener düsteren Zeit, welche der heutige Tag besonders in Erinnerung brachte, an Material nicht fehlte. Darauf folgten zwischen den eingeflochtenen Chorgesängen Ansprachen von Miss. Hartmann von Canada und zwei Indianer Brüdern; ferner von dem Staatssekretär Townsend und Staatsauditor Ogilbee von Ohio. Zuletzt recitirte ein kleines Mädchen von Newcomers-town eine Elegie auf Garfield, worauf die Feier mit dem apostolischen Segen schloß.

Schließlich erlauben wir uns noch, einige der Glaubens- und Lebensregeln jener bekehrten Indianer beizufügen:

„Wir wollen keinen andern Gott anerkennen und keinem andern Gott dienen als dem, der uns erschaffen und mit seinem kostbaren Blute erlöst hat.

Wir wollen am Sonntage von aller Arbeit ruhen.

Wir wollen Vater und Mutter ehren und dieselben in Alter und Noth unterstützen.

Es sollen keine Diebe, Mörder oder Trunkenbolde unter uns geduldet werden. Niemanden, der Tänzen, Opfer oder anderen heidnischen Festlichkeiten beivohnt, soll erlaubt sein, unter uns zu wohnen. Wir wollen nicht faul und müßig sein und nicht übereinander Klagen reden; wir wollen friedlich beisammen wohnen.

Ein Mann soll nur eine Frau haben; dieselbe soll er lieben, und sie und seine Kinder versorgen. So soll auch eine Frau nur einen Mann haben, und diesem soll sie gehorsam sein. Sie soll ebenfalls ihre Kinder pflegen und in allen Dingen Reinlichkeit beobachten.

Wir wollen die Einfuhr von Rum oder irgend berauschem dem Getränk in unsere Ortschaften nicht erlauben.

Keiner von unseren Einwohnern soll Schulden machen.

Niemand, der Lust hat in den Krieg zu ziehen, welches ist Blutvergießen, soll unter uns geduldet werden.“

Diese Regeln wurden strenge durchgeführt. Wenn man dieselben aber mit dem Leben von Manchen unserer heutigen Christenbekenner vergleicht, so muß man an die Worte des Heilandes denken: „Die Heiden werden aufstehen an jenem Tage mit diesem Geschlecht, und werden es verdammen.“

## Menschenstudien.

Von N. M.



Ich wandte mich, und sah an Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne; und siehe, da waren Thränen derer, so Unrecht litten, und hatten keinen Tröster; und die ihnen Unrecht thaten, waren zu mächtig, daß sie keinen Tröster haben konnten.“ So spricht der weise Mann aus seiner Erfahrung, und dieses heiße in andern Worten: Macht geht über Recht, deßhalb geschieht großes Unrecht auf Erden; der Arme ist hilflos, und der Gewaltige ist Niemand verantwortlich!

Hier hätten wir denn auch den ersten Grund für all das Uebel, welches durch Nihilismus, Communismus und Socialismus entsteht, denn wenn man gleich nicht mit diesen Geistern übereinstimmt, so muß man doch der Wahrheit Zeugniß geben, und Salomo redet auch nicht von bloßen Begriffen, sondern er deutet auf Thatsachen hin, welche sich nicht wegdisputiren lassen. Das Sprichwort: „Des Menschen größter Feind ist der Mensch selbst,“ hat viel Wahrheit in sich, und mag wohl dieses die Ursache sein, daß so viel Elend auf Erden

herrscht, für welches man sonst kaum einen Grund angeben könnte. Um dieser Dinge willen ist es aber auch nothwendig, daß die Menschen vor Allem auch Menschen studiren, und hier beziehe ich mich natürlich nicht auf Kinder.

Es war von jeher die Aufgabe der scharfsinnigsten Denker, uns über das menschliche Wesen Aufschluß zu geben, aber trotz aller Vergliederung ist der Mensch noch in vielen Hinsichten ein ungelöstes Räthsel, und wer den Menschen bloß aus Büchern kennen lernen will, wird schwerlich je zu einem befriedigenden Resultat gelangen; um Menschen kennen zu lernen, muß man Umgang mit ihnen haben.

Bücher sagen uns, der Mensch stehe an Kraft vielen Thieren nach, aber er überrasse sie alle an List und geistiger Ausstattung; nun steht aber das Wort List in Verwandtschaft mit einer Anzahl listiger Vethern; z. B. Arglist, Ueberlisten, Hinterlist und auch Tücke, Heimtücke u. s. w., welche alle auf bösen Wegen gehen, daher fordert Klugheit gewisse Maßregeln, um sich einem Wesen, welches solche Eigenschaften besitzt, gegenüber weislich zu verhalten, und dazu ist eine genaue Kenntniß unbedingt nöthig; denn wo List eine angeborene Eigenschaft ist, muß man sich einerseits vor Hintergehung, andererseits aber vor anstößigem Benehmen zu sichern suchen, und dazu ist eine sich auf Erfahrung gründende Menschenkenntniß nöthig, denn diese gibt zu beständiger und genauer Beobachtung Veranlassung; auch leitet sie zur Vorsicht in allen Unternehmungen. Aber wer trotz dieser Kenntniß nicht von Zeit zu Zeit Täuschungen erleben muß, der ist wesentlich ein seltener, aber glücklicher Mensch.

Wie oft gibt man auch Anstoß oder handelt ungereimt, ohne es zu wollen oder zu beabsichtigen? Selbst die größte Schulweisheit kann den nicht vor Thorheit schützen, welchem Menschen- oder Weltkenntniß mangelt; und wie oft wird auch der Klügste noch auf Holzwege geführt durch allzugroße Leichtgläubigkeit! Wahre Menschenkenntniß sucht und liebt zahlreiche Bekanntschaft, schließt aber selten innige Freundschaft; sie bestrebt sich nie zu verlieren, nie aufzufallen und selten zu mißfallen; Klugheit gebietet das, und ein Mensch, welcher sich rühmt gegen die Meinung seiner Mitmenschen gleichgültig zu sein, ist entweder ein Neuling oder ein Schurke, denn er verachtet die gesellschaftlichen Regeln, Gottes Wort und seinen eigenen guten Namen. Die Welt hat Klippen, der Kluge segelt vorbei, der Thor zerseht sein Schiff daran.

Ein Neuling liebt, daß die meisten Menschen Schmeicheleien lieben, daher kriecht er anstatt zu gehen und schmeichelt, aber wie? Anstatt einem Meister gleich seine Farben dünne aufzutragen und zierlich zu machen, ist sein Werk Schmiererei, und er selbst abgeschmackt und anstößig. Ein richtiger Menschenkenner nimmt seine Gelegenheit wahr und kennt seine Leute; er traut nicht sogleich und baut nicht auf schöne Worte, denn er weiß aus früherer Erfahrung, daß Worte nicht immer Gedanken offenbaren, sehr oft aber dieselben verbergen.

Alle Menschen sind aus gleichen Stoffen zusammengesetzt; aber merke: nicht alle haben die gleichen Stoffe in gleichen Proportionen, daher kommt die Verschiedenheit des Geschmacks und auch der Leidenschaften. Um die Leidenschaften zu bezähmen und zu controliren, gab Gott dem Menschen die Vernunft, aber diese kommt leider nicht immer zu ihrem Recht, daher ist es auch nicht immer weislich, an die Vernunft des Menschen zu appelliren, es sei denn, man habe vorerst sein Herz gewonnen.

Um im Umgang mit Menschen erfolgreich zu sein, muß man den Charakter der Menschen studiren. Wer reden will, sollte

unter allen Umständen die Wahrheit reden, aber doch wohl bedenken, daß das Reden nicht unter allen Umständen weislich ist. Ein Kluger lernt die vorherrschenden Leidenschaften der Menschen kennen, aber auch ihre besonderen Verdienste; er bearbeitet die schwache Seite behutsam, damit er nicht unversehens auf ein Krähauge tritt, denn der Mensch ist noch nicht geboren, oder schon längst gestorben, welcher sich ungestraft auf seinen Krähagen herumtreten läßt. Solche Klugheit nennt man Weltklugheit, aber sie hat Gott nicht beständig vor Augen. Ein solcher Kluger nimmt aber auch seine Zeit wahr, denn es gibt Stunden, man nennt sie *mollia tempora fandi*; d. h. günstige Sprechstunden, in welchen man gewisse Männer leicht behandeln kann; aber diese Stunden dauern nicht den ganzen Tag; besonders hütet er sich seine Sache zu betreiben, wenn sein Mann sehr geschäftig, betrübt, mißgestimmt oder gar zornig ist, denn er weiß, daß alles Vorhaben unter der Sonne seine Zeit hat.

Um die Menschen genau kennen zu lernen, ist es nothwendig, daß man sich selbst genau kenne; obwohl zwar nicht alle Menschen die gleichen Schwachheiten haben, ist doch keiner von Schwachheiten frei; Jeder reitet sein Stedenpferdchen, und Keiner will es beschimpft oder maltretirt haben. Dir thut nichts so wehe, als wenn ein Mensch dich seine Ueberlegenheit fühlen läßt, denn du kennst sie und achtest solche Schaustellung als unnöthig; woher denn:

„Was du nicht willst, daß man dir thu',  
Das füß' auch keinem Andern zu.“

In deinem eigenen Herzen fange deine Menschenstudien an, denn in den Grundzügen ist nur geringe Verschiedenheit; erst nach der Veränderung des Herzens tritt dieselbe bedeutender hervor.

An ihren Nebenmenschen verrechnen sich die meisten Menschen; selbst diejenigen, welche sonst im Vermehren und Vermindern von Zahlen selten irren, verrechnen sich da und setzen in ihrer Algebra ein u für ein x hin. Wehe dem, welcher allzugroßes Vertrauen in Menschen setzt; er ist fast beständig genöthigt, zu bereuen und zu bekennen, daß er sich geirrt habe, das ist auch eine Schwachheit unter der Sonne. Man sagt zwar gerne: „Irren ist menschlich,“ wer aber glaubt, es sei immer menschlich, wenn er sich irrt, der irrt sich dann doch unmenschlich.

Eines der schwärzesten und ärgsten Vergehen wird in unseren Tagen fast täglich ungestraft begangen; es ist Verrath. Welches Geheimniß ist dem Schwächer heilig, und wo hält der heimtückische Verräther inne, wenn dieses sein Gewerbe ist? Die verschlagensten Ränke und die gleißnerischste Heuchelei müssen ihm Dienste thun, um seine teuflische Absicht zu erreichen, und dennoch tritt der Verräther mit stolz gehobenem Haupt in der menschlichen Gesellschaft auf; warum? Einfach weil er weiß, daß Fürsten und Könige sich seiner bedienen, und daß selbst unter den Frommen solche leben, welche ihn brauchen. Seine gelungenen Thaten werden ja auch nicht selten mit dem Mantel einer Nothwendigkeit verschönert, und unter allen Ständen finden sich Menschen, welche die Dienste des Verräthers beanspruchen. Wo ein Henterslohn zu verdienen ist, da findet sich ein Verräther, und wenn es sich auch um das Haupt eines Bruders handelt.

Herzen werden gebrochen; Versprechen werden mißachtet und Bündnisse gelöst; Treue schwindet, und Menschen werden mit Mißtrauen angefüllt, weil Betrug, Heuchelei und Verrath im Schwange gehen. Männer von hoher Stellung achten ihr Wort nichts, warum sollten Andere es achten? Einige machen



ihre Mitmenschen zu Treppsteinen eigener Erhöhung, und wenn sie ihr Ziel erreicht haben, werfen sie mit einem Fußtritt die Treppe, auf welcher sie aufstiegen, über'n Haufen. Wieder Andere sind der Meinung, eines Herrn Hündlein habe doch bessere Tage und esse besseres Brod, als ein rechtschaffener Mann; diese winseln und kriechen beständig um die Füße Solcher, welche der Meinung sind, es sei doch besser, ein Herr unter Hunden, als Hund unter Herren zu sein.

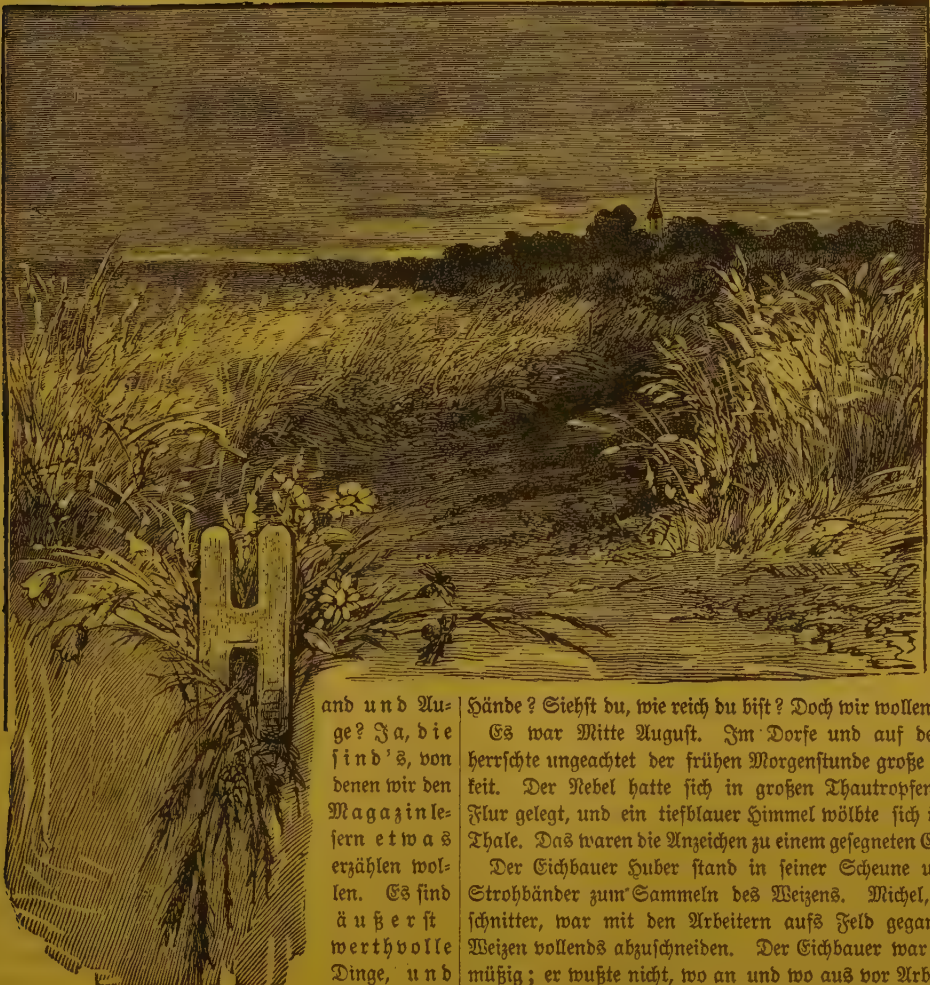
„Ich wandte mich und sahe, wie es unter der Sonne zugehet, daß nicht von dem Schnellsten der Wettlauf, und nicht von dem Tapfersten der Krieg, auch nicht von dem Weisesten das Brod, auch nicht vom Verständigsten der Reichtum, auch nicht von dem Geschicktesten der Beifall abhängt.“ Ganz an-

dere, weniger rühmliche Eigenschaften sichern manchen Menschen in tausend Fällen ihren Erfolg. Doch das getröste du dich, mein Sohn: „Wie die Fische, die gefangen werden im Unglücksneze, wie die Vögel, die gefangen werden im Garn,“ so werden sich die Unaufrichtigen endlich in Netzen verstricken zur Unglückszeit, wenn dieselbe über sie hereinbricht; dann wird der Gerechte froh sein, daß er auf den Herrn vertraute und nicht in die Neze und Schlingen der Listigen und Falschen gelaufen ist.

Fürchte du daher Gott und halte seine Gebote! denn dieses soll jeder Mensch. Denn jedes Thun bringt Gott vor Gericht, welches über alles Verborgene, es mag gut oder böse gewesen sein, gehalten wird.

## Hand und Auge.

(Von A. Atten Sperger.)



and und Auge? Ja, die sind's, von denen wir den Magazinlesern etwas erzählen wollen. Es sind äußerst werthvolle Dinge, und wer sie gesund

Hände? Siehst du, wie reich du bist? Doch wir wollen erzählen.

Es war Mitte August. Im Dorfe und auf dem Felde herrschte ungeachtet der frühen Morgenstunde große Regsamkeit. Der Nebel hatte sich in großen Thautropfen auf die Flur gelegt, und ein tiefblauer Himmel wölbte sich über dem Thale. Das waren die Anzeichen zu einem gesegneten Erntetage.

Der Eichbauer Huber stand in seiner Scheune und flocht Strohbander zum Sammeln des Weizens. Michel, der Vorscheiter, war mit den Arbeitern aufs Feld gegangen, den Weizen vollends abzuschneiden. Der Eichbauer war recht unmüßig; er wußte nicht, wo an und wo aus vor Arbeit. Bis Mittag mußten einige Hundert Bänder fertig sein; auch sollte er die Wagen und Pferdegeschirre herrichten, da die Knechte mit aufs Feld gegangen waren. Die Schnitter draußen auf dem Acker machten sich's indeß viel leichter. „Michel,“ sagte einer

und frisch an seinem Körper trägt, der sollte dem lieben Gott von Herzen dafür dankbar sein. Für wie viel Thaler würdest du wohl eines deiner Augen verkaufen? Und eine deiner

der Knechte zum Vorschein, „schneid' langsamer; die alte Walburg kommt nicht mit!“ Und Michel schnitt langsamer; denn er wußte, daß er vor den Augen des Eichbauern sicher sei. Als die Zeit des Brodessens gekommen war, streckten sich die Schnitter den langen Weg auf die abgeschnittenen Weizenreihen hin.

Die alte Walburg aber setzte sich so, daß sie gegen das Dorf sah, um den Bauer, falls er kommen sollte, gleich zu sehen. Die Essenszeit war längst vorüber, als die Schnitter sich erhoben, um weiter zu schneiden. O, hätte der Eichbauer dieses gesehen, wie würde er ihnen die Mittagsuppe versalzen haben!

Wizig, der Hofbauer, hatte am selbigen Morgen seine Leute auf die Brühlwiese geschickt, das Grummet zu mähen und auszustreuen. Seinen Hafer hatte er bereits abgeschnitten, obwohl sein Grundbesitz nicht viel kleiner war, als der des Eichbauern, und obwohl er auf den Kopf gerade so viel Schnitter hatte, als dieser. Selber Strohblätter zu flechten, oder Wagen und Pferdegeschirre zu ordnen, daran dachte Wizig nicht. Er holte den alten, sichern Kutschengaul aus dem Stalle, gab ihm den Zaum in das Maul, setzte sich darauf und ritt zu den Mähern auf den Brühl. Hier band er das Pferd an einen Pfahl, gab ihm einen Arm voll Heu hin und schritt den Wiesenplan ab, als ob er dessen Flächeninhalt messen oder denselben auf seine Bonität (Werth) prüfen wollte. Wirklich dachte er auch nach, wie der sauren Wiese aufgeholzen werden könne. Nicht selten richtete er die Augen auf die schaffenden Knechte und Mägde. Wie da die blinkenden Sensen flogen, und die Grummettschlaue von den Rechen auseinanderstoben. Die fleißigen Arbeiter nahmen sich kaum Zeit zum Brodessens. Eine Stunde vor Mittag kehrte Wizig mit seinen Leuten auf seinen Bauernhof zurück. Er hieß die Knechte nach den Pferden, Wagen und Geschirren sehen, die Mägde aber mußten Strohbindel vor das Stadelthor tragen und Bänder flechten. Er selbst schüttelte das Stroh aus, um die Arbeit zu beschleunigen. Viele Hände machen bald ein Ende — binnen kurzer Zeit waren die Bänder zum Sammeln für den Nachmittag fertig, auch die Knechte hatten ihre Arbeit gethan. Es war eine

Freude zu sehen, wie auf dem Hofbauernhof die Arbeit von statten ging.

Der Eichbauer zerbrach sich oft den Kopf, woher es komme, daß Wizig, der es sich so bequem machte, ihm in allen Stücken voran sei. Eines Tages kamen beide auf dem Wege auf dieses Capitel zu sprechen. Huber klagte, daß er aus der Arbeit nicht herauskomme, und daß dies nicht wenig verdrücklich sei, da er schon wisse, daß ein anderer, der Hofbauer, der doch eben so viel Acker und Wiesen habe wie er, mit leichter Mühe fertig werde. „Wenn Ihr mir's nicht übel nehmt,“ sagte Wizig, „so will ich Euch das Geheimniß verrathen. Ihr wißt doch, daß es mein seliger Vater vom armen Söldner zum wohlhabenden Hofbauern gebracht hat. Es ist dies weniger durch seine Arbeitsamkeit, als durch seine Einsicht und Klugheit geschehen. Eines Tages — mein Vater war damals schon Hofbauer geworden — stand er mit mir auf dem Felde und beaufsichtigte die Arbeiter, welche Gerste sammelten und auf die Wagen luden. Da sprach er zu mir: „Du siehst mich verwundert an, daß ich nicht den Arbeitern das Getreide sammeln helfe. Ich thue das nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus einem anderen Grunde. Die Arbeiter sind gerne lässig, wenn man sie nicht beaufsichtigt; während ich meine Hände rühre, feiern ein Duzend andere. Es ist oft besser, mit den Augen statt mit den Händen thätig zu sein. Das sagt ein alter Spruch, den ich in meiner Jugend gelernt und mir zum Lebensgrundsatz gemacht habe. Er heißt: „Das Auge des Herrn schafft mehr, als seine beiden Hände.“ Merkt ihr ihn und handle auch darnach! Ich habe das genannte Sprichwort im Gedächtnisse behalten und kann heute aus Erfahrung bestätigen, daß es wahr ist.“

Als Wizig und Huber von einander gegangen waren, zog sich der Eichbauer den gehörten Spruch und die Belehrung des Hofbauern durch den Kopf und fing an, darnach zu handeln. Seitdem kommt er ohne sein früheres Drängen und Treiben gleichzeitig mit Wizig zum Ziel.

Ja, ein scharfes Auge und eine rührige Hand, die bringen es hin. Was meinst du, lieber Leser?

## Ein unmäßige Mäßigkeitsepfel.

Das Fahrwasser des „Evangelischen Magazins“ ist im Allgemeinen recht ruhig. Daß sich darüber Niemand mehr freut, als der Editor, läßt sich leicht denken. Ist's doch ein erhebender, herrlicher Anblick ein stattliches Schiff mit seinen schwellenden Segeln über die ruhige Fläche hingeleiten zu sehen, dem ersehnten Friedenshorte zu. Nicht immer doch kann das so sein. Es gibt auch hier und da „Stürme“, wo's faust und braust und die Festigkeit des Schiffleins erprobt wird, und es sich herausstellt, ob die Schiffsmannschaft auch vom echten „Schrot und Korn“ ist. — Nun wißt ihr doch, liebe Leser, daß das Magazin an den Mäßigkeitsgrundsätzen unserer Kirche unerschütterlich festhält. Die lassen wir um keinen Preis, um alle Welt nicht fahren und kostet es unsere ganze „Capitänenschaft.“ Nun gab ja das Juniheft bekanntlich wieder eine Mäßigkeitsepfel, und auch in der „Plauderrede“ sprachen wir frei von der Leber weg, was unsere Herzensüberzeugung ist, und langjährige Beobachtung uns gelehrt hat, und — das war Einem, einem Leser des Magazins (scheint's kein Unterschrreiber) zu viel. Siehe

da! eines schönen Tages erhebt sich an dem Horizont eine sturmesschwangere „Wein-, Bier- und Schnappswolke“ und lagert sich über das friedlich dahinsegelnde Schifflein her. Lassen wir nun 'mal ganz gemüthlich das . . . . Wetter sich entleeren. Matrosen, auf's Deck! Qui! es kommt:

„Ich habe zum öfteren Gelegenheit gehabt das „Evangelische Magazin“ zu lesen. Darinnen fand ich, daß nicht Alles mit der Lehre unseres Herrn und Meisters Jesu Christi übereinstimmt, sondern sogar dem Gebot: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, stracks zuwider ist. Es erweist sichbarlich sich als ein antichristliches Blatt. Wenn nun der Herr Jesus sich nicht von den zehn Geboten trennt, welche dem Moses auf dem Berge Sinai gegeben wurden, sondern sogar sagt: Halte die Gebote, so müssen wir als seine Nachfolger diese Gebote halten, überhaupt das thun, was uns Jesus Christus befohlen hat. Da habe ich denn gefunden, daß daselbst Artikel zu lesen waren, welche gegen das achte Gebot (Sie meinen wohl das neunte? Edr.) verstoßen: „Du sollst nicht falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Da habe ich im Juniheft, Seite



223, in dem Artikel: 'Die deutsche Reichshauptstadt,' gelesen, daß in der vierten Wagenklasse der Eisenbahnen die Schnappsflasche die Hauptrolle spielt. Das ist eine freche Lüge. („Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Ebr.) Ich selbst bin oft vierter Klasse gefahren, doch habe ich nie die Schnappsflasche eine Rolle spielen sehen. Der Einsender dieses Artikels ist ein Temperenzmann, nun ist's aber allbekannt, daß die meisten dieser Temperenzapostel arge Säufer waren („Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Ebr.) und gar Viele wieder diesem Laster anheimfallen. Ich glaube vielmehr, daß der geehrte Herr, als er vierter Klasse gefahren ist, selbst der Schnappsflasche stark zugesprochen hat („Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Ebr.), sonst könnte er nicht so was schreiben. Dann schreibt er über die Dresdener Polizei, daß die gemüthlichen Sachsen recht ungemüthlich gegen ihn gewesen sind. Das kann ich ihm nicht für Uebel halten, sie haben es wahrscheinlich dem Herrn an der Nase angesehen („Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Ebr.), daß er ein Temperenzapostel ist. Da wir Sachsen (ich bin ein geborener Dresdener) uns gern bei einem Glas Wein, Bier oder Schnapps gemüthlich unterhalten, so sind wir feind Allen, die uns den mäßigen (Ja, ja! Ebr.) Genuß dieser Getränke verbieten wollen. (Glaubens's gern. Ebr.) Nun, hat nicht unser Herr und Meister Jesus Christus selbst Wein getrunken? Oder wollt ihr Temperenzapostel und Muder den Herrn Jesum tadeln („Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Ebr.) und doch vorgeben, echte Jünger und Nachfolger zu sein? Soll es auch von euch heißen, was Matth. 11, 19. zu lesen ist? Wer nun gegen Christum ist und seine Handlungen tadelt, und verbietet, den Beispielen, die er uns gegeben hat, nicht zu folgen, der ist ein Antichrist, das sind die Temperenzler. („Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Ebr.) Es steht nirgends in der Bibel: Trinket nie Wein! sondern: Saufet nicht! Und so heißt es

auch in den angeführten Stellen auf der letzten Innenseite des oben angeführten Heftes: Saufet nicht. (So haben wir doch recht? Ebr.) Wenn ihr aber die Bibelstellen nicht anführt, wo der Genuß des Weins gestattet ist, so seid ihr elende Heuchler und Antichristen („Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Ebr.), von denen es Matth. 23, 13-15. heißt: Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen; ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hinein gehen.“ Wenn wir aber Wein, Bier, Schnapps und vergleichen (Ja, ha! Ebr.) trinken, so thun wir keine Sünde; denn es heißt: Was zum Munde eingeht, das verunreinigt den Menschen nicht, aber was aus dem Munde heraus geht.“ Siehe Matth. 15, 17-19. Dann schreibt der Apostel Paulus, 1. Tim. 5, 23.: Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Wein, um deines Magens willen, und daß du oft krank bist.“ Von euch Temperenzlern und Mudern heißt es, Matth. 15, 8. und 9.: „Das Volk naht sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir; aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind.“ („Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Ebr.) Dann habt ihr Muder noch die Frechheit („Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.“ Ebr.) den Leuten zu verbieten, sich des Sonntags zu vergnügen am Concert, Tanz und Schauspiel. Heißt es nicht, Matth. 12, 8.: „Des Menschen Sohn ist ein Herr auch über den Sabbath.“ Nun sind wir aber alle Söhne von Menschen, und nicht Söhne von Thieren, somit ist ein jeder für sich auch Herr über den Sabbath. (Man denke und staune! Ebr.) Wenn nicht in der nächsten Juli-Nummer ein anderer Ton als der Temperenzler und Muder angeschlagen wird (Nun und nimmer! Ebr.), so werde ich öffentlich dagegen auftreten. (Und dann? Ebr.) Es unterzeichnet sich (als Bier-, Schnapps- und Weintrinker und dergleichen. Ebr.)

Carl Reintanz“ (Brrrrr! Ebr.).

## Die Sonntagsschule.

### Für Normalklassen.

#### XVI. Morgenländische Sitten und Gebräuche.

Versprechen gemäß geben wir hier noch eine Art Bibelleseübung über morgenländische Sitten und Gebräuche. Wir sind überzeugt, daß, wenn Normalklassen diese Stellen nachschlagen, und der Lehrer hie und da kurze Erklärungen mit einfließen läßt, so wird die Uebung außerordentlich lehrreich werden. Schrift mit Schrift zu erklären, ist auch in der Metherthumskunde ein stichhaltiger Grundfaß. Zur Sache:

8. Hirtenhäuser u. — 1. Mose 4, 20.; 24, 67.; 2. Mose 26, 12-14.; 36, 14.; Hohelied 1, 5.; Jer. 43, 10.; Apg. 7, 4. 5.; Hebr. 9, 8-10.

9. Hühner. — 1. Mose 19, 30.; 25, 9. 10.; 4. Mose 24, 21.; Josua 10, 16.; 1. Sam. 13, 6.; Richter 6, 2.; Hohelied 2, 4.; Jes. 34, 13-15.

10. Sesseln und Positur. — 1. Könige 2, 19.; 10, 19.; 18, 42.; Matth. 21, 12.

11. Tisch, Essen u. — 1. Mose 18, 6-8.; 2. Kön. 3, 11.; Esther 1, 5-7.; Ruth 2, 14.; Amos 6, 4-7.; Matth. 9, 11.; 26, 23.; Mark 7, 3.; Joh. 12, 2. 3.; 13, 26.; Apg. 11, 3.

12. Betten. — 1. Mose 28, 11.; 2. Mose 22, 26. 27.; 5. Mose 3, 11.; Hiob 29, 3.; Ps. 121, 6.; Mark. 2, 9.; Joh. 5, 10.

13. Korn mahlen. — 2. Mose 11, 3.; Richter 16, 21.; Pred. 12, 4.; Matth. 24, 41.

14. Defen und Lampen. — 1. Sam. 3, 3.; Richter 7, 16-20.; Klagef. 5, 10.; Maleachi 4, 1.; Matth. 6, 30.; 25, 1. 3. 4. 7.; Luk. 12, 28.; Joh. 18, 3.

15. Wasser- und Weinschlänge. — Josua 9, 4-13.; Richter 4, 19.; Hiob 32, 19.; Ps. 56, 8.; 119, 83.; Matth. 9, 17.

16. Kleidung und Mode. — 1. Mose 3, 21.; Sprüche 31, 13. 22.; Luk. 16, 19.; Richter 8, 26.; 1. Mose 37, 3. 4.; Ps. 45, 13. 14.; 5. Mose 24, 13.; Ruth 3, 15.; 2. Mose 12, 34.; Luk. 6, 29.; Joh. 19, 23.; 1. Mose 27, 15.; Luk. 15, 22.; Matth. 21, 8.; Hiob 16, 15.; Joel 1, 8.; Matth. 9, 20.; 23, 5.; Sprüche 31, 24.; Jes. 5, 27.; 1. Petr. 1, 13.; Jes. 3, 18-23.; 1. Cor. 11, 15.; 1. Pet. 3, 3.; 1. Tim. 2, 9.; 2. Röm. 9, 30.; 1. Cor. 11, 14. 15.; 2. Sam. 14, 25. 26.; 18, 9.; Hiob 1, 20.; Esra 9, 3.; 2. Mose 3, 5.; Josua 5, 15.; 2. Sam. 1, 10.; Esther 3, 10.; Dan. 6, 17.; Jes. 3, 18.; 1. Mose 37, 29. 34.; Matth. 26, 65.; Apg. 19, 14.

17. Reisen. — Luk. 2, 42-44.; 1. Mose 43, 21.; Luk. 2, 7;

1. Mos. 18, 1–8; Hebr. 13, 2; Matth. 25, 35.; 1. Pet. 4, 9; 2. Rön. 4, 22–25.; Apg. 8, 28.; 1. Mose 24, 61–64.

18. B e s u c h e. — 1. Mose 18, 4; 19, 2; 24, 31.; Luk. 7, 44.; Joh. 13, 4–5.

Wie wir oben schon erwähnten, so wiederholen wir, eine Normalklasse, oder selbst eine Klasse von erwachsenen Sonntagsschülern, könnte sich sicherlich keinen vernünftigeren Abend bereiten, als mit ihrem Prediger oder Superintendenten diese Stellen über morgenländische Sitten und Gebräuche durchzugehen. Die meisten Stellen sind sehr schlagend. Man mache den Versuch. Später weiteres.

### Ist die Sonntagsschule von Gott oder von Menschen?

**I**st dieselbe aus Gott ist, sehen wir:

1. In ihrem Ursprung. Es sind über hundert Jahre seit das Sonntagsschulwerk ordnungsmäßig seinen Anfang genommen hat. Wohl waren schon im 16. und 17. Jahrhundert Sonntagsschulen in Existenz, doch kaum nach jetzigem Stpl. Die westliche Grafschaft Gloucester, England, wird allgemein als Anfangsort der Sonntagsschule anerkannt. Gott der Herr hat dieselbe durch seine Vorsehung, durch einfache Mittel, unter ungünstigen Umständen und den Kindern armer Fabrikarbeiter aufblühen lassen. Die Nothwendigkeit der Schule lag in dem verwahrlosten Zustande dieser Kinder; und so lenkte der liebe Gott das Herz des gütigen Philanthropen R. Raites, sich dieser Menge von kleinen Straßenwanderern anzunehmen.

2. An dem Widerstand von Seiten der Welt. Wenn wir den Widerstand, welcher die Sonntagsschule schon erdulden mußte, betrachten, so ist es uns ein Wunder, daß derselbe nicht noch größer war. In früheren Jahren waren viele Leute dieser Sache bitter feind, und ich hörte sogar einen Mann einmal sagen: „Sonntagsschulen sind gefährliche Pläze, weil sie von den Methodisten gehalten werden.“ Es ist die Sonntagsschule dessenungeachtet eine gute Sache und daher aus Gott, mithin kann man nur Widerstand von der Welt und dem Bösen erwarten.

3. An ihrem Zweck. Der Zweck damals war ein guter, und er ist es heute noch. Raites wünschte nur Gutes zu stiften für die Jugend. Es ist möglich, einen guten Zweck im Augenmerk zu haben, aber denselben doch nicht zu erreichen. Die Sonntagsschule aber hat ihren ursprünglichen Zweck jedoch erreicht und erreicht denselben besonders in jetziger Zeit, obwohl Manches noch verbessert werden könnte. Gott ist eben in der Sache, denn das Ende aller Anstrengung im Werk ist die Vereblung der Jugend. Wäre das Sonntagsschulwerk nicht, so wäre die Welt doch da mit ihrer schmutzigen Literatur etc. und würde die Jugend ohne irgend welche religiöse Auszubildung aufwachsen lassen. Wir fragen: Wo wäre unsere Jugend heute? Hingerissen vom Bösen, und keine Rettung wäre mehr möglich. Die Sonntagsschule ziert, lockt, festsetzt; sie beeinflusst das Familienleben, bewahrt christliche Gesellschaft und gewinnt die Jugend für die Kirche. Denke an Staatsmänner unter Andern, die in der Sonntagsschule religiös gebildet wurden; sie segnen das Geschlecht und benehmen die ersten religiösen Eindrücke in der Sonntagsschule bekommen zu haben. Keine Feder kann den Segen beschreiben; die Ewigkeit wird denselben erst in seiner Tragweite offenbaren. Der Herr ist im Lager, seine Sache siegt. Er ist mit dem Sonntagsschulwerke ebenso wohl heute, als er mit der Reformation zu Luther's Zeit war.

4. An ihrer wunderbaren Ausbreitung. „Ist es aus Gott,

so könntet ihr es nicht dämpfen,“ heißt es. England allein zählt ein Heer von ungefähr 300,000 Sonntagsschullehrern mit 3,000,000 Sonntagsschülern. Und welche eine Zahl von Arbeitern sind in andern Ländern, die an dieser herrlichen Arbeit theilhaftig sind! Hundert Jahre hat sich die Sonntagsschule schon ausgebreitet und bewährt. Ich meine aber besonders die Art und Weise der Ausbreitung. Nicht wie ein wilder Sturm, der vorüber braust und nur Schaden zurück läßt. Nein! Auf der Sonntagsschule im Ganzen ruht der Segen des Herrn. Sie bekundet Gebet, Ernst, Muth, Glauben, Liebe, Verleugnung, und dies ist Beweis, daß die Sache von Gott ist. Ist nun die Sonntagsschule aus Gott, so haben wir besondere Verpflichtungen ihr gegenüber auf uns, und zwar:

1) Die der Dankbarkeit. Dankbar sollten wir alle sein für das Vorrecht, in der Sonntagsschule arbeiten zu dürfen. Gott legt uns große Ehre bei, indem er uns als seine Werkzeuge gebrauchen will in der Sonntagsschule. Lieber Lehrer! überlege dein großes Vorrecht und sei herzlich dankbar. Ja, wir wollen alle Gott innig loben für das erhabene Werk.

2) Der Arbeit. Komm und werde ein Arbeiter in der Sonntagsschule. Uebe Fleiß, sei thätig und halte an, so wirst du den Segen selbst genießen. Das Werk erheischt es; es ist deine heilige Pflicht als Glied der Kirche. Will es öfters nicht recht gehen, so mache es wie Luther und bete: „Herr, es ist deine Sache, führe sie selber hinaus!“

3) Der Selbstausbildung. Ein Sonntagsschularbeiter muß viel lesen und forschen. Er hat besondere Fähigkeit und Ausrüstung nöthig. Seine Pflicht ist heilig, und sein Charakter muß derselben angemessen sein. Auch muß er in christlicher Erfahrung stets wachsen, durch Beten und Ringen um Gnade recht tüchtig zu werden, die Jugend zu unterrichten. Möge der liebe Gott seine Sache segnen und uns als Werkzeuge zu deren reichlicher Ausbreitung in Gnaden gebrauchen, um seines Namens willen! Amen.

S a l. Weber.

### Das Bedürfnis der Jugendbildung, und wer soll sich daran theilhaben?

#### I.

**U**nter Bildung im Allgemeinen verstehen wir die Vereblung des Menschen nach allen seinen natürlichen und geistigen Anlagen und Fähigkeiten. Als der Mensch aus der Hand Gottes hervorging, besaß er einen hohen Grad von Bildung. Ja, er stand auf der höchsten erreichbaren Bildungsstufe; er ist aber auf dieser hohen Bildungsstufe nicht stehen geblieben. Der Mensch fiel! Und mit seinem Fall ging ihm auch dieser hohe Bildungsgrad verloren. Jedoch, die Fähigkeit, denselben wieder zu besitzen, blieb ihm — sonst wäre der Mensch ein Thier geworden.

Wenn nun in unserer Ueberschrift von einem Bedürfnis der Jugendbildung die Rede ist, so müssen wir doch wohl die Ursache dieses Bedürfnisses hauptsächlich in oben angedeutetem Fall des Menschen suchen. Der Mensch, dessen Herz böse ist von Jugend auf, ist von Hause aus aller Bildung bar. Eine andere Ursache für die Jugendbildung dürfte wohl die Thatfache sein, daß die Jugend für Bildung empfänglicher und fähiger ist, als das Alter. Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Was H ä n s c h e n nicht lernt, lernt H a n s nimmermehr.“ Auch ist es Thatfache, daß Gewohnheiten, die man in der Jugend sich angewöhnt, durchs ganze Leben mehr oder weniger haften. Auch Gottes Wort bestätigt dieses: „Wie man



einen Knaben gewöhnt, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird.“ Wir wollen daher einige Hauptpunkte der Jugendbildung hervorheben, und dieselbe in vier Klassen einteilen, nemlich in gesellschaftliche, wissenschaftliche, sittliche und religiöse. Obgleich eine wahrhaft gebildete Person obige vier Klassen in sich vereinigen sollte, ja nach meinem Dafürhalten, vereinigen muß, wenn sie auf wahre Bildung Anspruch machen will; so finden wir doch häufig, daß Männer, denen man Wissenschaft nicht absprechen kann, rechte Grobians und Flegel sind, und wohl zu den unsittlichsten Menschen zu zählen sind. Ebenso gibt es Menschen, die recht sittlich sind, denen aber doch die wahre Religion fehlt. Daher obige Einteilung.

Wissenschaftlich gebildet ist eine Person, wenn sie im Rechnen, Schreiben, Lesen, Sprache, Mathematik, Geographie, Literatur, Astronomie, Geologie u. s. w. eine gewisse Fertigkeit besitzt. Der Bildungsgrad in dieser Klasse wird durch die Zahl der erlernten wissenschaftlichen Zweige oder Fächer, ihrer Bedeutung nach, und durch die Gründlichkeit mit der man sie erfaßt hat, bestimmt.

Unter gesellschaftlicher Bildung verstehen wir das Vermögen, in der menschlichen Gesellschaft oder in gesellschaftlichen Kreisen, sich auf eine anständige und manierliche Weise zu bewegen und an den Unterhaltungen Theil nehmen zu können. Einige Haupteigenschaften gesellschaftlicher Bildung sind: Höflichkeit, Bescheidenheit, Zutorkommenheit, Anständigkeit, Manierlichkeit, Mäßigkeit u. s. w. Ein wenig mehr Deutlichkeit mag hier in Ordnung sein. Es gehört nemlich zur gesellschaftlichen Bildung, daß man zwei oder mehrere im Gespräch begriffene Personen nicht unnötiger Weise stört, oder ihre Unterredung unterbricht; sondern bescheiden wartet, bis sie dieselbe beendet haben, oder sich eine günstige Gelegenheit bietet, wo man sein Anliegen vortragen kann.

Dieser Zug gesellschaftlicher Bildung sollte, kann und muß auch auf kirchliche Verhältnisse angewandt werden. Christen versammeln sich im Hause Gottes, um unter Anderem auch eine Unterredung mit ihrem Gott anzuknüpfen, und diese Unterredung sollte durchaus nicht auf eine unnötige Weise gestört werden. Personen, die zu spät kommen, um am Gebet Theil nehmen zu können, sollten, wenn es nur immer die Witterung erlaubt, vor der Thür oder in der Halle (wenn eine vorhanden ist) warten, bis die Gemeinde ihre Unterredung mit ihrem Gott beendet hat. Kann dieses nicht geschehen aus oben angegebener Ursache, so sollte man so geräuschlos wie möglich eintreten, einsteilen den nächsten Platz, der sich darbietet, einnehmen, oder bei der Thür verweilen, bis das Gebet beendet ist. Viele beweisen hierin wenig Bildung, indem sie (während die Gemeinde mit ihrem Gott redet) unvorsichtig und geräuschvoll die Thür öffnen, und dann — *Platsch! Platsch! Platsch!* — von einem Ende der Kirche bis zum anderen traben — als wenn die Pferde in den Stall gehen.

Auch wird häufig das Gebet durch lautes Reden oder Schwätzen gestört u. s. w.

Das dieser Bildungszug mancher jugendlichen Person noch fehlt, hat meistens wohl nur seine Ursache in dem Mangel an Unterricht und Unterweisung in dieser Beziehung; seltener in Stolz und Hochmuth, der sich sehen und hören lassen will, oder Bosheit, die nuthwilliger Weise zu stören sucht.

Die dritte Klasse — die sittliche oder moralische Bildung besteht in einer angenommenen Weise und Lebensart, wo man in Geberden, Reden, ja, in allem Thun und Handeln etwas Anständiges an sich hat.

Hauptzüge sittlicher Bildung sind etwa folgende: Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Freundlichkeit, Friedfertigkeit, Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe u. s. w. Einer wahrhaft sittlich gebildeten Person sind Lügen, unaufrichtige und unehrliche Handlungen verabscheuungswürdige Dinge. Ebenso bedient sie sich keiner gemeinen, das Scham und Zartgefühl Anderer verletzenden Redensarten. C. F. Braun.

### Die beste Weise, die erforderlichen Mittel zur Betreibung der Sonntagschule zu sichern.

Daß zur Betreibung der S.-Schule Mittel nothwendig sind, ist einleuchtend, denn zum Fortbestand eines Dinges sind neue Gebilde erforderlich.

Die Frage mag aber hier gemacht werden: Was verstehen wir unter den erforderlichen Mitteln? — Antwort:

1. Lehrkräfte, das ist ein Lehrpersonal, das die Prinzipien: Liebe, Glaube, Geduld u. s. w. in seinem Banner trägt. Ohne gute Beamten und Lehrer kann keine Sonntagschule bestehen und betrieben werden, und wenn auch die Kasse derselben mit viel Geld bereichert und ein stehender Finanz-Fond vorhanden wäre.

2. Geld. Will man in der Jetztzeit eine S.-Schule erfolgreich betreiben, so sollte dieselbe mit einem einladenden Lokal, mit einer Orgel, Wandtafel, sowie mit Zeitschriften als Kinderfreund, S. S. Messenger, Lectiionsheften, Lämmerweide, Kleinkinderlehrer u. s. w. versehen sein. Dann mit guten Büchern, als: Bibeln, Gesangbüchern, Lese- und Buchstabirbüchern und sonstigen guten Büchern, um eine Bibliothek zu bilden. Auch eine Wandkarte ist zu empfehlen. Sowie christliche Feste, als: Christifeste, Ausflüge im Sommer u. s. w. Dieses Alles kostet Geld, viel Geld!

Die beste Weise, um die erforderlichen Mittel zu sichern, ist:

a) Der Prediger soll ein Vorbild der Herde sein. Er soll seine Gemeinde zur fleißigen und gewissenhaften Theilnahme an der S.-Schule durch Wort und Beispiel aufmuntern. Ein Prediger muß ein Vorbild guter Werke sein. Thaten reden lauter als Worte. Wie der Hirt, so die Herde. Der Glaube ohne Werke ist todt.

b) Der Prediger soll nicht nur einmal des Jahres eine S.-Schulpredigt halten, sondern durch Pastoralbesuche den Gliedern ihre heilige Pflicht, dieses Institut betreffend, klar machen. Das wird sich als lohnend erweisen. Möge doch die irrige Auffassung, als sei die S.-Schule nur Sache des Predigers und der Beamten baldigst schwinden! Durch Privat-Unterredung und Aufmunterung werden oft Herzen und Geldbörsen geöffnet, und dieser Pflanzschule der Kirche die nöthigen Mittel zum künftigen Gedeihen zugeführt. Aber auch Anhänglichkeit zu derselben erweckt, daß Viele sagen: „Ich liebe die S.-Schule so gut, daß ich wünsche, sie lebe noch lange, selbst wenn ich nicht mehr hier bin.“

3. Gehört zu der besten Weise, als Folgerung der zwei angeführten Punkte — Summa Summarum — folgender Plan: Fehlt es an Lehrkräften, so rede man die frömmsten und fähigsten Personen an, als Lehrer zu dienen. Was Zureden vermag, darüber siehe die 14jährige israelitische Dirne, den Syrer Naeman, Philippum, den Nathanael.

Fehlt es an Geld, an systematischer Unterstützung, und reicht die sonntägliche Penny-Collekte nicht aus, um die Auslagen zu decken, so nehme man eine Liste, die Namen aller Glieder, auch des Predigers Namen, enthaltend, und gehe mit derselben zu einem jeden Gliede und frage, wie viel es für die-

sen nobeln Zweck im Laufe des Jahres zu bezahlen geneigt sei, welche Summe man dem Namen gegenüber auf der Liste verzeichne. Dieses ist nicht nur für diesen, sondern auch für andere Zwecke eine der erfolgreichsten Weisen, Gelder zu sichern, und übertrifft das Geben einer für diesen Zweck anberaumten Collette, sowie den Reimertag abgehaltener Concerte, Pic-Nics u. s. w. Zwar mag es Fälle geben, wo die Worte: „Keine Regel ohne Ausnahme,“ ihre Anwendung finden.

Wo thunlich sei noch Folgendes empfohlen und betont: Man veranstaltet zur Einsammlung dieser Beiträge monatliche, oder vierteljährliche, oder halbjährliche — je nach Um-

ständen — Geschäftsversammlungen, bei welchen Versammlungen ein Theil oder die ganze verzeichnete Geldsumme, je nachdem man kann, verabreicht, und andere Geschäfte zum Besten der S.-Schule verrichtet werden mögen. Und soll das Kind einen Namen haben, so heiße man es: Gemeinde-Sonntagschul-Verein.

Gedachte Weise und angeführte Pläne haben sich als zweckentsprechend bewiesen, und das Ergebniß dargestellt, daß, mit Einschluß der sonntäglichen Penny-Collekten, die erforderlichen Mittel zum Betrieb der S.-Schulsache leicht gesichert werden können. A. Lüscher.

### Drittes Quartal.

## Sonntagschul-Lektionen.

### Der unfruchtbare Feigenbaum.

#### 6. Lektion: Markus 11, 12-23. — Sonntag den 6. August 1882.

12. Und des anderen Tages, da sie von Bethanien gingen, hungerte ihn.

13. Und er sah einen Feigenbaum von ferne, der Blätter hatte; da trat er hinzu, ob er etwas darauf fände. Und da er hinzu kam, fand er nichts, denn nur Blätter, denn es war noch nicht Zeit, daß Feigen sein sollten.

14. Und Jesus antwortete, und sprach zu ihm: Nun esse von dir Niemand keine Frucht ewiglich! Und seine Jünger hörten das.

15. Und sie kamen gen Jerusalem. Und Jesus ging in den Tempel, fing an, und trieb aus die Verkäufer und Käufer in dem Tempel; und die Tische der Wechsler, und die Stühle der Taubenkrämer stieß er um;

16. Und ließ nicht zu, daß Jemand etwas durch den Tempel trüge.

17. Und er lehrte, und sprach zu ihnen: Stehet nicht geschrie-

**Haupttext:** Darinnen wird mein Vater geehret, daß ihr viele Frucht bringet. — Joh. 15, 8.

(Parallelen: Matth. 21, 18-21.; Lukas 19, 45-48.)

**Erklärung.** — Vers 12-14. Die Nacht nach dem glorreichen Einzuge in Jerusalem verbrachte unser Heiland in Bethanien, einem kleinen Dorfe an dem östlichen Abhange des Delberges, etwa zwei Meilen östlich von Jerusalem. Bethanien war die Heimath des Lazarus und seiner Schwestern Martha und Maria, in deren gastliche Wohnung Jesus öfter verweilte. Bethanien ist jetzt ein unbedeutender Ort mit vernachlässigten Hütten. Es ist umgeben von Feigen-, Datteln- und Delbäumen. Wahrscheinlich war Jesus bei Lazarus und seinen Schwestern über Nacht zur Herberge gewesen. Da die Morgenländer ihr Morgenessen gewöhnlich erst um neun Uhr hatten, und Jesus schon frühe Bethanien verließ, um nach Jerusalem zu gehen, so hungerte ihn. Die Ursache, warum er sich nicht erst labte, ehe er die Reise antrat, war, weil es als unanständig betrachtet wurde, wenn Jemand vor dem Morgenopfer, welches um neun Uhr dargebracht wurde, etwas genoß. Andere Bibelausleger meinen jedoch auch, daß Christus die Nacht unter freiem Himmel im Gebet zugebracht hatte. Während ihn hungerte, sah er einen Feigenbaum. Derselbe stand wahrscheinlich allein und hatte einen ungewöhnlichen Blätterreichtum. Es war dies Anfangs April, da alle anderen Bäume dieser Art noch kahl waren. Da nun das Vorhandensein der Blätter stets das Anzeichen von Feigen war bei allen fruchtbaren Feigenbäumen, so ging Christus zu ihm, um Frucht zu suchen. Da derselbe jedoch ein unfruchtbarer Baum war, so verfluchte ihn Christus. Markus bemerkt: „Es war noch nicht Zeit, daß Feigen sein sollten.“ Dieses zeigt uns, daß Christus diesen Baum nach seinen Blättern beurtheilte, und ihn nur verfluchte, da er sah, daß derselbe im Wesen nicht mit der äußeren Form übereinstimmte. Weiter können wir diese Worte auf die allgemeine Erntezeit der Feigen anwenden, welche im

ben: Mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern? Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.

18. Und es kam vor die Schriftgelehrten und Hohenpriester; und sie trachteten, wie sie ihn umbrächten. Sie fürchteten sich aber vor ihm, denn alles Volk wunderte sich seiner Lehre.

19. Und des Abends ging er hinaus vor die Stadt.

20. Und am Morgen gingen sie vorüber, und sahen den Feigenbaum, daß er verdorret war, bis auf die Wurzel.

21. Und Petrus gedachte daran, und sprach zu ihm: Rabbi, siehe, der Feigenbaum, den du verflucht hast, ist verdorret.

22. Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: Habt Glauben an Gott.

23. Wahrlich, ich sage euch, wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich, und wirf dich ins Meer, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt, so wird es ihm geschehen, was er sagt.

August war. Aber es gab eine Art Frühfeige, die im südlichen Palästina schon im April zur Reife kam. Dieser Baum gehörte wahrscheinlich zu der Sorte der Frühfeigen. (Siehe Johel. 2, 11-13.) Dieser Feigenbaum repräsentirt das israelitische Volk: Die Blätter an demselben bezeichnen die äußeren Formen dieses Volkes, welche Zeichen der waren Früchte des Volkes Gottes sein sollten. Unser Heiland kam zu diesem Volke, um die Früchte zu suchen, welche in Liebe, Freude, Friede u. s. w. bestehen (Gal. 5, 22.); aber er fand sie nicht. Israel, der blätterreiche aber unfruchtbare Feigenbaum, verdorrete daher. Gottes Reich wurde von demselben genommen und den Heiden gegeben.

Vers 15-18. Den Tag zuvor hatte Jesus sich alles im Tempel angesehen. Heute, am Montag, kam er wieder zu demselben, zu seines Vaters Haus. Dasselbe glied der jüdischen Nation. Der Tempel, der große Nachfolger der Stiftshütte, war eines der prächtigsten Gebäude, die je die Hand der Menschen errichtet hat. Er zerfiel, wie die Stiftshütte, in drei Theile: den Vorhof, das Heiligthum und das Allerheiligste. Der Vorhof war wiederum in zwei Theile getheilt, in den Vorhof der Heiden und in den eigentlichen Vorhof. Die Scene der heutigen Lektion trug sich in dem äußeren Vorhof zu. Derselbe wurde nemlich von den stolzen Pharisäern gering geschätzt, weil derselbe von den Heiden betreten werden durfte. Aber nach 1. Kbn. 8, 41-43. war auch dieser Ort eine Stätte der Anbetung. (Siehe auch Jes. 56, 7.) Diese Stätte wurde von den tugendtreibenden Juden als ein Kaufhaus gebraucht. Sie boten darin Tauben feil zum Opfern, und sie wechselten darin das Geld. Es war nemlich ungesetzlich, die Tempelgabe in fremder Münze zu bezahlen. Weiter kauften und verkauften sie darin Opferthiere, den Weibrauch, Oel und Wein, welche man bei Opfern gebrauchte. Nach Joh. 2, 14-16. hatte Jesus so-



gleich beim Antritt seines Lehramtes diesen Mißbrauch des Hauses Gottes öffentlich bestraft. Allein während der Zeit von drei Jahren war er wieder eingerissen, und somit war Christus genöthigt, eine zweite Reinigung vorzunehmen. Diese Austreibung der schädlichen Juden war schon in Jer. 7, 11. erwähnt. Der Eifer, der Christum beim Anblick solcher Entheiligung ergriff, ging nicht aus einer leidenschaftlichen Gewaltthätigkeit hervor, sondern aus dem Gefühl der Pflicht, welche er als der Messias Israels gegenüber den Entheiligern des Tempels hatte. Sie hatten ihn zur Mördergrube gemacht. Diese Käufer, Verkäufer u. i. w. benutzten den Tempel als eine Freistadt, für ihr gottloses Wesen. Hier fraßen sie die Häuser der Wittwen und Weisen unter dem Scheine der Frömmigkeit. Matthäus berichtet, daß Christus im Tempel einen Blinden und Lahmen heilte, und daß die Kinder Hosianna sangen. Die Obersten in Israel aber suchten ihn zu tödten. Dieses hatten sie schon vorher beschloßen (Joh. 11, 53.); die Austreibung der Tempelverunreiniger, wodurch sie selbst verdammt wurden, steigerte ihren Haß noch. Allein die Furcht vor dem Volke verhinderte, daß sie schon jetzt die Hände an ihn legten.

Vers 19–23. Den Abend nach der Tempelreinigung brachte Jesus wieder in oder nahe bei Bethanien. In Jerusalem war er nicht sicher über Nacht. Den darauffolgenden Morgen, am Dienstag, kam er mit seinen Jüngern wieder zu dem von ihm verfluchten Feigenbaum. Wie sich nun die Jünger darüber verwunderten, daß derselbe so bald verdorret sei (er war von der Wurzel aus dürr geworden), gab ihnen Jesus eine herrliche Lektion über die Kraft des Glaubens. Dieser Feigenbaum war durch den Anspruch Jesu verdorret. Jesus lehrt nun, daß wenn wir Glauben an Gott haben, daß auch darin Alles geschehen soll, was wir verlangen. Hierbei ist zu merken, daß Alles, was wir im Glauben verlangen, zu unserem und unserer Mitmenschen Wohl dient und zu Gottes Ehre gereicht; daher ist dasselbe in Harmonie mit dem Willen Gottes. Was Gott bitten heißt, das gibt er; aber er gibt es uns nur durch den Glauben. Es liegt also an unserem Glauben, ob wir das erlangen, was Gott uns verheißen hat; aber der wahre Glaube bringt auch nur solche Bitten vor Gott, die Erhörung finden.

**Lehre.** — 1. Wenn Gott uns die Mittel an Hand gibt, Früchte zu tragen für das ewige Leben und wir selbst durch äußere Formen vorgeben, diese Frucht zu bringen, so erwarten Gott und unsere Mitmenschen nicht nur Blätter, Bekenntniß, sondern Werke des Glaubens und der Liebe. — 2. Die Strafe, welche Gott über ein unfruchtbares Volk verhängt, ist, daß er demselben die reichen Segnungen seines Reiches entzieht, und sie anderen Völkern gibt. — 3. Nicht nur der sichtbare Tempel muß gereinigt werden, sondern die Hauptsache ist, daß zuerst der unsichtbare Tempel Gottes (die Kirche Christi und unsere Herzen) rein ist; hiernach aber sollte man auch zusehen, daß das Gebäude des öffentlichen Gottesdienstes frei ist für alle Anbeter, und nie verunreinigt wird durch Kaufen und Verkaufen, Essen und Trinken. — 4. Christus gibt allen seinen Nachfolgern Kraft durch den Glauben Berge zu versetzen, das heißt, alle Widerwärtigkeiten in ihrem christlichen Lebenslauf hinwegzuräumen. Wir haben hier zu merken, daß Christus diese Kraft nicht mittllich zu verderben, sondern zu besorgen.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Lehrer findet in der Lektion wichtige Wahrheiten illustriert. Erstens wird gezeigt, durch den unfruchtbaren Feigenbaum und den verunreinigten Tempel, wie man die Snabengaben Gottes mißbrauchen kann. Gott ist nicht zufrieden mit den äußeren Formen der Religion; er will, wir sollen die wahren Früchte des Geistes bringen; Gottes Tempel soll rein und ganz zu seiner Verehrung geweiht

sein. Zweitens ist hier die Strafe der Unfruchtbarkeit geschildert. Der unfruchtbare Feigenbaum wurde verflucht und verdorrete; der Tempel, das verunreinigte Heiligthum der Juden, hörte auf Gottes Wohnung zu sein und wurde bald darnach zerstört: so geht es dem Volk und dem Menschen, welche die Gnade Gottes, die er uns durch Christum erworben hat, mißbrauchen, die anstatt reines Herzens und reich an guten Werken zu werden, nur die äußeren Formen der Religion besitzen. Drittens ist hier deutlich gemacht, wodurch man die wahre Kraft theilhaftig wird, Frucht zu bringen, — durch den Glauben, welcher Berge versetzt, d. h. die größten Hindernisse wegräumt.

**Kleinkinderklasse.** — Auf dem Bilde des Kleinkinderlehrers finden wir zuerst einen herrlich aussehenden Zweig mit vielen Blättern; aber es ist keine einzige Frucht daran. Unten auf dem Bilde sind weiter liebliche Früchte zu sehen. Man zeige den Kleinen durch dieses Bild, daß Jesus einmal kam und Frucht suchte; ja, daß er noch stets kommt, um dieselbe zu suchen. Die Frage ist jetzt: Was findet unser Heiland bei uns? Blätter oder Frucht? — Was ist das Beste: Blätter oder Frucht? — Was wollen wir bringen?

**Illustration.** — Ein fauler Baum. — In Bunhans Bilderreise nach dem Berge Zion, wird uns erzählt, daß „Ausleger“ die Pilger in seinen Garten nahm und sie zu einem Baume führte, dessen Innenbundes ganz verfault und hohl war, und doch wuchs er und hatte Blätter. Da fragte „Barmherzig“: „Was bedeutet dies?“ „Dieser Baum“, sagte er, dessen Auswendiges ein schönes Ansehen hat, während er inwendig faul ist, ist ein Bild vieler, die in dem Garten Gottes sind; die mit dem Munde Gott hoch preisen, aber in der That nichts für ihn thun wollen; deren Blätter schön aussehen, aber ihr Herz taugt zu nichts, als zum Zunder für des Teufels Zunderbüchse.



**Wandtafelserklärung.** — Diese Tafel stellt unseren Blicken einen Baum dar, der dem Verderben geweiht ist. Blicke durchzuden die gewitterschwangere Luft und entladen sich über seinem Wipfel. Und warum ist der Baum dem Verderben geweiht? Ah! er trägt nur Blätter, keine Früchte; steht er wohl in keinem guten Grund? Ist es noch nicht Zeit, daß man Früchte sammle? Ja, alles das. Eben deshalb der Fluch. Der Baum ist ein Bild des jüdischen Volks und vieler Befenner des Christenthums. Äußerliches Bekenntniß, guter Anfang, gute Vorsätze, kurz, Scheinreligion ist alles, was sie besitzen. Wehe ihnen! Wie steht's mit dir, mit eurer Schule?

## Gebet und Vergebung.

### 7. Lektion: Markus 11, 24–33. — Sonntag den 13. August 1882.

24. Darum sage ich euch: Alles, was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet; so wird es euch werden.

25. Und wenn ihr stehet und betet, so vergebet, wo ihr etwas wider Jemand habt, auf daß auch euer Vater im Himmel euch vergebe eure Fehler.

26. Wenn ihr aber nicht vergeben werdet, so wird euch euer Vater, der im Himmel ist, eure Fehler nicht vergeben.

27. Und sie kamen abermal gen Jerusalem. Und da er in den Tempel ging, kamen zu ihm die Hohenpriester und Schriftgelehrten, und die Aeltesten,



28. Und sprachen zu ihm: Aus was für Macht thust du das? Und wer hat dir die Macht gegeben, daß du solches thust?

29. Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: Ich will euch auch ein Wort fragen; antwortet mir, so will ich euch sagen, aus was für Macht ich das thue.

30. Die Taufe Johannis, war sie vom Himmel, oder von Menschen? Antwortet mir.

31. Und sie gedachten bei sich selbst, und sprachen: Sagen

**Haupttext:** Und vergib uns unsere Schulden, wie

(Parallelen: Matth. 21, 22-27; Lukas 20, 1-8.)

**Erklärung.**—I. Gebet und Vergebung.—Vers 24-26. Unsere vorige Lektion schloß mit der herrlichen Verheißung, daß dem Glauben alles unterthan sein soll. Dieser Gedanke wird am Anfang unserer heutigen Lektion fortgeführt. Christus zeigt hier recht deutlich, daß der Glaube ungetrüblich von dem Gebete ist. Rambach sagt: „Das Gebet ist die Sprache des Glaubens, und der Glaube die Seele des Gebets.“ Es gibt kein gläubiges Gebieten: „Geh dich auf und wirf dich ins Meer!“ ohne ein bittendes Ergreifen der Allmacht Gottes. Unser Heiland setzt uns gar kein Ziel in den Dingen, welche wir durch das gläubige Gebet erhalten sollen. Er sagt einfach: „Alles.“—Dieses sagt große Dinge und kleine Dinge in sich, geistliche Sachen und leibliche, irdische und himmlische, zeitliche und ewige; Segnungen für uns selbst und für andere. Nach der allgemein gebrauchten Uebersetzung erwartet der Glaube die Dinge, wofür man betet; nach der neu revidierten Uebersetzung aber besitzt der Glaube schon dieselben. Sie gibt es: „Alle Dinge, wofür ihr immer bitten möget in eurem Gebet, glaubet, daß ihr sie empfangen habt, und ihr sollt sie haben.“ Die große Frage hier ist: Wie kann man glauben etwas erhalten zu haben, was noch in der Zukunft liegt? Antwort: Der Glaube nimmt das Wort Gottes als Versicherung für diese Dinge und ruht in der festen Zuversicht, daß Gott nicht lügen kann. Durch diesen Glauben versiegeln wir, daß Gott wahrhaftig ist. Diesem Glauben drückt Gott sein Siegel auf, indem er alles schenkt, was wir in ihm bitten und ergreifen. Dieser Glaube aber existirt nur da, wo das Herz frei ist von aller Unarmherzigkeit. Gerade so, wie wir unseren Mitmenschen behandeln, behandelt uns Gott. Wir haben dies jedoch nicht so zu verstehen, als wenn wir uns Gottes Gnade auf diese Weise verdienen müssen und können; sondern unsere Herzensgesinnung gegen unsere Mitmenschen zeigt uns das Verhältniß zwischen Gott und uns. Ist unser Herz durch das Gebet des Glaubens nicht mit Liebe gegen unsere Mitmenschen erfüllt worden, so hatte das Gebet keinen Werth vor Gott; der Glaube war todt, denn in Christo Jesu gilt nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist. Ohne diese Liebe, die gern vergibt, werden wir, wie der Schalksknecht, von Gottes Gnade ausgeschlossen. (Gal. 5, 6; Matth. 18, 21-35.) Kinder Gottes sollen sein wie Gott. (Matth. 5, 44-48.) Diese Worte zeigen klar, daß Streit und Unreinigkeit zwischen Brüdern ihr geistliches Leben zerstört und ihren Glauben schwächt.

II. Die Unterredung im Tempel.—Vers 27-33. Durch den glorreichen Einzug Christi in Jerusalem und die Reinigung des Tempels waren die Leiter des israelitischen Volkes aufs höchste erbittert geworden. Denn sie gaben beständig vor über den Tempel zu wachen; Christus aber hatte durch seine Sanftlung und Rede gezeigt, daß sie das Haus Gottes zur Mordgrube gemacht hatten. Hierdurch war ihr Ruf beim Volke gefährdet. Die Wunder Jesu konnten sie nicht leugnen, seine Reden konnten sie nicht widerlegen. Sie vereinigten sich daher, um einen Angriff auf seine göttliche Autorität zu machen. Da Christus weder Priester noch Pharisäer, noch Zelot war, wie sie meinten, so hätte er kein Recht, sich solche Autorität anzumessen. Wer war der Rabbi, welcher ihn unterrichtet und autorisirt hatte? Wo war die Geistlichkeit, die ihn als Prophet und Lehrer anerkannt hatte? Jeder treue Knecht Christi und jeder Nachfolger des Lammes wird oft behandelt, wie sein Meister hier. Man erkennt ihre Autorität nicht an. Christus beantwortet diese Frage mit einer andern Frage: „Die Taufe Johannis, war sie vom Himmel, oder von Menschen?“ Unter der Taufe wollte Jesus die ganze Wirksamkeit Johannis des Täufers verstanden haben. Durch die Beantwortung dieser Frage war alles beantwortet. War Johannis ein Gesandter Gottes, so war Christus der Sohn Gottes, der Heiland und Retter der Welt. Denn Johannes

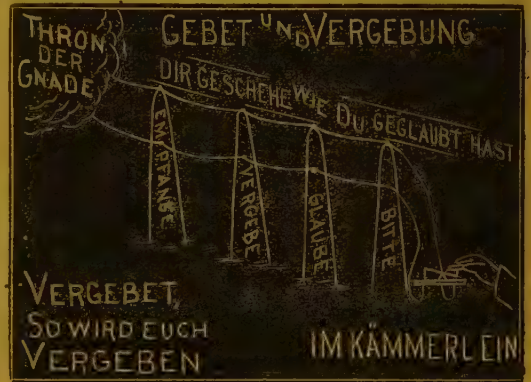
mir, sie war vom Himmel, so wird er sagen: Warum habt ihr ihm denn nicht geglaubt?

32. Sagen wir aber, sie war von Menschen, so fürchten wir uns vor dem Volk. Denn sie hielten alle, daß Johannes ein rechter Prophet wäre.

33. Und sie antworteten, und sprachen zu Jesu: Wir wissen es nicht. Und Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: So sage ich euch auch nicht, aus was für Macht ich solches thue.

mir unseren Schuldigern vergeben. — Matth. 6, 12.

hatte ihnen öffentlich verkündigt, daß Christus Gottes Sohn sei. (Siehe Joh. 1, 19-36.) Die Fragesteller befanden sich in einer kritischen Lage. Johannes der Täufer war ihnen ein Dorn im Auge gewesen. In Matth. 11, 18. erklärt Christus, daß sie sagten: „Er hat den Teufel.“ Ihn daher als einen Gesandten Gottes anzuerkennen und damit Christi Messiaschaft selbst zu bestätigen, das wollten sie nicht; denn es war ihnen ja nicht um die Wahrheit zu erkennen zu thun, sondern sie wollten Christum fangen. Aber sich öffentlich gegen Johannes zu erklären, dieses durften sie nicht thun wegen des Volkes. Nach Lukas 20, 6. sagten sie: „Sagen wir aber: von Menschen,“ so wird uns alles Volk steinigen, denn sie stehen darauf, daß Johannes ein Prophet sei.“ Sie durften also ihren wahren Charakter dem Volke nicht entlarven. Es blieb ihnen nur übrig, die Frage unbeantwortet zu lassen. Hierdurch war aber auch Christus der Verpflichtung enthoben, ihre Frage zu beantworten. Es wäre auch ganz vergeblich gewesen, da sie ja ihre Augen vor dem hellen Lichte des Evangeliums verschlossen hatten. Es war eine ähnliche Versuchung, wie die Zeichenforderung in Cap. 8, 11. 12.



**Wandtafelklärung.**—„Eine sonderbare Idee! Den Telegraph als Unterrichtsmittel für eine Sonntagsschule,“ sagt jemand. Nur zufrieden. Die Idee ist gut. Ueber Gebet und Vergebung handelt die Lektion. Der Telegraph soll hier das Gebet illustriren. Er verbindet Erde und Himmel. „Kämmerlein“ und „Gnadensthrone“ sind die beiden Termini. Bete, glaube, vergebe, empfang, steht auf den Pfosten, die hinauf führen; und: „Dir geschehe nach deinem Glauben,“ antwortet der Vater vom Throne herab. O wie schön! Aber Eins merke, den Pfosten: V e r g e b e. Ist an diesem etwas außer Ordnung, so hilft unten im Kämmerlein alles operiren nichts. Daher: vergebe, so wird dir vergeben. Operire!

**Lehre.**—1. Der wahre Glaube kennt gar keine Hindernisse, wo er von Gott geschenkt und von uns geübt wird, da ist die Beantwortung unseres Gebets gewiß. — 2. Der Glaube ist nicht so viel die Versicherung einer besonderen Gabe, als ein in der Liebe thätiges Vertrauen in die Güte, Weisheit und Macht Gottes. — 3. Gott beantwortet das gläubige Gebet: 1) Durch eine direkte Antwort, indem er sogleich dasjenige schenkt, um was man bittet; 2) dadurch, daß er uns etwas Besseres gibt an Stelle des Gebetenen, indem er es nach seiner Weisheit nicht für gut findet, uns die Bitte gerade zu schenken, wie wir erwarteten; 3) dadurch, daß er unseren Glauben stärkt, und wir in voller Zuversicht warten können, bis die Antwort selbst kommt. — 4. Wahre Gesandte Gottes werden über ihr Thun und Reden oft getadelt. — 5. Unser Heiland bezweckte durch seine



Frage, daß der feindliche Sinn der Obersten Israels gegen die wahren Gesandten des Herrn ihnen selbst und auch dem Volke offenbar wurde. Er schlug sie mit ihren eigenen Waffen.

**Anweisung für Lehrer.** — Der Hauptgegenstand der Lektion ist die Wichtigkeit des Glaubens im Gebet. Zum 1. suche der Lehrer zu fragen und zu erklären, was dieser Glaube in sich faßt. 2. Die Wichtigkeit desselben beim Gebet. Kein Gebet kann ohne Glauben Gott gefallen und Erhöhung finden; mit ihm aber findet jedes Gebet Erhöhung. 3. Zeige er, daß wir aber nur dann im Glauben beten können, wenn der Gegenstand unseres Gebets zur Ehre Gottes und zu unserem Wohl gereicht. Zum 4. ist nothwendig zu berühren, daß wenn wir wahren Glauben besitzen und bewahren wollen, so muß unser Herz recht gestimmt sein gegen unsere Mitmenschen. 5. Schildere er dann den Zustand derer, die keinen Glauben besitzen, wie der Unglaube die Menschen verblendet und zu Feinden Christi macht, und wie derselbe stets von der Wahrheit geschlagen wird.

**Kleinkinderklasse.** — Die Lektion ist den Kleinen also dargestellt. In der Mitte des Bildes des Kleinkinderlehrers sind zwei gefaltete Hände. Diese bringen eine merkwürdige Bitte zu Gott. Sie bitten um Vergebung. Vergebung brauchen wir alle. Vergebung braucht jedes Kind. Ohne Vergebung

sind wir alle verloren. Der liebe Gott hat auch allen Vergebung versprochen; aber er hat eine Bedingung gestellt. Er vergibt uns, wie wir vergeben. Daher müssen wir bitten: „Berge, wie ich verberge.“ Vergeben wir nicht, so können wir auch keine Vergebung von Gott erwarten, und unser Gebet ist Heuchelei.

**Illustration.** — Starker Glaube. — Als der Kurfürst von Hannover von dem britischen Parlament zum Nachfolger auf dem erledigten Thron ernannt wurde, machten mehrere Personen von hohem Stande Sr. Hoheit ihre Aufwartung, um zeitige Bitten einzulegen für die höchsten Aemter. Einige dieser Bitten wurden gewährt und jede schriftlich bestätigt. Zuletzt erschien auch ein Herr, welcher besonders um die Präsidentschaft über das Archiv ersuchte. Sein Wunsch wurde gewährt und ihm dieselbe Versicherung geboten, wie den andern; er bat aber, daß sich sein königlicher Geber dieser Mühe überhebe, denn sein Wort sei ihm doch das sicherste Pfand der Erhöhung seiner Bitte. Dies gefiel dem Kurfürsten so wohl, daß er sagte: „Dieser Herr erzeigt mir wirkliche Ehre, behandelt mich, wie einen König; und wer auch immer getäuscht werden wird, sein Wunsch soll gewißlich erfüllt werden.“ Auch wir ehren Gott, wenn wir sein Wort für unveränderliche Wahrheit halten.

## Die gottlosen Weingärtner.

### 8. Lektion: Markus 12, 1-12. — Sonntag den 20. August 1882.

1. Und er fing an zu ihnen durch Gleichnisse zu reden: Ein Mensch pflanzte einen Weinberg, und führte einen Zaun darum, und grub eine Kelter, und baute einen Thurm, und that ihn aus den Weingärtlern, und zog über Land.

2. Und sandte einen Knecht, da die Zeit kam, zu den Weingärtlern, daß er von den Weingärtlern nähme von der Frucht des Weinberges.

3. Sie nahmen ihn aber, und stäubten ihn, und ließen ihn leer von sich.

4. Aermal sandte er zu ihnen einen anderen Knecht; denselben zerwarfen sie den Kopf mit Steinen, und ließen ihn geschnitten von sich.

5. Aermal sandte er einen anderen; denselben tödteten sie: und viele andere, etliche stäubten sie, etliche tödteten sie.

6. Da hatte er noch einen einzigen Sohn, der war ihm lieb; den sandte er zum letzten auch zu ihnen, und sprach: Sie werden sich vor meinem Sohne scheuen.

7. Aber dieselben Weingärtner sprachen unter einander: Dies ist der Erbe; kommt, laßt uns ihn tödten, so wird das Erbe unser sein.

8. Und sie nahmen ihn, und tödteten ihn, und warfen ihn heraus vor den Weinberg.

9. Was wird nun der Herr des Weinberges thun? Er wird kommen, und die Weingärtner umbringen, und den Weinberg andern geben.

10. Habt ihr auch nicht gelesen die Schrift: Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden.

11. Von dem Herrn ist das geschehen, und es ist wunderbarlich vor unseren Augen.

12. Und sie trachteten darnach, wie sie ihn griffen, (und fürchteten sich doch vor dem Volk,) denn sie vernahmen, daß er auf sie dieses Gleichniß geredet hatte: und sie ließen ihn, und gingen davon.

**Haupttext:** Der Stein, den die Bauleute verworfen, ist zum Eckstein geworden. — Psalm 118, 22.

(Parallelen: Matth. 21, 33-46.; Luk. 20, 9-19.)

**Einleitung.** — Nachdem unser Heiland die Priester, Schriftgelehrten und Ältesten in Israel zum Schweigen gebracht hatte, redete er zu ihnen durch Gleichnisse, in welchen ihr Charakter recht getreu geschildert wurde. Diese Gleichnisse findet der Leser in Matth. 21, 28-22, 1-14. Man lese sie.

**Erklärung.** — I. Das Gleichniß. — Palästina war bekannt als ein Weinland. Alle Schriftforscher wissen, wie berühmt die Weintrauben von Eschol waren. Unser Heiland beschreibt hier nur recht vollständig die Anlage eines Weinberges mit allen seinem Zubehör. Der Weinberg, d. h. die Weinstöcke, welche ja den Weinberg bilden, wurden gepflanzt. Um diesen Weinberg sicher zu stellen vor wilden Thieren, führte der Eigenthümer einen Zaun darum. Derselbe bestand wahrscheinlich aus einer Hecke von Dornen oder aus einer steinernen Mauer. Sodann wurde ein Thurm darin erbaut für den Wächter, und zur Zeit der Weinernte halten sich auch die Arbeiter des Weinberges darin auf. Bauzmann sagt: „Zur Zeit der Traubenernte halten sich so viele Leute in den Thürmen der Weinberge um Hebron auf, daß die Stadt fast ganz verdrängt ist.“ Der Weinberg wurde weiter mit einer Kelter versehen, wodurch der Traubenmost ausgepreßt wird. Wie jede nöthige Einrichtung, die zu einem Weinberg gehörte, getroffen war, überrag der Hausherr ihn den Weingärtlern und zog ferne über Land. Der Eigenthümer des Weinberges war nach dieser Darstellung ein reicher Gutsbesitzer. Da die Weingärtner sich jedoch wenig um den Herrn des Weinberges kümmerten, mußte derselbe einen seiner Knechte zu ihnen sen-

den, um ihn von der Frucht seines Weinberges zu bringen. Er wollte sehen, wie sein Weinberg bestellt würde, und welche Frucht er brächte. Die Weingärtner aber waren böse. Anstatt dem Eigenthümer die Früchte zu senden, betrachteten sie sich als Herren des Weinberges. Seine Knechte stäubten, schmähten und tödteten sie. Selbst seinem einzigen Sohn nahmen sie das Leben.

II. Anwendung des Gleichnisses. — Der Mensch, oder Hausherr des Weinberges, ist Gott. Sein Weinberg, den er pflanzte, ist seine Heilsanstalt, die er gegründet hat, alle Menschen selig zu machen. Dieselbe wurde zuerst im Judenthum gestiftet. Israel besaß von Anfang an die Welt und alle Zeit umfassende Verheißung, daß durch den Samen Abrahams alle Geschlechter der Erde geeignet werden sollten. Diese göttliche Heilsanstalt wurde mit einem Zaun, mit einem strengen Sitten- und Ceremonialgesetz umgeben und von den götzendienerischen Nationen abgegrenzt, damit sie nicht verunstaltet werde, damit seine Offenbarung und sein Wort rein und unverfälscht erhalten bleibe. Der Thurm deutet hin auf das geistliche Wächteramt, auf den Priesterdienst und das weltliche Regiment in Israel, wodurch die Wohlfahrt des Reiches Gottes in Israel überwacht und beschützt werden sollte. (Eph. 3, 17-19.; Mal. 2, 7.) Unter der Kelter kann man den ganzen Gottesdienst und die Gnadenmittel der Juden verstehen, wodurch die Seelen bearbeitet werden sollten. Nachdem Gott diesen Weinberg in volle Ordnung gebracht hatte, wie das Gesetz gegeben, der Gottesdienst eingerichtet, das Priester- und Richteramt gestiftet

war und Israel ins gelobte Land geführt, sicher ruhte, offenbarte sich Gott nicht mehr so sichtbarlich. Er wollte, daß diese seine herrliche Heilsanstalt ihre Frucht bringen sollte, damit er zu seiner Zeit sich noch herrlicher offenbare. Er übergab den Weinberg den Weingärtnern, den Priestern, Schriftgelehrten und Ältesten seines Volks.

Für alle diese Sorgfalt und Güte erwartete Gott mit vollem Recht Früchte. Er erwartete, daß das Volk Israels in seinen Geboten wandele, ein heiliges und dankbares Volk sei, wodurch sein Name in der ganzen Welt gepriesen werde.

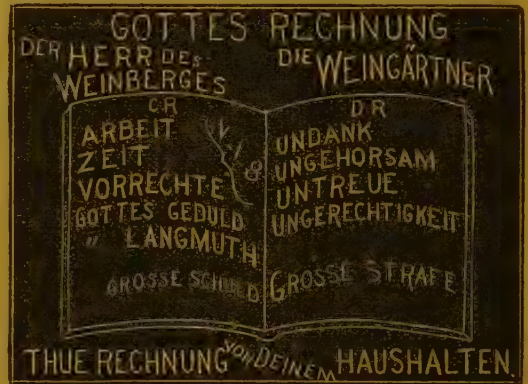
Da Israel jedoch diese Früchte nicht brachte, sondern immer vom Herrn wich und seinen eigenen Gedanken nachwandelte, sandte Gott seine Propheten zu diesem Volk, um sie an ihre schuldigen Pflichten zu erinnern. Israel aber nahm die Propheten Gottes nicht auf. Sie tödteten sie und steinigten, die zu ihnen gesandt waren. (Matth. 23, 37.) Der letzte und größte Gnadenrreiß und Besserungsversuch, den Gott Israel zu Theil werden ließ, war, daß er seinen Sohn als Heiland der Welt unter dasselbe sandte. Derselbe wurde erkannt; aber anstatt, daß die Häupter des Volkes ihn als rechtmäßigen Erben anerkannten und ihm die schuldige Frucht gaben, verurtheilten sie ihn zum Tode, damit sie im ungestörten Besitz der Herrschaft blieben und der Rechenschaft überhoben wären (Joh. 11, 47–50.). Nach den eigenen Worten der Feinde Christi (Matth. 21, 41.) kann Gott solchen Frevel nicht ungerochen lassen. Er muß die Bösewichter übel umbringen u. s. w. Dieses ist vollständig erfüllt. Jerusalem ist zerstört und das Reich Gottes ist von Israel genommen und den Heiden gegeben. Die volle Anwendung dieses Gleichnisses auf die jüdische Nation zeigt ihnen Jesus nun weiter aus Ps. 118, 22., wo Gott von dem Stein redet, den die Bauleute verworfen. Die Bauleute waren die Juden. Der Stein, worauf allein das Reich Gottes gebaut werden kann, ist Christus. Denn einen andern Grund kann Niemand legen, außer den, der gelegt ist. Nur in ihm ist Heil. Dieser Stein wurde verworfen. Die Juden erkannten ihn nicht an. Aber der Herr hat Christum zum Grund und Haupt seines ganzen Reiches gemacht. Wohl dem, der sich diesem Felsen anvertraut! Auf ihm ist ewige Sicherheit.

**Lehre.**—1. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde; darum hat er eine Heilsanstalt gestiftet, und läßt immer aufs Neue seine Gnade verkündigen und die Menschheit an ihre Pflichten erinnern. — 2. Durch undankbaren Genuß aller Vorrechte des Reiches Gottes verschmäht der Mensch Gottes Gnade und verliert sie endlich ganz. — 3. Die größte Liebe Gottes ist die Sendung seines Sohnes zum Heil der Welt. — 4. Auf Christo dem Felsen des Heils, ist das ganze Reich Gottes erbaut. Es ist in keinem andern Heil als in Christo.

**Anweisung für Lehrer.**—Das practische der Lection, worauf der Lehrer hauptsächlich seine Schüler nebst dem Gesagten hinweisen sollte, ist: Gott hat uns allen einen Weinberg geschenkt, den wir zu bebauen haben. Die Juden hatten einen Weinberg. Die christliche Kirche hat einen Weinberg, und jede Seele hat einen Weinberg, nemlich das Herz. Unser Herz soll ein von der Gnade Gottes befruchteter Weinberg sein, aus welchem die Früchte der Liebe und Gerechtigkeit gleich duftenden Rosen zur Ehre Gottes emporsprießen sollen. Die Vernachlässigung dieses Weinberges bringt uns zeitlichen und ewigen Ruin.

**Kleinkinderklasse.**—Die Lection ist den Kleinen anschaulich gemacht durch einen Weinberg. Dieser Weinberg ist durch ein Thor verschlossen. Christus kam und wollte von der Frucht des Weinberges haben; allein, die bösen Weingärtner haßten ihn und tödteten ihn. Man mache den kleinen hierbei klar, daß Christus zu jedem Menschen kommt, um Frucht zu holen aus dem Weinberg des Herzens. Ist unser Herz Jesus geöffnet, oder ist auch ein verschlossenes Thor davor? Lassen wir ihn, oder lieben wir ihn?

**Illustration.**—Der verworfene Stein. — Es wird erzählt, daß beim Bau des salomonischen Tempels alle Steine schon im Steinbruch bearbeitet waren. Jeder Stein war für einen besonderen Platz zubereitet. Zwischen den vielen Steinen befand sich ein ganz wunderbarer Felsblock. Aber nirgend wollte er passen. Vielfach hatten ihn schon die Baumeister in das Gebäude fügen wollen; aber nirgend war er zu gebrauchen. Ungebuldig über die vielen vergeblichen Versuche einen Platz für diesen Stein zu finden, wurde er ganz auf die Seite geworfen. Nach Verlauf von etwa sieben Jahren wurde der Tempel vollendet. Alles war fertig. Nur die Krone des ganzen Baues, der Schlußstein, fehlte. Die Bauleute suchten und suchten denselben, aber vergeblich. Sie dachten nicht im geringsten daran, daß der von ihnen verworfene Stein diesen Platz fülle. Endlich machte Jemand darauf aufmerksam. Der mit Moos und Staub bedeckte Stein wurde herbei gebracht, gereinigt und als Krone des Tempels gebraucht. So verhält es sich mit Christo.



**Wandtafelklärung.**—Hier zeigen wir ein Buch, Gottes untrügliches Rechenbuch vorstellend. Links sehen wir mit deutlichen Worten eingetragen, was uns der Herr, als seinen Haushaltern oder Weingärtnern, zugestellt, anvertraut hat: Zeit, Arbeit, Vorrechte, Geduld und Langmuth (seinerseits). Dafür sind wir ihm Rechenschaft schuldig—eine große Schuld. Aber was sehen wir rechts? Zunächst, was das Volk Israel entbot, und was viele Menschen jetzt dem Sohn, dem Herrn Jesu, frech darbringen: Undank, Untreue, Ungerechtigkeit u. d. d. Daß das endlich auch eine große Strafrechnung bringen muß, versteht sich von selbst. Schaue um dich, Mensch, und schaue auf!

## Die Pharisäer und Sadducäer zum Schweigen gebracht.

9. Lection: Markus 12, 13–27. — Sonntag den 27. August 1882.

13. Und sie sandten zu ihm etliche von den Pharisäern und Herodis Dienern, daß sie ihn fingen in Worten.

14. Und sie kamen, und sprachen zu ihm: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist, und fragst nach Niemand, denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen, sondern du lehrest den Weg Gottes recht. Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? Sollen wir ihn geben, oder nicht geben?

15. Er aber merkte ihre Heuchelei, und sprach zu ihnen: Was versucht ihr mich? Bringet mir einen Groschen, daß ich ihn sehe.

16. Und sie brachten ihm. Da sprach er: Was ist das Bild und die Ueberschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers.

17. Da antwortete Jesus, und sprach zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; und Gotte, was Gottes ist. Und sie verwunderten sich seiner.

18. Da traten die Sadducäer zu ihm, die da halten, es sei keine Auferstehung; die fragten ihn und sprachen:

19. Meister, Moses hat uns geschrieben: Wenn Jemandes Bruder stirbt, und läßt ein Weib, und läßt keine Kinder, so soll



sein Bruder desselbigen Weib nehmen, und seinem Bruder Saamen erwecken.

20. Nun sind sieben Brüder gewesen. Der erste nahm ein Weib; der starb, und ließ keinen Samen.

21. Und der andere nahm sie, und starb, und ließ auch nicht Saamen. Der dritte desselbigen gleich.

22. Und nahmen sie alle sieben, und ließen nicht Saamen. Zuletzt nach allen starb das Weib auch.

23. Nun in der Auferstehung, wann sie auferstehen, wessen Weib wird sie sein unter ihnen? Denn sieben haben sie zum Weibe gehabt.

**Haupttext:** Aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.—1. Tim. 4, 8.—(Parallelen: Matth. 22, 15–33.; Luk. 20, 20–40.)

**Einleitung.** — Nach den drei Gleichnissen Christi, in welchen er so deutlich den Charakter der Obersten Israels und seine Gottessohnschaft schilderte, blieb seinen Feinden nur offen, in sich zu schlagen und Buße zu thun, oder auf's Neue ihre Herzen zu verhärten gegen die Wahrheit. Das Letzte geschah.

**Erklärung.** — Vers 13. Die geschlagenen Feinde Jesu hielten Rath, wie sie ihn am Besten fangen könnten. Dieser Rathschlag war ein sehr listiger. Mit denselben wollten sie ihn auf den Boden der Politik locken, um ihn, wenn möglich, der römischen Obrigkeit als einen Aufrihrer zu überliefern, oder ihn bei dem Volke verhaßt zu machen. Um dieses zu erreichen, sandten sie ihre Jünger sammt den Dienern Herodis, welcher um diese Zeit in Jerusalem war, zu ihm. Die Jünger der Pharisäer bestanden meistens aus der akademischen vornehmen Jugend in Jerusalem.

Vers 14–17. Diese zollen Jesu zuerst das Lob der Wahrhaftigkeit, und Unerschrockenheit; sie sprechen ihn frei von aller Menschenfurcht und Menschengeselligkeit. Sie gaben somit selbst Zeugniß von Jesu Reinheit und Würde als Lehrer, welche sie vorher beanspruchet hatten. (Siehe Kap. 11, 28.) Aber dieses Lob kam nicht aus einem aufrichtigen Herzen, wie bei Nicodemus in Joh. 3, 2. Sie benützten dasselbe nur, um ihn zu bewegen, sich in eine positive Beantwortung ihrer Frage: „Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht?“ einzulassen. Rast sagt hierüber: „Der Nachdruck der Frage lag darin: ob es für die Juden, als Jehovah's Volk, moralisch recht sei, dem heidnischen, römischen Kaiser, der als Weltherrscher den Juden als der gerade Gegensatz ihres weltlichen Messias erschien, unterwürfig zu sein? Ob nicht diese Unterwürfigkeit ein Abfall von der Theokratie und unvereinbar mit dem Messiasreich sei? In diesem Sinne hatte Judas Gaulanites (siehe Apgs. 5, 37.) die Zahlung der römischen Steuer verworfen, als entscheidendes Merkmal der Knechtung.“ Hatte Jesus gesagt: Gebt die Steuer nicht; so hätten ihn die Herodianer als Rebell angeklagt. Hätte er aber gesagt: Gebt sie; so würde er allen Einfluß beim Volk verloren haben. Jesus deckt in seiner Antwort zuerst den Fragestellern ihre Falschheit auf, zeigt ihnen, daß er, der Herzenskündiger, ihre boshafte Absicht durchschaue und nennt sie Heuchler (Matth. 22, 18.). Hierauf fordert er sie auf, ihm einen Groschen zu bringen, denn die Landesmünze zeigt den Landesherren; und darauf entscheidet er, dem Kaiser das Weltliche, Irdische, was ihm als ihrem Herrn gebührt, zu geben; und Gott, ihrem höheren Herrn, gleichfalls das Seine zu geben. Hiermit mußten sie überzeugt werden, daß sie sich von Gott losgerissen hätten und aus eigener Schuld zur Strafe wegen ihrer Sünde unter die Herrschaft des Kaisers gekommen wären. Würden sie aber Gott das seine geben, nemlich ihr Herz, so würde er sie von dem Joch der Römer zu befreien wissen. Um wahrhaft frei zu werden, muß der Mensch erst Gottes Eigenthum sein. Christus schlägt also seine Feinde wieder mit ihren eigenen Waffen. Er behauptet, daß sie durch die Zinsmünze die römische Regierung anerkannten und daher auch verpflichtet seien, ihre schuldigen Abgaben zu bezahlen.

Vers 18–27. Die Sadducäer waren die Materialisten und Ungläubigen des ersten Jahrhunderts, sie leugneten Auferstehung und Unsterblichkeit (Apgs. 23, 6, 8.). Sie bildeten die geringere Anzahl der Obersten Israels, aber sie besaßen wegen ihres Reichthums großen Einfluß. In ihrer Unterredung mit Jesu wollten sie durch eine von ihnen vorgebrachte Geschichte die Lehre von der Auferstehung als falsch darstellen. Sie

24. Da antwortete Jesus, und sprach zu ihnen: Ist es nicht also? Ihr irret, darum, daß ihr nichts wißt von der Schrift, noch von der Kraft Gottes.

25. Wann sie von den Todten auferstehen werden, so werden sie nicht freien, noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel im Himmel.

26. Aber von den Todten, daß sie auferstehen werden, habt ihr nicht gelesen im Buche Moses, bei dem Busch, wie Gott zu ihm sagte, und sprach: Ich bin der Gott Abraham's, und der Gott Isaac's, und der Gott Jakob's.

27. Gott aber ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott. Darum irret ihr sehr.

knüpfen ihre Rede an ein Gebot Moses (siehe 5. Mose 25, 5–6.), dessen Absicht war, die einzelnen jüdischen Geschlechter nicht zu Grunde gehen zu lassen. Sie meinten, diese ihre Frage könne Niemand beantworten. Christus zeigt ihnen ihren Irrthum auf eine zweifache Weise. Er wiederlegt erstens ihren Unglauben. Die Ursache ihres Unglaubens lag in ihrer Unkenntniß der Schrift und der Kraft Gottes. Die Sadducäer glaubten nur an die fünf Bücher Moses; aber in denselben war Gott als der allmächtige Gott geoffenbart, und daher könne und würde er in seiner Kraft die Todten zu einem ganz neuen Leben erwecken, welches ganz verschieden sei von dem Leben auf Erden. Ihre sinnlich aufgefaßte Ansicht von der Auferstehung sei ganz falsch. Nach der Auferstehung finde kein eheliches Leben mehr statt, da dasselbe nur für die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts auf dieser Erde bestimmt sei. Da, wo kein Sterben mehr ist, gibt es auch keine Vermehrung des Geschlechts. Die diesseitige Verblüthlichkeit des Menschen wird durch die Auferstehung eine höhere, engelähnliche, himmlische verkört werden durch die Kraft Gottes. (Siehe 1. Cor. 15, 37–58.)

Zweitens führt Jesus ihnen dann einen schlagenden Beweis aus 2. Mose 3, 6, 15. an. Da die Sadducäer nur die fünf Bücher Moses für wahr hielten, so nahm er auch nur aus denselben seine Beweise. In der angeführten Schriftstelle aber nennt sich Gott den Gott Abraham's, Isaac's und Jakob's, nachdem dieselben schon lange gestorben waren. Hiermit war klar bewiesen, daß Gott mit diesen Personen in Verbindung stand, nachdem sie gestorben waren. Dieses wäre aber unmöglich, wenn dieselben nicht mehr existirten. Es zeigt klar, daß Abraham, Isaak und Jakob leben, und daß auch ihre Leiber leben werden, da ja Gott nicht nur Gott ihrer Seelen, sondern der ganzen Person ist.

**Lehre.** — 1. Heuchler und gottlose Menschen haben Honig im Munde, aber bittere Galle im Herzen. — 2. Würde die Menschheit Gott allezeit geben, was sein ist, so bräuchten sie keinem fremden Herrn Abgaben zu entrichten. — 3. Wenn wir den Schutz einer Regierung genießen, so kann dieselbe auch unsere Abgaben beanspruchen. — 4. Wer Gott nicht kennt in seinem inneren Leben als den Gott der Lebendigen irret und kennet die Schrift nicht. — 5. Irdisch gesinnte Personen stellen sich auch das ewige Leben als ein sinnliches, irdisches vor, weil ihnen der Sinn für das Höhere fehlt.

**Anweisung für Lehrer.** — Unsere Lection besteht aus Fragen und Antworten. Der Lehrer schildere seinen Schülern 1. die Fragesteller; und wie dieselben im Kampfe gegen die Wahrheit Freunde sind. Zum 2. ist hier die Frage über unsere Pflichten als Bürger und Unterthanen eines Landes. Der Lehrer zeige hierbei das versängliche der Frage. Der 3. Punkt ist die Beantwortung dieser Frage. Die Antwort ist vollkommen, klar und zeigt uns unsere Pflicht gegen Gott und die Obrigkeit. Der 4. Punkt ist die Frage über das zukünftige Leben. Diese zeigt uns den Irrthum des Unglaubens, und die Wahrheit der Auferstehung und des ewigen Lebens.

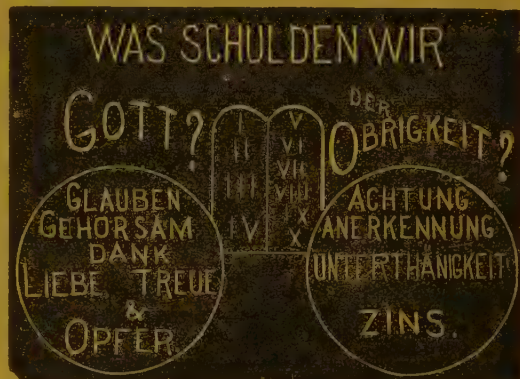
**Kleinkinderklasse.** — Auf dem Bilde des Kleinkinderlehrers ist den Kleinen das Geben illustriert durch eine Hand, die ein Stück Geld in einen Kasten legt. Oben auf dem Bilde steht das Wort „Gott“, welches zeigt, daß wir ihm zu geben haben, was ihm gehört. Dieses ist das Herz und unser Leben. Unten auf dem Bilde ist das Wort „Vaterland“, welches dieselbe Bedeutung hat. Daß wir nemlich demselben geben, was wir zu geben haben. Wir sollen dafür beten und unsere schuldigen Abgaben bezahlen, zum Wohle desselben. Wir sollen sagen können: „Mein Gott, mein Vaterland.“



**Illustrationen.** — 1. Das Bild und die Ueberschrift Gottes. — Im Münzgebäude der Ver. Staaten Nordamerika's befindet sich ein Instrument in Form einer Hand, welche mit ungeprägten Stücken Metallen gefüllt ist und dieselben zum Münzstempel trägt, welcher dieselben eins nach dem anderen mit einem klaren Zeichen versehen, welches diese Stücke als Eigenthum der Regierung kennzeichnet. So verhält es sich mit allen guten Gaben, sie kommen zu uns mit dem Siegel Gottes. In uns selbst haben wir nichts Gutes; es kommt alles von Gott. Daher sind wir auch schuldig, ihm die Zinsen seiner Liebe zurückzuerstatten; ihm zu geben, was sein ist. — 2. Ein Bild der Auferstehung. — „Ich stand an einer Esse,“ sagte ein Beobachter, „und sah den Schmid ein kaltes, rostiges Eisen ins Feuer legen, das er bald wieder heraus nahm, und siehe, es war heiß, hell und Funken sprühend. So ist es mit unseren Leibern; sie werden kalt und fühllos ins Grab gelegt, aber in der Auferstehung wird dies Sterbliche anziehen die Unsterblichkeit. Im großen Weltenbrand werden diese schweren, irdischen Leiber leicht, verklärt und himmlisch auferstehen. Dies trieb Sioß zu dem Triumphruf: „Ich werde in meinem Fleische Gott schauen.“

**Wandtafelklärung.** — Zwei Geldstücke find's, die hier vorwiegend an den Hauptinhalt der Lektion erinnern sollen. Die beiden Geseßtafeln verbinden beide, was andeuten soll, daß Gottes Gebote, beides in der Kirche und im Staat, maßgebend find. Aus dem Wort Gottes müssen alle Regeln un-

fers Handelns geschöpft sein. Gott und die Kirche, der König und der Staat, haben ihre resp. Berechtigungen. Und was schulden wir Gott? (Siehe Zeichnung.) Und was der Obrigkeit? (Siehe ebenfalls die Zeichnung.) Wo nach diesen Angaben gehandelt wird, da müssen alle Kläger schweigen, für immer schweigen. Unsere Schulen alle: für Gott und das Vaterland!



## Hinterstüben.

**Ein Mammonsnecht.** — Im vorigen Jahre geschah es, daß ein alter, todtkrankter Mann im Hospitale in London Aufnahme fand. Er war ohne Verwandte und Freunde und wie es schien, ohne alle Mittel zum Lebensunterhalt. Als man ihn aber auskleidete und ins Bett brachte, fand man ein ziemlich schweres Säckchen mit Geld, das an einer Schnur ihm um den Hals und auf dem bloßen Leibe hing. Das Säckchen hütete der Glende wie seinen Augapfel und hielt es selbst im Schlafe fest mit seinen dünnen Händen umkrallt. Die Krankenwärter hatten ihn mehrmals aufgefordert, das Geld in die Verwahrung der Hospitalbeamten zu geben; aber da schrie der Geizhals jedesmal laut auf und verschwor sich hoch und theuer, das Säcklein müsse mit ihm in den Sarg, sonst würde er im Grabe keine Ruhe haben. Endlich kam die schwere Stunde des Scheidens, und als der am Lager stehende Arzt sich überzeugt zu haben meinte, daß der Tod eingetreten sei, löste er mit vorsichtiger Hand die Schnur, um das Säckchen fortzunehmen. In diesem Augenblicke schlug der Todtgegläubte noch einmal die Augen auf, die starr und gläsern ins Leere fixierten; gräßlich verzerrte sich sein Gesicht, und die Hand fuhr zuckend nach dem Säcklein. Mit dem gellenden Aufschrei: „Mein Geld! mein Geld!“ suchte er sich aufzuraffen, dann noch ein tiefes Seufzen, ein kurzes Köcheln — und er war eine Leiche.

**Vom alten Wrangel.** — Ein Offizier meldet sich bei Papa Wrangel. Der General bemerkt, daß jener unvorschriftsmäßige Spuren trägt. Er rügt dies und diktirt ihm 24 Stunden Stubenarrest. Der Offizier, der bei Wrangel gleiche Spuren sieht, wagt hierüber eine Bemerkung: „Janz jut, mein Sohn, so kannst du gleich noch 24 Stunden vor mir mit abtügen!“

**Chrentitel.** — Deutschlands Dichter und Versmacher brennen dem russischen General Skobeloff tüchtig ein:

„Großmaul, Eisenfresser, Hentler,  
Schlagebodro, Hauptbarbar,  
Zuchendust'ger Knutenschwenker,  
Flammenpeiet immerdar;

Der als kriegsbrandwüth'ger Schwärzer  
Toaste bringet blutig roth,  
Und als Wehrwölf, Deutschenhezer,  
Deutschland zu erwürgen droht!“

**Verrechnet.** — Handarbeit ist keine Schande, auch nicht wenn es gilt, einem Spötter den Mund zu stopfen. Die Dubuque „Times“ erzählt von einem reichen Manne in Forest City, Iowa, welcher meinte, die Pastoren hätten ein faules Leben und scheuen sich bloß, harte Arbeit zu verrichten. Um dieses nun zu beweisen, forderte er die Prediger der Stadt auf, sein Holz zu sägen, wofür er einen Dollar für jede Stunde Arbeit bezahlen wolle. Man denke sich aber die unangenehme Ueberraschung des unglaublichen Reichen, als mehrere der Prediger mit Bod und Säge ankamen und zu sägen begannen. So ging es von Tag zu Tag mit Ausnahme des Sonntags vier bis sechs Stunden lang fort, und Jeder erhielt seine Bezahlung.

Der Reiche hatte sich verrechnet. Er war von Stund an anderer Meinung.

**Was die Einbildung zu Stande bringen kann, zeigt folgender Vorfall.** In Freeville, N. Y., wurde eine Mineralquelle entdeckt. Eine Anzahl Sachverständiger füllten sechs Flaschen mit dem „Mineralwasser“ und legten dieselben in einen Eisschrank in Cazenovia. Für den nächsten Tag hatten sie ihre Freunde zu einem Probetrunk eingeladen. In der Zwischenzeit bemächtigte sich ein Schalk der Flaschen, entleerte dieselben und füllte sie mit Eifernentwasser. Am andern Tage boten die gelehrten Amateur-Chemiker einen komischen Anblick. Sie prüften mit sachverständiger Zunge das angebliche Mineralwasser, und erklärten mit gelehrten Mienen, daß man schon aus dem Geschmade des Mineralwassers schließen könne, daß dasselbe so und so viele Theile Eisen, Magnesia und andere mineralische Substanzen enthalte.

**Eine moderne Penelope** ist die 36 Jahre alte Wittwe des Commodore Banderbilt. Sie hat nicht weniger als 2500 Heirathsanträge erhalten. Den Liebesbriefen war meist die Photographie des Bewerbers beigelegt. Was der Wittib besonderen Reiz verleiht, ist das Millönschen, das sie jährlich zu verzeihen hat. Das bewegt speculative Yankeeishne, wie der Pennsylvanier sagt, „enig ebbs“ zu wagen. Frau Banderbilt legt sich eine Gallerie ihrer schmachtenden Bewerber an.

V. Cr.

**Richtig.** — Erster Reisender: „Heut' hab' ich wieder gar kein Geschäft gemacht! Diese Zeiten! Aus der Haut sollte man fahren!“

Zweiter Reisender: „Dast recht! Wenn man nur wüß', wohin!“



Der seiner Zeit berühmte ungläubige Theologe und Bibelkritiker Bruno Bauer ist in düstigen Umständen und ziemlich vergessen unlängst zu Berlin gestorben. Vor etwa vierzig Jahren war sein Name in fast aller Mund; Strauß, Renan, Feuerbach, Schenkel und Conforten waren seine Kumpfane. Einer nach dem andern von ihnen tritt vom Schauplatz ab — und die Bibel, die sie zu zerstückeln suchten, wie ein unartiger Junge eine Blume — diese Bibel existirt noch immer, und keiner der gelehrten „Herren“ hat auch nur einen Vers oder ein Aitelchen hinaus kritisiert! Wo sie aber ihre armen Seelen hinkritisiert haben, darüber können wir zwar nicht richten, aber wir zweifeln nicht daran, daß ihre Thätigkeit mehr dem Werk des „Verderbers“ als des „Erlösers“ diene.

**Eine unerwartete Erbschaft.** — Zu Paris starb im November des Jahres 1869 ein reicher Hagestolz, der fast sein ganzes Vermögen einem jungen, ihm fast gänzlich unbekannten Mädchen, einer Näherin, vermacht hat. Die Sache kam so: Der Verstorbenen war ein Original. Um die Rechtlichkeit seiner Mitmenschen auf die Probe zu stellen, machte er oft die seltsamsten Experimente, die leider fast immer ungünstig ausfielen und ihn in seiner schlechten Meinung bestärkten. So hatte er sich einst in einen Omnibus gesetzt, und zwar auf den ersten Platz, dicht neben dem Conducteur. Er vermittelte sehr bereitwillig das Hin- und Hergehen des Geldes, und jedesmal, wenn der Conducteur kleine Münze zurückzahlte, überreichte unser Sonderling dem betreffenden Reisenden die Summe. Aber er fügte stets unbemerkt und geschickt aus seiner Tasche ein Geldstück hinzu, wie wenn sich der Conducteur geirrt und zu viel herausgegeben hätte, und beobachtete dann seine Leute. Diese überzählten ruhig ihr Geld, merkten natürlich den Irrthum, zählten noch einmal und steckten alsdann ihren kleinen Profit schmunzelnd ein. Fünfzehn Mal wiederholte der Alte sein Kunststück, und von den fünfzehn Personen war auch nicht eine, die mit dem armen Conducteur, der täglich nur drei Franken verdient, Mitleid hatte. Erst beim sechzehnten Mal rief ein junges Mädchen sofort hastig aus: „Conducteur, Sie haben mir einen halben Franken zu viel gegeben!“ und gab ihn zurück. Das Gesicht des wunderlichen Mannes klärte sich auf. Das Mädchen war ärmlich, aber sauber gekleidet. Er ging ihr nach, verschaffte sich ihre Adresse und zog weitere Erkundigungen ein, die günstig ausgefallen sein mußten, denn das Zehnshufstück erwarb dem redlichen Mädchen die Erbschaft von einer halben Million.

**Ein gereimter Geschäftsbericht.** — Der Chef eines Berliner Handlungshauses erkundigte sich brieflich bei seinem jungen Mann, der die Provinz Posen bereist, nach dem Geschäftsgang, und erhielt folgende Drahtantwort:

S c h r i m —  
Schlimm!  
R o g a s e —  
Zum Rasen!  
S c h ö n l a n k e —  
Ich danke!

**Bepreisliche Frage.** — Magd: „Wenn die gnädige Herrschaft wünscht, daß im Hause gewaschen und gebügelt wird, so muß ich bitten, daß ich um 8 Uhr Morgens Kaffee mit zwei Broden bekomme, um 10 Uhr ein Frühstück, um 12 Uhr mein Mittagessen, um 3 Uhr wieder Kaffee mit Brod, um 5 Uhr ein Butterbrod mit Fleisch und ein Glas Bier und um 7 Uhr mein Abendessen; an Geld erhalte ich 1 Mark 50 Pfennig!“ „Gut! Und was muß ich Ihnen geben, wenn Sie den ganzen Tag essen?“

**Ein Landbriefträger** in der Grafschaft Westmoreland an der westlichen Küste von England, George Jancett, bei Alt und Jung aber nur „George Post“ geheissen, feierte Ende April den 47. Jahrestag seiner Anstellung. Dieser Dauerläufer par Excellence hat in diesen 47 Jahren 242,360 Meilen zurückgelegt, oder eine Entfernung, welche gleich ist dem zehnfachen Umfange der Erde, der achtzigfachen Entfernung zwischen England und Amerika und um 2360 Meilen weiter, als bis zum Monde. Nahezu 8,000,000 Briefe hat der Mann in dieser Zeit befördert, Zeitungen und sonstige Postsendungen nicht gerechnet.

**Gut abgefertigt.** — Der Hauptmann Mettler v. Schweiz, ein geborner Schweizer, wurde von dem österreichischen Baron

von Horn bei Tisch einmal wegen seines etwas häuslichen Manierens aufgezo-gen. Mettler ließ hierauf einen Ring mit seinem Wappen sehen, wegen dessen ihn Horn höhnisch fragte, wo er denselben gefunden habe. Schnell gefaßt antwortete der Hauptmann: „Bei Sempach, Herr Baron! Dort habe ich ihn auf dem Schlachtfelde gefunden, wo 6000 Wappen österreichischer Fürsten, Grafen und Edlen von den Schweizern erbeutet wurden!“

**Auch eine Testamentsbestimmung.** — In dem Testamente eines heftigen, im Jahre 1786 verstorbenen Landadelmannes kommt folgende interessante Bestimmung vor: „Mein ehrlicher Schulmeister, Jakob Lautner, bekommt zwanzig Gulden für die Begleitung meiner Leiche, aber unter der Bedingung, daß er nicht singt. Er macht mir zu viel Schnörkel dazwischen, und die sind mir fatal zu hören.“

**Ein wunderlicher schottischer Prediger** hatte die Gewohnheit, manchmal auf der Kanzel stark zu übertreiben. Sein Küster machte ihm die üble Wirkung dieser Gewohnheit auf die Gemeinde begreiflich. Er erwiderte, daß er den Fehler selbst nicht bemerken könne, und bat den Küster, das nächste Mal, wenn es ihm wieder passire, ihm durch Fustien ein Zeichen zu geben. Bald darauf beschrieb er, wie Simson die Fuchsschwänze zusammenband. Er sagte dabei:

„Die Füchse waren zu jener Zeit viel größer als die unsrigen und hatten 20 Fuß lange Schwänze.“

„Hm!“ kam's von des Küsters Stuhl.

„Das heißt,“ fuhr der Prediger fort, „nach ihrem Maß, nach unserm Maß waren sie nur 15 Fuß lang.“

„Humm!“ lautete als vorhin.

„Aber, da ihr dies ziemlich übertrieben halten könnt, so wollen wir eben sagen, sie waren 10 Fuß lang.“

„Humm!“ noch stärker.

Der Prediger lehnte über die Kanzel, schüttelte mit dem Finger nach dem Küster und sagte:

„Ihr könnt die ganze Nacht fort husten, Mann; ich nehme nichts mehr von den Schwänzen ab. Wollt ihr denn haben, daß die Füchse gar keine Schwänze hatten?“

**Strenge Justiz.** — Peter der Große war eines Tages im Senate sehr aufgebracht über die vielen Diebstähle, die ihm angezeigt wurden. „Schreiben Sie,“ sagte er zum Kanzler Jaguichinskij, „Jeder, der nur den Werth eines Strickes stiehlt, wird ohne Gnade gehängt.“ Der Kanzler lachte laut auf: „Wenn Eure Majestät Lust haben, Zar ohne Unterthanen zu sein, so soll es sofort geschehen.“ Jetzt lachte Peter seinerseits — die Sache blieb, wie sie war.

**Verkehrte Welt.** — Mutter: „Gleich stehst du mir von der Erde auf, Fritzchen!“

Fritz: „Nein, Mama, zuerst muß ich einen Apfel kriegen!“

Mutter: „Nein, du bekommst keinen Apfel!“

Fritz: „Dann stieh ich nicht auf, — ich will dir deinen Eigensinn schon abgewöhnen!“

**Arabische Schulstrafe.** — Eine Reisegesellschaft, welche im Jahre 1866 über Cairo die Pyramiden besuchte, kam auch in dieser orientalischen Weltstadt in mehrere arabische Volksschulen und fand dort in beinahe allen Lehrsälen einen europäischen Cylinderhut aufgehängt. Ein Lehrer, von den Dolmetschern über die Bedeutung des Hutes befragt, gab die Antwort, daß dieses die größte Strafe für ungehorame Kinder sei, wenn sie den Hut aufsetzen müssen.

### Sachrathsel.

Es eint und heilt, was kafft und was verkehrt;  
Es hilft dem Buch, daß es sein Leben fristet;  
Was daraus geht, ist schon nicht viel mehr werth,  
Und wer darauf geht, der wird überlistet.

### Logogryphe.

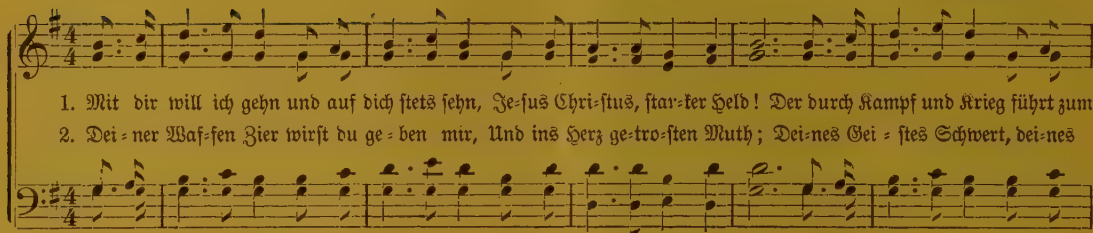
1. u Findest du, wo immer Menschen gingen,  
o Da erst, wo sie an zu reiten fingen.
2. Du findest es an jedem Kleid;  
Mit e drin ist's voll Dunkelheit.

### Auflösungen der Räthsel im Juniheft.

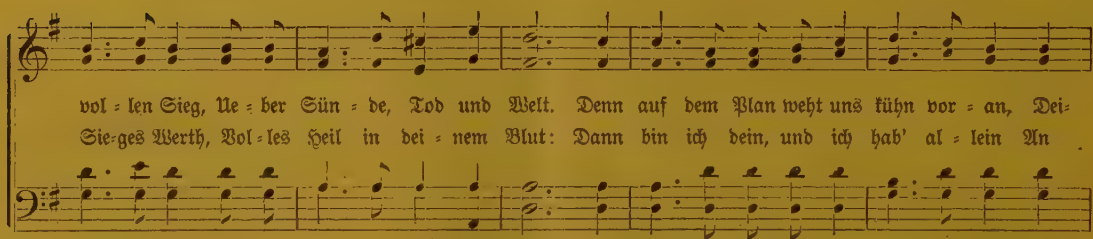
1. Homonym. — Weib. — F. Alben.
2. Logogryph. — Ampel, Amsel.
3. Charade. — Sanftmuth.

## Nachfolge Christi.\*

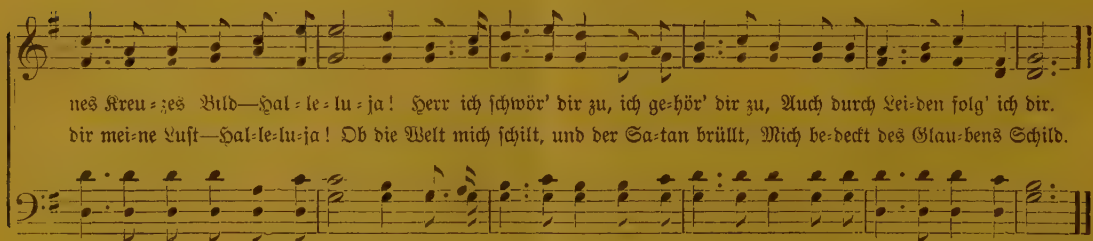
C. F. Steffen.



1. Mit dir will ich gehn und auf dich stets sehn, Je-sus Chri-stus, star-ker Held! Der durch Kampf und Krieg führt zum  
2. Dei-ner Waf-fen Bier wirfst du ge-ben mir, Und ins Herz ge-tro-sten Muth; Dei-nes Gei-stes Schwert, dei-nes



vol-len Sieg, Ue-ber Sün-de, Tod und Welt. Denn auf dem Plan weht uns kühn vor-an, Dei-Sie-ges Werth, Vol-les Heil in dei-nem Blut: Dann bin ich dein, und ich hab' al-lein An



nes Kreu-zes Bild—Hal-le-lu-jä! Herr ich schwör' dir zu, ich ge-hör' dir zu, Auch durch Lei-den folg' ich dir.  
dir mei-ne Lust—Hal-le-lu-jä! Ob die Welt mich schilt, und der Sa-tan brüllt, Mich be-deckt des Glau-bens Schild.



\* Aus dem neuen Sonntagschullehrbuch.







Im trauten Heim.



## Regenbild.

(Von Ludwig Bauer.)

**D**er Regen aufs grüne Laubdach klopft,  
Die Nebel beginnen zu steigen;  
Auf Gräser und Moos und Farren tropft  
Es nieder von allen Zweigen.  
  
Der Vogel birgt sich im warmen Nest,  
Ins Gestein Eidechselein schlüpft,  
Der Falter duckt sich am Baumstamm fest,  
Zum Hochsitz das Eichhorn hüpfet.

Da kommen Käfer ängstlich gerannt,  
Der Fliegenschwamm voll Erbarmen  
Sein purpurrothes Schirmdach spannt  
Gastfreundlich über die Armen.

Und draußen durchs stürmende Windgefaus  
Der Geier kreischend sich schwinget;  
Sie aber harren im sicheren Haus,  
Bis durch Wolken die Sonne bringet.

Wie gold'ne Fäden durchs Walddach  
Die Lichter blitzen und weben;  
Nach kurzem Schlummer wird wieder wach  
Ein tausendfältiges Leben!

## Bleistiftzeichnungen auf der Reise.

Von einem Wanderer.

**W**ir sind jetzt auf dem großen Weidgrund des Landes.  
Dieses Weidrevier erstreckt sich mehr als 700 Meilen von Nord nach Süd, am Fuß des Felsengebirgs hin und ist im Durchschnitt etwa 200 Meilen breit, ohne die vielen und zum Theil weit ausgebehten Thaleinschnitte im Gebirge selbst mitgerechnet. Einst war dies der Weidgrund fast zahlloser Buffaloheerden, und sodann auch Jagdgrund der Indianer; zuletzt sind die ersten den nicht minder zahlreichen Heerden des viel edleren Zahmbiehes gewichen, und dergleichen hat der wilde, arbeitsscheue Indianer dem weißen Züchter und Hirten Raum gemacht. Von diesem Weidfeld, das größer ist als ganz Deutschland, mit sammt Frankreich, die Schweiz und die Niederlande mit eingerechnet, wird jetzt schon ein großer Theil unseres eigenen Landes, und auch die genannten überseeischen Länder mit Fleisch versehen, mit der Zeit wird das noch viel mehr geschehen. Hier gibt's „Rindern“, deren Viehheerden diejenigen eines Hiob, selbst nach seiner Restauration, als Kleinigkeiten erscheinen lassen.

Wir haben nun bereits eine Höhe von 4000 Fuß über dem Meeresspiegel erreicht, sind also seit wir vor 20 Stunden Omaha verließen, 3000 Fuß gestiegen, ohne daß wir es merkten, und so steigen wir in schnellem Lauf gleich unvermerkt über die wellenförmige Hochebene hin, bis wir uns in Cheyenne (Zauberstadt), am Fuß des Gebirgs, über 6000 Fuß in der Höhe und also in Wirklichkeit bereits auf „die Berge“ befinden, aber ohne einen Berg anders als in der

ferne gesehen zu haben. Auf dieser Hochebene passirten wir eine Anzahl sogenannter Dörfer oder Städte der Prairiehündlein, von denen Reisende schon so viel Redens und Schreibens gemacht haben, wobei sie aber jedenfalls starken Gebrauch von ihrer eigenen Phantasie machen mußten. Denn diese Thiere sind einfach nur kleine, braune, dem Anscheine nach rundfette Wühler, die sich auf hohem, leichtem Boden ihre Löcher machen, mit der ausgewählten Erde sehr natürlich, aber nicht aus Kunst, kleine Hügel um ihre Löcher herum machen, anstatt einzeln gern nahe beisammen sind und, wie es heißt, oft Schlangen bei sich in ihren Löchern haben. Daß man sie und da eins dieser Thierchen aufrecht auf seinem Hügeln als auf der Wacht sitzen sieht, ist auch wieder nichts Neues, denn das kommt ja bei den sämtlichen Hasen- und Mäusegeschlechtern vor; es geschieht auch nicht aus Tapferkeit und zur Wehr; denn sobald sich etwas Störendes merken läßt, schreien sie nach ihrer Art und — schlupfen in ihre finstern Löcher, wie es alle Wühler, Lügner und Verleumder machen.

Eine Erscheinung der reizendsten Art bot sich uns auf der Fahrt über dieses Plateau. Es war ein kleiner See in einer Entfernung etlicher Meilen, mit kleinen Inseln und malerischen Ufern — so lieblich und schön, wie man sich's kaum träumen könnte. Aber leider eine schnelle Veränderung unseres „Gesichtspunktes“ bei einer Biegung der Bahn, ließ uns den See mit sammt Inseln und Ufern verschwinden und die Enttäuschung sahen, daß es nur eine schöne Täuschung war. Ich war nicht getäuscht, denn ich hatte dergleichen schon oft ge-

hen und wußte, daß es ein Trugbild ist, ergöste mich aber doch auch daran, als an einer wahren Täuschung. Und wie viele solcher gibt es doch in dieser Welt, hie und da zum Ergözen, viel öfter aber zur schmerzlichen Täuschung nicht nur der Kinder dieser Welt, sondern auch der Gläubigen. Ich gestehe, daß ich hierbei stark versucht, d. h. angeregt fühle, Namen hochgeschätzter Bekannten, an die ich bei diesem Anlaß denke, zu nennen, will das aber doch lassen, denn sie werden, falls sie diese Zeichnungen lesen, wohl auch von selbst an sich denken. Und dann sind sie bei weitem auch nicht die einzigen, die sich in bester Meinung durch Trugbilder haben klenben und irre leiten lassen. Wer da wirklich ganz frei und ohne Sünde ist, der werfe. Ich sage: wer ohne Sünde ist. Denn Sündlichkeit ist nun einmal sicherlich mit unsern Illusionstäuschungen und Trugbilderverwirrungen verbunden, wir mögen uns auch noch so sehr bemühen, zu glauben, es sei Alles lauter und redlich gemeint gewesen. Je bald wir zur kindlichen Erkenntniß dessen kommen und Gott in lauterer Demuth um Vergebung bitten, je bald wird der Täuschung Schmerz wahren Frieden weichen. Nur unser Herr hat sich ni. täuschen lassen, hat nie geirrt, bestand immer in der Wahrheit Gottes. Er ist unser vollkommenes Muster und Vorbild. Von ihm sollen wir lernen, ihm folgen; so wandeln wir nicht in Finsterniß, sondern haben das Licht des Lebens.

39 Cheyenne machen wir Mittag. Mir zwar hat meine häusliche Fürsorge, wie schon oft auch diesmal wieder, nicht nur für Vesper, d. h. zwischenhinein, wie sie es meinte, sondern für Morgen, Mittag und Abend mütterlich für die ganze Reise gesorgt. So kaufe ich mir denn etwas Warmes in meinem Becher, das kostet mich 10 Cents, und sättige mich sodann mit Wohlgefallen. Mein deutscher Gefährte und die Anderen, die am Tisch essen, zahlen einen Dollar für die Mahlzeit und klagen dabei über schlechte Kost. Dieses mag unerfahrenen „Ueberlandreisenden“ als Wink dienen. Hier hat der Zug von Denver her Anschluß mit unserem Zug, wir nehmen denselben ins „Schlepptau“, bekommen eine zweite Lokomotive als Vorgespann und ersteigen mit unserem elf Waggons starken Zug in zwei Stunden die 33 Meilen entfernte auf dem Kamm des Gebirgs liegende Station Sherman, den höchsten Punkt an der ganzen Bahn, 8235 Fuß über dem Meer. Die Strecke von Cheyenne bis Sherman, und so weit das Auge reichen kann, ist ein phantastisch zerklüftetes Labyrinth kolossaler

Bergestrümmen, als ob eine unerhörte Catastrophe Berge zerschmettert, oder, was wohl wahrscheinlicher ist, die Gewalt der Hitze der Feuer, die einst im Bauch der Felsengebirgsregionen rasten, diese Hügelmassen schauerlich zerborstener Felsen aus dem Innern herausgetrieben habe. Eine graufigere Gegend ist nicht leicht zu denken. Bei Sherman Station baut man gegenwärtig an dem kolossalen Postament der Statue des bekannten Oates Ames, Credit-Mobiller Abenteurers, der sich aber immerhin verdient machte an diesem großen Nationalwerk, der Pacific-Eisenbahn.

Um etwa 5 Uhr kommen wir nach Laramie, einer Stadt mit 2657 Einwohnern, in dem lieblichen Thal gleichen Namens, fahren aber nach nur kurzem Aufenthalt weiter, das flache, mit grünen Hügeln eingesäumte Thal in der Nähe des Laramieflusses abwärts. Rechts hin auf den Hügeln sehen wir Antelope weiden. Es gibt dieser anmuthigen Thiere — einer Mehar — viele hier.

Mit Sonnenuntergang lenten wir links um, aus dem Thal auf die Höhe und damit dann in die Wüste dieses Gebirgslandes, die sich gut tausend Meilen weit von Ost nach West erstreckte, und von Nord nach Süd mer weiß wie weit.

Auch diesen Abend geht uns die Sonne so lieblich und so prächtig unter, daß es keine Feder beschreiben kann. Ihr Ausgang ist schön, wenn es schön ist; aber da treibt sie uns von sich, indem sie uns im Nu blendet; am Abend hingegen darf man sie schauen, und während es auf Erden dunkel wird, sich in ihrem Lichte baden und von ihr zur Ruhe küssen lassen. Aber auch das Morgenroth ist schön. Ich betrachte es jeden Morgen und sage zu meinem treuen Hüter:

Mein Leben schenkest mir aufs neu;  
Es sei auch dir verschrieben,  
Mit neuem Ernst, mit neuer Treu,  
Dich diesen Tag zu lieben.

Für jetzt aber lege ich müde meinen Bleistift nieder mit der Bitte, daß Gott auch diese Zeichnungen und alle Leser derselben segnen möge zur Ehre seines Namens.

Bei günstiger Muße später mehr.

(Ja, wir wünschen mehr solcher Bleistiftzeichnungen, du lieber Wandersmann, und hoffen zu Gott, daß er Dir „zur Arbeit Muße“ schenken werde. Und ihr Leser, was sagt ihr? — Editor.)

## Vom Mispelbaum und was dran hing.

(Von Emil Frommel.)



Daß man auf Universitäten auch manche broblosen Klinsie lernt, und daß das Nicht-Studiren mehr Geld kostet als das Studiren, weiß jeder, der dort einmal auf den Bänken sich aufgehalten. Aber auch in der Wissenschaft kriegt man manchmal einen Stein statt Brod, wenn nicht gar eine Schlange statt einem Fisch und hat seine liebe Noth damit, das Alles wieder richtig los zu werden. Der Verfasser denkt dabei an einen lieben, seligen Freund, der später ein gewaltiger Mensch und reichbegabter Prediger geworden. Als der seine erste Predigt hielt, nachdem er von der Universität gekommen, und sein Vater dieselbe angehört, sagte der ihm, ohne Doktor medicinae zu sein, als er von der Kanzel kam; „Wilhelm, du mußt ein Brechmittel nehmen.“ —

Leider Gottes hört man aber auch manch hochnütziges Collegium nicht und steht dann, wenn man ins Amt kommt, da wie Einer, der Schuhmachen gelernt und nun einen Rock machen soll. Zum Exempel hört man unter anderm auch kein Collegium über Geduld, wie Jacobus am 5. eins den Seinen gelesen: „So seid nun geduldig, lieben Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn. Siehe ein Adermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, und ist geduldig darüber, bis er empfahe den Morgenregen und Abendregen. Seid auch Ihr geduldig und stärket Eure Herzen. Denn die Zukunft des Herrn ist nahe. Seufzet nicht wider einander, lieben Brüder, auf daß Ihr nicht verdammet werdet. Siehe, der Richter ist vor der Thür. Nehmet, meine lieben Brüder, zum Exempel des



Leidens und der Geduld die Propheten, die zu Euch geredet haben in dem Namen des Herrn. Siehe wir preisen selig, die erduldet haben. Die Geduld Iob's habt Ihr gehört und das Ende des Herrn habt Ihr gesehn; denn der Herr ist barmherzig und ein Erbarmer." Das ist ein schön Collegium, gelesen aus dem Buch der Natur, aus der Chronica der heiligen Geschichte und aus den Büchern des jüngsten Gerichts über die Geduld. Aus diesen dreien nimmt er seinen gewaltigen Text. — Da der Verfasser darüber auf Universitäten nichts gehört (sondern nur von St. Jacobo des Näheren vernommen, wie er sich nicht mit St. Paulo recht vertragen, wie aber doch schließlich, wenn man's so auffasse und sich nur so grausam viel Mühe gebe, wie der Herr Professor auf seiner Hirsch, die beiden mit etlicher Kunst unter einen Hut zu bringen wären), so mußte ihm ein Anderer, ohne Doktorhut und Titel, die nöthige Aufklärung geben und zwar ad oculos durch einen Mispelbaum.

In seiner ersten Gemeinde war der Verfasser schon im zweiten Jahre; als das Evangelium von Petri Fischzuge an die Reihe kam, am 5. Sonntage p. Trin. Zwei Jahre, dachte er, 's ist schon arg lang, daß du hier bist und geht es dir nicht accurat wie St. Petro: „Herr, die ganze Nacht sind wir gestanden und haben nichts gefangen?“ und du mußt sagen: Faßt zwei Jahre bist du gestanden und hast nichts gefangen. Das mußt du doch tapfer deinen Bauern am nächsten Sonntag unters Brusttuch reiben. Also wird darüber gepredigt und die nöthige Anwendung oder „toopassing, das Zupassen“ (wie der Holländer schön die Anwendung nennt, — wenn man Einem ein Kleid richtig auf den Leib und einen Schuh an die Füße paßt) nicht vergessen. Die Gemeinde hörte still die Klage ihres jungen Pfarrers an.

Es mochten nun etwa vierzehn Tage ins Land gegangen sein, da ging ich hinaus aufs Feld, den Leuten zuzuschauen, und draußen weiter Theologie zu studiren an Samen Korn und Sperlingen und Lilien und anderm Gleichniß der Natur. Beim Abendbläuten begegnete mir, auf seinem Pfluge sitzend, einer meiner ältesten Gemeindeglieder langsam heinfahrend. Wie weiland der Kämmerer von Mohrenland, so lud er auch

mich ein auf seinen Pflug zu sitzen, der wohl etwas härter war, als des Hofmarschalls Reiterwagen. Ich setzte mich zu ihm. Nach etlichen Fragen über Wind und Wetter und den Stand der Feldfrüchte stockte das Gespräch. — Da räusperte er sich und fing nach einer Weile an: „Mein“ — so viel als: Erlauben Sie einmal — „mein — Herr Pfarrer, ich hätt was auf'm Herzen.“ — „So?“ erwiderte ich, „sagt's nur.“


„Ja, seh'n Se (sehen Sie) Herr Pfarrer, das Wort vom Sonntag vor vierzehn Tag is m'r halt in der Seele geklirve, daß Sie glagt haiven, Sie hätten bei uns noch nix g'fangen und sin doch schon fast zwee Johr do in der Gemeen. Gude Se, da haivw' ich denke müsse an den Mispelbaum. Letztlin nemlich, secht (sagt) unser Rathel: „Batter, wenn'r n'auf fahrt un den Acker jachert im Rheinstüchl, dann geht n'ein in Wald und bringet m'r Mispeln mit.“ Ich sag: „s'is recht kind, du sollst Mispeln haivwen.“ Wie ich halb fertig bin mit'm Jachern, geh' ich in Wald n'ein. Aber da wa nix als Dornen un Hecken, un te'n (kein) Mispelbaum vorn un hinten. No, ich denk, du läßt Mispeln Mispeln sein, die Rathel braucht kein Mispeln. Wie ich fertig war, haivw' ich doch gedent, du gehst en annern Weg n'ein. Do waren aa nix als Dornen, ich bin aber durch, un habb' mich wohl blutig g'risen, aber wie ich durch war, da schteht Jhnen e Mispelbaum do, ganz voll, daß ich nit Säck g'nug ghabt hab, um je n'ein zu kriegen. — Guden Se, so denk ich, geht's Jhnen mit unsrer G'meen. Sie denken, s' isch a nirgends e Mispelbaum. Wisse Se was? Scheuen Sie emol bei uns die D o r n e n u n s' B l u t net, un geh'n Se emol durch, und dann werde Se aach bei uns e Mispelbaum finden, grad so voll, als wie ich Ein'n gefunden hab'. Nemme Se 's nit in übel: mein Red is gut gemeint.“

Da hatte ich mein Collegium. Wie Nathan, der Prophet, dem König David im Gleichniß sein Verschulden, so hatte mein treuer Bauer mir im Gleichniß meine Ungebuld vorgehalten. Es sind nun bald dreißig Jahre drüber hingegangen seitdem, und ich glaube, ich habe aus den drei obigen Texten „warten“ gelernt, aber oft hat mir der Mispelbaum und was drum und dran hing, seine Dienste geleistet. —

## Aus der deutschen Reichshauptstadt.

Von G. Heinmiller.

### IV.

 Es war zuerst meine Absicht kurze Portraits mehrerer Reichstags-Namen erster Größe für das Magazin zu zeichnen; aber Zeit und verschiedene andere Umstände gebieten anders, so daß ich genöthigt bin, den geneigten Leser mit nur zwei Skizzen kurz abzuspitzen. Und wen wird da wohl nun die Wahl treffen? Die gelungenen Bilder natürlich verrathen auf einmal die Bevorzugten. Redet man von Kaiser Wilhelm und dem mächtigen deutschen Reiche, und dem Reichstag, so fällt einem zunächst Bismarck bei jedem Wort in die Rede. Und das ist auch ganz natürlich. Ist ja doch der gewaltige Reichskanzler, der Man von „Blut und Eisen“ schon viele Jahre mit dem Sein und Werden des deutschen Reiches unzertrennlich verbunden. Er ist indessen so allgemein bekannt, und es wird in allen Zeitungen und

sonstigen Schriften so viel von ihm geschrieben, daß ich, besonders auch des Raumes wegen, darauf verzichte, weiteres über ihn zu skizziren.

Aber ein anderer Reichstags-Stern dürfte augenblicklich für uns mehr Intresse haben, und zwar deßhalb, weil der Name dieses neuentdeckten Sterns nun schon mehrere Jahre hindurch in Verbindung mit manchen wichtigen Begebenheiten, namentlich auf dem socialen Gebiete, viel genannt worden ist. Diesem sollen denn hauptsächlich unsere Bemerkungen gelten.

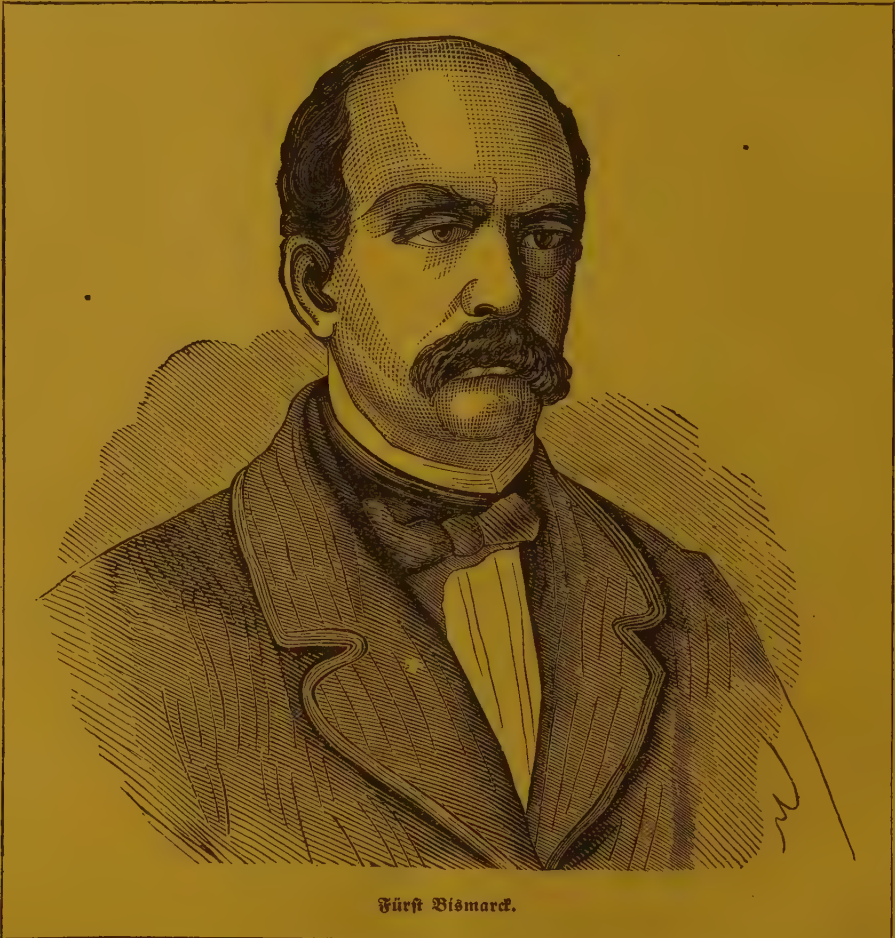
Der Berliner Hof- und Domprediger Christian Adolf Stöcker ist 1833 geboren, und zwar in der preussischen Provinz Sachsen, steht also gegenwärtig im kräftigsten Mannesalter. Vor 1870 war er ein nur wenig bekannter Mann. Nachdem er das theologische Examen nicht nur, sondern auch das eines Oberlehrers absolvirt und einen Winter in Italien zugebracht hatte,

ist er auf längere Zeit in der behaglichen Stille des geistlichen Landlebens untergetaucht oder verschwunden, und er würde auch auf seiner Dorfspründe geblieben und niemals ein auch in profanen Kreisen so viel genannter Mann geworden sein, wenn ihn nicht die großen Ereignisse von 1870 aufgerüttelt und nach Metz geführt hätten. Nachdem Metz definitiv dem deutschen Reich einverleibt war, wurde 1871 der Prediger Stöcker als Divisionspfarrer dorthin versetzt. Er soll sich dort den Beifall seiner militärischen Vorgesetzten zu erwerben verstanden haben, und auf deren Empfehlung, sagt man, sei es geschehen, daß er im Jahre 1874 als Hof- und Domprediger nach Berlin befördert wurde.

Seitdem sich Stöcker einige Jahre später an die Spitze jener agitatorischen Bewegung, aus welcher die „christlich-soziale“

hänger es haben möchten, wird Stöcker schwerlich beanspruchen; aber unerbittend und ungerecht ist es auch, wenn man ihn von feindlicher Seite aus den „Charakter Ignatieff's“ aufzubrüden sucht. Diesen nennen nemlich die Türken „den Vater der Lüge.“

Eines Urtheils über die christlich-soziale Partei, an deren Spitze Hofprediger Stöcker immer noch als Präsident steht, wollen wir uns hier lieber enthalten. Die Partei ist noch jung, ihre Aufgabe keine leichte, wir können ihr daher gut noch einige Jahre gönnen, bis sie ihre Hauptfrüchte zeitigt. Die Reform eines Volkes, besonders eines beides in religiöser und socialer Beziehung so reformbedürftigen Volkes, wie das deutsche, ist nicht die Sache eines Augenblickes; und da die



Fürst Bismarck.

Partei hervorbring, gestellt, ist er Gegenstand vieles Geredes und verschiedenen Urtheils gewesen. Sein „Charakterbild“ würde der Dichter wohl ein „schwankendes“ nennen, weil er von seinen Anhängern zu sehr erhoben und von seinen Gegnern zu sehr heruntergerissen wird. Wir erinnern uns aber eines englischen Sprichworts: „Real worth has warm friends and bitter enemies“ (Wirklicher Werth hat warme Freunde und bittere Feinde), welches bei Stöcker wohl Anwendung finden dürfte. Daß nun manche Freunde und Feinde des Mannes bei ihrer Beurtheilung desselben in Extreme gerathen, das ist eben der natürliche Gang der Dinge in dieser verkehrten Welt. Die Ehre, „der zweite Martin Luther“ zu sein, wie seine An-

christlich-soziale Partei eine Reformpartei im vollen Sinne des Wortes zu sein sich zu bestreben vorgibt, sollten wir ihr nicht gleich böse sein, wenn sie bis jetzt das vorgesteckte Ziel noch nicht erreicht hat.

Seit den Wahlen vom August 1879 sitzt Stöcker in dem preussischen Abgeordnetenhaus und seit den Wahlen vom Oktober 1881 ebenfalls im Reichstag. Lassen wir einem langjährigen Beobachter des Reichstags das Wort über diese „theologische“ Erscheinung daselbst. Er sagt: „In dem Reichstag ist er für den Besucher, welcher von einer der Tribünen aus das hohe Haus überschaut, sehr leicht zu erkennen: er ist das einzige Mitglied, welches niemals anders erscheint, als



in einer untadelhaft weißen Halsbinde. Er ist, so viel ich weiß, der einzige protestantische Prediger in dem Reichstag. Katholische Priester, namentlich aus Baiern, sind viele in demselben. Diese aber tragen nicht weiße, sondern schwarze Halsbinden und sind auch nicht so sehr zu reden beflissen. Ich bin seit zwölf Jahren permanenter Beobachter des Reichstags und kann mit Bestimmtheit behaupten, daß es

die persische Sprache. — Dies thut Stöcker nicht. Aber doch hat er in seiner Art zu sprechen etwas, das ich in dem Reichstage nur noch bei dem alten Gwald gefunden habe.

Diese Herren haben nemlich beim Sprechen ihre Stimmen weit und hoch über die natürliche Lage (der deutsche Kanzelton! G. D.), wodurch dieselbe eine größere Gewalt, aber auch einen eigenthümlichen Klang von unangenehmer Schärfe er-



Hofprediger Stöcker.

außer Stöcker nur ein Mitglied gegeben hat, welches ebenfalls stets eine weiße Binde trug. Es war der alte Gwald, auch von Hause aus protestantischer Theolog, später Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Göttingen, in den Reichstag gewählt von den welfischen Wählern in Stadt und Land Hannover. Er sprach ebenfalls sehr häufig. Er hielt dem Reichstag Vorlesungen über die welfische Herrlichkeit, über Dschingis-Chan, über den großen Konfucius und über

hält. Diese Art zu sprechen ist ohne Zweifel nothwendig, um in einer großen Kirche in alle Winkel und auf alle Emporbühnen mit der Stimme zu bringen. Auch in einer Volksversammlung, die sehr unruhig ist, oder unter freiem Himmel tagt, ist sie ganz am Platz; dagegen wird sie niemals anmuthen in einem Parlament, in welchem man so wenig wie im deutschen das Pathos liebt, sondern gewohnt ist, mehr im höheren Conversationsston zu reden." — Stöcker soll sonst ein

fertiger und gewandter Redner sein. Schon als Student, so erzählt man, sei er beides mit dem Munde und mit der Klinge flink gewesen. Darin will man eben gerade eine seiner Schwächen finden; „denn wenn dem Redner das Sprechen außerordentlich leicht ist, muß er sich doppelt in Acht nehmen vor seiner Zunge, daß sie nicht mit ihm durchgeht.“ Dieses dürfen sich auch andere Helden im Reden merken.

Diesmal dürfen wir uns in eine Besprechung der Judenfrage nicht einlassen, doch muß ich derselben Erwähnung thun, eben weil der Name Stöcker in Verbindung mit dieser Frage schon so oft genannt wurde und immer noch genannt wird. Ich gebe nicht vor, mit Dr. Stöcker's Ansichten über diese wichtige Frage genügend bekannt zu sein, um darüber eingehend ein Urtheil abgeben zu können; möglich ist es auch, daß des Hofpredigers und meine Ansichten nicht in allen Punkten übereinstimmen; aber dessen bin ich überzeugt, daß diesem Mann von seinen jüdischen Feinden und ihren christlichen (?) Marthelfern viel unverbientes Leid zugefügt worden ist. Jrgend ein vorurtheilsfreier Mensch, der sich mit seinen Aeußerungen über die Judenfrage nur einigermaßen bekannt macht, wird das zugeben müssen. Und selbst von manchen seiner Herren Kollegen hat er oft nichts weniger als nöthige und verdiente Zurechtweisungen erfahren müssen. Das bedauern wir; aber noch mehr ist es zu bedauern, daß in ganz Deutschland so wenige Herren geistlichen Standes zu finden sind, die ihre Ansichten über Recht und Unrecht so offen und unerschrocken auszusprechen sich wagen, wie der Berliner Hofpredi-

ger. Es stünde in manchen Beziehungen im lieben Vaterland wohl anders. Es ist leichter, diesen Mann in seiner Stellung zu kritisiren und zu verurtheilen, als für diese verwickelte Judenfrage eine richtige Lösung zu geben. So muß ich auch zuweilen denken, wenn immer wieder in Amerika beides in Presse und Versammlung neue Demonstrationen zu Gunsten der unterdrückten Juden in Europa stattfinden. Was würden wohl Onkel Sam's Kinder sagen, wenn hin und wieder in Deutschland und Rußland ähnliche Demonstrationen zu Gunsten der unterdrückten Chinesen in Amerika stattfänden? Ah, das ist was Anders! Ja, ja, so denken Deutsche und Russen auch.

Wir freuen uns sehr, daß Stöcker der Sonntagsfrage so viel Aufmerksamkeit schenkt, und wir glauben auch, seine Bemühungen werden in dieser Richtung nicht fruchtlos sein. Natürlich stößt er hier auf mancherlei Schwierigkeiten. Stöcker weist in seinen Reden über die Sonntagsheiligung auf England und Amerika hin und glaubt auch zwischen dem Wohlstand dieser Länder und ihre Beobachtung des Tages des Herrn eine Verbindung zu finden. Wir würden uns freuen, wenn er sich noch aus eigener persönlicher Beobachtung überzeugen würde, daß es mancherorts mit der Sonntagsheiligung viel besser bestellt ist, als in Deutschland. Vielleicht würde er dann zur Ueberzeugung kommen, daß ein englisch-amerikanischer Sonntag auch nach Deutschland passen würde. Diese Ueberzeugung scheint er jetzt noch nicht zu haben. Wir wollen hoffen, daß er einmal einen solchen Ausflug machen wird.

## Beldenmuth eines Pfarrers.

(Et. S. Bl.)



vor dem Dorfe L. in Frankreich hatte sich im August im Jahre 1870 ein entsetzlicher Kampf entzündet. Im Echo klang der Donner der Kanonen wieder, und von weitem sah man dichten, schwarzen Pulverdampf emporsteigen, der die Bewohner des kleinen Fleckens in Angst und Schrecken setzte. Sie flüchteten sich deshalb alle angstvoll in die Kirche, um Gott um seinen Schutz anzuflehen, und unter der schreckensbleichen Gemeinde kniete der Pfarrer am Altare, für das gemeinsame Vaterland betend.

Da vernahm man von ferne Trompetensignale. Düstere Gestalten erschienen im Thale; immer näher und lauter wogte der Kampf. Es waren die deutschen Soldaten, die in großen Massen heranrückten; ihre Zahl war so groß, daß an einen Widerstand zu denken geradezu unmöglich war. Dort, wo der Weg sich kreuzte, an einem Kastanien-Wäldchen, machten sie Halt und schickten ihre Vorposten aus, um die Gegend zu überwachen und allenfalls dem Annahen des Feindes zu begegnen.

So weit diese Vorposten indeß auch vorgeschoben waren, ihre Wachsamkeit konnte doch nicht verhindern, daß zwei Knaben im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, mit Gewehren bewaffnet, sich im Kastanienwäldchen leise immer näher schlichen und auf die Deutschen schossen. Man hörte vier Flintenschüsse, und bald darauf sah man die zwei Kinder wie Rehe davon hüpfen, und in einem nahen Getreidefeld verschwinden. Zwanzig Kugeln pfiffen ihnen nach, aber auf der Erde, nachdem man ihre Spuren verfolgte, sah man keinen

Tropfen Bluts. Desto besser hatten die zwei Knaben gezielt; zwei deutsche Soldaten lagen todt mitten durch die Brust getroffen; eine andere Kugel hatte den Adler auf dem Helm eines anderen durchbohrt.

Bald darauf rückte eine Abtheilung gegen das Dorf heran. Gleich bei ihrem Eintreffen bemächtigte sie sich der ersten sechs Bewohner, die ihr begegneten, und führte sie zu dem Maire. Zu diesem sagte der Offizier, der die abgeschickte Truppenabtheilung befehligte:

„Sie sind hier die Obrigkeit; ich komme im Namen meines Königs, ihnen zu sagen, daß soeben von zwei Knaben in der Nähe ihres Dorfes auf uns geschossen wurde. Da dieses Dorf dem Schauplatze dieses Verbrechens am nächsten liegt, mache ich Sie dafür verantwortlich, denn es ist bestimmt anzunehmen, daß diese Buben in ihre Gemeinde gehören. Sie müssen mir entweder die Schuldigen ausliefern, oder ich lasse als warnendes Beispiel für die Uebrigen diese sechs Einwohner Ihres Dorfes fusiliren. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen Mittag elf Uhr. Wenn bis dorthin die Missethäter nicht in meinen Händen sind, dann lasse ich um zwölf Uhr an diesen sechs Männern das Urtheil vollstrecken. Inzwischen bleibt der Ort auch unter strenger militärischer Bewachung. Sie wissen jetzt, woran Sie sind.“

Man kann sich die Bestürzung der Einwohner leicht vorstellen. Die Weiber schluchzten und jammerten; die Männer suchten zu entfliehen, allein die Deutschen hielten strenge Wacht. Da vereinigten sich alle Einwohner, und es ward be-



schlossen, daß, da man absolut nichts von den beiden Knaben erfahren konnte, durch das Loos die Opfer bestimmt werden sollten. Es setzte sich immer mehr die Meinung fest, daß die beiden Knaben, die auf die Deutschen Feuer gaben, aus einer anderen Ortschaft stammten. Sie kamen vielleicht weit her und waren der deutschen Abtheilung gefolgt, um einen günstigen Moment für ihre Rache zu finden. Vielleicht war der Vater getödtet worden, ihre Mutter aus Gram gestorben, ihre Heimath verwüstet. Allein es war unmöglich, das alles wegen der Kürze der Zeit zu ermitteln.

So verging der Tag in nutzlosen Berathungen unter Seufzern und Jammern. Umsonst flehte der Maire und zwei achtzigjährige Greise den deutschen Offizier um Gnade an; man suchte ihm zu beweisen, daß die Einwohner von L. unmöglich bei diesem verrätherischen, heimtückischen Ueberfalle die Hand im Spiele hatten, die Frauen warfen sich ihm zu Füßen und baten weinend um Schonung. — Allein Alles half nichts. Der Offizier bestand mit Strenge auf dem, was er befahlen, wenn auch in seinen Zügen deutlich Mitleid und Wohlwollen zu lesen waren.

Die sechs Unglücklichen, die das Loos bestimmt hatte, wurden um acht Uhr ausgeliefert und im Schulzimmer, das im Erdgeschoß der Mairie lag, eingeschlossen. Der Pfarrer des Dorfes erhielt die Erlaubniß, den Armen die Tröstung der Religion zu spenden. Er fand die Bedauernswerthen sämmtlich in einem solchen Zustande der Erregung und der Verzweiflung, daß er kaum seine Worte zu verstehen vermochte.

Zwei unter ihnen schienen besonders bewußtlos zu sein; ein anderer befand sich fortwährend in angstvollem Fieber. Er war ein Mann von vierzig Jahren, Wittwer und Vater von fünf unmündigen Kindern, deren einzige Stütze er war. In seiner Verzweiflung wollte er sogar, daß seine fünf Kinder mit ihm erschossen werden sollten. Dann brach er in krampfhaftes Lachen aus und rief: „Zawohl, mein kleiner Bernhart war es, der auf die deutschen Soldaten geschossen hat!“

Alle Anstrengungen des Pfarrers waren vergebens, diesen Unglücklichen zu beruhigen. Er mußte ihn endlich verlassen, und begab sich in das Quartier des befehligenden Offiziers. Dieser hörte ihn ruhig an, indem er aus seiner Pfeife blaue Rauchwolken blies.

„Herr Hauptmann,“ sprach der Pfarrer, „ich komme soeben von den unglücklichen sechs Männern, welche in wenigen Stunden hängend werden sollen. Keiner von ihnen hat auf Ihre Leute geschossen. Da die Schuldigen entkommen sind, so kann Ihre Absicht nicht sein, jene zu strafen, die kein Verbrechen begangen haben, sondern bloß ein warnendes Beispiel zum Schrecken für die Bewohner der andern Orte zu geben. Es kann Ihnen

deshalb auch ganz gleichgültig sein, ob Peter oder Paul, Hans oder Joseph erschossen wird. Deshalb bitte ich Sie, mir zu erlauben, daß ich anstatt eines armen Familienvaters, dessen Tod seine fünf Kinder in entsetzliches Elend stürzen würde, unter die Zahl der zu Tödtenden eintrete. Jener ist so unschuldig wie ich; aber mein Tod wird Ihnen mehr nützen, als der seine, da das Beispiel um so abschreckender wirken muß, je bekannter das Opfer war.“

„Ihr Wille soll erfüllt werden,“ sagte der Offizier; und vier Soldaten führten den Pfarrer ins Gefängniß zu den Andern. Der Vater der fünf Kinder aber umarmte weinend seinen edlen Stellvertreter; er konnte frei heimkehren zu den Seinen.

Wir wollen nicht versuchen, die Nacht zu beschreiben, welche die Unglücklichen dort verbringen mußten. Als der Tag herangekommen war, ermutigte der treue Seelsorger die übrigen Genossen; seine Worte übten einen gar wunderbaren Eindruck aus: die Armen erwarteten ruhig, in glaubensvoller Zuversicht auf ein besseres Leben und angefeuert durch das heldenmüthige Beispiel ihres Führers den Tod.

Um elf Uhr setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Mitten zwischen der Abtheilung Soldaten, die das unheilvolle Urtheil vollstrecken sollte, marschirten die Gefangenen, ihren Pfarrer an der Spitze, der mit lauter Stimme die Gebete sprach. Die Bewohner des Dorfes knieten weinend am Boden und warfen einen letzten Blick auf ihren treuen Seelsorger.

Da ritt des Weges, von einer Ordonnanz begleitet, ein preussischer Oberst heran. Der Zug, dessen Zweck er leicht errathen konnte, fesselte seine Aufmerksamkeit. Auf seinen Befehl erzählte ihm der Hauptmann den ganzen Hergang der Sache, deren Verlauf dem Obersten nicht so natürlich erschien, als seinen Untergebenen. Natürlich ergriff ihn der Anblick des greisen Pfarrers und noch mehr die edle That desselben. Er erstattete sofort dem General Bericht, und dieser, da er gleich in der Nähe einquartirt war, kam selbst herbei, um sich genaue Aufklärung zu verschaffen.

Das war bald geschehen. Der General war ein gerechter Mann und sprach zum Pfarrer: „Herr, ich soll zwar keine Ausnahme machen, aber dennoch will ich nicht Ihren Tod. Gehen Sie und sagen Sie Ihren Pfarrangehörigen, daß ich ihnen Allen um ihres braven Pfarrers willen Gnade gewähre. Das ist aber das erste und letzte Mal.“

Als der Prediger sich entfernt hatte, sprach der General zu den Offizieren, die Zeuge der Scene waren: „Wenn alle Franzosen ein Herz hätten, wie der einfache Pfarrer, meine Herren, dann ständen wir kaum lange mehr an diesem Ufer des Rheines.“

## Die alten Klassiker.

Von H. M.

### I. Homer.

Der größte Name in der Geschichte epischer Dichtung, ein Name, welcher in jenem Fache so hoch steht, als Shakespeare in der Geschichte des Dramas, ist so zu sagen fast nur als Name zu uns herabgekommen; und das Material für eine Biographie ist so arm, als dasselbe zu Streitfragen reich ist; doch sind wir noch nicht so weit gekom-

men, wie einige Alterthumsforscher gerne annehmen möchten, daß der große Poet nemlich nur eine Mythe sei. Im großen Hauptpunkt stimmen alle Traditionen: Homer hat gelebt. Zur Zeit als Elias in Israel wirkte, ehe noch die Griechen ihre Jahre zählten, oder die Begebenheiten ihrer Zeit niederschrieben, lebte Homer, der Vater der Literatur, der Prinz der Poeten und der Stolz der Griechen; geliebt und bewundert von Jeder-

mann. Zwar wissen wir nicht viel von ihm außer dem, was seine Werke uns bieten, denn die geschriebenen Berichte sind alle erst dreihundert Jahre nach ihm verfaßt worden und enthalten so viel Unglaubliches, daß man das Ganze nicht als Autorität citiren kann. Selbst in unseren Tagen sind noch Manche, welche geneigt sind, die „Iliade“ und „Odyssee“ bloß als Sammlungen von Liedern alter Minnesänger zu erklären; diese gehen jedoch zu weit, denn es läßt sich leichter annehmen, ein Mann habe die Gesänge gemacht, als zu glauben, daß zwanzig so im nemlichen Geist und Styl über einen und denselben Gegenstand gedichtet hätten.

Aus vorliegenden Quellen läßt sich folgende Zusammenstellung machen: Homer lebte etwa 900 Jahre v. Chr. zu Smyrna, in Asien. Etwa acht verschiedene Städte streiten um die Ehre, seine Geburtsstätte zu sein; Smyrna ist jedoch im Vorrang. Ueber seine Eltern verlautet nichts, das sicher wäre; die Griechen schrieben ihm eine Abstammung von den Göttern zu. Homer war ein Schullehrer und ein Dichter, welcher sich in Smyrna Ruhm erwarb, wegen seiner großen Kenntnisse; diese vermehrte er jedoch später noch bedeutend auf seinen ausgedehnten Reisen auf den Inseln und an den Ufern des agäischen Meeres. Durch eine schwere Krankheit verlor er sein Augenlicht und erblindete total, weshalb er auch seinen Namen: Mäonidas in Homerus, d. i. blind, verwandelte.

Auf seinen Reisen deklamirte er seine Lieder bei jeder Gelegenheit und erntete allenthalben großen Beifall; seine Vaterstadt allein versagte ihm die allgemeine Ehre. Seine späteren Jahre verbrachte er auf der Insel Chios als ein sehr wohlhabender und allgemein geachteter Mann. Auf einer Reise nach Athen erkrankte er und starb zu Jos, der Welt einen Ruhm hinterlassend, welcher nach siebenundzwanzig hundert Jahren so frisch ist, als zur Zeit seines Todes. Die zwei Gesänge, welche zu uns herabgekommen sind, haben sich allen modernen Gelehrten als ein Schatz und eine Fundgrube reicher Kenntnisse erwiesen. Es ist zweifelhaft, ob jene Lieder schon zu seiner Zeit anders als bloß im Gedächtniß der Sänger auf-

bewahrt wurden; man nimmt allgemein an, daß Pisistras die „Iliade“ zuerst geschrieben hatte, und erst durch Alexandrinische Schreiber wurde sie in „Bücher“ eingetheilt.

Die Verehrung des großen Dichters nahm beständig zu, so daß später öffentliche Spiele zu seinem Andenken eingeführt wurden; Statuen, Tempel und sogar Altäre wurden ihm geweiht, und die Griechen erhoben ihn unter die Götter und opferten ihm. Jahrhundertlang kontrollirte Homer das gesellschaftliche, moralische und religiöse Leben der Nationen; einige Zeilen seiner Lieder genügten einst einen Reichthum zu schlichten, und Krieger, Staatsmänner, Dichter und Gelehrte haben aus seinen Schriften Begeisterung geschöpft und Muster für ihre Werke geholt.

Die „Iliade“ und „Odyssee“ sind die einzigen seiner Gesänge, welche zu uns gekommen sind; beide handeln über Troja's Fall und Zerstörung. Troja war eine asiatische Stadt am Hellespont, und wurde 1050 v. Chr., zur Zeit als David ein Knabe war, zerstört. Zehn Jahre lang lagen die griechischen Helben vor ihren Thoren, um die schöne Helena zu retten, welche sie zu beschützen geschworen hatten, aber durch Paris, König Priam's Sohn, entführt worden war.

Als Poet nahm Homer einen eigenen Standpunkt ein; er war nicht der epische Dichter des literarischen Zeitalters, wie z. B. Virgil bei den Römern, Tasso bei den Italienern, oder Milton in England. Er war ein Minnesänger, wie wir sie in der mittelalterlichen Geschichte kennen lernen, denn das ist doch leicht begreiflich, daß der Sänger einer Zeit, da man keine Bücher kannte, nicht in den Vorrechten schwelgt wie Diejenigen, welche in Büchern eingemauert und mit Bibliotheken umgeben sind. Homer war nicht der Erfinder des Gedankens seiner Lieder; er schmiegte die Traditionen seines Volkes in das Versmaß und sang die Thaten seiner Helben. Seine Lieder sind in alle europäischen Sprachen übertragen und haben bis heute ihren Reiz bewahrt. Ihnen verdanken wir viele der neuesten Entdeckungen, sowie auch manche gute Erzeugnisse im Felde der Literatur.

## Aus der Heimath des Magazins.

### Vom Editor.

#### 7. Gerechtigkeitspflege.

**C**uyahoga County, in welchem unsere „gesegnete Waldstadt“ liegt, wurde im Jahr 1809 organisiert und Cleveland als dessen Regierungssitz ausersehen. Die erste Gerichtssitzung wurde am 5. Juni 1810 in einem kleinen Främgebäude an der Nordseite der Superior Straße gehalten. Und es ist wirklich erfreulich und ein gutes Zeichen von gesunder Gerechtigkeitspflege damaliger Zeit, daß bei dieser ersten Sitzung zwei der Bürger gehörig durch die „Hocheln“ gezogen wurden, weil sie den Indianern von ihrem „Feuerwasser“ verkauft hatten. Richter Ruggles muß wohl ein Mäßigkeitsmann, einer dieser „argen Fanatiker“, gewesen sein, der sicherlich für das „Jowa-Amendement“ gestimmt hätte, falls er noch am Leben wäre. Freilich war es um so sträflicher, daß man den armen Rothhäuten jenen insamen „Wusel“ verkaufte, wußt wissend, daß sie dessen verderbliche Wirkung nicht kannten. Und wie es eine „christliche Regierung“ verantworten will, daß sie gewisse Personen Lizen-

sirt, berausende Getränke zu verkaufen, obgleich man nur zu gut weiß, welche schädlichen Folgen sich für die Gesellschaft daraus entwickeln, ist uns ein Räthsel. Etwa, weil eine große Summe Lizenzgelder in die Stadt- oder Staatskasse fließt, die noch lange nicht hinreicht, die massenhaften Verbrecher aller Stände und fast aller Altersstufen, die in Folge der Unmäßigkeit unsere Gefängnisse, Correktionshäuser, Zerknastungen und Armenhäuser füllen, zu „füttern“ und in sicherem Gewahrsam zu halten, wo sie „keine Hunde beißen“? Oder vielleicht, weil man dafür hält, daß die Fabrikation und der Verkauf der Spirituosen mit zu dem nothwendigen Handel und Wandel gehöre, und Tausende (sicherlich hauptsächlich Wirth!) ihr „gutes Leben machen“, während man nicht bedenkt, daß doppelt so viele ihr zeitliches und ewiges Leben dadurch verlustig geben? Oder aber will man es deshalb einstens verantworten, daß man sagt, es werde ja Niemand zum „Ankauf“ gezwungen, Jeder sei frei, und eine freie Willenshandlung beruhe sammt ihren Folgen auf sich selbst



und Dem, der sie ausübe — in anderen Worten: Sollen wir unserer Brüder Hüter sein? —

Zwei Jahre nach der obigen ersten Gerichtssitzung etwa wurde dann ein eigenes Rathhaus aus Blöcken im jetzigen Monumental-Park aufgeführt, das aber im Jahre 1828 durch ein größeres, entsprechenderes Gebäude ersetzt wurde. Dies dann mußte (1858) einem soliden Steinbau aus dem Wege gehen, welcher letztere seinen „Standpunkt“ jetzt noch behauptet. Unsere Stadtväter fanden aber (1876), daß die Gerechtigkeitspflege in Folge der stark zunehmenden Bevölkerung weiteren Raum bedürfe, und der Besucher kann nun an der Seneca Straße, unweit des „Squares“, einen ebenso geräumigen als soliden Prachtbau bewundern, der fünfundsebenzig Fuß breit und zweiundneunzig Fuß lang und verhältnismäßig hoch ist. Es fällt uns nicht ein, den Leser mit einer Beschreibung der inneren Einrichtung zu langweilen, aber wenn er etwa meint, daß es in den gerlichen Hallen nicht viel zu schlichten und zu richten gäbe, dann ist er gar gewaltig im Irrthum. Wir sind dem Ding eines heiteren Tages 'mal



Stadt-Halle.

auf den Grund gegangen, und da sagte man uns, daß beständig so etwa zwei Tausend „Rechtsfälle“ (Unrechtsfälle wäre wohl richtiger!) auf Hand lägen. Das will schon was sagen! „Hui!“ meint Jemand, „hätte aber Besseres von

Cleveland und Umgegend erwartet.“ „Man stille,“ guter Freund, in demselben Verhältniß — und schlimmer an manchen Orten — steht's mit der Gerechtigkeit im ganzen Land, und in andern civilisirten, christlichen Ländern der Erde. Frage nur 'mal recht nach, und es wird dir, friedlicher Bürger, ein neues Licht aufgehen. Der Mensch ist gar böse und rechtshaberisch, und wie leicht ist es, einen Prozeß anhängig zu machen, der durch alle Gerichtsinstanzen hindurchgeht, bei welchem zuletzt der Kläger die Hörner, der Beklagte den Schwanz und die Advokaten — den übrigen Theil der Ruh bekommen. 's ist wahrlich so! Und dann zählen sich diese Dinge gar schnell zusammen, wie die „Klapperschulden.“ — Hier streitet sich z. B. der Mann mit der Frau und wischt ihr „Eins“ aus, da sind des Nachbarns Kälber über den Zaun in das Kraut gebrochen, dort hat so-



Rathhaus.



eben der liebe (?) alte Großvater das Zeitliche gesegnet, und weil der letzte Wille nicht nach Wunsch ausgefallen ist, so entwickelt sich zuerst ein warmer Meinungsaustrausch, dann Drohungen, dann eine gerichtliche Erbschlichterei, wobei das Sprichwort: „Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß,“ recht kräftig in Erfüllung gegangen ist. Und stellt man dann noch die „Criminal-Fälle,“ die es eben immer und immer wieder, nicht nur hier, sondern allwärts gibt, hinzu, so ist's kein Wunder, wenn sich's anhäuft. Das steht fest: Wir sollten Gott danken, daß wir in einem Lande wohnen, wo gute Gesetze bestehen. Zu bebauern ist es freilich, daß die Gerechtigkeitspflege nicht selten mit großer Verzögerung betrieben und namentlich durch die Herren Advokaten manche sonst deutliche Gesetzesklausel nicht nur bis zum Zerbersten auf Schrauben gestellt, sondern sogar leichtsinnig umgangen wird.

und Cleveland hat nun, Gottlob! einen recht angenehmen Sonntag, und Tausende, die früher gegen das Gesetz waren, sind nun dafür. Die Gründe liegen auf der Hand. Mancher Familienvater kommt nun Sonntags Abends nicht nur nüchtern nach Haus, sondern er verbringt den Tag im trauten Kreise der Seinen und freut sich mit ihnen, wie es denn auch sein soll.

Kommt da unlängst eines Sonntags Nachmittags ein rothbackiger, kräftiger deutscher Jüngling, ein Landsmann, seines Handwerks ein Bierbrauer, zu uns auf Besuch. Und ohne, daß wir etwa das Gespräch auf den Gegenstand gelenkt hätten, kommt er selbst aus freien Stücken auf das Smith-Gesetz zu sprechen. Sagte er: „Wie außerordentlich froh bin ich doch für die Einführung des Smith'schen Gesetzes. Nun habe ich doch auch einen Sonntag, einen hübschen Ruhetag



Cleveland City-Hospital.

Da geschieht denn, namentlich unbemittelten Leuten, oft großes Unrecht.

Mit Rücksicht auf die Handhabung des neuen Smith-Gesetzes, das bekanntlich den Verkauf von berausenden Getränken am Sonntag im ganzen Staat unter Androhung bedauernder Strafe untersagt, hat unsere Stadt soweit recht nobel gethan, trotzdem daß der „Clevelandische Anzeiger“ (ein Tageblatt) schimpfte wie ein „Rohrspatz,“ und die Einführung als eine Beeinträchtigung der „persönlichen Freiheit“ hinstellte. Uns kam's zuweilen vor, als müsse der Herr Redakteur vor lauter Bosheit und Bohn „blitzblau“ sein. So wie so ist's ein Wunder, daß ihm der Odem ob der Sache noch nicht ausgegangen ist. — Kann aber alles noch kommen! „Ohne Kampf, kein Sieg!“ so ging's auch hier. Die Herren Gastwirthe wollten sich nicht so nollens-volens drein schiden, und eine nicht geringe Anzahl mußte vor das Forum gebracht werden, und — weil sie übertreten hatten — „blechen.“ Und versteht sich, da bekamen auch die anderen Wandbetten,

und brauche nicht auch noch, wie leider bisher, über Sonntag in der Brauerei zu stecken. Gut, sehr gut, daß Sonntags kein Bier mehr gesoffen wird, und wir folglich auch keins mehr zu brauen haben. Lange schon habe ich mich in der Stille nach so was gesehnt. Wie schön ist jetzt der Sonntag!“ Daß es diesem jungen Bierbrauer ernst und seine Worte der Ausfluß tieffter Herzensüberzeugung war, geht zum Theil daraus hervor, daß er an jenem Abend und seit dem öfters das Haus Gottes besuchte und sich die Predigt anhörte. — So viel über Rechtspflege.

#### 8. Wohlthätigkeitsanstalten

hat Cleveland eine beträchtliche Anzahl, unter welchen das Stadt-Hospital an Lakestraße eine hervorragende Stelle einnimmt. Es ist ein hübsches, massives Steingebäude, drei Stock hoch, neunzig Fuß breit und einhundert und zehn Fuß lang, und ist mit fünf Alder ausgezeichneten Landes umgeben, welche äußerst geschmackvoll gehalten werden. Dazu hat man von den Räumlichkeiten aus eine Aussicht über den Erie-See





Correktionshaus.

hin, die Ihresgleichen sucht. Die innere Einrichtung läßt unseres Dünkens fast nichts zu wünschen übrig. Und was bei dieser Anstalt einem besonders erfreulich berührt, ist, daß die Kosten nicht durch die Stadtkasse, sondern durch freie Beiträge bestritten werden. Vermögende Insassen, versteht sich, bezahlen aus ihren eigenen Mitteln. Die Beamten melden uns, daß sie niemals über Mangel an Unterstützung zu klagen Ursache gehabt hätten. Ein bedeutender Theil der Aufsicht ist den Händen opferwilliger, erfahrener Diakonissen anvertraut, was sicherlich in Ordnung ist. Hunderte werden in diesen stillen Hallen alljährlich gepflegt. — Vorübergehend erwähnt seien das Irrenasyl im östlichen Theile der Stadt, welches jedoch durch den Staat (Ohio) unterhalten wird. Dann kommt das Huronstraße Hospital, „The Retreat“ und „Boarding Home.“ Erstere ist eine Besserungsanstalt unter der Leitung der „Woman's Christian Association,“ „Trinity Church Home,“ „Children's Home,“ das jüdische Waisenhaus etc., der vielen Anstalten dieser Art, die unter katholischer Controle stehen, nicht zu gedenken.

Ein Wort über das Korrektionshaus an Woodland Avenue, unweit der Kreuzung der Cleveland und Pittsburg Eisenbahn, etwa drei bis vier Meilen in südöstlicher Richtung vom

„Square.“ Es ist ein imposantes Gebäude, das mit sammt Möblirung und zwei Acker Land bloß ein Viertel Millionchen gekostet hat. In zwei unterschiedenen Departements werden die jugendlichen und älteren Verbrecher in sicherem Gewahrsam und — an der Arbeit gehalten. Daß es hier niemals an Insassen fehlt, und daß einige hie und da die eisernen Gitter durchfeilen, entfliehen und — wieder eingefangen werden, ist leicht zu glauben. Was da (früher) der „Kleine Christie“ auf seinem „Schub“ aber als „Kernhaftes“ heraufgebracht hat!! Ja, so eine Anstalt, wo man arbeiten muß, ist selbst in unserem guten Cleveland für Einige nicht übel angebracht. Doch so lange unser gewandter arbeitslustiger Editor vom „Christl.

Botschafter,“ Probeleser Ewald und ein Paar gute „Drucker-teufel“ Morgens links und Abends rechts wohlgemuth um die Ecke jenes stattlichen Gebäudes hängen (wohnen in der Nähe), hat's noch „gutes Wetter“ in Cleveland.

#### 9. Schöne Straßen.

Unsere Waldstadt hat im Durchschnitt schöne, zum Theil prachtvolle Straßen. Sie sind breit und gerade, und was sie so hübsch macht, sind zum Theil die an denselben stehenden prachtvollen Heime, und dann die in Reihen gepflanzten Schattenbäume aller Art, deren Wipfel das freischende Spazengefin-



Euclid Avenue.

del sich freilich ganz ungenirt vielfach als Miststätten ausgemählt hat. Euclid Avenue ist unter den schönen Straßen die aller schönste. Da ist's in der That paradiesisch schön, wenn man an einem hübschen Frühlings- oder Sommermorgen an den Palästen der Millionäre und anderer Reichen vorbeigeht. Oft schon kam uns der Gedanke: Wie aber, wenn ein menschl-

ches Wesen aus dieser irdisch-paradiesischen Schönheit und Fülle einmal hinabfahren muß zu dem „reichen Mann“? O, welch ein Wechsel wird das sein! Lieber dann hier arm und klein in einem bescheidenen Heim, und dann dort lustwandeln in den Euclid Avenues der himmlischen Gottesstadt. Mögen wir uns, lieber freundlicher Leser, ernst dort begegnen!

## Erinnerungen aus meinen Kindes- und Jugendjahren.

Von Aho Jota.

### I.

„Da ich ein Kind war, da rebete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war.“ — 1. Cor. 13, 11.



#### 1. „Das goldene Zeitalter.“

Wenn ich an meine Kindheits- und Jugendjahre zurück denke, so erscheinen mir dieselben als das berühmte goldene Zeitalter — in persönlicher Hinsicht. Da ging es mir gerade wie dem Apostel Paulus: Ich dachte und rebete wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; und war — o so glücklich dabei! Da gab es die herrlichsten Luftschlösser und viele merkwürdige Luftsprünge. Ja gewiß! — Die Unschuld war zu der Zeit groß und die Fröhllichkeit nicht minder. Sorgenlos wie ein Vogel, und noch glücklicher als ein Vogel, verlebte ich diese vorübergehenden Tage in lebhafter Einbildung, daß es immer noch viel besser und herrlicher sein werde, wenn ich erst einmal 6 Fuß groß gewachsen sei, und oft streckte ich mich buchstäblich in die Höhe, um doch bald recht groß zu werden! Wenn das einmal zu Stande gebracht sei, dachte ich, dann werde es aber auch große Thaten geben! — (Und wirklich — die Größe kam zu ihrer Zeit glücklich zu Stande, aber wo sind die großen Thaten geblieben?) Nun ja, in jener Zeit blühten mir lauter Rosen, Lilien, Tulpen und Himmelschlüssel — späterhin erst stießen die Dornen. Einmal hörte ich einen gewissen Mann senkend sagen: „O, was eine böse Welt ist dies!“ was mich solchermaßen erstaunte, daß ich ihn mit großen Augen anschaute und wunderte, was doch das bedeuten könnte, und dachte dann: „Nun, so lange Vater und Mutter leben, hat es keine Noth,“ und hüpfte wieder fröhlich fort.

Ich erbieth mich nun, eine Anzahl Aphorismen aus jener glücklichen Zeit im Magazin vorzutragen, wenn der I. Editor und die Leser „Ja“ \*) dazu sagen wollen, und mit mir im Geiste „umkehren und werden wie die Kinder.“

#### 2. Das erste paar Hosen.

Das war aber eine extrae Zeit, als mir die Mutter zum erstenmal Hosen angezogen hatte! Das kam mir so kurios vor, als sei ich in eine andere Welt geschlüpft. Auf einmal aber fiel es mir ein, ich sei nun ein kleiner Mann, und da wurde das Maß der Freuden übergroß, und ich fing an zu laufen, und wirklich, es ging! — Hinaus ging es, auf die Wiese, wo eine Anzahl Männer daran waren, Gras zu mähen, und andere sich mit Rechen beschäftigten. Ich mußte aber oft stille halten und diese Wunderhosen betrachten, bis endlich die Heumacher alle über mich lachten. — Da fahnte ich mit mei-

nen neuen Hosen so groß und glücklich, wie manche Leute, wenn sie ein kleines Amt bekommen und meinen alsobald, sie wären nun etwa ein Kaiser Wilhelm oder Czar Alexander geworden. (O, was ist doch der Mensch!) Obgleich diese Hosen „heimgemacht“ und aus grobem Berg verfertigt worden waren (damals hatte der Luxus noch nicht viel Eingang gefunden), so machte das mir glücklichen Hosenmenschen nun gar nichts aus, denn es waren ja doch — Hosen!

#### 3. „Mutter, Mutter, der Teufel ist in meinen Hosen!“

Einige Zeit darnach, da die Kirichen reif waren, stieg die Mutter auf den Kirichbaum, um Kirichen zu „brechen“ für den Mittagstisch, da machte ich mich — natürlich mit meinen Hosen an — unter den Kirichbaum und bat die Mutter, sie solle mir doch einige Kirichen herunterwerfen, was sie auch that, und ich versichere dich, Herr Bruder Editor, diese wunder-schönen, rothen Früchte, die Gott geplant und gemacht hat, schmeckten vortrefflich. Aber was geschah? — Während ich mir die Kirichen gut schmecken ließ, krabbelte etwas inwendig in meinem Hosenbein herauf und über ein wenig fing es an, ganz „fürchterlich“ zu stechen. O — o, welch ein giftiger Schmerz, der Mark und Bein durchdrang! Natürlich fing ich an mit aller Macht zu schreien. Zu der Zeit wußte ich nichts vom Teufel, als was ich hatte sagen hören, daß er ein schrecklich „wüster, garstiger Ding“ sei. In meiner großen Noth — denn das „Ding“ fuhr fort zu stechen — fiel mir ein, das müsse der Teufel sein, worauf meine Angst so groß wurde, wie der Schmerz, und ich armes Büblein schrie mit aller Macht: „O Mutter, Mutter, der Teufel ist in meinen Hosen!“ — Ueber diesem Jetergeschrei wurde es der Mutter angst, sie kam vom Baum hernieber und zog mir schnell die Hosen aus, und siehe — es fand sich eine Wespe in denselben, die meinem kleinen Bein tüchtige Stiche gegeben hatte. Da war aber die große Freude über die Hosen dahin, und ich hätte sie bald lieber nicht gehabt. Siehe da, die Vergänglichkeit der irdischen Freude — wie plötzlich ist sie oft entschwunden!

#### 4. „Halt, Jakob!“

Es trug sich einmal zu, daß ich meinem kleinen Bruder in das Auge blickte, und da stellte sich mir ein unausslöschliches Räthsel dar: ich sahe nemlich in seinem Auge alles abgebildet, was demselben gegenüber stand: da standen die Kirichbäume, der große „Miderli“-Baum, die Scheune und noch viele andere Gegenstände deutlich in dem Auge Jakob's, und wenn ich mich umdrehte, so sah ich doch, daß dieselben Gegenstände auch in der Welt ständen, gerade wo sie immer gestanden hatten. Mich wunderte es, wie nur der Jakob etwas sehen könne mit solchen ungeheuren

\* Gerne sagen wir ja und unsere Leser ohne Zweifel auch. Edr.



Dingen in den Augen, denn ich konnte ja schon nicht mehr recht sehen, wenn ich nur ein wenig Staub in die Augen bekam! Der Jakob wollte mir auch nicht gern lange stille halten, während ich ihm so scharf in die Augen guckte, und so rief ich: „Halt still, Jakob!“ In späteren Jahren aber lernte ich verstehen, daß das Tageslicht, von den verschiedenen Gegenständen um uns her reflektirt, in die Augen einströmt und darinnen dieselben Gegenstände abbildet, daß es ein überaus feines Bild der äußerlichen Gegenstände ist. Also ein Bild (oder Bilder) im Auge ist, was man sieht, und ist es auch in diesem Sinne wahr, was der Dichter so sinnreich sagt:

„Schattenwerk ist alles Wesen,  
Das ein Christ auf Erden sieht.“

Zugleich aber zeigt dieses Augenbild die große Weisheit Gottes, der ohne Hände, mittelst des Lichts, das allerfeinste Bild von Millionen Gegenständen in der Menschen Augen malt, und dies sogar in einem Augenblick, sobald man nur die Augen öffnet. Hierüber sollte jeder Jakob, und jeder Johannes und Jedermann sonst oft „still halten“ und anbetend über Gottes Vollkommenheit nachdenken.

##### 5. Entzückung über Gewitter.

So weit meine Erinnerung zurückgeht, hatte ich in meinen Jugendjahren an nichts eine größere Freude als an einem Gewitter. Dieses wunderbare Schauspiel, das Gott öfters im Reich der Natur veranstaltet, verursachte eine freudige Aufregung in mir und übte eine solche Anziehungskraft auf mich aus, daß ich darüber alles sonst vergaß, und je mehr es blitzte und donnerte, je mächtiger des Wassers Fülle von den Wolken herunterstürzte, desto lieber war es mir. Ja, wann es dann noch tüchtig stürmte, daß es die „Pappelbäume,“ die um das Haus standen, niederbeugte, und es mitunter tüchtig hagelte, dann war der Freudenelsch mehr denn voll. Wie in aller Welt da die „großen Leute“ in Angst gerathen und erlassen konnten, war mir ganz ungreiflich. Da saß ich dann am Fenster und schaute hinaus in das romantische Wetter, oder machte mich außer dem Hause an einen Ort, wo mich der Regen nicht treffen, und ich das Wetter nach Herzenslust genießen konnte. Da sah ich wohl tausend Schönheiten in dem großen Tumult, und tausend Fragen stiegen auf, warum es denn in einem Gewitter so wunderbar und herrlich zugehe. Da wünschte ich oft, ich dürfte droben in den Gewitterwolken sein, um zu sehen, wie der Regen dort anfängt zu fallen, wie die Blitze losfahren, wie der Hagel formirt werde und ganz besonders, wie der himmlische Vater auf seinem großen Wagen in den Wolken herumfahren könne. Denn, wann es donnerte, so stellte ich mir vor, daß sei das Rollen seines Wagens. Es schien mir aber, es müsse oben auf den Wolken ganz erstaunlich holperig sein, denn das Kloten und Ploken, und die grellen Abfälle des Donners dächten mir anzudeuten, daß es da oben sehr rauh sein müsse. Wenn dann das Gewitter in meiner Nähe „einschlug,“ was stets mit einem hellen Krach begleitet war, so schien es, als sei der himmlische Vater mitsammt seinem Wagen plötzlich heruntergefallen! — Sieh, I. Editor, so denkt ein Kind! — Wenn zuweilen an einem schönen Sommerabend, nach Sonnenuntergang, Gewitterwolken im fernen Westen aufstiegen, und die Blitze anfangen, in denselben und am Wolkenrande zu leuchten und zu zucken, dann wollte das Schlafen nicht gut gehen; ich wollte wissen, ob das Gewitter auch zu uns kommen werde. Einmal saß ich bis Mitternacht am Fenster und wartete, bis das große Schauspiel wirk-

lich da war und seine Wasser herabschüttete. Während dieses Garrens stiegen viele, viele Fragen auf, deren Antwort ich zu der Zeit nicht finden konnte, z. B.: Warum die Blitze sich so sehr tummeln? Warum sie in allerlei Richtungen fahren? Warum sie oft so zickzackartig fliegen? 2c. 2c.

Wenn an einem warmen Sommertage die Gewitterwolken in einiger Entfernung sich hügelig emporthürmten, so konnte ich mir nichts Reizenderes denken, als wenn ich dort hinaufsteigen und auf jenen Wolkenhügeln und Bergen herumklettern könnte. Da siehst Du wieder, I. Editor, daß ich dachte wie ein Kind. — Wenn ein Gewitter an unserer Gegend vorbeizog, so that es mir leid, daß wir nichts davon bekamen, denn mir war es immer, als wären die Gewitter lauter Segen. Und da ich einst einen betagten Mann sagen hörte: „Das Welschkorn wächst erst recht gut, wenn der Donner die Erde erzittern macht,“ so hatte ich auch deswegen große Freude daran, wenn es recht hart donnerte, daß sogar die Fenster am Hause klirren! Wundere, ob dieses philosophisch, oder selbstsüchtig, oder sonst etwas war? Wenn ich aber nicht irre, so hatte der Palmist auch große Freude dran, wenn es schrecklich donnerte, denn das betrachtete er in einem gewissen Sinn als Gottes allmächtige Stimme, und das Gewitter erschien ihm als eine Gottesthat, was ja auch im Grunde genommen richtig ist. Ich darf wohl jetzt noch beifügen, daß, nachdem ich schon über ein halbes Jahrhundert auf Erden gelebt und wohl tausende Gewitter betrachtet habe, sind mir dieselben heute noch viel interessanter als irgend ein Theaterpiel der Menschen mir sein könnte. — Freilich, wenn man ein Gewitter angafft, „wie eine Kuh,“ so hat man nichts Schönes dran. Aber ein wahres Kind Gottes schaut Gott in diesen Vorgängen, wie auch in anderen Dingen. O, der geistlichen Stumpfheit, die nur allzuviel auch bei Bekennern des Christenthums herrscht! Wie manchen Segens macht man sich dadurch verlustig!

6. „Ach, Vater, ich muß ja erst Lesen können!“

In meinem 4. Jahre sagte mein Vater, ich solle nun mit den andern „Ruben“ in die Schule gehen. Da gab es aber einmal eine Epoche. Ich hatte nemlich gehört, daß der Schulmeister etliche Jungen gezüchtigt habe, und ich stellte mir vor, wenn man nicht sogleich lesen könne, würde man von dem gefrengen Herrn Schulmeister gute Schläge bekommen. Da weinte ich sehr und flehte den Vater, mich doch nicht in die Schule zu senden, denn ich könne ja noch nicht lesen! — Der Vater lächelte und sagte: „Gerade deswegen geht man in die Schule, um das Lesen zu lernen.“ — Das gab mir ein neues Licht auf den Gegenstand. Der Vater kaufte mir dann ein neues A-B-C-Buch und ging mit mir ins Schulhaus zum Schulmeister, und der gefürchtete Mann gab mir einen Apfel, und dann ging er an das Lernen. In zwei Monaten konnte ich schon im Plalter lesen, und die Schule wurde mir eine rechte Freude. Gerade so kindisch ängstlich sind wir oft, wenn Gott uns in seine Schule nimmt, und uns seine Wege lehren will. Aber er bringt's doch auch fertig mit uns, wenn wir aufrichtig sind.

7. Wie ich meinen ersten Fisch fing und die erste Züchtigung vom Vater bekam.

In der „Wiese“ war ein schöner kleiner Wasserstrom, welcher etlichen Quellen innerhalb zwei Meilen entfloß. In diesem klaren Wasser gab es wunderschöne Fische, die ich gar manchmal zu fangen wünschte, aber die schönen kleinen Kerle waren immer zu flink für mich, wenn ich sie mit den Händen ergreifen wollte, und eine „Fischangel“ hatte ich nicht. Da

nahm ich endlich eine Stednadel, bog sie um in Form einer Angel und steckte einen Wurm daran, und siehe da! die Fische haßten bei Truppen darnach, aber ich konnte keinen herausziehen, denn meine Stednadel-Angel hatte keinen Widerhaken. So bekamen wohl die Fische meine Lockspeise, aber ich bekam keinen Fisch. Eines Tages bog ich dann die Spitze der Stednadel noch ein wenig „extra“ um, was wohl dazu half, die lustigen Fische (dann und wann einen) ein wenig über das Wasser zu heben; aber sobald ein Fisch über das Wasser kam, fiel er wieder in dasselbe zurück. Endlich kam ein schöner Sonnensfisch, der stahl mir einen Wurm nach dem andern, und ich meinte doch, ich müßte ihn haben.

Hier rief mir der Vater, der nahe bei im Felde pflügte, ich solle zu ihm kommen, er habe etwas für mich zu thun; ich sagte „Ja“ — und wollte auch sogleich gehen, aber da biß der schöne Sonnensfisch wieder heftig an, und es schien, als würde ich ihn jetzt bekommen. Der Vater rief wieder, und ich sagte „Ja,“ aber in dem Augenblick verschluckte mein Fisch die Stednadel sammt dem Wurm, und nach einem kurzen Gezerr warf ich ihn glücklich heraus aufs Gras, wo er dann herumzappelte. Darüber war ich natürlich so entzündet, daß ich vergaß, des Vaters Ruf zu folgen. Aber, o weh! nun kam der Vater mit der Ruthe daher, und ich vergaß Fisch und Alles sonst über der Strafe, die ich bekam. O, ich hatte nicht gedacht, daß verdiente Ruthenstreiche so heiß brennen würden, als ich es nun erfuhr! O, welch ein Schrecken war dies — vom Vater also gestraft zu werden. Bald sah ich auch das Unrecht ein, das ich durch meinen Ungehorsam gegen den Vater begangen hatte, es folgte Buße und Besserung, und der Vater fand es nie wieder nöthig, mich mit Ruthen zu strafen. Ich dachte dann daran, daß Gott die Seinen auch züchtigt zu ihrem Nutzen. „Und so wir haben unsere leiblichen Väter zu Bücktigern gehabt und sie gescheuet, wie viel mehr sollten wir nicht unterthan sein dem geistlichen Vater, auf daß wir leben.“ Es scheint, wenn er uns nicht zuweilen züchtigt, dann verderben wir zum Tode. Es gibt auch viele Versuchungen zur Sünde, die so reizend sind, wie jener Sonnensfisch es war. Ach wie find wir im Geistlichen oft dem himmlischen Vater so „trübsame Kinder!“ Nicht wahr, Bruder Editor? — (Leider, ja! Edr.)

#### 8. Wie es mir in der Rechenkunst erging.

Nachdem ich, wie vorhin erwähnt, in der Schule das Lesen recht schnell erlernt, machte ich mich weiter an das Schreiben, womit es aber ziemlich häßlich herging [daß ich heute noch kein Schönreiber bin, kann der Br. Editor vollständig bezeugen (Leider, ja! Edr.)]. Das Schulgehen wurde aber aus einer gewissen Ursache etliche Jahre unterbrochen, darnach wurde ich aufs neue gesandt und nahm das Rechnen in Angriff. Nun wurde das Einmaleins bald gelernt, und das Addiren, Subtrahiren und Multiplizieren ging gut voran, und ich trat in das Feld der Division ein; aber da kam ich an ein Problem — an eine harte Nuß, die ich nicht knacken konnte. Man sagte mir nemlich, durch Division müsse man ausrechnen, wie oft eine geringe Zahl in eine größere „hinein“ gehe. Mir aber war es ganz unbegreiflich, wie eine Zahl in eine andere Zahl hinein gehen könne; gerade so dunkel war dieses mir, wie dem Nikodemus die Wiebergeburt. Ich studirte daran herum und fand es immer unmöglich, daß eine Zahl in die andere hinein gehe! Ich konnte sie gar nicht hinein bringen! — Da sank mir der Muth, und ich fing an in der Stille zu weinen. Zu dem Schulmeister

hinzugehen und ihn zu fragen, schämte ich mich, und so „stand der Dohs am Berg.“ O, wie wünschte ich, es wäre Abend, daß ich dem Vater meine Noth klagen könnte! Ich blätterte nun gedankenlos in meinem Lehrbuch und kam an ein Rechnungs-Exempel, das anfang wie folgt: „Wenn man durch Division erfährt, wie oft eine kleine Summe in einer größeren enthalten ist“ 2c. 2c. — und da hatte ich auf einmal den Schlüssel zur Division in der Hand, nemlich: auszurechnen, wie oft die kleine Zahl in der großen *sich* *enthalten* ist, anstatt sie erst *hinein* *gehen* *zu* *machen*, wie man mir gesagt hatte. Nun aber fühlte ich so glücklich, wie ein triumphirender König — das darfst du nur glauben, Herr Br. Editor! (Glauben's gern. Edr.) — Gerade so ist es mir seitdem mit etlichen Problemen im geistlichen Leben ergangen, die Gott mir zur Lösung aufgab. — Da ich aber etliche Wochen später an die Bruchtheile-Rechnung kam, wurde ich wieder fest. Ich wußte sogleich was  $\frac{1}{2}$  —  $\frac{1}{3}$  —  $\frac{1}{4}$  seien, aber nun kam das  $\frac{1}{5}$  zum Vorschein, und dieses kuriose Dingelchen konnte ich nicht begreifen, ich mochte es auch angucken, wie ich wollte. Da ging ich aber zum Schulmeister — denn ich dachte nun, warum hat man ihn denn anders, als zum Unterrichten? Dem klagte ich nun das trummere  $\frac{1}{5}$  an. — Er lächelte, nahm einen Apfel und zerschnitt denselben in drei Theile und fragte mich, wie viel vom Apfel nun einer dieser Theile sei? Ich sah nun das Geheimniß ein und antwortete: ein Dritttheil. Ach, wie einfach ist doch oft eine Sache, wenn man sie nur erst begreift. „Aber da ich ein Kind war“ 2c. Wie froh darf man sein, daß der himmlische Lehrer sich auch zu uns Schwachen herabläßt, uns die einfachsten geistlichen Lectionen deutlich zu machen; dann aber wird es auch sonnenklar, was wir zu thun haben. O, laßt uns immer wieder den himmlischen Lehrer um Weisheit von Oben bitten!

#### 9. Beten und Gebetserhöhrungen.

Ganz frühe lehrte mich mein Vater, wie ich zu Gott beten müsse, auch daß ich dreimal des Tages im Verborgenen beten solle. Was der Vater sagte, war Gesetz und wurde befolgt, doch hie und da vergaß ich es über Tag, aber dann ging ich gewöhnlich Abends noch dreimal beten, freilich ging's damit oft genug zu, wie bei Kindern. Auch rief ich Gott öfters an, wenn ich in eine Gefahr oder Noth kam und wurde dann gewöhnlich schnell gerettet. — Einmal auf einem Sonntag im Winter ging Jedermann im Hause fort in die Predigt und Betversammlung — Vormittag und Nachmittag — und ich wurde zu Hause gelassen, Mittags Pferde und Hornvieh 2c. zu versorgen. Es lag viel Schnee und gab um zehn bis elf Uhr wieder einen großartigen Schneesturm, der um zwölf Uhr erst aufhörte, dann wurde es helle; aber ein starker Nordwestwind wirbelte den frischen Schnee gewaltig umher. Mittags wurden die Pferde aus dem Stalle zum Wassertrog gelassen. Der frische Schnee machte sie so lustig wie junge Böcke. Ein Pferd verstand es das Postthor zu öffnen und — hinaus gingen fünf Pferde und die Straße fort im wildesten Galopp. Ja, fort ging's — wer weiß wohin, denn die Thiere waren so wild geworden über den Schnee und rannten gleichsam durch denselben fort, als wären sie Hirsche. Ich dachte, die nehmen jetzt Reißaus und kommen vielleicht nicht wieder. Was soll ich thun? Wird der Vater mich verantwortl. halten? Ich kletterte geschwind auf den Thorposten und sah noch für einen Augenblick des hintersten Pferdes Schwanz in die Höhe gerichtet, dann aber verschwand Alles, und die Pferde waren alle — fort! — Ich fing an zu weinen und zu Gott zu rufen: „Ach



Gott, sende die Pferde wieder heim! O, sende die Pferde wieder heim! O! o! Gott hilf!" Während ich noch also rief, da sah ich auf einmal wieder einen Pferdetopf kommen und — wirklich, die ganze Reihe Pferde galoppirte heimwärts, daß der Schnee in alle Richtungen stob, und rannte in den Scheuerhof und direkt in den Stall hinein — ein jedes Pferd

an seinen Ort — alle schnaubten durch die Nüstern, als wären sie große Siegeshelden! Ich durfte nur die Stallthür zumachen. Ich war erstaunt und froh und dankbar und zitterte vor Aufregung und Freude, denn Gott hatte die Pferde heimgesandt! Oder was war das, Br. Editor? — („Aho Jota“ sagt es. Eder.)

## Die Scheintodte.

(Von A. Vollmer.)



Frau K. war gestorben; nach langem Krankenlager hatte sie den letzten Athemzug gethan und lag nun still und starr da. Man hatte sie in den Sargeinfaß gelegt und diesen mitten in ihre Stube gestellt; so lag sie da, umgeben von all den Sachen, die ihr im Leben gehört hatten und von ihr benutzt worden waren. — Aber nur diese leblosen Gegenstände umgaben sie; keine Gatten- oder Schwesterhand hatte die Verbliebene hier gebettet, — die Frau K. in inniger Liebe zugethan waren, weilten weit entfernt und der elektrischen Funke, der Botschaft von ihrem Tode brachte, hatte sie noch nicht erreicht. Bezahlte Wärterinnen huschten durch die stille Stube, spähten, ob die eine und die andere auch ganz allein, — und wenn der Augenblick eintrat, dann — ja dann —

Endlich war die eine allein, allein mit dem blassen Frauenbilde, das nichts sah und nichts hörte, das sich nicht rührte und von all den schönen Dingen ringsum nichts mit ins Grab nehmen konnte. Wer würde nun das alles bekommen? Wie gut konnte die Wärterin dies Nähetui gebrauchen, — schon lange hatte sie sich einen goldenen Fingerhut gewünscht. Und da, die silbernen Böffel, — die Todte konnte nichts mehr damit essen, — schnell in die Tasche. Da, die schöne Decke, — o die Wärterin hatte lange Finger, ein weites Gewissen und einen großen Beutel! Und hier, die kostbare kleine Schale —

Still. Regte sich die Todte nicht? Erschrocken blinnte die Diebin um sich, — Unsinn! wie konnte sie sich bewegen, sie war ja heut früh gestorben.

Jetzt öffnet die Wärterin leise, leise den Schreibtisch. Ha, wie die Augen glänzen, als sie da das rothe Gold und das glänzende Silber erblicken! Schnell, schnell, in der Tasche ist noch Platz. Und da liegt Geschmeide, köstliche Perlen, — o, wie sie blitzen und strahlen. Sie müssen am Herzen geborgen werden, die schon so lange Herzenswunsch und Begierde find. Aber horch, — ein Seufzer. Um alles, wer seufzt hier? Die Perlen klirren in der zitternden Hand, scheu blickt die Inhaberin um sich, — Frau K. aber liegt ganz ruhig, ganz still. Sonst ist Niemand hier. Wer hat geseufzt?

„Sollten Gespenster hier sein?“ denkt die Gottlose. „Gewiß, gewiß, und vielleicht packt dich eins am Hals und erwürgt dich,“ hu, sie fühlt schon die Krallenhand, — hinaus, hinaus. Still ist's in dem Leichenzimmer, nichts regt, nichts bewegt sich.

— Da huscht leise die zweite Wärterin herein. Endlich ist's hier leer. Sie eilt auf den Schreibtisch zu, auch er ist leer. Böhnig ballt sie die Hand; also sie kommt zu spät, die „Andere“ war schon vor ihr da. — Was ist nun noch zu holen? Ein werthvoller kleiner Bilderrahmen, ein feiner Seidenschawl, Batisttücher, da die Schreibmappe, die goldene Feder: alles verschwindet in ihrer weiten Tasche. Jetzt sehen sich die ver-

langenden Augen nach mehr um, a u f dem Schreibtisch ist reiche Beute. Das Messer, hier das Emaillekreuz und dort die in Gold gebundene Bibel mit dem massiven Schloß daran — schnell, nur schnell eingesteckt: das Messer, das Kreuz, die Bibel — — — da ein tiefer, tiefer Seufzer. Die Wärterin läßt entsezt die Bibel fallen, sieht sich um, — o, bricht denn der jüngste Tag herein und stehen die Todten auf? — Frau K. sitzt ausgerichtet auf ihrem Lager, sieht die Ungetreue starr an und sagt: „N ü h r e m e i n e B i b e l n i c h t a n.“

Und sie? Das heilige Buch entgleitet ihren zitternden Händen, — sprachlos starrt sie das nie Dagewesene an, stößt einen lauten Schrei aus und sinkt ohnmächtig in die Arme der herbeieilenden Leute.

Ja, Frau K. lebt; unter den Händen des Arztes kommt sie vollends zum Leben. „Sie hat wie im Starrkrampf gelegen,“ erzählt sie, „hat Alles gesehen, Alles gehört, was mit ihr und um sie geschah; aber sie konnte kein Lebenszeichen von sich geben, so sehr sie mit aller Macht danach verlangte. Wie mit eisernen Klammern hielt der Starrkrampf sie gefaßt. Sie wußte es, als man sie aufbahrte, sie sah das Treiben der diebischen Wärterinnen, sie bemerkte wie sie Alles nahmen, sie litt als in ihrem Schreibtisch gewühlt wurde, sie wollte rufen und konnte nicht, aufspringen, aber nicht das kleinste Glied gehorchte ihr, Alles mußte sie ertragen, Alles sich nehmen lassen; als man ihr aber ihren höchsten Schatz, das Gotteswort, das sie in guten und bösen Tagen gegründet, gekräftigt, getröstet und erbauet hatte, — als räuberische Hände sich auch nach diesem Gottesworte ausstreckten: da brach der Bann, da wich der Starrkrampf, da konnte sie sich aufrichten und um Hülfe rufen, — und dadurch hatte das Leben den Tod überwunden.“

Du deutsches Volk, ihr lieben Christen — gleichen wir auch einer Scheintodten? Wenigstens manche leben so dahin, als ob sie todt für Gott und das Leben in ihm wären, heißen Christen, ohne den schönen Namen durch Glauben und Liebe zu bezeugen. Rings um uns sind Feinde, die schleichen heran und — falls wir uns nicht rühren — nehmen sie uns einen Stein nach dem andern aus unserem Schmach. Der hat es abgesehen auf deine Demuth, Dieser auf deine inbrünstige Liebe, Jener auf deine Selbstverleugnung und ein Anderer auf deine Wahrhaftigkeit. — Manchem schon ist unversehends so ein Stück nach dem andern genommen worden und — er schlief ruhig weiter. Mögen wir doch als Volk aufwachen! Nein, unsern Gott, sein Wort, die Bibel zc. lassen wir uns nicht rauben, ich nicht, du nicht, unser deutsches Volk nicht. „Das Wort sie sollen lassen stahn,“ klingt es dann durch Herz und Land, und so lange wir das theure Wort festhalten und danach leben, haben wir auch die Kleinodien: Liebe, Freude, Friede, Geduld zc. Das Leben siegt, denn

Aus Noth wird Christi Kirche neu geboren  
Und jeder Sturm facht frische Flammen an.



## Der Friedhof.

Von W. Huber, jr.



Am Bergeshang zur stillen Raft  
Winkt mir ein Friedhof, schlicht und klein;  
Auf moosbedeckten Gräbern ruht  
Mit salbem Licht der Sonnenschein.

Hier starb der Blumen süßer Duft,  
Der Vöglein Lied ist hier verstummt;  
Es schläft das welcke Laub am Baum,  
Kein Bienlein schwirrt, kein Käfer summt.

So tiefes Schweigen rings im Kreis,  
Daß mir das Herz will stille steh'n;  
Die Wimper senkt sich wie im Traum:  
Hier möcht' ich schlafen, schlafen geh'n.



## Die Waldkreuzung.

Erinnerungen aus dem Leben im canadischen Sinterwald.

Vom Editor.

## 7. Ein Unfall.

Es schien, als hätten die jüngst vergangenen schweren Tage in Herrn Adolph eine große Veränderung hervorgerufen. Er war traurig und schlich gedankenvoll einher. Eines Tages, als Minna wieder ein dampfendes Mittagsmahl zu den Holzhauern in den Wald getragen hatte, sagte er zu ihr, während er den leeren Korb zurück gab, daß er gelernt habe, was es sei, nach einem warmen, erfrischenden Mahle zu verlangen — „und damals war's,“ setzte er hinzu, „daß ich ernstlich beten lernte.“ Und an dem Abend dieses Tages erzählte er ihnen beim knisternden Feuer, wie er schon früher zu thun versprochen hatte, die ganze Geschichte.

Er wollte doch perdu zu seinem Kind, und wie's scheint, verließ die Reise nach der Station, wo er den Zug besteigen wollte, ohne weitere ungewöhnliche Beschwerden. Die Luft war rau und kalt, und er war bereits hunds müde und gehörig durchgefroren, als er, so gegen Mittag die Station erreichte, gerade als es tüchtig zu schneien anfang. Befürchtend, es möge ein tüchtiger Sturm geben, entschloß er sich, daß falls er irgend welche Kunde von seinem Weibe bekommen könne, so wolle er nach Mittag sofort wieder heimkehren. Zu seiner nicht geringen Freude empfing er einen Brief, der besagte, daß sein kleiner Wilhelm auf dem Weg der Besserung sei, und daß beide, Mutter und Sohn, sobald es die Umstände erlauben würden, in ihr urwaldliches Heim zurück zu kehren gedächten. Der Brief war schon vor einer Woche zurück abgesandt worden, denn in dieser „guten alten Zeit“ ging's mit dem Postwesen, und fast allem andern, noch gar langsam. Und so dachte unser lieber Hinterwäldler nun, es sei alles in allem am rathsamsten für ihn wieder umzukehren, und die gute Neuigkeit dem Nachbar Neumann und seiner Minna zu vermelden, theils um nicht unnöthig die köstliche Zeit zu verlieren, und dann auch, weil, wie oben schon gemeldet, ein grausiger Sturm im Anzug war. Er hatte kaum sein frügaes Mahl noch recht zu sich genommen, so trat er auch, in etwa erfrischt, rüstig seinen Rückweg an. Verstiebt sich, so kräftig, wie am Morgen, fühlte er sich nicht ganz. Der frisch fallende Schnee erschwerte seinen Tritt ungemein und, was das Schlimmste bei der Geschichte war, er verdeckte die Spur, und es war unmöglich für Adolph, zu wissen, wie weit er noch zu gehen habe. Dazu kam noch der Umstand, daß der kurze Winternachmittag schneller, als es für unser einsamen Wandersmann wünschenswerth war, zur Neige ging. Ja, und man denke! mit dem Einbruch der Nacht trieb der tohende „Nord“ den dicht fallenden Schnee in hohen Wehen zusammen. Manche meiner älteren Leser haben ja unter ähnlichen Verhältnissen auch schon gereist, und sie können sich Adolph's Lage recht gut vorstellen. Schon begann er müde zu werden, aber er schob doch, so gut es eben ging, als langsam voran. Bis jetzt hatte er sich immer noch auf dem Bahngeleise zu halten gewußt. Auf einmal beschlich ihn ein sonderbares, fremdartiges Gefühl; es war ihm gerade, als bewache er einen andern Mann, und als nähme der maligne Fremdling seine (Adolph's) Füße und mache mit denselben gewaltsam einen Weg durch die Schneewehen. Und dann

konnte er die Schwellen auf dem Geleise nicht mehr sehen! Zuweilen trat er zwischen denselben durch, und einmal hatte er dabei fast seinen Fuß beschädigt—seine Schritte waren je länger, je mühevoller und—kürzer. Endlich gewahrte er in der Ferne in dem wirbelnden Schnee einen schwarzen Punkt, und als er näher kam, erkannte er, daß es ein alter Schuppen war, den er schon meilenweit hinter sich wähnte; hatte er sich doch getröstet, daß er bei der Zeit bereits viel näher an seiner Hütte sei. Und nun, da er kaum erst ein Drittel des Weges zurück gelegt hatte, kam er zu der Ueberzeugung, daß es ihm der wilde Sturm unmöglich machen werde, dieselbe Nacht, nicht zu sagen vor Abend, das traute Heim noch zu erreichen. Und so entschloß er sich, wohl oder übel, nach der Station zurückzukehren. Erst versuchte er, die Thüre des alten Schuppen zu öffnen, was ihm auch gelang. Er trat ein, klopfte sich den Schnee von den Kleidern und rieb sich seine Hände warm. Er durfte nicht daran denken, sich niederzusetzen und auszuruhen, aus Furcht, er möchte einschlafen und—nie wieder aufwachen; und so ging's dann gleich auf den Rückweg. Er fand, daß von seinen Fußtritten auch nicht die Spur mehr zu sehen war, und so mußte er wieder frisch Bahn brechen. Matt, aus Mangel an einem kräftigeren Mittagessen, durch und durch kalt und besorgt wegen seines bißchen Lebens, schien ihm—und das läßt sich denken—jeder Schritt eine Meile. Da war's, wo Adolph anfang zu Gott zu rufen. Wie in einem Panorama traten sein Weib und seine zwei hilflosen Kinder vor seine Blicke, und er dachte daran, wie schwer das doch sein müsse für sie, ihren Weg durch diese kummervolle Welt allein machen zu müssen und dergleichen. Das gab dann für kurze Zeit seinen Dritten neue Kraft. Der Sturm tobte ganz furchtbar und schlug ihm den Schnee massenhaft in sein wetterhartes Gesicht. Er fühlte, daß noch eine Viertelstunde solcher Anstrengung seine übrigen Kräfte völlig aufzehren werde. Sein Tritt begann allmählig zu wanken, und in seinem Kopfe fing es bereits an zu schwindeln, als er auf einmal ganz unerwartet einen fernen Lichtschimmer bemerkte. „Und in der That,“ sagte er zu Minna mit Thränen, „als ich das Licht erst gewahrte, kam es mir vor, als sei es der liebe Gott selbst, und als habe er mir einen ‚Engel des Lichts‘ gesandt.“ Dies ermutigte dann den Wanderer alle seine Kräfte nochmals aufzuraffen, und—so erreichte er auch endlich das Stationsgebäude, fiel aber dort mit einem leisen Angstschrei zu Boden.

Als er wieder zu sich selbst kam, erblickte er sein eigenes Weib, das sich mitleidig über ihn beugte, während sein kleiner Wilhelm seine Hand sanft erfaßt hatte. Sie waren kurz nachdem er den Bahnhof verlassen, dort mit einem Zuge angekommen und natürlich durch den Sturm verhindert, weiter zu gehen.

Es schien, als hätten die Vorgänge der letzten Zeit die beiden Hinterwäldler-Familien näher zusammengezogen. Eins schien das Andere mehr zu bedürfen. Minna war der Liebling Aller. Und das arme Ding wäre in sich selbst recht glücklich gewesen, aber seit der Nacht, als die Reizenden in ihrer Hütte verweilt hatten, und sie sah, daß Andere Freuden genossen, die ihr nicht ver-

gönnt waren, schien ihr ihr Leben ganz nutzlos zu sein. Es schien ihr auf eine Art nicht recht, zu solch einem Leben der Einsamkeit verurtheilt zu sein, während Andere im Kreise ihrer lieben Freunde sich freuen konnten. Und dieses unliebame Gefühl wurde noch vermehrt, als sie einen Brief von dem Fräulein bekam, das sie mit so großer Mühe so zu sagen vom Tode gerettet hatte. Der Brief gab ihr einen Blick in ein von dem ihrigen grundverschiedenes Leben. Und es war sicherlich ihre temporäre Unzufriedenheit, die sie verhinderte, den süßen Geist echt christlicher Liebe zu erkennen, den der Brief athmethe; wäre Minna nicht gewissermaßen verblendet gewesen, so hätte die freundliche Gotschrift das gerade Gegentheil wirken müssen. Doch der liebe Gott, der da weiß, wenn er mit seiner mächtigen Hand in unsere Geschicke eingzugreifen hat, wußte auch das Herz unserer sich einsam fühlenden kleinen Helbin zu erreichen, und durch einen gewissen Umstand änderte er plötzlich den ganzen Lauf ihrer Gedanken.

Es war nemlich für längere Zeit außerordentlich milde Witterung gewesen, und der Schnee lag an unter den Strahlen der Sonne schnell zu zerschmelzen. Die Arbeit im Schlag war bei dem kalten, stürmischen Winter nur langsam vorangegangen, und so beeilten sich die Männer und machten „lange Tage.“ Minna war gezwungen, lange vor Tagesanbruch aufzustehen und den Morgenimbiß bereit zu machen, damit ihr Vater mit Sonnenaufgang „schlagfertig“ sein konnte. Vor Sonnenuntergang kam er nicht wieder, ausgenommen, wenn er eine Ladung für den großen Holzstoß am Bahngleise mitbrachte; und das wurde nun bald die Hauptarbeit, denn im Schläge lag das Holz haufenweise, und es mußte nun, um auf den Markt zu kommen, an die Bahn gebracht werden. Da hatte denn Minna hinlänglich Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. Leider vermißte ihr Vater das gewöhnliche freundliche Entgegenkommen bei seiner Heimkehr. Es verursachte ihm dies nicht geringe Sorge, denn er war scharf genug, zu gewahren, daß sie sich unzufrieden fühlte; und sicherlich war Minna in Gefahr, ihren soweit gewonnenen guten Einfluß über ihren Vater durch solches Vorgehen zu verlieren. Er fragte sich, ob ihre Religion nicht vermögend sei, ihr jezt zu helfen, wenn nicht, wozu sie denn überhaupt noch nütze zu i r g e n d einer Zeit.

Eines Morgens, gerade als er im Begriffe stand die Hütte zu verlassen, gab sie ihm, auf eine gewisse Anfrage eine scharfe Antwort, so daß er nicht unthin konnte, sie mit Erstaunen anzublicken. „Deine Religion scheint dir in diesen Tagen nicht besonders gut zu Statten zu kommen, Minna,“ sagte er und trieb in den Wald ohne ein weiteres Wort.

Minna fühlte sich sehr gekränkt. Sie setzte sich auf die Thürschwelle und weinte, daß man meinte, das Herz wolle ihr zerspringen. Ihr schien's, als hätte ihr Vater ihr einen Spiegel vorgehalten, damit sie sich darin besehe; und in der That, es zeigte ihr ihre wahre Gestalt. Sie fühlte, daß sie nicht immer so gelebt hatte, als Eine, die ihren Heiland über alles Irdische liebt, und daß leider ihr Mangel an Gottvertrauen nur zu oft die Oberhand gewann. Die große Frage für sie war, wie konnte sie den in etwa angerichteten Schaden wieder ausheilen? Und als sie sich endlich erhob und an ihre Arbeit ging, konnte sie ihre Unruhe einerseits und Niedergeschlagenheit andererseits einmal nicht bewältigen. Irgend Jemand, der sie sah, mußte zum Mitleid gegen sie bewegt werden. Ah! wie sehr wäre ihr hier der Zuspruch und die Belehrung und—die Liebe einer guten, frommen Mutter zu Statten gekommen. Junge Leserin, danke Gott, daß du noch eine liebende, sorgende Mutter hast,

der du dein Leid und deine kindliche Sorgen je und dann klagen kannst!

Minna war etwa eine Stunde mit ihrer Morgenarbeit beschäftigt gewesen, als sie Jemand herankommen und ihren Namen rufen hörte. Sie sprang an das Thor und sah Herrn Adolph, ihren Nachbar, fast athemlos auf sie zueilen und mit der Hand winken.

„Was hat's gegeben? Wo ist mein Vater?“ fragte Minna aufgeregt.

„Erstrecke nicht, Kind,“ entgegnete Adolph, in großer Hast, „dein Vater ist leider soeben durch einen fallenden Baum ziemlich beschädigt worden; und du mußt ohne Verzug zu ihm in den Schlag kommen.“

Minna nahm sich kaum Zeit ihren Schatol und Hut anzulegen und rannte ohne Weiteres in den Wald. Sie stellte auch keinerlei Fragen, unaufhaltsam eilte sie hin nach dem Schläge. Nie kamen ihr ihre Tritte so schwach und langsam vor. Endlich erreichte sie die Lichtung, und sie sah, wie ihr Vater am jenseitigen Waldbesam auf der Erde hingestreckt und ein frisch gefällter Horn ihm über einem Fuß und Bein lag, die zerquetscht zu sein schienen. Sie rann eiligst zur Stelle und kniete an ihres lieben Vaters Seite, allein seine Augen waren geschlossen, und obgleich sie in großem, unsäglichem Jammer seinen Namen wiederholt rief, erkannte er sie doch nicht und gab auch keine Antwort.

„Wir müssen zunächst den Baum rücken, Minna,“ sagte Adolph, „geh' auf jene Seite, und wir wollen Beide zugleich heben.“

Sie thaten das, und zwar wiederholt, aber ohne irgend welchen Erfolg; und so gaben sie endlich den ohnmächtigen Versuch auf und schauten den Verunglückten mit verzweiflungsvollen Mienen an. Als sie so da standen strich's Adolph auf einmal durch den Kopf, sie könnten ja die Pferde an den Baum befestigen und denselben so abziehen, während sie Beide heben würden. Gedacht, gethan. Adolph befestigte eine Kette um den Horn und diese an die Waage, und indem die Pferde anzogen, hoben Adolph und Minna aus aller Macht: ein Ruf, ein kurzer, mächtiger Ruck, ein Seufzer aus der Brust des Verwundeten und — die Sache war soweit glücklich durchgeführt. Ja, so kann's kommen! Das sind Erlebnisse, die in früheren Jahren in den Urwäldern nicht selten vorkamen.

Minna suchte sofort ihren Vater aufzurichten. Sie lehnte sein müdes, gesenktes Haupt an ihren Busen, während sie sich auf den Boden kniete. Er öffnete seine Augen, und da er in ihr besorgtes, kummervolles, jugendliches Antlitz schaute, sagte er mit matter Stimme:

„Arme Minna, theures Kind!“

Sofort schien alle ihre Kraft und ihr Muth zurückzukehren, und im Augenblick war sie fast froh für den Unfall.

„Bin durchaus keine arme Minna,“ entgegnete sie muthig und freudig; „denn ich bin entschlossen, dich aufs Beste zu pflegen, bis du wieder wohl bist.“

Neumann probirte um seines Kindes willen zu lächeln, aber sein Bemühen endigte mit einem tiefen Seufzer. „Wir müssen uns beeilen, den Kranken nach Haus zu kriegen,“ sagte Adolph, und spannte zu dem Ende die Pferde auch sogleich an den Schlitten. Dann suchte er Reisig, weiches Moos und dergleichen, um ein möglichst sanftes Lager herzustellen, und mit aller Anstrengung ihrer Kräfte hoben er und Minna den Verunglückten auf das Fuhrwerk. So ging's denn nun der Hütte zu, und obgleich man mit der größten Vorsicht die Pferde antrieb und sehr langsam fuhr, so fühlte der Kranke, wie sich das



denken läßt, dennoch die geringste Erschütterung und schrie nicht selten vor Schmerzen laut auf. Und daß dies unserer Minna tief ins Herz schnitt, ist durchaus nicht zu verwundern; allein sie hielt sich muthig und heiter, und sie flüsterte fort und fort dem Kranken ins Ohr, daß die beschwerliche Reise näher und näher dem Ende zugehe. So kamen sie endlich an die Hütte, hoben den Patienten vom Schlitten und legten ihn aufs Bett. Eine nähere Untersuchung des getroffenen Gliedes ergab, daß in Folge der Verzögerung dasselbe schon ziemlich entzündet zu sein schien. Diese Wahrnehmung füllte die einsamen Waldbewohner natürlich mit nicht geringer Trauer.

„Müssen einen Arzt haben, Minna,“ sagte Nachbar Wdolph.

„Wie?“ frug Minna höchst erschreckt, an die große Entfernung denkend, die zwischen ihnen und der ärztlichen Hülfe lag.

„Jemand muß nach der Station eilen, und ich denke, es wird dich die Reise treffen. Hier kannst du doch nicht so viel helfen, da der Kranke hin und her gehoben und manches an-

dere besorgt werden muß. Kannst das beste Pferd nehmen, in dritthalb Stunden kannst du dort sein.“ Neumann schaute um nach Minna.

„Ich werde gehen,“ sagte sie, wandte sich aber schnell zur Seite, theils um sich reisefertig zu machen, hauptsächlich jedoch, damit sie an ihren Zügen nicht merken möchten, wie unliebsam ihr diese Reise durch den einsamen Urwald sei. Das Pferd wurde vorgeführt, und Minna bestieg dasselbe mit schwerem Herzen. Die Nachbarsleute sprachen ihr Muth zu, mahn-ten zur Eile, damit sie vor Einbruch der Nacht doch ja zurück sei. Die kleine Reiterin zog den Zaum an, lenkte das Pferd nach der Straße hin—wenn man den krummen Walddpfad anders so nennen darf—und unter dem Gebet und den Glückwünschen der Nachbarn für eine baldige Wiederkehr, verschwand unsere Minna bald hinter dem dichten Gebüsch des Waldes.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Nachbarn.

Nein, Nachbar, der Baum gehört mir und zwar mir allein,“ sprach Peter zu seinem Nachbar Michel, „ob er gleich in unserm gemeinschaftlichen Baune steht.“

„Nein,“ erwiderte Michel, „er gehört mir.“

Es wurden Worte gewechselt, und Beide wurden erbittert. Michel, der nachgibig war, schlug vor, sie wollten den Baum theilen; aber Peter wollte von nichts hören. „Nein,“ sagte er, „der Baum gehört mir ganz. Heute noch verklage ich dich und will mein Recht schon bekommen.“

Er klagte bei der Obrigkeit, und diese rieth zu einem gütlichen Vergleich. Michel war bereit, aber Peter nicht. Schon hatte Peter einige Tage seinen Nachbar nicht beim Wege angesehen und eine Ruh desselben, die auf seinen Hof gelaufen war, mit den unbarmherzigsten Prügeln fortgejaagt.

„Peter,“ sagte daher Michel, „ich fürchte, wir werden Feinde über den elenden Baum, und das sollte mich dauern. Ich will dir meinen Antheil am Baume schenken, und so sei die Sache zu Ende.“

„Was, schenken?“ fuhr Peter hitzig auf; „ich will und brauche von dir kein Geschenk; die Sache soll nun ihren Gang gehen, und wenn der Prozeß noch so viel kosten sollte.“

Der Gerichtsherr redete dem Peter zu, aber er wollte von nichts hören. Nun ging der Prozeß vorwärts. Die Gärten wurden ausgemessen, es wurden Zeugen verhört, der Prozeß dauerte schon über ein Jahr, und noch war nichts entschieden. Peter hatte schon öfter ansehnliche Summen zu bezahlen, und da er das Geld dazu nicht hatte, dasselbe auf seinen Garten borgen müssen; aber jeden Thaler, den er hingeben mußte, vermehrte seinen Haß und seine Feindschaft gegen Michel. Er that ihm alles zu Leide, was er wußte und konnte; er verleumdete ihn, wohin er kam und gab ihn bei der Obrigkeit an.

Endlich war der Prozeß entschieden; Peter hatte ihn verloren, und da er kein Geld schaffen konnte, so verkauften die Gerichte seinen Garten und machten sich und seine Gläubiger bezahlt. Michel kaufte ihn, und noch an demselben Tage ging

er zu Peter. Dieser blickte ihn wüthend an, als er in das Zimmer trat.

„Wollt Ihr meiner spotten?“ schrie er auf.

„Sieber Peter, wie kannst du das glauben?“ sagte Michel.

„Es dauert mich, daß du dich durch den unnützen Prozeß um deinen schönen Garten gebracht hast. Ich habe ihn gekauft, und da ich gerade unvermuthet eine beträchtliche Erbschaft gethan habe, bar bezahlt, und jetzt komme ich, ihn dir wieder zu schenken.“ Peter schlug beschämt die Augen nieder.

„Höre,“ fuhr Michel fort, „wir waren sonst gute Freunde, unsere Väter und Großväter sind es auch gewesen, und wir haben so froh mit einander gelebt. Ich habe dir nichts zu Leide gethan, und was du mir gethan hast, das soll vergeben und vergessen sein. Hier schlag' ein, wir sind Freunde, und der Garten ist dein!“

Schluchzend fiel nun Peter seinem Nachbar um den Hals.

„Kannst du mir vergeben?“ sagte er; „wie habe ich gegen dich, meinen alten, treuen Freund, so handeln können?“ Die Freundschaft war von neuem geschlossen, aber den Garten wollte Peter nicht annehmen.

„Nun wohl,“ versetzte Michel, „wenn du ihn durchaus nicht willst, so schenke ich ihn deinem ältesten Sohne.“

Die sonst so glücklich mit einander und seit dem Prozesse so unglücklich ohne einander gelebt hatten, kamen zum ersten Male wieder zusammen, und die Freude war groß. „Höre,“ fing mit einem Male Michel an, „damit uns nichts mehr an den Streit erinnert, hole zwei Beile, wir wollen den Baum umhauen und verschenken.“

„Nein,“ versetzte Peter, „wir wollen ihn unsern Kindern zum Warnungszeichen stehen lassen, damit sein Anblick sie daran erinnere, wie schlimm der Streit ist und sie zur Verträglichkeit ermuntere.“

Der Baum blieb stehen, und Michel und Peter blieben treue Freunde, so lange sie lebten.



## Zur Geschichte des Geldes.

Bearbeitet von C. A. Th.

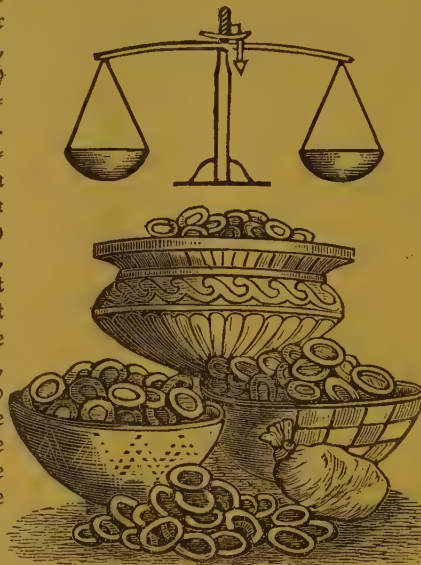
**D**as Geld ist eine nützliche Einrichtung. In ihm besitzen wir eine Waare, die von Jedermann in unseren Tagen gern entgegengenommen wird, und auch allseitig verwendet werden kann. Will der

Kaufmann Kaschmir = Shawls oder chinesischen Thee kaufen, so ist er sicher, daß er diese Artikel käuflich an sich bringen kann, wenn er oder sein Handelsdiener Geld in der Tasche hat. Es ist bei dieser Zeit ein absolut nöthiges Verkehrsmittel, und man kann ohne dasselbe ja sein Dasein kaum fristen. Fern davon, daß wir auch nur einen Augenblick glauben sollten, daß das Geld die Welt regiere — Gott regiert die Welt —; allein es kann nicht geleugnet werden, daß dieses beliebte Weltartikelfür einen großen Zauber, eine große Macht auf die Menschen und ihre Verhältnisse ausübt. Man denke nur einmal an die ungeheure Macht, die das glänzende Metall Einem in die Hand gibt, der von demselben eine ziemliche Menge besitzt! Nicht nur kann er, wenn er will, sich alle möglichen Bequemlichkeiten des Lebens beschaffen und alle Tage „herrlich und und in Freuden“ leben, sondern die Geschichte hat gelehrt, daß man durch Geld Kaiser, Könige, Geseßgebungen und die Richter des Landes zu beeinflussen im Stande ist. Sicherlich wollen wir hiermit nicht gesagt haben, daß es ein Vorrecht sei, das alles thun zu können, noch, daß es überhaupt gut ist, daß man viel, sehr viel Geld hat; denn es darf nicht vergessen

täglich betteln. Er lebte anscheinend von den Almosen seiner Freunde und Nachbarn. Er wohnte in einem alten Blockhäuslein, das überall die Spuren tiefster Armuth erkennen ließ. Ein Paar muntere Jüngens schaueten eines Abends ganz unabsichtlich in das vier Scheiben große Fensterlein der verfallenen Hütte hinein. Der vermeinte Bettler war gerade am Gelbzählen. Er sieht sich beobachtet, ist bange, verrathen zu werden; springt auf und den fliehenden unschuldigen Jüngens nach, fängt den hintersten ein und schneidet ihm die vier Finger seiner rechten Hand und die Spitze seiner Zunge ab. Seine Meinung ist, der Junge soll's weder schreiben noch sagen, daß in jener Hütte Geld ist. Spätere Enthüllungen bewiesen ihn als einen „steinreichen“ alten Kauz. Bei ihm war das Geld kein Verkehrsmittel mehr, und doch auch — er zählte es oft. Es hatte seinen geheimen Zauber über ihn ausgeübt, was das Geld bei Tausenden noch täglich thut. Zwar ist das Geld der Gegenstand häufiger Verwünschungen geworden, und man hat es für Leiden und Män-

gel der menschlichen Gesellschaft verantwortlich zu machen gesucht; allein bei näherer Untersuchung läßt sich die Nützlichkeit und Nothwendigkeit desselben nicht verkennen. Nur der Mißbrauch, der mit demselben getrieben wird, stiftet fortwährend Unheil an.

Mehrere Jahrtausende vor Christi Geburt standen die



Geld, im Gebrauch zu Abraham's Zeit.



Samaritisches Geld mit der Form des Gefäßes, in welchem das Manna aufbewahrt wurde.

werden, daß dies schimmernde Metall noch eine anderweitige (geheime) Macht besitzt, die nemlich, das menschliche Herz zu bethören, zu verhärten, von Gott und allem Guten abzulenken. Reichten ja dreißig elende Silberlinge hin, den Judas zu bestimmen, seinen Meister, seinen treuesten Freund und Berater in die Hände mörderischer Gesellen zu überliefern. Da

Menschen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung, und erst allmählig gelang es dem nach Vereblung ringenden menschlichen Geiste, sich zur Höhe der Civilisation empor zu schwingen. Alles, was zur Bequemlichkeit und Verschönerung dieses Lebens beiträgt, dem menschlichen Dasein höheren Reiz verleiht, das gesellige Zusammenleben unter sich, war diesen uncivilisirten, meist aus Jägern und

unter sich, war diesen uncivilisirten, meist aus Jägern und



Hirten bestehenden Völkern ganz fremd. Mit der Zunahme und dem Wachsen der Bevölkerung wurden die Bedürfnisse des Lebens nach und nach größer und mannigfaltiger, so daß die Erzeugnisse der Heimath den Bedarf nicht mehr zu decken vermochten, und man sah sich daher genöthigt, das Mangelnde aus geeigneteren Gegenden zu beziehen, mit benachbarten Bewohnern, welche die fehlenden Produkte reichlicher und im Ueberflusse besaßen, Handel anzuknüpfen.

Die ursprüngliche Form, in welcher uns der Handel entgegentritt, ist der Tausch. Man tauschte Waaren gegen Waaren, ohne sich des Geldes zu bedienen. Ein solcher Waarentausch mußte auch bei umherstreifenden Jäger- und Hirtenvölkern, die in Höhlen, ärmlichen Hütten oder Zelten wohnten, zu Tage treten. — Mit der Annäherung der einzelnen Volkstämme, mit dem wachsenden Verkehr unter sich, verschwanden allmählig die rohen Sitten der ruhelosen Nomadenvölker; diese wurden sesshaft, bebauten den Boden und befreundeten sich mit dem Handwerk. Auf dieser vorgeschrittenen Kulturstufe, wo der Betrieb des Ackerbaues und die Anfänge der Gewerbetätigkeit sich entwickeln, findet schon eine gewisse Arbeitseinteilung statt: der einfache Tausch hört auf, und der

Kaufmann vermittelt den Gütertausch, indem er von dem „Einen“ kauft und an den „Andern“ verkauft.

Als der Ackerbau und die gewerbliche



Halber Sessel.

Thätigkeit bedeutenden Aufschwung nahmen, mußte sich das Bedürfnis herausstellen, eine allgemein beliebte Waare in den Verkehr einzuführen, wogegen Jeder andere Tauschgüter bekommen konnte. Eine solche Waare nennt man vom wirtschaftlichen Standpunkte aus Geld, worunter aber nicht das Metallgeld zu verstehen ist; denn ein solches hat es im Alterthume lange nicht gegeben. Selbst von den zu hoher Entwicklung gekommenen Egyptern können wir nicht mit Sicherheit annehmen, daß sie Münzen gehabt hätten. Dagegen aber haben andere Waaren schon frühe als Zahlungsmittel an Geldes Statt gebient. Man benützte diese oder jene Waare: Jägervölker haben sich, der Thierhäute, Nomaden des lebenden

Viehes als Zahlungsmittel bedient. Vieh wurde bei manchen Völkern, die schon Ackerbau trieben, noch als Zahlungsmittel angenommen. Daß Vieh lange die Rolle des Geldes spielte, beweist der griechische Dichter Homer in seinem Gedichte von der „Zerstörung Troja's“, indem er hier nach Ochsen rechnet, und die ältesten von den Römern geprägten Münzen tragen das Zeichen des Stiers. Auch unsere Vor-



Sessel des Heilighums.

fahren, die alten Germanen, bedienten sich bei Pflichtleistungen und im Handel des Viehes als Zahlungsmittel. Der deutsche Kaiser Otto der Große, der im 10. Jahrhundert Deutschland vorstand, hat noch Viehbuße auferlegt; im alten Schweden berechnete man das Vermögen nach „Vieh“, und noch heute bestimmt auf Island das

Wort „Vieh“ in schwedischer Sprache das Vermögen. In einem Theile Asien's, der an das Meer grenzt, dienten Muscheln, im inneren Afrika Salz als Werthmaß. In Abyssinien und Habesch, südöstlich von der großen afrikanischen Sandwüste Sahara in der Nähe des arabischen Golfes gelegen, gibt es noch heute Salzbarren, die, eigens geformt und mit einem Ringe zusammengehalten werden, Münzen darstellen. Ein solcher Salzbarren hat ungefähr den Werth von 25 Cent's. In China hat es Theebüschel als Geld gegeben, in Dattelländern gebrauchte man die Dattelhöhn; in Berginien, dem Lande des Tabakbaues, war noch im vorigen Jahrhundert Tabak als Zahlungsmittel gang und gäbe, im englischen Westindien zeitweise der Zucker, in Newfoundland der in den dortigen Gewässern zahlreich lebende Stockfisch; in Rußland gab es bis zur Zeit



Macedonisches Geld mit dem Bildniß Alexander's des Großen.

Peter's d. Großen lezernes Geld. Sobald die Völker den rauhen Natur-

zustand verlassen, ihre derben Sitten abgestreift und sich einen gewissen Grad von Bildung angeeignet hatten, benützten sie vorzugsweise die Edelmetalle als Geld; denn diese entsprachen in höherem Grade den Anforderungen, weil ihr Tauschwerth ein hoher war; und ein möglichst hoher Tauschwerth ist die erste Bedingung, wenn eine Waare als Zahlungsmittel gehen soll. Außerdem besitzen Gold und Silber eine große Dauerhaftigkeit, und lassen sich in beliebige Formen bringen. Die Edelmetalle lassen sich in kleine Theile zerlegen, ohne durch diese Theilung ihren Werth zu verringern, wie dies bei den Edelsteinen u. s. w. der Fall ist, da man die Theile des Metalles durch Einschmelzen wieder zu einem Ganzen verbinden kann, ohne seine Eigenschaften zu beeinträchtigen. Nun überragt das edle Metall an Dauerhaftigkeit alle seine Geschwister; darum entsprechen Gold und Silber höheren Kulturstufen der Menschheit. Dies erklärt sich daraus, daß die niederen Metalle: Kupfer, Erz und Eisen, ein größeres Be-



Athener Geld mit der Acropolis und dem Kopf der Minerva.





seinem Körper fest, und alle Mühe, ihn loszuarbeiten, war vergebens. Traurig und todesmatt saß er da, und mein war die Schuld, weil ich ihn in die heiße Sonne gesetzt hatte. Wie war ihm zu helfen? Es fehlte ihm offenbar an der nöthigen Feuchtigkeit, den festgeklebten Flügel zu lösen. Da kam mir ein Gedanke. Ich holte ein Glas Wasser, brachte einige Tropfen in seine Nähe, faßte ihn vorsichtig an und veranlaßte ihn zu einem Fußbade, soviel er sich auch dagegen sperrte. Wirklich wurde der Brummer durch dieses Bad nicht nur erfrischt, er begann auch, mit seinen feuchten Beinen den unglücklichen Flügel aufs Neue zu bearbeiten; dabei trippelte

er immer in dem Wasser herum und holte sich neuen Vorrath an Feuchtigkeit—ob mit Bedacht oder zufällig, das wage ich nicht zu entscheiden. Nach einigen Minuten aber hatte ich die Freude, ihn lustig wieder um mich herumsummen zu hören.

Ob er weiß, daß ich jetzt eine Geschichte von ihm erzähle? Er hüpfet eben vor meiner Federspitze herum, als wollte er mir das Schreiben wehren. Oder will er mir damit einen Gruß auftragen an euch, liebe Leser? Ich weiß es nicht, aber fast möchte ich's glauben, hat doch mancher zweibeinige Brummer ein freundliches Herz—wenn wir es immer auch nur für ihn hätten! Wohlverstanden?

## Ein erfolgreicher Protest.

**J**a, Proteste, ihr lieben Leser, hat es in der Welt bekanntlich schon sehr viele gegeben. Es konnte das auch nicht vermieden werden. Und so lange die Verhältnisse unter den Menschen auf Erden sind, wie sie sind, und Recht, und Nicht mit Unrecht und Finsterniß zu kämpfen haben, wird auch kaum noch der letzte Protest eingereicht sein.

Hauptsache in dem Protestiren ist, wenn man auf der Seite des Rechts steht. Das gibt Muth. Nur dann kann man seine Stimme gegen das Böse aller Art unerschrocken erheben. Sprechen dann noch unumstößliche Thatsachen, so traurig dieselben zuweilen auch sein mögen, mit, so kann der Ausgang eines Protestes gegen das Böse nicht zweifelhaft sein. Recht muß Recht bleiben, und dem fallen alle frommen Herzen zu.

So ging es einmal bei einem Protest, den einst eine alte fromme Mutter einreichte. Und das Stücklein ist so interessant, so schlagend, so rührend, daß wir es unsern Lesern, obwohl es manchem nicht neu sein dürfte, nicht vorenthalten können. Es mag in dieser Zeit der Kämpfe um die Mäßigkeitsache mehr ausrichten, als ellenlange, logische Argumente. Der Protest verlief so:

Die Einwohner eines industriellen Städtchens in Pennsylvanien waren nach altem Brauch versammelt, um darüber zu entscheiden, ob die Wirthschaften zu ihrem Betrieb Lizenzen erhalten sollten oder nicht. Die Versammlung war sehr gut besucht. Einer der Stadtväter führte den Vorsitz und um ihn herum saßen unter andern der Pfarrer, einige Kirchenvorsteher und der Doktor.

Nachdem die Versammlung zur Ordnung gerufen worden war, erhob sich einer der angesehensten Bürger des Städtchens und beantragte nach einer kurzen Ansprache, daß man die gewöhnliche Anzahl Wirthschafts-Lizenzen für das kommende Jahr bewilligen möge. Er meinte, dieses sei empfehlenswerther, als die Lizenzen zu verweigern und unnöthige Aufregung dadurch herbeizurufen. Der Vorschlag des Redners schien allgemeinen Anklang im Publikum zu finden, und der Präsident war gerade im Begriff, die Versammlung über diese Frage abstimmen zu lassen, als sich in einem entfernten Theile des Saales eine Person erhob, um Einspruch zu thun. Aller Augen richteten sich sofort nach jener Gegend. Es war eine alte, ärmlich gekleidete Frau mit einem Gesichte voller Spuren ausgestandener Leiden, welche sich zum Sprechen erhoben hatte. In ihrem ganzen Wesen lag etwas, was andeutete, daß diese Frau bessere Tage gesehen hatte, und der Ausdruck des manchmal hell aufblühenden Auges verrieth keinen geringen Grad von Intelligenz. Sie wandte sich zunächst an den Vorsitzenden mit der Bemerkung, daß sie von der Versammlung Kenntniß erhalten habe und gekommen sei, betreffs der Lizenzfrage einige ihrer eigenen bitteren Erfahrungen mitzutheilen.

„Die Anwesenden,“ sagte sie, sich an die Versammelten wen-

dend, „kennen mich beinahe alle.“ Einst war ich die glückliche Besitzerin des besten Grundstücks in der Stadt. Ich hatte einen Gatten und fünf Söhne, und ich bezweifle, daß jemals eine Frau einen besseren Gemahl und bessere Kinder als ich hatte. Wo sind sie nun? Drüben auf dem Kirchhof befinden sich sechs Gräber, die Ruhestätten meiner Lieben, und o, daß ich es sagen muß, die Ruhestätten von sechs Trunkenbolden!

„Sagen Sie mir, Herr Doktor,“ wandte sich die Frau an diesen, „wie ist es gekommen, daß jene sechs Todte Säufer wurden? Sie haben doch manchmal mit denselben getrunken und ihnen gesagt, daß mäßiges Trinken nichts schade? Und auch Sie, Herr Pfarrer, kamen öfters zu meinem Mann, um mit ihm zu trinken, und brachten auf diese Weise meine Söhne zu dem Glauben, daß wenn Sie als religiöser Mann ein solches Beispiel gäben, das Trinken gewiß nichts Unrechtes sein könne.“

„Sie aber, Herr Kirchenvorsteher,“ fuhr die Dame eifriger werdend fort, „Sie verkauften jenen Trunkenbolden den Brantwein. Sie sind nun im Besitze meiner Farm und meines ganzen Eigenthumes, und Sie erhielten dies alles für ihren Brantwein.“

Dann richtete sich die unglückliche Frau wieder mit zitternder Stimme an das Publikum, indem sie ihre traurige Geschichte mit folgenden Worten schloß: „Das ist alles, was ich sagen wollte, ich gehe nun zurück nach dem Armenhause, welches meine Heimath ist. Sie, ehrwürdiger Herr Pfarrer, Sie, kluger Herr Doktor, und Sie, achtbarer Herr Kirchenvorsteher, werde ich in dieser Welt wahrscheinlich nicht wieder sehen, aber vor dem Richterstuhle Gottes, wo mein Gatte und meine fünf Söhne, welche sie durch ihren Einfluß zu Grunde gerichtet haben, ebenfalls erscheinen müssen, werden wir uns wieder treffen.“

Die alte Frau setzte sich mit thränenden Augen nieder. Es war so stille im Saale geworden, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören können. Endlich erhob sich der Präsident und sagte mit ernster Stimme: „Sollen wir hiernach das Gericht abermals bitten, für dieses Jahr Lizenzen zur Führung von Wirthschaften zu ertheilen?“

Und das kräftige, einstimmige „Nein“, welches von den Vätern des Saales widerhallte, bezeugte welchen Eindruck der Protest jener alten Frau gemacht hatte. Seitdem wurden in dem Städtchen keine Wirthschaftskonzessionen mehr gegeben.

Lieber Leser! Möglicherweise hast du in deinem Heimathsort von solchen Folgen, welche das Trinken nach sich zog, nicht gehört. Vergesse aber nicht, daß die Resultate der Trunksucht zur Hälfte nicht aufgedeckt werden. Sei versichert, daß die Gewohnheit des Säuens täglich ihre Opfer fordert und erinnere dich, daß es deine und jedes braven, christlichen Mannes Pflicht ist, diesen Teufel austreiben zu helfen.



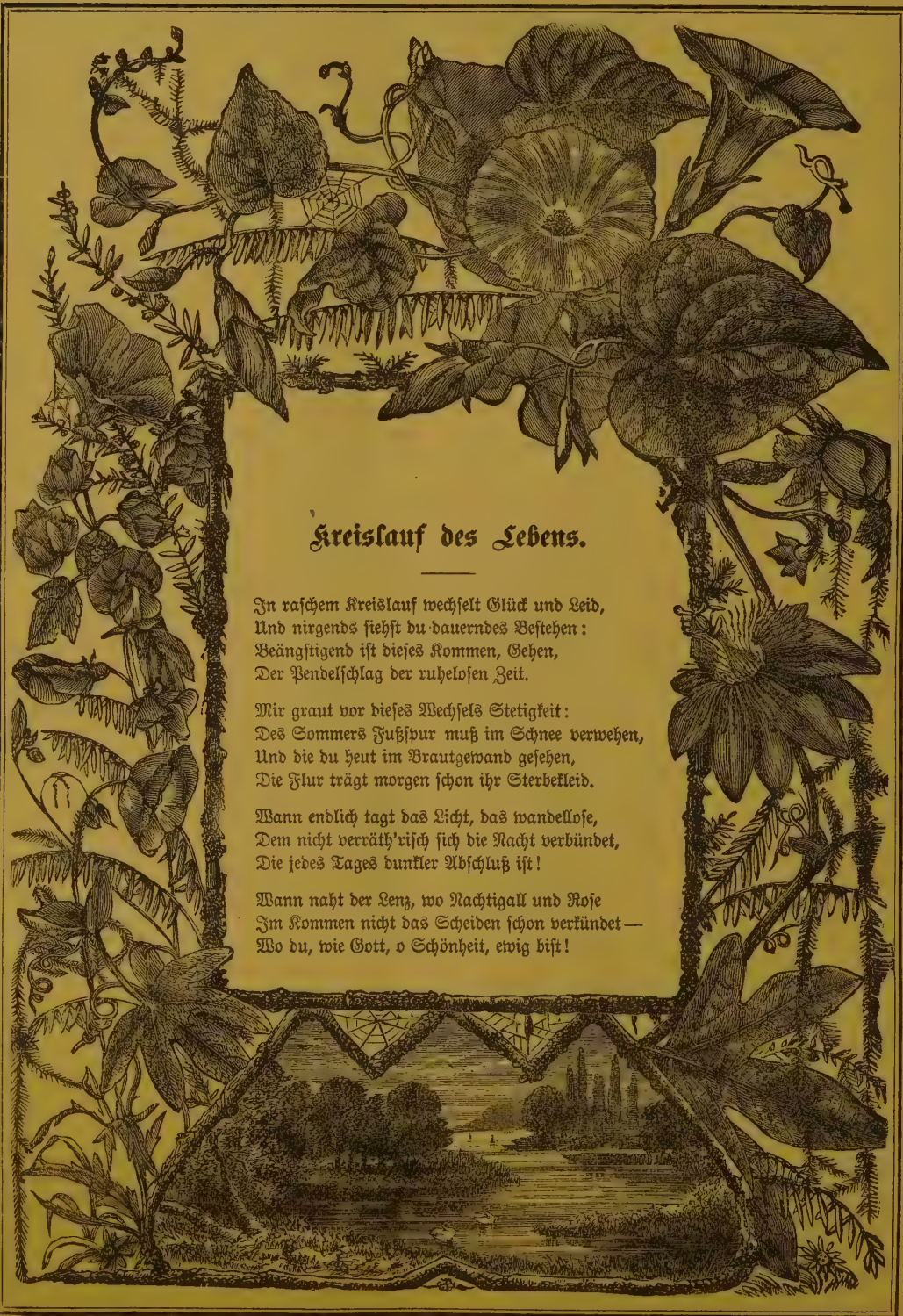
### Kreislauf des Lebens.

In raschem Kreislauf wechselt Glück und Leid,  
Und nirgends siehst du dauerndes Bestehen :  
Beängstigend ist dieses Kommen, Gehen,  
Der Pendelschlag der ruhelosen Zeit.

Mir graut vor dieses Wechsels Stetigkeit :  
Des Sommers Fußspur muß im Schnee verwehen,  
Und die du heut im Brautgewand gesehen,  
Die Flur trägt morgen schon ihr Sterbekleid.

Wann endlich tagt das Licht, das wandellose,  
Dem nicht verräth'rich sich die Nacht verbündet,  
Die jedes Tages dunkler Abschluß ist !

Wann naht der Lenz, wo Nachtigall und Rose  
Im Kommen nicht das Scheiden schon verkündet —  
Wo du, wie Gott, o Schönheit, ewig bist !





## „Junge, wo hast du den Muth her.“

(Von P. S.)



Ich habe einen Mann gekannt, der wegen seines untadeligen und ehrenwerthen Lebenswandels durchaus das Bild eines rechtschaffenen, biederen Ehrenmannes darstellte—aber Jesum kannte er nicht. Bei seinen Mitmenschen stand er in allgemeiner, wohlverdienter Achtung; denn er war dienstfertig, freundlich und liebenswürdig im Umgange, und hatte etwas natürlich Edles in seinem ganzen Wesen. Gebetet wurde in seinem Hause nicht, weder zu Tische, noch Morgens und Abends, nicht einmal der Morgen- und Abends Segen wurde gelesen. Aber Liebe und Friede herrschte im Hause unter Eltern und Kindern, unter Herrschaft und Diensthoten. Unehrenhaftes wurde nicht geduldet. Uebrigens ging es ganz nach der Weltweise her: es wurde Karten gespielt, der Sonntag entheiligt, auch wohl geflucht, wenn die Ader schwoll; aber auch die weltliche Lustigkeit durfte nicht über das Maß gehen, das litt der Mann nicht, denn er besaß darin einen ehrenwerthen Takt. In der Bibel wurde nicht gelesen, doch hielt er als Familienvater eine Bibel im Hause, die er von seiner frommen Mutter geerbt hatte, und die er schon um dieses Andenkens willen hoch in Ehren hielt; sie hatte den besten Platz auf seinem Bücherbrette, aber gebraucht wurde sie nie, nur zuweilen einmal herabgenommen, um den Staub davon abzufegen. Der Mann hatte einen ganzen Haufen Kinder, und eine Frau, die mit so herzlicher Liebe an ihm hing, daß sie oft, wenn sie seinen Tritt auf der Diele hörte, ihn in die Stube rief, und wenn er eintrat und fragte, was sie wollte, ihm antwortete: „D, ich wollte dich nur einmal sehen, nun gehe nur wieder hin.“ Im Aeußerlichen ging es ihm ziemlich gut; er hatte sein Auskommen und seine Last, arbeitete fleißig, und kam doch bei seiner starken Familie immer etwas vorwärts. Kirche und Abendmahl wurde zwar nicht fleißig besucht, aber doch auch nicht verachtet. Einen besonderen Ingrimm hatte der Mann indeß gegen die Frommen, deren er einige in seinem Leben kennen gelernt hatte. Diese Frommen seiner Bekanntschaft mußten wohl nicht die rechten Frommen gewesen sein, denn er war durch sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frommen sammt und sonders Heuchler wären. Er erzählte oft, er habe einen Frommen gekannt, der hätte viel in der Bibel gelesen, hätte auch Gebetsversammlungen in seinem Hause gehalten, aber dabei sei er ein Geizhals und Wucherer gewesen. Einen Andern hätte er gekannt, der im Aeußerlichen ebenso fromme Geberden gehabt hätte, aber dabei von einem so unhändigen Zorn gewesen wäre und von so bodenloser Grobheit, daß er mehrmals beinahe einen Menschen todt geschlagen. Darum, wie schon gesagt, hielt er alle Frommen für Heuchler.

Er war ein Rechtsgelehrter und schon ziemlich hoch in den Jahren, als einer seiner Söhne, den er, seiner vorzüglichen Anlagen halber, besonders lieb hatte und der um jene Zeit die Rechte studirte, auf der Universität den Heiland kennen lernte und sich von Herzen zu ihm bekehrte. Ein treuer Geistlicher, dessen Predigten er fleißig besuchte, und mit dem er nachher in den innigsten Verkehr trat, war das Werkzeug seiner Bekerung gewesen. Da nun das Herz dieses Sohnes von so inniger Liebe zu seinem Heiland erfüllt war, wie ich es bei wenigen Menschen gesehen habe, so war nichts natürlicher, als daß er sehr eifrig wünschte, daß auch seine so zärtlich geliebten Eltern

den Heiland kennen lernen möchten, und er schüttete ihnen denn auch in seinen Briefen sein ganzes Herz aus, und erzählte offen, was in ihm vorgegangen war, und wie er nun so selig sei in der Gewißheit der Vergebung seiner Sünden und in der gewissen Hoffnung des ewigen Lebens. „D, daß doch alle Menschen so glücklich wären, wie ich!“ rief er in seinen Briefen aus.—Lange Zeit blieb er auf seine Briefe ohne alle Antwort. Zuletzt kam ein Brief von seinem Vater, der lautete also: „Mein Sohn, früher sind mir deine Briefe immer ein Labfal und eine Freude gewesen; deine jetzigen Briefe dagegen sind mir ein Aerger und bitterer Kummer! ich sehe, daß du ganz auf dem Wege bist, jenen Heuchlern gleich zu werden, von denen ich dir früher oft erzählt habe. Ich bitte dich, entweder zu schreiben, wie du früher thatest, oder das Schreiben ganz zu lassen.“—Der Sohn erwiderte ihm: „Vater, du hast mich stets angehalten, die Wahrheit zu sagen; du hast es mir eingeprägt, daß es keine verächtlicheren und feigherzigeren Menschen gebe, als die Lügner; denn die hätten nicht einmal den Muth, die Wahrheit zu sagen, und nun willst du mich zur Lüge zwingen? Entweder, ich muß dir schreiben, wie es mir um's Herz ist, denn Lügen kam und will ich nicht, und heuchlen auch nicht, oder freilich, ich muß thun was du sagst, und nicht mehr schreiben.“

Das setzte den Vater in Verwunderung, denn er hatte früher oft zu seinen Freunden gesagt: „Lügen thut der Junge nicht, lieber läßt er sich den Kopf abreißen.“ Und er war so rechtschaffen, seinem Sohne zu antworten: „Nun, schreibe, was du willst; bist du denn kein Heuchler, so bist du doch ein Schwärmer; aber Lügen sollst du nicht, da hast du Recht, und ich hatte Unrecht.“

Bald darauf kam die Zeit der Ferien, und der Sohn reiste zu seinen Eltern, um die Ferien bei ihnen zuzubringen, wie er noch vom Gymnasium her that; denn er war stets gern gesehen, und Eltern und Kinder liebten sich aufs Zärtlichste.—Als er eintrat, empfing ihn seine Mutter mit Thränen und sah ihn höchst bedenklich an, als ob sie fürchtete, er sei nicht recht im Kopfe; er aber faßte sie herzlich um den Hals und küßte und drückte sie, wobei er ihr zuflüsterte: „Mutter, mach kein so bedenkliches Gesicht, ich habe noch alle meine fünf Sinne.“ Dann ging er zu seinem Vater und wollte dem auch um den Hals fallen; der Vater wehrte sich erst aus allen Kräften, aber der Sohn fragte ihn: „Du bist noch immer mein lieber, guter Vater und wirst es auch bleiben; bin ich dein Sohn nicht mehr—und warum nicht? Was habe ich Schlechtes begangen? Ist Beten und Bibellesen etwas Schlechtes?“ Da küßte der Vater seinen Sohn und sprach: „Der Wahrheit muß ich die Ehre geben, etwas Schlechtes hast du nicht gethan; aber deine Briefe verstehe ich nicht, und die Sache muß anders werden.“—Sie sprachen noch ein Stündchen mit einander über die Professoren der Universität und über die Collegien, die der Sohn dort gehört hatte; unterdessen hatte die Mutter das Essen angerichtet, und man ging zu Tische. Der Sohn aber stand auf, faltete die Hände und betete. Da warf der Vater seinen Stuhl zurück, daß es krachte, und lief aus der Stube und die Mutter voll Angst hinterher. Der Sohn aber, nachdem er herzlich für Vater und Mutter gebetet hatte, setzte sich





Kinder wünschen, da mag wohl von ihrer Seite aus Rath erteilt und Anweisung gegeben werden, welches auch von den Kindern mit Dank angenommen und — reiflich überlegt werden sollte; aber den eigentlichen Entscheid zu machen, läßt man doch am Ende dem Kinde über. Nachdem Eltern das Ihrige gethan: eine gute Erziehung gegeben und dazu noch ihren Rath erteilt haben, sind sie ohne Zweifel vor Gott gerechtfertigt. Aber wie schwer liegt dem zum reifen Alter herangewachsenen Jüngling die Frage: Was soll ich thun? auf dem Gemüthe: „Jung Amerika“ hat in unsern Tagen vielfältig die Idee, arbeiten sei eine Schande, was doch sicherlich ein großer Irrthum ist. Aus der Ursache wählt man gern eine Profession, wo man es leichter zu haben gedenkt und, die einem gute Tage verspricht. Aber wer in irgend einer Stellung nützlich sein und seine Aufgabe lösen will, der wird finden, daß er im Schweisse seines Angesichts sein Brod essen muß. Der junge Mann, welcher eine Stelle wählt aus Faulheitsrücksichten, wird es in derselben nie weit bringen, und hätte gewiß viel besser einem Andern den Raum nicht aufgenommen. Der berühmte Staatsmann und Schriftsteller Franklin sagt, in seiner Profession sei noch Raum im oberen Stockwerk. Aber dort hinauf drängt sich nur der eiserne und ausdauernde Fleiß. Im untern Stockwerk der Professionen sind so viele und drängen sich, weil manchen von ihnen der Fleiß fehlt, ohne welchen sie nicht hinauf zu steigen vermögen. Andere wählen Stellen, weil sie gedenken in denselben vor den Menschen zu Ehren zu gelangen.

Es hat Jünglinge, die wählen, daß wenn man eine Profession hat, wobei man seine Kleider nicht beschmutzen braucht und einem die Hände schön rein und weich bleiben, dann müsse die Gesellschaft einen achten und ehren. Dies aber ist ein großer Irrthum und sollte von keinem christlichen Jüngling gemacht werden. Der Mann ist werth geehrt zu werden, der seinen Posten treulich versieht und seine Aufgabe gegen Gott, sich selbst und seinen Mitmenschen wohl löst. Ob er dies nun thut in einem feinen Anzug oder dabei seine Kleider beschmutzt und Schwielen an seinen von Arbeit harten

und sonnenverbrannten Händen bekommt oder nicht. Bei Gott und dem rechtbedenkenden Menschen hat der äußere Schein wenig zu bedeuten. Trachte daher nicht nach einer Stelle, weil du in derselben Ehre erwartest. — Auch sollte in der Berufswahl der hohe Verdienst nicht der Hauptstrebe punkt sein. Der Mensch lebt nicht davon, daß er viele Güter hat, sagt der Mund der Wahrheit. Reichthum gehört nicht Jedem, und es sind nur verhältnißmäßig wenige Menschen, die es hinbringen, reich und zugleich gut zu sein. Die Beobachtung lehrt, daß nur wenig solcher reich geworden sind, die sich dieses Vornehmen setzten, als sie ihren Beruf begannen, sondern durch Fleiß, Sparsamkeit u. s. w. sind sie ohne es recht zu wollen, emporgekommen. Mancher Jüngling fühlte Neigung für eine gewisse Profession und hatte auch treffliche Anlagen dazu, aber weil das Einkommen gering und man sonst bessere Aus sichten hatte, verschmähte man die Stelle und arbeitete seinen Gefühlen, die vielleicht von Gott waren, entgegen, um weltlichen Gewinns willen. Aber anstatt dabei zu gewinnen, erlitt man in allen Beziehungen Verluste, warf sein Leben weg und ward Zeit Lebens ein unglücklicher Mensch. Wo man, hätte man Folge geleistet, nützlich und glücklich hätte sein können. Vom Geld soll sich Niemand betrügen lassen und das besonders der Jüngling nicht. Freilich sind ohne Zweifel auch manche von Natur angelegt und begabt auf eine ehrliche und erlaubte Weise Güter zu sammeln. Die sollen dann ihr Herz nicht daran hängen und ihre Seelen nicht dadurch verlieren. Viele Unredlichkeit und Betrug haben gerade darin ihren Ursprung, daß man schnell reich werden will und nicht die Anlagen zur Betreibung solcher Geschäfte besitzt, die viel einbringen, und man dann zu unredlichen Mitteln greift, um sein vorgestelltes Ziel zu erreichen. Mancher ist auf diese Weise schon zum Fall und ins größte Unglück gekommen. Täuschung führt sehr oft zu Unredlichkeit und ins Laster, welches dann für einen jeden Menschen Unglück und Noth bringt. Es sind wahrlich noch wenig junge Leute glücklich geworden, die ihren Beruf fürs Leben aus benannten Absichten gewählt haben.

## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenblicke auf diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren

Von A. Salmhuber

### Die Verbreitung des Christenthums.

Es wurde schon wiederholt der Versuch gemacht, eine genaue Statistik der gegenwärtigen protestantischen Mission in Japan zu verfassen; er gelang aber bis jetzt nicht. Die evangelische Allianz veröffentlichte zwar wiederholt statistische Berichte, sie sind aber mehr oder weniger unvollständig; es ist dies leicht zu begreifen, wenn man bedenkt, daß in Japan etwa 16 oder 18 verschiedene protestantische Missionsgesellschaften thätig sind, daß ihre Arbeiter weit zerstreut wohnen, und daß statistische Angaben oft grundsätzlich vermieden werden. Um aber hier doch einen Einblick in den etwaigen Stand der protestantischen Mission zu gewähren, rücke ich hier den im Januar 1881 in der Basler Missionszeitung (Missions-Magazin) erschienen statistischen Bericht ein:

„Die Evangelische Allianz von Japan hat ihre siebente Jah-

resversammlung gehalten und einen Bericht herausgegeben, aus welchem wir folgende Zahlen entnehmen: Ende 1879 gab es in Japan 117 Missionare, 16 ordinirte Eingeborene, 94 eingeborene Evangelisten und Katechisten, 24 Bibelfrauen, 2 Spitäler und 5 Freiapotheken, 26 Medizin Studirende, 64 Gemeinden mit 2701 Mitgliedern. Dreizehn von diesen Gemeinden sind ganz, 27 theilweise selbstständig. Es gibt 29 Missionschulen mit 1081 Zöglingen, 63 Sonntagsschulen mit 2511 Kindern, 4 theologische Seminare mit 87 Studenten.“

Derselben Schrift entnehme ich noch einiges Weitere, um den gegenwärtigen Gang der protestantischen Mission in Japan zu illustriren: „Vor 1—2 Jahren kam ein angesehenes Glied der russisch-griechischen Missionsgemeinde in Morioka nach Yokohama, machte hier die Bekanntschaft der baptistischen Prediger und gewann den Eindruck, daß ihre Lehre und Kirchenordnung am vollkommensten dem neutestamentlichen Vor-

hilfe entspreche. Beim Abschied nahm er einen ganzen Vorrath von Bibeltheilen u. s. w. mit und vertheilte diese an seine Freunde in Morioka. Die Folge hievon war, daß gegen Ende 1879 ungefähr 30—40 Personen in Morioka sich entschlossen, zum Baptismus überzutreten und hiezu die Hülfe der Missionare in Yokohama anzurufen. Schon lange hatten die amerikanischen Baptisten gewünscht, weiter ins Innere des Landes vorzudringen, und da sie gerade an einem englischen Baptisten Poate einen neuen Mitarbeiter, der als Lehrer an einer Regierungsschule schon Jahre lang in Japan gelebt hatte und die Sprache fließend sprach, gewonnen hatten, so schickten sie diesen mit einem Gefährten, Suzuki, nach Sendai, einer Stadt von 350,000 Einwohnern, zwischen Yokohama und Hakodate gelegen und noch von keiner evangelischen Mission besetzt. Von hier aus wurde denn auch Morioka besucht und wirklich eine baptistische Gemeinde gegründet, welche aus sechs Mitgliedern besteht. Im Juni 1880 hat auch das Haupt der griechischen Christen um die Wiedertaufe gebeten. Missionar Poate schreibt: „Die Griechen haben die Bibel, studiren sie fleißig und lieben es, über biblische Fragen zu disputiren, sind also in der Lage, eine reinere Lehre annehmen zu können. Die römischen Katholiken wissen nichts. Man hat sie gelehrt, die Bibel als ein verderbliches Buch anzusehen, das nicht für die Laien bestimmt ist“ u. s. f.

Folgendes sind einige Einzelheiten über die Thätigkeit der Bostoner Missionare (A. B. C. F. M.): „Ein Gemeindeglied in Kobe, Namens Matsui Ura, kam durch Erbschaft in den Besitz einer Badanstalt in Fukuoka. Sogleich machte er durch einen Anschlag bekannt, daß fortan die Anstalt Sonntags geschlossen bleiben werde. Das erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Manche Frager kamen, erhielten Aufschluß und wurden eingeladen, mehr von Jesus zu hören. Jetzt heißt's schon unter den dortigen Witzbolken: „Früher konnte man in diesem Bad nur seinen Körper rein waschen, jetzt aber auch die Seele!“ und Herrn Matsui Ura's kleiner Ratensänger hat den Spitznamen „das Jesushündlein“ erhalten: ja in der ganzen 40,000 Einwohner zählenden Stadt wird vom „Jesus-Bad“ gesprochen. Die Kundschaft zwar hat sich sehr verringert, der Besitzer aber freut sich, daß die Heiden nach Jesus fragen. Neulich hat Missionar De Forest an 5 Abenden dort vor zahlreichen Zuhörern gepredigt. Unter letzteren ragten 8 bis 10 Lehrer hervor, welche seiner Zeit Schüler des Professor Griffis waren, der das bekannte Buch „Des Mikado's Kaiserreich“ (englisch) geschrieben hat, längere Zeit in Fukuoka angestellt war und damals auch die englische Bibel mit seinen Jünglingen zu lesen pflegte. Jetzt haben sie sich Bibeln mit Anmerkungen kommen lassen. Wenn die Leute hier einmal eben so viel Geschmac an Evangelium finden, als jetzt an Bildung, Schulen u. s. f., so wird es bald Licht werden.“

„In Imabari auf der Insel Schikoku wurde vor einem Jahr eine kleine Gemeinde unter Pastor Ise gegründet. Dieselbe zählt jetzt 40 Mitglieder, während die Zahl der „Gläubigen“ in der 12,000 Seelen starken Stadt auf 300 geschätzt wird. Jetzt sind die jungen Christen im Begriff, sich ein eigenes Gotteshaus zu bauen. In 3 Tagen zeichneten sie 650 Dollars für diesen Zweck. Etwa 1,000 sind nöthig. Veranlaßt wurde dies kühne Vorgehen dadurch, daß der heidnische Besitzer des bisherigen Versammlungsortes die Miete kündigte. Ein junges Ehepaar, das noch nicht getauft ist, trug 100 Dollars bei. Ein Schintopriester bemerkte: „Als die Schintoisten vor 5 Jahren einen Tempel bauen wollten,

kam das Geld nicht so leicht zusammen wie jetzt für die christliche Kirche!“ Dieser Tempel wurde, bald nachdem Missionar Atkinson seinen ersten Besuch in Imabari gemacht hatte, wirklich errichtet, gleichsam zum Beweis, daß das Heidenthum noch lebe, und die Mission gar keine Aussicht habe, hier etwas auszurichten. Um den Tempelhof her läuft eine steinerne Einfassung, und jeder Steinpfosten ist mit dem tief eingemeißelten Namen des Sifters bezeichnet. Mehrere dieser Namen stehen aber bereits auf der Mitgliederliste der jungen Christengemeinde.“

Auch auf der Insel Kjusiu geht es voran. Hier war ja der Sitz einer vor 3 Jahren unterdrückten Revolution. Mehrere der Anführer kamen ins Gefängniß nach Kobe. Der Sprachlehrer des Missionar Atkinson, welcher zugleich mit Strickmaschinen ein kleines Fabrikgeschäft trieb und seine Arbeiter aus dem Gefängniß erhielt, machte diese Leute mit dem Christenthum bekannt, ja ließ ihnen alle Woche einmal eine Art Predigt halten. Der sie beaufsichtigende Beamte hatte nichts dagegen. Auch ein Theil des Neuen Testaments fand seinen Weg ins Gefängniß und wurde beim Mondlicht gelesen, denn Kerzen oder Lampen dürfen die Zuchthäusler in Japan nicht haben. Einige wurden erweckt und nach ihrer Freilassung getauft. Der bedeutendste von ihnen ist aber noch im Gefängniß. Eine weitere Frucht der Bemühungen jenes inzwischen an der Cholera gestorbenen Sprachlehrers ist die, daß jetzt alle Sonntag Nachmittag im Gefängniß zu Kobe eine christliche Predigt gehalten wird. 350 Gefangene mit ihren Wärtern hören auf diese Weise regelmäßig das Evangelium. Neulich besuchte Missionar Atkinson vier Städte auf der Insel Kjusiu: Fukuoka, Hakata, Kumamoto, Satsumo. In Kumamoto ist eine altjapanische Nationalpalast, deren Mitglieder sich nach der Mode kleiden, welche vor 500 Jahren herrschte, beständig die Schintotempel besuchen, wenn ein Ausländer ihnen begegnet sich die Nase zuhalten, und nie unter einem Telegraphendraht durchgehen ohne ihren Fächer über den Kopf zu halten zur Abwendung böser Einflüsse. Man sagt, daß sie auch kurze Schwerter tragen. Sie sind fanatisch genug irgend ein Unglück auszustiften. Außerdem gibts mehrere andere Parteien dort. Alle sind aber einig gegen das Christenthum. Die beiden jungen Evangelisten in Kumamoto haben daher einen harten Stand. Auf zwei Außenstationen finden sich aber Häuflein Erwecker.

„Vor 5 Jahren machte Missionar De Forest einen kurzen Besuch in Nara, einem der ältesten und heiligsten Sitze des japanischen Heidenthums. Zum Abschied gab er dem Gastwirth einige Traktate über das Leben Jesu. Ende Oktober 1880 nun machte derselbe Missionar, wiederholten Einladungen folgend, einen zweiten Besuch an diesem Ort. Zu seiner größten Verwunderung sah er überall Anschlagzettel mit der Ankündigung, daß ein Amerikaner über die Jesus-Religion Vorträge halten werde und erfuhr zugleich, daß von der Polizei das Abhalten solcher Vorträge auf eine Bittschrift hin gestattet worden sei. An zwei Abenden predigte nun der „blauäugige rothhaarige Barbar“ und setzte viele christliche Schriften ab. Jener Gastwirth aber, der den Missionar nicht wieder erkannte, erzählte von einem Ausländer, der ihm vor 5 Jahren Traktate über die Jesus-Religion gegeben; diese habe er oft gelesen aber nicht verstanden, bis er nun die mündliche Predigt gehört, für welche er sehr dankbar sei. Wie erfreut war er, als hierauf der Missionar sich zu erkennen gab. Ich glaube, Gott hat uns zusammengeführt, meinte er. Dem Missionar hatten an diesem Orte eingeborene Christen aus Osaka vorgearbeitet.“ (Schluß folgt.)



## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XVII. Die Auslegung (Exegese) der heiligen Schrift.

Daß die Kunst der rechten Schriftauslegung keine der geringsten Qualifikationen eines erfolgreichen S. Schullehrers bildet, wird Jedem klar sein. Und daß hievon auch vorwiegend der gesunde, bleibende Erfolg der S. Schularbeit abhängt, ist nicht minder wahr, zumal in unserer Zeit, wo die Sonntagschule sich gleichsam durchs ganze Jahr um die relative Bibellection dreht, ähnlich wie die Erde ihren Lauf um die Sonne beschreibt. Es ist daher gewiß in Ordnung, daß wir uns als S. S. Arbeiter in dieser Kunst, in diesem herrlichen Wissenszweig, so viel wie möglich orientiren und alle in erwähntes Fach eingreifende Mittel benützen, um in diesem spezifischen Punkte „Meister“ zu werden. Mit dem Worte Meister meine ich bloß, daß wir die Hauptregeln und Grundsätze richtiger Schriftauslegung nicht nur kennen, sondern auch an Ort und Stelle mit Erfolg anzuwenden verstehen. Diese Grundsätze will ich denn hier zunächst ganz kurz zusammenstellen:

1. Bei einer gesunden Schriftauslegung muß man von dem aus den Worten fließenden Wortsinne ausgehen. Man nennt dies die grammatisch-logische Methode. Das Wort Gottes ist da, um verstanden zu werden. Luther, Calvin, Melancthon und Andere stellten diese Fundamentaltregel auf: „Der Sinn der Schrift ist sicher, einfach und stets in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Sprachlehre und der menschlichen Redeweise.“ Es versteht sich nun von selbst, daß es somit unsere erste Aufgabe ist, uns mit dem wörtlichen Inhalt der Bibel bekannt zu machen. Z. B., wer weiß nicht, daß die Stelle Röm. 3, 23. bei Tausenden irrig memorirt, und versteht sich, dann auch verkehrt erklärt und appliziert wird. So in unzähligen andern Fällen. Nicht bloß in Redesätzen überhaupt, sondern ganz besonders in dem Worte Gottes kann ein Wörtlein einen großen Unterschied in der Auslegung herbeiführen.

2. Nach Ernesti besteht eine weitere Regel der Schriftauslegung vornehmlich in ihrer Einfachheit; da es ja bekanntlich die Einfachheit ist, welche die neutestamentlichen Schriftsteller charakterisirt. Mithin je natürlicher, je ungezwungener die Exegese ist, desto mehr muß sie den Eindruck der Richtigkeit beim Schüler hinterlassen. Und um so mehr, Brüder, scheint uns dieser Punkt als passend und wichtig, da wir es ja keineswegs mit einer gelehrten Kaste, sondern mit der lieben Jugend zu thun haben.

3. Muß man sich erstens in die Zeit und zweitens in die Verhältnisse der Schreiber zurückversetzen und sich gründlich mit ihrer Denk- und Redeweise bekannt machen. Dies allein kann uns zu einem richtigen Urtheil hinsichtlich des rechten Wortsinns des Gelesenen befähigen. Da denke man nur an die Gleichnißreden unsers Herrn, die so recht das Gepräge der orientalischen Redeweise jener Zeit sind. Mithin ist es absolut erforderlich, daß man sich mit den Gebräuchen, Sitten, Zeitverhältnissen und dergleichen, desjenigen Landes und Volkes bekannt macht, in und unter welchem die Bibel geschrieben wurde.

Z. B.: Wenn der Herr den Aposteln befiehlt keine Schule

zu tragen, so ist das für Einen unter kalter Zone Wohnenden gewiß schwer zu begreifen, es sei denn, er kennt Land und Leute. Dergleichen Dinge kommen Tausende in den Blättern des lieben Gottesbuches vor.

4. Muß fleißig Rücksicht auf den herrschenden Sprachgebrauch genommen werden, mehr vielleicht als auf die Zergliederung eines Wortes. Eine Volkssprache geht stets durch Prozesse des Wandels, und Wörter nehmen eine neue Gestalt des Sinnes an, so daß der spätere Gebrauch von dem ursprünglichen vielleicht bedeutend abweicht. Z. B. der Ausdruck: Berg Gottes oder ähnliche, was einfach ein hoher Berg meint. So drückte man sich damals eben aus.

5. Nicht immer jedoch ist es möglich, die Exegese nach dem aus dem Wort fließenden Sinn zu betreiben, denn dadurch könnte man sich gar leicht lächerlich und zu einem Schwärmer machen. In Fällen mithin wo der Wortsinne gegen Schrift und Vernunft spricht, da muß die Sprache, der Text, als bildlich betrachtet werden. Z. B.: „Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab“ und andere Ausdrücke der Art. Oder die heil. Schrift behauptet doch bekanntlich, daß Gott ein Geist sei, während sie zur selben Zeit in andern Stellen ihm menschliche Gliedmaßen beilegt. Mithin müssen doch offenbar solche Stellen bildlich ausgelegt werden. Dasselbe ist der Fall, wenn der Wortsinne etwas anscheinend Ungereimtes hervorbringen würde, wie in Röm. 12, 20. (Man suche diese Stelle.)

6. Schrift mit Schrift zu vergleichen und bei zweifelhaften Stellen alle Parallelen nachschlagen, die man nur „aufdruseln“ kann, dies ist die Regel, die der Johann Wesley so oft empfiehlt. Wer weiß nicht, daß die Schrift sich ergänzt. Der eine Schreiber behandelt diesen, der andere jenen Gegenstand. Hievon aus vielen nur ein Beispiel: Lukas sagt in der Bergpredigt: „Selig seid ihr Armen“ etc., während Matthäus ergänzt: „Selig sind die geistlich arm sind.“ Solche Stellen kommen hunderte, besonders im Neuen Testament vor, und muß daher der S. S. Lehrer die Harmonie der Evangelien fleißig sich einprägen. Weiteres über diesen Punkt in der nächsten Nummer.

#### Das Bedürfnis der Jugendbildung, und wer soll sich daran betheiligen?

##### II.

Auch auf die Kleidung erstreckt sich die sittliche Bildung. Man sieht kaum eine wahrhaft gebildete Dame, die sich in Stoffen (von greller in die Augen fallende Farben) kleidet, und ihre Kleidung mit solchen albernen Schnörkeleien und närrischem Firtelsanz besetzt hätte; oder ihre Kopfbedeckung mit solch unnötigem Feder- und Blumengebüsch beschweren würde, wie man es so oft sehen muß. Solche Dinge gehören nur Ungebildeten an, oder dem Personal einer Schauspiel- oder Circusgesellschaft. Wo Nachbarn finstere Gesichter machen, und im Unfrieden leben können —, da ist die Moral über Feld gereift. —

Die religiöse Bildung ist jedoch die wichtigste und bedeutendste von Allen. Während die drei ersten Bildungsklassen nur für diese Zeit Bedeutung haben, und mit derselben

verschwinden, hat obige — Bedeutung für Zeit und Ewigkeit, und sollte daher unsere größte Aufmerksamkeit haben.

Religiöse Bildung faßt drei Hauptpunkte in sich:

Gotteserkenntniß, Selbsterkenntniß und Heilserkenntniß. Der erste Punkt faßt in sich, das Wissen vom Dasein, Wesen und den Eigenschaften Gottes.

Der Zweite — das Wissen von dem, was der Mensch war, da er aus der Hand Gottes hervorging; was er durch den Sündenfall geworden ist, und die schrecklichen Folgen, die daraus entstanden für das ganze Menschengeschlecht.

Der dritte Punkt umfaßt die Mittel und Wege, wie der Mensch aus seinem elenden Zustande erlöst, und wieder in einen glücklichen Zustand versetzt werden kann. Die religiöse Bildung hat zwei Seiten, nemlich: eine theoretische oder wissenschaftliche und eine praktische. Beide müssen miteinander verbunden Hand in Hand gehen. Erstere besteht im bloßen Erkennen, während letztere in der Anwendung und Ausführung des Erkannten besteht. Religionslehre können uns Menschen aus Gottes Wort lehren; aber zur Praxis muß eine höhere Kraft wirkend eingreifen. Der h. Geist muß uns erleuchten, eine Reue, die Niemand gereut, und den Glauben an Christum in uns wirken; das Herz erneuern und heiligen, und uns so wieder zur Gottähnlichkeit heranbilden.

Theorie ist die Grundlage zur Praxis, und Gottes gnädigste Wille ist es, daß Menschen die Werkzeuge seiner Hand in der Ausführung dieser großen Bildungsaufgabe sein sollen. Dieses bringt uns zur Frage unserer Ueberschrift: „Wer soll sich daran betheiligen?“

Es sind drei Faktoren, die bei der Bildung der Jugend mitwirken müssen, um diesem Bedürfnis nachzukommen, und diese sind: Haus, Kirche und Staat. — Im elterlichen Hause muß der Anfang mit der Jugendbildung gemacht werden, und zwar schon so frühe, als sich dieses nach den Anlagen und Fähigkeiten des Kindes thun läßt.

Die gesellschaftliche Bildung des Kindes ist hauptsächlich die Pflicht der Eltern; jedoch hat auch der Staat durch gute Schulen und die Kirche ihren Theil dazu beizutragen. Im Fall die Eltern zu gleichgültig sind, oder gar aus habgüchlichen Ursachen die Bildung ihrer Kinder vernachlässigen, und dieselben der Schule entziehen, so sollte der Staat hier entschieden eingreifen und sie dazu zwingen. Aus diesen Gründen ist der Schulzwang sehr zu empfehlen.

Die sittliche und religiöse Bildung der Jugend kommt hauptsächlich den Eltern und der Kirche zu. Auch hierin muß im elterlichen Hause der Anfang gemacht werden; wird es da verfehlt, so hat auch selbst die Kirche nicht den Erfolg, wie sie andernfalls haben würde. O, welche Aufgabe haben Eltern, wenn sie anders ihren hohen Beruf ihren Kindern gegenüber recht erfüllen wollen!

Die Kirche kann hier Großes leisten, wenn sie ihre Aufgabe recht versteht und erfüllt.

Sie muß durch Sonntagsschulen oft das ersetzen, was dem Kinde im elterlichen Hause vorenthalten wird. Durch dieselbe ist auch schon Großes erzielt und bezweckt worden, wie man ja Beispiels genug an Hand hat. Auch ist der katechetische Unterricht ein Hauptmittel in dieser Richtung; nur Schade, daß hier oft die Eltern und Kirche nicht so harmonisch zusammen wirken, wie es billig sein sollte. In der 14–15jährigen Erfahrung des Schreibers hat er dieses schon oft bedauert, daß Eltern ihre Kinder aus oft ganz geringen Ursachen diesem Unterricht entzogen. Es herrscht hier im Allgemeinen eine allzu sträfliche Gleichgültigkeit; — und diesem Umstand muß man

die Ursache zuschreiben, daß oft junge Leute, die sonst unter dem christlichen Einfluß aufgewachsen, in ihrer Bekehrung oder Buße nicht zum Glauben und Gewißheit ihrer Annahme bei Gott gelangen können. Es fehlt ihnen, bei allen ihren Vorrechten, die sie sonst haben mögen, doch an der richtigen Heilserkenntniß. Auch hat die Kirche ihr Theil hier beizutragen durch gute Zeitschriften und Bücher. Die Jugend will — und sollte lesen; und wenn sie nicht auf der Hut ist — dann lesen die Kinder schlüpfrige und sittenverderbende Romane und Romane, die ja das ganze Land überschwemmen. — Unsere Kirche hat hierin eine vortreffliche Auswahl von guten Blättern und Büchern. Wenn nur die Eltern aus habgüchlichen Ursachen nicht diese gute Literatur ihren Kindern vorenthalten, dann üben sie veredelnden und segensbringenden Einfluß aus. Vor allem aber sollten unsere Kinder den öffentlichen Gottesdienst besuchen und ja denselben nicht veräumen. Selbst die Sonntagsschule sollte sie von diesem Vorrecht nicht abhalten. Einer der eifrigsten und besten Sonntagsschulmänner unseres Landes sagte vor einem Jahr an einer S. S. Convention: „Wenn meine Kinder eins von Beiden veräumen müßten, so sollten sie lieber aus der Sonntagsschule bleiben, als aus der Predigt.“ Geschieht dieses in vereinigter Zusammenwirkung, dann wird unsere Jugend gebildet für diese und jene Welt, und der Zweck unserer Aufgabe erfüllt. Der Herr helfe uns dazu! C. F. Braun.

### Der Sonntagsschul-Lehrer hat Vorbereitung nöthig.

#### I.

Es wird in unsern Tagen viel gesagt von des Sonntagsschul-Lehrers Aufgabe, und sie ist in Wirklichkeit von solcher Natur, daß sie nicht leicht zu hoch geschätzt werden kann. Ein gewisser Schreiber sagt: „Der Lehrer kommt vor seine Schüler an der Eltern Stelle mit des Predigers Thema, um der Eltern und des Predigers Arbeit zu thun.“ Obwohl in diesem Satze zu viel gesagt ist, so enthält derselbe doch manches Wahre.

1. Muß der S. S. Lehrer persönliche Frömmigkeit besitzen. Niemand kann das Evangelium von dem Sohne Gottes richtig lehren, ohne die Erfahrung seiner Gnade in seinem eigenen Herzen. Der Blinde kann keine Auswahl in Farben machen, und der Taube ist nicht im Stande die schönsten Töne der Musik zu unterscheiden. Uns ist das Gewicht der Frage, die Jesu machte, wohl bekannt, wenn er sagt: „Bist du ein Meister in Israel und weißt das nicht?“ Wer nicht gründlich fromm ist, sollte sich nicht erlauben, eine Klasse in der Sonntagsschule zu übernehmen; denn es fehlt ihm die erste und Hauptqualifikation zum erfolgreichen Lehren. Einer, der Zucht hasst, soll Gottes Bund nicht in seinen Mund nehmen.

2. Aber nebst der Gnade Gottes hat der Lehrer Kenntnisse nöthig. Sein Erfolg beruht freilich größtentheils auf seinem persönlichen Verhältnis zu Jesu, dem großen Muster aller christlichen Lehrer. Aber viel hängt auch ab von der Freude an dem Worte Gottes und einer genauen Bekanntschaft mit demselben. Und dann von der Kenntniß dasselbe richtig und interessant vorzutragen, so daß es Haft nimmt und haftet an den jugendlichen Herzen. Der Mensch wird wie geboren und geheiligt durch das Wort der Wahrheit, aber wenn dies geschehen soll, so muß es ganz in seiner Fülle vorgetragen und gelehrt werden, wozu gewißlich viele Kenntnisse nöthig sind, die man sammeln muß durch fleißiges, betendes Studium.



3. Ein Sonntagsschul-Lehrer sollte die Lehrmethode verstehen, d. h. die Weise, wie dem Schüler das Wort verständlich zu machen, seinem Fassungsvermögen anzupassen und an seinem Gemüth haften zu machen. Gottes Wort wirkt auf den Charakter des Menschen durch des Menschen Intellekt und daher müssen wir die Gesetze des Intellects in unserem Lehren wohl berücksichtigen. Als der Herr seine Jünger vorbereitete für ihre hohe Aufgabe, ließ er seinen Geist auf sie herab in der Gestalt des Feuers, welches ein Symbol der Kraft ist. Feuerige Zungen erschienen ihnen am Pfingstmorgen — ein Symbol der Rede. Sie ruheten auf dem Haupte eines Jeden unter ihnen. Des Menschen Verstand muß erleuchtet und belebt werden von himmlischer Weisheit und göttlicher Liebe. Einfache Männer, Fischer aus Galiläa, verkündigten zuerst das Evangelium vom Reiche Gottes, aber es waren keine ungelehrte Männer, wie manche wähnen. Sie mögen die gelehrten Sprachen und die Philosophie jener Zeit nicht verstanden haben, aber sie waren Männer von festem Charakter und verstanden die hebräischen Schriften des alten Bundes genau. Sie hatten eine Reihe von Jahren intime Gemeinschaft mit den weisesten Lehrern. Tiefer Ernst war einer ihrer Hauptcharakterzüge und dazu kam die erhabene Geistesstufe. Dies zusammen gab ihnen Macht über die Dogmatiker in Judäa, die falschen Philosophen Griechenlands und die Volksmassen beides der Juden und Heiden. Dies eben sichert dem Sonntagsschul-Lehrer in unseren Tagen auch noch guten Erfolg in seiner Arbeit unter der Jugend, von welchem Schlag sie auch immerhin sein mag. O, daß wir viele solcher Lehrer in unseren Schulen hätten!

S. L. U m b a c h.

### Gründe für Normalklassen.

#### I.

Indem ich die Ehre habe, in unserer Kirche die erste Normal-Klasse errichtet und zu einem erfolgreichen Ziel geführt zu haben, bin ich nun um so mehr bereit, einige Gründe für die Stiftung solcher Klassen anzugeben, um dadurch, wenn möglich, Andere zu reizen, ähnliche Klassen zu errichten, bis dieselben allgemein eingeführt und, wo immer thunlich, gehalten werden.

Das Wort „Norma“ bedeutet Muster oder Form, und hätten wir darnach unter Normalklassen solche Klassen zu verstehen, welche den unterschiedlichen Klassen in der Sonntagsschule Form und Muster bieten sollen; d. h. Normalklassen sollten in der Unterrichtsmethode maßgebend sein, denn in der S.-Schule soll das, was man in der Normalklasse gelernt hat, praktische Verwendung finden. Mit diesen Voraussetzungen wird die Anführung von Gründen für die Errichtung von Normalklassen nicht schwer fallen.

Als ersten und Hauptgrund für Normalklassen führe ich ihren Nutzen für die Sonntagsschule an. Der Fortschritt, welchen man in den letzten Jahren auf dem S.-Schulgebiete errungen hat, macht diese Klassen geradezu zu einem Bedürfnis. Um mehr als gewöhnlichen Erfolg in der S.-Schule zu erzielen, muß dieselbe systematisch geführt werden; d. h. sie muß in allen Klassen übereinstimmend gehalten werden, und um dieses ausführen zu können, muß eine übereinstimmende Lehrmethode maßgebend sein. Diesem Bedürfnis sollen wohl die Lehrerversammlungen theilweise abhelfen, aber diese sind kaum geeignet, die Sache eingehend zu bezwecken und zwar aus mehreren sehr triftigen Gründen. Die Normalklasse aber ist ge-

eignet für jede Sonntagsschule und jede einzelne Klasse eine übereinstimmende Methode zu schaffen. So wie die Studenten eines Seminars oder die Prediger einer Kirche einerlei Lehre und Textbücher studiren, um einerlei Methode und Einheit der Lehre zu erlangen; so wird durch den Normalunterricht Gleichheit im Unterricht in der S.-Schule bezweckt. Aus dem nemlichen Grund haben jetzt auch fast alle Staaten ihre eigenen Normalschulen, um dadurch Lehrer für den öffentlichen Unterricht in den Distriktsschulen heranzubilden.

Ein anderer Grund für Normalklassen läge daher in der Thatsache, daß dieselben eine Vor- und Ausbildungsschule für Sonntagsschullehrer sind. Wer tüchtig sein will zu lehren, muß zuvor tüchtig lernen und zwar Inhalt und Methode zugleich. Jeder erfahrene Lehrer weiß, daß es keine Kleinigkeit ist, einer Klasse geweckter Jünglinge und Jungfrauen vorzustehen und denselben den Heilsplan vorzutragen. Um dies erfolgreich thun zu können, fordert es Anstrengung, Kenntnisse und Methode. Wenn aber Eltern bedenken, daß sie ihre Kinder sonntäglich in den Religionsunterricht senden, sollten sie da nicht auch darauf bedacht sein, daß die Lehrer ihrer Kinder mit den Lehransichten der Kirche bekannt sind? Um dieses zu erzielen sollte man Normalklassen einführen, denn dazu sind sie bestimmt.

Diesem Grund entspringt nun ein anderer: Haben Eltern ein Verlangen ihre Kinder in den Heilswahrheiten der Religion unterrichten zu lassen, dann erkennen sie auch die Nothwendigkeit an, daß die Lehrer ihrer Kinder durch ihren eigenen Prediger für den Unterricht vorbereitet werden. Wo dieses stattfindet, — wo die Lehrer in der Schrift nach der Ansicht unserer Kirche und durch unsere eigenen Prediger unterrichtet sind, da kann man ihnen auch den Unterricht unserer Kinder anvertrauen. Die Thatsache, daß Glaubensfestigkeit auf richtiger Erkenntniß basiert, wird mehr und mehr erkannt und zugestanden. Hier aber entwickelt die Normalklasse ihre Nützlichkeit besonders deutlich, denn sie ist eine frische Quelle, aus welcher die Lehrer schöpfen, um es den Schülern mitzutheilen.

R. M a t t.

Eine der besten Einrichtungen in Verbindung mit der Sonntagsschule ist eine lebhafte, gemüthliche Lehrerversammlung. Man muß aber nicht denken, daß der Führer derselben sie so machen kann; jeder einzelne Lehrer muß dabei behülflich sein. Je schärfer die Lehrer fragen können, desto mehr wird es den Führer schärfen, sich oben zu halten. Gibt es wohl etwas Schöneres, als eine Anzahl junger und alter Sonntagsschul-Arbeiter beisammen zu sehen, alle beschäftigt, das Gold der Wahrheit aus den Tiefen des Wortes Gottes herauszubringen?

Spurgeon erzählt, daß ein Mädchen in der Sonntagsschule, als es von seiner Lehrerin gefragt wurde, warum der Kämmerer aus Mophenland, nachdem ihn Philippus belehrte, seine Straße r e d l i c h gezogen sei, antwortete: „Weil der Unterricht vorbei war.“ Ohne besondere Veranlassung wird das Kind nicht auf die eigenthümliche Idee gekommen sein. Manche Sonntagsschul-Schüler ziehen ihre Straße fröhlicher, wenn der Unterricht vorbei ist, als wenn derselbe anfangen soll. Es sollte umgekehrt sein. Mache deshalb lieber Sonntagsschul-Lehrer, die Predication für deine Schüler so interessant, daß sie den Unterricht in derselben mehr als Freude und Erholung, denn eine Plage betrachten.

## Sonntagschul-Lektionen.

## Liebe zu Gott und dem Nächsten.

## 10. Lektion: Markus 12, 28-44.—Sonntag den 3. September 1882.

28. Und es trat zu ihm der Schriftgelehrte einer, der ihnen zugehörte hatte, wie sie sich mit einander befragten; und sahe, daß er ihnen fein geantwortet hatte, und fragte ihn: Welches ist das vornehmste Gebot vor allen?

29. Jesus aber antwortete ihm: Das vornehmste Gebot vor allen Geboten ist das: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziger Gott.

30. Und du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von allen Kräften. Das ist das vornehmste Gebot.

31. Und das andere ist ihm gleich: Du soll deinen Nächsten lieben, als dich selbst. Es ist kein anderes, größeres Gebot, denn diese.

32. Und der Schriftgelehrte sprach zu ihm: Meister, du hast wahrlich recht geredet, denn es ist ein Gott, und ist kein anderer außer ihm.

33. Und denselben lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, von ganzer Seele, und von allen Kräften, und lieben seinen Nächsten als sich selbst, das ist mehr denn Brandopfer und alle Opfer.

34. Da Jesus aber sahe, daß er vernünftiglich antwortete, sprach er zu ihm: Du bist nicht ferne von dem Reiche Gottes. Und es durfte ihn Niemand weiter fragen.

35. Und Jesus antwortete, und sprach, da er lehrte im Tempel: Wie sagen die Schriftgelehrten, Christus sei David's Sohn?

**Haupttext:** Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen. — 5. Mose 6, 5. (Parallelen: Matth. 22, 35., Cap. 23, 1-39.; Lukas 20, 39., Cap. 21, 4.)

**Erläuterung.**—Vers 28-34. Während unser Heiland die Sadducäer klar von ihrem Irrthum bezüglich der Auferstehung überzeugte, wie wir in der letzten Lektion gesehen haben, hörten ihm die Pharisäer und Schriftgelehrten zu. Obgleich es ihnen nun ohne Zweifel lieb war, daß die Sadducäer zum Schweigen gebracht waren, so waren sie doch noch nicht zufrieden, sondern sie hielten abermal Rath, um ihn zu versuchen, in Folge dessen der in der Lektion erwähnte Schriftgelehrte ihm die Frage vorlegte: „Welches ist das vornehmste Gebot vor allen?“ Die persönliche Absicht des Fragestellers war nach Vers 34 ohne Zweifel nicht so böse, als die seiner Parteigenossen, die ihn als Wortführer aufgestellt hatten. Die Versuchlichkeit dieser Frage erklärt sich aus der Antwort und Frage Jesu. Lange bemerkte hierüber: „Das haben ohne Zweifel die Pharisäer vorausgesetzt, daß Jesus ihnen antworten würde: Du sollst Gott über alles lieben, oder, du sollst keine andere Götter neben mir haben, genug, daß er die Heilighaltung des Monotheismus nennen würde. Es war aber nun ihr Standpunkt, daß sie den Monotheismus deistisch faßten. Sie schlossen aus der Einheit Gottes, wie Mohamed, daß Gott keinen Sohn haben könne. Daß aber Christus sich als den Sohn Gottes darstellte, daraus hatten sie ihm schon früher (Joh. 10) den Vorwurf der Gotteslästerung gemacht, und dies dahin gedeutet, er mache sich selber Gott gleich. Sie wollten aber aus der Antwort Jesu: Gott über Alles lieben, die Folgerung ziehen: so lästest du also Gott, wenn du dich dem Einen Gott, der über Alles ist, gleich machst, mit dem Vorgeben, du seiest sein Sohn. Diese Frage hatte die Rabbinen in einen langen Streit verwickelt, indem ein Theil von ihnen das Gesetz der Beschneidung für das wichtigste hielt; andere hingegen meinten die Opfergesetze seien die vornehmsten; wieder andere lehrten, das Tragen der Gedentzettel sei das erste Gebot. Die Meinungen waren also gespalten unter ihnen. Sie zählten im Ganzen 613 Vorschriften, 365 Verbote und 248 Gebote. Christus führt als Hauptgebot 5. Mose 6, 4. 5. an. Hier wird Gott als der enige, d. h. als der untheilbare, unendliche und einzige Gott darge stellt. Dieses aber schließt die Dreieinigkeit nicht aus. Da nun Gott der Enige ist, so muß auch sein Ge-

36. Er aber, David, spricht durch den heiligen Geist: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße.

37. Da heißt ihn ja David seinen Herrn; woher ist er denn sein Sohn? Und viel Volks hörte ihn gerne.

38. Und er lehrte sie, und sprach zu ihnen: Sehet euch vor, vor den Schriftgelehrten, die in langen Kleidern gehen, und lassen sich gern auf dem Markt grüßen,

39. Und sitzen gerne oben an in den Schulen, und über Tische im Abendmahl.

40. Sie fressen der Wittwen Häuser, und wenden lang's Gebet vor. Dieselben werden desto mehr Verdammniß empfangen.

41. Und Jesus setzte sich gegen den Gotteskasten, und schauete, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten. Und viele Reiche legten viel ein.

42. Und es kam eine arme Wittwe, und legte zwei Scherfein ein; die machen einen Heller.

43. Und er rief seine Jünger zu sich, und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Diese arme Wittwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt, den alle, die eingelegt haben.

44. Denn sie haben alle von ihrem Uebrigem eingelegt; diese aber hat von ihrer Armuth, alles was sie hat, ihre ganze Nahrung, eingelegt.

Ich, das in verschiedenen Geboten gestellt ist, eine aus seinem Willen und Wesen fließende Einheit haben. Diese Einheit, worin alle Gebote enthalten sind und ihre Erfüllung finden, ist die Liebe zu Gott. Hierunter verstehen wir eine unbedingte, freundschaftliche und dienstfertige Hingabe unseres ganzen Wesens an Gott, eine Vereinigung aller unserer Gedanken, Verlangen und Neigungen in ihm. Lieben wir in Wahrheit Gott, wie hier verlangt wird, so ist unser ganzes Wesen mit Inbrunst an ihn gekettet, man hat an ihm seine höchste Lust und Wohlgefallen, man bewundert seine Schönheit und Herrlichkeit, man ruht in ihm und findet volles Genüge in ihm. Glücklicher Mensch, der diese Liebe besitzt! Er wohnt in Gott und Gott in ihm; — theilhaftig göttlicher Natur, schreitet er in dieser Liebe von Licht zu Licht und von Klarheit zu Klarheit, bis er im Glanze der ewigen Herrlichkeit ganz von Gott durchdrungen ist. Die Ausdrücke: Herz, Seele, Gemüth und allen Kräften, zeigen, daß Gott mit allen unseren Affecten geliebt werden soll. Das Herz ist die Quelle, woraus die Gedanken, Verlangen und Empfindungen der Seele fließen. Die Gedanken, Verlangen und Empfindungen bilden das Gemüth, welches vermittelst der Kräfte des Willens zur That wird. Ist also das Herz für Gott gewonnen, von Sünden gereinigt und mit Liebe erfüllt, so ist der ganze Mensch Gott gehorham.

„Das ist das vornehmste Gebot.“ Ohne diese Liebe gibt es keine wahre Erfüllung der Gebote. Aller Gehorham ohne diese Liebe hat keinen Werth vor Gott (siehe 1. Cor. 13). In der Liebe werden alle Gebote erfüllt; sie treibt uns dazu und macht sie uns leicht. (Joh. 5, 3.) Diese Liebe zu Gott ist aber auch innig mit der Liebe zu unserem Nächsten verbunden (siehe 1. Joh. 4, 20. 21.). Sie strahlt in der Liebe gegen den Nächsten wider und wird dadurch als echt erkannt. Dieses zweite Gebot ist dem ersten gleich, weil sie beide Gesetze der Liebe sind, weil sie beide ihren Ursprung in Gott, dem ewigen Liebesquell, haben, weil das erste nie ohne das zweite existirt. Die Gottesliebe ist Wurzel und Stamm; die Menschenliebe sind die Zweige, die aus derselben entspringen. Diese klare Antwort Christi leuchtete dem Schriftgelehrten ein. Ihm ging hierbei das Licht über den geistlichen Sinn des Gesetzes auf. Und da



er weiter öffentlich der Wahrheit die Ehre gab, so sprach Christus zu ihm: „Du bist nicht ferne von dem Reich Gottes.“ Was ihm noch fehlte, war eine volle Hingabe zur Nachfolge Jesu. Viele Personen befinden sich heute in demselben Stande.

**Verz 35–40.** — Nach Matthäus legte Christus den Pharisäern dann die Frage vor: „Was dünket euch um Christo? Welch Sohn ist er?“ Nach Markus zeigte Jesus dem Volke, daß der Standpunkt der Pharisäer und Schriftgelehrten in Bezug auf diese so wichtige Frage ein ganz irriger sei. Dieses zeigt uns, daß er in Gegenwart des Volkes diese Frage machte, um dasselbe zur rechten Erkenntnis Gottes und seines Christus zu führen, denn dieses ist das ewige Leben. (Joh. 17, 3.) Aus dem 110. Psalm beweist ihnen dann Christus, daß er mehr sein müsse, als ein bloßer Mensch. David nennt ihn hier seinen Herrn, und David's Herr könne nicht nur der leiblichen Abstammung nach sein Sohn sein, sondern er müsse von einer höheren Herkunft stammen, er müsse Gottes Sohn sein. Auch an uns, lieber Leser, tritt die Frage: „Was dünket euch um Christo?“ Hast du volle Gewißheit hierüber? Hast du ihn mit Thomas als deinen Herrn und Gott erkannt? Hat er sich dir als dein Erlöser, dein großer Hoherpriester geoffenbart, der da heiligt immerdar, Alle, die durch ihn zu Gott kommen? Mit dieser Rede verband dann Christus eine Strafrede wider die Pharisäer und eine Warnung vor ihnen. Die Hauptwürfe, welche er ihnen macht, sind: Scheinheiligkeit, sie gehen in langen Kleidern; Ehrsucht, sie lassen sich gerne grüßen an dem Markt, als Meister beehren u. s. w.; heuchlerische Habsucht, sie erhielten vielfach das Eigenthum der Wittwen zur Verwahrung in ihre Hände und betrogen dieselben.

Darauf setzte sich Christus gegen den Gotteskasten, um den Charakter der Geber zu prüfen. Der Gotteskasten befand sich im Vorhof der Weiber und bestand aus 13 Trompeten ähnlichen Gefäßen, in welche die verschiedenen Opfergaben gelegt wurden. In Bezug der zwei Scherlein der Wittve, welche nicht mehr als  $\frac{1}{2}$  Cent machen, zeigt er seinen Jüngern und uns, wie Gott die Gaben beurtheilt. Bei ihm kommt es auf die Gesinnung beim Geben an, welche der geringsten Gabe hohen Werth und Bedeutung gibt.

**Lehre.** — 1. Gott zu lieben mit unserem ganzen Wesen ist das Ziel und Centrum der Religion. — 2. Wahre Liebe bringt alle Kraft und Willigkeit, Gott zu gehorchen mit sich. — 3. Die Frucht der Liebe zu Gott ist Liebe zu unserem Nächsten und zu den Kindern Gottes. — 4. Das Geheimniß der gottmenschenlichen Würde des Herrn findet seine Lösung nur auf dem Boden der göttlichen Offenbarung. — 5. Das Suchen der Ehre bei Menschen und durch äußeren Schein kennzeichnet eine leere Seele und steht in grossem Widerspruch mit dem Geiste des Christenthums. — 6. Gott mißt den Werth unserer Gaben nicht nach deren irdischen Werth, sondern nach der Selbstaufopferung und Liebe, in welcher sie gebracht werden.

**Für Lehrer.** — Die verschiedenen Gegenstände, die in der Lektion vorkommen, kann man unter ein Thema bringen, nemlich: Liebe und ihre Frucht. 1. Liebe ist die Grundlage aller Religion. In dem einen Wort Liebe ist das ganze Gesetz enthalten. Der Lehrer zeige, was wahre Liebe ist, und das enge

Band zwischen Liebe zu Gott und Liebe zu unseren Nächsten. 2. Nur die Liebe führt zur wahren Erkenntnis Gottes und seines Wortes, ohne sie bleibt uns das Wesen Christi verborgen. 3. Liebe warnt gegen alle Dinge, die uns von dem ewigen Leben trennen. 4. Die wahre Liebe offenbart sich im Geben zur Ehre Gottes und zum Wohl der Menschheit.

**Kleinkinderklasse.** — Für die Kleinen haben wir auf dem Kleinkinderlehrer die Gesekestafeln Gottes abgebildet. Die erste derselben enthält die Pflichten gegen Gott, die zweite hingegen, die Pflichten gegen den Nächsten. Der Lehrer zeige dann, wie diese Gebote in dem einen Gebot: „Liebe deinen Gott, liebe deinen Nächsten,“ erfüllt werden, und wie die Liebe beide Tafeln verbindet. Die Hauptsache hierbei, ist, das Gebot der Liebe und die Frage: Liebst du deinen Gott und Nächsten?

**Illustrationen.** — 1. Ein fröhlicher Geber. — Wie der Geber aller guten Gaben, so liebt auch jeder Empfänger einen fröhlichen Geber. Ein Handel wird geschäft nach dem Werth des Getauschten, aber ein Geschenk nach dem Geber, was dem Schätzlein der Wittve mehr Werth verleiht, als den Schätzen des Ueberflusses. — 2. Öffentliche Vergeltung des Gebens. — Die Wohlthätigkeit einer farbigen Magd, Namens Louise Osborn, die aus ihrem geringen Wochenlohn jährlich zwanzig Dollars für die Ausbildung eines Knaben in Ceylon bezahlte, kam ans Licht durch einen Missionar, der den großen Segen ihrer Beiträge zur Mission beobachtete.



**Wandtafelklärung.** — Ja, die Liebe zu Gott und dem Nächsten ist's, die den eigentlichen Kern und Stern der christlichen Religion bildet. Mit dieser muß das Herz des Christen erfüllt sein, und zwar so, daß für Welt- und Eigenliebe durchaus kein Raum mehr übrig bleibt. Die Zeichnung veranschaulicht das. Sie will ganz besonders auch den Punkt hervorheben, daß wenn einmal die Liebe zu Gott im Herzen wohnt, so strahlen aus ihr, wie aus einer Quelle das Wasser, die Bruder- und Feindesliebe wie von selbst hervor. Liebe also, und nur die Liebe ist's, die das Gesetz erfüllt.

## Weissagung von der Zerstörung Jerusalems.

### 11. Lektion: Markus 13, 1–20. — Sonntag den 10. September 1882.

1. Und da er aus dem Tempel ging, sprach zu ihm seiner Jünger einer: Meister, siehe, welche Steine und welcher Bau ist das?

2. Und Jesus antwortete, und sprach zu ihm: Siehst du wohl allen diesen großen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.

3. Und da er auf dem Ölberge saß gegen den Tempel, fragten ihn besonders Petrus, und Jacobus, und Johannes, und Andreas:

4. Sage uns, wann wird das alles geschehen? Und was wird das Zeichen sein, wann das alles soll vollendet werden?

5. Jesus antwortete ihnen, und fing an zu sagen: Sehet zu, daß euch nicht Jemand verführe.

6. Denn es werden viele kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin Christus; und werden viele verführen.

7. Wenn ihr aber hören werdet von Kriegen und Krieggesehelei; so fürchtet euch nicht, denn es muß also geschehen. Aber das Ende ist noch nicht da.

8. Es wird sich ein Volk über das andere empören, und ein Königreich über das andere. Und werden geschehen Erdbeben hin und wieder, und wird sein theure Zeit und Schrecken. Das ist der Noth Anfang.

9. Ihr aber sehet euch vor. Denn sie werden euch überantworten vor die Rathhäuser und Schulen; und ihr müisset gestäupet werden, und vor Fürsten und Könige müisset ihr geführt werden, um meiner willen, zu einem Zeugnis über sie.

10. Und das Evangelium muß zuvor gepredigt werden unter allen Völkern.

11. Wenn sie euch nun führen und überantworten werden; so sorget nicht, was ihr reden sollt, und bedenket euch nicht zu



vor, sondern was auch zu derselben Stunde gegeben wird, das redet. Denn ihr seid es nicht, die da reden; sondern der heilige Geist.

12. Es wird aber überantworten ein Bruder den anderen zum Tode, und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider die Eltern, und werden sie helfen tödten.

13. Und werdet gehasset sein von Jedermann, um meines Namens willen. Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig.

14. Wenn ihr aber sehen werdet den Greuel der Verwüstung, von dem der Prophet Daniel gesagt hat, daß er stehet, da er nicht soll, (wer es lieh, der vernehme es;) alsdann wer in Judäa ist, der fliehe auf die Berge.

**Haupttext:** Der Wichtige siehet das Unglück, und verbirgt sich. — Spr. 22, 3.

(Parallelen: Matth. 24, 1–22.; Luk. 21, 5–24.)

**Erklärung.** — Vers 1–13. Die heutige Lektion zeigt uns wie Jesus mit seinen Jüngern den Tempel verließ, um denselben nie wieder zu betreten. Ehe dies jedoch geschah, hatte er den Juden die Verwüstung desselben angekündigt (siehe Matth. 23, 38.). Diese Rede hatte eine merkwürdige Stimmung unter den Jüngern hervorgerufen. Wie sie daher sich vom Tempel entfernten, machte ihn einer seiner Jünger auf den merkwürdigen Bau desselben aufmerksam. Vielleicht war es ihnen unglaublich, daß ein solches Gebäude sollte verwüstet werden; vielleicht wollten sie hierdurch auch fürbittend bei Jesu eintreten, damit die Verwüstung nicht statt finde. Jener Tempel war ein merkwürdiges Gebäude. Mit seinen Nebengebäuden bedeckte er etwa 19 Acker Land. Nach Joh. 2, 20. wurde 46 Jahre an demselben gebaut. Es wird erzählt, daß 10,000 Arbeiter daran beschäftigt waren. Josephus schreibt über dieses „Wunder der Welt,“ daß die Marmorsteine eines gewissen Theiles 37–44 Fuß lang, 12–14 Fuß hoch und 18–21 Fuß breit waren. Weiter sagt er, daß in den Gallerien vier Reihen Weiler waren, deren jeder eine solche Dide hatte, daß es drei Männer erforderte, dieselben mit ausgebreiteten Armen zu umfassen. Dieselben waren 27 Fuß lang, an der Zahl 162 und so schön, daß Titus sich darüber entsetzte, wie er Jerusalem zerstörte, und sagte: „Es war Niemand als Gott, der die Juden aus ihrer Festung trieb.“ Christus hingegen schaute nicht auf die äußere Herrlichkeit des Tempels; was bei ihm Gewicht hatte, waren die wahrhaftigen Anbeter desselben, da jedoch dieselben daraus verschwunden waren, und die Stätte der Anbetung eine Mördergrube geworden war, so konnte das Gottesgericht nicht abgewendet werden, welches dann Christus noch einmal verkündigt in den Worten, daß kein Stein auf dem andern bleibe, und der nicht zerbrochen werden sollte. Diese Weissagung erfüllte sich im Jahre A. D. 70. Da nun in den Augen der Jünger der Tempel der Mittelpunkt der Welt und des Reiches Gottes war, so dachten sie sich, die Zerstörung des Tempels müsse mit der Zukunft Christi und dem Ende der Welt verbunden sein. Wie er daher auf seinem Wege nach Bethanien sich auf dem Oelberge befand, von wo man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und den Tempel hatte, fragte ihn ein Theil der Jünger über das Wahn, der so eben von ihm verkündigten Weissagung. Wie nun die Jünger in ihrer Frage nach Matth. 24, 3. die Zerstörung Jerusalems, die Zukunft Christi und das Ende der Welt mit einander verbanden, so trennt auch Christus sie nicht in seiner Antwort. Er redet in derselben von beiden; aber nicht, daß sie der Zeit nach zusammen fallen, sondern daß die Zeichen, welche der Zerstörung Jerusalems und des Kommens Christi in den Wolken des Himmels, vorangehen, sich sehr ähnlich sein würden. Die hauptsächlichsten Lehren, welche Christus den Seinen hier gibt, sind: 1. Sie sollen vorsichtig sein, daß sie nicht verführt werden (siehe B. 5. 6.). Den Anlaß zu dieser Ermahnung geben die falschen Propheten, die im Laufe der Zeit aufstehen werden mit dem Vorgeben, sie sind Christus. Dieses war schon vor der Zerstörung Jerusalems der Fall. Josephus schreibt, daß unter der Regierung Claudius, welcher A. D. 54 starb, Palästina mit Zauberern und falschen Christi überschwenmt war, die ganze Haufen Volks in die Wüste führten, um die Zeichen zu sehen, die sie zu thun versprachen. Im Jahre 622 entfaltete Mohamed sein Scepter über das ganze Morgenland, mit der Forderung, ihn als den echten Propheten Gottes anzuerkennen. Weiter trat ein gewisser Barcochba als falscher Messias auf und verführte Viele.

Die zweite Anweisung Christi ist: Fürchtet euch nicht (siehe

15. Und wer auf dem Dach ist, der steige nicht hernieder in das Haus, und komme nicht darein, etwas zu holen aus seinem Hause.

16. Und wer auf dem Felde ist, der wende sich nicht um, seine Kleider zu holen.

17. Wehe aber den Schwängern und Säugern zu der Zeit.

18. Bittet aber, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter.

19. Denn in diesen Tagen werden solche Trübsale sein, als sie nie gewesen sind bisher, vom Anfange der Creaturen, die Gott geschaffen hat; und als auch nicht werden wird.

20. Und so der Herr diese Tage nicht verkürzt hätte, würde kein Mensch selig; aber um der Auserwählten willen, die er auserwählt hat, hat er diese Tage verkürzt.

B. 7. 8.). Ursache zur Furcht könnten die Kriege und das Geschrei von Kriegen, sowie Erdbeben und theure Zeit und Pestilenz geben, welches alles vor sich gehen wird. Die Christen haben durchaus keine Ursache sich zu fürchten. Bei der Zerstörung Jerusalems waren sie sicher in dem Pella und bei der Wiederkunft Christi, werden sie die Plagen Jehovahs nicht treffen. Weiter meint das „Fürchtet euch nicht,“ daß sie sich durch diese Zeichen nicht in ängstliche Erwartung bringen lassen sollen, daß die Zukunft Christi da sei. Viele sind schon dadurch zu Schaden gekommen (vergleiche mit diesem 2. Theil. 2). Die dritte Anweisung ist: „Sorget nicht.“ Er zeigt ihnen, daß die Christen viel zu erdulden hätten; aber in Zeiten der Bedrängnis dürfen sie sich auf den ganz besondern Bestand des heiligen Geistes verlassen, welcher sie leiten wird.

Die vierte Anweisung ist: „Beharret bis ans Ende.“ (B. 12. 13.) Dieses Beharren bedeutet, daß man bis zum Ende ausharrt im Kampfe wider die Sünde; daß man treulich die reine feurige Liebe zu Gott und dem Nächsten bewahrt; daß man unter heftigen Trübsalen und Verfolgungen treu bleibt bis an den Tod. Das Ende hat Bezug auf die Zerstörung Jerusalems, wodurch das Ende des Judenthums herbei geführt wurde. Alle Christen, die treu waren bis dahin, wurden selig, d. h. errettet vor diesem Gottesgericht. Es wird nemlich fest angenommen, daß kein Christ hierbei sein Leben verlor. Weiter hat das Ende Bezug auf den Tod jedes Christen (Offb. 2, 10.). Schließlich können wir es auch auf das Ende der Welt anwenden. Wer nemlich bis ans Ende der letzten Zeit der Trübsal treu bleibt, der wird durch Christi Erscheinung errettet vor allen Plagen Gottes über die Gottlosen.

Vers 14–20. Hier gibt Christus seinen Jüngern ein klares Zeichen, welches sie zur Flucht aus Jerusalem bewegen sollte. Es ist der Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte. Hierunter verstehen viele Ausleger die römische Armee, welche ihre Standarten mit Höhenbildern vor Jerusalem aufpflanzte. Andere verstehen hierunter die Verwüstung des Tempels durch die Zeloten während der Belagerung. Sobald die Christen dieses Zeichen sahen, flohen sie aus Jerusalem und wurden errettet in dem Pella, welches zu erreichen, sie auf die Berge fliehen mußten, wozu sie Christus ermahnt. Die Flucht sollte eilig geschehen mit Zurücklassung alles Dessen, wodurch sie Zeit zum Entrinnen verlieren könnten. Auf ähnliche Weise sollten auch wir dem Jorn Gottes entfliehen, indem wir Zuflucht suchen in Christo. Das Strafgericht Gottes über Jerusalem war ein sehr schreckliches, wie Christus hier sagt. Wäre es nicht um der Auserwählten willen gewesen, so würde die ganze jüdische Nation vernichtet worden sein. Dieses alles widerfuhr den Juden, weil sie Christum verwarfen.

**Lehre.** — 1. Keine äußere Herrlichkeit oder Reichthum vermag ein Volk oder eine Kirche vor dem Untergange zu bewahren. — 2. Christus befriedigt nicht die Neugierde der Seinen; aber er gibt Jedem hinreichende Belehrung, selig zu werden. — 3. Vorsicht, Furchtlosigkeit und Treue haben wir zu allen Zeiten in unserem Christenthum nöthig. — 4. Das letzte Kommen Christi wird erfolgen, wenn das Evangelium allen Völkern verkündigt ist. — 5. Die Zerstörung Jerusalems ist ein Vorbild der Wiederkunft Christi zum Gericht. Wie dort die Juden vernichtet wurden, so werden hier der Antichrist mit seinem Anhang in die Verdammniß fahren. — 6. Gottes Volk ist immer geborgen.

**Für Lehrer.** — Der Lehrer kann die Lektion in das Thema fassen: Die Folgen der Verwerfung Christi und die Geborgen-



heit des Volkes Gottes. 1. Wird uns der herrliche Tempel geschildert; aber alle seine Schönheit und Festigkeit konnte die gottlose Nation der Juden nicht vor dem Untergange schützen. 2. Enthält die Lektion eine Frage bezüglich des Kommens Christi, welches die Jünger als gleichbedeutend mit der Zerstörung Jerusalems und dem Ende der Welt, der damaligen Weltordnung dachten. 3. Die Weissagung und Erfüllung des Gottesgerichtes über Jerusalem und der gottlosen Welt. 4. Die Leiden und die Erlösung der Gläubigen. Hierbei zeige man, wie Gott die Seinen erlöst. Beispiele sind: Noah und seine Familie, Lot in Sodom, die Kinder Israel in Ägypten bei Tödtung der Erstgeburt, die Christen bei der Zerstörung Jerusalems. So wird es auch sein in der letzten Trübsal.

**Illustrationen.** — 1. Gottes Absicht. — Als du an einem stürmischen Tage auf einer Meeresklippe standest und sahest die riesigen Wellen sich aus der Tiefe erheben, schäumend und tobend daher brausen und sich donnern gegen das bebende Ufer werfen, kam dir da auch je der Gedanke, diese Wellen zu hemmen und wieder zurückzuschleudern in die Meerestiefe? Standst du je unter der finstern, sich senkenden Wetterwolke und sahest des Blizes Strahl, wie er plötzlich durch das Dunkel zuckte, und dachtest, du könntest ihm Halt gebieten? „Eitler Gedanke!“ sagst du. — Aber noch viel thörichter ist es durch menschliche Mittel Gottes Gerichte abzuwenden. — 2. Die Kirche Christi gleicht dem brennenden Busch, den Moses sah; er brannte mit Feuer, aber er wurde nicht verzehret. Sie ist gleich den drei Männern im Feuerofen des Nebucadnezars. Sie blieben unverzehrt, weil der Sohn Gottes in ihrer Mitte war.

**Kleinkinderklasse.** — Auf dem Bilde des Kleinkinderlehrers ist uns abgebildet, wie eine schwarze Wetterwolke, aus welcher jactige Blitze sprühen, über Jerusalem schwebt. Dieses soll uns das Gericht Gottes über diese Stadt darstellen, welches etwa siebenunddreißig Jahre nach der Weissagung Christi sich in der Zerstörung der großen, herrlichen Stadt mit ihrem

Tempel entlud. Ursache dieses Gerichts, war die Sünden, unter welchen die Verwerfung Christi die schwerste war.



**Wandtafelklärung.** — Also in dieser Lektion wäre Etwas für Alle: für die Gläubigen und auch für die Gottlosen. Und wichtig ist's dazu. Hören wir, was es sei. Für die Gläubigen: Trost, Warnung, Verheißung und Seligkeit. Für die Gottlosen hingegen (merke!): Zerstörung, Schrecken, Verwüstung und Trübsal. Und daß der Zeichenmeister diese kommende Dinge aus den Wolken und aus zwei Posaunen herabtönen läßt, soll an die göttliche Weissagung erinnern. O Jerusalem, du Gottesstadt! O Welt, o Menschheit, höre doch! Daß es nun bei der Betrachtung einer solchen Lektion nöthig ist, zu fragen: Auf welcher Seite stehen wir, siehe ich? dürfte selbstverständlich sein. Wer die Tafel mit Kreide zeichnet, sollte die Worte (aus den Posaunen) erst schreiben, wenn er sie der Schule vorführt. Verstanden?

## Ermahnung zur Wachsamkeit.

### 12. Lektion: Markus 13, 21–37. — Sonntag den 17. September 1882.

**21.** Wenn nun Jemand zu der Zeit wird zu euch sagen: Siehe, hier ist Christus, siehe, da ist er; so glaubet nicht.

**22.** Denn es werden sich erheben falsche Christi, und falsche Propheten, die Zeichen und Wunder thun, daß sie auch die Auserwählten verführen, so es möglich wäre.

**23.** Ihr aber sehet euch vor. Siehe, ich habe es euch alles zuvor gesagt.

**24.** Aber zu der Zeit, nach dieser Trübsal, werden Sonne und Mond ihren Schein verlieren.

**25.** Und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen.

**26.** Und dann werden sie sehen des Menschen Sohn kommen in den Wolken, mit großer Kraft und Herrlichkeit.

**27.** Und dann wird er seine Engel senden, und wird versammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von dem Ende der Erde bis zum Ende der Himmel.

**28.** An dem Feigenbaum lernet ein Gleichniß. Wenn jetzt seine Zweige saftig werden, und Blätter gewinnen; so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist.

**Haupttext:** So laßt uns nun nicht schlafen, wie die Andern, sondern laßt uns wachen und nüchtern sein.

1. Thess. 5, 6. (Parallelen: Matth. 24, 23–42.; Luk. 21, 25–36.)

**Erläuterung.** — Vers 21–23. Christus fährt in der heutigen Lektion fort, die Jünger über sein Kommen zu belehren. Zuerst schildert er ihnen noch die falschen Christi, die zu der Zeit der großen Trübsal aufstehen und sich für Gottes Gesandte ausgeben werden. Während diese Warnung zuerst auf die Zerstörung Jerusalems gerichtet war, gilt sie jetzt uns und bezeichnet die Zeit der letzten Trübsal. Auch Paulus lehrt uns deutlich, daß der Antichrist kommen werde, ehe Christus zum Gericht erscheint. Nach Vers 22 werden diese Widerchristen und falsche Propheten große Zeichen und Wunder thun, um dadurch ihre Autorität zu beweisen. Nach 2. Thess. 2 sind dies lügenhaften Kräfte, Zeichen und Wunder. Die Schriftausleger gehen auseinander bezüglich der Frage, ob

**29.** Also auch, wenn ihr sehet, daß solches geschieht; so wisset, daß es nahe vor der Thür ist.

**30.** Wahrlich, ich sage euch: Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dies alles geschehe.

**31.** Himmel und Erde vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen.

**32.** Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht; sondern allein der Vater.

**33.** Sehet zu, wachet und betet; denn ihr wisset nicht, wenn es Zeit ist.

**34.** Gleich als ein Mensch, der über Land zog, und ließ sein Haus, und gab seinen Knechten Macht, einem jeglichen sein Werk, und gebot dem Thürhüter, er sollte wachen.

**35.** So wachet nun, denn ihr wisset nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob er kommt am Abend, oder zu Mitternacht, oder um den Hahnenschrei, oder des Morgens;

**36.** Auf daß er nicht schnell komme, und finde euch schlafend.

**37.** Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachet!

wir diese Wunder uns als wirkliche Wunder zu denken haben oder nicht. Aus der ganzen Rede Christi aber geht klar hervor, daß diese Wunder großes Aufsehen erregen und Viele dadurch verführt werden. Man denke hierbei an unsere Mormonen und Spiritualisten. Selbst bei den Auserwählten, bei denen, die in Wahrheit Christum den Sohn Gottes erkannt, die seinen Geist empfangen haben und mit ganzem Herzen an ihm hängen, wird der Versuch gemacht werden, sie zu verführen. Aber es ist nicht möglich; denn vermöge ihrer erleuchteten Sinne können sie die Lüge von der Wahrheit unterscheiden und leiden daher lieber den Tod, als daß sie die Wahrheit verlassen. (Siehe hierüber Joh. 10, 5. 28. 29.; Römer 8, 38. 39.; 1. Joh. 5, 18.)



Vers 24-31.—„Zu der Zeit, nach dieser Trübsal,“ nach der großen Verfolgung, die dem Kommen Christi vorangehen wird, werden Sonne und Mond ihren Schein verlieren u. s. w. Wir können dieses sowohl auf große politische, wissenschaftliche und kirchliche Umwälzungen anwenden, als auch auf wirkliche, natürliche Veränderungen der Himmelskörper. Wir können bis zur Erfüllung dieser Weissagung keine positive Behauptung machen, denn es ist nicht notwendig; aber wenn es erscheint, werden die Gläubigen großen Verstand darüber finden. (Dan. 12, 4.) Das Kommen Christi wird im Allgemeinen als ein dreifaches angenommen. Zuerst kam er zur Zerstörung Jerusalems und Aufrichtung seines Reiches. Zweitens kam und kommt er als persönlicher Heiland in jedes Gläubigen Herz, um sich hier alles zu unterwerfen und die Sünde gänzlich zu vernichten. Dieses Kommen ist vollendet, wenn alle Reiche unseres Gottes und seines Christus geworden sind. Nach dieser Vollendung sehnten sich die Apostel, wenn sie beteten: „Ja, komm, Herr Jesu!“ (Offb. 22, 20.) Drittens kommt Christus als Richter der Welt, um die große Scheidung zwischen den Frommen und Gottlosen vorzunehmen, damit ein Jeder nach seinen Werken bezahlt werde und sein ewiges Loos aus seinen Händen empfangen. (Matth. 25, 31-46.) Dieses Kommen wird in den Wolken des Himmels geschehen. In einer Wolke fuhr er auf den Himmel und so wird er auch wieder kommen. (Apg. 1, 11.)

Das Kommen Christi ist begleitet von Engeln. Diese sind dienstbare Geister und sind ausgesandt zum Dienste Derjenigen, die die Seligkeit ererben sollen. Sie kämpfen für das Reich Gottes und werden bei dem Kommen zum Gericht alle Erlösten Christo entgegen führen. (Matth. 25, 31.; 1. Cor. 15, 52.; 1. Thess. 4, 16. 17.) In Vers 28 verweist uns Christus auf den Feigenbaum, um von ihm ein Gleichniß zu lernen. Wenn derselbe Blätter gewann, so war es ein sicheres Zeichen, daß der Sommer nahe war. Gerade so ist es mit dem Kommen Christi. Wenn sich alles anfängt zu regen für und wider das Reich Christi, so ist die Zukunft Christi nahe. Diese bringt Erlösung. Sie brachte Erlösung von den Verfolgungen der Juden durch die Zerstörung Jerusalems. Sie bringt Erlösung von der Schuld, Macht und Unreinigkeit der Sünde, wenn Christus ins Herz einkehrt. Sie bringt Erlösung von allen Leiden und Trübsalen dieser gottlosen Welt, wenn Christus zum Gerichte kommt. Vers 30 weist Jesus weiter, daß das jüdische Geschlecht alles mit erleben sollte. Diese Worte enthalten: 1. Daß von dem damals lebenden Geschlechte die Zerstörung Jerusalems erleben würden; 2. daß die Juden ihre Existenz bis zum großen Weltgerichte erhalten würden. Diese Weissagung hat sich bisher wunderbarlich erfüllt. Etwa 37 Jahre nach derselben wurde Jerusalem zerstört, und die Juden haben trotz aller Verfolgungen und Leiden sich an der Zahl bis heute nicht verringert. Obgleich sie in alle Welt zerstreut sind, wahren sie doch stets ihren jüdischen Charakter und ihre Eigenthümlichkeit. Ein unumstößlicher Beweis für die Wahrheit der Weissagung.

Vers 32-37.—In diesen übrigen Worten der Section ermahnt Jesus uns zur Wachsamkeit. Denn die Zeit dieses Kommens Christi ist verborgen. Die Zeichen der Zeit sind uns gegeben; aber die Zeit selbst ist in Gottes Händen. Kein Mensch weiß sie, kein Engel, selbst der Sohn Gottes nicht. Die Ursache, daß Christus sie nicht wußte, war, weil er in seiner Erniedrigung sich dieses Wissens entleerte. Dasselbe hatte Christus nicht notwendig zu unserer Erlösung, und gibt uns das eine Warnung gegen chronologische Berechnungen, um das Kommen Christi nach Jahren und Tagen festzustellen.

Die Ermahnung ist: „Wachet und betet!“ Dieses Wachen hat Bezug 1. Auf unseren eigenen Zustand. Wir sollen unsere Herzen gewaschen haben im Blute Christi und dieselben müssen erfüllt sein mit dem Del des Glaubens, mit der Liebe Christi. Dasselbe hat 2. Bezug auf die Gefahren, die uns drohen von Seiten der falschen Propheten und gottlosen Welt. Es hat 3. Bezug auf unseren äußeren Wandel und Bekenntniß. Wir sollen unsere uns von Gott geschenkte Aufgabe im Reiche Gottes treu erfüllen, wie Jesus in Vers 34-36 zeigt. Es hat 4. Bezug auf unser Verlangen nach dem Kommen Christi. Wir sollen dafür beten, es in Geduld erwarten und durch unser Wirken für Jesum beschleunigen. Thun wir dieses, so sind wir bereit, Christo zu begegnen, ob in der Stunde des Todes oder beim Gerichte.

**Lehre.**—1. Wachet und betet! Ist der große Befehl Christi. —2. Wahre Erkenntniß Jesu Christi ist die beste Waffe gegen Verführung. —3. Das Reich Christi geht endlich aus allen Leiden und Trübsalen siegreich hervor. —4. Himmel und Erde werden vergehen; aber Christi Wort bleibt in Ewigkeit. —5. Die beste Wachsamkeit besteht darin, daß wir beständig unsere Pflicht erfüllen gegen Gott, uns selbst und unseren Mitmenschen.

**Für Lehrer.**—Der Hauptgegenstand der Lektion ist: Wachet und betet. Die Ursachen dafür sind 1. die Gefahr, durch falsche Propheten irre geleitet zu werden (Vers 21-23); 2. die Gefahr, durch Trübsale und große Ereignisse in Zweifel und Furcht zu fallen (Vers 24, 25); 3. die Gefahr, bei der plötzlichen, unerwarteten Erscheinung Christi unvorbereitet zu sein; denn sein Kommen soll von uns erwartet werden mit Verlangen und mit Geduld.

**Illustration.**—Wachet!—Es gibt eine morgenländische Erzählung, daß ein Mann 1000 Jahre vor den Thoren des Paradieses wachte, um die Zeit abzuwarten, wenn dieses Thor geöffnet werden sollte, damit er eingehe. Nach einer langen Zeit aber fiel er eine Stunde dem Schläfe in die Arme. Wie er erwachte, sah er, daß sich das Thor gerade wieder schloß, nachdem es für eine kurze Zeit geöffnet war. Er blieb aber draußen. Ähnlich kann auch uns die Thür in den Hochzeitssaal verschlossen werden, wie den thörichten Jungfrauen, wenn wir nicht wachsam sind.

**Kleinfinderklasse.**—Den Kleinen ist die Lektion durch einen auf seinem Posten stehenden Soldaten recht deutlich gemacht. Man zeige hierbei, daß ein solcher Soldat nie schlafen darf. Schläft er auf seinem Posten ein, so kann dadurch der Feind oft großen Schaden im Heere des Feldherrn anrichten. Es ist daher bei Todesstrafe verboten auf der Wache zu schlafen. Gerade so verhält es sich im Reiche Christi. Wir sind Christi Soldaten; wir haben zu wachen, daß der Feind, der Satan, die Welt u. nicht in unser Herz bringt; wir haben zu wachen, damit unser großer Feldherr uns nicht unvorbereitet findet, wenn er kommt. Daher: Wachet und betet!



**Wandtafelklärung.**—Die Zukunft Christi also. Welch ein Gedanke: Christus wird wieder kommen! Er kam mit seinem Strafgericht über Jerusalem, und eben so sicher wird er auch am Tage seiner Zukunft nicht ausbleiben. „Siehe, ich komme bald,“ heißt es. Verführung, Wunder und Zeichen werden ihm vorangehen. Sehen wir diese Dinge nicht schon jetzt? Daß wir hier den Schulen ein hellleuchtendes Lämplein haben hinmalen lassen, soll daran erinnern, daß es noth ist zu wachen und zu beten. Thust du das, so mag der Herr kommen um Mitternacht oder um den Hahnenschrei, du bist bereit ihm entgegen zu gehen. O, ihr Schulen, laßt euer Lämplein nicht verlöschen!



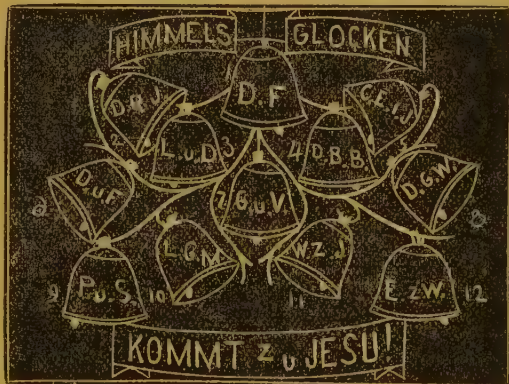
## Übersichtstabelle. — Drittes Viertel.

(Sonntag den 24. September 1882.)

Section.	Haupttext.	Sectionstitel.	Lehre.
1.—Mark. 10, 1–16.	Pf. 101, 2.	Das Familienleben.	Zu einem süßen Heim gehört Gottes Segen für Eheleute und Kinder.
2.—Mark. 10, 17–31.	Mark. 10, 21.	Der reiche Jüngling.	Gefegnet ist der Mensch, der um Jesu Willen Alles verläßt.
3.—Mark. 10, 32–45.	Mark. 10, 45.	Leiden und Dienst.	Um groß zu werden im Reiche Christi muß man ihm folgen in Demuth und Liebe.
4.—Mark. 10, 46–52.	Jes. 35, 5.	Der blinde Bartimäus.	Benütze die Gelegenheit, wenn Jesus dir nahe tritt.
5.—Mark. 11, 1–11.	Sach. 9, 9.	Christi Einzug in Jerusalem.	Öffne dem König der Ehren dein Herz, damit derselbe bei dir einkehren kann.
6.—Mark. 11, 12–23.	Joh. 15, 8.	Der unfruchtbare Feigenbaum.	Dem öffentlichen Bekenntniß muß ein gottgeweihtes nützlich Leben folgen.
7.—Mark. 11, 24–33.	Matth. 6, 12.	Gebet und Vergebung.	Das wahre, gläubige Gebet entspringt aus einem vergehenden Herzen.
8.—Mark. 12, 1–12.	Pf. 118, 22.	Die gottlosen Weingärtner.	Durch undankbaren Genuß der Wohlthaten Gottes verliert man dieselben endlich.
9.—Mark. 12, 13–27.	1. Tim. 4, 8.	Die Pharisäer und Sadducäer zum Schweigen gebracht.	Wahre Religion ist unzertrennlich von Vaterlandsiebe.
10.—Mark. 12, 28–44.	5. Mose 5, 6.	Liebe zu Gott und dem Nächsten.	Liebe von reinem Herzen und gutem Gewissen ist der Grund aller wahren Religion.
11.—Mark. 13, 1–20.	Epr. 22, 3.	Weissagung von der Zerstörung Jerusalems.	Gottes Strafgerichte lassen sich nicht durch weltliche Macht und Herrlichkeit abwenden.
12.—Mark. 13, 21–37.	1. Theff. 5, 6.	Ermahnung zur Wachsamkeit.	Gottes Volk ist unter allen Stürmen sicher und geborgen; aber nur wenn es wacht.
13.—.....	.....	Wiederholung.	Mäßigkeit und Nüchternheit sind unzertrennlich vom Christenthum.
13.—1. Theff. 5, 5–9.	.....	Mäßigkeitslection.	.....

**Anweisung für Lehrer.** — Man suche den Schülern die Lectionen als ein Ganzes vor das Gemüth zu führen. Dieses kann recht gut geschehen, wenn man die Hauptgegenstände in denselben ihnen zeigt. Der I. Gegenstand im Viertel ist die Belehrung über das Familienleben. Man zeige hierbei, was dasselbe zu Dem macht, was es sein soll. Der II. Gegenstand ist: Die Pflichten des christlichen Lebens. Die zweite Lection zeigt, was gefordert wird, um ein wahrer Christ zu werden. Dasselbe ist auch in der dritten der Fall. Die achte Lection zeigt uns die Pflichten der Haushalter im Reiche Gottes. Die neunte die Pflicht gegen die Obrigkeit. Die zehnte die Pflicht gegen Gott und den Nächsten. Der III. Gegenstand ist: Die Mittel, wodurch wir Kraft erhalten, diese Pflichten zu erfüllen. Das Hauptmittel ist der Glaube. Derselbe brachte nach der vierten Lection dem blinden Bartimäus das Gesicht; derselbe räumt nach Lectionen sechs, sieben alle Hindernisse aus dem Weg, welche sich uns in der Erfüllung unserer Pflichten entgegen stellen. Der IV. Gegenstand ist: Die Person Jesu Christi. Er offenbart sich in derselben als Sohn Davids, als König über sein Volk, als der Sohn des hochgelobten Gottes. Siehe Lection 4. 5. 10. Zum V. wird uns eine sonderbare Bibelkategorie geschildert. Sie bestand aus Christo und den Pharisäern, Schriftgelehrten und Sadducäern. Die verhandelten Fragen waren: Aus was für Macht Christus seine Wunder that; ob es recht sei, dem Kaiser Zins zu geben; ob es eine Auferstehung gebe, und welches das vornehmste Gebot sei. Man zeige, wie die Fragen gestellt und beantwortet wurden. Zum VI. haben wir hier einen Blick in die Zukunft, wobei uns die Strafgerichte Gottes über die gottlose Welt, sowie die

Trübsalen und Sicherheit des Volkes Gottes geschildert werden.



**Wandtafelersklärung.** — Himmelsglocken! Wer möchte die nicht gerne läuten hören? Schlagen ja die Töne der irdischen Glocken schon so erhebend an unser Ohr! Wie erst, wenn droben im Himmelsaal die Engel im Chore nach des Heilands Weisung läuten. Was jede einzelne Glocke dir zutönt, wird bei der Wiederholung dir wieder frisch in die Erinnerung treten. Grundton aller dieser Himmelsglocken aber ist: Kommt (ihr Menschen, jung und alt) zu Jesu? Bist du gekommen? Hörst du das süße Läuten? Komme!

## Mäßigkeitslection.

## 13. Lection: 1. Theff. 5, 5–9. — Sonntag den 24. September 1882.

5. Ihr seid allzumal Kinder des Lichts, und Kinder des Tages; wir sind nicht von der Nacht, noch von der Finsterniß.

6. So laßt uns nun nicht schlafen, wie die Andern, sondern laßt uns wachen und nüchtern sein.

7. Denn die da schlafen, die schlafen des Nachts, und die da trunken sind, die sind des Nachts trunken.

8. Wir aber, die wir des Tages sind, sollen nüchtern sein, angethan mit dem Kreb des Glaubens und der Liebe, und mit dem Helm der Hoffnung zur Seligkeit.

9. Denn Gott hat uns nicht gesezt zum Zorn, sondern die Seligkeit zu besitzen, durch unsern Herrn Jesum Christum.

**Haupttext:** Sondern ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht den Andern predige und selbst verwerflich werde.—1. Cor. 9, 27.

**Erklärung.**—In dieser Section redet der Apostel zu den Christen in Thessalonich. Er schildert in derselben zum ersten ihren Gnadestand. Sie sind Kinder des Lichts und des Tages. Dieses sagt in sich, daß sie die wahre Erkenntnis hatten; denn am Tage und im Lichte wird alles deutlich geschildert und erkannt. Die Kinder des Lichts erkennen Gott und seinen Sohn Jesum Christum. Weiter ist das Licht rein. So auch die Kinder des Lichts. Sie sind gereinigt, abgewaschen, geheiligt durch Blut Christi. Das Licht der Wahrheit und des Evangeliums hat die Finsterniß und Unreinigkeit bei ihnen verschleudert.

Zum zweiten zeigt der Apostel ihnen, wie sie diesem ihrem Stande gemäß sich zu verhalten haben. Sie sollen wachsam und nüchtern sein. Wachsam in Bezug auf die sie umgebenden Gefahren und das Kommen Christi. Zur Wachsamkeit ist aber stets Nüchternheit notwendig. Dieses meint, daß wir unser Gemüth nicht durch Speise und Trank oder irgend eine Lust beschweren und verfinstern sollen, daß es unfähig wird, die Gefahr wahrzunehmen. Nüchternheit meint, daß man stets bei voller Besinnung ist, und weiß, was um und in uns vorgeht. Um nüchtern zu sein und zu bleiben, ist es unter Andern auch nöthig, daß wir das berauschende Getränk meiden. Denn dasselbe benebelt des Menschen Sinne, so daß derselbe unter dem Einflusse desselben seinen klaren Verstand nicht gebrauchen kann. Der Beweggrund zur Mäßigkeit ist, weil sich die Unmäßigkeit nicht ziemt; sie beeinträchtigt des Menschen Würde. Denn selbst die Weltkinder, die in geistlicher Finsterniß leben, schämen sich am Tage ihrer bösen Werke: sie gebrauchen zu deren Ausübung die Nacht. Da die Kinder Gottes jedoch aus der Finsterniß zum Lichte gekommen sind, sollen sie alle Sorglosigkeit und Trunkenheit meiden. Diese Nüchternheit schildert Paulus noch näher, indem er darthut,

daß sie mit Glauben, Liebe und Hoffnung verbunden sein und daraus hervorragen muß. Die große Triebfeder soll dann endlich unsere Berufung, die Seligkeit zu besitzen, sein. Schon hier soll diese Seligkeit unser Herz erfüllen, und in der Ewigkeit wird sie vollkommen sein.

**Für Lehrer.**—Bei der Erklärung der Section zeige der Lehrer 1. den Stand des Christen. Er ist ein Kind des Lichts. Zum 2. schildere er dann wie die Nüchternheit von so großer Bedeutung ist im Leben des Christen und wie der Apostel dazu ermahnt. Die übrige Zeit verwende er in der Belehrung über die Mäßigkeit. Die Bedeutung des Wortes „Mäßigkeit“ oder „Nüchternheit“ ist erklärt in der Mäßigkeitslection des letzten Vierteljahres.

**Illustration.**—Heilung der Trunksucht. Im englischen Parlament beantragte vor einigen Jahren ein Mitglied, daß eine Committée ernannt werden solle, um auszufinden, was der Grund der Trunkenheit unter dem Volk sei. Ein anderes Mitglied erhob sich darauf und sagte, er glaube, er könne den Grund angeben, ohne daß eine Committée notwendig wäre; der Grund der Trunkenheit sei das—**Trinken**. Dies war eine klare und wahre Darlegung der Sache; wenn aber so, dann ist das Hauptheilmittel der Trunkenheit, daß man aufhört zu trinken. Man sollte daher nicht so ungehalten sein über die gänzliche Enthaltensamkeit.

**Kleinkinderklasse.**—Das Bild des Kleinkinderlehrers zeigt, wie das berauschende Getränk den Menschen ruiniert. Der Wein sieht schön aus, wenn er im Glase steht, er geht auch glatt ein; aber wenn man ihn trinkt, beißt er wie eine Schlange. Man zeige hierbei, wie gefährlich es ist, von einer Schlange gebissen zu werden und vergleiche dieses mit den Folgen des Trinkens von berauschendem Getränk.

## Hinterstübchen.

**Gebetserhörung.**—Der bekannte Prediger Spurgeon erzählt: „Neulich sagte mir Jemand, ich müßte doch sehr reich sein (weil ich so viele Anstalten unterhalte). Ich erwiderte, ich sei jedenfalls reicher, als irgend ein Jude, reicher selbst als Rothschild; denn wenn ich Geld brauche, habe ich nur Gott darum zu bitten. Ist's gut für mich, es zu haben, so bekomme ich's; ist's nicht gut, so befinde ich mich wohl ohne dasselbe. — Es ist aber der Mühe werth zu sehen, wie Gott die Herzen zum Gebet bewegt. Wäre das nicht der Fall, wie könnte ich meine Anstalten fortführen? Vor drei Wochen ließen im Waisenhaus allerhand Rechnungen ein, und wir hatten leere Kasse. Ich sagte, wir dürfen Gott nicht um Geld bitten, bis wir gethan haben, was wir selber vermögen; und so gab ich £25 und etliche Andere thaten das Gleiche. Dann aber baten wir Gott: „Dies sind ja deine Kinder, und dies ist dein Wert; schick' uns doch heute eine schöne Summe Geldes, wenn's dein Wille ist.“ Damit ging ich dann heim, schrieb einen Bittbrief und schickte ihn zum Lithographen, aber binnen 24 Stunden kamen die £800, die wir brauchten, so daß ich meinen Brief wieder holen ließ, und er nie gedruckt wurde. Gott hatte Alles geschickt, was wir brauchten. Meine Commiteemitglieder können bezeugen, daß Niemand von diesen Gaben auch nur eine Ahnung hatte, ehe sie einliefen; wir hatten auch Niemand etwas von unserer Verlegenheit gesagt. Ich bekam aber eine Postkarte von einem Herrn, der mich auf der Post sehen wollte. Wie ich hinging, sagte er mir, es sei ihm, als müße er was für Gottes Sache geben, und überreichte mir £300. So ging es dann weiter. Und doch gibt es erbärmliche Leute genug, die uns beweisen wollen, daß Gott keine Gebete erhöhe; es sind aber lauter Tröpfe, die selber nie beten.“

**Der alte Holländer.**—Von einem wunderlichen Druckfehler erzählt der jüngst verstorbene Edmund Höfer. Er war in diesem Punkte sehr empfindlich, und gerade auf solche Autoren hat es bekanntlich der böshafte Sectastenteufel mit besonderer Vorliebe abgesehen. „Denken Sie,“ begann Höfer, „was mir da in einer Novelle passiert ist, wo ich mich daran gemacht

hatte, mit allen Farben und Eigenthümlichkeiten einen alten Kirchhof zu schildern. In der Ecke—sagte ich—hatte ein alter Holländer seine zahlreiche Nachkommenschaft groß gezogen. Und was kriege ich in dem fertigen Buche zu lesen? Ein alter „Holländer“ grinst mir mit seiner zahlreichen Nachkommenschaft aus der Friedhofsecke entgegen. So etwas kann nur mir passieren!“

**Chemische Wortbildungen.**—Die „Revue Scientifique“ macht die folgende treffende und amüsante Bemerkung: „Seit einiger Zeit fällt es auf, daß gewisse Namen in der organischen Chemie oft dreißig bis vierzig Buchstaben haben, und die Erfinder scheinen sogar sehr befriedigt, daß sie, selbst um diesen Preis, den Substanzen, die sie entdecken, einen Namen geben können. Hier sind drei solcher Namen, die in Fachwerken vollständig gang und gäbe sind:

ethylenetetramethyldiphenylphosphonium—  
orthomononitrocephenyldiacetylen—  
diparatolvididiazophenylur.“

**Gut parirt.**—Eine Frau bat ihren Gatten um ein neues Kleid, und erhielt den Bescheid:

„Du mußt dich einschränken, liebes Kind, bei den schlechten Zeiten, kann ich so kaum die Nase über dem Wasser halten.“ „Aber übers Bierglas hältst du sie den ganzen Tag,“ erwiderte das flinke Junglein der besseren Hälfte.

**Bestrafter Vorwitz.**—Ein berühmter Gelehrter erschien eines Abends als geladener Gast in einer Gesellschaft. Zerstreut wie er war, und um seine äußere Erscheinung wenig besorgt, hatte er einen alten Rock angezogen, dessen einer Ärmel etwas geplatzt war. Ein junger Burche, der dies bemerkt hatte, näherte sich ihm, und auf die offene Stelle deutend, bemerkte er schalkhaft: „Ei, Herr Professor, was sehe ich, da guckt ja die Weisheit bei Ihnen heraus.“—„Ganz recht, mein Freund,“ entgegnete der würdige Gelehrte, „die Weisheit guckt bei meinem Ärmel heraus und die Dummheit guckt hinein.“



**Der fehlende Hammer.** — „Der Inhalt dieser Kiste stimmt vollständig mit der Faktura,“ sagte der Kaufmann Meier zu seinem Commis, „nur ein einziger Hammer fehlt.“ „Den wird der Johann herausgenommen haben, um die Kiste zu öffnen,“ meinte der kluge junge Mann.

**Aus der Schule.** — Lehrer: Grundverschiedene Dinge kann man nicht zusammenzählen; wenn ihr ein Schaf und eine Kuh addirt, so ergibt das nicht etwa zwei Schafe oder zwei Kühe. (Ludwig hebt die Hand empor.) „Was willst du, Ludwig?“ — Ludwig: „Aber wenn man ein Quart Wasser und ein Quart Milch zusammenthut, das gibt doch zwei Quart Milch?“ Das habe ich schon gesehen, mein Vater ist Milchhändler.“

**Keine Gefahr.** — Die See ging hoch, der wüthende Sturm geißelte die Wogen und rührte das Wasser bis auf den Meeresgrund auf. Die Wellen erhoben sich zu Bergen und stürzten sich mit furchtbarer Gewalt über ein kleines Schiffehen hin, das, ein Spielball der Wellen, in der größten Gefahr schwebte. Das Schiffsvolk klagte, fluchte, betete. Nur der Kapitän that seine Pflicht und verrichtete seine Arbeit ohne alle Furcht, als wenn er sich um das Geheul des Windes und das Schlagen der Wellen gar nicht bekümmerte. „Ach, lieber Mann,“ sagte seine Frau, als er in die Kajüte kam, „wie kannst du so ruhig sein? Siehst du denn die Gefahr nicht, worin du schwebst?“ Der Kapitän lachte. Einen Augenblick darauf zog er seinen Degen aus der Scheide und setzte die Spitze desselben seiner Frau auf die Brust, die jedoch, ohne hange davor zu sein, der Bewegung ihres Mannes stauend folgte.

„Wie kannst du so ruhig sein? Siehst du denn die Gefahr nicht, in der du schwebst?“ fragte der Kapitän. „Warum sollte ich mich ängstigen?“ antwortete sie. „Ich sehe nur den Regen in der Hand meines Mannes, dessen Liebe ich kenne.“ — „Nun,“ sagte der Kapitän lachend, „auch ich sehe die wüthenden Wogen in der Hand meines Gottes, dessen Liebe ich kenne; zu seiner Zeit wird er dem Sturme und den Wogen gebieten, daß sie schweigen.“ Der Kapitän hatte Recht, denn nach einer Stunde legte sich der Sturm.

Lieber Leser, fühlst du dich auch so völlig, wie der Kapitän, in der Hand Gottes, unter allen Umständen und Stürmen des Lebens?

**Gute Antwort.** — Ein Handwerksmeister züchtigt seinen gottlosen Lehrling und ruft dabei aus: „Wie lange wirst du noch dem Teufel dienen?“ Der Junge entgegnet: „Das wissen Sie am besten, Meister; ich glaube, meine Lehrzeit währt noch vier Monate.“

**Kindermund.** — Der kleine Hans war ein sehr heftiges, eigenfinniges Kind, mit dem der Papa ab und zu ein sehr ernstes Wort zu sprechen hatte. Eines Tages war eine derbe Züchtigung nöthig gewesen. Weinend kommt er zu seiner Kinderfrau und sagt: „Ach, Mähme, prügle dich ja nie mit Papa, ich sage dir, der ist furchtbar stark!“

**Pußzüchtig.** — Die so oft besungene Kaiserin Josephine, die erste Gemahlin Napoleons I., erhielt für ihre Toilette ein jährliches Habelgeld von sechshunderttausend Franken; sie kam damit aber nie aus, sondern machte sehr bedeutende Schulden. Die größere Hälfte des Tages verbrachte sie mit An- und Ausziehen, ihre Wäsche wechselte sie täglich drei Mal, ein paar Strümpfe trug sie stets nur ein Mal. Sie besaß an vierhundert Shawls und pflegte Alles zu kaufen, was ihr gefiel, ohne auf den Preis Rücksicht zu nehmen. Auch während ihrer Verbannung lebte sie in Malmation, nachdem sie geschieden war, in derselben Weise weiter, ja sie probirte am Abend oft ganz allein drei oder vier verschiedene Kostüme an, ließ alle Kerzen und Lampen anzünden und besah sich in den Spiegeln. Sie starb in einem blaßrosafarbenen Atlaskleid, das mit unzähligen Schleifen verziert war.

**Gut getroffen.** — Ein gewisser D. W. hatte ein Engagement in der Stadt A., Pennsylvanien, eine Vorlesung zu halten. Dort angekommen, wurde er von einer wohlhabenden Familie eingeladen, bei derselben sein Abendbrod einzunehmen. Unser Doctor schlug sogleich ein. Als er eintrat, wurde er aufs Freundschaftliche von seinen Gastgebern begrüßt, und der liebevolle Duft eines Gerichts gebratener Schade berührte nicht nur sein Riechorgan aufs Angenehmste, sondern flößte auch seinem verlangen den Magen die süßeste Hoffnung ein. Er hatte keine Ahnung, daß er in der Realisirung des ihm in Aussicht ste-

henden Genußes Spießruthen zu laufen haben werde. Die Sache verhielt sich eben so: Das vereinigte Haupt des Hauses war eben nicht in Allem ganz einig. Die Hausfrau war eine entschiedene Christin, wo hingegen der Hausherr ein ebenso entschiedener Skeptiker war. Kaum hatte sich unser Doctor an die wohlbesetzte Tafel placirt, so pläzte sein Gastgeber heraus: „Sie sind ein Prediger?“ — „Ja!“ erwiderte der Gast. „Sie glauben dann auch an die Bibel?“ — „Janoh!, sehr fest sogar!“ entgegnete prompt der Doctor. „Finden Sie denn nicht Sachen in der Bibel, welche Sie nicht verstehen können?“ — „Ja, auch das!“ war die Antwort. — „Was machen Sie denn damit?“ fragte der Hausherr weiter. „Nun ich mache es damit, wie beim Essen dieses Fisches. Wie Sie sehen, esse ich ruhig fort bis ich an einen Knochen oder eine Gräthe komme. Diese schlucke ich nicht, sondern lege sie ruhig beiseite. Dann mache ich aber auch keinen großen Spectakel deßwegen, daß dieser Fisch Gräthen hat, noch vielweniger halte ich dieselben Jedem als ein Schreckgespenst vor, um die Leute vom Fischessen abzuwehren. Auch würde es mir gar nicht einfallen, es als eine Reflektion auf den ehrenhaften Charakter ihrer lebenswürdigen Hausfrau zu betrachten, daß sie Fische aufgetischt, in welchen sich Gräthen befinden, und deßhalb diese herrliche Mahlzeit zu verschmähen oder zu verachten.“ Der Hausherr stellte sogleich seinen catechetischen Unterricht ein und — der gute Doctor aß ungehindert weiter.

**Das Großmaul.** — Wir halgten uns: Bald lag er oben — bald ich unten. Ich ballte die Fäuste — in der Tasche. Er ergriff die Flucht — ich immer vor ihm her. Zu seinem Glück stand die Hausthür offen — ich rin und zujeschmissen.

**Poesie.** — Dunkel war's — der Mond schien helle,  
Schnee lag auf der grünen Flur,  
Als ein Reiter blitzeschnelle  
Langsam durch die Straßen fuhr. E. M.

**„Schülerglück.“** — „Dein Bruder Paul kommt ja gar nicht mehr in die Schule,“ sagte ein kleiner Quartaner auf dem Wege von der Schule zu dem neben ihm wandernden Schulkameraden, „leidet das denn dein Vater?“ — „D, mein Bruder Paul hat Glück,“ ruft der andere aus, „erst hatte er vier Wochen das Scharlachfieber, und jetzt bekommt er auch noch die Masern! Ich sage dir, der Junge hat ein riesiges Glück!“

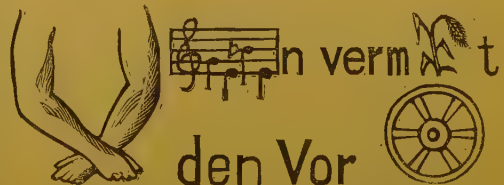
### Charade.

Mein Erstes gibt bei Sommerschwüle  
Dem Wand'rer Schutz in sanfter Kühle.  
Sei, was du bist, stets ganz auf Erden,  
So wirst du zwei und drei drin werden.  
Das ganze trag' im Venz dir aus dem Ersten ein,  
Um deinem Tranke Duft und Würze zu verleihn.

### Aufgaben.

1. Jemand wurde gefragt, wie alt er sei. Er antwortete: Ein Fünftel meines bisherigen Alters habe ich in der Kindheit verlebt, ein Achtel als Jüngling, eine Hälfte in den Mannesjahren, und seit vierzehn Jahren rechne ich mich zu den Greisen.“ Wie alt war er?
2. Ein Kaufmann erhielt von einem Geschäftsfreunde eine Sendung mit folgender Aufschrift: 5862. 7195. Eine aufmerksame Betrachtung dieser Ziffern belehrte ihn, was die Sendung enthielt. Siehe, ob du dies auch herausfindest.

### Rebus.



### Auflösungen der Räthsel im Juliheft.

1. Charade. — Mannweib.
2. Rebus. — Realschule. — P. W. Beder, G. A. Schübel.
3. Räthsel im Hinterstübchen. — Zahl der Schüler: Sieben. — J. C. Jemm, Carl Wam, C. G. Thomas, W. J. Thomas, Luise W. Hehr, G. A. Schübel, J. G. Z.



## Ein reines Herz.

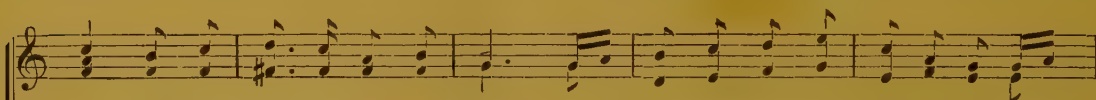
(Matth. 5, 8.)

B. Horn.

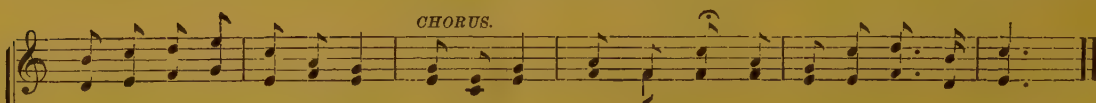
E. S. Lorenz.



1 Der Ga = ben al = ler = be = = ste, Das ist ein rei = nes Herz; Ein Herz ge = rich = tet  
2 Ein Her = ze, das ge = rei = = nigt Durch Chri = sti = theu = res Blut, Ein Her = ze fest ver =  
3 Ein Her = ze still er = ge = = ben Dem Herrn zu je = der Zeit; In ihm = al = lein zu

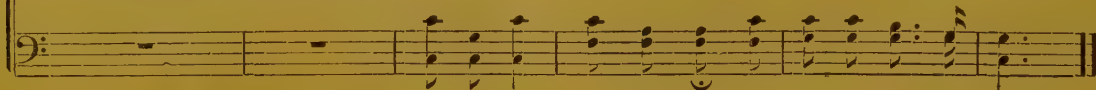


fe = = ste Im Glau = ben him = mel = wärts, Ein Herz, be = freit vom Tand der Welt, Das  
ei = nigt Mit ihm, dem höch = sten Gut, Ein Herz, das Got = tes Bild = niß trägt Und  
le = = ben, Nur sei = nem Dienst ge = weicht, Das stil = le Hoff = nungs = bliu = then treibt, Und



CHORUS.

Got = tes Füh = rung stil = le hält.  
lie = bend ihm ent = ge = gen schlägt. } Ge = lig sind, je = lig sind, Die rei = nes Her = zens sind!  
sei = ne Frucht nicht schul = dig bleibt.









Frish am Wert.





## Wer waren die ersten Baumeister?

Bearbeitet von J. J.

„Also eine Räthselfrage zur Ueberschrift,“ sagt der Leser vielleicht kopfschüttelnd und antwortet entschieden: „Wer anders als Adam und seine Söhne konnten die ersten Bauleute gewesen sein?“ — Und dennoch dürfte sich die Sache nach genauerer Forschung anders herausstellen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß eine Anzahl von Adam's Mitgeschöpfen — gewisse Thiere — sogleich nach ihrer Erschaffung ihrem Instinkt folgend, ihre Kunst im Bauwesen erprobten, noch lange ehe Adam es für nöthig befand, für sich oder seine Nachkommen zu bauen.

Unter anderen Thieren ist es der Biber, welcher als Baumeister besondere Beachtung verdient. Es ist geradezu staunenerregend, die vielen und großartigen Riesenarbeiten in der Gestalt von Flußdämmen als das Werk eines Nagethiers bezeichnen zu müssen, dessen einzige Werkzeuge die scharfen Zähne und die Klauen sind.

„Wir erreichten,“ sagt ein amerikanischer Reisender, „ein überaus herrliches Land, ein Land von anmuthigen Hügeln und fruchtbaren Ebenen, schönen Landseen und Flüssen, Buchen- und Eichenhainen und kleinen Prairien; ein Land, dessen fruchtbarer Boden dem fleißigen Ansiedler eine versprechende Zukunft in Aussicht stellte, das aber jetzt noch unkultivirt dalag.“

Auf dem Wege dahin trafen wir häufig unverkennbare Merkmale von der Arbeit der Biber aus undenklichen Zeiten, wo diese Thiere noch in großer Anzahl vorhanden sein muß-

ten. An einer gewissen Stelle trafen wir eine lange Kette von Sümpfen, welche in Folge der Abdämmung eines Flusses, der nun nicht mehr existirte, entstanden waren. Die Wohnungen genannter Thiere waren augenscheinlich schon seit mehreren Menschenaltern verlassen, denn sie bildeten nur noch Grashügel auf trockenem Lande und der Damm vor denselben eine mit Gras überwachsene Erderhöhung.“

Das Biber Volk ist ein sehr gesellschaftliches, und sie wohnen friedlich und einträchtig bei einander. Auch scheinen sie die Dekonomie des harmonischen Zusammenwirkens durchaus zu verstehen, und durch kluge Vertheilung der verschiedenen Arbeiten leisten sie sich gegenseitig Erstaunenswürdiges und anscheinend alle Kräfte des Thieres Uebersteigendes.

Die Lieblingsörter der Biber, die sie sich als Baustellen aussuchen, sind bekanntlich die Ufer klarer Flüsse, wo das Wasser gut und reichlich vorhanden ist und im Schatten dichtbelaubter Haine dahinfließt. Zur Sommerszeit nähren sie sich von Fischen, Früchten und Pflanzen, die sie in ihrer Umgebung finden; zur Winterszeit begnügen sie sich mit Birken- und anderem Holz, das sie im Wasser von Zeit zu Zeit einweichen.

Daß das Thier für das nasse Element geschaffen ist, das zeigt sein dichtbehaarter Pelz, sein flacher Schwanz als Ruderverzeug und seine mit Schwimmhäuten versehene Hinterfüße. Es ist ihm auch von großer Wichtigkeit, daß die Ströme, an welchen er sich häuslich niederläßt, solche sind, die nicht



so bald austrocknen, sonst wäre dessen Beschäftigung bald zu Ende. Und eben hier gelangen wir zu dem Geheimniß des unermüdblichen Fleißes und der Kunst im Bauen der Dämme. Des Biber's Hauptzweck ist, das Wasser im Fluß so viel wie möglich als Badeort in gleichmäßiger Höhe zu halten.

Und wie ist er wohl im Stande, eine solch wichtige Aufgabe zu lösen, welche derjenigen des Müllers gleicht, der fortwäh-

ohne Weiteres mit der Riesenarbeit seines Dammbaues voran. Es wird darauf gesehen, daß der gewünschte Wasserstand hergestellt und dabei das überflüssige Wasser wegfließen möge. Der Plan des Dammes richtet sich nach Lage und Umständen. Ist die Strömung schwach, so kommt der Damm in eine beinahe gerade Linie; ist dieselbe hingegen stark, so erhält der Damm eine Krümmung, mit der inneren Seite der Wölbung

gegen den Strom. Das Baumaterial besteht aus allerlei Treibholz, sowie Birken-, Pappeln-, Hölunder- und Weidenholz, in Verbindung mit Schlam und Steinen, so gemengt, daß das Ganze eine solide Konstruktion bildet. — Dieselbe wird auch fortwährend reparirt und in gutem Zustand erhalten; und an solchen Orten, wo eine Biber-gesellschaft für längere Zeit ihr Wesen ungestört fortreiben konnten, bilden solche Dämme eine förmliche massive Mauer, im Stande dem ungeheuren Druck des Wassers und des Eises zu widerstehen; und da das dazu verwendete Weiden-, Birken- und Pappelnholz wieder frisch Wurzeln treibt und ausschlägt, so entsteht dadurch allmählig eine dichte Pflanzung, die auch zahlreichen Vögeln Schutz und Aufenthalt gewährt.

„Die Biberwohnungen bestehen“ — so erzählt uns der amerikanische Reisende *Hearne* — „aus demselben Material, wie die Dämme, sind aber nicht so stark und dauerhaft gebaut wie diese; denn unerschrocken der Klugheit dieser Thiere, scheinen sie nach allen Beobachtungen doch keine weitere



Im Begriff, einen Damm anzulegen.

rend auf einen hinlänglichen Wasservorrath im Kana. bedacht sein muß, damit die Räder nicht stille stehen mögen?

Vor Allem sieht sich der Biber um eine geeignete Lokalität um, darin bestehend, daß hinlänglich Bauholz in der Nähe sei; der Strom soll schmal aber schnell fließend sein, die Tiefe desselben hinreichend, um gegen das völlige Zufrieren im Winter bis auf den Boden gesichert zu sein. Sind alle die besagten Eigenschaften vorhanden, dann schreitet der Biber

Sorge um ihre eigene Bequemlichkeit zu kennen, als etwa ein trockenes Plätzchen zum Ruhen oder Speisen zu haben.

Bei der Zubereitung des Bauholzes läßt sich eine ebenso merkwürdige Geistesfähigkeit und Kunstfertigkeit wahrnehmen. Ein geeigneter Baum wird für den Zweck ausgesucht und selten ein Mißgriff dabei begangen. Aufrecht sitzend beginnt der Biber sein Werk, indem er voreerst einen Ring um den Stamm herum ausnagt, gerade wie man rings um einen Stock oder



eine Stange herum einschneidet, wo man sie abbrechen beabsichtigt. Die Grube wird sodann erweitert und tiefer gemacht; dazu nimmt er sich hinlänglich Zeit, nach dem Grundsatz: „Eile mit Weile,“ handelnd; und endlich, wenn der Baum beinahe durchnagt ist, hat er beim Einschnitt beinahe die Gestalt eines Stundenglases. Beim wichtigen Moment, wenn der Baum fallen soll, geht der Biber ängstlich und sorgsam um den Baum herum, bis er sich endlich überzeugt hat, nach welcher Richtung der Baum fallen soll, dann eilt er nach der entgegengesetzten Seite, noch einige weitere kräftige Einbisse, und der Baum fällt mit einem Krach nach der gewünschten Richtung. Die nächste nicht minder riesige Aufgabe ist, den gefällten Baum in gleiche Theile von etwa drei Fuß Länge zu zerschneiden. Dieses vollbracht, ist es die Aufgabe der „Ingenieure,“ diese Blöcke nach dem Wasser zu schleppen, sie horizontal aufeinander zu legen und sie mit Steinen zu beschweren, damit sie nicht vom Wasser fortgetragen werden. Es ist fast unmöglich, eine genaue Schilderung von der Thätigkeit des Bivers während dieser kritischen Beschäftigung zu geben. In Verbindung mit anderen seiner Gefellen schwimmt er ab und zu, jekt einen Block vor sich hintreibend, dann einen solchen vom Flußufer holend; jekt wieder Zweige herbeischleppend oder Steine zwischen den Vorderklauen tragend, bis der Damm für die Gegenwart zureicht. Bei Eintritt des Regenwetters und Anschwellung des Stromes wird der Damm höher gemacht.

Unter den zahlreichen Feinden des Bivers sind namentlich und vor allen der Mensch zu nennen. Die Veranlassung zur Verfolgung des Thieres ist wohl eine dreifache, fürs Erste der auf verschiedenerelei Arten verfertigte seine Pelz des Bivers, sodann das schmackhafte Fleisch und endlich das sogenannte *Castoreum* oder Bibergeil, welches in zwei Drüsenfäden des Thieres vorhanden ist. Dasselbe ist von durchdringendem Geruch, bitterlichem Geschmack und bräunlicher Färbung, eine Salbenartige Substanz, die schon seit dem Alterthum für ein krampfstillendes Mittel galt und noch immer theuer bezahlt wird. 50 Gramm Bibergeil kosten bis 90 Thaler, so daß ein Biber zuweilen für 200 Thaler



Die Lage überblickend.

werth des *Castoreum's* liefern kann. Der Fang geschieht durch Fallenstellen. — Das Geschrei des jungen Bivers gleicht dem eines jungen Kindes. Ein Trapper erzählt, daß, als er sein Gewerbe in den Felsengebirgen angefangen habe, er eines Tages, als er ausging, um seine Fallen zu stellen, merkwürdig getäuscht worden sei, denn er habe plötzlich ein Geschrei vernommen, das er bestimmt für dasjenige eines noch ganz jungen Säuglings gehalten habe, und aus Furcht, sich in der Nähe eines Indianerlagers zu befinden,

sei er vorsichtig durch das Gebüsch nach dem Flußufer getrocken und habe dort zwei junge Biber angetroffen, die nach ihrer Mutter schreien, welche letztere er nachher in einer seiner Fallen angetroffen habe. Herr Morgan wurde auf dieselbe Weise getäuscht in einer Indianerherberge am Ausfluß des Yellowstoneflusses, wo ein junger Biber Milch aus einer Untertasse leckte, während ein Indianerkind an dessen Pelz zupfte. Erst nach wiederholtem Geschrei überzeugte er sich, daß dasselbe vom Biber, statt vom Kinde herrühre. — Uebrigens halten wir es mit dem, was L. H. Morgan in seinem ausgedehnten Werke über dieses interessante Thierlein sagt: „Unachtet unserer längeren Bekanntschaft mit der Lebensweise des Bivers ist dieselbe immerhin noch eine beschränkte, und irgend ein Versuch, dieselbe bis in die genauesten Einzelheiten zu beschreiben, führt in Irthümer hinein. Dieses mag größtentheils dem Umstand zuzuschreiben sein, daß die Arbeiten der Biber meistens bei Nacht geschehen, indem das Thier scheu und furchtsam ist.“



Wasserthiere.



## Das Tagelöhnerweib.

Wiedererzählt von Bischof H. Dubs.

**I**n Tagelöhnerweib ist mit Kartoffelhacken beschäftigt. Am Rande des Feldes schläft ihr kleinstes Kind in einem Wäglein; neben ihr treibt sich ihr Knäblein von zwei Jahren herum. Da hält sie folgendes Selbstgespräch:

„So oft ich deinen Boden trete, du liebes Ackerlein, so wird's mir allemal weich im Herzen. An dir allein weiß ich noch, daß wir auch einmal einen Hof und Güter vermocht haben. Es war die liebliche Morgenzeit ins Vaters Haus! Aber der Tag ist zeitlich schwülzig worden. (Sie wischt sich den Schweiß von der Stirne.) — Mein guter seliger Vater! Er hat wahrlich nicht gefeiert vom Morgen bis in die Nacht, und hat Einer seine Wirthschaft verstanden, so ist er's gewesen! Aber es sind harte Zeiten über ihn weggegangen; es hat ein rauher Wind durch seine grauen Haare geblasen, und der Better hat nicht schön an ihm gehandelt. Doch was rühr' ich wieder die bittere Erinnerung auf? Warum will ich des Vaters Sorg' und Thränen nicht vergessen, und er selber im Engelland weiß schon lang von keinem Kummer mehr? Er ist jetzt auch todt, der Better, und ich wünsch' ihm von Herzen die ewige Ruh. —

Du liebes Ackerlein! Du bist das Einzige, was wir noch unser nennen auf der ganzen weiten Flur. Ein Wachholderbusch unter hohen Tannenbäumen; ein mageres Geislein unter einer großen, prächtigen Kuhheerd. Da breitet sich der Bärenbauer aus mit seinen fetten Gründen, daß man sie nicht auf einmal überschauen kann; da prangen Korn und Weizen, Erbsen und Flachs und alle Gattungen, daß seine Scheuern, schätz ich, zu eng sein werden. Unsere Sach' hergegen kann man mit einer Hand bedecken; unsere Ernte wird ein Saß voll Erdbirn sein. Und denk ich dran, was muß man sich's erst kosten lassen, bis sie daheim im Keller sind? Wie manche Thür belaufen, wie viele schöne Wörtlein geben, daß Einer aus Barmherzigkeit seinen Anspann leiht; wie oft daherzappeln, wie müd' und elend sich schaffen, bis Alles gepflügt, gesteckt, gehackt und gegraben ist.

(Sie richtet sich auf.)

Nein, wie Einem der Rücken kracht! Mein ich doch, ich könnt' mich nimmer grad machen! — Gelt, weiser König Salomo, so ein armes Tagelöhnerweib hast du einmal betrachtet, und da ist dir der Spruch gekommen: „Es ist Alles so voll Mühe, daß Niemand ausreden kann.“

Freilich, wenn sie einmal so roth und gelb in den Furchen liegen, wenn sie so heimlich durchs Kellerloch hinunterkollern, da redet man von keiner Plage mehr, da ist nur Herzensfreud und Gottessegen. Edle Frucht! Kostbares Gewächs! Stiller Wintertrost! Du, unser täglich Brod! Des Morgens eine Erdbirnsuppe, des Mittags ein Erdbirngemüse, des Abends Erbbirn in der Moritur, — und dennoch ist sich's Keiner genug; sie schmecken immer aufs neu; sie werden je länger; je lieber. Absonderlich die Kindlein sind emsig drum her, wenn sie wie heller Eierdotter auf dem Tische schimmern; und sie schneiden Alles draus, was man verlangen mag, — Ochsenfuß, Leberwurst und Goggelpospen, und wenn einmal ein Bröseln Gänsefett drauf verschwimmt, ist's ein dickgeschmelzter Hefenknopf. Gott segne's euch, Kinder, und eurem Vater und

eurer Mutter auch, und laß uns immer dabei zufrieden sein. Es ist ein köstlich Ding, wer gottselig ist und läßt ihm genügen; denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen.

(Ihr Kind im Wagen schreit.)

O Annamile! ich thät schlafen, wenn ich du wär! Schau, deine Mutter hat noch keine Zeit zum Hupfen und Tiriliren.

(Sie beruhigt das Kind und greift wieder zur Arbeit.)

Wir möchten's wohl leichter haben, mein Peter und ich, ohne die lieben kleinen Schreier. Eins noch in der Wiege, das Andere kaum auf den Beinen, die drei Aelteren in der Schule, — es ist eine glütige Zugabe zum Leben, aber man schleppt auch dran. Zuvörderst muß man für die hungrigen Schnäbel sorgen; wenn sie sie aufsperrn, wie die jungen Finken, es mücht Einem ja's Herz zerschneiden, wenn man sie ihnen nicht füllen könnte. Dann sucht man in der staubigen Truhe unter den alten Lumpen herum, oder zählt die Kreuzer und Pfennig aus den Bröseln im Schuback heraus, ob's dem ein Köcklein, dem ein Hühlein langt. Nachher ist das Schulgeld stehen geblieben, und will man doch auch am Schwesternabend, wie ehrliche Leute, einen saubern Schluß machen. Ja, Kinder, ihr laßt Einem was wissen, bis man euch in die Höhe bringt, das ist Gott bekannt! Aber wir wollen Alles tragen und dulden, wenn ihr nur gebehrt.

Ich nähm doch des Bärenbauern ganzen Hof gegen die Freude nicht, die das Elternherz an gutartenden Kindern hat. O du lieber Herr Gott! was ist das schon für eine Lust und Ergözung, wenn sie in der Kinderlehre zum ersten Mal auf sagen dürfen, — wenn der Kamerad fragt: „Was Glaubens bist du?“ und mein Kind faßt sich ein Herz unterm patschenden Wammis und bekennt zum ersten Mal vor der Gemeine Gottes: „Ich bin ein Christ,“ und der Vater schaut mit hellen, starken Augen von der Empor herunter, und die Mutter unten hat sich in den hintern Stühlen versteckt und möcht' gerne einhelfen, wenn's ein wenig stockt, und weint ihr Tüchlein naß, wenn's so munter fortgeht und so herzlich und so fromm.

(Ihr Knäblein hängt sich an ihr Kleid und tritt ihr auf die Füße.)

Paß mir doch auf, Kummerle! Thu' deiner armen Mutter nicht weh! — Ach, es gedeihen nicht alle Kinder; es ist ein Sprichwort worden: *Klein* treten sie einem auf die Füße, *Groß* treten sie einem aufs Herz. Arme Schwester Kathrine, du hast's auch erfahren müssen. Ich seh dich noch dein Haar zerrauen, ich hör' dich noch die Stunde deines Gebärens verwünschen, und Gott verzeih dir's, was du selber für Schuld dran hast. Aber es hat mich oft gehärmt, daß du den Abschied des seligen Vaters so schlecht befolgt, und kein andächtiges Gebet, kein eifriges Gotteswort in deinem Hause erhalten hast. Ach, mein Herr und Gott! bewahr' mich nur vor solchem Jammer und Herzeleid. Es ist ja augenfällig wahr, was der weise Sirach spricht: „Ein frommes Kind ist besser, denn tausend Gottlose. Es ist besser, ohne Kinder sterben, als gottlose Kinder haben.“

Lieber Himmelsvater! Ich bitt' dich, wie nur eine Mutter bitten kann: Laß meine Kinder im rechten Glauben aufwachsen, und züchtig, gerecht und gottselig durch die Welt sich



bringen. Treuer Heiland, Jesus Christ! Ich bin ein blutarmes Weib; ich habe keine Schäflein dir zum Opfer, als meine Kinderlein. Die geb ich dir. Nimm sie freundlich an und laß sie deine Schäflein sein, bis sie einmal mit mir und meinem Peter im Himmel weiden. O Gott, heiliger Geist, du Tröster werth. Du schaust nicht auf die hohen Giebel, und die großen Thore gefallen dir nicht vor andern; ein niederes Strohdach ist dir auch nicht zu schlecht, und durch eine kleine Thüre kannst du auch den Weg finden. O, komm und wohne bei uns allezeit! Geuß die Liebe Gottes über uns aus und Gottes süßen Frieden.

(Sie wendet sich zu ihrem Knaben.)

Kummerle, du wirst fromm werden, und deinem Vater nachgerathen, und in unsern alten Tagen uns trösten. Wenn der Mandelbaum blüht, und die Güter im Hause zittern, und sich krümmen die Starcken — — — (sie hebt ihre Augen zum Him-

mel auf.) Ja, Herr Zebaoth, du bist der Trost Israels und ihr Nothhelfer! O Herr, du treuer Gott! verwirf uns nicht im Alter; verlaß uns nicht, wenn wir schwach werden! —

Die Sonne senkt sich gegen die Eichenkronen, und der Vater wird nach der Suppe schmachten, wenn er von der Arbeit kommt; so muß ich's denn beschließen für heute. Behüt' dich Gott, liebes Nickerlein!

(Sie huckt das größere Kind auf den Rücken, legt die Hade über's Wäglein, und zieht dasselbe mit der freien Hand fort. Dabei singt sie, so gut es geht:)

Glori, Lob, Ehr' und Herrlichkeit  
Sei Gott Vater und Sohn bereit,  
Dem heil'gen Geist mit Namen.  
Die göttlich Kraft  
Mach uns sieghaft  
Durch Jesum Christum. Amen."

## Erinnerungen aus meinen Kindes- und Jugendjahren.

Von Nho Jota.

### II.

#### 10. Das Scheuer-Collegium.

In der vorigen Mittheilung wurde bereits angezeigt, wie ich in der Schule das Lesen, Schreiben und Rechnen einigermmaßen erlernte. Diese Schule war aber eine „heimgemachte“ Schule, d. i. ein Bauer war der Schulmeister, der leider nichts von Grammatik u. dgl. verstand. Daher war es auch der Fall, daß man keine Anweisung in der Orthographie und grammatischen Regeln bekam, und wer am schnellsten und eindönigsten lesen konnte, der wurde als der vorderste Schüler betrachtet. — Es hieß auch zu der Zeit in jener Gegend, wenn man ausrechnen könne, wie viel 60 Bushel zu \$1.12½ @ Bushel zusammen ausmachen, oder 25 Pfund Butter zu 18 Cents das Pfund, der sei schon hinreichend in der Rechenkunst bewaffnet, um „durch die Welt zu kommen.“ Mit diesem aber war ich nicht zufrieden.

Es waren unserer drei Brüder, die miteinander aufwuchsen, und wir wunderten öfters, was doch die „Grammatik“ sein möchte? Wir hatten aber derzeit keine Grammatik im Hause und lasen nur hie und da eine zufällige Bemerkung bezüglich derselben in anderen Schriften; so auch unter Anderem, daß es ein „Zeitwort“ gebe.

In jener Zeit hatten die Bauern noch keine Dreschmaschinen und wurde der Roggen mit Flegeln während des Winters ausgedroschen. Wir, drei Brüder — jung wie wir noch waren — standen denn einen großen Theil des Winters hindurch in der Scheune und flegelten den ganzen Tag hindurch drauf los — obgleich ich mir im Anfang öfters den Flegel selbst aus Ungeßlichkeit an den Kopf schlug — o das that weh! — Während dieses Dreschens nun besprachen wir die Grammatik und besonders das „Zeitwort“ (Verbum), konnten aber nicht ins Klare kommen, was doch dieses Zeitwort sein könne. Endlich ging aber Einem von uns — ich will nicht sagen wem — ein helles (?) Licht auf, und er rief aus: „Ich weiß aber nun was das für ein Wort ist! Es heißt ja in jenem Bibelvers: ‚Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit‘ — daselbst ist doch das Wort Zeit ganz gewiß ein Zeitwort!“ — Ich habe seitdem schon oft darüber lächeln müssen, denn das Wort

„Zeit“ ist ja ein Substantiv. Doch wir waren lernbegierig, aber leider fehlten uns in jenem „Scheuer-Collegium“ die gehörigen Mittel zum Unterricht.

#### 11. Flegel-Recitationen.

Die Noth ist die Mutter der Erfindungen. Hatten wir auch weder Textbücher noch Lehrer, so suchten wir uns selbst zu üben. Hiervon ein Beispiel. Der Vater hielt eine wöchentliche Zeitung, auch kam der Chr. Botschafter ins Haus, und zudem hatten wir einige gute Bücher. Da lasen wir denn und besprachen das Gelesene während des Dreschens. Dann wurden wir einig, es solle ein jeglicher von uns, während er den Flegel auf den Roggen niederschlägt, den Namen eines Menschen aussprechen — zur Gedächtnißübung. Wir fingen dann mit dem Buchstaben A an und der Eine rief aus (während er den Flegel niederschlug): „Abraham!“ — der Nächste: „Adam!“ — der Dritte: „Athanasius!“ und so ging's fort, bis die drei Gedächtnisse den A erschöpft hatten. Dann wurde B aufgenommen und erschöpft, und so ging man durch das Alphabet. Das war aber eine ziemlich scharfe Übung des Gedächtnisses. „Wo ein Wille ist, da gibt's auch einen Weg,“ und die Wahrheit dieses Sprichwortes wird der Leser wohl auch im nächsten Abschnitt erblicken.

#### 12. Wie ich mein erstes Missionsgeld aufmachte.

Im Jahre 1838 wurde in unserer Gegend ein Missionshilfsverein gebildet. Das war ein interessanter Vorgang. Der Missionsgeist hatte nemlich Alt und Jung ergriffen. Eine Missionspredigt wurde gehalten und Jedermann, der Jesum liebte, wollte einen Beitrag zu seiner Sache zeichnen. Der Vater sagte uns Kindern, er wolle für die ganze Familie zeichnen, wenn aber Jemand von uns auch unterschriebe, so müßten wir es auch selbst zahlen. Nun war dies beides eine Glaubens- und Liebesprobe. Ich entschloß mich aber — obwohl erst 10 Jahre alt — ich wollte auch was thun, und wagte es, 25 Cts. zu zeichnen, ohne zu wissen, woher es nehmen zu können. Auf dem Heimweg, und nachher noch Wochen lang, sann ich auf Mittel und Wege, aber in jener abgelegenen Bauerngegend gab es für einen solchen Jungen kaum irgend eine Gelegenheit, „Geld zu machen“ — und betteln wollte ich

es nicht. Guter Rath war nun theuer—aber was geschah? Es fiel mir endlich bei, daß in einem unserer Felder ein riesenhafter alter Kastanienbaum stehe, dessen Stamm zwar auf der einen Seite durch den Blitz und durch das Beißen der Pferde seiner Rinde beraubt worden und also halbtodt war, aber auf der anderen noch lebenden Seite öfters etwas Kastanien brachte, und ich nahm mir vor, diese Kastanien in Missionsgeld zu verwandeln. Es war aber dann noch eine Frage, ob es jenes Jahr Kastanien geben werde? — Denn es gab zuweilen auch Fehljahre. Zu meiner großen Freude aber zeigte es sich, daß der alte Kastanienbaum, der auf der einen Seite noch seine riesigen Aeste in den Lufthimmel hinausreckte, wirklich einen reichen "crop" bringen werde. Nun stellte sich aber die Gefahr ein, wenn die Kastanien einmal reif wären, daß sie durch böse Buben gestohlen würden. Da sie nun fast reif waren, hielt ich bei Tag und öfters bei Nacht Wache am alten Kastanienbaum. — Zu der Zeit hörte ich Jemand sagen, wenn man die Kastanien kurz vor dem Wahltag (der damals in Pa. etwa Mitte October eintraf) zu Markt bringen könne, so würde man einen höheren Preis dafür bekommen, weil an jenem Tag viele Kastanien gegessen würden. Nun wünschte ich sehr, es würde anfangs October eines Morgens einen Reifen geben, stark genug, die Kastanien reif zu machen (denn ein Reifen hat diese Wirkung), und wirklich, das geschah auch und die Kastanien-Egeln (äußere Schale) sprangen schnell auf und ich sah die schönsten Kastanien — oft drei in einer Egel — stecken. Nun schien der Sieg gewiß. Aber um zum Zweck zu kommen, mußte ich eben auf den Niesenbaum steigen und die reizen- den Früchte herunter schlagen. Allein wie das zu bewerkstelligen? Ich als zehnjähriger Knabe war diesem Unternehmen kaum gewachsen. Ich ging jedoch in den Wald und verschaffte mir eine lange Gerte. Dann trug ich starke Fenzriegel herbei und stellte sie am Baumstamme so auf, daß ich dachte, ich könne mich daran emporarbeiten, etwa 18 Fuß hoch, allwo die Niesenäste anfangen sich zu „gabeln.“ Die Gerte reichte da hinan, so stellte ich sie dann, daß ich sie ergreifen könnte, wann ich einmal soweit droben sei. Nun sollte das Wagestück unternommen werden, das für mich fast lebensgefährlich war. Ich zitterte fast, den Versuch zu machen. Da betete und seufzte ich unten am Baume, der liebe Gott wolle

mir doch helfen, um der Missionsache willen — und fing zu klettern an, und kam wirklich dahin, wo die Aeste sich gabelten. Da aber lief nun der Hauptast, auf dem ich hinaus mußte, etwa 20 Fuß schräg aufwärts, bis ich wieder an dessen Aeste und an die Kastanien kommen konnte. Nun saß ich da in dieser großen Gabel und fand es dem Anschein nach unmöglich, weiter zu kommen, denn von da an mußte ich überdies noch meine Gerte mitnehmen. Ich fing wieder an zu beten, Gott wolle mir doch immer noch weiter helfen, und nachdem ich Gott angerufen, fiel es mir ein, ich solle mich gleichsam auf den Bauch auf den dicken Ast legen und mich dann mit Händen und Füßen (barfuß) fortarbeiten, so gut es gehe — und wirklich, das ging! — Ich kam endlich über die gefährliche Stelle hinaus an das gewünschte Ziel, mitten unter die Kastanien hinein! Nun fing ich an zu schütteln, und o wie herrlich rasselten die Kastanien hinunter auf die Erde! — Was ich nicht also abschütteln konnte, schlug die Gerte ab. — Ich war darüber so erfreut und muthig geworden, daß ich nun mit wenig Schwierigkeit von Ast zu Ast kletterte und die Missionskastanien abschlug; dann bat ich Gott, er wolle mir auch glücklich vom Baum hinunter helfen, was geschah. Wieder brunten sah ich, wie die Kastanien hundertweise auf dem Boden lagen. Dann ging ich an das Sammeln und Heimtragen — ich denke nicht, daß ich einige derselben aß — es waren ja Missions-Kastanien — für mich eine Art heilige Kastanien. Nach etlichen Tagen verkaufte ich dieselben und bekam dafür — was denkst du, lieber Editor? — Anstatt 25 Cents bekam ich 75 Cents, also dreimal so viel als ich im Missionshülfsverein geschrieben hatte! — Weißt Du was? Ich fühlte nun viel glücklicher als Alexander der Große, da er meinte, die ganze Welt erobert zu haben! Ich hatte mit Nachdenken, Fleiß und Gebet in dieser guten Sache gesiegt — Gott hatte seine Hülfe und Segen dazu gegeben. O, das war ein Triumph, der mich heute noch erquickt. Sieh, I. Editor, wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Du darfst dies auch deinen lieben kleinen Lesern sagen. Und denkst Du nicht, man darf es ihnen auch sagen, daß Gott mir damals half, die Kastanien für die Missionsache zu bekommen? — Glaubst Du nicht auch, daß Gott solche Gebete erhört? — (Freilich, freilich; würde man nur mehr beten. Ebr.)

## Bleistiftzeichnungen auf der Reise.

### Von einem Wanderer.



#### III.

Die Fahrt durch die Wüste des Felsengebirges ist einformig genug, und es bietet sich dem Auge des Reisenden weder Reizendes noch Großartiges, wenigstens so lange nicht, als bis man ins Reisebuch schaut und sich dann das, was man da angegeben findet, selbst noch vorphantasirt. Es ist, mit einem Wort gesagt, die ganze Strecke von Cheyenne bis in das Sierra Nevada Gebirge, also etwa 1000 Meilen weit, eine Wüste, eine traurige öde Wüste. Die paar Ausnahmen, nemlich das liebliche Laramiethal und Evanston, sind im Vergleich mit dem großen Ganzen am Ende doch kaum nennenswerth. Dabei zeigen aber dennoch die etlichen Stationen, welche durch künstliche Bewässerung des Bodens mit dem lieblichsten Wachstum umsäumt sind, daß es auch ergie-

bige Erde in diesem Wüstenland gäbe, wenn ihr's nur nicht an Befeuchtung, am Wasser fehlte, aber da fehlt es nun einmal eben, und darum ist das Land eine Wüste; gerade wie auch viele unseres Geschlechts nicht reich sind, weil ihnen die Güter fehlen. Aber welche Schätze birgt dieses wüste Gebirgsland in seinem Schooß! Welche Unsummen Goldes, welche Massen Silbers sind bereits schon hier geholt worden! Und doch ist das nur erst ein vergleichsmäßig kaum nennenswerther Anfang des „Schatzgrabens“ der Zukunft, durch diese Gebiete hin. Und wie trefflich werden die zum Theil schon entdeckten aber noch unerforschten Kohlen- und Eisenlager dieses weiten Gebiets künftigen Geschlechtern unseres Landes und anderer Länder zu statten kommen!

Selbst in dem Wahstach-Gebirge fehlt das Erhabene für das



Auge, das Erhabenes in der Natur schon gesehen hat. Echo Canyon und Webber Canyon, zwei enge Thäler, durch welche unser Zug hinab gleitet; dann der „Teufelsrutsch,“ sodann der „Ranzelfels“ (zwei Dinge, die oft nahe beisammen sind), weiterhin das „Teufelsthor,“ durch welches man in die Erste Mormonen-Ansiedlungen hineinfährt, mit sammt dem Webber-Fluß, der Sturz auf Sturz das Thal hinabrauscht, sind nur Kleinigkeiten im Vergleich mit dem Kantersteig, dem Glärnisch, Lüttschinenthal, Jungfrau, Mönch und Eiger. Immerhin aber, wer noch nie zuvor einen Berg, oder ein Thal, oder einen Bach gesehen; oder auch, wer noch nie gesehen hat, wo der „Böse Feind“ von einem steilen Berg herunter „gerutscht“ sein soll, vermuthlich als Brigham

Young mit dem ersten Mormonenzug durch das Thal hinab nach Salt-Lake zog: Dem muß das Alles großartig genug erscheinen.

Wir fahren jetzt durch eine Reihe im Thale liegender Mormonen-Dörfchen hin. Aber auch da ist Alles, rein Alles: Menschen, Thiere, Felser, Gebäude, Früchte et-cetera „krugig,“ wie man in Penn. so sinnreich sagt. Daß die meisten dieser verführten Leute vom A u s l a n d kommen, bezeugt auf einmal das Arbeiten der Frauen und Mädchen im Felde, und ihr Handthieren mit dem Vieh. Leider vermehren sich diese Mormonen stark, theils durch Importation ihrer Convertiten vom Ausland, theils auf andere Weise, breiten sich in alle Richtungen hin durch die Territorien und Staaten dieser ungeheuren Gebirgsregionen aus, und consolidiren sich in dem aufkommenden Geschlecht da in diesen Bergeswüsten, bei der nothgedrungenen herben Lebensweise und unter ihrer strengen mormonischen Disciplin in ein wahres

Kirgisenvolk, mit dem über eine Weile nichts mehr anzufangen sein wird; wie ja jetzt schon unsere Staatsmänner und Regierungsleute nicht mehr wissen, was mit diesem Eitergeschwür an unserem Nationalkörper anzufangen. Und sonderbarer

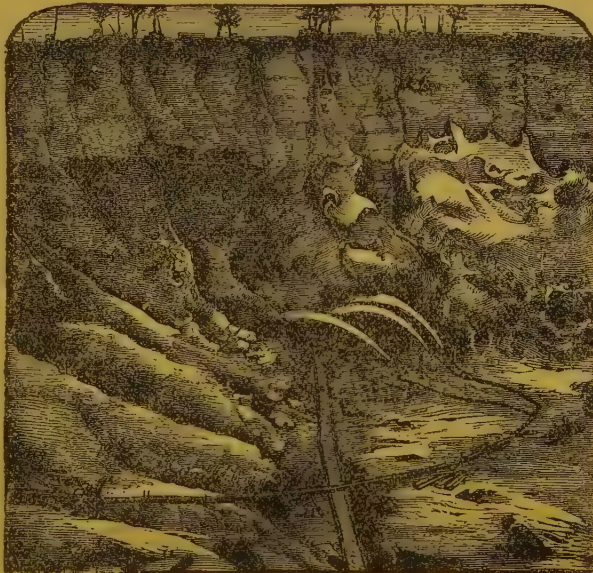
Weise hängt sich die bürgerliche Beule, gleich den Römischen, an die gute alte demokratische Partei, zum Verdruß eines jeden guten Demokraten. Da muß man denn auch an einen wichtigen Spruch in Matthäi 24 denken.



Dale Creek, Black Hills.

Wechsel, der auch eintreten wird, gleich wie dieser eintrat, wird es entschieden sein für die Ewigkeit — Seligkeit oder Verdammniß. Welches, das hängt von uns selber ab.

Wir fahren zunächst an dem seichten nördlichen Auslauf des großen Salz-See's hin. Links gegen Süden hin erstreckt sich die spiegelglatte Wasserfläche weiter, als das Auge reichen kann, ohne aber für den Blick besonderen Reiz zu haben. Auch



Hydralische Minen, Gold Run.

die Umgebung des See's, wie sie von dieser Richtung aus erscheint, bietet nichts Auffallendes. Rechts der Bahn und entlang der nahen Bergkette, liegt eine Reihe ansehnlicher Ansiedlungen mit etlichen Mormonendörfern: Bonnaville, Willard City und Brigham City, durch welche hin die Zweigbahn der Union Pacific führt, die von Ogden aus nordwärts durch Utah und Idaho, bis Helena und Missoula in Montana läuft. Unterdeß fahren wir über den Bärenfluß und sind im Nu in der anmuthigen, belebten Heidenstadt Corinne. Aber es sind christliche „Heiden,“ die hier wohnen. Im Land

der „Heiligen der letzten Tage“ heißt ein Jeder, der nicht zum Mormonengreuel gehört, Heide, und wenn er gleich auch ein so guter Christ wäre, wie es der Ap. Paulus und unser sel. Bischof Seybert waren. Dieser „Heiden“ gibts anfangs viele in



diesem Mormonenland, aber freilich ist darüber beim Mormonenvolk der Freude nicht viel, denn mit diesen Heiden kommt auch ihr Licht und ihr Heil, und damit die Gefahr des Sturzes der Macht der Finsterniß in Utah.

Aber über dem beschleicht uns die Nacht, und bestreicht uns der gute alte Morpheus, der auch mitreißt, so wirksam die Schläfe, daß uns Sehen und Hören darüber vergeht, bis uns dann früh vor Sonnenaufgang die freundliche Aurora, diese wunderschöne Kammerjungfer der Königin des Tages, beides, das Sehen und das Hören wieder gibt. Und da waren wir eben bei den Brunnen (wells) in der Wüste — ein seltsam liebliches Zusammentreffen. Das Erwachtsein von dem Schlummer einer süßen Ruhe, an einem ausnehmend lieblichen Morgen, bei den Brunnen in der Wüste: o das war nach der Nacht und der Fahrt durch die Nachtwüste ein herrlicher Tagesanfang! Und solcher macht uns der Vater im Himmel viele schon hier auf Erden. Das Alles, mit sammt der Morgenandacht im Stillen, bereitete uns, will sagen mir, einen raren Genuß; wenn nun nur auch noch mein lieber und hochgeschätzter Gesangbuchsmitarbeiter, der verehrte Editor des Christl. Botshafter's, dabei gewesen wäre, den Bass zu singen — wer ihn daran schon gehört, der weiß, daß er's kann — so sollte man ein Duett genommen haben, wie nur zwei solche Meister des Gesangs, wie wir, es ausführen können. So wie es war, ich allein, blieb's beim Solo:

Morgenstund  
Hat Gold im Mund.

Und ein schöneres, sinnreicheres Solo wird's wohl kaum geben: Morgen, des Tages Anfang, und Gold, der Metalle edelstes und Hülfsmittel zum Besitz aller anderen und der Genüsse des Lebens. Wer die Morgenstunde verschläft, verliert

die köstlichsten Stunden des Lebens und bleibt in den meisten Fällen ein dürftiges Wesen in dürftigen Umständen, oft sich selbst und Anderen eine Bürde.

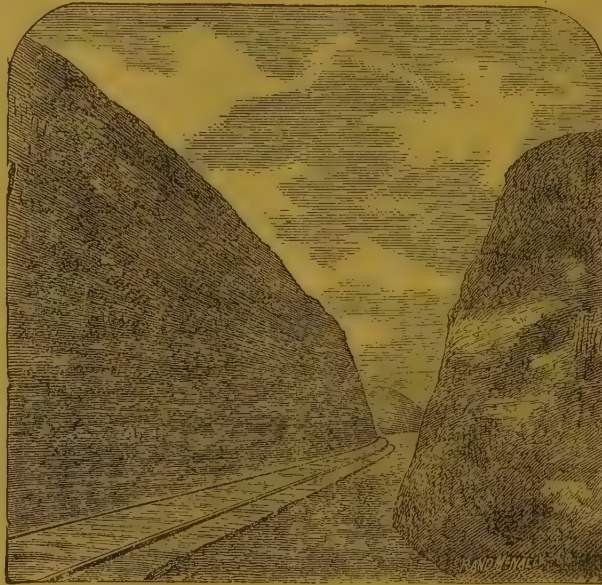
Auch das Humboldtthal mit seinen vielen Heerden, die in demselben weiden, und mit dem Fluß gleichen Namens, der durch dasselbe hinfließt, bis er sich in dem Humboldtsee ver-

liert, bietet gerade nichts sonderlich bemerkenswerthes, es müßten's denn die Indianer sein, welche sich hier bei jeder Station zeigen, und sogar von Station zu Station auf der Plattform der vordern Waggon's mitfahren. Diese in ihrer Verwilderung so verkommenen menschlichen Wesen, die ja doch auch vernünftige Geschöpfe unseres Schöpfers sind, und die der Heiland aller Menschen auch mit seinem Blut erkaufte, und Gott in Christo Jesu zu seiner Herrlichkeit berufen hat, bieten dem Auge des Christen einen Gegenstand des tiefsten Mitleids dar. Warum werden diese Armen, die doch gleichsam mitten unter einem christ-

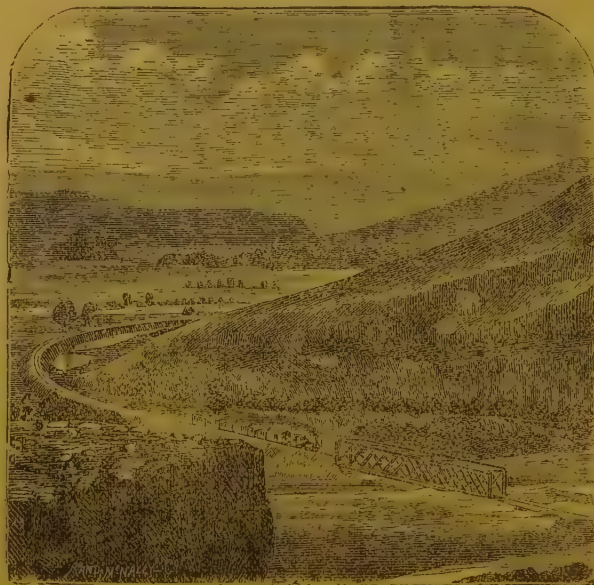
lichen Volk von hoher Kultur leben, nicht gerettet? Warum geht man an ihnen vorbei zu den Menschenfressern in der Südsee, und zu den grausamen Malaien, und bald in alle Welt, und läßt diese schwindenden Ueberreste der einst mächtigen Stämme der Ureinwohner dieses Landes zu Grunde gehen? Aber man möchte auch fragen: Warum sind sie so schwer zu

retten? Es ist von Seiten unserer Regierung wirklich schon viel für sie gethan worden, um sie aus ihrer Wildheit heraus zu leiten und an Arbeit und eine geordnete Lebensweise zu gewöhnen, aber mit nur verhältnißmäßig geringem Erfolg. Der Indianer will nun einmal nicht arbeiten; darum muß er das Land räumen. Auch die Kirche hat schon viel für die Indianer gethan, aber merkwürdiger Weise auch nicht mit dem Erfolg, den die Mission auf anderen Gebieten ihrer Thätigkeit hat. Wohl hat die ruhmwürdige Thätigkeit römischer Sendboten viele Indianer römisch-katholisch, aber damit noch keineswegs zu Christen ge-

macht, oder auch nur aus ihrer Wildheit herausgehoben. Elliot und Brainerd hatten zum Theil schönen Erfolg, der aber mit den Stämmen, unter denen sie arbeiteten und litten,



Brennender Fels, Green River.



Westlich vom Tunnel Nr. 1, Green River.



faßt vom Angesicht der Erde verschwunden ist, aber freilich vor dem Thron des Lammes fortbesteht in die Ewigkeiten. Die geweihten Missionare der Brüdergemeinde, welche wie in anderen Ländern, so auch in den Wildnissen Amerika's den Armen das Evangelium predigten, und dabei viel erduldeten; die Methodisten, Presbyterianer, Baptisten und Andere haben allerdings viele dieser verirrtten Schafe zu dem Hirten und Bischof ihrer Seelen geführt, und auch zur Verbesserung ihrer äußerlichen Lage viel geleistet; aber auch durch sie — alle ihre Mühe, alle ihre Arbeit, alle ihre Leiden und Kosten, und mit allem ihrem Erfolg ist keine Indianische Kirche, kaum eine bedeutende, gut geordnete, selbstständige Gemeinde in den Vereinigten Staaten zu stande gebracht und in gedeihlichem Fortbestand erhalten worden; während doch das von den Missionaren unter den Karenen in Birmanien und unter den vertheilten Südeindianern geschehen ist. Was mag doch wohl die eigentliche Ursache dessen sein? Etwa die nähere Berührung mit den Weißen? Höchstens nur theilweise. Denn sie sollten doch von den Weißen Industrie, zum wenigsten arbeiten lernen. Aber auch das nicht, nicht einmal da sie doch mit offenen Augen sehen müssen, wie, sofern sie nicht arbeiten lernen, den Acker bauen und nützliche Bürger werden, den Vätern ihres Volks nur ein kümmerliches Dasein in den Wüstenörtern des Landes in Aussicht steht; während sie, wenn sie das Loos der Weißen theilen wollten, auch ihr Glück genießen würden. Oder ist es die schwere Hand Gottes, die dieses arme Volk also darnieder drückt? Wohl kaum. Das mag vor der Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch vorgekommen sein; seither waltet die Gnade überauswänglich, und die Wahrheit löst die Bande und macht die Knechte, die Sklaven der Sünde, frei.

Sie wird auch die Uebrigen dieses Volks noch frei machen. Oder wie wäre es denn, wenn einmal ein Ingersoll, oder die „Liberal League“, oder die anderen Liberalen, die so sehr von

Menschenliebe überfließen, daß sie unsere orthodoxe Hölle als lauter Grausamkeit längst aus dem Dasein demonstriert haben, und nur Liebs und Guts wissen und wollen — laß sie oder die Anderen, die sich schon längst über den Glauben der Bibel hinaus gewissenschaftet haben, und die Juden, auch einmal einen Bildungsversuch an den mitleidsbedürftigen Indianern vornehmen. Bis heute ist ihrerseits wohl viel anderes auch an den Indianern, aber nur kein Rettungsversuch geschehen. — Noch kein Elliot, kein Brainerd, kein Zeisberger ist von ihnen ausgegangen, wohl kaum noch eine Kupfermünze von ihnen allen verausgabt worden, um diese Kinder der Wildniß entweder leiblich oder sittlich besser und glücklicher zu machen. Ja, du Schatten der Ahnen!

Wenn die Indianer auf das Heil warten müssen, bis es ihnen diese „Liberalen“ und „Aufgeklärten“ und die Juden bringen, so muß freilich der Letzte von ihnen vorherhand erst auf „das glückliche Jagdgebiet“ übersiedeln. Denn es ist in keinem Andern Heil, und ist kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen (und können) selig werden, denn in unserem Herrn und Heiland Jesus Christus. Aber in ihm ist Heil für Alle, und er macht immerdar selig Alle, die durch ihn zu Gott kommen.

Wir eilen über das Sierra Nevada Gebirge, und da dies in der Nacht geschieht, so wollen wir auch nicht beschreiben, was wir nicht gesehen haben; denn die Kunst, schlafend durch einen Staat zu fahren und denselben dann doch zu beschreiben, wie uns Dr. M. in R. seiner Zeit so sinnreich von Einem erzählte, habe ich noch nicht gelernt. Mit dem Morgen fuhren wir in das breite und in dieser Jahreszeit gar zu trockene Sacramentothal hinab bis Sacramento, der Regierungstadt des Staates Californien. Hier begegnete mir wieder ein unbergeflisches Erlebnis, eine Kleinigkeit an sich, und doch unbergeflisch; ich mußte nemlich hier fünfzehn Cents für meinen Kaffee bezahlen



Westufer des Green River.



Devil's Gap.



und bekam meinen Becher kaum halb voll, während ich sonst auf der ganzen Reise für zehn Cents so viel bekam, als der Becher nur halten mochte. Schon vor acht Jahren machte ich eine ähnliche Erfahrung hier, nemlich daß Sakramento der theuerste Ort an dieser Bahn ist für den Reisenden.

Nach dem Frühstück fahren wir das flache, breite Thal abwärts. Rechts und links liegen ausgedehnte Felder „weiß zur Ernte,“ und weiden Heerden, wo doch kein Grün zu sehen ist; aber man jagt hier, das dürre Gras sei nahrhafter als das grüne. Es regnet nemlich hier in den Sommermonaten nicht, und so trocknet das Gras, ohne seine Nährkraft zu verlieren. Bei Beacia gehen wir mit sammt Zug und Allen auf „dem größten Fährdampfsboot“ über den breiten Sakramentosfluß, fahren in raschem Lauf an demselben und dann an der Bucht von San Francisco hinab, bis wir endlich in dem schönen Oakland, der aristokratischen Vorstadt San Francisco's, ankommen, und eine halbe Stunde später mit dem Fährboot in S. J. selbst. Aber diesmal nur für kurzen Aufenthalt. Erst in San Jose findet der müde „Wanderer“ den Ort der Ruhe.

Eigentlich auch nicht den Ort der Ruhe, denn solchen gibt's auf Erden für die Lebenden nicht, wohl aber einen Ort zum ruhen von der Reise und von der Arbeit und Mühe unseres Berufs. Das Vaterhaus im Himmel, der Thron des ewigen Königs, ist der Ort der Ruhe für die Auserwählten und das Volk Gottes. Dem Müden schmeckt die Ruhe süß.


In San Jose, sowie überhaupt in diesem breiten Thal, ist's ausnehmend schön, so schön und auch so gesund, daß Viele, die es vermögen, die Abendstunden ihres Erdenlebens hier zubringen. Aber auch hier ist keine „bleibende Stadt.“ Einstweilen machen wir denn auch Halt und finden bei alten Bekannten den herzlichsten Empfang und eine angenehme Pilgerheimath. Mit ihnen werden dann auch die unvergeßliche Vergangenheit und die gehoffte Zukunft besprochen, und wir freuen uns der einen und der anderen; denn wir sind nun Gottes Kinder, was wir einst nicht waren. Bis hierher hat uns Gott geholfen und hat Alles wohlgemacht; aber es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir Ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist.

## Die Waldkreuzung.

Erinnerungen aus dem Leben im canadischen Winterwald.

Vom Editor.

### 8. Schwere Tage.

 Minna ließ die Zügel auf den Rücken des Pferdes fallen, und gab sich für kurze Zeit dem bunten Gewirr von Gedanken hin, die ihren Kopf durchkreuzten. Aber sie vergaß auch nicht, an den lieben Heiland zu denken, der verheißen hat, alle Tage bei den Seinen zu sein, bis an der Welt Ende. Sie richtete ihren Glaubensblick durch die hohen, starren Gipfel der Bäume empor zu Gott und seufzte aus tiefstem Herzensgrunde für ihren lieben Vater und für sich selbst, daß er sie doch glücklich durch diese schwere Prüfung hindurch führen und ihnen Beiden helfen möchte, wachend und betend zu sein. Als sie so einsam dahin ritt, schien es ihr, als sei jeder Schritt ein leises Gebet — so abhängig fühlte sie sich eben jetzt von dem himmlischen Vater droben. Der Weg war natürlich nicht gebahnt, indessen der Schnee zufällig nicht sehr tief und dann hatte ihn das anhaltende Thauwetter auch sehr erweicht. Das alte Pferd — Minnas Liebling — schien diesmal sehr gut zu wissen, wen es eigentlich auf seinem Rücken trage. Außerst vorsichtig schritt es vorwärts und verdoppelte nur dann seinen Gang, wenn es fühlte, daß es unter seinem Fuße nicht wollte. Es war schon eine Stunde nach Mittag, als Minna endlich der Station ansichtig wurde, und so faßte die kleine Wanderin frischen Muth, durfte sie doch hoffen, den Rückweg in der Gesellschaft des Arztes machen zu können, und wäre auch die Nacht über sie hereingebrochen, sie hätte sich nicht im Mindesten gesürchtet.

Sonderbar aber wahr, daß der Arzt auch abwesend sein könne, das war keinem der redseligen Hinterwäldler, am wenigsten der Minna, in den Sinn gekommen. Als ihr deßhalb diese Thatsache angezeigt wurde, war sie eben so erstaunt als ungehalten. Die Frau Doktorin theilte ihr auf Befragen mit, daß sie ihren Mann spätestens noch vor Sonnenuntergang zu

Hause erwarte, und daß er unzweifelhaft mit ihr gehen werde, falls sie sich bemühen wolle zu warten.

So geschah es denn, daß Minna unter Umständen es fürs Beste hielt, ihren lieben Vierfüßler unter „Dach und Fach“ zu bringen und geduldig der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Daß dieses für sie eine schwere Aufgabe war, dürfte nicht schwer zu begreifen sein. So nahm sie denn Platz in dem kleinen „Studio“ des alten Landphsikus, setzte sich an das Fenster und schaute hinaus auf die einzige Straße des kleinen, einsamen Städtchens für drei lange Stunden. Und was dann? Dann kam ein Bote vom Arzt, mit der Nachricht, daß ihn unvermeidliche Hindernisse zurückgehalten hätten, und daß er wohl oder übel da, wo er sei, die ganze Nacht verbleiben müsse, wolle aber früh am Morgen in den Winterwald kommen, und — setzte er hinzu — die wartenden Personen müssen bis dorthin bleiben, da er den Weg zur Hütte nicht wisse. Arme Minna!

Die Frau des Arztes — eine brave, alte Dame — hatte das größte Mitleid mit dem Mädchen, suchte dasselbe zu trösten und sagte ihr, sie sei herzlich willkommen bei ihr zu bleiben bis zum Tagesanbruch. Allein es war für Minna ein fast unerträglicher Gedanke, ihren Vater bis dahin im Elende zu lassen, noch irgend welche Kunde von seinem Befinden zu erhalten, bis dann.

Sie lernte jedenfalls eine heilsame Lektion, nemlich diese, daß auch das aller schönste Heim von geringem Belang sei, falls dessen Bewohner sich nichts weniger als glücklich fühlten. Die alte Dame überwies ihr ein schöneres Zimmer, als sie je zuvor in ihrem Leben inne gehabt hatte. Sie hatte sogar das Vorrecht, in einer Wallnuß-Bettstelle, mit weißen Vorhängen schlafen zu dürfen; allein sie wälzte sich längere Zeit unruhig auf dem weichen Lager hin und her und wünschte sich in dem



bescheidenen Stühlen hinter dem Vorhang in ihrer Hütte. Endlich übermannte sie doch die Müdigkeit und ein sanfter Schlummer ließ sie ihre Noth vergessen. Sie erwachte erst bei Tagesgrauen durch das Geräusch rollender Räder und den Ton einer starken Mannesstimme. Flugs sprang sie auf, schaute zum Fenster hinaus, und gewahrte zu ihrer nicht geringen Freude, daß es der Arzt sei.

So eilte sie denn, sobald sie angekleidet war, die Treppe hinab und fand den alten, härtigen Kunden bereits eifrig an der Arbeit, seinen Morgenimbis zu sich zu nehmen. Er hieb kräftig drein, denn die lange Nachtwache und die rauhe Fahrt hatten ihm einen beneidenswerthen Appetit verschafft. Ohne Zögern versprach er der Minna mit ihr zu gehen, und war zudem so liebevoll zu der kleinen Gelbin, daß sie sich in ihrem Glend wirklich recht aufgenuntert fühlte. Ja, ein Arzt — so wie dieser Alte da — verbreitet viel Freude und Sonnenschein in seiner Umgebung.

Gegen zehn Uhr ging's denn nach dem Urwahl zu, versteht sich, voraus Minna auf ihrem treuen „Bill“ und rasch hinterher folgte der Dorfarzt. Laßt mich euch hier melden, daß Minna in späteren Jahren ihres Lebens auf diesen Ritt mit großer Befriedigung zurückschaute. Ihr schien derselbe, wie eine Dase in der Wüste. Und in der That, der gute alte Doktor verstand es, ihr aus dem Schatz seiner Erfahrungen Dies und Jenes mitzutheilen; und sprach auch zu ihr von der großen Liebe unseres Heilandes, so lange und so herzlich, bis es ihr schien, sie befände sich an der Pforte des Himmels.

Zwischen hinein hatte Minna ihm auch manchen Gedanken ihres kleinen Herzens anvertraut, nemlich: wie sie oft mit ihrer Lage so unzufrieden gewesen sei und dem lieben Gott lange nicht fest genug vertraut habe und dergleichen mehr.

„Das wußte ja der liebe Gott Alles, und hat darum auch Mitleid mit dir gehabt, liebes Kind,“ sagte der Arzt. „Er hat dir hinlängliche Erkenntnisse verliehen, daß du wohl wissen mußt, wie sicher und wie gut es ist, ihm in allen Tagen unseres Lebens zu vertrauen.“

„Könnte ich das nur immer,“ entgegnete sie.

„Du kannst es, wenn du nur ernstlich willst, glaube mir, daß dir Alles, was er anordnet, zum Besten dienen muß.“

„Aber ich kann kaum glauben, daß sich der liebe Gott so für mich Arme interessirt,“ gab das Kind zurück.

„Und denkst du, Minna, daß sich unser Heiland nicht für die beiden Schwestern — Martha und Maria — in Bethanien interessirt? Wie sehr liebte er es, dort Besuche zu machen. Und meinst du nicht, daß er sich ebensowohl um ihre Familienverhältnisse kümmerte? Wenn nicht, glaubst du die Martha hätte zu ihm gesprochen, so wie sie wirklich hat?“

„Wohl, aber diese liebte er sehr,“ sagte Minna.

„Und kanst du auch nur eine Sekunde zweifeln, daß er dich nicht ebenso liebt, wie Jene, da er doch auch für dich gestorben ist?“

Endlich schien es ihr, als könne sie unmöglich je wieder zweifeln, und ihr Herz fing an ganz freudig gestimmt zu werden, je mehr der Weg zwischen ihnen und dem verwundeten Vater langsam abkürzte. Auf einmal konnte man die Klärung gewahren, und Minna erkannte deutlich eine Figur in der Thüre der Hütte, die ängstlich auf ihre Ankunft zu harren schien. So gab sie denn dem getreuen „Bill“ einige sanfte Küsse in die Rippen, und in einem Nu hielten sie vor dem bescheidenen Hüttlein.

„Was macht der Vater?“ war die erste Frage.

„Ist sehr um dich bekümmert und hat große Schmerzen,“ antwortete die Nachbarin. „Ist das der Arzt?“

„Ja, wohl; ich war genöthigt auf ihn zu warten. Bitte, treten Sie ein, Herr Doktor,“ setzte sie hinzu, als dieser näher kam.

Nun folgte eine qualvolle halbe Stunde, indem der Arzt das beschädigte Körperglied besichtigte und verband. Minna wich auch keinen Schritt, obgleich jeder Seufzer ihres Vaters ihr wie ein Stich durchs Herz zu gehen schien. Als der alte Herr seine schwierige Aufgabe gelöst, trat er vom Bett zurück und seine Brillenscheibe in der Hand, begann er — wie das Aerzte ja immer thun — als Schlußact nun die nöthigen Vorschriften und Vorsichtsmaßregeln vom Stapel zu lassen.

„Wird wohl eine äußerst langsame Affaire werden,“ meinte er, und ihr müßt probiren, euch recht in Geduld zu fassen. Und wenn der Kranke sich ganz still hält und erlaubt Minna Alles zu thun, was unter Umständen nöthig ist, so sehe ich durchaus keinen Grund, warum der liebe Patient nicht in einem Monat, höchstens in sechs Wochen gesund und wohlauf sein dürfte. Aber bedenkt, daß falls er sich irgendwie unnöthige Sorgen macht, so muß das die Sache hinauszulängern.“

Es ist doch sehr gut, daß der liebe Gott unsern forschenden Blicken die Zukunft mit allen Ereignissen, die sie in ihrem Schooße birgt, verschlossen hat. Es war besonders gut für unsere braven, heimgesuchten Hinterwäldler. Minna begann ihre Aufgabe mit einem muthigen Herzen und im Vertrauen auf den Herrn Jesum; allein sie fand doch, daß die Pflege eines solchen Kranken wirklich keine Kleinigkeit, ja für sie ein riesiges Unternehmen war. Indessen kam sie im Grund besser durch, als sie sich vorgestellt hatte. Sie war entschlossen ihres Vaters Herz für den Herrn zu gewinnen, und die herrlichen Bibelabschnitte, die sie dem Kranken je und dann vorlas, versprachen Frucht zu tragen zum ewigen Leben.

Leider entgingen ihr, wegen der vielen häuslichen Pflichten und der beständigen Aufmerksamkeit, die sie dem lieben Vater zuwenden mußte, manche gute Gelegenheit. Aber das Schlimmste von Allem war — und das dürfte kaum ein Wunder sein — daß sich der Kranke wegen der vielen Arbeit im Schlage große Kümmernisse zu machen schien. Es war bereits Ende Februar, und bis gegen April gingen sie gewöhnlich ins Städtchen zurück. Das Holz war gefällt, aber größtentheils noch ungespalten — genug zu thun für einen Mann für vier volle Wochen; und zudem mußte das Holz auch noch an die Bahn „geführt“ werden. Das gab dem kranken Neumann viel zu denken. Wer schon in ähnlichen Umständen war, kann sich die Sache leicht vorstellen. Zwar sprach er davon nicht mit Minna, allein an seiner Unruhe und seinen ängstlichen Gesichtszügen konnte diese leicht erkennen, daß ihm etwas auf seinem Gemüthe lag. Und dann wurde der Patient eher schlimmer als besser, und so sann Minna Tag und Nacht, ob es nicht einen Weg gebe, ihren Vater dieser Sorge zu entbinden.

Eines Abends, nachdem sie längere Zeit schweigend dageessen und die schweren Seufzer aus der beklommenen Brust des Kranken sich entringen gehört und ernstlich über einen Ausweg nachgesonnen hatte, sagte sie plötzlich:

„Vater, meinst du nicht, da du dich jetzt schon so leidlich zu regen im Stande bist, du könntest mich durch den Tag entbehren?“

„Ich denke das wäre möglich,“ gab er etwas erschrocken zurück; „aber wo könntest du denn eigentlich hingehen wollen?“

„Ich dachte daran, die Fuhrer selbst zu treiben und das Holz an die Bahn zu bringen, um die Arbeit dadurch zu beschleunigen, indem es schon so rasch dem Frühling zugeht.“

Neumann äußerte auch kein Wort.

„Was denkst du von meinem Vorschlag, Vater?“

„Könntest du's wohl thun, lieb' Kind?“

„Sicherlich könnte ich, Vater; nur würde es mich von dir weg halten.“

„Ich wollte dich schon entbehren, aber wie kann ich von dir fordern, eine solche Arbeit zu thun?“

„Du hast es ja nicht begehrt, Vater, ich habe mich aus freien Stücken dazu willig erklärt.“

„Ich verdiene das nicht, Kind.“ — — — Neumann brach in einen Strom von Thränen aus, und Minna mußte ans Bett treten und ihn beschwichtigen.

„Wer hat dir das in dein Herz gegeben, so viel für mich zu thun, Minna?“ sagte Neumann nach einer Weile.

„Wer könnte es wohl anders sein, als unser lieber Heiland Jesus Christus,“ antwortete Minna sanft.

„Ich verstehe dich nicht, Kind. Wie kann er dich das lehren?“

„Theurer Vater, überlege nur für einen Augenblick. Er liebte uns so sehr, daß er sein Leben für uns am Stamme des Kreuzes opferte. Und er lehrt uns nun in seinem Wort, daß

Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben sollen. Vater, theurer Vater! wie wünschte ich doch, daß du ihn lieben könntest, wie ich ihn lieb habe. Erst dann wüßtest du, was es ist, zu glauben.“

Neumann holte schwere Seufzer. „Kann für mein Leben nicht sehen, was du meinst, Kind, aber Welten würde ich dafür geben, wenn ich könnte.“

Minna's Herz hüpfte vor Freude. „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden. Du hast diese Verheißung, Vater,“ sagte sie ernstlich.

Und nun that sie, was sie sich nie zuvor zu thun gewagt hatte: sie kniete nieder und betete an der Seite ihres Vaters. Es war zunächst ein Gebet um die göttliche Leitung, um Kraft, und dann folgte Dankagung, so ernstlich, so inbrünstig, daß Herr Neumann sich nicht erwehren konnte, dem Wunsche Ausdruck zu geben, er möchte doch auch so gerne an den theuren Herrn Jesum glauben, dessen Liebe alle Erkenntniß übersteigt.

Und im Hinblick auf diese Liebe schienen ihm fortan alle Beschwerden, Entbehrungen und die Einsamkeit auf seinem Krankenlager als etwas ganz Geringes. (Fortf. folgt.)

## Der Prediger und der Räuber.

Es pät im Herbst 1860, in der Nacht vom Freitag auf Samstag war's, als der presbyterianische Pastor eines Städtchens am Hudson noch ruhig in seinem Studirzimmer saß, beschäftigt, sich auf seine Sonntagspredigt zu bereiten, und so vertieft in seine Arbeit, daß er das Hinstreichen der Zeit nicht bemerkte. Mitternacht kam und ging vorüber, und noch arbeitete er fort. Einen Augenblick ruhend, sah er auf und gewahrte plötzlich die Gestalt eines gewaltig gebauten Mannes, der auf den Pastor blickte, als warte er auf einen günstigen Moment, ihn zu unterbrechen.

Der Prediger, obgleich erstaunt, ermannte sich jedoch sofort und ersuchte den Eindringling, sich zu setzen, was dieser ganz mechanisch annahm. „Mag es mir erlaubt sein, mich um Ihr Anliegen zu erkundigen in einer so späten Stunde?“ sprach der Prediger.

„Meine Absicht ist zu rauben; bei der ersten Bewegung, die Sie machen, Alarm zu schlagen, sind Sie ein verlорener Mann. Sie haben Silber im Hause und etwas Geld, ich will dasselbe borgen, und nehme diese Gelegenheit wahr, dasselbe zu bekommen,“ sagte der Fremde.

„Sie sind frei,“ antwortete der Pastor, „und ich schätze die Offenheit, obgleich ich Ihren Beruf höchst bedauere.“

„Räuberei, mein Herr, ist nicht mein Geschäft, aber ich bin arbeitslos, meine Familie hungert, ich bin zu dieser Nothwendigkeit getrieben. Ehe ich meine Kinder verhungern sehe, würde ich zehn solchen, wie Sie, das Leben nehmen, wenn dies denselben Brod verschaffen könnte.

„Ich kann Ihr Gesicht nicht erkennen,“ sagte der Pastor, „aber ich halte Sie für einen Mann von guter Erziehung und mit einem menschlichen Herzen.“

„Nun, nun,“ sagte der Mann ungeduldig. „Sie müssen nicht hoffen, durch eine Unterhaltung Zeit zu gewinnen. Sie wissen mein Geschäft,“ fuhr er fort, sich dem guten Manne nahek.

„Ich verpfände Ihnen mein Wort als Christ, daß ich weder

Alarm schlagen, noch Ihnen etwas wortenthaltend werde, was Sie im Hause verlangen; sind Sie so gut und setzen sich.“ Der Räuber, auf's neue beruhigt, setzte sich wieder.

„Nun, seien Sie offen!“ sagte der Prediger, „ist dies bloß ein Vorwand, oder ist Ihre Familie wirklich dem Verhungern nahe?“

„Meine Familie, mein Herr, ist in dem Zustande, wie ich gesagt habe. Mein Weib ist krank und meine Kinder machen mich wild mit ihrem Schreien nach Brod.“

Der Prediger, von der Wahrhaftigkeit des Mannes überzeugt, sprach: „Ich habe 100 Dollars, die mir heute von den Vorstehern, von denen, wie ich vermute, Sie das gehört haben, bezahlt wurden. Ich habe etwas silberplattirtes Geschirr, das meiner Frau geschenkt wurde, als sie Braut war. Wenn Sie das Silber verschonen, dann will ich Ihnen die 100 Dollars und noch 20 mehr geben, die ich zurück gelegt hatte, um meine Frau am Jahrestag unserer Hochzeit zu überraschen.“

„Nun, das thun Sie, aber schnell, denn ich muß fort!“

„Treten Sie hieher!“ sagte der Pastor, „ich muß Ihnen ein Bild zeigen.“ Der Mann folgte, und der Prediger öffnete eine Nebenthür und stand einen Augenblick still, als wenn er die Scene betrachtete. „In jenem Zimmer schlummert die Mutter dieser Kinder,“ sagte er, während er auf einen Knaben und ein Mädchen deutete, die in einem niedrigen Bette im mittleren Zimmer lagen.

„Sie fühlt sich ohne Zweifel ganz sicher, weil der heilige Beruf ihres Mannes sie selbst und ihre Kinder schützen wird. Das Geld, das ich Ihnen geben werde, versorgt diese Familie mit dem, dessen Sie unglücklicherweise so sehr bedürfen. Hier ist das Geld!“ sagte der Prediger, die Thür schließend und eine Rolle Noten aus dem Schranke nehmend, der Räuber erhaschte es, drehte sich, stand stille und drehte sich wieder.

„Herr,“ sagte er, den Prediger anredend und die Halbmaske abziehend, die einen Theil seines Angesichts bedeckte, „dieses



Geld brennt in meinen Händen, ich kann es nicht behalten.“ — „Warum nicht?“ fragte der Prediger. — „Ich denke an jene Kinder,“ nach der Thüre deutend. „Solche wie diese trieben mich zur That, die ich ausführen wollte, aber ich fürchte, das Brod, auf diese Weise bekommen, möchte sie ersticken.“

„Nun gut,“ sagte der Pastor, „ich denke, wir können das machen. Hier sind 25 Dollars, die ich ihnen leihen will, die werden einstweilen ausreichen für Ihre kleine Familie. Das Zutrauen, das Sie mir geschenkt, indem Sie Ihr Gesicht entblößt haben, soll kein vergebliches sein, ich werde Sie nicht verrathen; nehmen Sie das Geld, und sprechen Sie morgen vor, ich bin der Zuvorsicht, daß ich ihnen Arbeit verschaffen kann.“

Der starke Mann brach in Thränen aus und die Hand des Predigers ergreifend, sagte er: „Sie haben mich gerettet, Herr! Wäre mir die That gelungen, die ich heute Nacht versuchte, so wäre vielleicht Räuberei meine Beschäftigung geworden, und meine Kinder — die Kinder eines Mörders.“

Instinktmäßig folgte er dem Prediger, der niederkniete, um Gott Dank zu opfern, daß er einen Unglücklichen vor Sünde bewahrt, und jedes Wort von jenem Gebet schlug Wurzel in des Mannes Herz; ein nützlicher Bürger und ein ernster Christ war die Frucht der Erfahrung des Räubers in dem Gemache des Predigers.



## Leuchtbaken.

In den Schiffer vor den Gefahren zu warnen, welche ihm an Stromufern und Meeresküsten von Untiefen oder Klippen drohen, bedient man sich seit alten Zeiten gewisser meist schwimmender, weithin sichtbarer Vorrichtungen, welche man Bojen (Bujen) oder Baken nennt. Früher verwandte man dazu Holzklöße oder Maststücke, die man mit Stricken an versenkten großen Steinen oder geborstenen Kanonenrohren befestigte. Gegenwärtig bestehen diese Bojen oder Baken theils aus Tonnen, noch häufiger aber aus großen, kunstgerecht geschmiedeten Hohlkugeln von Eisenblech, denen man, um dadurch recht augenfällig die linke oder rechte Seite des Fahrwassers zu bezeichnen, auf beiden Seiten verschiedene Gestalt oder Farbe (z. B. schwarz oder weiß) gibt.

Diese Hohlkugeln werden mit Ketten und Ankern befestigt, um dem Wogenschlag, Eisgang u. hinreichend widerstehen zu können. Die äußerste meerwärts gelegene Bafe oder Boje wird immer besonders auffallend bezeichnet, wie z. B. die bekannte „rothe Tonne,“ welche den äußersten Punkt der Abmündung, die „Abfertonne,“ welche den Eingang des Jähdebusens markirt. Viele dieser Bojen an den gefährlichsten Stellen der Küste sind mit Laternen und Spiegeln, oder irgend einer anderen wirksamen Leuchtvorrichtung versehen, um auch bei Nacht ihren warnenden Zweck zu erfüllen, und heißen dann Leuchtbaken oder Lichtbojen. Wieder andere tragen Glocken auf Glockenstühlen, um vom Wogenschlag betvegt durch ihr Geläute die nahenden Schiffe zu warnen. Die

Leuchtbaken aber gehören zu den wirksamsten derartigen Signalvorrichtungen, und wir geben hier die Ansicht einer solchen Leuchtbake, wie sie in der Nordsee und an den Küsten von Großbritannien und Frankreich üblich sind. Die schwimmende mächtige Hohlkugel aus Eisenblech trägt ein Gerüst von solid angenieteten mit Eisenstangen, auf deren mittlster eine das Gestell überragende Laterne mit Petroleumlampe und Spiegelvorrichtung befestigt ist. Diese Laternen werden, wie unsere Illustration es veranschaulicht, allabendlich von den unter dem Bakenmeister stehenden Leuten angezündet, was bei

heftiger See und stürmischem Wetter eine mühsame und gefährliche Arbeit ist. Das Quantum an Leuchtmaterial ist so berechnet, daß es der Länge der Nacht in den verschiedenen Jahreszeiten genau entspricht, und die Lampe ist so eingerichtet, daß sie nicht durch Sprühschaum, Wind oder Schwanken ausgelöscht werden kann. Der Unterhalt dieser Leuchtbaken und der Bojen überhaupt wird mit dem Baken- oder Tonengelb bestritten, welches der Bakenmeister von den vorbeisegelnden Schiffen erhebt.

## Das schwarze Kästchen.

(Von D. J.)

**I.**  
Eine sternhelle Nacht war über dem Flecken Tiefenau aufgegangen, und der Nachtwächter hatte mit seinem Horn eben die Mitternachtsstunde abgesagt; Lichter brannten nicht mehr in den Häusern, die Hofsunde schliefen in ihren Hütten, und der Hahn hatte seinen Kopf unter seine Flügel gesteckt. Bloß durch das Fenster eines mit Wein bekränkten Hauses, nahe am Ende des Fleckens, schimmerte noch ein schwacher Lichtglanz.

In einem reinlichen Zimmer, vor einer alterthümlichen Kommode, die viele Kästen und Fächer hatte, stand eine noch junge Frau, die Wittive des Schullehrers, der vor fünf Jahren gestorben war. In der linken Hand hielt sie ein Licht, das mit seinem flackernden Scheine ihr Antlitz beschien, welches die Spuren größten Kummer verrieth; mit der rechten Hand öffnete und durchsuchte sie eifrig und sorglich Kästen um Kästen und Fach um Fach. Nachdem sie wohl zehnmal jeden Gegenstand um und um gewendet hatte, und als all' ihr Suchen vergeblich zu sein schien, setzte sie die Lampe nieder, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und seufzte laut.

„Mutter, liebe Mutter, was fehlt dir?“ rief eine liebliche Stimme aus dem anderen Ende des Zimmers hinter den Bettvorhängen hervor, die zu gleicher Zeit weggeschoben wurden, und das gedankenvolle Gesicht ihres ältesten Kindes, ihrer Tochter Elisabeth, schaute heraus.

Die Mutter zog schnell ihre Hände vom Gesicht. „Leg' dich doch schlafen, Elisabeth,“ sagte sie, indem sie ihrer Stimme den gewöhnlichen Ton zu geben suchte, „du kannst mir schwerlich helfen.“ „Denkst du aber,“ sagte das Kind, „daß ich schlafen kann, wenn du in solcher Trübsal bist? Die ganze Zeit über war ich wach, und jede Stunde sahst du betrübter und betrübter aus. Sag' mir doch, bin ich nicht schon ein ganzes Jahr im Katechismusunterricht gewesen, und soll ich nicht nächste Ostern confirmirt werden? Ich darf doch wohl auch erfahren, was dich so drückt?“ — „Du hast Recht und mußt es auch erfahren, denn nach übermorgen kann es nicht mehr verheimlicht werden,“ sagte die Mutter, indem sie zugleich einen Seitenblick auf das andere Bett warf, in welchem ihre beiden Knaben süß schlummerten, in glücklicher Unkenntniß dessen, was übermorgen sie treffen sollte. Dann setzte sie sich an die Bettseite zur Tochter und stich ihr Haar zärtlich. „Elisabeth,“ fuhr sie fort, „übermorgen haben wir kein Haus mehr, denn das Haus und alle Habe gehört einem Anderen, wenn ich nicht vorher das kleine, schwarze Kästchen finde.“

Die Tochter saß wie ein Schreckbild im Bett auf. „Was! liebe Mutter,“ sagte sie, „ich verstehe dich nicht! Hat denn nicht der Vater das Haus bauen lassen, und hat er nicht gesagt, als es fertig war, jetzt hätten wir unser eigenes Haus und sollten es haben, selbst wenn er gestorben sei?“ — Die Mutter nickte mit dem Kopfe. „Ja, das that er, und Gott weiß es auch, es ist unser, ich kann es aber nicht beweisen. Unser seliger Vater fühlte es, daß er nicht alt werden würde, und unsere Zukunft war seine Haupt Sorge. Der Vater unseres jetzigen Amtmanns war sein Freund, und ein wahrer, denn er half mit Rath und That. Er kaufte ihm unseren Garten und den Bauplatz für unser Haus und streckte ihm außerdem noch Geld zum Bauen vor. Und wie hat unser Vater gearbeitet und gespart, um den Bienenstand einzurichten, der durch Gottes Gnade so einträglich gewesen! Von Jahr zu Jahr wurde die Schuld kleiner, und ehe noch drei Jahre vergangen waren, kam er einmal eines schönen Sommertages Abends heim vom alten Amtmann mit einem vor Freude glänzenden Gesichte; der letzte Heller der Schuld war bezahlt worden, und das Haus und der Garten waren jetzt unser. Ich selbst sah, wie er die Quittung in das kleine, schwarze Kästchen legte, worin auch unser Trauschein und andere Papiere aufwahrt waren, und wie er es in den dritten Kasten der alten Kommode stellte, wo es immer gestanden. Allein der Tag war einer der letzten glücklichen Tage, die wir zusammen verlebten; im nächsten Jahre starb unser Vater, und dann kam die Trübsal mit unserem armen Großvater, der nach einer schweren Krankheit so kindisch wurde.“

„Wenn ich nur wüßte,“ — mit dem Ausruf unterbrach sie plötzlich den Gang ihrer Rede, — „was mir unser Großvater in seiner letzten Stunde sagen wollte. Bei Verstand schien er eine Weile zu sein, er konnte aber nicht mehr sprechen und vergeblich versuchte er, ein Wort hervorzubringen. Ihm war, Gottlob! die große Sorge erspart, die wir jetzt haben müssen. Vor einem Vierteljahre kam der jetzige Amtmann zu mir, zeigte mir die unbezahlte Rechnung auf das Geld, das sein Vater vor vielen Jahren uns geliehen hatte zum Hausbau. Ich sagte zu ihm: Die Rechnung ist bezahlt; ich will Ihnen die Quittung zeigen, und ging zur Kommode, um das schwarze Kästchen zu holen. Zu meinem Schrecken fand ich es aber nicht, und obgleich ich in allen Ecken und Enden im Hause darnach gesucht, habe ich es bis jetzt noch nicht gefunden. Der Amtmann, der uns nie freundlich gesinnt war, wollte nicht glauben, was ich sagte, er ging zum



Advocaten und — trotz meiner Erklärung, ich wollte darauf schwören, daß das, was ich sagte, wahr sei — hat man nicht auf mich gehört. Ich konnte die Quittung nicht vorzeigen, und die Rechnung sprach gegen mich. Der Amtmann verlangt die Bezahlung des Geldes mit all' den Zinsen, die wir von der Zeit her darauf schuldig sind, und übermorgen kommen die Gerichtsbeamten und wollen unser Haus, Garten, Hausgeräthe und alles verkaufen. Wir müssen alles hingeben, um die Schuld zu decken. Uebermorgen sind wir heimatlos."

## II.

Die helle Morgensonne schien über Tiefenau und durch das Blätterdach eines nahen Waldes, in dem drei Kinder auf den Moosspaden dahin wanderten. „Nimm deine beiden Brüder mit in den Wald, Lisbeth, ich kann die kommende Stunde besser allein ertragen," hatte die Mutter nach dem Frühstück gesagt, und ob Lisbeth zwar lieber daheim geblieben wäre, rief sie doch die zwei Knaben und ging. „Nehmt einen Korb mit, wir wollen Erdbeeren für die Frau Pastorin suchen," sagte sie, und Hans, der ältere, rannte davon, um einen zu holen; der kleine Fritz aber sagte geheimnißvoll: „Denk dir, Lisbeth, Amtmanns Nikolaus sagt, sein Vater käme heute her und nähme uns unser Haus und Garten, und alles, was uns gehört; der muß aber doch lügen, nicht wahr?" und sah dabei seiner Schwester forschend ins Gesicht. „Nein, Fritz, das ist keine Lüge; aber Nikolaus that Unrecht, dir davon etwas zu sagen." „Es ist keine Lüge?" fragte Fritz noch ernsthafter werdend, „er soll aber doch meine neue Tafel und mein Kaninchen nicht haben!" Mit diesen Worten sprang er davon ins Haus, um die Tafel zu holen und in den Stall, und indem er das kleine Thierchen auf den Arm nahm, war er bald wieder an seiner Schwester Seite. „So, Lisbeth," rief er ganz getröstet, „laß uns jetzt gehen. Er kann sie nun nicht kriegen." — So gingen die drei Geschwister auf dem alten, bekannten Wege zusammen in den Wald, freilich nicht so lustig und fröhlich wie gewöhnlich. Hans guckte rechts und links nach reifen Erdbeeren; der kleine Fritz fand die Tafel und das Häschen zum Tragen so schwer, und das Herz von Lisbeth war von Kummer voll. Sie schritt schweigsam und gedankenvoll dahin, blieb mit den anderen stehen und ging weiter, ohne zu beachten, was um sie herum oder über ihr vorging, während sie sonst in ihrer Fröhlichkeit oft zum Himmel geblickt und die Schäfchen am Himmel zu beobachten pflegte.

Sie bemerkte also auch nicht, daß die Sonne sich verfinstert hatte, daß dunkle Wolken am Himmel herausgezogen waren, daß der Wind in den Aesten der Bäume rauschte, bis ein greller Blitz den Wald erleuchtete, und der Donner in der Ferne rollte. „Ein Gewitter," rief Lisbeth aus, indem sie ausblickte, „und ein recht schweres, und wir sind so weit von Hause!" — Es fing an zu regnen; anfänglich wurden die Regentropfen von dem dichten Laub aufgehalten, doch nicht für lange Zeit. Lisbeth sah ängstlich auf die Knaben, welche in ihren leinenen Jacken so weit von jedem schützenden Dache weg waren. „Komm' her, Fritz," sagte sie auf einmal, „laß mich meine Schürze auf deinen Kopf binden."

„O, ich weiß was," rief Hans plötzlich aus, „ich weiß was. Hier, gerade links, ungefähr hundert Schritt von hier, ist ein geschützter Platz und wenn es auch wochenlang regnen sollte, so sind wir doch dort im Trocknen. Komm, Lisbeth, komm schnell, Fritz."

Lisbeth trug die Tafel; Fritz, sein Häschen sicher unter seiner Jacke versteckt, rannte hinter seiner Schwester her und

Hans zeigte den Weg. Sie wandten sich seitwärts in den Wald, gingen schneller und schneller, denn jetzt regnete es sehr stark; die schweren Tropfen fielen raschelnd von den Bäumen auf das dürre Laub, das seit Jahren auf dem Boden lag. „Dort ist es," rief Hans, auf eine große, hohle Eiche zeigend, die am Rande eines Abhangs stand. Die Kinder kletterten hinunter und befanden sich vor einer großen Höhle, deren Dach von den dichten Wurzeln der Eiche gebildet wurde, und die ihnen hinlänglich Schutz bot. Sie krochen hastig hinein und selbst Lisbeth war, trotz ihres Kammers, froh über das schützende Dach. „Das war das Sommerhaus des armen, kranken Großvaters," sagte Hans, „ich durfte es aber Niemand sagen; jetzt darf ich es." „Großvaters Sommerhaus?" wiederholte Fritz verwundert. „Ja, es ist wahr," bestätigte Hans. „Letzten Sommer einmal, als ich Erdbeeren suchte, fand ich diese Höhle, und beim Hinunterklettern hörte ich ein Geräusch in derselben. Es ist vielleicht ein Fuchs, dachte ich; ich warf einen scheuen Blick hinein und sah Großvater, wie er Steine aufeinander setzte, die er sich hergetragen, um sich einen Sitz zu machen." Mit diesen Worten berührte er die kunstlos aufgeführte Sitzbank, auf welcher er und Fritz saßen. „Der Großvater war ganz erschrocken, als er mich sah, und hieß mich ihm versprechen, Niemanden etwas zu sagen, daß ich ihn hier angetroffen. Böse Leute im Städtchen, meinte er, müßten es sonst hören und ein großes Unglück könnte daraus folgen." „Lisbeth, gib mir die Tafel, ich will für Fritz etwas malen." „Ja, ein Haus für Mutter," sagte der kleine Fritz, „und einen Stall fürs Häschen."

Lisbeth hatte alles gehört, was Hans gesagt. Als die Knaben aber still waren und von ihrer Unterhaltung ganz eingenommen, gingen ihre Gedanken traurig zur Mutter daheim. Was mochte jetzt dort geschehen? In ihrer Einbildung hielt sie mit den Vorgängen zu Hause Schritt. Die Gerichtsbeamten waren dort, die Mutter ging mit ihnen durch das ganze Haus, in den Garten und den Schuppen und zeigte ihnen alle ihre geringe Habe, welche, so klein sie auch war, doch die Arbeit und Sparsamkeit mancher Jahre darstellte. Binnen kurzem sollte alles einem Fremden gehören. Sie würden dann heimatlose Bettler sein, gerade wie die Mutter gesagt. Unter diesen Gedanken wurde ihr Herz so beklommen, daß sie nicht länger in der beengten Höhle bleiben zu können glaubte. Sie schlug ihr Oberkleid über den Kopf und trat hinaus. Große Tropfen fielen ihr auf den bloßen Arm, den sie ausstreckte, um zu merken, ob es noch regne. Sie hörte es nicht mehr donnern, und der blaue Himmel war schon wieder durch die Bäume sichtbar. Sie ging nicht wieder in die Höhle hinein, denn das gedankenlose Spiel ihrer Brüder quälte sie in ihrem Kummer. Sie begleitete in Gedanken ihre Mutter Schritt für Schritt. Wie lange dies gedauert haben mochte, konnte sie aber nicht sagen, als der kleine Fritz ausrief: „O Lisbeth, Lisbeth, komm' schnell, guck, was wir gefunden haben! Sieh' nur einmal! Wir bauten grade mit diesen Steinen einen Stall, und Hans half mir, sie aus dem Haufen zu nehmen, und da war das drinnen." Lisbeth kam sofort in die Höhle zurück und sah, daß Fritz etwas hatte, das vorsorglich in Papier eingewickelt und zusammengeknüpft war. Sie machte den Bindfaden und das Papier los und hielt in ihrer Hand — das kleine, schwarze Kästchen, das die Mutter so eifrig, aber fruchtlos gesucht hatte!

Ein Freudenschrei entrang sich ihren Lippen. Mit zitternden Fingern löste sie den Bindfaden, womit das Kästchen zugebunden, öffnete den Deckel und entfaltete das zu oberst lie-

gende Papier, auf welchem mit fester Hand vom alten Amtmann geschrieben war, daß der Schullehrer ihm die Summe zurückbezahlt habe, die er ihm zum Hausbau geliehen, daß aber die Rechnung darüber vor einiger Zeit verloren gegangen sei, und daß sie hiermit, im Fall sie gefunden werden sollte, für ungültig erklärt werde. „Mutter!“ das war alles, was ihre bebenden Lippen hervorbringen konnten. Sie machte schnell das Kästchen wieder zu, band den Bindfaden so fest als möglich wieder darum und drückte den aufgefundenen Schatz an ihre Brust.

„Kommt mir so schnell als möglich nach,“ sagte sie zu ihren erstaunten Brüdern. „Ich will heimrennen zur Mutter. O großer Gott, wie glücklich wird sie sein!“ Und hastig eilte sie durch den Wald heim. „Das war's wohl, was unser armer Großvater der Mutter in der letzten Stunde hat sagen wollen,“ dachte sie, und merkte in ihrer Herzensfreude nicht, wie sie ihre bloßen Füße an den Steinen verletzete, und wie die Dornen ihr Kleid zerrissen. „Vorwärts, vorwärts, sonst komme ich zu spät!“

Im Hause der Wittve waren die Gerichtsbeamten und der hartherzige Gläubiger. Sie hatten alles durchsucht und schriftlich aufgenommen und berechneten eben den Werth bis zum letzten Pfennig; das langte aber kaum hin, um das Kapital und die Zinsen zu decken. Sie saßen in einem Zimmer, alle Vorbereitungen waren getroffen. Der Gerichtsbeamte hatte bereits mit seinem gewohnten Schriftzug seinen Namen unter das Papier gesetzt und reichte eben die Feder dem Amtmann hin, als man eilende Tritte kommen hörte; die Thür ging auf, und athemlos stand Lisbeth da.

„Hier, Herr Richter,“ rief sie mit fester und heller Stimme, „mein Vater hat die Schuld bezahlt; der Amtmann hat kein Recht, von uns etwas zu verlangen—“ und damit reichte sie ihm über den Tisch das schwarze Kästchen hin.

Ein Sternenhimmel war wieder über Tiefenau aufgegangen; aber kein flackernd Licht war im Hause der Wittve des Schulmeisters sichtbar; der Mond sah durch die Fenster in die Kammer, wo die Wittve und ihre Kinder ruhig und sorgenlos in der von neuem gewonnenen Heimath schlummerten.

## Abendlich stille.

(Von J. Bonnet.)



Abendlich stille—  
Raum noch ein Wehen  
Rühret die Gipfel,  
Müß' im Vergehen.

Silberne Wölkchen  
Hoch in dem Raume  
Schweben und träumen,  
Glühend im Traume.

Einstmals in Eden  
War es die Stunde  
Göttlichen Wandels,  
Himmlicher Kunde.

Seele, so stürmisch  
Tages die Wellen,  
Reißer und Linder  
Fühlst du sie schwellen.

Spürest wohl Gottes  
Segnendes Grüßen,  
Ruhest in Feier  
Ihm zu den Füßen.

Hat er auch vieles  
Von dir genommen,  
Mehr noch zu geben  
Ist er gekommen.

Fällt um dein Hüttchen  
Länger der Schatten,  
Zeigt er dir drüben  
Sonnige Matten.

Abendlich stille—  
Herr, deinen Frieden,  
Wie du verheißest,  
Laß mir hienieden.

## Alexandrien.



Seit längerer Zeit sind die Blicke der ganzen Welt so zu sagen auf Egypten, auf das „Land der Pharaonen,“ gerichtet. Die englischen Kanonen haben vor Alexandrien ihr Wort voll Blut und Feuer gesprochen, und bald wird sich zeigen, ob diese furchtbare Sprache, in welcher das verletzte Albion zum alten Pharaonenlande geredet hat, in der ägyptischen Krisis einen klärenden Einfluß haben wird, oder ob die Frage, welche dort der Lösung harret, nur noch schwieriger zu entwirren sein wird.

Feuer und Schwert sind ja, Gott sei's geklagt, nur zu oft die einzigen Mittel, durch welche die von menschlicher Sünde arg verschlungenen Fäden der Völkergeschichte gelöst werden

müssen, oder doch gelöst werden. Wann aber der Moment gekommen ist, wo an Stelle der Diplomatie und ihrer Künste die Kriegerleute und Feldherrn treten müssen, das ist eine Frage, welche wohl immer schwer zu entscheiden sein wird. Gewiß ist, daß Alle, welche die furchtbare Verantwortung solcher Entscheidung vor Gott und Menschen nicht zu tragen haben, von Herzen froh sein können.

Zur Zeit, als Alexander der Große, im Jahre 332 vor Christus die Stadt gründete, welche er an der Stelle von Tyrus in Phönizien zur Königin des Mittelmeeres machen wollte, bildeten die beiden Häfen von Alexandrien eine Meeresbucht, geschützt durch die von Osten nach Nordwesten vorspringende



Landzunge Lochia's, und eine Reihe in der Verlängerung von Atroloschias sich hinziehenden Inseln und Klippen. Alexander kannte die Vorzüge dieses geschützten Unterplatzes und ließ durch seinen Architekten Demofrates den Bauplan für die zu gründende Stadt und den Hafen entwerfen.

Wir wissen, daß Alexandria bald die erste Hafen- und Handelsstadt der alten Welt geworden ist und diesen Rang lange sich bewahrt hat. Im Mittelalter und bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ist dagegen die Stadt in stetem Abnehmen begriffen gewesen, so daß sie, welche einst zu Anfang unserer Zeitrechnung 300,000 Einwohner zählte, die Sklaven nicht mitgerechnet, und die zweitgrößte Stadt des römischen Reiches war, als Napoleon in Egypten landete, nur noch 6000—8000 Einwohner hatte.

Das heutige Alexandria ist eine Schöpfung des Gründers der Dynastie der Mameluken: Mehemet-Ali, welcher die Wichtigkeit seiner Lage wieder erkannte und zu benutzen verstand, seine Blüthe und Schönheit aber hat es dem europäischen Handel zu verdanken, welcher dort sein Hauptemporium für die Ausfuhr der Erzeugnisse Egypten's und zur Einfuhr nordischer Handelsartikel in die Niländer aufschlug.

Jener künstliche Damm, das Heptastadion, welcher die beiden Häfen Alexandrien's einst trennte, war nach und nach zu einer breiten Landzunge geworden. Dieselbe bildete mit der quervorliegenden Insel etwa die Gestalt eines T. Auf dieser breiten Landzunge zwischen beiden Häfen befindet sich heute die mohammedanische Stadt, wie sie schließlich am Anfange unseres Jahrhunderts geworden war. Das neue Alexandria, welches einen ganz südeuropäischen Charakter hat, ist auf dem Festlande an beiden Häfen, besonders an dem östlichen erbaut worden, und wuchs immer mehr in die Breite und Tiefe auf denselben Stellen, an denen einst die glänzende Stadt des Alterthums stand.

Da der Osthafen, der sogenannte „neue Hafen,“ vollständig versandet war, entschloß man sich den westlichen Hafen für die immer mehr wachsenden Bedürfnisse der Schifffahrt einzurichten. Dazu wurden in den Jahren 1871—1873 riesige Bauten unternommen: staunenswerthe Meisterwerke der Wasserbaukunst, welche eine berühmte englische Firma, Greenfield u. Co., ausgeführt hat, und durch welche Alexandria einer der besten Häfen des Mittelmeers geworden ist. Die nach Westen vorspringende Landzunge „Raset-Tin,“ das „Zeigekap“ genannt, wurde durch einen nahezu zwei Seemeilen messenden Hafendamm in das Meer hinaus verlängert.

Jede Hafenstadt birgt eine Masse Gefindel. Alexandria ist eine Stätte gewesen, wo sich die sittliche Verkommenheit Egyptens und der übrigen Länder des Mittelmeers ablagerte. Der Handel Europa's, besonders der Baumwollhandel, hat die Stadt in den letzten fünfzig Jahren wunderbar gehoben, sie hatte zuletzt gegen 300,000 Einwohner, davon fast die Hälfte Europäer. Ganze Stadttheile mit palastähnlichen Gebäuden, breiten Straßen, bequemen Trottoirs waren entstanden. Ließen doch durchschnittlich 2000 Segelschiffe und 1000 Dampfer im Hafen jährlich aus und ein. So bot die Stadt zur Zeit des Bombardements ein merkwürdiges Gemisch von düsteren arabischen Straßen, mit hohen Mauern, engen Gassen, Moscheen und Minarets, und wieder von eleganten europäischen Häusern, mit großartigen Kaufläden, großen freien Plätzen, Kirchen und Kapellen.

Egypten überhaupt, zu Anfang unseres Jahrhunderts eine Provinz des türkischen Reiches, hat durch die Thaten des flu-



Alexandrien.

gen und energischen Mehemet-Ali sich eine fast unabhängige Stellung dem Sultan gegenüber errungen. Dieser Mehemet-Ali ließ die Mamelukenhäuptlinge, welche mit ihm — eine Art von Militäraristokratie — Egypten beherrschten, auf der Citadelle von Kairo, wohin er sie einst beschieden, ermorden, und wußte die so erlangte Alleinherrschaft gegen die hohe Pforte durch glücklich geführte Kriege und kluge Verträge zu befestigen und zu erweitern. Unter ihm und seinen nächsten Nachfolgern war Egypten fast nur noch nominell mit der Türkei verbunden. Ein jährlicher Tribut, die Verpflichtung im Kriegsfall dem Sultan Heeresfolge zu leisten, und die Ehrfurcht, welche aus religiösen Gründen von allen Mohammedanern dem Kalifen, dem Stellvertreter des Propheten und Haupte des Islams, gezollt wird, waren das Band, welches den Theil mit dem großen Ganzen nur noch lose verband. Es scheint, als ob die letzten Jahre dieses Band wieder fester gezogen hätten. Allein bis jetzt hat Egypten, und hat es noch, sein besonderes Heer, seine besonderen Gesetze, sein besonderes



Geld, sein eigenes Zollsystem, das Recht Kriege zu führen, und ein Herrscherhaus, welches zwar türkischen Ursprunges und von türkischen Großen umgeben, doch ohne besondere Zustimmung der hohen Pforte die oberste Gewalt innerhalb der eigenen Familie früher nach mohammedanischer Sitte an das jedesmal älteste Glied und neuerdings vom Vater auf den Sohn forterbte. An der Regierung des Landes haben in dieser ganzen Zeit eigentlich ägyptische Elemente so gut wie

durch eine plötzliche Gunst des Gewalthabers zu den höchsten Würden berufen, mit Titeln und Reichtümern überschüttet, um in einer einflussreichen Stellung desto gewisser die Kreatur des Herrschers zu sein. „Als ich nach Egypten kam,“ schreibt A. Trautvetter, „war z. B. Unterrichtsminister ein Mann, der in seiner Jugend als weißer Sklave vor den Wagen der Prinzessinnen, der Frauen und Töchter des Vicekönigs vorzureiten die Pflicht gehabt hatte. Dieser Mann war plötzlich „groß gemacht“ worden.

Er wurde Bei, Pascha, er bekam eine Verwandte des Vicekönigs zur Frau, Güter, Zulwen, Orden, Titel, und schließlich hat er lange Zeit das in Egypten geleitet, was ihm bei all seinen übrigen trefflichen Eigenschaften am meisten fehlte: den Unterricht und die Bildung.“

Zu diesem verhältnismäßig kleinen Kreise, welchem die Herrschaft Egyptens lange allein beschieden war, ist aber in den letzten Jahrzehnten noch ein anderes Element getreten, welches in immer mehr steigendem Maße Einfluß auf die Regierung und Ausbeutung des Landes gewonnen hat, das ist das Ausland, in erster Linie Frankreich und England; und dieses Element natürlich wollen die Ägypter in der gegenwärtigen Krisis von sich ausscheiden. Ihr Programm ist sehr



Pompey's Säule.

gar nicht theilgenommen. Die Großen, mit denen sich die Vicekönige umgaben, und durch welche sie regierten, waren mit ganz verschwindenden Ausnahmen: Türken, Armenier, Fichterkessen.

Aus der Mitte dieser in Egypten zahlreich vertretenen Familien wählten sie ihre höheren Offiziere, ihre Verwaltungsbeamten, Richter, Hofchergen, und oft genug wurde nach orientalischer Sitte ein solcher Mann aus den untersten Stellungen

einfach, sie wollen Egypten für die Ägypter, und um Herr im Hause zu sein, soll der fremde Einfluß möglichst beschränkt werden. So viel zur allgemeinen Sachlage dort.

Die Nacht vom 11. zum 12. Juli war bekanntlich eine Schreckensnacht für die in Alexandria wohnenden Europäer. Plündernde Banden durchzogen die Stadt. Eine deutsche Dame schrieb zur Zeit von dort: „Unfäglich sind die Leiden der armen, mittellosen Menschen, welche gedrängt wie eine



Schafheerde, auf den überfüllten Schiffen das Weite suchen. Zusammengepfercht auf Deck und im Schiffsraume sind sie dem Witterungswechsel, den Entbehrungen des Nothwendigsten ausgesetzt, ohne ärztlichen Rath. Jedes Glas Wasser hat seinen Preis; man sitzt und schläft auf Planken, lebt von mitgenommenen Vorräthen und sieht um sich die jammervollsten Zustände. Ja, die Besorgniß findet sich zuweilen fast bis zum Wahnsinn gesteigert, und das bei Männern! Als Beleg dafür diene folgende Geschichte: Ich begegnete neulich auf der Straße einem bekannten Italiener, einem Herkules von Gestalt, der in angenehmen Verhältnissen unverheirathet hier lebt. —

Sein Erstes, als er mich sah, war, einen Schreckensruf auszusprechen: „Sind Sie noch hier, um Gotteswillen!“ — „Ja wohl, und ich bleibe auch hier. Ich fürchte mich nicht.“ — „Sie wissen nicht, was Sie thun. Wir schweben in der größten Gefahr. Die Vorgänge vom 11. sind eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was uns bevorsteht. Man wird in den Straßen auf uns schießen, wenn die Truppen ausgeschifft werden.“ — „Das kann nicht lange dauern. Und die Europäer werden sich jedenfalls vertheidigen.“ — „Der Uebermacht



Obelisk in Heliopolis.

gegenüber? Unmöglich!“ — „Warum fliehen Sie denn nicht, wenn Sie die Lage so schwarz ansehen?“ — „Ich habe eine alte Mutter, sie ist 90 Jahre alt, hat immer in Egypten gelebt; sie will nicht fort. Ich kann sie nicht verlassen. Was thun, mein Gott?“ — „Beruhigen Sie sich,“ rief ich, als ich ihn so außer sich sah, „es wird nicht so schlimm werden. Wenn wir uns nach der Ausschiffung der Truppen wiedersehen, lachen Sie vielleicht über Ihre heutige Angst.“

Er stand wie versteinert, als ich weiterging, die Augen waren ihm aus dem Kopfe getreten, die mächtige Gestalt bebte. „Was wird er thun?“ dachte ich bei mir. „Er steht vor einem peinlichen Dilemma.“ Am nächsten Morgen erfuhr ich aus der Zeitung, wie er sich daraus gezogen. Er hatte sich in der Nacht entleibt. Seine alte Mutter ist nun ganz schutzlos.“ Wunderliche Logik oder vielmehr unheilige Geistesstörung, welche auf diese Art den Knoten löst!

Leider hat eine große Zahl von Europäern unter den Messern der Räuberbanden und Mardeure ihr Leben einbüßen müssen. Zudem ist, was menschlicher Fleiß, die Energie und Gewandtheit des hauptsächlich von Europäern geleiteten Handels, in Jahrzehnten geschaffen hat, in wenigen Stunden vernichtet worden. Und im Grunde trifft der Schlag, der gegen Alexandria geführt wurde, mehr europäische Elemente, welche dort heimisch geworden waren, als die Eingebornen. Sehr zu wünschen wäre es sicherlich, daß aus dieser Saat von Feuer, Blut und Trümmern dem sonst so schönen Nillande eine rechte, dauernde Ernte des Friedens, beides in bürgerlicher und besonders geistlicher Beziehung, hervorgehen möchte. Lassen wir darüber den Allmächtigen walten, der schon in früheren Zeitaltern seine starke Hand über jenem Lande und dessen früheren Einwohner geoffenbaret hat. Sein Auge, schläft noch schlummert nicht. Er weiß die zeitgeschichtlichen Vorgänge der Ausbreitung seines herrlichen Werkes dienstbar zu machen, bis alle Reiche dieser Welt Gottes und seines Christus geworden sind.





## Die alten Klassiker.

Von H. M.

### II. Demosthenes.

**D**ünfhundert Jahre vor Christo war Athen das Haupt der griechisch-politischen Welt. Die Stadt und der Staat hatten diese Ehrenstufe jedoch keiner natürlich entwickelten Macht zuzuschreiben; die Ursache lag mehr in der gegenseitigen Eifersucht der angrenzenden Staaten, darum konnte sie auch vor der wachsenden und sich stark entwickelnden Macht der Spartaner nicht bestehen, und mußte nach hartem Widerstand am Ende eines dreißigjährigen Krieges unterliegen.

Im Leben der Bürger war jedoch eine optimistische Ader, welche dieselben jede Niederlage schnell vergessen ließ und sie mit neuen Hoffnungen auf Erfolg besetzte. Athen besaß eine Zähigkeit, welche sich schnell erholte und welche zeitweilige Niederlagen gering achtete, weshalb sie sich auch nicht bald zu Boden drücken ließ; und wir finden sie immer oben an, bis endlich ihre Macht dem macedonischen Kaiserreich unter Alexander dem Großen weichen mußte, als er auf seinem Triumphzug die Welt eroberte. Zwar finden wir leider, daß nach ihrem ersten Falle ihre Bürger sich einer Zügellosigkeit hingaben, welche den endlichen Untergang beschleunigte und unausbleiblich machte. Ihr Patriotismus artete in Ehrgeiz aus; ihre Kultur verwandelte sich in Unmännlichkeit, und ihre Intelligenz in ein wildes Verlangen nach sinnlichen Lusten und Vergnügen. Um diese Zeit gelang es Philip, die barbarischen Stämme zu einigen und das macedonische Reich zur Macht zu bringen, so daß er hochfahrende Pläne schmiedete, und Griechenland's Unterwerfung war sein erster Gedanke.

Es war aber ein Grieche, welcher die Corruption seines Volkes nicht theilte, und der über das Wohl seines Vaterlandes mit tiefem Bedauern wachte; dieser durchschaute des Macedonier's Pläne von Anfang, und sie zu vereiteln, machte er zur Aufgabe seines Lebens; ihr opferte er seine Ruhe, sein Talent, sein Leben. Und dieser griechische Bürger war der größte Redner seines Volkes und vielleicht der größte Orator der bekannten Welt; sein Name war Demosthenes.

Die Zeit der Geburt dieses Mannes kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden, wird aber gewöhnlich etwa in die Jahre 382–85 v. Chr. gesetzt. Sein Vater war ein reicher Fabrikherr, starb aber frühe und hinterließ seine Kinder und sein Vermögen der Aufsicht und Verwaltung von drei Freunden welche jedoch sein Vertrauen schmächtig mißbrauchten und das Vermögen für sich verwalteten. Als Demosthenes das gesetzliche Alter erreicht hatte, strengte er einen Prozeß gegen die unwürdigen Pfleger an und gewann denselben; leider war aber das Vermögen dahin und ihm blieb kaum genug, um sich vor Noth zu schützen. Sein Erfolg in diesem und etlichen anderen Rechtsfällen bewog ihn, sich dem öffentlichen Leben zu widmen, er wurde Advokat und Politiker. Weil er aber von Natur schwächlich war und dazu eine raube, heisere und eintönige Stimme hatte, war sein erstes Bestreben, diese Hindernisse zu überwinden; er machte täglich schwere Spaziergänge, und dabei deklamirte er beständig laut vor sich hin. Mehr als einmal trafen ihn die Leute am Meeresufer und hörten, wie er zu den Wellen deklamirte und dabei knietief im Sande hin und her ging. Weil sich seine Gesundheit und seine Stimme besser-

ten, fuhr er um so eifriger in seinen Uebungen fort; auch nahm er von Sathrus, einem berühmten Schauspieler, Unterricht, und schämte sich nicht, selbst vor dem Spiegel Stunden lang Uebungen zu machen.

Sein öffentliches Leben begann Demosthenes als er etwa 26–28 Jahre alt war, und von jener Zeit an ist seine Geschichte auch die Geschichte von Athen. Vierzehn Jahre lang stand Philip von Macedonien diesem begeisterten Volksführer und Orator in seinem Pfad, und wegen der unbestechlichen Treue des Mannes mißlangen alle Versuche, ihn zu fällen. Es war ein Kampf des Patriotismus, der Redekunst und der Staatswissenschaft gegen Despotismus, wie die Welt seither keinen wieder sah. Aber seine Mitbürger waren gelähmt und eines vereinigten Widerstandes unfähig; fremdes Gold machte dem Eindringling immer wieder Bahn und bot ihm Vortheile an, gegen welche der edle Patriot mit Mühe kämpfte. Persönlichen Muth hatte Demosthenes nicht; auf dem Schlachtfeld soll er sogar geflohen sein, aber wenn er auf der Rednerbühne stand, wenn er von der Liebe zum Vaterland begeistert war, dann rötheten sich die Wangen und sein Eifer wurde unwiderstehlich, er riß Alles mit sich fort. Trotzdem verließen ihn endlich seine Mitbürger und er stand allein zwischen Philip's Macht und Athen's Feigherzigkeit. Und doch ließ er sich noch erwählen, um als Gesandter an Philip's Hof um Frieden anzuhalten; aber es war zu spät, Philip's Gold hatte Athen's Bürger zu Verräthern gemacht, und Griechenland fiel unter macedonische Herrschaft. Demosthenes wurde in den Kerker geworfen, aus welchem er jedoch entfloh und sein Leben im Exil verbrachte bis nach Alexander's Tod; dann wurde der Held wieder gerufen, und abermal trieb ihn die Liebe zum Vaterland, an die Spitze seines Volkes zu treten. Wiederum fiel Griechenland in Feindeshand, und die Sieger verlangten den gefeierten und gefürchteten Führer. An ein Entkommen war nicht zu denken; Demosthenes floh in Neptun's Tempel, auf der Insel Calauraea, wo er wahrscheinlich Gift nahm, denn als die Verfolger kamen, war er bereits eine Leiche. Ungefälschter Patriotismus, unbestechliche Treue und Offenheit in allen seinen Thaten, waren Charakterzüge dieses Mannes, darum nimmt er auch unter den Großen und Edlen der alten Welt den Ehrensit ein. War Homer ein Meister der Sänger, so war Demosthenes nicht minder der Meister der Redner.

Unter den berühmtesten seiner Reden steht die, welche er gegen Deytinus hielt, in welcher er Philip's Pläne bloßstellte und seine Mitbürger zu vereinigtm Widerstand anfeuerte. Aber die Meisterrede war: „Ueber die Krone“; jene war, wie Daniel Webster's beste Rede, eine Selbstvertheidigung. Der Senat hatte ihm nemlich eine goldene Krone als Ehrenpreis zugestimmt; Aeschines, ein Rivalist, opponirte dagegen und beschuldigte Demosthenes der Unaufrichtigkeit, und solcher Ehre unwürdig. In seiner Vertheidigung legte Demosthenes sein ganzes Leben bloß, vertheidigte seine Handlungen meisterhaft und entlarbte seinen Gegner so vollständig, daß derselbe nicht einmal ein Fünftel der Stimmen bekam, und aus Furcht und Scham freiwillig in's Exil wanderte, wo er, als Volksverräther gebrandmarkt, starb.



Der Sieg war jedoch von kurzer Dauer. Demosthenes wurde beschuldigt, sich bestechen lassen zu haben, um einem macedonischen Flüchtling den Schutz der Republik zu sichern.

Das lose Volk, welches noch so kurz zuvor sein Lob besungen, suchte ihn nun auszuliefern, welches seinen Tod, wie oben gezeigt, herbeiführte.

## Berufswahl.

Von E. L. Umbach.

### II.

„Wie wird ein Jüngling seinen Weg unschuldig gehen?  
Wenn er sich hält nach deinen Worten.“—Ps. 119, 9.

In allen Contracten, die wir in unserem Leben machen, wenn wir im vollen Sinn des Wortes erfolgreich sein wollten, muß Gott unser Geschäftstheilhaber sein. Er hat uns ein Dasein gegeben und mit verschiedenen Talenten betraut, die wir nach seinem Willen anwenden sollen. Wohl dem Menschen, der die Stelle einnimmt, wozu Gott ihn bestimmt hat! Es sollten Alle, denen die Erziehung der Jugend in die Hände gegeben ist, sehr vorsichtig sein und in Zeit beobachten, welche Neigungen sich im Kinde zeigen; denn je nachdem dieselben sind, müssen sie entwickelt oder gedämpft werden. Gib dem jungen Gemüth eine Gelegenheit. Wenn sich ein besonderer Genius zeigt, so helfe demselben daran; ein solcher junger Mensch wird es in der Welt, in welcher Richtung sein Talent auch liegen mag, zu etwas Ordentlichem bringen. Ueberhaupt sollten aber Erzieher der Jugend es dahin zu bringen suchen, daß sich ihre Zöglinge zu helfen vermögend sind, und, in soweit das geht, selbstständig werden, auf daß sie für sich selbst denken und handeln können. Nicht aber, daß sie eigensinnig und hochmüthig werden, sondern beim Gefühl ihrer Selbstständigkeit doch ihren Stand in der Gesellschaft wissen und einnehmen. Wenn dies beim jungen Mann der Fall ist, dann geht er in der Regel sicher in der bedeutungsvollen Handlung der Wahl für seinen Lebensberuf.

Einige Andeutungen über die Beweggründe, die uns in solchem Wählen behülfslich sein sollen, mögen vielleicht hier nicht außer Ordnung sein und vom jungen Leser gewünscht werden.

1. Sollen innerliche Neigungen, die sich in uns kund geben, berücksichtigt werden. Es gibt vielleicht keinen Menschen, den der weise Schöpfer mit Verstand begabt hat, der nicht zu einem oder dem andern Beruf mehr oder weniger Neigung zeigt. Wenn nun diese Neigung vorhanden und der Beruf ein ehrlicher ist, so wird der Jüngling, wenn anders die übrigen Verhältnisse sind, wie sie sein sollen, erfolgreich sein. Wenn diese Neigung nicht vorhanden ist, und er vielleicht durch Zwang der Umstände oder durch Ueberreden Anderer einen Beruf wählt, so mag er wohl Erfolg haben, aber das Vergnügen in seinem Beruf geht ihm ab, und er hat durch sein ganzes Leben gegen den Strom seiner eigenen Neigung zu kämpfen. Aus eben dieser Ursache sind so viele Menschen während ihrer Arbeit mißvergnügt und unzufrieden, während viele ihren mit großer Mühe erlernten Beruf wieder fahren lassen und sich zu Etwas sonst hinwenden, wozu sie mehr Neigung haben. Auch ist gerade hier die Ursache zu suchen, warum manche sonst talentvolle Männer in ihrem Berufe so langsam oder auch gar nicht vorankommen; es fehlt ihnen die zur Arbeit nöthige Lust.

2. Müssen auch im Menschen Anlagen vorhanden sein zu dem in Frage stehenden Beruf; doch liegen diese gewöhnlich der schon besprochenen Neigung zu Grunde, falls dieselbe eine

natürliche und nicht durch äußerliche Einflüsse hervorgerufene ist. Gott hat die Talente sehr verschieden ausgetheilt, jedoch sind dieselben alle gut, wenn richtig und am gehörigen Ort angewendet. In dieser Richtung werden von jungen Männern oft Fehler begangen. Man quält sich und schadet vielleicht seiner Gesundheit, um sich in eine Profession hinein zu „zwingen“, wozu man die nöthigen Fähigkeiten nicht besitzt, und man am Ende doch nur einem Andern im Wege steht und Zeit Lebens unglücklich ist. Wohl zu beachten ist aber auch, daß man in der Jugend, wo das Gemüth voll Phantasie und der Leib voll Lebenskraft ist, seine eigenen Anlagen nicht all zu hoch anschlägt und somit sich selbst betrügt; denn der Selbstbetrug ist bekanntlich der schlimmste. Man sollte seine Eltern, Lehrer und sonst erfahrene Personen hierüber zu Rathe ziehen. Sie wissen oft viel von dem Talent, das in uns liegt. Doch muß man auch nicht zu leicht verzagen und denken, meine Fähigkeiten sind zu gering, ich werde nichts bezwecken. Gib den Anlagen, die du hast, eine Gelegenheit. Stecke dein Ziel hoch. Thue im Namen Gottes dein Bestes. Als Knabe arbeitete ich für einen Mann, und der wies mir hie und da Arbeit an, die ich zuvor nie gethan hatte. Wenn ich dann sagte, ich könnte das nicht thun, so entgegnete er mir mit der Frage: „Hast du schon probirt?“ Wer in dieser Welt seine Aufgabe lösen will, der muß Muth haben, Fleiß und Ausdauer zeigen. Auch in diesem muß gewagt werden. Jeder Mensch muß, wenn er erfolgreich sein will, einen gewissen Grad von Selbstvertrauen haben. Lese die Geschichten von großen, guten, hervorragenden Männern, wie sie ihr Talent entwickelten und durch Fleiß und Treue empor gekommen sind. Auch du hast eine Aufgabe und kannst in derselben groß werden.

3. Soll der Jüngling Gott zu Rathe ziehen. „Herr, was willst du, daß ich thun soll?“ soll jeder junge Mann mit Paulus fragen. Man wird nun auf einmal hier die Nothwendigkeit einsehen, daß der Jüngling sein Herz frühe dem Herrn geweiht hat. Gewiß sollte das geschehen, ehe er seinen Beruf für das Leben wählt. Gott muß in seinem Reich Männer haben, die gründlich bekehrt sind, und denen er einen speziellen Beruf gibt, und dies nicht vor, sondern nach ihrer Bekehrung. Vielleicht hat er eine solche Stelle für dich ausersesehen, mein theurer, junger Leser. Daher weihe ihm dein Herz und dein Leben, und er wird dir zeigen, was du thun sollst. Sprich:

„Ich weih' ihm meine Kräfte,  
Mit Allem was ich bin.  
Gehu will ich, wo er mir befiehlt;  
Denn ich gehör nur ihm.“

Wer also seinen Herrn mit reinen Motiven zu Rathe zieht und von seinem gefunden Verstande Gebrauch macht, der wird gewiß nicht fehl gehen, sondern in der Sphäre sich bewegen, in welcher er nützlich sein kann. Es ist nicht nur der Erfolgreiche in seinem Beruf, der den Ruhm vor den Menschen erntet, son-

bern Der, welcher gottgefällig handelt. Erst der große Tag wird es klar machen, wer in dieser Welt am erfolgreichsten war, und wer die Stelle eingenommen und wohl versehen hat, die Gott für ihn bestimmt hatte.

Junger Leser, sei daher nicht gleichgültig, in was du deine Zeit zubringst. Mache deine Wahl mit Bescheidenheit. Gehe mit deinem Gott zu Rathe, und du wirst nicht umsonst, sondern für deine Mitmenschen und deinen Gott leben.



## Wo stammen die Egypter her?

Egypten herrscht jetzt die arabishe Sprache, wir wissen, daß das Land im Jahre 641 von Amru, dem Feldherrn des Chalifen Omar erobert wurde, nachdem es vorher zum oströmischen Reiche gehört hatte. Mit den Arabern drang damals der Islam ein, und die eingeborenen Kopten, die Nachkommen der alten Egypter, unterlagen, die letzten Reste altegyptischer Kultur verschwanden. So zeigt denn die Bevölkerung sich heute wesentlich als eine Mischung von Arabern und Nachkommen der alten Egypter, letztere am reinsten repräsentirt durch die Fellachen oder Bauern.

Fragen wir aber weiter nach dem Ursprunge der alten Egypter, welche eine so hohe Kultur an den Ufern des Nil schufen, die älteste uns bekannte Kultur überhaupt, und diese auf dem Boden Afrika's, das sonst bei seinen Völkern keine Kultur, keine eigene Geschichte kennt, so werden wir in weite nebelgraue Fernen geführt. Und doch reizt seit langem diese Frage die Forscher zur Lösung.

Perrot, der selbst im Nillande gewesen, schließt sich der Ansicht an, daß die alten Egypter Einwanderer im Nillande sind und mit den meisten europäischen und westasiatischen Rassen in Verbindung stehen. Das ergibt sich sowohl aus der anatomischen Untersuchung von in den ältesten Grabstätten aufgefundenen Leichen, als auch aus der näheren Betrachtung der plastischen und malerischen Darstellungen. Wenn auch gegenwärtig infolge der mehrfachen Vermischung mit Ausländern (Arabern zc.) die höheren Stände ihren Vorfahren unähnlich geworden sind, so sehen noch die Fellachen, die schlichten Landbewohner, fast durchgängig ebenso aus, wie ihre Altvordern. Iren wir nicht, so war der Erste, welcher in dieser Beziehung Vergleiche anstellte und antike ägyptische Porträtstatuetten mit Bildnissen der heutigen Bau-

ern des Nillandes verglich, Prof. Robert Hartmann in Berlin. Die Ähnlichkeit war allerdings täuschend.

Als daher bei den Ausgrabungen in der Gräberstadt von Memphis eine Holzstatue zu Tage gefördert wurde, welche einen mit dem Kommandostabe in der Hand dastehenden Mann darstellte, kam auch den Bauernleuten das Aussehen und Gebahren des letzteren ganz so vor, wie das eines von ihresgleichen, und zwar erkannten sie darin den Beamten ihres Dorfes wieder, welcher über den Frohndienst zu verfügen, sowie die Steuerbeiträge zu bestimmen hatte. Ja, ein Fellach war so verblüfft, daß er ausrief: „Das ist ja der Scheich el beled!“ (Der Dorfschulze.) Die anderen stimmten in den Ruf mit ein, und seitdem kennt man in Kairo jene Statue bloß unter diesem Beinamen.



Der Scheich el beled.

Hier liegt ein sprechender Beweis vor, daß die heutigen Egypter die echten, wie wohl degenerierten Nachkommen der alten Bewohner des Pharaonenlandes sind, und die koptische, jetzt erloschene Sprache des Landvolks war die echte Tochter des Altägyptischen. Vernichtend, mit kleinerer Hand legt sich über alles der Islam, und dieser, der überall gegen das christliche Abendland sich aufbäumt, ist es, welcher die neuen Verwickelungen in Egypten hervorruft — nicht das stille, geknechtete Bauernvolk des Landes, in dem wir die Nachkommen der alten Egypter erkennen.

Dieser Geist des Islam ist bekanntlich ein Geist schauerlicher Rohheit und Barbarei, ein Geist blutiger Grausamkeit und grimmigen Christenhasses. Es ist darum kein Wunder, daß das Volk durchweg für Arabi Partei nimmt. „Ist dieser Arabi Pascha“ — so fangen sie an zu fragen — „nicht am Ende gar der Sahib i Khourouje, der die Herrschaft des Khalifen stürzen und den Islam mit dem Schwert in der Hand reformiren und restauriren soll?“

Der Allah der Mohamedaner ist von dem wahren und lebendigen Gott ja so himmelweit verschieden, wie der Geist des Islam vom Geist des Christenthums verschieden ist. Der Islam sagt: „Bekriegt, tödtet, vernichtet die Feinde des Propheten, denn sie sind die Feinde Gottes!“ Christus spricht: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!“





## Liebe erzeugt Gegenliebe.

Von C. F. W.

Eine bedeutende Strecke lief die öde, unebene Cumberland Straße den Cumberland Berg hinan, bis sie sich oben in eine prächtige, breite Chaussee verwandelte. Umgeben von stattlichen Palästen, glaubte man sich Meilen weit entfernt von den elenden Baracken und gemeinen Spelunken, die am unteren Theil der Straße reichlich vorhanden waren. Unten am Rand des Berges befand sich ein Mann mit einem Pferd, das benutzt wurde, die Straßenbahn-Waggonen die steile Anhöhe hinauf befördern zu helfen. Den wirklichen Namen dieses Mannes kannte Niemand. „Komm, alter Hannes, spüte dich,“ und „Beeile dich, Soliath!“ riefen ihm die Pferdetreiber und Conducteure oft zu. Diesen beiden Namen schenkte er auch Gehör, als sei er an dieselben von Jugend auf gewöhnt.

Die Straßenbuben begrüßten ihn sogar mit „Kater in Stiefeln“ (wahrscheinlich weil er ziemlich lahm war), mit „Berg-Michel“ &c. Die Bewohner der prächtigen Häuser der Cumberland Straße, denen tagtäglich seine kräftige, unansehnliche Gestalt zu Gesichte kam, kannten ihn als den „Knecht mit dem Berg-Pferd.“ Im Allgemeinen galt er in seiner Umgebung als ein Sonderling. Vielleicht war dieses der groben Kleidung und den schmutzigen Stiefeln oder auch seiner gleichgültigen Haltung zuzuschreiben. Allem Anschein nach war der alte Hannes ein Mann, der sich nie großer „Achtbarkeit“ erfreut hatte. Seine Arbeit wurde nichtsdestoweniger immer pünktlich verrichtet; sogar, wenn er aufs Heftigste beschimpft wurde, blieb er ruhig und gab nie Anlaß zu gerechter Klage.

Frau S., die nun schon etliche Jahre Wittive war, besaß das schönste und größte Haus an der ganzen Cumberland Straße. Sie war kränklich und kam äußerst selten aus ihrer Wohnung und dann nur, wann sie in ihrer Kutsche auszufahren im Stande war. Etliche Kinder hatte sie schon durch den Tod verloren, und daher hing sie mit desto innigerer Liebe an ihrem einzigen noch lebenden Sohne Franz — einem schönen, talentvollen Jüngling von achtzehn Jahren.

Unser oben erwähnter Freund kannte diesen Jüngling dem Aussehen nach recht gut und beobachtete ihn mit einem eigenthümlichen Interesse, während derselbe mit schnellem, elastischem Schritt bergab und bergauf, in die schöne Wohnung und wieder aus derselben eilte. Diese Beobachtungen wurden endlich so genau, daß sie dem jungen Manne auffielen, und er sich an jenen wandte mit den Worten: „Guten Morgen —.“

Er brach plötzlich ab, nicht wissend, wie den ihm gegenüber Stehenden zu nennen.

Dieser unterbrach ihn mit einem leisen Lächeln. „Ich heiße auch Franz — gerade wie du,“ sagte er.

„Wie weiter?“ fragte der junge Mann.

„Franz Bergen,“ lautete die leise Antwort.

„Nun, ist es mir denn erlaubt, dich Bergen zu heißen?“ fragte Franz weiter.

„Du magst mich heißen, wie es dir beliebt. Jenen Namen habe ich seit vielen Jahren nicht mehr gebrauchen hören,“ erwiderte Bergen.

„Wie aber hörtest du meinen Namen?“ fragte Franz nun.

„O, ich hörte so gelegentlich von dir,“ war die ausweichende, etwas gleichgültige Antwort. „Geh nicht wieder dort hinein,“

setzte er mit ernster Miene hinzu, mit dem Daumen über seine Schulter auf ein niederes einstöckiges Gebäude (halbwegs den Berg hinauf) zeigend. Vor diesem unfreundlichen Haus hing ein kleiner, einfacher Schild, der jedoch die vieljagenden Worte: „Zum Schatten,“ trug.

„Was! Was weißt du davon?“ fragte Franz aufgeregt.

„Ich weiß genug,“ entgegnete Bergen bedeutungsvoll. „Ich warne dich, geh nicht mehr in jenes Haus. Es ist nichts Gutes damit verbunden. Vielleicht ist es nicht schädlich, daß ich dich warnen sollte; aber ich fühle mich förmlich dazu gezwungen.“

Des Jünglings Gesicht erröthete während dieser Rede; mit stolzer Miene erwiderte er jedoch: „Um mich brauchst du nicht besorgt zu fühlen. Ich bin schon standhaft.“

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, eilte der „alte Hannes“ davon. Die Unterredung hatte ihm übel gefallen. Sechs Monate verschwanden nun, ehe sich die Beiden wieder begrüßten und zusammen sprachen. Der junge S. war von der Hochschule heimgekehrt, um die Sommer-Vakanz zu genießen. Oft konnte man ihn in das kleine Wirthshaus einführen sehen. An einem gewissen Abend, als er gerade im Begriff stand, diesen Ort zu verlassen, fand er Bergen außen an der Thür stehend.

„Schon wieder hier?“ redete ihn dieser an. „Du kommst zu oft.“ Fast erschrocken that der junge Mann einen Schritt rückwärts und fragte trozig: „Was kümmert denn dich das?“

„Mehr als du meinst,“ entgegnete Bergen wehmüthig. „Was kommst du denn hierher?“

„Ich fühle gar nicht geneigt, dir Antwort zu geben,“ war die bittere Entgegnung; da du aber einmal so neugierig bist, so will ich deine Neugierde befriedigen. Die Sache verhält sich so: Jacob H. ist einer meiner ältesten besten Freunde, und mit diesem spiele ich Billards und —“

„Ist er wirklich ein Freund — dir ein Freund?“ Die Entrüstung schildern zu wollen, die in des Mannes Stimme lag, wäre rein unmöglich.

„Ja, er ist ein Freund und dazu mein Freund. Habe ich nicht das Recht, meine Freunde selbst zu wählen?“ erwiderte Franz in derselben Weise, nur aufgeregter.

„Du solltest bessere Freunde wählen, wie Jacob H.“ war die gellassene Antwort unseres „alten Hannes.“ „Ein weit besserer Freund ist deine Mutter. Eben in diesem Augenblick harret sie sehnsüchtig dort oben in deiner prächtigen Wohnung auf deine Rückkehr. Nur noch eins möchte ich dir einschärfen: Ebenso gut könntest du deine Mutter morden, als deinem Namen Schimpf und Schande zu bereiten. Nochmals sage ich dir, Jakob H. ist kein guter Gesellschafter für dich.“ Ohne ein weiteres Wort zu reden, hinkte Bergen langsam den Berg hinab. Vor seinem Gemüth schwebte ein Bild — in den vergangenen paar Wochen war es ihm oft vor die Augen gekommen — eine schwächliche Frau mit silberweißem Haar, großen, traurigen Augen, die neben einem Fenster stand, die kostspieligen, gestickten Vorhänge bei Seite haltend, während sie sehnsuchtsvoll auf das Kommen ihres Lieblinges harrete. Zuweilen bemerkte Bergen, daß sie langsam auf- und abging, immer wachend und harrend. Mit jedem Tag schienen die Augen

trauriger und das Gesicht dünner und blässer zu werden. Bergen dachte bei sich selbst: „Was könnte sie eigentlich erfahren haben, daß sie so sehr um ihn besorgt ist?“ Etliche Male hatte er es gesehen, wie sich die Beiden begegneten—wie Franz ungestüm in das Haus eilte und dann die liebe kleine Frau zärtlich mit seinen Armen umschlang. Wie sehr sie sich doch einander liebten! Aber—nur eine geringe Entfernung den Berg hinab befand sich Jacob H., das Bier und die Billiard-Tische. Diese Thatfachen beunruhigten unsern treuen Bergen sehr.

„Auf meine Warnung zu achten, kam ihm gar nicht natürlich,“ dachte er; „etwas muß gethan werden, aber ich weiß nicht was.“ Das Was sollte bald offenbar werden. In jener Nacht, da der „alte Hannes“ seine letzte Runde machte, kam er dicht an Jacob H.'s Wirthshaus vorbei. Vielleicht war es der Gedanke an Franz S., der dem Licht, das durch die Fensterläden drang, einen unangenehmeren Schein gab und die lauten, zänkischen Worte lauter und zänkischer wie sonst erscheinen ließ.

Frau S. war schon seit etlichen Tagen nicht mehr an dem Fenster des prächtigen Hauses zu sehen. Hannes hatte auch des Arztes Wagen vor der Thür stehen sehen. Er wunderte, ob sich Franz nicht an diesem Abend in „Zum Schatten“ befände. Unten am Berg angelangt, brachte er sein Pferd in den Stall und ging dann wieder den Berg hinauf, seiner Hütte zu. Das Licht leuchtete nun noch heller aus dem Wirthshaus hervor; die Thüren standen weit offen, und von Innen ertönte ein wirres Durcheinander von zornigen Menschenstimmen. Hannes stand still und wollte eben hinein schauen, als plötzlich der Knall eines Pistolenschusses sein Ohr erreichte. Ein Mann mit geschlagenem Gesicht und blutigen Händen, der mit blinder Wuth etliche Biergläser an der Wand zerschmettert hatte, fiel, von einer Kugel getroffen, wie ein Klotz zu Boden. Schwere Seufzer, Rufe und Flüche verwandelten sich in ein allgemeines Schreien und Rufen. Zwei Worte waren deutlich zu unterscheiden: Polizei! Polizei! und der Name Franz S. wurde auch etliche Male laut gerufen. Der „alte Hannes“ trat einige Schritte weit in das Wirthshaus und gewahrte noch, wie der junge Mann ganz erbläßt während des großen Aufregens sich durch eine Seitenthür flüchtete.—Hannes wandte sich schnell um, eilte etliche Schritte die Straße hinaus, schwang sich hastig über einen hohen Zaun und eilte, so schnell sein lahmes Bein es nur zuließ, über ein offenes Feld. An dem anderen Ende dieses Feldes angelangt, gewahrte er den jungen S. ihm entgegen eilend. Dieses hatte er auch erwartet. Der junge Mann wurde seiner ansichtig, und schnell auf ihn zuwendend stöhnte er in namenloser Angst: „O Bergen! Bergen!“

„Ich weiß Alles,“ entgegnete dieser; „sag mir nur eins, nur die Wahrheit—hast du es gethan?“

„O nein, nein, du wahr Gott mein Zeuge ist, ich habe es nicht gethan!“ rief Franz ernst.

„Dein Name wurde gerufen!“ sagte unser „alte Hannes“ weiter.

„Der Kerl, der den Schuß abfeuerte, begann damit; da mich aber bloß zwei im Zimmer kannten, so entkam ich. O Bergen! Bergen!“ jammerte Franz.

„Still! Folge mir!“ entgegnete dieser kurz.

Eine kleine Strecke gingen sie schnell vorwärts; da Hannes aber Befürchtungen hatte, öffnete er die hintere Thür eines Hofes, führte S. durch diesen, erklatterte mit ihm einen Schuppen, stieg eine Leiter hinab, durchkreuzte einen anderen Hof,

sprang über einen verfallenen Zaun und betrat endlich mit ihm seine ärmliche Wohnung. Sein Zimmer befand sich unten im Erdgeschoß eines ärmlichen Hauses, welches nur zwei Straßen vom Wirthshaus entfernt auf einer Nebengasse stand.

Kein Wort wurde weiter gesprochen, bis man die Thür geschlossen, eine alte Decke gegen das Fenster gehangen und ein Talglicht angezündet hatte; dann saßen sich die Beiden eine Weile mit stummem Ernst an.

„Was soll ich anfangen?“ brach endlich der junge Mann verzweiflungsvoll hervor.

„Diese Nacht mußt du hier zubringen. Der Platz ist zwar ärmlich, aber er ist der beste, den ich besitze. Ich heiße dich hier aufs herzlichste willkommen, wenigstens ist er besser als auf der Polizeistation. Jetzt muß ich mich noch zu deiner Mutter begeben, um ihr das Geschehene zu erzählen,“ sagte unser brave Schutzmann.

„Zu meiner Mutter! O Bergen! meine Mutter ist krank, sehr krank! Das ist das Schrecklichste dieser verwünschten Geschichte. Es würde mir nicht solch große Besorgniß bereiten, wenn es nicht um meine arme Mutter wäre.“

„Sie weiß es doch immer, wenn du eine ganze Nacht ausbleibst!“

„Ja, und sie wird auf ihrem Bett liegen und auf meinen Schritt lauschen. O, was soll ich anfangen?“ stöhnte Franz ängstlich.

„Sage ihr nur die Wahrheit. Ich werde es thun.“

„O, weist du keinen andern Ausweg?“ flehte der arme Jüngling händeringend.

„Sonst wüßte ich keinen. Es geht nicht, schlimmes noch schlimmer zu machen, daß sich deine arme Mutter noch mehr über dich grämen müßte. Dazu ist es auch meine Meinung, daß sie nicht so sehr in Erstaunen versetzt wird,“ ergänzte Hannes trocken. „Lösch das Licht, und sollte Jemand klopfen, so verhalte dich ganz ruhig.“

Die Nacht verging, und Franzens Schutzmann war noch nicht zurückgekehrt. Eine Zeit lang ging Franz in dem engen Raum auf und ab—immer wieder kam ihm derselbe wie eine Zelle vor. Als der Tag am Anbrechen war, warf er sich erschöpft auf das Lager. Beim Erwachen stand Hannes neben ihm mit einer Tasse heißen Kaffees und etlichen Semmeln, welche dieser von einer benachbarten Restauration mitgebracht hatte.

„Wo bist du gewesen?“ war Franzens erste Frage.

„Ich hatte es bequem genug. Hier war für Zwei nicht Raum,“ entgegnete Bergen ausweichend.

„Bist du bei meiner Mutter gewesen?“ fragte Franz weiter.

„Ich übersandte ihr eine kurze Notiz,“ war die Antwort.

„Sage mir, was du geschrieben hast,“ bat Franz.

„Ich schrieb etwa Folgendes: ‚Ihr Sohn befand sich in dieser Nacht in einem Wirthshaus, wo ein Mann geschossen wurde. Die Polizei stellt ihm nach; er ist jedoch unschuldig, und werde ich ihn gut verborgen halten, bis es rathsam ist, ihn heimkehren zu lassen.‘“

Franz schien von einer großen Last befreit zu sein, und staunte, daß sein Freund eine Notiz schreiben könne. Im Hinblick auf seine äußere Erscheinung kam es ihm als ein greller Widerspruch vor. Hannes ging an seine Beschäftigung, und wieder war sich der junge Mann selbst überlassen. Er versuchte zu schlafen, aber sein Elend machte ihn unruhig und nichtern. Zur Mittagszeit kehrte Franzens Freund wieder zurück, diesmal mit etwas Brod und Fleisch, das er von sei-



ner eigenen Mäßigkeit für diesen zurückgelegt hatte. Er hatte nur wenig Zeit, sich mit diesem zu unterhalten.

„Wann kann ich heimgehen?“ fragte Franz sehnfüchtig.

„Nicht bis man den rechten Mann ausfindig macht, und sollte das eine Woche nehmen,“ war die Antwort.

Der Nachmittag verstrich sehr langsam. Das finstere, kleine Gemach war Franz wirklich zum Gefängniß geworden. „Ich bin zu einsamer Haft gezwungen,“ dachte er traurig. „So werden die Mörder verurtheilt. Wie möchte es vorkommen, wirklich ein Mörder zu sein, und wie lange könnte man wohl eine solche Haft aushalten?“

Diesmal wurde es neun Uhr in der Nacht, ehe Freund Hannes wieder heimkehrte. Als er eintrat sagte er: „Die Polizei bewachte mich so scharf, daß ich dir unmöglich dein Abendessen bringen konnte. Eben hat man den rechten Mann eingefangen.“

„Ist er gefunden worden?“ fragte Franz freudig erregt.

„Ja; man wird nun nicht weiter nach dir forschen,“ erwiderte Hannes, „komm, folge mir jetzt.“

Der junge Mann gehorchte, ohne ein Wort zu erwidern. Als Beide nun den Berg erstiegen, gewahrten sie von Ferne, daß Frau S. ganz ruhig an dem gewohnten Platz am Fenster saß. Das Licht der Straßen-Lampen fiel auf ihr Gesicht und erschien dieses in demselben weißer als ihr weißes Kleid. Weder ihre Wärterin noch der Arzt konnte sie bewegen, in ihrem Zimmer zu bleiben. Sie fühlte sich gedrungen in möglichster Nähe der Straße zu verweilen.

An dem Haus angekommen, öffnete Franz die Thür mit einem Schlüssel und zog den „alten Hannes“ mit sich ins Haus. Mutter und Sohn begegneten sich, ohne ein Wort zu reden. Eine lange Umarmung und manch warmer Kuß folgten. Dann wandte sich der junge Mann zu seinem Begleiter und Beschützer und sagte tiefgerührt: „Er rettete mich — Bergen, der Knecht mit dem Berg-Pferd. Schon früher versuchte er es zu thun, liebe Mutter. Er warnte mich zuvor schon öfters. Ich wünschte, daß du es wissen solltest, damit du ihm dafür danken könntest, und — o Bergen,“ wandte er sich an diesen, „warum hast du so viel für mich gethan? Warum kümmerst du dich meinethwegen.“ Liebevoll legte er seine Hand auf die Schulter des ärmlich gekleideten Mannes, der vor der eleganten Umgebung zurückweichen wollte.

„Ich verdiene keinen Dank,“ begann Bergen langsam, als Frau S. sich ihm näherte und ihm beide Hände darbot. „Wahrscheinlich haben Sie vergessen, daß Sie mir vor vier Jahren eine weit größere Liebe erwiesen. Während sonst Alle mich verfluchten, redeten Sie mich freundlich an. Sie gaben mir Geld, daß ich nicht verhungern sollte, und ersuchten mich, berauschendes Getränke zu meiden. Dieses habe ich auch gethan. Ich versprach Ihnen, nie wieder solches Getränke anzurühren, und bis heute habe ich auch Wort gehalten. Viel bin ich nicht werth, ich bleibe jedoch nüchtern und ehrlich und versuche, mein Bestes zu thun, und so oft ich an diesem Haus vorbei komme, segne ich Sie für die Liebe, die Sie mir vor etlichen Jahren erzeugten. Sie hatte eine unerlöschliche Geliebte in meinem Herzen erweckt.“

## Kaiser Wilhelm und seine Mutter.

Von Emil Müller.

**E**s ist sicherlich schön und gut, wenn unserer Jugend edle Menschen-Charaktere vorgeführt werden, um sie zur Nachahmung zu reizen. Helden im wahren und vollen Sinne des Wortes; und ein solcher ist der nun im 86. Lebensjahre stehende Kaiser des neu erklandenen deutschen Reiches.

Seinem Glaubensbekenntniß, das er als 18jähriger „Prinz Wilhelm“ kurz vor seiner Confirmation, die am 8. Juni 1815 durch den königlichen Hofprediger Ehrenberg vollzogen wurde, aufsekte, fügte er eine Reihe von Lebensgrundsätzen bei, unter denen sich folgende schöne Sätze finden:

„Ich weiß, was ich als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann.“

„Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das Beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.“

„Ich will ein aufrichtiges und herzlichtes Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die Eeringsten — denn sie sind alle meine Brüder — in mir erhalten und beleben.“

„Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen Niemand überheben, Niemand durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von Andern etwas fordern muß, mich dabei herablassen und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, so viel ich kann, zu erleichtern suchen.“

Das ganze Leben des Kaisers, wie es klar und offen vor uns liegt, scheint nur die Erfüllung der Vorsätze zu sein, die er damals als Jüngling sich gelobt.

Schloß Babelsberg, ganz in der Nähe von Potsdam, ist der Lieblingsaufenthalt des Monarchen. Dort fand ein Besuchender auf seinem Arbeitstische ein Gesangbuch (das Hannover'sche). Beim Aufschlagen fand er den 3. Vers des 399. Liedes angestrichen und von der Hand des Prinzen daneben geschrieben: „Bei meinem ersten Besuche des Gottesdienstes in der Savoykirche zu London am 2. April 1848 gesungen.“ Der bezeichnete Vers lautet:

Da siehst du, Gottes Herz,  
Das kann dir nichts versagen;  
Sein Mund, sein theures Wort,  
Vertreibt ja alles Zagen.  
Was dir unmöglich dünkt,  
Kann seine Vaterhand  
Noch geben, die von dir  
Schon vieles Leid gewandt.“

Das läßt uns sehen, wie dem Prinzen zu Muthe war, als er in jener Zeit der Noth, fern von seinem Vaterlande, die Gastfreundschaft eines fremden Hofes genoß.

Ein schöner Zug seiner Leutseligkeit ist auch der, daß man in Potsdam wenig vom „Könige“ spricht und noch weniger vom „Kaiser,“ um so öfter aber von „unsrem Herrn“ oder von „dem lieben Herrn auf Babelsberg.“ Es geschieht nicht selten, daß wenn er nach dem Gottesdienst die Garnisonkirche

verläßt, ältere würdige Herren Spalier bilden vor dem Ausgang der Kirche, und während der Kaiser dankend und grüßend vorüberschreitet, geht fast feierlich von Mund zu Mund der leise Gruß: „Gott erhalte Eure Majestät!“ Es ist wohl bekannt, welche kindliche Verehrung er für seine Mutter, die unvergeßliche Königin Louise, hegt; ehe er 1870 auf den Kriegsschauplatz reiste, besuchte er noch ihr Grab; Niemand durfte ihn begleiten und lange verweilte er im Gebet im Mausoleum. O, hätte sie es noch erlebt, daß er die Schmach rächte, die sie so tief und schmerzlich vom ersten Napoleon dulden mußte! Ernst, in sich gekehrt und thränenden Auges trat er wieder heraus, um nach Frankreich zu gehen, von wo er als „deutscher Kaiser“ zurückkehrte. Im „Thiergarten“ ließ er ihr ein prachtvolles Denkmal setzen, das er mit eigner Hand enthielt.

Daß sie auch eine edle deutsche Frau war, die ihr Glück und Freude in ihrer Familie suchte und fand, erkennen wir aus einem ihrer herrlichsten Briefe, den sie an ihren Vater, den Herzog Karl Friedrich von Mecklenburg, schrieb, und zwar in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens, unter der sie so schwer litt. Wir theilen einen Auszug desselben mit:

„Gern werden Sie, lieber Vater hören, daß das Unglück, welches uns getroffen hat, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingebrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat.....Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zärtlichkeit auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Vertiefung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm, nur wird er nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch

in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes theilnehmendes Herz. Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich ebenso gut wie geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Er wird, ohne die Theilnahme am Wohle und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen. Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Temperaments sind, anscheinend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhaftige Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Sie hat Anlagen zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gutmüthigkeit nicht. Von der kleinen Louise läßt sich noch nichts sagen. Möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Louise von Dranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden!

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Gallerie vorgeführt. Sie werden sagen: Das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes sieht und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, haben sie nicht. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ersten Angesichte ihres Vaters und an der Wehmuth und den öfteren Thränen der Mutter. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte täglich Gott in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segnen und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Erhält Gott sie uns, so erhält er mir meine besten Schätze, die mir Niemand entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung unserer Kinder werden wir glücklich sein.“

Ach, daß wir lauter solcher Mütter hätten, und wir auch mit so kindlicher Liebe und Ehrfurcht an ihnen hingen.

„Ihre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt.“

## Freundschaft.

(Von \* \* \*)

Also diesmal von der Freundschaft. Von der spricht nur Einer: sie sei überall, der Andere: sie sei nirgends, und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst; so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern trakt, damit er ihn wieder trage, und sie sich so einander wechselseitig zum Narren haben; denn wie du siehst, ist hier, wie in vielen anderen Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigener Freund und nicht des Anderen. Ich pflege solch Ding „Holunderfreundschaft“ zu nennen. Wenn du einen jungen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist

er intwendig hohl, und ist so ein trockner schwammig Wesen darin. So ganz rein geht's hier freilich selten ab und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen, aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß Einer des Andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß du's von Herzen siehest und Gutes und Böses mit ihm theilest, wie's vorkommt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtlei; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leicht mache.

Drittens, laß du deinen Feind nicht zweimal bitten. Aber wenn Noth ist und er helfen kann, so nimm doch auch kein



Blatt vors Maul, sondern gehe und fordere frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne.

Hat dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell Jemand deinen Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst du denn sein Freund; das soll ja jeder willfremde unparteiische Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem was an ihm ist in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen. Das Granum salis versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden müsse.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeit lang beisammen stehen, Freunde

und können ein des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen Allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hülfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dieses Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird. Aber—denkst du, auf die Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein?—Freilich wohl, und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postskript: Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

## Eine alte Tradition.

Vom Editor.



nlängst lasen wir zufällig in einem englischen Büchlein. Unter anderem Interessanten stießen wir auch auf mehrere alte jüdische Traditionen, die sich unter jenem Volk seit den Tagen der Wanderungen in der Wüste vom Vater auf den Sohn vererbt und so bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Eine dieser Ueberlieferungen ist es werth, daß wir sie den Lesern des Magazins erzählen. Es wird darin gezeigt, wie das alte Volk Gottes sich so ernstlich bestrebt, in den Herzen ihrer Kinder einen unerlöschlichen Glauben an die Thaten Jehovah's zu erzeugen und zu bewahren. Die Geschichte handelt eigentlich von Moses.

Der große Prophet, so erzählen die alten Rabbiner, hörte eines Tages eine Stimme vom Himmel, die ihm befahl, sofort auf den Gipfel eines Berges zu steigen.

Moses gehorchte, und auf der Höhe der mit Wolken bedeckten Bergesspitze angekommen, fand er sich in der unmittelbaren Nähe des Allmächtigen, der ihn fragte, ob er (Moses) vollständig mit der Art und Weise, wie die Welt regiert werde, zufrieden sei?

„Sprich ohne Scheu,“ sagte Jehovah, „du bist der Führer meines auserwählten Volkes, und es ist mein Wunsch, daß du mit Rücksicht auf diesen Punkt die nöthige Aufklärung erhalten mögest.“

Gerade während dieser göttlichen Rede blickte Moses zufällig in das Thal hinab. Am Fuße des Berges gewahrte er eine herrliche, munter sprudelnde Quelle. Ein gewappneter Mann stieg von seinem Roß, um seinen brennenden Durst zu stillen. Indem er sich über die Quelle hinbeugte, entschlüpfte seinem Busen eine wohlgefüllte Börse, welche in den Sand fiel. Der Reiter beobachtete es indessen nicht, und er ging auch wieder seines Weges, ohne seinen Verlust entdeckt zu haben.

Raum hatte sich der Krieger entfernt, als ein zarter, hübscher Jüngling sich der Quelle näherte und Platz nahm. Er sah die Börse, hob sie auf, und als er fand, daß dieselbe mit Gold gefüllt und ringsum Niemand war, der möglicher Weise der Eigenthümer sein könne, steckte er sie in seinen Busen und eilte davon.

Nicht lange noch war der Jüngling verschwunden, als ein behärrter Greis mit Silberlocken langsamen Schrittes sich der frischen Quelle näherte, um ebenfalls seinen Durst zu stillen. Nachdem er sich an dem erquickenden Naß gelabt, setzte er sich nieder, um zu ruhen. Als er so da saß, kehrte der Krieger, der seine goldgefüllte Börse verloren hatte, zurück, um dieselbe da zu suchen, wo er sicher wußte, daß er sie verloren habe. Er fragte den behärrten Greis, ob er wohl die Börse gesehen? Der schwor jedoch, daß dem nicht so sei, und rief den Himmel zum Zeugen seiner Ehre und Redlichkeit an; allein der stattliche Kriegsmann wollte ihm keinen Glauben schenken. Des Greises Antlitz schien voll Kummer. Nur zu oft wiederholte er seinen Schwur, bis zuletzt der Gewappnete voller Bohn und trotz aller Vorstellungen sein Schwert aus der Scheide zog und den wehrlosen Alten auf der Stelle tödtete.

Moses, durch diesen Anblick sehr gerührt, warf sich sofort auf die Erde nieder und war eben im Begriff, über diese Ungerechtigkeit Beschwerde zu erheben, als eine Stimme aus der Wolke über der Bergesspitze in folgenden Worten ihn anredete:

„Spare dir deine Furcht und deine Verwunderung; frage den nicht, der das Weltall regiert, warum er das, was du soeben gesehen hast, zugelassen hat. Der zarte Jüngling, der die Börse fand, war die Ursache vom Tode des wehrlosen Alten; allein wisse, daß derselbe Alte der freche Mörder des Vaters jenes Jünglings war.“



## Die Sonntagschule.

### Für Normalklassen.

#### XVIII. Die Auslegung (Exegese) der heiligen Schrift.

7. Die Auslegung muß absolut der Analogie des Glaubens gemäß sein. Die Bibellehren bilden ein in sich selbst fest zusammenhängendes Ganze, eine durchgängige Harmonie. Es müssen mithin alle etwaige scheinbare Widersprüche (wirkliche sind ja noch nie nachgewiesen worden) nach dem obigen Grundsatz ausgeglichen werden. So z. B. sagt die Schrift von Gott: „Es reuete ihn, daß er Menschen geschaffen habe;“ und sie sagt auch: „Gott ist nicht ein Mensch, daß ihn etwas gereue.“ Gott, als absolut vollkommenes Wesen, kann doch stets Alles im Kreise seiner ewigen Lebensgegenwart nach seiner Wirkung zum Voraus seines zeitlich-weltgeschichtlichen Verlaufs erkennen, und es wäre wirkliche Neue eine schroffe Absurdität, im Vergleich mit absoluter Vollkommenheit. Alle dergleichen Punkte müssen nach der Gesamtanalogie aufgefaßt und harmonisirt werden, was auch nicht immer schwer ist.

8. Weiter erkläre man die Schrift ja nicht, wie die Katholiken, durch die Autorität der Kirche, auch nicht, wie die Schwärmer, durch ein spezielles Offenbarungslicht, noch auch, wie die Rationalisten, durch die bloße Vernunft. Die Bibel, darin seien wir fest, kann und muß sich selbst erklären. Die Bibel gleicht dem Sternenhimmel. Heben wir unsere Blicke auf, so sehen wir zunächst Sterne erster Größe und die bekannte Milchstraße, dann immer mehr Sterne, und zuletzt — eine erstaunliche, herrliche Harmonie.

9. Ohne Zweifel hängt die richtige Auslegung der Bibel auch in großem Maße von dem Gemüthszustand des Auslegers ab. Neander's Motto war: Das Herz macht den Theologen. Indessen müssen Herz und Kopf bei einander sein. Offenbar fördert das rechte Schriftverständniß eine innere Verwandtschaft unserer Gefühls- und Denkweise mit der der Schreiber der hl. Schrift. Wir müssen mit dem Geist, der die Schrift dictirte, erfüllt sein, oder doch nach diesem Geiste sehnlichst verlangen. Dieser Punkt ist für uns als S. S. Arbeiter, da wir nicht bloß in Theorie, sondern auch in praktischen Anwendungen auslegen, beachtenswerth. Das merke man sich!

10. Nun sei noch bemerkt, daß wenn in der heil. Schrift irgend etwas unserer Vernunft zu widersprechen scheint, so müssen wir einfach Das thun, was ein Vater von seinem Kinde fordert, wenn diesem seine Vorschriften als ungerecht erscheinen: Wir müssen den Grund hievon nicht in des Vaters Unverstand etwa, sondern in der mangelhaften Einsicht des Kindes suchen. Zu fordern, daß jeder Glaubensgrundsatz durch die Vernunft bewiesen werden müsse, würde ja zum Voraus setzen, daß die Glaubenslehren alle reine Vernunftsätze sein müßten. Und das wäre doch vollkommen absurd. Dessenungeachtet sind hier schon Tausende Kritiker für immer gescheitert. Ein in allen Stücken nach den logischen Denkgesetzen zu begreifendes Buch wäre dann nicht Bibel, sondern ein bloßes Menschenwerk. Es wird folglich bei aller Mühe und Kunst und Höhe der Wissenschaft, und bei allen Hülfsmitteln dennoch Vieles unausgelegt bleiben müssen, obgleich man seine Meinung äußern kann.

### Der Sonntagschul-Lehrer hat Vorbereitung nöthig.

#### II.

4. In unseren Altags-Schulen ist man weit vorangeschritten, beides im Ertheilen von Unterricht, sowie auch in den sonstigen Einrichtungen, und die S. Schule sollte Schritt halten, und muß es thun, wenn sie ihren Standpunkt behaupten will. Des Lehrers frommer Wandel und sein Ernst, den er an den Tag legt, können eine spärlich studirte Lektion nicht ersetzen. Der Schüler nimmt wahr, wenn der Lehrer oberflächlich über wichtige Punkte in der Lektion hinfährt, ohne dieselben zu erklären. Es ist bekannt, daß wir nicht alle schwierige Stellen der hl. Schrift erörtern können, zu unserer eigenen und unserer Schüler Befriedigung; aber wir haben doch Hülfsmittel in der Hand, wodurch wir erfahren können, was die Ansicht Anderer über die in Frage stehende Stelle ist, und die Schüler sehen, daß wir unsere Pflicht in der Vorbereitung gethan haben. Wenn wir in diesem gleichgültig sind, so sinken wir in der Achtung unserer Schüler, die Wahrheit des Wortes Gottes verliert bei ihnen an Werth, und wir richten wenig oder nichts aus.

5. Alle Wahrheit ist göttlich. Daher mag der Lehrer in unseren Wochen-Schulen, welcher die Wissenschaften lehrt, gewissermaßen als ein Botschafter Gottes angesehen werden. In der S. Schule haben wir einen anderen Zweig, den wir lehren. Der Altags-Lehrer zeigt seinen Schülern einen Gott in der Natur geoffenbaret, wir zeigen den unseren einen Gott geoffenbart in seiner Gnade gegen den Menschen. Er führt sie durch den Vorhof, wir führen sie hinein hinter den Vorhang in das Allerheiligste, wo man Gottes Stimme hört und mit ihm Gemeinschaft pflegt. Wir sollen sein Lehrhaftig, wie Paulus zu seinem geistlichen Sohn sagt, (2. Tim. 2, 24.), Arbeiter, die nicht zu Schanden werden, sondern die das Wort der Wahrheit richtig theilen. — Ganz weislich hat Paulus seinen Sohn ermahnt, daß er anhalten soll mit Lesen, mit Ermahnungen, mit Lehren, bis daß er komme. Dieses gilt gewiß auch einem treuen S. S. Lehrer.

Es wird von einem Editor eines Magazins gesagt, daß er nicht zum Fenster hinaus schaue, ohne das Interesse seines Blattes im Auge zu haben. So sollte der Lehrer während der Woche immer das Interesse seiner Lektion und seiner Klasse vor seinem Gemüthe haben. — Die Natur und der geschäftliche Verkehr bieten viel dar, wodurch wir die Wahrheiten des Wortes Gottes illustriren können. Gleich einer fleißigen Biene zieht der Lehrer über Feld und Flur und sammelt Material zum Gebrauch für den Unterricht. Aber besonders findet man ihn über seiner Bibel und deren Hülfsmitteln. Wenn ihm der Tag keine Zeit bietet, so muß ihm die Nacht dienen, und nicht selten gibt ihm das „Mitternachtsöl“ seiner Lampe das nöthige Licht zum „Suchen in der Schrift.“ Wer also thut, dem wird es am endlichen Erfolg nicht fehlen. Er wird selbst reichen Genuß haben und wird seine Schüler auf den grünen Auen des Evangeliums weiden, und sie zu den frischen Wasserquellen der Gnade Gottes führen. Der Herr gebe uns viel solcher Lehrer! — (Amen! — Edr.)

S. L. Umbach.



## Gründe für Normalklassen.

## II.

Durch das mehr systematische Betreiben des S. Schulwerkes im Allgemeinen und durch die Einführung der internationalen Reihenfolge der Lektionen, haben die Schüler im Durchschnitt große Fortschritte gemacht in der Schriftkenntniß; und um sie der Sonntagschule zu erhalten, ist eine mehr eingehende Lehrmethode nothwendig, denn sie haben die Anfangsgründe verlassen und sind zu gediegenerem Studium fähig. Dieses bietet die Normalklasse. Ferner findet man auch fast allgemein, daß die Sonntagschulen Mangel an tüchtigen Lehrern haben; der alljährliche Verlust, welchen man hier erleidet, kann nicht wohl verhütet werden; um nun die so entstandenen Lücken auszufüllen, hat man sehr oft große Mühe und Sorge; hier denn entfaltet eine gute Normalklasse ihre Nützlichkeit, indem sie nicht bloß Lehrer für den Unterricht, sondern auch gereifere Schüler zu Lehrern heranbildet, so daß man allezeit bereit ist, entstandene Lücken auszufüllen.

Wir erwähnten, daß durch den mehr geregelten Unterricht bereits eine tiefere Schriftkenntniß in den Sonntagschulen erzeugt wurde, und daß dadurch mehr bewanderte Lehrer erforderlich geworden sind; leider mangelt aber in vielen Fällen Zeit, Mittel, Anweisung und Gelegenheit diese höheren Kenntnisse zu erwerben, denn nicht jeder Lehrer kann die Opfer, welche es kostet, bringen. Diesem Bedürfnis entspricht die Normalklasse, denn sie bietet Jedem Gelegenheit, sich diese Kenntnisse unentgeltlich, im Zusammenhang und geordnet, zu erwerben. Hier ersetzt der Prediger seiner Gemeinde das Fehlende, und er entwickelt zugleich seine Fähigkeit und seinen Beruf zum Lehramt, so ersetzt die Normalklasse das, was man aus mancherlei Gründen nicht besitzt und auch anders nicht erwerben könnte. Die Normalklasse bringt der Sonntagschule das ihr Fehlende und zwar immer zur Zeit, wenn sie es bedürftig ist. Weil der Lehrer immer vorbereitet vor seiner Klasse erscheint, so erscheinen auch seine Schüler immer vorbereitet in der Sonntagschule und dadurch wird ein geordneter Unterricht auf eine ganz einfache Weise erzielt. Was sonst kaum zu erzwecken wäre, erlangt man hier ohne Aufsehen und ohne Rumor.

Aber auch ein allgemeiner Nutzen folgt einer guten Normalklasse und ist das deßhalb ein guter Grund für dieselbe, selbst wenn man das Amt des Sonntagschul-Lehrers ganz außer Acht läßt. Die Bibel enthält nebst ihren Lehren auch ein großer Theil Welt-, Natur-, Völker- und Kirchengeschichte, welcher zu unserer Zeit besonders wissenschaftlich ist, aber kaum Allen zugänglich gemacht werden können, weil in vielen Fällen die nöthigen Vorstudien fehlen; hier nun trifft die Kirche Vorkehrung, indem sie durch ihren Gesandten, den Prediger, einen Unterricht erteilen läßt, welcher das Veräumte ersetzt und das sonst nicht zu Erlangende möglich macht.

Dieser Unterricht reicht darum weiter als bloß in die Sonntagschule: er bringt in die Familie und in die gesellschaftlichen Kreise ein, wo er als ein göttliches Salz manche gährende Fäulniß des Zeitgeistes zerstört und wohlthuend auf Sitten und Gewohnheiten des Volkes im täglichen Leben einwirkt.

Und nun schließlich noch einen persönlichen Grund für die Errichtung von Normalklassen: Durch dieselben erhält der Prediger Gelegenheit jenes christlich-gesellschaftliche Verhältniß mit einer gewissen Klasse der Jugend seiner Gemeinde anzuknüpfen, welche ihm sonst ferne stehen würde. Durch den Normalunterricht festsetzt er die Herzen und erlangt einen Ein-

fluß, den er auf keine andere Weise sich verschaffen kann. Und zugleich befähigt er das Band, welches die Jugend an ihre Kirche binden muß—wenn diese (die Jugend) erhalten bleiben soll. Wenn wir selbst Das nicht bieten, was andere Kirchen (besonders englische) bieten, dann möchten manche unserer Kinder sich mißmuthig abwenden und es dort holen, wo es angeboten wird. Um unsere Jugend zu erhalten, sollte uns keine Mühe zu schwer sein, und um göttliche Erkenntniß zu verbreiten, sollten wir keine Arbeit scheuen.

Ich bin persönlich überzeugt worden, daß Normalklassen dem Prediger einer Gemeinde in vielen Hinsichten manchen schweren Gang ersparen und seine Nützlichkeit mehren. Der Unterricht meiner ersten Normalklasse umfaßte 44 Vorträge; die Schüler, welche den ganzen Cours vollendeten, zeigen heute mit Befriedigung auf ihr Diplom, welches sie sich durch Fleiß und Ausdauer erworben. Schade nur, daß es nicht durch unsere eigene Kirche ausgestellt wurde, obgleich ich zwar meinen Namen auch mit Freuden unter den Namen jenes Mannes schrieb, welcher sich um das amerikanische Sonntagschulwesen so verdient gemacht hat.

R. M a t t.

## Die Zeit ist kurz.

Ein Sonntagschullehrer sollte bedenken, daß ihm nur eine halbe Stunde Klassenunterricht allsonntäglich zur Verfügung steht. Zur Erzielung eines möglichst heilsamen und bleibenden Eindrucks benütze er diese Zeit aufs Gewissenhafteste. Er erkläre und frage so einfach, verständlich und kurz wie nur immer möglich. Er habe den Grundgedanken der Lektion, der dem Geist des Schülers eingepträgt werden soll, fest im Auge und bleibe stets bei der Sache! Bei der Befolgung dieser Rathschläge wird dem Lehrer die halbe Stunde Klassenunterricht weder zu lang, noch zu kurz erscheinen, sondern er und seine Schüler werden das Bewußtsein einer für das Diesseits und Jenseits wohl angewendeten kurzen Spanne Zeit mit sich nach Hause nehmen.

## Sonntagschullehrer, arbeite!

Vor dem Stadthor saß auf einer Bank ein Schreinergefelte. Frisch aus dem Spital entlassen, war er müde und abgeleht, suchte auch keinen Platz und weinte bitterlich. Da trat ein freundlicher Mann zu ihm und fragte, was ihm fehle. Der Gefelle faßte gleich Vertrauen und eröffnete ihm seine ganze, traurige Lage. Der Mann sprach: „Das trifft sich gerade recht; ich bin ein Schreinermeister und suche eben einen Gefellen. Komm mit!“ — Im Hause angelangt, lud er den jungen Menschen zum Abendessen ein, das ihm trefflich mündete und wohlthat. Dann ward ein gutes Lager für ihn bereitet und am Morgen ließ man ihn ausschlafen. Dann wurde er wieder gespeist und getränkt und kein Wort von Arbeit gesprochen. So ging's den ersten, zweiten und dritten Tag, und der Gefelle ward ganz wohl und gesund. Endlich am vierten Tage, als der Meister in die Werkstatt kam, fand er den Jüngling in vollster Arbeit. Er war schon frühe aufgestanden und hatte von selbst die Arbeit aufgesucht und begonnen. Und als der Meister verwundert fragte: „Warum?“ sagte der Gefelle: „Das halt' ich nimmer aus. Jetzt haben Sie mich so lange aufs Freundlichste verpflegt, ich kann nun arbeiten und thu's mit Freuden.“ Er machte auch mit dem Meister keinen Accord, fragte nicht nach Lohn, sondern schaffte nur immer drauf los.—

Jesus pflegt dich aufs Beste, lieber Sonntagschullehrer, darum arbeite auch für ihn—**a r b e i t e ! a r b e i t e !**

## Was kann gethan werden, um der seelenverderbenden Literatur entgegen zu wirken.

Nie gab es ein Zeitalter, in welchem so viel gelesen wurde, als in dem jetzigen. Die Welt ist fast überfluthet mit Büchern und Zeitschriften aller Art. Es gibt kein Gebiet in der Wissenschaft und Kunst, das nicht vertreten wäre. Fast in einem jeden Hause findet man eine oder mehrere Zeitungen, nebst einer Anzahl Bücher, wenn letztere auch häufig nur da liegen, um gesehen zu werden. Ganz besonders aber ist es der jugendliche Geist, der wißbegierig alle Bücher und Zeitschriften verschlingt, die ihm in den Weg kommen, ohne oftmals zu wissen oder zu ahnen, wie gefährlich und nachtheilig Manches für ihn werden könnte, beides nach Leib und Seele. So wenig als ein kleines Kind unterscheiden kann, zwischen Zucker und Gift, und das eine so hastig in den Mund steckt, als das andere, ebenso wenig vermag der jugendliche Leser zu unterscheiden zwischen gesunder und verderblicher Literatur. Er nimmt sich auch gar nicht Zeit, zu prüfen, sondern mit gieriger Hast wird zuweilen alles verschluckt, das ihm in die Hände geräth.

Aber was verstehen wir denn eigentlich unter seelenverderbender Literatur? Diese Frage wird von verschiedener Seite verschieden beantwortet.

Es bedarf daher Jemand, der der Jugend ganz besonders helfend, belehrend und zurechtweisend zur Seite stehe, ihr solche Bücher und Schriften in die Hände zu geben, die sie getrost lesen mögen. Dieses kann am aller erfolgreichsten geschehen von der Kirche und der S. Schule in der Kirche. Gott sei Dank, daß in unserer Kirche Männer an der Spitze gestanden haben und jetzt noch stehen, die eine S. S. Bibliothek ausgesucht haben, die ohne Bögers Jedermann in die Hände gegeben werden können. Und an S. S. Schriften stehen wir keiner andern Kirche nach.

Lesen wollen unsere jungen Leute; lesen sollen und müssen sie; aber was? Da sind Manche gleich bei der Hand: „Sie sollen die Bibel, Arndt's wahres Christenthum, Gebetbücher, oder etwas so lesen.“ Nun es ist freilich wahr, die Bibel ist das beste, nützlichste Buch, das irgend ein junger oder alter Mensch lesen kann, und wäre gut, wenn sie von Allen mehr gelesen und studirt werden würde; aber man kann doch nicht erwarten, daß Jemand die ganze Zeit über der Bibel sitze. Junge Leute brauchen etwas, nicht nur für den Augenblick, sondern das den Verstand stärkt, den Geist nährt und zur Verebelung und vervollkommenung des Menschen beiträgt. Aber wenn man an alle die Reisebeschreibungen, große Heldenthaten, Liebes- und Heirathsgeschichten, Mordthaten u. s. w., die so spannend, aber zu gleicher Zeit so nachtheilig wirken, denkt, welche unter den schönsten Namen und Titeln oftmals selbst in christliche Familien sich einschleichen und sogar gern gelesen werden, da möchte es am Ende schwierig sein, die Jugend davon abzuhalten. Selbst zur Hausthüre werden viele dieser Schriften hineingeworfen, um sie in die „rechten Hände“ zu bringen. O, die Gefahr ist groß, und Hunderte, ja Tausende werden gerade durch solche Literatur jährlich ruiniert nach Leib und Seele. Da wundern manche Eltern, wie es doch nur kommt, daß ihre Kinder nicht mehr folgen wollen. Sie wollen nicht daheim bleiben, es wird ihnen zu enge im elterlichen Hause, es treibt sie hinaus in die weite Welt. Häufig ist es der Fall, daß kleine Springer von acht Jahren aufwärts, sich heimlich aus dem Staub machen, um irgendwo in der Welt ihr Glück zu suchen, oder ein „großer

Mann“ zu werden. Gerade datirt dieses hin meistens auf die Geschichten, die sie gelesen haben. Fragst du nach der Quelle des großen Glucks in so vielen Familien — gerade da ist sie zu suchen. Fragst du nach der Ursache, warum so viele junge Leute so bleich aussehen, die Augen trübe, und tief in den Höhlen liegen, die Kniee schwach sind, die Gestalt und Schönheit verfallen ist, und sie mit einem siechen Körper einhergehen, und endlich in Folge der Auszehrung oder anderer schlimmen Krankheiten in den besten Jahren dem Tode verfallen? In dem Lesen schlechter, seichter Literatur ist sie häufig zu finden. Fragst du endlich, warum die Kinder schon so frühe der Religion und allem Guten abgeneigt sind; warum alle Ermahnungen der Eltern und Lehrer nichts nützen; wie es kommt, daß sie geheimen Sünden fröhnen, die allen Lebenssaft aus ihnen saugen, und sie für's eheliche und häusliche Verhältniß untauglich machen; warum sie so jähzornig, störrig und so leidenschaftlich sind? Keine andere Ursache gibt's, die mehr hiezu beiträgt, als schlechte Lektüre! „Ja, aber was sind das für Schriften? Wir möchten es gerne wissen!“ sagst du. Nennen hier anzuführen, wäre nach meiner Ansicht ein gutes „Abvertisement“, aber es mag genügen anzuführen, daß Alles, was die Phantasie erregt, was leicht geschrieben ist, unter diese Rubrik gehört; das sind auch solche eingeschlossen, die allorts bekannt sind, wie „Fireside Companion“ und andere ähnliche, welche gratis ins Haus geworfen werden, mit einer oder etlichen Erzählungen, die ihren Anfang genommen haben und in den folgenden Nummern fortgesetzt werden, um sie zu veranlassen, sich dieselben zu kaufen.

Es ist geradezu haarsträubend, nur daran zu denken, was in dieser Beziehung unter unserer Jugend für Unheil angerichtet wird. Fast keine Schule, kein Ort, wo man nicht gewußt, solche Lektüre unter den jungen Leuten zu verbreiten: Bilder und Schriften, die in der That scheußlich, furchtbar abscheulich sind, und Seele und Leib vergiften! Die schlimmste Sorte alles Giftes! Denke nur ja Niemand, ich stelle die Sache zu schlimm dar! Die Farben sind so schwarz, daß kein Mensch sie so schwarz malen kann. Unter den schönsten Titeln werden diese Schriften in die Familien eingeführt, um die wachlose und nichts Böses ahnende Jugend zu hintergehen. Oft findet man sogar „AbVERTISEMENTS“ in „christlichen Blättern“, bloß um dadurch die Adressen der Leute zu bekommen. Da wurde zum Beispiel neuerdings in Chicago ein Schuft aretirt, welcher sein Höllenspiel unter siebzehn oder mehr verschiedenen Namen trieb. Er hatte ein „Abvertisement“ in religiösen Blättern, allwo er ein gewisses microscopisches Instrument (Charm) anbot für 15 Cents. Als Jemand die 15 Cents einsandte, kam das Charm, aber in etlichen Tagen nachher kam ein Circular, in welchem schlechte Bücher, Bilder und Schriften angezeigt waren, nebst einem Bilde, als Probeexemplar, das abscheulich war; und dieses kam vorzüglich von einem anderen Manne, aber es war derselbe. Dieser ruchlose Mensch soll in einer Woche innerhalb der Staaten und Canada über 700 Couverte versandt haben, welche alle derartige Anzeigen von seichten Büchern und Bildern enthielten. Keine Strafe ist zu schwer für einen solchen Verbrecher. Während Eltern und Lehrer schlafen, säet der Böse seinen bösen Samen, und treibt sein verderbliches Spiel mit unserer Jugend. Und da sind manche Eltern noch so thöricht und lesen diese Dinge am Ende selbst und bewundern die schönen Bilder! Eltern, werst sie ins Feuer, so schnell ihr sie bekommt, und braucht sie ja nicht zu sonst Etwas! Ach, daß doch den Leuten einmal die Augen aufgingen. So schnell den Kindern was fehlt,



springt man zum Arzt, man verdoktort oft hunderte von Dollars, die man alle hätte sparen können, wenn man die Kinder mit ordentlicher Lektüre versorgt hätte.

Aber was ist in dieser Sache zu thun? Was kann vorzüglich die S. S. thun, diesem verderblichen Uebel entgegen zu wirken? Davon in der nächsten Nummer.

A. Bornheimer.

### Hilfsmittel und Hilfswissenschaften zur Bibelauslegung.

Darunter sind wohl sicherlich:

1. Der rechte Geist und der rechte Endzweck, nemlich:
  - a. Liebe zur Wahrheit.
  - b. Willigkeit, die Wahrheit zu erforschen und zu befolgen.
  - c. Freisein von Vorurtheilen.
2. Nicht immer nach dem Grunde dessen, was gelehrt wird, zu fragen.
- e. Das Licht des Geistes Gottes.
2. Ein durchgängiges Bekanntheit mit dem, was in der Bibel überhaupt gelehrt wird.
3. Die Kenntniß der Sprachen in welcher die Bibel geschrieben wurde.
4. Kenntniß der biblischen Geographie.
5. Kenntniß der biblischen Geschichte, morgenländische Sitten und Gebräuche.
6. Kenntniß der Kirchengeschichte.
7. Kenntniß der biblischen Naturgeschichte.

### Zehn Regeln für den Lehrer der Kleinkinderklasse.

1. Rege das Gedächtniß deiner Schüler an.
2. Gib ihnen etwas zu thun.
3. Sage ihnen nur das, was sie dir nicht zu sagen im Stande sind.

4. Laß deine Schüler von dem, was du ihnen gesagt hast, reden.

5. Wiederhole alles, was du lehrst.

6. Lehre die Lektion, oder erkläre einen Text, ehe du von deinen Schülern begehrt, dieselben auswendig zu lernen.

7. Mache die Lektion frisch und — kurz.

8. Bethätige erschrockene und furchtsame Schüler.

9. Lasse es nie an inniger Liebe zwischen dir und deinen Schülern fehlen.

10. Gebiete nur dann, wenn Beispiel und liebender Zuspruch nicht genügen.

### Hauptschwierigkeiten in der Bibelauslegung.

Diese dürften folgende sein: 1. Verstandeschwierigkeiten. Einige müssen eben immer den Grund, die Ursache, für Etwas sehen. Das bereitet offenbar manches Hinderniß.

2. Erziehungsvorurtheile. Man versteht und legt etwas so gern nach dem Modell seiner religiösen Erziehung und Sonberansicht aus.

3. Inwohnende sündliche Neigungen. Wer da nicht wacht, wird Manches zu seinem sittlichen Schaden erklären.

4. Schwaches Fassungsvermögen.

5. Die Bibel macht oft nur theilweise Offenbarungen über viele Punkte, und gibt folglich blos Thatfachen und keine Erklärung, noch nähere Philosophie darüber.

6. Verschiedene Angaben verschiedener Schreiber über denselben Gegenstand.

7. Auch aus irrigen Uebersetzungen sind uns schon viel Hindernisse begegnet, die aber immer mehr beseitigt werden.

8. Scheinbare Widersprüche zwischen der Naturwissenschaft und der Offenbarung.

### Viertes Quartal.

## Sonntagschul-Lektionen

### Die Salbung in Bethanien.

#### 1. Lektion: Markus 14, 1–11. — Sonntag den 1. Oktober 1882.

1. Und nach zweien Tagen war Ostern, und die Tage der süßen Brode. Und die Hohenpriester und Schriftgelehrten suchten, wie sie ihn mit List griffen und tödteten.

2. Sie sprachen aber: Ja nicht auf das Fest, daß nicht ein Aufruhr im Volk werde.

3. Und da er zu Bethanien war in Simons, des Aussätzigen, Hause, und saß zu Tische; da kam ein Weib, die hatte ein Glas mit ungeschältem und köstlichem Nardenwasser, und sie zerbrach das Glas und goß es auf sein Haupt.

4. Da waren etliche, die wurden unwillig, und sprachen: Was soll doch dieser Unrath?

5. Man könnte das Wasser mehr denn um drei hundert Groschen verkauft haben, und dasselbe den Armen geben. Und murreten über sie.

6. Jesus aber sprach: Laßt sie mit Frieden; was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan.

7. Ihr habt allezeit Arme bei euch; und wenn ihr wollt, könnet ihr ihnen Gutes thun; mich aber habt ihr nicht allezeit.

8. Sie hat gethan, was sie konnte; sie ist zuvor gekommen meinen Leichnam zu salben zu meinem Begräbniß.

9. Wahrlich, ich sage euch: Wo dies Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtniß, das sie jetzt gethan hat.

10. Und Judas Ischarioth, einer von den Zwölfen, ging hin zu den Hohenpriestern, daß er ihn verriethe.

11. Da sie das hörten, wurden sie froh und verhießen ihm das Geld zu geben. Und er suchte, wie er ihn füglich verriethe.

Haupttext: Sie hat gethan, was sie konnte. — Mark. 14, 8.

(Parallelen: Matth. 26, 1–11.; Luc. 22, 1–6.; Joh. 12, 1–8.)

Erklärung. — Vers 1. 2. Am Donnerstag-Abend hielt Jesus mit seinen Jüngern das Passah, wenn daher der Evange-

list sagt, daß der Rathschlag der Feinde Jesu zwei Tage vor dem Passah gemacht wurde, so war es Dienstag-Abend den 4.

April A. D. 30. Diese Zusammenkunft der Hohenpriester und Schriftgelehrten wurde in dem Palast des Hohenpriesters Kaiphas (Matth. 26, 3.) gehalten, und war bestimmt, um sich zu beraten, wie sie Jesum am besten umbringen könnten. Den Beschluß, ihn zu tödten, hatten sie schon etwa drei Monate zuvor gefaßt. (Joh. 11, 47.) Derselbe war dann durch den glorreichen Einzug in Jerusalem und durch die Tempelreinigung nur noch bestärkt worden. Es lag ihnen daher jetzt sehr an, wie sie ihn am besten aus dem Wege schaffen und somit seinem Wirken ein Ziel setzen könnten. Daß diese Beschlüsse nicht ohne Gegenrede angenommen wurden, sehen wir klar aus Joh. 7, 50. 51. und aus Luk. 23, 50. 51. Bei diesem ihrem Vorhaben schien ihnen nur das Fest des Passah im Wege zu stehen, denn an demselben waren gewöhnlich nahe zwei Millionen Fremde in Jerusalem. Viele von diesen aber waren Gastläder, welche Christum sehr zugethan waren, und somit befürchteten sie einen Aufruhr unter diesem Volke. Mit dem Ausdruck „Fest“ meinten sie sehr wahrscheinlich die siebentägige Zeit der süßen Brode. Sie wollten warten, bis die festpflüger Jerusalem erst wieder verlassen hätten. Die spätere Erscheinung des Judas in ihrer Mitte, wie derselbe vom Ostermahl kam, bereitete wahrscheinlich diesen Beschluß.

Vers 3-9. Die in diesen Versen geschilderte Salbung Christi ist nicht mit der Salbung zu verwechseln, die in Luk. 7, 36-50. erwähnt wird. Die Umstände, die Zeit, der Ort und die Personen waren ganz verschieden in diesen beiden Salbungen. Nur der Name des Hausherrn Simon ist gleich; aber dies war ein sehr gewöhnlicher Name in Palästina. Diese Salbung fand nach Joh. 12, 1. sechs Tage vor Ostern statt. Also am Samstag den 1. April, am Abend vor seinem Einzug in Jerusalem. Der Ort derselben war das Haus Simons, des Aussätzigen, in Bethanien, welches etwa zwei Meilen von Jerusalem am östlichen Abhange des Ölberges lag. Simon führte den Namen: „Der Aussätzige,“ weil ihn Christus wahrscheinlich gesund gemacht hatte vom Aussatz. Er war nachbar und vielleicht auch Verwandter zu Lazarus. Manche Bibelausleger meinen, daß er der Gatte der Martha war. Die Salbung geschah beim Abendmahl, und die Person, welche sie vollzog, war Maria, die Schwester des Lazarus und der Martha. (Joh. 12, 2. 3.) Die Salbe selbst war ungeschmälertes und köstliches Nardenwasser. Johannes lehrt uns noch, daß es ein Pfund solcher Salbe war. Dieses Wasser war das kostbarste Salböl des Alterthums. Nach der Abschätzung Judas war es 300 Pfennige werth (etwa \$45—\$50). Eine große Summe für die damalige Zeit. Für dieselbe arbeitete ein Arbeiter fast ein ganzes Jahr. Im Vergleich mit unserer Zeit wäre es also wenigstens \$300—\$400 werth gewesen. Die wohlriechende Salbe war in einer alabastrer Flasche von Glas. Diese Flaschen haben im Allgemeinen einen langen engen Hals, welcher zugeseigelt ist. Wenn es daher heißt, daß Maria das Glas bei der Salbung zerbrach, so ist hiermit gemeint, daß sie den engen zugeseigeltten Hals von der Flasche brach, damit sie die Salbe herauszuschütten konnte. Zuerst salbte Maria das Haupt Christi. Dies war eine Auszeichnung, welche man bei den Juden, sowie im ganzen Alterthum, nur einem sehr geehrten Gaste erwies. Nachdem das Haupt gesalbt war, nahm sie den noch übrigen Theil der Salbe und benützte ihn zur Salbung seiner Füße. (Joh. 12, 3.) Diese Salbung bildet die unerlöschliche Liebe ab, mit welcher die im Blute Christi gewaschenen Seelen ihren Erlöser in alle Ewigkeit überschütten. Die That der Maria ging aus reiner, freier und voller Liebe hervor.

Die Evangelisten berichten uns, daß die Handlung einen Theil der Jünger mit Unwillen erfüllte. Aus den verschiedenen Berichten sehen wir jedoch, daß dieser Tadel aus der engen, selbstsüchtigen und geizigen Seele des Verräthers entsprang und darnach einen Theil der andern Jünger beeinflusste, daß sie sich in derselben Stimmung äußerten wie Judas. Nur haben wir den Unterschied zu machen, daß der Tadel bei den andern Jüngern wahrscheinlich aus der Meinung entsprang, daß diese Salbe besser angewandt gewesen, wenn sie verkauft und den Armen gegeben wäre. Bei Judas aber entstand derselbe aus schändlicher Selbstsucht, welche er unter dem Schein der Liebe für die Armen verbarg. (Joh. 12, 6.) Maria wurde durch diesen Tadel sehr bekümmert. Sie hätte aus dankbarem Herzen dem Herrn ein Opfer der Liebe gebracht; diese That aber wurde jetzt von dem ehrwürdigen

Collegium der Jünger als lieblos und treulos gegen die Armen geschildert. Während der liebliche Duft der Salbe das ganze Haus erfüllte, stieg aus der unheimlichen, dunklen Seele des Judas ein alles himmlische Gefühl tödtender Einfluß, wodurch Maria als Angeklagte vor die Gäste gestellt wurde, und sie selbst betrachtete sich vielleicht so in diesem Moment. Christus weist, wie er dieses sieht, zuerst seine Jünger mit ihrem Tadel zurück, und hierauf rechtfertigt er die That Marias. Er nennt ihre Handlung „ein gutes Werk.“ Dieses Werk beeinträchtigte auch nicht die Armen; denn es war noch hinreichende Gelegenheit ihnen Gutes zu thun. Christus, der Sohn Gottes, durch den wir Alles haben, hat zu unseren Liebesgaben das erste und vollkommenste Recht. Weiter that Maria diese Liebeshandlung zum Begräbniß Jesu. Es war dies die einzige Salbung, die der Leib Christi erhielt. Ob wir freilich nicht gut annehmen können, daß Maria die volle Bedeutung ihrer Handlung verstand, so legt doch unser Heiland derselben die Bedeutung bei und bewahrt sie zum seligen Andenken bis ans Ende der Welt.

Vers 10. 11. Es ist sehr merkwürdig, daß gerade bei diesem Feste in Bethanien die gottlosen Absichten des Judas so recht zur Reife kamen und offenbar wurden. Man sollte meinen, die helle, reine Himmelswärme, womit Maria den Meister verehrte, hätte das kalte, leere Herz des Judas erwärmen und lebendig machen müssen. Aber es war gerade umgekehrt. Die That der Liebe vermehrte seinen Aerger, die schöne Festfreude seinen Trübsinn, die Verehrung Jesu seinen Neid, der fürstlich-schöne Aufwand seinen Geldgeiz, die sanfte Zurechtweisung seine bittere Abneigung gegen Jesu und die himmlische Klarheit seine Finsterniß, in welcher er sich dem Satan preis gab. Noch an demselben Abend des Festes in Bethanien begab er sich zu dem versammelten hohen Rathe in Jerusalem, Jesum zu verrathen und in ihre Hände zu überliefern. Nach Matth. 26 wurde er mit ihnen eins um 30 Silberlinge, etwa \$16.50.

Lehre.—1. Die Gottlosen ruhen nicht in ihren bösen Absichten, bis sie den, der ihnen widerstreitet in ihrem Thun, aus dem Wege geräumt haben.—2. Ein böses Gewissen macht den Gottlosen furchtsam; furchtsam vor Lebensgefahr, aber nicht furchtsam allerlei Schandthaten zu begehen.—3. Wahre Liebe offenbart sich immer in der Aufopferung des Köstlichsten für den Geliebten.—4. Es ist das Motiv und die Liebe, welche unseren Handlungen ihren Werth verleihen.—5. Das irdisch gesinnte Herz ist nicht im Stande die Seligkeit und Kraft der wahren Liebe zu erkennen.—6. Die Kundgebung der Liebe belohnt sich reichlich. Es vermehrt dieselbe und wird von Christo in alle Ewigkeit gedacht werden.—7. Die vorgeblichen Freunde sind oft die ärgsten Feinde.



**Wandtafelklärung.**—Judas, das Weib und die Pharisäer sind die Hauptpersonen der Section, durch verschiedene, entsprechende Pflanzen hier repräsentirt. Die respektiven Früchte (siehe diese) entsprechen sowohl den Personen, die sie vorstellen, als auch der Wurzel (Geiz bei Judas; Liebe bei Maria), welcher sie entspringen. Hauptsächlich sollte die That des Weibes und die herrlichen Früchte, die die Liebe trägt, hervorgehoben werden. Die Tafel bietet reiche Anhaltspunkte zur allgemeinen Uebersicht der Section. Man studire!



**Für Lehrer.**—Der Gegenstand unserer Section ist, wie wir unsere Herzensgefühnen gegen Jesum Ausdruck geben. Die Lektion zeigt, wie sowohl das Böse als das Gute, der Haß als die Liebe offenbar wird. Der Haß, Neid und Geiz im Herzen der Feinde Jesu wurde offenbar in der Verathung ihn zu tödten, in dem Unwillen des Judas über Maria und in dessen Verrath. Gleichfalls offenbarte sich die Liebe der Freunde Jesu in dem Gastmahl, welches sie Christum bereiteten. Hauptsächlich aber kam dieselbe zum Ausdruck in der Salbung Christi. Maria gab das Köstlichste, was sie hatte, sie gab dasselbe willig aus freier Liebe. Die Liebe, welche sich in solchen Thaten äußert, gefällt Gott, und hat reiche Verheißung.

**Illustration.**—Das Wesen der Liebe. Liebe zu Gott macht jede Pflicht leicht und verleiht den Füßen Flügel, um auf seinen Wegen zu wandeln; sie ist der Bogen, welcher den Pfeil unbedingten Gehorsams vorwärts treibt; der starke Arm,

welcher die Räder unermüdlicher Thätigkeit in Bewegung setzt. Liebe ist das Lebensmark der Treue, das Blut, das in den Adern wahrer Frömmigkeit rollt; die Sehne der geistlichen Kraft und Stärke. Derjenige, dessen Herz mit Liebe erfüllt ist, kann ebenso wenig unbeweglich sein, als das Espenlaub im Sturm; ein Herz voll Liebe muß aufhören zu schlagen, ehe es aufhören kann, durch die Liebe thätig zu sein. Liebe ist die Quelle von allem Heroismus; reine und große Thaten werden nur aus ihr geboren; sie macht aus Bitter süß, aus Tod Leben; sie verwandelt Schmerzen in Freuden.

**Kleinkinderklasse.**—Die Lektion ist den Kleinen dargestellt durch das Bild eines Herzens, in welchem das Wort „Liebe“ alles erfüllt. Diese Liebe im Herzen strahlt aus in guten Werken, wie wir es bei Maria finden. Die große und wichtige Frage ist daher: Ist unser Herz mit der Liebe zu Christo angefüllt?

## Das Osterlamm.

### 2. Lektion: Markus 14, 12–21. — Sonntag den 8. Oktober 1882.

**12.** Und am ersten Tage der süßen Brode, da man das Osterlamm opferte, sprachen seine Jünger zu ihm: Wo willst du, daß wir hingehen und bereiten, daß du das Osterlamm essest?

**13.** Und er sandte seiner Jünger zweien, und sprach zu ihnen: Gehet hin in die Stadt, und es wird euch ein Mensch begegnen, der trägt einen Krug mit Wasser, folget ihm nach.

**14.** Und wo er eingeehet, da sprecht zu dem Hauswirth: Der Meister läßt dir sagen: Wo ist das Gasthaus, darinnen ich das Osterlamm esse, mit meinen Jüngern?

**15.** Und er wird euch einen großen Saal zeigen, der gepflastert und bereitet ist; daselbst richtet für uns zu.

**16.** Und die Jünger gingen aus, und kamen in die Stadt, und fanden es, wie er ihnen gesagt hatte, und bereiteten das Osterlamm.

**17.** Am Abend aber kam er mit den Zwölfen.

**18.** Und als sie zu Tische saßen, und aßen, sprach Jesus: Wahrlich, ich sage euch, einer unter euch, der mit mir isst, wird mich verrathen.

**19.** Und sie wurden traurig, und sagten zu ihm, einer nach dem andern: Bin ich's? Und der andere: Bin ich's?

**20.** Er antwortete, und sprach zu ihnen: Einer aus den Zwölfen, der mit mir in die Schüssel tauchet.

**21.** Zwar des Menschen Sohn gehet hin, wie von ihm geschrieben steht; wehe aber dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird. Es wäre demselben Menschen besser, daß er nie geboren wäre.

### Haupttext: Es ist das Passahopfer des Herrn. — 2. Mose 12, 27.

(Parallelen: Matth. 26, 17–25; Luc. 22, 7–18; Joh. 13, 21–26.)

**Einführung.**—Nach der Unterredung Jesu mit seinen Jüngern über die Zerstörung Jerusalems und das Ende der Welt begab er sich nach Bethanien, wo er in der Zurückgezogenheit verweilte, bis zu unserer heutigen Lektion. Die ferneren Ereignisse stehen in chronologischer Reihenfolge, wie folgt: Von Bethanien aus gab Jesus am Donnerstag den 6. April A. D. 30 zwei seiner Jünger, Johannes und Petrus, den Auftrag, das Osterlamm zu bereiten für ihn und die Zwölfe. Beim Anbruch des Abends begab er sich mit seinen Jüngern zur Stadt Jerusalem zum Hause, wo das Passahmahl bereitet war. (Matth. 26, 17–20; Mark. 14, 12–17; Luc. 22, 7–14.) Als Jesus sich mit den Zwölfen zu Tische gesetzt hatte, erhob sich ein Streit unter den Jüngern über, wer der Größte wäre. Die Jünger zurechtzuweisen steht Jesus auf und wäscht denselben die Füße. (Luc. 22, 24; Joh. 13, 2–17.) Wie sie wieder beim Mahle saßen, erklärt Jesus, daß Judas ihn verrathen würde, worauf derselbe die Gesellschaft Jesu verließ. (Matth. 26, 21–25; Mark. 14, 18–21; Luc. 22, 21–23; Joh. 13, 18–30.) Nach der Entfernung des Verräthers wird die Ostermahlzeit vollendet und das heilige Abendmahl eingelegt. (Matth. 26, 26–29; Mark. 14, 22–25; Luc. 22, 19. 20.) Hierauf belehrt Jesus seine Jünger, verrichtet das sogenannte hochpriesterliche Gebet und begibt sich in den Garten Gethsemane.

**Erklärung.**—I. Das Passah- oder Osterlamm. Vers 12. Das Passah- oder Osterfest wurde gewöhnlich, Fest der ungesäuerten Brode genannt, weil die Israeliten an demselben nur süßes Brod genießen durften. Dieses Fest war das höchste und bedeutungsvollste Fest der Juden; das eigentliche Geburtsfest des alttestamentlichen Bundesvolkes. Es wurde gefeiert zum dankbaren Andenken an die gnädige Vorsehung Israels in der Nacht, da der Würgengel durch Egypten zog und alle Erstgeburt schlug. Die Kinder Israels mußten sich stets bei der Feier des Passahs davon erzählen, daß sie zu einer Zeit kein freies selbstständiges Volk waren, sondern Sklaven der Egypter; daß aber Jehovah sie mit einer mächtigen

Hand aus dieser Knechtschaft befreite; und daß ihre Errettung vor dem Würgengel nicht ohne Sühne geschehen konnte, sondern nur auf Grund des Blutes der Besprengung bewerkstelligt wurde und eine freie Gnadenthat ihres Gottes war. (Siehe 2. Mose 12, 27; 13, 8.) Aber nicht nur Gedächtnismahl, sondern auch Bundesmahl war das Passah. Euerseits erschien hier Jehovah als der treue Bundesgott, der in der Erlösung seines Volkes aus Egypten die Grundthat aller Bundesstreue verrichtet hatte und daher auch in allen ferneren Verheißungen einer vollkommenen Erlösung durch den Messias sein Wort halten werde. Die andere Seite des Bundes bei diesem Mahle vertrat Israel, welches durch die Darbringung und den Genuß des ungesäuerten Brodes und des Passahlammes ein Bekenntniß seiner Schuld und seines Glaubens ablegte. Das Osterlamm deutete also auch vorwärts auf Jesum Christum, das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt trug. Die Feier war, wie folgt: Am Abend des 14. Abib (Nisan), wurde ein männliches Schaf- oder Ziegenlamm, ein Jahr alt und ohne Fehler, beim Heiligthum geschlachtet. (Wir reden hier von der Zeit Christi.) Dasselbe wurde dann zu Hause gehalten und samt allen eßbaren Eingeweiden vom Hausvater und seiner Familie und seinen Gästen verzehrt. Israeliten, die nicht in Jerusalem wohnten, erhielten gewöhnlich ein Zimmer zur Zubereitung. Hierfür hatten sie die Haut des Lammes zurückzulassen. Viele der Festpilger aber aßen das Osterlamm auch unter ihren Zelten. Wenn die Mahlzeit zugerichtet war und die Theilnehmer derselben sich zum Essen ansickten, wurde ein Becher Wein eingeschenkt, vom Hausvater gelegnet und von der Gesellschaft der Reihe nach getrunken. Hierauf aß Jeder, nachdem er sich die Hände gewaschen, bittere Kräuter, worauf ein Theil des Gelezes verlesen wurde. Alsdann wurde ein zweiter Becher Wein eingeschenkt, dabei vom Hausvater Zweck und Bedeutung der Mahlzeit erklärt und ein Lobgesang gesungen. Nachdem dann dieser Becher Wein auch getrunken war, wurde die eigentliche Mahlzeit gehalten. War dieselbe beendet, so wurden nach dem Hände-

waschen des Hausvaters und dem Danken zwei weitere Becher Wein ausgetrunken. Dieses Fest dauerte sieben Tage, in welchen nur ungeäuertes Brod genossen wurde. Hierdurch wurde: 1. Die Gile bezeichnet, in welcher ihre Väter aus Egypten zogen; 2. deren Trübsal, daher hieß es „Brod der Trübsal“; 3. Reinheit, Israel sollte nicht mit dem Sauerteig der Sünde verunreinigt werden.

II. Jesus ist mit seinen Jüngern das Passah. Vers 13–21. Die Zubereitung, welche Petrus und Johannes treffen mußten, umfaßte das Anordnen des Speisezimmers, das Schlachten des Lammes und die Herbeischaffung des ungeäuerten Brodes und des Weines. Geheimnißvoll bezeichnet Jesus den Mann, bei dem er sein letztes Passah halten wollte. Wahrscheinlich war derselbe ein heimlicher Freund Jesu. Daß Jesus den Namen und die Wohnung dieses Mannes nicht benannte, geschah wohl um des Judas willen. Diese Anweisung an seine Jünger offenbart so recht das göttliche Wissen und die Weisheit Jesu.

Die Festfreude beim Passah wurde sehr getrübt durch den in der Mitte der Zwölfe sich befindenden Verräther. Jesus enthüllt denselben seinen Jüngern zuerst noch dunkel und voll tiefen Schmerzes. Er suchte ihn ohne Zweifel noch zu retten. Betrübt und im Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit, forschten die Jünger wer es sei. Jesus bezeichnet denselben hierauf näher, indem er Judas einen Bißfen von dem Ostersuchen gab. Jesus beschreibt soeben sein eigenes Schicksal als Willen Gottes, der in den Weissagungen bekannt gemacht war. Dennoch aber ist der Verrath des Judas eine freie That seines Willens, entsprungen aus Bosheit, so daß es ihm besser wäre, nie geboren zu sein. Nach Matth. 26, 25. fragt dann Judas aus schamloser Frechheit, ob er es sei? Jesus antwortete ihm: „Du sagest es,“ und: „Was du thust, das thue bald.“ Hierauf scheint dann Judas die Versammlung verlassen zu haben, um sein gottloses Vorhaben auszuführen.

Lehre. — 1. Wie Christus die bestehenden Stiftungen im Judenthum anerkannte und ihre Verordnungen befolgte, so sollen auch wir alle von Gott in der Kirche Christi eingeführten Verordnungen ehren und befolgen. — 2. Wie Johannes und Petrus im Glauben und Gehorsam den Befehl Christi, der geheimnißvoll war, ausführten, so sollen auch wir ihm unter allen Umständen Glauben schenken. — 3. Wie Jesus mit der größten Milde und Sanftmuth den Judas behandelte, obgleich er wußte, derselbe würde ihn verrathen, so sollen auch wir unsere Feinde behandeln. — 4. Wie die Jünger Christi bei dessen Worten: „Einer unter euch wird mich verrathen,“ sich selbst frugen: „Bin ich's?“ so sollen wir auch stets unsere Herzen prüfen. — 5. Der Weheruf über den Verräther ist ein klarer Beweis für die immerwährende Dauer der Verdammniß der Gottlosen; denn sonst wäre es dem Judas nicht besser gewesen, nie geboren zu sein.

Für Lehrer. — Man mache den Schülern zuerst klar, was das Passah war; dessen Ursprung, Bedeutung und wie es genossen wurde. Zweitens zeige man, daß dieses Passah ein

Vorbild auf Christum, das Lamm Gottes war. Der dritte Punkt ist die Vorkehrung, die Jesus für das Passah oder Osterlamm traf. Zum Vierten beschreibe man dann die Vorgänge bei demselben.

Illustration. — Jesus im Vergleich mit dem Osterlamm. Wie in dem Bilde ein Lamm war aus der Herde, so ist im Gegenbilde der Gottes- und Menschensohn; wie jenes ein Lamm sein mußte ohne Wandel, so war Christus ohne Sünde; wie jenes mußte geschlachtet und gebraten werden, so wurde Christus von dem Zorn Gottes in heißer Liebe gebraten. (Ps. 69, 10.; Ebr. 12, 29.); — wie mit jenem Blut die Pösten bestrichen wurden, so reinigt uns das Blut Jesu, bewahrt uns vor dem Würgengel und öffnet uns den Himmel; wie jenes ganz genossen werden mußte, so muß auch Christus als unser König, Hoherpriester und Prophet im Glauben ergriffen werden; wie jenes mit bitteren Salzen, so muß dieses in wahrer Buße und Demuth genossen werden; wie endlich an jenem nur die Beschnittenen Theil hatten, so haben an diesem nur die Gläubigen Theil.

Kleinkinderklasse. — Der Kleinkinderlehrer bietet ein hübsches Bild, um den kleinen die Lektion deutlich zu machen, nemlich ein Lamm darstellend, welches zur Schlachtbank geführt wird. Der Lehrer zeige hierbei, daß solche Lämmer beim Passahfest geschlachtet wurden. Dieses Lamm bezeichnet Christum. Er hat sich für uns geopfert. Er ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trug.



Wandtafelklärung. — Hauptsache bei dieser Tafel ist, daß auf dem Kreuzesaltar geopfert Lamm. Daß wir nicht den alttestamentlichen Altar, sondern das Kreuz wählten, soll andeuten, daß das alttestamentliche Passah- (Lamm) auf Christum, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, hinvies. Dies Lamm ist unsere (der Welt) Hoffnung, unsere Hilfe, nemlich dadurch, daß es auf dem verfluchten Holze für uns geopfert wurde. Also hin zum Kreuze!

## Das heilige Abendmahl.

### 3. Lektion: Markus 14, 22–31. — Sonntag den 15. Oktober 1882.

22. Und indem sie aßen, nahm Jesus das Brod, dankte und brach es, und gab es ihnen und sprach: Nehmet, esset; das ist mein Leib.

23. Und nahm den Kelch, und dankte, und gab ihnen den; und sie tranken alle daraus.

24. Und er sprach zu ihnen: Das ist mein Blut des neuen Testaments, das für viele vergossen wird.

25. Wahrlich ich sage euch, daß ich hinfort nicht trinken werde vom Gewächs des Weinstocks, bis auf den Tag, da ich es neu trinke in dem Reich Gottes.

26. Und da sie den Lobgesang gesprochen hatten, gingen sie hinaus an den Ölberg.

27. Und Jesus sprach zu ihnen: Ihr werdet euch in dieser Nacht

alle an mir ärgern. Denn es steht geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen.

28. Aber nachdem ich auferstehe, will ich vor euch hingehen in Galiläa.

29. Petrus aber sagte zu ihm: Und wenn sie sich alle ärgerten, so wollte doch ich mich nicht ärgern.

30. Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir, heute in dieser Nacht, ehe denn der Hahn zweimal krähet, wirst du mich dreimal verleugnen.

31. Er aber redete noch weiter: Ja, wenn ich auch mit dir sterben müßte, wollte ich dich nicht verleugnen. Desselbigen gleichens sagten sie alle.



**Haupttext:** Denn so oft ihr von diesem Brod esset, und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt. — 1. Cor. 11, 26.

(Parallelen: Matth. 26, 26-35.; Lucas 22, 19. 20., 31-34.; 1. Cor. 11, 23-26.)

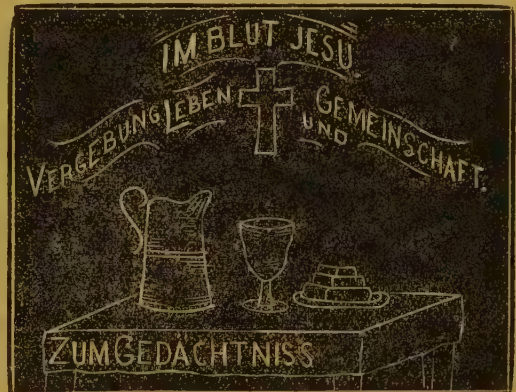
**Erläuterung.** — I. Das heilige Abendmahl. Vers 22-26. Nach dem einmündigen Bericht des Matthäus, Markus und Lucas setzte unser Heiland sogleich nach Beendigung des Passahmahls das heilige Abendmahl ein und verkündete somit das erstere in das letztere. Wir haben hier in der Section die Einsetzung und erste Feier dieses Mahles. Unter der größten Feierlichkeit, als Christus im Begriffe stand sein Leben zum Opfer für das Heil der Welt darzubringen, von ihm selbst gestiftet. Es wird uns in demselben hauptsächlich drei Dinge versinnbildlicht. Erstens das Leiden, Sterben und Auferstehen des Sohnes Gottes; zweitens der gegenwärtige geistliche Genuß des Leibes und Blutes Christi durch den Glauben; drittens das große Hochzeitsmahl des Königs aller Könige bei seiner Wiederkunft im Reiche seines Vaters. Der Hauptzweck, den Christus bei Einsetzung des heiligen Abendmahls im Auge hatte, ist ohne Zweifel die Mittheilung seiner selbst an die Gläubigen. Nach Joh. 6, 54-56 verheißt er Allen, die sein Fleisch essen und sein Blut trinken, volle Lebensgemeinschaft mit ihm. Diese Lebensmittheilung findet zwar schon statt in der persönlichen Heilserfahrung, in der Erfahrung der Wiedergeburt, Heiligung und beständigen Aneignung des Heiles in Christo durch den Glauben. Aber daß dieselbe auch ganz besonders da geschieht, wo Christus seines Namens Gedächtniß stiftet und die Gläubigen gemeinsam zu seinem Tische nahen, ist so klar, wie die Sonne am Himmel. In den Worten der Einsetzung: „Nehmet, esset; das ist mein Leib,“ u. s. w. bietet sich Christus uns selbst zum Genuße in der ganzen Fülle seiner rettenden Liebe. Doch müssen wir hierbei beständig im Auge behalten, daß diese Mittheilung seines Leibes und Blutes weder eine materielle ist (Transsubstantiation), noch daß sie auf mystische Weise vor sich gehe (Consubstantiation); sondern das Essen des Brodes und Trinken des Weines ist der sinnbildliche Act eines gleichzeitigen geistlichen Genußes des Leibes und Blutes Christi durch den Glauben. Daß durch die Copula „ist“ kein Einssein des Brodes und Weines mit dem Leib und Blut Christi bezeichnet ist, lehrt uns schon Joh. 6, 54-56. Denn wäre in diesem Sinne das Wort „ist“ zu verstehen, so würden beim Genuß des heiligen Abendmahls auch alle Heuchler und Gottlose den Leib und das Blut Christi empfangen, und somit nach diesen angeführten Worten ewiges Leben haben, welches doch ganz schriftwidrig wäre. In den Reden unseres Heilandes wird das Wort „ist“ oft gebraucht, um das Unsichtbare durch das Sichtbare zu versinnbildlichen. So sagt er z. B.: „Der Acker ist die Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reichs“ u. s. w. Der Ausdruck: „Das ist“ war auch bei der Feier des Passahs üblich. Wenn der Hausvater das ungeäuerte Brod brach, so sprach er: „Dieses ist das Brod der Trübsal, welches unsere Väter in Egypten aßen.“ Ebenso sagte er in Bezug auf das Lamm: „Dies ist das Passah.“ Was hier der Hausvater „Brod der Trübsal“ und „Passah“ nannte, war nur Abbild des ungeäuerten Brodes und des Blutes der Besprengung in Egypten. Wir sehen also klar, wie das Wort „ist“ zu verstehen sei. Das große Gebot beim heiligen Abendmahl ist: „Solches thut zu meinem Gedächtniß!“ Dasselbe zeigt, daß den Gläubigen es als Pflicht angerechnet ist, dieses Mahl zu genießen. Weiter sehen wir dabei, daß es zur Erinnerung an das einmal dargebrachte, für alle Ewigkeit gültige Opfer Christi genossen werden soll. Den Gläubigen soll hierbei immer wieder aufs Neue ihre eigne, persönliche Erlösung durch den Tod Christi vor das Gemüth geführt werden. Ihnen soll hierbei das Lamm Gottes vor Augen schweben, das die Sünden der Welt trug, und für uns Schuldige als Bürge eintrat. Zum würdigen Genuße dieses Mahls ist ein wahres, lebendiges Verlangen nach dem Heile Christi und der Glaube an dasselbe erforderlich.

II. Die Vorheragung der Schwäche der Jünger. Vers 27-31. Lucas und Johannes berichten uns, daß Christus dem Petrus schon vor dem Schlusse des Mahles sagte, daß er ihn verleugnen würde (Luc. 22, 31-34.; Joh. 13, 38.). Matthäus und Markus berichten uns aber, daß er es dem Petrus und anderen Jüngern offenbarte, wie sie auf dem Wege nach Cethsemene waren. Wir haben daher anzunehmen, daß Jesus dieses zweimal erwähnte. Nach jüdischer Sitte ward nach Be-

digung der Passahmahlzeit der Lobgesang Ps. 111-118 gesprochen. Hierauf gingen sie hinaus an den Ölberg. Auf diesem seinem letzten Gange nach dieser Stätte verkündigte Jesus seinen Jüngern, daß die Weissagung Sach. 13, 7. jetzt an ihm durch den Tod, und an ihnen durch ihre zaghafte Flucht erfüllt werden würde. Durch Andeutung seiner Auferstehung aber, und ihrer Wiedervereinigung mit ihm in Galiläa, sucht er ihnen Trost zu spenden für die Stunde der Ansetzung. Petrus traut sich im Gefühl seiner Liebe zu Christo mehr Stärke zu, als er besaß. Sein nachheriger Fall zeigt klar, daß Jesus ihn viel besser kannte, als er sich selbst.

**Lehre.** — 1. Wie das Passah das Geburtsfest der jüdischen Nation darstellte, so stellt uns das heilige Abendmahl das Geburtsfest jeder gläubigen Seele durch den Tod Christi dar. — 2. Die zwei großen Bedürfnisse der Seele: Vergebung und ewiges Leben, werden uns von Christo ganz frei angeboten im Testamente von seinem Leiden und Sterben. — 3. Dieses theure Vermächtniß gar nicht zu genießen, oder mit einem ungläubigen Herzen zu demselben zu nahen, ist höchst strafbar. — 4. Selbstvertrauen ist ein sicheres Zeichen, daß man sich selbst nicht kennt. — 5. Wer sich über Andere erhebt, fällt vielfach am ersten.

**Für Lehrer.** — Der Hauptgegenstand unserer Section ist das heilige Abendmahl. Man zeige den Schülern, wie dasselbe uns zurückführt zum Leiden Christi; wie es weiter ein Sinnbild ist von der geistlichen Speisung unserer Seele; wie es endlich auch vorwärts zeigt zum großen Abendmahl des Lammes. Man erwähne ferner den Segen dieses Mahles, und was erfordert wird von unserer Seite, diesen Segen theilhaftig zu werden.



**Wandtafelserklärung.** — Die Zeichnung unten soll 'mal zunächst „des Herrn Tisch“ vorstellen. Der Zweck der Einsetzung des Mahles und der Feier ist: „Zu meinem Gedächtniß.“ Das Kreuz direkt oberhalb des Kelches soll auf den Tod Jesu und die Vergießung seines köstlichen Blutes hindeuten. In diesem Blute, und im rechten Genuß des Abendmahls, haben wir Vergebung, Leben und Gemeinschaft. Herrliche Verordnung, köstliches Mahl! Schade, daß die Jugend der Kirche so spärlich daran Theil nimmt!

**Illustrationen.** — 1. Sinnbild. Ein Vater bewahrte einen gelösten Schuldschein in solcher Weise, daß seine Familie denselben beständig sehen konnte. Er wollte sie damit an die große Aufopferung erinnern, mit welcher er die Schuld getilgt, um sie glücklich zu machen. Christus tilgte am Kreuz die Forderung der beleidigten Gerechtigkeit. Im heiligen Abendmahl sehen die Seinen den durchstrichenen Schuldbrief. — 2. Die Hand des Glaubens. Wenn ein kostbares Geschenk jemand nützen soll, so gehören dazu zwei Hände: Eine, die da gibt, und eine, die da nimmt. Wenn nur der Geber seine Hand lange genug ausstreckt und die Gabe anbietet, so ist's doch vergeblich, wenn nicht die andere Hand, die da nimmt, auch hinzukommt, und das ist die des Glaubens.



**Kleinkinderklasse.** — Das Bild des Kleinkinderlehrers zeigt den Kleinen sehr trefflich, die Stiftung und Feier des heiligen Abendmahles. Christus stiftete es gerade vor seinem Leiden

und Sterben. Er stiftete es zu seinem Gedächtniß. Die sichtbaren Zeichen sind Brod und Wein, wodurch uns der für uns gebrochene Leib und das für uns vergossene Blut Christi abgebildet werden.

## Christi Leiden in Gethsemane.

### 4. Section: Mat. 14, 32-42. — Sonntag den 22. Oktober 1882.

**32.** Und sie kamen zu dem Hofe, mit Namen Gethsemane, und er sprach zu seinen Jüngern: Setzt euch hier, bis ich hingehe, und bete.

**33.** Und nahm zu sich Petrum, und Jacobum, und Johannem, und fing an zu zittern und zu jagen.

**34.** Und sprach zu ihnen: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod; enthaltet euch hier, und wachet.

**35.** Und ging ein wenig fürbaß, fiel auf die Erde, und betete, daß, so es möglich wäre, die Stunde vorüber ginge.

**36.** Und sprach: Abba, mein Vater, es ist dir alles möglich, überhebe mich dieses Kelchs; doch nicht was ich will, sondern was du willst.

**37.** Und kam, und fand sie schlafend. Und sprach zu Petro: Simon, schläfst du? Vermöchtest du nicht eine Stunde zu wachen?

**28.** Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

**39.** Und ging wieder hin, und betete, und sprach dieselbigen Worte.

**40.** Und kam wieder, und fand sie abermal schlafend; denn ihre Augen waren voll Schlaf, und wußten nicht, was sie ihm antworteten.

**41.** Und er kam zum dritten Mal, und sprach zu ihnen: Ach, wollt ihr nun schlafen und ruhen? Es ist genug, die Stunde ist gekommen. Siehe, des Menschen Sohn wird überantwortet in der Sünder Hände;

**42.** Stehet auf, laßt uns gehen; siehe, der mich verräth, ist nahe.

**Haupttext:** Fürwahr er trug unsere Krankheit, und lud auf sich unsere Schmerzen. — Jes. 53, 4.

(Parallelen: Matth. 26, 39-46; Luk. 22, 39-46; Joh. 18, 1.)

**Erklärung.** — Vers 32. Der Ort, wohin Jesus sich nach der Einsetzung des heiligen Abendmahles mit seinen Jüngern begab, war der Garten Gethsemane. Der Name Gethsemane meint „Oelfelder.“ Dieser Garten lag am westlichen Fuße des Delberges, östlich vom Kidron. (Joh. 18, 1.) Hier in diesem Garten, der heute noch als denkwürdiger Ort von tausenden christlicher Pilger besucht und verehrt wird, war es, wo unter dichten Delbäumen der heftigste Kampf gekämpft und der herrlichste Sieg errungen wurde. Die Evangelisten berichten uns, daß Jesus sich öfter mit seinen Jüngern in die Einsamkeit dieses Gartens zurückzog; aber noch nie hatte er diese traute Stätte betreten wie jetzt. Der Vollmond warf sein sanftes Licht geisterhaft vom klaren Himmel durch die silbergrauen Zweige der Delbäume; allein über dem geistlichen Himmel der Welt war es nicht so klar. Ueber dem Haupte des Sohnes Gottes hing eine schwarze Wetterwolke, die ihn mit schauerlichem Ernst erfüllte. Als er am Fuße des Gartens angelangt war, ertheilte er seinen Jüngern die Weisung, sich zu setzen und zurückzubleiben.

Vers 33. Petrus, Jacobus und Johannes folgen auf einen Wink ihres Meisters ihm noch weiter auf seinem Leidensgang. Es geschah dies hauptsächlich der Zukunft seiner Kirche wegen. Sie sollten als Augenzeugen dieses verhängnisvollen Ereignisses derselben mittheilen. Diese Jünger waren Zeugen seiner großen Herrlichkeit und mußten jetzt auch zeugen von seiner tiefen Erniedrigung. Wie Christus mit diesen drei Jüngern allein war, bricht plötzlich das Leiden für die Sünden der Welt an. „Er fing an zu zittern und zu jagen.“ Lange sagt hierüber: „Er fühlte sich bedrängt bis zum Schauern.“ Es ist damit die Empfindung einer positiv widerwärtigen Einwirkung ausgedrückt, welche die Seele in ihren Lebensschwingungen hemmt und drückt, wie wenn sie ihr den geistlichen Athem rauben wollte. Die erste Wirkung derselben ist Schmerz, die letzte Angst. „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod.“ Ohne Zweifel hatte Christus schon oft still und verborgen gelitten, gekämpft und gerungen. Doch dieses war alles nur mehr oder weniger Vorbereitung für das, was seine reine Seele hier empfand. Die Worte zeigen klar, daß er hier die Bitterkeit des Todes als Trennung von Gott, als Sold für die Sünde der ganzen Welt schmeckte. Es bewahrheitet sich hier, was Jesajas 53 von ihm geweissagt. „Die Strafe liegt auf ihm, daß wir Frieden hätten,“ und „der Herr warf unser aller Sünde auf ihn.“ Er ermahnt hierauf seine Jünger mit ihm zu wachen. Im Herzen Christi bewegte sich das rein menschliche Bedürfnis nach tröstlicher Liebesgemeinschaft, nach gleichgesinnten Freunden in der Stunde dieses herben Kampfes. Er wollte, soweit es von menschlicher Seite mög-

lich sei, von diesen Jüngern unterstützt werden im Gebet und Wachen in dieser grauenhaften Einsamkeit.

Vers 35-39. Jesus begibt sich hierauf einen Steinwurf weit von den Jüngern ins Gebet mit seinem Vater. Das Gebet um Ueberhebung dieses Kelches zeigt uns, daß er als heiliger Mensch zurückschauert vor der Strafe der Sünde, die ihm nicht zutram; aber weil er nicht gekommen war, daß er heilig und rein sei für sich, sondern für uns, unterwarf er sich ganz dem Willen seines Vaters und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. (Phil. 2, 8; Ebr. 2, 17; 4, 15; 5, 7-10.) Die Frage: „Ist es möglich?“ u. s. w., hat wahrscheinlich nur Bezug auf den Kelch in Gethsemane. Während dessen nun Christus in unerhörten Beängstigungen mit dem Tode rang, hatten seine Jünger sich vom Schlafe übermannen lassen. Nach dem ersten, mit der Ergebung in Gottes Willen errungenen Siege über den Angriff der Finsternis kehrt Jesus zu den drei schlafenden Jüngern zurück und ermahnt sie zum Wachen und Beten. Wachsamkeit war für sie in doppelter Hinsicht nöthig. Erstens sollten sie leiblich wachen, um den Herrn nicht allein zu lassen und um Zeugen dieses Vorgangs zu sein. Zweitens sollten sie geistlich wachen, um nicht irre an Christum zu werden, wenn er sterben würde. Ebenso wohl aber war es nothwendig zu beten. Ihr Geist, ihr innerer Sinn, der Christo mit Liebe anhing und bereit war mit ihm zu sterben, sei zwar willig; aber ihr Fleisch, ihre natürliche Empfindung, sei schwach, so daß große Gefahr war, in der Versuchung zu fallen.

Vers 39-42. Auf diese Weise mußte Christus dreimal kämpfen. Er kam in diesem Kampfe an die Pforte des Todes; der Delberg wurde mit heißen Thränen und blutigem Todesschweiß geseht. Alle drei Male aber wurde die höllische Macht völlig besiegt. Der Heil aus David's Stamm ging getränkt aus Gethsemane's Grauen hervor. Er erbebt sich aus dem Staube und eilt zu seinen Jüngern. „Ach, wollt ihr nun schlafen und ruhen?“ beginnt er mit wehmüthig strafendem Ernste, „es ist genug, die Stunde ist gekommen.“ Er will hiernit sagen: „Um meines willen ist es nicht mehr noth, daß ihr wachet. Ich bedarf euch nicht mehr. Mein Kampf ist gekämpft. Aber ihr solltet doch wissen, daß es jetzt keine Zeit ist zum Schlafen, wenn man mit so vielen Feinden umgeben ist.“ Hierauf weist er sie auf Judas, den Verräther, welcher mit der Schaar der Obersten in Israel in den Garten drang, um ihn in deren Hände zu überliefern.

**Lehre.** — 1. Tabor und Gethsemane zeigen uns so recht die Vereinigung der Gottheit und Menschheit in Christo. Auf dem Berge der Verklärung offenbarte sich mehr die Gottheit, in Gethsemane mehr die Menschheit. Auf Tabor saßen die



drei Jünger das Angeficht strahlen in unbefchreiblichem Glanze, hier in Gethsemane aber war dasselbe Angeficht mit blutigen Schweifstropfen bedeckt; auf Tabor schwebte der ewig liebende Vater in seiner Herrlichkeit über dem geliebten Sohn, in Gethsemane hingegen suchte dieser Trost in der Gemeinschaft seiner Jünger und bedarf der Stärkung von Engeln, um nicht zu erliegen.—2. Das beste Mittel in großen Anfechtungen, großer Betrübniß und Seelenangst, ist das gläubige Gebet mit Ergebung in den Willen Gottes.—3. Das dreifache Gebet Jesu lehrt uns, daß wir anhaltend beten sollen in Stunden der Anfechtung und Noth. 4. Satan ist nie müßig; hauptsächlich nicht, wenn wir bei unserer Pflicht schlafen.—5. Es ist ein trauriger Anblick, wenn die Kirche schläft, während ihr großes Oberhaupt leidet und betet.—6. Wie Christus, sollen wir die Schwachheiten unserer Brüder in Liebe und nicht mit Härte bestrafen.

**Für Lehrer.**—Die Lektion zeigt uns den Kampf und Sieg Christi im Garten. Zuerst beschreibe man, wie schwer dieser Kampf war. Er war zu schwer, daß ihm die Jünger folgen konnten in den Garten. Selbst die drei ersten derselben mußten vom rechten Kampfsplatz ferne bleiben. Er war so schwer, daß Christus zitterte und sagte, daß er wie ein Wurm sich vor Gott krümmte, mit dem Tode rang und blutigen Schweiß vergoß. Zweitens frage man, warum Christus so kämpfte? Es geschah um unseretwillen. (Siehe Jes. 53.) Drittens betrachte man sein Gebet. Dasselbe war: 1) Ernstlich; 2) gläubig; 3) anhaltend; 4) nach Gottes Willen; 5) uns zum Vorbild. Zum Schluß erwähne man noch die müden Jünger; wie Christus sie ermahnt und warum?

**Illustration.**—Kampf und Sieg. Wenn eine Armee einen tapferen fähigen Befehlshaber hat, so setzt sie ihr Vertrauen hauptsächlich auf ihn. So steht das Vertrauen der Glaubenskämpfer auf Christum. Gottlob, daß er uns die Bahn gebrochen zum Sieg! Ein wackerer Kriegsherr sendet Spione und stellt Schilbuchen aus und sucht sich stets zu stärken im Kampf. Weist du, Kämpfer im Heer Immanuel, wo deine

Stärke liegt?—Weist du das, so bist du geborgen. Sind auch deiner Feinde Legion, im Namen des Herrn wirst du siegen.

**Kleinkinderklasse.**—„Jesus in Gethsemane.“ Dieses sind die Worte auf dem Kleinkinderlehrer, wodurch man den Kleinen die Hauptsache der Lektion einprägen kann. Der Lehrer zeige: 1. Was Jesus in Gethsemane that; 2. was die Ursache hiervon war und 3. zu welchem Endzweck er alles that.



**Wandtafelklärung.**—Diese Zeichnung bedarf kaum der Erklärung. Sie spricht für sich selbst. Merke: In Eden fiel der erste Adam, in Gethsemane siegte der zweite Adam. Der erste Adam brachte uns . . . . . (Siehe Zeichnung.) Der zweite hingegen durch seinen Gehorsam, seine duldbenen Seufzer Gerechtigkeit und Erlösung. Das große G oben in Gestalt einer „Schlange“ unten in einen „Kelch“ auslaufend, sind unsere Tüftens sehr bezeichnend. Man weise darauf hin. Zwischen Eden und Gethsemane tritt die G n a d e. O Glück!

## Christus verrathen und gefangen.

### 5. Lektion: Mark. 14, 43–54.—Sonntag den 29. Oktober 1882.

43. Und alsobald, da er noch redete; kam herzu Judas, der Zwölfen einer, und eine große Schaar mit ihm, mit Schwerdtern und mit Stangen, von den Hohenpriestern, und Schriftgelehrten, und Ältesten.

44. Und der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben, und gesagt: Welchen ich küssen werde, der ist es; den greifet, und führet ihn gewiß.

45. Und da er kam, trat er bald zu ihm, und sprach zu ihm: Rabbi, Rabbi; und küßete ihn.

46. Die aber legten ihre Hände an ihn, und griffen ihn.

47. Einer aber, von denen, die dabei standen, zog sein Schwerdt aus, und schlug des Hohenpriesters Knecht, und ließ ihm ein Ohr ab.

48. Und Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: Ihr seid ausgegangen, als zu einem Mörder, mit Schwerdtern und mit Stangen, mich zu fangen;

49. Ich bin täglich bei euch im Tempel gewesen, und habe gelehret, und ihr habt mich nicht gegriffen. Aber auf daß die Schrift erfüllet werde.

50. Und die Jünger verließen ihn alle, und flohen.

51. Und es war ein Jüngling, der folgte ihm nach, der war mit Leinwand bekleidet auf der bloßen Haut; und die Jünglinge griffen ihn.

52. Er aber ließ die Leinwand fahren, und flohe bloß von ihnen.

53. Und sie führten Jesus zu dem Hohenpriester, dahin zusammen gekommen waren alle Hohenpriester, und Ältesten, und Schriftgelehrte.

54. Petrus aber folgte ihm von ferne, bis hinein in des Hohenpriesters Palast; und er war da, und saß bei den Knechten, und wärmte sich bei dem Licht.

**Haupttext:** Siehe, des Menschen Sohn wird überantwortet in der Sünder Hände. — Mark. 14, 41.

(Parallelen: Matth. 26, 47–58; Luk. 22, 47–55; Joh. 18, 2–18.)

**Erklärung.**—I. Der Verrath. Vers 43–45. Während Christus im heißen Kampfe in Gethsemane vor Gott lag, und die Jünger der Ruhe pflegten, betrieb Judas im Schutze der Nacht das finstere Werk des Verraths. Gleich nach seiner Entfernung vom Passahmahl, wo der Satan Besitz von seinem Herzen nahm, eilte er wirren Blickes und düsteren Angefichts durch die Nacht zu den Mitgliedern des hohen Rathes, um ihnen kund zu thun, daß gerade jetzt der geeignete Moment da sei, ihren Beschluß: ihn zu tödten, auszuführen. Diese fanatisch aufgeregten Priester und Ältesten der Juden begrüßten eine solche Botschaft mit höllischer Freude. Gerade die Nacht

war diesen Finsterlingen die passende Zeit zur Ausführung ihres aus der Finsternis entsprungenden Beschlusses. So schnell als möglich wurde daher vom römischen Statthalter die Erlaubniß und militärische Bedeckung, ihn gefangen zu nehmen, geholt (Joh. 18, 3. 12.), und nach Gethsemane zugeeilt. Gerade als Christus noch mit seinen Jüngern redet, erscheint nun diese mit Schwertern, Stangen und Knütteln bewaffnete Schaar, um den harmlosen Gottes- und Menschensohn zu fangen. Durch diesen Aufwand suchten sie sich sicher zu stellen vor seinen Jüngern und Anhängern und ihn bei Pilato als einen sehr gefährlichen Rebellen zu verdächtigen. Die abscheu-



liche That des Judas wird uns noch recht klar in Vers 44 geschildert. Dieser Mensch des Unheils gebrauchte hier seine Jüngerenschaft zum Verderben, wie die giftige Natter ihre schlängelnde Haut. Der Geiz, die Wurzel alles Uebels, hat in seinem Herzen einen wahren Haß gegen seinen größten Wohlthäter geboren. In heuchlerischer Schadenfreude gebrauchte er den Kuß, das Zeichen der Liebe und Freundschaft, um seinen Herrn zu verkaufen. Unter der Larve trauriger Befremdung schreitet dieser Heuchler im Apostelamte auf den Herrn zu, spricht sein erheucheltes „Rabbi, Rabbi!“ und waagt es, einer giftgeschwollenen Schlange gleich, die aus einem Rosengehege hervorragt, die heiligen Lippen des schönsten der Menschenkinder zu berühren. O Judas, Judas! Was ist aus dir geworden? Judas hätte eine der höchsten Ehrenstellen im Reiche Gottes einnehmen können; aber er wollte den Fluch und zog ihn an, wie ein Hünd (Siehe Ps. 109, 17. 18.).

II. Die Gefangennahme.—Vers 46–54. Nach Johannes 18 wandelt Christus seinen Feinden fest entgegen und richtet an sie die Frage: „Wen suchet ihr?“ Ihre Antwort war: „Jesum von Nazareth!“ Freimüthig, mit erhabener Ruhe, tritt ihnen Jesus hierauf entgegen mit seinem: „Ich bin es!“ Dieselben Worte hatte er schon oft vorher gesprochen. Er rief es den Jüngern zu auf dem stürmischen Meere und in ihren Herzen lehrte Frieden; er sprach es zu der Samariterin beim Jakobsbrunnen, und eine große Erweckung war die Folge. Auch bei der heutigen Gelegenheit war das „Ich bin es!“ von einer merkwürdigen Gotteskraft begleitet; denn die ganze Horde seiner Feinde, die mit ihm redeten, fielen zu Boden. Hierauf bietet ihnen dann Christus willig seine Hände dar, ließ sich gefangen nehmen und binden. Petrus glaubt, jetzt sei die Stunde gekommen, da er seine Liebesversicherungen seinem Herrn gegenüber mit der That beweisen müsse. Er ergriff daher sein Schwert und schlug nach des Hohenpriesters Knecht und hieb demselben sein rechtes Ohr ab. Jesus aber wehrt dem Petrus, bezeichnet die Gegenwehr gegen die Obrigkeit als unerlaubt und strafbar. Wie sollen die Jünger Jesu die Sache des Glaubens mit dem Schwert gegen die Obrigkeit verteidigen. Hierauf zeigt er dann seinen Angreifern, wie unrechtmäßig ihre Gewaltthat sei. Sie behandelten ihn wie einen Mörder; und doch sei er ihr Lehrer gewesen, hätte nie Gewalt geübt, auch hätte ihn Niemand von der Obrigkeit als gefährlich betrachtet. Nach Lucas 22, 53. ständen sie unter der Macht der Finsterniß, welche Gott, auf daß die Schrift erfüllet würde, es zulasse, ihn gefangen zu nehmen. Durch diese Worte Jesu waren die Jünger gewiß geworden, daß er seinen Feinden keinen Widerstand leisten würde. Hiermit brach dann auch die letzte Kraft ihrer Hoffnung auf ein irdisches Messiasreich zusammen. Sie fühlten dieses tief, und durch die Macht der Finsterniß veranlaßt, zerstreuten sie sich und flohen. Doch war diese Flucht in ihrer äußeren Gestalt nicht sogleich eine völlige. Ein Theil derselben folgte ihm von Ferne. Markus erwähnt hier noch einen besonderen Jüngling, der Jesum folgte. Da Markus allein diese Geschichte erwähnt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er selbst dieser Jüngling war. Lange meint, derselbe habe nahe bei dem Orte der Gefangennahme geschlafen und sei durch das nächtliche Getöse aufgeschreckt, in dem Nachtkleide, in dem die Orientalen nach schliefen, Jesum gefolgt. Allein, die kühne Begeisterung für den Herrn verwandelte sich in eilige Flucht, als er von den Feinden Jesu gegriffen wurde. Die Angst, gefangen zu werden, war größer als die der Scham. Er ließ daher die Leintwand, das Nachtgewand, welches sich leicht vom Körper löste, in den Händen der Feinde Jesu und flohe bloß von ihnen.

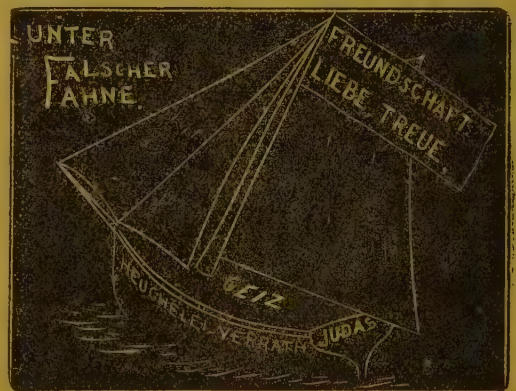
**Lehre.**—1. Judas, wie alle heutigen unwürdigen Glieder, bezeugen, daß kein geheimes Uebel oder Falschheit in Christi

und seinen Jüngern ist; sie würden es sonst offenbaren zu ihrer Selbstverteidigung. — 2. Wir sehen hier, daß selbst das allerbeste Exempel Niemand selig macht. Keiner genos eine so herrliche Gesellschaft wie Judas. — 3. Der Verrath Christi zeigt, daß Heuchelei und Falschheit unter dem Bekenntniß der Liebe verborgen sein kann. — 4. Der Verrath zeigt, wie selbst die gottlosesten Thaten zur Verherrlichung Gottes und zum Wohle seines Volkes dienen müssen. — 5. Es ist Schwachheit, mit fleischlichen Waffen die Wahrheit zu verteidigen, und bringt stets Schaden. — 6. Die Kreuzesscheu der Jünger Christi zeigt, daß alle menschliche Begeisterung im Dienste Christi unzulänglich ist.

**Für Lehrer.**—Der Hauptgegenstand der Lektion ist: Christus wird verrathen. Zuerst betrachte man den Verräther, sein Leben und seinen Charakter; wie er so gottlos wurde und warum er Christum verrath. Zum zweiten, die Art und Weise des Verrathes, und wie heute Christus noch verrathen wird. Drittens, die Folgen des Verrathes: 1. Für Judas selbst; 2. für Christum; 3. für die Jünger.

**Illustration.**—Ende des Verräthers. Schauet euch Judas an in seinem Jammer, und gewahrt, wie ihm die Sünde gleich einem Gespenst auf dem Rücken sitzt. Seht, wie er sich schüttelt unter dieser Last und bäumt, aber das gräuliche Ungeheüm nicht von ihm weichen will. Bemerkt, wie er unstät und flüchtig dahin jagt; aber das Gespenst jagt mit ihm und wird nur gräßlicher auf dem Wege. Er sucht sich durch Rückzahlung der Silberlinge von dem Scheusal zu befreien, aber vergebens. Er nimmt seine Zuflucht zu Priestern und Pharisäern, aber diese können und wollen das brennende Feuer des Judas nicht löschen. Von Verzweiflung getrieben, stürzt er sich selbst dem Tode in die Arme; aber auch der lindert seine Qual nicht, sondern vermehrt dieselbe nur. Nur einer war diesem Ungeheuer gewachsen: Es war der, den Judas in die Hände der Sünder überlieferte; aber zu ihm nahte er sich nicht mit seiner Last.

**Kleinkinderklasse.**—Diese Lektion ist den Kleinen durch ein treffendes Bild illustriert. Dasselbe bezeichnet so recht die Falschheit des Judas, so wie aller Heuchler. Mit dem Munde war dieser Schurke „Freund,“ aber im Herzen war er „Feind.“ Man warne hierbei die Kleinen vor allem Geiz und aller Falschheit.



**Wandtafelklärung.**—Ja, da hätten wir denn diesmal den „Rechten“—Judas, den Verräther unter dem Bild eines Schiffers—(Seeräubers?) segelnd unter falscher Fahne. Freundschaft, Liebe, Treue sind die äußeren Insignien; aber Geiz, Heuchelei und Verrath die verborgenen, wirklichen Eigenschaften des Mannes. So segelt leider noch Mancher in der Kirche ganz stattdessen dahin. Zeige, lieber S. S. Arbeiter, doch stets deine rechte Farbe, die rechte Fahne. Dieses Bild!



## Winterstübchen.

**Königin Elisabeth von Preußen und der Papst.** — Es war am 3. Februar 1850. Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte sich zu einem Besuch beim Papst Pio Nono angemeldet, wurde aber unwohl. Die Königin mußte also, weil er es wünschte, allein hinfahren, und da sie auch im reifsten Alter fast noch jungfräulich schüchtern war, überkam sie ein Anflug von Befangenheit. „Wenn er mich,“ sagte sie, „fragen wird, warum ich evangelisch geworden?“ „Wird nicht fragen!“ fiel der König ein. Aber noch unterwegs konnte Elisabeth diesen Gedanken nicht los werden. Beide, der Papst und die Königin, saßen in einem großen Saale in Lehnstühlen dicht nebeneinander. Die Begleitung stand entfernt. Der Papst war anfangs sehr heiter, erzählte launig, ein Amerikaner habe einmal gefragt, warum in den vielen, schönen Räumen des Vaticanus, seines Palastes, keine Bälle gegeben würden, und er habe geantwortet: „Ein Papst gibt keine Bälle.“ Beide lachten hier herzlich und laut. Da plötzlich wurde die Unterhaltung still, ernst. Der Papst fragte: „Warum, Majestät, sind Sie aus dem Schooß der römischen Kirche getreten?“ Die Befangenheit der Königin war verschwunden. Sie sagte fest und fröhlich: „Aus Ueberzeugung! Wenn man als Gemahl einen solchen König hat, der das Evangelium vortreibt, dann wird man im evangelischen Glauben gewiß.“ Der Papst schwieg. Die Königin aber dankte Gott, daß er gegen ihren Wunsch ihr Gelegenheit gegeben hatte, vor dem Papst ein gutes Zeugniß abzulegen.

**Das Lichttütchen.** — „Ich habe jedes Wort in der Bibel sieben Mal verglichen nach dem Grundtext und es befremdet mich, daß ich die Veröhnungslehre, die Sie lehren, nicht darin gefunden habe.“ Auf diese Rede eines gelehrten Freundes gab ein Geistlicher die Antwort: „Mich befremdet das nicht. Ich wollte neulich mein Licht anzünden, als das Lichttütchen darauf war, und da ging's auch nicht, und hätt' ich's noch sieben Mal versucht, so wär's doch nicht gegangen. Solchen Lichttütchen gleichen die durch verkehrte Bildung eingesogenen Vorurtheile; so lange diese das Auge bedecken, hilft alles Lesen nichts, das Licht von Gott dringt nicht hinein. Christum kann man nicht lernen wie das Einmaleins, man muß ihn erfahren und erleben, um von ihm zeugen zu können. Die Welt muß uns erst Wunden schlagen, und wir müssen in gutem Glauben den heilenden Balsam Jesu darauf legen, um zu erkennen, wie unendlich wohl seine Liebe thut, und was für ein geschickter Arzt er ist.“

**Als man die Krähe fragte:** „Welches sind die schönsten Vögel?“ sagte sie: „Meine Jungen.“

**Geschicht parirt.** — Als im Jahre 1786 Friedrich der Große schwer erkrankte, und die Berliner Aerzte nicht mehr zu helfen wußten, ließ man schließlich den alten berühmten Arzt Zimmermann aus Hannover kommen, damit dieser noch einmal seine Kunst an dem Monarchen probiren möchte. Friedrich hatte jedoch wenig Zutrauen zu ihm und rebete ihn, als er eintrat, übellaunig mit den Worten an: „Nun, Er hat wohl auch schon Viele unter die Erde gebracht?“ — „Nicht so Viele, wie Eure Majestät,“ versetzte Zimmermann, „und mit nicht so viel Ehre.“ Diese Antwort gefiel dem Könige, und er ließ sich geduldig von ihm behandeln.

**Was ist ein Christ?** — 1. Dem Glauben nach ein Gläubiger (Mark. 16, 16.). 2. Nach der Erkenntnis ein Jünger. (Joh. 8, 31.). 3. Dem Charakter nach ein Heiliger (Röm. 1, 7.). 4. Nach seinem Einflusse ein Licht (Matth. 5, 14.). 5. Nach dem Kampfe ein Streiter (2. Tim. 2, 5.). 6. Nach der Gemeinschaft ein Freund (Joh. 15, 15.). 7. Im Fortschritt ein Pilger (Heb. 11, 12.).

**Harthäufiger Druckfehler.** — Im Jahre 1662 gab der Buchdrucker Nowland in London, ein kleines Gebetbuch heraus, welchem die zehn Gebote voran gedruckt waren. Hierbei war dem Setzer das Unglück passiert, im siebenten Gebote das Wörtchen „nicht“ auszulassen, so daß dasselbe nun überraschend genug, höchst sinnentstellend besaß: „Du sollst stehen!“ Der verhängnißvolle Druckfehler wurde Gegenstand einer öf-

fentlichen Anklage und der Gerichtshof fand das Versehen so bedenklich und in seinen Folgen so gefährlich, daß er den Drucker wegen höchst gottloser Nachlässigkeit und Pflichtvergessenheit verurtheilte, „mit beiden Ohren an den Pranger genagelt zu werden und dort — zu wohlverdienter Buße — 12 Stunden aufgestellt zu bleiben!“ Und so geschah es.

**Wie der deutsche Kaiser heißt.** — Bekanntlich wurde vor mehreren Jahren nach den schaudervollen Attentaten auf das Leben des Kaisers in ganz Deutschland die sogenannte *Wilhelmspende* eingesammelt, zu welcher Jeder, der seinen Kaiser liebte, beigetragen hat. In einem neuvorpommerschen Dorfe waren gerade während jener Zeit in einem Pfarrhause mehrere Waschfrauen beim Waschen beschäftigt, und wie es sich denken läßt, unterhielten sie sich mit der Pfarrfrau sehr lebhaft über die *Wilhelmspende*, die das damalige Tagesgespräch bei Hoch und Niedrig war.

Da sagt die eine voller Freude: „Na, ich freu mi, dat ich nu doch weit, wo unser Kaiser mit Badernamen heit. Zimmer heit ich äwer nachsunnen, kunn äwer nie nich achter kommen“ (d. h. dahinterkommen).

„Ach,“ sagte die Pfarrfrau, „Sie sind schon so alt und wissen noch nicht, wie unser Kaiser heißt?“

„Nee, nu weit ich't ja, *Spende* heit hei, Wilhelm *Spende* heit hei, för den war ja sammelt.“

Der Kaiser heißt also Wilhelm *Spende*, wie man bei neuvorpommerschen Waschfrauen erfahren kann. In der That ist es so übel nicht, den Kaiser *Wilhelm* einen „*Spende*“ der *reicher Wohlthaten*“ für sein Volk wie für Einzelne zu nennen.

**Vom ägyptischen Kriegsschauplatz.** — (Bericht des Correspondenten Leberecht Schefgen aus Dresden.) — Alexandrien, am 10. Juli 1882. Meine gute, gebrüestete Reaction! — Gestern Abend um halb achte kam ich Sie mit dem Schtimmer hier an und heite schon ergreife ich de Straußensfeder (mit andern duhn mer'ich hier nicht), meiner lieben Reaction den ersten Bericht zu senden. Von meiner Reise will ich weiter nicht sagen, denn se geheert ja nich unmittelbar zum Bombardemang, aver Gens will ich Se nich verschweigen: Seeschlang'n gibt's eben doch! War'n das Viecher, länger wie ausgewaschne Babelbeeme und dicker wie'n'e Häringsdonne, aver 's gloob'ts Gen' doch Niemand, darum sag' ich zu mer selber: Schefgen biß schtulle und wirf de Berlen nich — vor's groke Publign. Gleich heite morgen mach' ich den englischen Admiral Seymour mit en Dolmetscher (denn Englisch kann ich nich) meine Ufwardung. Mer fuhr'n in en Rahne an sei Schiff ran und wurden wärlich ganz freindlich uffgenommen; der Admiral is ä ganz vermooster Kerl, obgleich mer'ich manchmal so vortam, als ob er mich hohnibeln dächte. Zuerst daht er durch den Dolmetscher fragen, wie ich hieß. „Liddel Schibb“ meente der (so heeß' ich nemlich in's Englische übersezt) — und gleich darauf feizten de ganzen englischen Besschteds, die um'n rum war'n wie Gjel, wenn se Thee gefressen ham. Hernachens führten Se mich im Schiffe rum und zeigten mer de groken Kanonen. War'n das Dingr, ä lewendiger Mann hat ganz gut drinne Blaz. Ich muß't in Gene neinfrieden, und dann ließen se mich durch den Dolmetscher fragen, ob se mich nach Alexandrien nieber schießen sollten; mei dicker Schädel würde de Verschanzungen der Egypter gewiß gleich entzweischlagen.

Da hatt' ich äwer genug. Komm' Se, Herr Dolmetscher, sag' ich, mer machen heem! Ich empfahl mich ä bißel sehr fühl (ich gloobe, se ham 's gemerkt) und abfragen dahinten mer alle beede. Den Besschteds wär' ich's schon noch einfrieden: von heite an verbinde ich mich mit den Eingeborenen. — Ihr sollt schon „Liddel Schibb“ noch kenn' lern'.

Äwer die Hise, die Hise hier, dabervon ham Se in Leibsig gar keen Begriff; de Leite gehn och alle in Badesofen, de Weibsen och, en Schleier ham se äwer bei alledem immer noch über de Bissche. Heite will ich meine Ufwardung beim Rhe-dive machen; 's soll ä recht gemithlicher Mann sin. Dabervon äwer in mein' nächsten Berichte.

Ihr  
Leberecht Schefgen.



**Eine vergeblich mahrende Mühle.**—Erstaunt wandte ich mich zu einem Müller und fragte ihn: „Sagen Sie mir doch einmal, was denn dies zu bedeuten hat: Das Wasser läuft, Ihre Maschine ist im Gange, aber Sie haben kein Korn in der Mühle? — „Leider nicht,“ war die Antwort, „aber wenn auch umsonst, ist es doch besser, als nichts zu thun. Denn was würden die Leute wohl sagen? Und ich kann es auch selbst nicht mit ansehen; es sieht so aus nach schlechten Zeiten, auch würde ich ohne diesen Spektakel nicht gut schlafen können. Ich bin dabei geboren und erzogen, und werde sogleich nach, wenn es aufhört.“ — Ich dachte darüber nach, wie das wohl zu verstehen sei. Nun, gibt es nicht Viele, die nach diesem Grundsatz handeln? Alle, welche die Form der Gottseligkeit bewahren, ohne ihr Wesen zu besitzen — alle, die den Gottesdienst bewohnen, religiöse Handlungen und Werke mitmachen, deren Herz aber nicht dabei theilhaftig ist, — alle Prediger, welche nur predigen, weil es doch einmal so die Ordnung ist, und alle Lehrer, welche Religionsstunden geben ohne Glauben — sie sind solche Mühlen, welche pro forma vergeblich mahlen. Ohne den heil. Geist wird nichts ausgerichtet im Reiche Gottes.

**Eine recht freundliche Einladung.** — Kürzlich wurde in Hörter ein neuer Leichenwagen angekauft, aus welchem Anlaß das Stadtoberhaupt eine Bekanntmachung erlassen hat, worin wörtlich folgende Stelle vorkommt: „Die Einwohner werden ersucht, den Todtenwagen mehr als bisher zu benutzen.“

**Der Finger Gottes.** — Oberkonsistorialrath Uhlhorn erzählte auf einem Missionsfeste in Hannover eine Geschichte, die in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. Auf einer Gemäldeausstellung in Berlin befand sich ein schönes Bild des Gekreuzigten. Neben dasselbe hatte man das Bild der Venus, der altheidnischen Lustgöttin, gehängt. Das sah der frühere Kultusminister v. Mühlher und gab sogleich Befehl, daß man die beiden Bilder von einander trenne. Alle „freisinnigen“ Geister erhoben über diese Anordnung ein gewaltiges Geschrei und klagten laut über die Engbergigkeit des Ministers; das Bild der Venus wurde durch diese Geschichte berühmt und fand bald einen Käufer. Ein reicher Mann kaufte es und gab ihm einen hervorragenden Platz in seinem eigenen Zimmer. Da mag denn manche lustige Gesellschaft vor demselben beisammen gewesen sein, und in derselben mag die frühere Geschichte des Bildes zu manchem schönen Witz Veranlassung gegeben haben. Da kam der Krach. Und mit vielen andern Gründern ward auch unser Reicher arm, d. h. er mochte noch mehr als genug haben, aber die Verluste, die Verluste! Er ward still und immer stiller. Da vermüthete man eines Morgens den reichen Mann. Man suchte ihn im ganzen Hause und kam endlich auch in das Zimmer, in welchem das Bild der Venus hing. Der erste Blick der Eintretenden fiel auf dasselbe. Welch ein Anblick! Das gefeierte Bild war überall zerstoßen, zerschnitten, zerstückt; kaum ein Quadratzoll war von demselben heil geblieben. Was hat das zu bedeuten? Was ist dort unten zu sehen? Dort unter dem Bilde der Venus, der Lustgöttin, liegt der reiche Mann, der es einst theuer gekauft und jetzt in wilder Wuth zerstoßen, zerschnitten, zerstückt hat; er liegt als Selbstmörder in seinem Blute. Seine Hand umklammert noch das Messer, mit welchem er das Bild vernichtet und sich selbst erlöset hat. Oben das zerschnittene Venusbild, unten der reiche Mann in seinem Blute — das ist auch wieder ein Bild und zwar ein solches, das eine ergreifende, durch Muth und Wein gehende Predigt enthält.

**Die Lehrerin,** die den Kindern einen Vortrag über die Sonntagsheiligung gehalten hat, fragt: „Weßhalb fiel am Freitag für zwei Tage Manna?“ — „Weil Samstags die Wüste gepußt werden mußte,“ lautete die Antwort der angehenden kleinen Hausfrau.

**Eine fatale Verordnung.** — Gallerieaufseher: „Halt, mein Herr! das ist gegen unsere Bestimmungen!“ Maler: „Ich wollte hier von meinem eigenen Bilde einige Köpfe copiren!“ Aufseher: „Copiren? Kann Ihnen nicht eher gestattet werden, als bis der Maler des Bildes fünf Jahre todt ist!“

**Im Scherz sagte ein Möbeldändler** in Hempstead bei New York dem Pastor der Presbyterienerkirche, Rev. F. C. Hopkins, welcher ein Sopha zu kaufen wünschte, daß dasselbe

nichts koste, wenn der Herr Pastor es eigenhändig nach Hause trage. Der Pastor ließ sich das nicht zwei Mal sagen, er packte das Sopha, hob es auf seine Schulter und trat vergnügt, zum Gaudium der ihm Begegnenden, den Heimweg an.

**Liebe vereinigt.** — Auf dem Friedhof in Kopenhagen findet man unter Anderen das Grabmonument eines *De u t s c h e n*. Die Hauptstadt der Dänen hat es würdig gezeichnet. Der Dänen-König legte eigenhändig einen der höchsten Orden auf den Sarg. Seit dieser Mann beerdigt ist, hat der Haß der Dänen gegen die Deutschen außerordentlich abgenommen. Und warum? Nun, er war ein deutscher Ingenieur, der technische Studien daselbst machte. Er ging eines Tages an dem Canal entlang und sah mit vielen Andern, wie ein kleines Mädchen hineinfürzte. Während Viele aber jammerten und wehklagten über sie, sprang der Fremdling schnell in das tiefe Wasser, ergriff das Kind und hielt es so hoch am Ufer des Canals, daß es die Männer aus seinen Händen nehmen konnten. Das Kind war gerettet — aber damit war auch seine Kraft erschöpft, er versank — um als Leiche herausgezogen zu werden. — Ja, die Liebe, die sich selbst vergibt und des Menschen Leben und Rettung sucht — die ewige Rettung — diese Liebe ist durch Jesum uns gebracht und vereinigt Völker. S. J. L.

**Bedenkliches Leiden.** — „Wie geht es Ihnen?“ „Danke, mit dem Appetit geht es ja gut, aber immer Durst, Durst, und des Nachts kein Auge offen, Ekel vor der Arbeit und Reizen in meinen Kleidern.“

**Gut gemeint.** — Fräulein: „Herr Doktor, in meinem Hause wird Alles von Grund aus neu gemacht und verschönert — da will ich indeß verreisen.“

Doktor: „Aber, mein Fräulein, da sollten Sie gerade zu Hause bleiben!“

**Ein originaler Baptistenprediger** hielt jüngst folgendes Tischgebet. Adam sündigte mit Essen; Noach mit Trinken. Erlöse uns, o Gott, von der Sünde des Einen und der Thorheit des Anderen. Amen.

**Eine praktische Predigt.** — Ein Prediger ging eines Sonntags zu einem seiner Collegen.

„Mein Freund,“ sagte er zu ihm, „ich möchte Sie gern bitten, morgen für mich zu predigen, aber ich wage kaum, Sie um diesen Dienst zu ersuchen.“

„Und warum denn nicht?“

„Weil die meisten meiner Zuhörer die beleidigende und unerbietige Gewohnheit haben, die Kirche zu verlassen, ehe die Predigt zu Ende ist, und ich fürchte....“

„Das thut nichts! Was Sie, mein lieber College, ertragen, das werde ich auch ertragen,“ antwortete der andere lächelnd. Des anderen Tages, nachdem *M o d y*, denn dieser war es, den Text verlesen hatte, ließ er seinen Blick über die ganze Versammlung schweifen und sprach: „Meine Brüder, ich werde mich in der Predigt des heutigen Tages an zwei Arten von Menschen wenden, an die Sünder und an die Gerechten.“

Und er ging an die Erklärung seines Textes. Nach einiger Zeit machte er eine kurze Pause!

„Ich bin zu Ende mit den Sündern,“ sagte er; „möchten sie Sorge für ihre Seelen tragen, ehe es heißt: zu spät!“ Ich gehe jetzt zu der zweiten Art über; — die zu der ersten gehören, können sich entfernen, wenn es ihnen beliebt.“

Niemand rührte sich, und alle hörten die Predigt geduldig bis zu Ende an.

### Räthsel.

1. Ein kleines Bindewort ich bin,  
Beim Wählen hast du es im Sinn.  
Schreib's groß: als Strom ich dir mich zeig',  
Bekannt im ganzen deutschen Reich.
2. Ich bin der Name eines Briefstücker's,  
Ein Doppelruf von Golgatha;  
Zwei Zeichen noch! so steht im Geiste  
Auch ein Prophet vor dir da.  
Und kehrest du die beiden Zeichen,  
Tritt wieder ein Prophet dir nah.

**Auflösungen der Räthsel im Augustheft.**

1. **Sachrathsel.** — Reim. — F. Lüben, Alb. Reintke.

2. **Logogryphe.** — 1. Spuren, Sporen. — F. Lüben.

2. Nacht, Nacht. — F. Lüben, Alb. Reintke.







„Herbst, alter, du bist da    Es künden dich  
Am Himmel und auf Erden Todeszeichen.“





## Herbstgefühl

etter grüne, du Laub,  
Am Rebengeländer  
Hier mein Fenster herauf!  
Gedrängter quellet,  
Zwillingsbeeren, und reifet

Schneller und glänzend voller!  
Euch brütet der Mutter Sonne  
Scheideblick, euch umsäuselt  
Des holden Himmels  
Fruchtende Fülle;  
Euch kühet des Mondes  
Freundlicher Zauberhauch,  
Und euch bethauen, ach!  
Aus diesen Augen  
Der ewig belebenden Liebe  
Vollschwellende Thränen.

## Ein gefährvoller Besuch.

(Wiedererzählt von Anna Gulich.)

**A**uf der Unruhen von 1848, wo alle menschliche Autorität erschüttert und der Arm der Gerechtigkeit lahm gelegt war, bildete sich in der Nähe der Stadt Lyon, im südlichen Frankreich, eine Räuberbande. Sie war von Menschen zusammengesetzt, die nur für die Galeeren taugten, mit Herzen so hart wie Stein, und nach ihren Thaten zu urtheilen machte ihnen das Vernichten eines Menschenlebens nicht mehr, als das Auslöschen eines Lichtes. Aber wie in der Welt nichts gedeiht ohne Ordnung und gehörige Organisation, so fühlten auch jene Männer, daß sie einer Regierung bedürften, um in ihrem Gewerbe Erfolg zu haben, und so wählten sie sich denn einen Hauptmann aus ihrer Mitte, den kühnsten und ausgezeichnetsten in Raub und Mord.

Nach der Wahl erhoben sie die Hände gen Himmel und schwuren, daß Keiner je die Bande verlassen noch verrathen wolle, und sollte dennoch Einer den Eid brechen, so würden ihn die Andern verfolgen und tödten. Und nun zogen sie hin, zu rauben und zu morden, und erfüllten die Umgegend für Jedermann, der etwas zu verlieren hatte, mit Angst und Schrecken.

In dieser Zeit versammelte sich in Lyon eine andere Bande, die, wie diese Räuber, ihre Boten auf alle Seiten ausschickte und auf alle möglichen Leute losging. Und wo diese Boten erschienen, fing auch Mancher an zu zittern. Sie waren freilich nicht wie Jene mit Pistolen und anderen Mordinstrumenten bewaffnet, aber in ihrem Tornister waren große und

kleine Bücher, und wenn die Boten daraus vorlasen, so war es oft, wie wenn ein zweischneidig Schwert die Seele des Hörers durchdränge. Denn in diesen Büchern stand viel von einem heiligen Gott, der die Sünder vor seinen Richterstuhl fordert, und von einem Erlöser Jesus Christus, der in seiner Barmherzigkeit die Sünden Aller auf sich nahm und Denen Gnade schenkt, welche gläubig zu ihm kommen und Vergebung suchen.

Einer der Missionare dieser Gesellschaft entschloß sich eines Tages, zu den Räubern in den Wald zu gehen, nicht um einer der Ihrigen zu werden, aber um mit der Hilfe Gottes sie von ihren bösen Wegen zurückzubringen.

Es war ein gewagtes Unternehmen, und ich zitterte bei dem Gedanken, wie wohl jene Menschen, die weder Gott, noch Menschen fürchteten, mit dem armen Mann umgehen würden. Er mochte wohl auch daran denken, aber der Herr hatte ihm ein muthiges Herz geschenkt, so daß er sich nicht darüber bernahigte, im Bewußtsein, daß sie ihm wohl sein Leben nehmen, aber seine Seele nicht tödten könnten. Er dachte: „Wenn ich falle, so gehe ich in den Himmel ein, und dort ist's viel besser, als in der armen Welt, und würde mein Leben nicht reichlich bezahlt, wenn durch das Wort Gottes eine einzige Seele dieser Räuber gerettet würde?“

So füllte er also seinen Tornister mit Bibeln und schritt muthig dem Walde zu. Bald verschwand er im Dickicht, und nach einiger Zeit erreichte er die Außen-Posten des Lagers.

„Wer da?“ rief eine rauhe Stimme, die unserem Bibelträger durch Mark und Bein schnitt. Bald kamen schreckliche Gestalten aus dem Dickicht, umringten den abenteuerlichen Einbringling und durchforschten ihn mit neugierigen Blicken. Unterdessen hatte er sich etwas gefaßt, und ruhig konnte er in ihre wilden, zornigen Angesichter blicken.

„Was bringt dich her, Bursche?“ rief einer der Räuber.

Mit fester Stimme antwortete er: „Ich komme, euch Gottes Wort zu bringen und euch vor dem Pfad des Verderbens zu warnen, ehe Gottes Gericht über euch einbricht!“

Ein wildes, teuflisches Gelächter unterbrach ihn. „Ha, ha, ha!“ schrien die Kameraden, „das ist ein Kapitalkerl und ein guter Braten für unsern Hauptmann. Dort kannst du deine Predigt vollenden. Das ist gerade, was ihm Freude macht, und er wird dich dafür belohnen. Laß deine Bücher zusammen, dort drüben wirst du gute Geschäfte machen. Marsch, vorwärts!“

Mit diesen Worten stießen sie ihn weiter und brachten ihn zu ihrem Hauptmann. Angesichts eines solchen Haufens von Raufbolden, die mit ihren Musketen umgingen wie mit Spielzeug, hätte wohl das stärkste Herz zittern mögen, aber unser Mann Gottes stand ruhig unter ihnen.

„Was willst du, Bursche?“ sagte der Hauptmann in hochmüthigem Tone.

„Ich möchte euch Gottes Wort bringen!“ antwortete der Missionar ruhig und fest.

„Weißt du auch, wer wir sind? Kennst du uns?“ fragte er wieder.

„Gewiß weiß ich es,“ war die Antwort. „Ihr seid die schlechtesten der Schlechten, die verwegenssten unter den Sündern; ihr seid der Schrecken der ganzen Umgegend, aber Gottes Zorn wird über euch hereinbrechen und euch zerstören, ehe ihr daran denkt. Er ist ein gerechter Gott und wird den Gottlosen nicht ungestraft lassen!“

Wie vorher, so wurde auch jetzt wieder der furchtlose Sprecher mit schallendem Gelächter unterbrochen. Eine Fluth von

Fluch- und Spottreden ergoß sich über ihn, aber er ließ sich nicht stören, sondern erhob seine Stimme noch viel lauter. „Befehret euch!“ rief er, „denn auch für euch ist noch Barmherzigkeit und Vergebung vorhanden, auch für euch ist der Erlöser, Gottes Sohn, in die Welt gekommen. Jetzt ist's noch Zeit, seine Liebe hat mich hierher gesandt, die Arme seiner Gnade sind für euch geöffnet!“

Das wilde Gelächter war verstummt, aber anstatt dessen hörte man ein leises Murren. Die wilden Augen funkelten vor Zorn, unwillkürlich richteten sie ihre Gewehre auf den kühnen Sprecher, es bedurfte nur eines Blickes des Anführers, und er würde seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt haben. Aber Gottes Auge wachte über ihm, und sein Muth blieb ungetrübt.

„Weißt du, daß dein Leben in unserer Hand ist?“ sprach der Hauptmann.

„Ohne Gottes Erlaubniß könnt ihr mir kein Haar meines Hauptes berühren!“ erwiderte der Missionar und erhob seine wachende und mahnende Stimme noch mehr und theilte Bibeln aus nach rechts und nach links. Nach und nach verstummte das Murren. Der Muth des Mannes nöthigte ihnen Achtung ab, aber der Satan hielt ihre Herzen fest in Banden.

Sie hatten geschworen, nie aus diesem Bunde zu treten, und dieser Eid konnte nur durch den Tod gebrochen werden.

Auf einmal rief der Hauptmann: „Nehmt diesen Mann weg, aber thut ihm nichts zu Leid!“ Es wurde gehorcht. Unter Schwören und Fluchen führten sie ihn aus dem Wald, und mit Lob und Preis gegen Gott wandelte er nach Lyon zurück.

Manche unserer Leser möchten denken, der Bibelträger hätte sich diesen mühevollen Tag ersparen können, denn die Räuber werden Räuber bleiben. Nur Geduld, Gottes Wort kehrt nicht leer zurück, sondern wird ausrichten, was ihm gefällt.

Der Hauptmann hatte auch ein neues Testament erhalten, und es dauerte nicht lange, so zog er sein Buch aus der Tasche und las zum Zeitvertreib. Er war erstaunt über dessen Inhalt und las weiter und weiter. Er hatte nie etwas ähnliches gehört. Sein Gewissen wurde wach und sein Leben erschien ihm schwärzer und schwärzer. Er wurde unruhig, jeden Tag trennte er sich von seinen Untergebenen und wanderte im Wald umher. Sein Benehmen erweckte Verdacht, und sie flüsterten sich Verschiedenes ins Ohr. Ihm selbst aber stellte sich die Schuld seiner Sünden immer lebendiger vor die Seele, Gottes Gericht war ihm schrecklich, und die Liebe Christi brannte auf seinem harten Herzen. Er konnte nicht mehr bei der Bande bleiben. Aber wie sie verlassen? Soll er entfliehen? Es möchte uns nicht unrecht erscheinen. Aber unser Hauptmann wollte seinen Eid nicht brechen, selbst mit Räubern nicht. Lange Zeit kämpfte er mit sich selbst, aber endlich versammelte er sie um sich. Sie eilten zusammen, in der Hoffnung, er werde sie zu einem einträglichen Raubzuge führen. Aber sie waren nicht wenig erstaunt, als er sie wie folgt anredete:

„Kameraden, bis hierher bin ich euer Anführer gewesen, von nun an kann ich es nicht mehr sein. Dies Buch hier zeigt mir, daß wir auf dem Weg des Verderbens sind. Ein schrecklicher Eid bindet mich an euch, aber mein Entschluß ist gefaßt. Ich bin in eurer Hand. Wenn ihr mich tödten wollt, thut es, aber nimmermehr kann ich das schreckliche Leben eines Räubers führen.“

In stummem Erstaunen hörten die Kameraden ihrem An-



führer zu. Ein Murren der Wuth durchlief die Gesellschaft, bald aber wich die Erbitterung der Anhänglichkeit. Nach langer Berathung entschlossen sie sich, ihn ruhig seiner Wege ziehen zu lassen. Noch einmal erhob er seine warnende Stimme für seine alten Gefährten und erinnerte sie an die Rache Gottes, dessen Gebote sie gebrochen, und an die Liebe des Er-

lösers, wenn sie Buße thäten, und ermahnte sie ernstlich, ihr Sündenleben zu verlassen. Bald nachher löste sich die Bande auf. Manche folgten ihrem Hauptmann, verließen die Wege des Verderbens, um nun durch ein arbeitsames, pflichtgetreues Leben als nützliche Menschen für die Kraft des Wortes Gottes zu zeugen. Der gefährliche Besuch hatte sich reichlich gelohnt.

## Erinnerungen aus meinen Kindes- und Jugendjahren.

Von Nho Jota.

### III.

#### 13. Der Ursprung.

**I**ch muß wieder ein wenig zurückgehen in meine Kindheitsjahre und einige wichtige Punkte nachholen. — Ums Jahr 1832 wurde mein Vater durch das Wort und den Geist Gottes erweckt und zu Gott gezogen. Darauf fing er an, Familiengebet mit uns zu halten und führte auch die Danksagung vor und nach dem Essen ein. Gewöhnlich sang er einen Dankvers nach dem Essen, von welchen einer anfang: „Danke dem Herrn, o Seele! Dem Ursprung der Güter.“ Zu der Zeit wurde der Vater von unbefehrten Nachbarn sehr verfolgt. Ueberhaupt schrieb man den neubefehrten Leuten allerlei Dinge zu, die sehr abgeschmackt und auch gänzlich erdichtet waren, denn es war eine Zeit der moralischen Finsterniß unter dem Volk. Man sagte, „diese Leute“ seien vom bösen Geist besessen, seien verführt, seien gefährliche Menschen, sie steckten alle Dinge in ihrer Umgebung mit ihrer Verführerei an, es sei sogar gefährlich, Geld von ihnen anzunehmen, man könne dadurch angesteckt werden, so daß man hüpfen, niedersinken und sich sonderbar geberden müßte u. dgl. Du nun der Vater diese häuslichen Gottesdienste einführte, hieß es, nun würden bald merkwürdige Dinge im Hause vorgefallen. Uns Kindern wurde dies oft warnend vorgelegt, so daß es mir bange war, es möchte einmal während des Singens wer weiß was losbrechen! Da fiel ich nun in meinen kindischen Anschlägen auf das in dem guten, kernhaften Dankvers angeführte Wort „Ursprung,“ das ich noch nicht verstand. Wir hatten eine große Kastenuhr im Hause stehen, die vom Fußboden bis an die Decke des Zimmers reichte, und mir fiel es ein, diese Uhr werde eines Tages einen gewaltigen Sprung machen, gemäß des Wortes „Ursprung.“ So stand ich denn öfters vor der großen Hausuhr, um doch auch gewiß dabei zu sein, wann sie ihren Sprung machen werde! — Aber ich harrete vergeblich. Es fiel der Uhr gar nicht ein, sich von der Stelle zu bewegen.

Diese Thorheit aber hat man auf die Rechnung der alten Kinder zu schreiben, die solche kindische Behauptungen machten und sich, gleich Idioten, über religiöse Bewegungen und Vorgänge äußerten. Gottlob, daß es in jener dunklen Gegend auch Licht geworden ist!

#### 14. Wie wir Bunhan's „Heiligen Krieg“ lasen.

Wie schon früher angedeutet, hatte der Vater einige gute Bücher in seinem Schrank, die ich oft durchmusterte. Zuweilen kaufte er auch ein neues Buch, welches dann eine nicht geringe Begebenheit für uns Knaben war. Einstmals brachte er ein funkelneues Buch mit nach Hause, betitelt: „Der Heilige Krieg,“ von Joh. Bunhan, welches Dir, I. Editor,

gewißlich auch bekannt sein wird. (Sicherlich. Edr.) Schon der Titel des Buches erregte mein ganzes Verlangen, dasselbige zu lesen, aber natürlich hatte der Vater das erste Recht dazu; aber wie lange wurde mir die Zeit, bis er durch dasselbige war. Darauf hatte der älteste Bruder das Recht und nach ihm der zweite Bruder, und zuletzt ich als der Jüngste. Ah weh! Wie sollte ich aber so lange warten können? — Nun wurden wir drei Brüder einig, wir wollten das Buch zusammen durchlesen; der älteste setzte sich in die Mitte mit dem offenen Buch in der Hand, und wir übrigen Drei setzten uns zu seinen beiden Seiten, und schauten also „zu dritt“ in das Buch! O, das war aber interessant! Die Stadt Menschen-Seele, der schreckliche Diabolus, der glorreiche Prinz Immanuel, der Krieg um den Besitz der Stadt, der endliche Sieg Immanuel's, das Glück der Stadt u. dgl., diese Dinge waren so spannend, und da dieselben allegorisch vorgetragen wurden, und man deren Bedeutung immer ahnte und errath, so war das Interessante des Buches gar nicht zu ergründen. Da ich aber viel stärker las, als meine zwei Brüder, so war ich gewöhnlich durch die zwei offenen Seiten, bis die Brüder durch eine Seite kamen, und konnte es kaum erwarten, bis das Blatt wieder umgeschlagen wurde. — Hernach hatten wir — am nächsten Tage — öfters interessante Unterredungen über das Gelesene. Lieber Editor, wie wäre es, wenn man diesen „Heiligen Krieg“ der Jugend recht anempfehlen würde? (Wollen's thun. Siehe Plaudereien. Edr.)

#### 15. Wie der „Christliche Botschafter“ zuerst ins Haus kam.

Dies geschah im Jahr 1836. Das werde ich nie vergessen. Er sah aus ungefähr wie der Kinderfreund, den Du herausgibst — ein kleines Blättlein, aber voll fernigen Inhalts. Ich lernte einen großen Theil desselben auswendig durch das öfters Durchlesen. Der Botschafter war auch die erste kirchlich-religiöse Zeitung, die in deutscher Sprache in Amerika herausgegeben wurde. Mit 700 Abnehmern, das war die Verordnung, dürfte die Herausgabe begonnen werden, und wie hochfroh war man, da diese Zahl erreicht worden war. Seitdem aber ist derselbe zu mehr denn 22,000 Unterscheidern angewachsen, ist wohl schon fünf Mal vergrößert worden und bläst jetzt sein Horn solchermaßen, daß es in Amerika über Berg und Thal erschallt, ja über das Weltmeer hinüber; sogar in den Schweizertälern, bis auf die Alpen hinauf hört man dessen Stimme der Wahrheit erschallen. — In meiner Jugend wunderte ich dann öfters, ob ich wohl je einen Artikel in denselben bringen werde, und wirklich, da der damalige Editor im Jahr 1853 mir einen Artikel aufnahm, fühlte ich ganz eigenthümlich. Gott segne und erhalte den Chr. Botschafter noch lange — sehr lange! —

## 16. Wie man die Evangelischen Prediger in unserm Hause betrachtete.

Paulus sagt, die Galater hätten ihn aufgenommen als einen Engel Gottes — und so wurden in des Vaters Haus die Evangelischen Prediger bewillkommt. — Zu jener Zeit war der Bezirk so groß, daß die Knechte Gottes öfters nur des Monats ein oder zwei Mal kommen konnten; wenn dann die Zeit herannahte, daß die Versammlung im Haus sein sollte, so wurde das Haus ausgewaschen — denn „Carpets“ hatte man noch nicht — und das Tischgeschirr extra blank gemacht, das beste Weißbrod wurde gebacken — sonst aßen wir Roggenbrod — der Prediger bekam das beste Bett im Hause, kurz man wußte nicht, wie ihn glücklich genug zu machen für die vielen Strapazen, Verfolgungen, Entbehrungen 2c. 2c., die er in jener

Zeit um des Werkes Gottes willen durchmachte. Ich lauschte dann auf jedes Wort, das der Prediger sagte, während er bei uns im Hause war, und werde auch viele dieser Worte nie vergessen. Besonders unvergänglich bleibt's, wie einer derselben im Jahr 1835 mich auf sein Knie setzte und mir Ephes. 6 vorlas und eine kindliche Ermahnung mittheilte. — Wenn aber die Conferenz einen „neuen“ Prediger sandte, so war die Spannung oft sehr groß, ob derselbe auch so gut sein werde, wie der alte war; denn damals jammerte man nicht, die alten Prediger los zu werden, man hatte sie nemlich von Herzen lieb, als Knechte unseres Herrn Jesu Christi.

Und sie lebten auch für den Herrn, sein Werk und die Rettung bluterkaufter Seelen. Ich erwarte Jhresgleichen in allen Hinsichten nie wieder zu sehen.

## Ein theurer Braten.

(Von M. Sommer.)



Der D. Neutlein, Pfarrer in Köstienitz, in Hinterpomern, war ein großer Thierfreund. Außer Hund und Kaze war ihm auch jeder andere Vierfüßler willkommen, und er säumte nicht, ihm eine freundliche Heimstätte zu bereiten.

Einmal brachte ihm ein Jägerbursche ein Rehälbchen, dem ein unglücklicher Schuß auf den daneben weidenden Bock einen Hinterfuß stark verwundet hatte. Der Pfarrer untersuchte das wundte Bein, schiente und verband es, gab dem Thierchen Milch und verwahrte es in einem abgeschlossenen Raume seines Kuhstalles. Dort erhielt das Reh alsbald Besuch von einem großen Kater, der der Liebling des Pfarrers war und zugehen hatte, wie sein Herr so freundlich und sorgsam mit dem kranken Rehälbchen umgegangen war. Der Kater umging das Reh mehrmals, beschnupperte den eingebundenen Fuß, schnurrte in freundlichster Weise und legte sich endlich nebenhin. Das Reh ließ sich diese Liebkosungen gefallen, und bald entwickelte sich zwischen beiden Thieren ein intimes Freundschaftsverhältnis. Mehrmals des Tages besuchte der Kater seinen kleinen Freund und brachte ganze Stunden bei ihm zu. Der kranke Fuß des Reh's heilte schnell, und nun wurde das Thier auch bald recht zahm. Es fraß dem Pfarrer aus der Hand und folgte ihm in das Haus und in den Garten. Bei diesen Gängen wurde es aber immer vom Kater begleitet, der stets ein scharfes Auge darauf hatte und es behütete, wie ein ihm anvertrautes Kind. Nahte sich dem Rehe eine fremde Person, so machte die Kaze alsbald einen Buckel, knurrte zornig und drohte auf sie einzuspringen. Nur der Pfarrer durfte es streicheln und liebkosen. Nach einiger Zeit war das Reh so zahm geworden und hatte sich so an das Haus gewöhnt, daß man es frei herumlaufen ließ. Es ging auf das Feld, in das nahe gelegene Wäldchen und kam von selbst zurück. Immer war die Kaze sein treuer Begleiter. Legte es sich nieder, so schlug der Kater auf seinem weichen Pelz sein Lager auf. Wenn es nicht zur rechten Zeit heimkehren wollte und noch an den Blättern naschte, stellte der Kater sich vor dasselbe hin, miaute recht eindringlich und suchte es dadurch zur Rückkehr zu bewegen, daß er einigemal an dessen Vorderfüßen hinstrich und es förmlich zurückbrängte. Kehrete das Reh um, so lief

der Kater freudig voraus und sah gar oft um, ob sein Pflegebefohlenes nachkam. Die innige Freundschaft der beiden Thiere gewährte allen im Pfarrhause viel Vergnügen.

Eines Morgens war das Reh verschwunden. Die Thür in den Stall war eingedrückt, und das liebe Thier geraubt worden. Man hatte wohl in der frühesten Morgenstunde den Kater ganz unsinnig schreien und lärmen gehört, aber nicht weiter darauf geachtet. Jetzt, da die Hausthüre geöffnet wurde, stürmte das Thier herein. Wüthend durchlief es alle Zimmer, lief in den Stall und kehrte wieder ins Haus zurück, hörte auf kein Zureden, ließ die Frühstücksmilch unberührt, durchsuchte miauend den Garten und das Wäldchen. Man sah, der Verlust seines Lieblings ging ihm sehr zu Herzen. Auch dem Pfarrer that das Reh sehr leid, besonders deshalb, weil ihm die gute Kameradschaft der Thiere großes Interesse gewährt hatte.

Am Abend wurde er zu einem Kranken gerufen. Es war der „Höckerstoppel“, ein in der Umgegend bekannter Wilddieb, der ihn zu sich bitten ließ. Der Gedanke, daß dieser Besuch mit dem verlorenen Reh in Verbindung stehen könne, dämmerte in dem Geistlichen auf. Er trat in die elende, tief herabgekommene Hütte. Der Mann lag auf seinem Bette und hatte Kopf und Hände verbunden. Ein Wassergefäß, in dem mehrere blutige Lappen lagen, stand an seinem Bettende. Beim Eintritt des Pfarrers fing die Frau laut zu weinen an. „Wie geht's? Was fehlt euch?“ sprach der Geistliche und trat zum Bette. „Ich bin arg zugerichtet“, sagte der Mann, indem er langsam den Kopf erhob und ihm Thränen in den Augen standen, „unser Herrgott hat mich für meine Wildddieberei arg gezüglicht. Verzeihen Sie mir, Herr Pfarrer, ich hab' Ihnen das Reh gestohlen!“ Damit faßte seine einbundene Hand nach der des Pfarrers. „Das ist freilich schlimm“, sagte derselbe, „aber wie hängt das mit eurer Krankheit zusammen? Was fehlt euch denn?“ „Der Kater hat mir's angethan; der hat sich um das Reh angenommen, — da seht, wie er sich an mir gerächt hat“, sagte der Kranke und schlug sein Hemd auseinander. An seinem Halse und der Brust zeigten sich mehrere tiefe Bißwunden und die blutigen Spuren der scharfen Krallen des Katers. „Noch schlimmer sieht es



auf meinem Kopfe und an der Hand aus! Fast steht zu befürchten, daß es um mein rechtes Auge geschehen ist. Das Schmerzschrecklich!"

"Ihr müßt einen Arzt holen lassen!" sagte der Geisliche. "Es wird geschehen," erwiderte der Hederstoffel, "aber zuerst müssen Sie mir verzeihen, Herr Pfarrer, dann lasse ich mich heilen, und wenn ich wieder gesund werde, gehe ich ins Buchthaus; ich verdiene es!"

"So gefährlich wird es nicht gleich werden," sagte der Pfarrer, "ich will euch nicht verklagen. Die Hauptsache ist, daß ihr von eurem bösen Thun einmal laßt. Seht hat euch Gott einen Fingerzeig gegeben! Laßt's euch genug daran sein; sonst folgt wohl Aergeres nach! Aber, wo ist das Reh?"

"Leider Gottes, es ist bereits geschlachtet; ich will euch den Schaden ersetzen! Verzeiht mir doch, Herr Pfarrer!" "Es ist mir nicht um Schadenersatz," erwiderte der Pfarrer, "aber das arme, zutrauliche Thier, das ich geheilt und gepflegt habe, und das mir so werth war, thut mir leid! Ihr habt mir sehr wehe gethan, Hederstoffel! Aber ich verzeihe euch, und der liebe Gott möge euch auch verzeihen! Auf andere Wege jedoch müßt ihr kommen — das verspricht mir sogleich!"

Der Mann that es unter neuen Thränen, und als ihn der Pfarrer hierauf um Mittheilung über den Verlauf des Sachverhaltes fragte, erzählte er: "Vom Wirthsmichel, der mir meine Wildbeute regelmäßig abnimmt, hatte ich den Auftrag bekommen, zur heutigen Hochzeitsstafel ein Reh zu liefern. Morgens zwei Uhr machte ich mich auf den Weg ins Rothholz, wo ich einen Wechsel wußte. Kaum auf dem Anstand angelangt, kamen die beiden Forstgehilfen, postirten sich nicht weit von mir und schossen mir den Bock, auf den ich es gemünzt, vor der Nase weg. Ich mußte mich dazu mäuschenstill verhalten, um von den Jägern nicht entdeckt zu werden. Als die Forstleute mit ihrer Beute abgezogen waren, war es natürlich auch mit meiner Jagd zu Ende; denn der Schuß hatte die Rehe verschreckt. Fuchswild kehrte ich ins Dorf zurück. Da fiel mir das Reh im Pfarrhofe ein, und wie ich damit mein Versprechen gegen den Wirthsmichel halten könne. Ich schlich

mich an den Stall, drückte die Thüre ein und griff nach dem Reh, obwohl ich daneben zwei Augen wie Kohlen funkelten sah und eine Kaze schrecklich fauchen und knurren hörte. Kaum hatte ich das Reh unter dem Arme, so sprang die Kaze an meinen Hals, kratzte und biß. Vergebens riß ich sie weg und schleuberte sie an die Wand. Sie verfolgte mich, saß augenblicklich wieder auf meinem Kopfe und richtete mich schrecklich zu. Wieder gelang es mir, sie mit meiner freien Hand zu packen und weit fort zu werfen. Eiligt begab ich mich sodann auf die Flucht. Aber das wüthende Thier setzte mir nach, und nochmals hatte ich einen Kampf mit ihm zu bestehen. Erst als ich die Wirthshaussthere hinter mir zuschlug, war ich in Sicherheit. Wie die Bestie mich zerfleischt hat, haben Sie an meinem Kopfe und an den Händen gesehen."

"Allerdings seid ihr übel weggekommen," sagte der Pfarrer, "aber ich muß gestehen, daß sich der Kater ganz tapfer gezeigt hat. Für eine Kaze ist das geradezu außerordentlich. Hoffentlich werden die Wunden heilen; ihr werdet keinen weiteren Schaden haben, und dann, Hederstoffel, dann bessert euch! Es ist wahrlich Zeit."

Der Wildbieb versprach das gerührten Herzens. Auch sein Weib versicherte nach Kräften dabei mitzuwirken. Zufrieden verließ der Pfarrer die Hütte.


Als er zu Hause ankam, erwartete ihn schon der Kater mit glohenden Augen, wie wenn er Nachricht von dem Reh zu hören wünschte. Der Pfarrer streichelte den weichen Pelz der Kaze und sagte: "Das Reh kommt nimmer, alter Freund, aber einen Sünder hoffen wir, zur Gerechtigkeit zurückzubringen, und dabei hast du die Hauptarbeit gethan. Ich bin mit dir zufrieden, Graugestreifter! Sei mir immer ein so getreuer Freund, wie du es dem Reh gewesen!"

Der Kater schien das zu verstehen; denn mit gehobenem Schwanz und schnurrend umstrich er die Füße seines Herrn. Hederstoffel wurde nach einiger Zeit wieder gesund. Angezeigt wurde er vom Pfarrer nicht, aber sein Versprechen hat er brav gehalten. Wie ging er wieder auf Wildbieberei aus, und von Stund an wurde er ein besserer Mensch.

## Bur Geschichte des Geldes.

Bearbeitet von G. A. Th.

### II.

 Es war um die Mitte des 8. Jahrhunderts vor Christi Geburt, als Geld geprägt wurde. Neben der Goldwährung hat es in Griechenland auch eine Silberwährung gegeben. Silber wurde zu Geldmünzen auf europäischem Boden von einem Könige Phidon oder Pheidon in Argos, einer Landschaft des Peloponnes, auf der heutigen Halbinsel Morea geprägt, indem er Silberdrachmen schlagen ließ, welche die eigentlichen nationalen Verkehrsmünzen der Hellenen geworden sind. Eine Silberdrachme entzifferte einen Werth von 12 Cents. Bis dahin scheint es auch Eisengeld gegeben zu haben; denn wir wissen, daß in Sparta zur Zeit des Gesetzgebers Lykurg eiserne Münzen in Umlauf waren. Anfangs wurden diese Geldstücke dort in Form von Stäben, Obolos, d. h. Spieß, genannt, angefertigt. Von diesen Stäben konnte man sechs mit der Hand umspannen, darum

galten sechs Stäbe eine Drachme. Später wurden Obolos auch in runder Form in Kupfer und Silber ausgeprägt und waren an Metallwerth der sechste Theil einer Drachme. Der Obolos war die Münze, welche die Alten den Verstorbenen in den Mund zu stecken pflegten, damit diese sie beim Eingang in die Unterwelt dem Charon, dem greisen Fährmann, der die Schatten der Todten über den Acheron setzte, für die Ueberfahrt als Fährgeld gaben.

In Rom und Italien waren Jahrhunderte lang Bronzemünzen üblich; erst 269 v. Chr. erscheinen Silbermünzen im Verkehr. Man prägte sogenannte Denare, ungefähr 15 Cents im Werthe, und daneben Sesterzen, etwa 4 Cents. Als aber der römische Staat anfang, sich nicht allein über Italien auszubreiten, sondern auch die Länder am Mittelmeere in sein Grenzgebiet zu ziehen, traten zu den Silbermünzen auch Goldmünzen zu 20, 40, 60 Sesterzen, die man Aurius nannte.

Der erste Lebende, der sein Bild auf die Münzen setzte, war der römische Imperator Julius Cäsar; ihm folgten dann die Triumvirn und deren Verwandte. Seit des Kaisers Augustus Zeit wurde es zur Regel, das Bild des Regenten oder einer seiner Familie angehörenden Personen den Münzen aufzudrücken.

Aus der römischen Goldmünze ist der „Solidus“ geworden, der auf die an die Stelle der Römer getretenen Germanen überging, so daß man zur Zeit Karl's des Großen nach Solidi rechnete. Die deutschen Münzen wurden immer aus reinem Silber geprägt und sind meistens sauber und in gefälliger Form ausgeführt. In der Mitte des 12. Jahrhunderts fing man an, Hohl Münzen, welche nur auf einer Seite ein Gepräge trugen, auszuprägen, die aber nach ein paar hundert Jahren wieder aus dem Verkehr verschwanden. Um diese Zeit, hauptsächlich im 14. Jahrhundert, wurden auch zweiseitige Gepräge in Gold und Silber immer häufiger. Die eine Seite trug das Bildniß des Regenten, die andere das Worthzeichen. Von da an ging's mit der Entwicklung der Geldprägung immer rascher voran, und dieselbe hat zu unseren Tagen in fast aller Herren Länder eine ziemliche Vollkommenheit erreicht, und der Münzfuß ist wirklich äußerst bequem — mehr so, als die rechtliche Erwerbung des glühenden Metalls.

Noch ein kurzes Wort über die Fabrikation des Papiergeldes in den Ver. Staaten, und wir sind am Schluß mit unserer „Geldgeschichte.“

Das saferige Banknotenpapier, aus welchem die Legal-Tenders, Nationalbanknoten und unsere Regierungsbonds angefertigt werden, wird auf einer alten Papiermühle in Dalton, Mass., fabricirt, deren Ursprung bis in die Kolonialzeit zurückreicht. Ist man mit dem erforderlichen amtlichen Erlaubnißschein versehen, so darf man wohl einen Bogen jenes Faserpapiers in die Hand nehmen, oder einen Blick auf die Brei- und Feilpresse werfen, wo der feuchte, ins Graue spielende Brei zwischen schweren Eisenschindeln zusammenge-drückt wird, während blaue und rothe Seidenfäden über die Oberfläche desselben gezogen werden. Es ist auch gestattet, den „counting room“ zu besuchen, wo jeder Bogen, sobald er aus dem Trockenraum kommt, sorgfältig geprüft und abgezählt wird, um dann zum „paper cutter“ zu gelangen, der ihn in kleinere Bogen zerlegt. Von hier aus kommt das Papier abermals in den „counting room“, wo es in Packete von je tausend Bogen gepackt, attennmäßig eingetragen und in die feuer- und einbrecherfesten Gewölbe gebracht wird, bis das Bundes-Schatzamt darnach schickt. Von Anfang bis zu Ende bewacht man das kostbare Papier

so scharf, als wäre jedes Blatt von Gold. — Jenseits der Plats, etwa einen Steinwurf vom Denkmal Washington's entfernt, steht ein großes Backsteinhaus, das Gravier- und

Druckbureau, wohin dann das Papier aus der alten Mühle in Massachusetts in seidenfaserigem Bogenformat kommt und unter grünem, schwarzem und rothem Druck sein früheres Aussehen verliert.

Die Sonne ist kaum aufgegangen, und schon eilen Schaa-ren Männer, Frauen und Mädchen nach jenem

Bau. Ein stämmiger schwarzer Portier pußt den messingenen Thürgriff, und innerhalb des Instituts fragt ein Wächter nach dem Begehr des Besuchers, der in dem kleinen Empfangssaal seinen Namen in das Fremdenbuch eintragen muß.

Schon im Korridor riecht man den eigenthümlichen Duft der Greenbads, dann geht es durch einen schwer vergitterten, gefäng-nisartigen Gang, und nach zahlreichen Windungen treten wir in den „delivery room,“ wo auf Tischen und Rollwagen die dem Schatzamt geschickte Papierladung liegt. Ein halbes Duzend Damen sitzt an den Tischen, das Papier abzählend. Zwischen je hundert Bogen kommt ein Streifen weißes Papier mit den Anfangsbuchstaben derjenigen Person, welche sie gezählt hat. Das ist die erste Zählung, deren Zweck ein doppelter ist: erstens um festzustellen,

ob etwa einer der werthvollen Bogen auf dem Transport vom Schatzamt aus verloren gegangen oder gestohlen worden ist, und zweitens, ob der Papierclerk des Letzteren den Requisitionen auch richtig entsprochen hat.

Von hier aus kommt das Papier in den Anfeuchtungsraum, wo eine Anzahl Männer und Knaben immer je zehn Bogen zwischen nasse Segeltuchstücke in Behältern legen, mit einem Gewicht auf jedem Packet. Dies dauert einige Minuten und wird so lange fortgesetzt, bis alle Bogen gleichmäßig feucht sind. Das Ganze geschieht unter den Augen des Oberaufsehers der Abtheilung, der Arbeiter, wie Besucher, scharf beobachtet, um zu verhüten, daß Etwas entwendet wird, und sobald das Anfeuchten fertig ist, werden alle Bogen noch einmal genau nachgezählt. Dieser Prozeß heißt „wet count,“ und nunmehr ist das Papier druckbereit.

Die Drucker erhalten es in Partien von siebenhundert bis neunhundert Bogen, und jede Partie wird eingetragen, ehe sie durch eine Oefnung geht, die wie das Fensterchen eines Bankassistenten aussieht.

Steigt man eine Treppe hinab, so bekommt man einen Blick in das Gebiet des Oberaufsehers der Platten und Stempel. Derselbe hat eines der schönsten und geräumigsten Gemächer inne. An den Fenstern der Nordwand sitzen fünf bis sechs



Geprägt von Vespasian, zur Erinnerung an die Unterjochung Judäa's.



Eine Messing-Münze von Kaiser Augustus.



Geld mit der Arche und dem Wort „Noe“ (Noah) darauf.



Graveure, jeder hinter einem Drahtgitter, den Kopf unter einem großen grünen Schirm. Sie schneiden langsam und sorgfältig an einer Stahlplatte. Der Eine arbeitet z. B. an einem Portrait Garfield's, der Andere an einer Bignette zc. Jeder Einzelne hat sein besonderes Fach, seine besondere Gravirarbeit, für welche er sich vielleicht lange Jahre hindurch ausgebildet hat. Die Gehälter sind nicht so hoch, wie man erwarten sollte; der erfahrene Graveur verdient nicht mehr als \$2800 jährlich, doch werden die meisten beim Stück bezahlt, \$300 bis \$400 für das Portrait, an dem sie vier bis sechs Wochen lang zu thun haben. Die Platten variiren in der Größe, je nachdem sie für Stamps, Bonds oder Noten bestimmt sind; die meisten wiegen ein Pfund und geben vier verschiedene Abdrücke. Von jeder Platte können ungefähr hunderttausend Abdrücke genommen werden, bevor sie einer abermaligen Prägung bedarf.

Es heißt, diese Leute würden nicht überwacht, wenn sie außer Thätigkeit sind, doch wird auf der anderen Seite behauptet, daß jeder einzelne im Bureau angestellte Graveur unter der besonderen Obhut eines Geheimpolizisten steht, wenn er sich nicht im Gebäude befindet, und daß die Entlassenen Monate und Jahre lang "expected" oder bei ihren Bewegungen verfolgt werden. Die jetzt beschäftigten Graveure sind schon Jahre lang im Dienst und sollen noch niemals auch nur die leiseste Neigung gezeigt haben, sich zur Fälschmünzerei verführen zu lassen; doch lehrt die Erfahrung, daß man hier den Menschen nicht genug mißtrauen darf. Unmöglich nachzuahmen ist die Funktion der "geometrical lathe," die jene feinen Linien auf der Banknote zieht, welche rund herum laufen, sich kreuzen und eine zarte, weiße Arabeske liefern, die man kaum mit einem starken Vergrößerungsglas zu verfolgen im Stande ist. Die kleine Maschine ist so konstruirt, daß man fast jedes Muster auf dem Stahlblock mit ihr zu ziehen vermag, doch braucht man nur eines der vielen Schraubchen um den hundertsten Theil eines Zolles zu wenden, so kann die Gravur niemals wiederholt, höchstens annähernd ähnlich nachgemacht werden.

So oft eines dieser "designs" fertig ist, wird der Block sofort zum "custodian" gefandt, und sind Portraits, Bignette, "scroll pieces" und die übrigen Theile für eine Note vollendet, dann werden die verschiedenen Blöcke zurechtgefügt, um nach der "transfer division" auf der anderen Seite des Saales zu gelangen, wo die Platte hergestellt wird. Hier befinden sich neun hellpolirte Transferpressen und eine Anzahl Arbeiter an Bänken und

Fischen, während zwei Wächter sowohl auf die Leute als auf die Maschinen scharf Acht geben; das Ganze ist von einem starken Drahtgitter umgeben. Es ist dies die am sorgsamsten bewachte und gehütete Abtheilung im ganzen Bureau; jede

Presse ist verschlossen und versiegelt, und den Schlüssel dazu birgt ein Gewölbe. Sobald der Custos eine Bestellung für eine neue Banknote erhält, wird dieselbe in ein Buch eingetragen und dann zu einem der Transferpresseleute mit genauen Instruktionen geschickt. Letzterer fordert von einem Arbeiter in einem anstoßenden Raum eine "blank plate," eine vierzehn Zoll lange, zehn

Zoll breite und einen halben Zoll dicke Platte und gibt dann die Originalordre einem der Wächter, dessen Pflicht es ist, die Presse aufzuschließen und die ganze Arbeit von Anfang bis zu Ende zu überwachen.

Der Wächter hat jede Bewegung des Pressers beobachtet, nimmt, sobald die Transfer-Operation beendet ist, den Schlüssel und verschließt und versiegelt die Presse, zugleich notirt er genau den Zeitraum, während dessen dieselbe offen war, und legt denselben wieder an seinen früheren sicheren Platz zurück. Diese außerordentliche Vorsicht erscheint vielleicht Manchem überflüssig, allein hier ist gerade die Achillesferse des ganzen Etablissements. Sind zum Beispiel Wächter und Presser in geheimem Einverständnis, dann ist es ganz leicht, aus irgend einem guten Versteck eine ungedruckte Platte nach der Transferpresse

hinzubeforgen und sich in wenigen Sekunden die fertige Platte irgend einer Banknote von hohem Werth, obere oder untere Seite, anzufertigen. Einige Wochen gebulbigen Wartens bieten dann schon die Gelegenheit, eine Platte der anderen Seite auf dieselbe Weise zu gewinnen. Aber dort sitzt der Custos mit zwei oder drei Assistenten, von denen Einer immer nach der gefährlichen Richtung hinschaut, und außerdem hat der Gewölbehüter auch seine Augen offen. — Durch die Hände dieser

Leute geht mehr Geld als durch irgend ein Etablissement in den Ver. Staaten, das Schatzamt ausgenommen. Im verflossenen Jahr wurden gedruckt in runden Zahlen für \$46,000,000 Legal Tender Noten, für \$68,000,000 Nationalbanknoten, für \$87,000,000 Bonds, für \$38,000,000 Silber-Certifikate, 684,459,615 Stamps für das Inlandssteuerdepartement, außerdem für ungefähr

\$1,200,000,000 anderes Papiergeld, einschließlich \$1,169,000,000 Bonds, die für die Weiterausgabe der Dreieinhalbprocentigen gedruckt waren. Die Arbeit für das Inlandssteuerbureau ist eine der bedeutendsten und wächst immer mehr, so erwiesen die Bestellungen für die mit dem 31. Dezember endenden sechs



Corinthisches Geld, mit dem Lorbeerfranz für Sieger bei den Römischen Spielen.



Silbergeld aus der Zeit des Kaisers Tiberias.



Epheser-Geld mit dem Tempel der Diana.



Monate \$8,000,000 oder \$45,000,000 mehr als früher. Hier sind über tausend Personen in folgenden Abtheilungen beschäftigt: Anfeuchten, Plattendruck, Farbendruck, Examiniren, Pressen, Zählen, Abtheilen, Binden, Durchlöchern, Graviren, Zerreißen (wenn eingelöste oder verdorbene Noten vernichtet werden), endlich in dem Gewölbe und im Departement der Platten- und

Stempelwache. Bei einem so zahlreichen Personal, durch dessen Hände so ungeheure Werthe gehen, ist natürlich die außerordentlichste Wachsamkeit die erste Bedingung.

Doch genug. Möge übrigens kein Leser des Magazins so thöricht sein, und sein Herz an das Geld hängen und leicht deshalb seine Seele verlieren.

## Die Waldkreuzung.

Erinnerungen aus dem Leben im canadischen Sinterwald.

Vom Editor.

### 9. Durch Liebe besiegt.



Es war sicherlich keine so leichte Aufgabe, zu der sich Minna aus freien Stücken verstanden hatte. Auf einem rauhen Schlitten zu stehen, die Pferde zu leiten und eine Ladung Holz durch den spärlich gebahnten, krummen Waldweg sicher zum Ziel zu bringen, war ziemlich schwierig. Nicht selten blies der scharfe Nord so rücksichtslos auf sie hinein, daß ihre Hände ganz steif und die Füße wie Eiszapfen wurden. Sobald sie den Schlag erreichte, mußte sie dem Nachbar den Schlitten mit Holz beladen helfen und dann wieder nach dem Bahngeleise zurückfahren. Sie murrte jedoch niemals. Es war ihr genug, daß ihr Vater seiner Genesung zusehends entgegen ging und die Holzstöße im Schlage allmählig verschwanden. Neumann lernte Minna entbehren, und sobald er probirte, sich selbst zu helfen, fand er dies als einen solch heilsamen Wechsel für seine bis dahin hilflose Lage, daß durch diese Uebung seine Stärke täglich zunahm. So war auch Frau Adolph äußerst gütig gestimmt und aus Dankbarkeit für geleistete Dienste half sie der Minna auf mancherlei Weise.

Minna und ihr Vater pflegten in diesen Tagen Unterhaltungen, die sie kaum je vergessen werden. Die Bibel wurde fleißig studirt, denn Neumann richtete gar manche Frage an Minna, die durch die Schrift selbst beantwortet werden mußte.

Obgleich Minna ihren Vater durch viele biblische Geschichten — von Moses, Eisa, Elisa, Ruth, Esau, Daniel und aus den Evangelien — zu erbauen wußte: so hatte sie ihm doch nie die Geschichte auf Golgatha vorgelesen, zunächst, weil sie es nicht über ihr Herz bringen konnte, ihn an der Wahrheit der Evangelien zweifeln zu hören und dann, weil sie der Meinung war, Jemand müsse den theuren Heiland erst herzlich lieben, ehe er vermögend sei, das Opfer auf Golgatha zu verstehen.

Sie fing nun an, einzusehen, daß sie sich hierin geirrt hatte, und so suchte sie eine Gelegenheit, ihrem Vater einmal ein recht langes Stück der Leidensgeschichte vorlesen zu können. Das war jedoch schwierig; denn weil die Tage bereits länger geworden waren, so wurde auch länger gearbeitet, und wenn Minna mit der letzten Ladung heimkehrte, da gab's auch noch so manches in der Hütte zu thun, obgleich ihre müden Beine ihre Dienste fast versagen wollten. Ihre Hauptförmge war, wie sie ihrem Vater am besten beikommen und ihn zu Christo führen könne. Dabei that sie zur selben Zeit ein Werk, das sie kaum zu hoffen gewagt hatte. Herr Adolph, ihr Nachbar, und Minna arbeiteten doch miteinander im Schlage, zuweilen

Stunden lang ohne jegliche Unterhaltung. Aber unsere kleine Gelbin, voll froher Hoffnungen über ihres Vaters Genesung, konnte nicht umhin, ihre frommen Lieder zu singen, die sie gelegentlich auswendig gelernt hatte. Sie hatte keine Ahnung, daß ihr fleißiger Nachbar ihr zulauschte, und doch that er es; ja lange noch ehe er die Auftritte der Pferde hörte, horchte er auf ihre melodisch-süßen Töne.

Eines Abends nun war die letzte Ladung zufällig leichter wie gewöhnlich, und Herr Adolph, müde von der Arbeit, nahm Platz auf dem Schlitten, anstatt zu Fuß zu gehen, wie es seine Gewohnheit war. Minna saß vorne und hatte die Zügel in der Hand. Eine Weile trieb sie stillschweigend zu, und dann — gerade als denke sie laut vor sich hin — begann sie ein Sonntagschullied zu singen, das ihr so bekannt war, wie ihre eigene Stimme. Das Lied klang viel wie:

„Der Heiland steht draußen und klopft an die Thür  
Des Herzens und kehrt gern ein;  
Er spricht: 'Thu' mir auf, laß mich wohnen bei dir,'  
Auf Sünder! und sage nicht nein.  
Aus brünstiger Liebe verließ er den Thron  
Des Himmels und wurde uns gleich;  
Vertauschte die Krone mit Armuth und Hohn;  
Nun macht seine Armuth uns reich.“

Dies schien dem Nachbar Adolph ein solch bringender Ruf der Liebe zu sein, daß er fast ein Verlangen spürte, mit zu singen, obwohl er den Vers nicht vollkommen verstanden hatte. Minna schloß ihren Gesang mit dem ersten Vers und war still. Der Weg ging bergauf und die Pferde schritten nur langsam voran. Es war ein prachtvoller Frühlingstag gewesen, deren ja der März immer sieben haben soll. Die Sonne ging gerade unter, und ihre goldenen Strahlen fielen — o so wunderbar und mild zwischen dem starren Geiste der Baumriesen herein, daß einem ob d' dem Zauber das Herz hätte jauchzen mögen. Es hatte durch den Tag kräftig gethaut und noch jetzt, in des Zwielichts milbem Hauch, fielen die Tropfen leise raschelnd durch das dicke Gehege. Den Wanderern erklangen diese Töne, wie Stimmen vom Himmel, und auf Minna's Lippen lagen die Worte der Schrift: „Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern,“ nemlich daß du, o Herr, so groß und gütig bist.

Eben hatten sie die Anhöhe erreicht, und unser kleiner Fuhrmann hielt die Pferde an, damit sie sich ein wenig „verschnauften“ möchten. Unwillkürlich schaute sie nach der Richtung durch den Wald, wo die Sonne soeben die Baumwipfeln vergolbet hatte. O wie traut und feierlich! Plötzlich fing Minna wieder zu singen an:

„Er klopft mit dem Worte der Liebe ans Herz,  
Sein Geist mahnt bei Tag und bei Nacht;



Auch mahnt er bisweilen durch Trübsal und Schmerz,  
 Bis daß man zum Leben erwacht.  
 Bis daß man ihn aufnimmt mit seliger Lust,  
 Und spricht: Lieber Heiland,kehr ein!  
 Dann füllt er mit himmlischer Liebe die Brust,  
 Und wäscht im Blute uns rein.

O Heiland, mein König, Erlöser und Freund!  
 Mein Leben, mein Trost und mein Heil!  
 Wie treu hast du's allezeit mit mir gemeint!  
 Sei du nun auch ewig mein Theil.  
 Die Welt hat nur Plagen, ihr Schimmer entflieht,  
 Ich geb' ihr zurück, was sie gab;  
 Ich fühle dein Lieben, das aufwärts mich zieht,  
 Und Hoffnung strahlt über dem Grab."

Hier hilt sie inne und trieb die Pferde zum Gehen an.

Das Lieb hatte getroffen. — Nachbar Adolph holte einen tiefen Seufzer.

„Was meinst du damit, Minna?“ frug er.

„Womit?“ entgegnete diese überrascht, sich nach ihm umwendend.

„Ei, du sangst da eben, als hätten wir den lieben Heiland nicht recht behandelt und nicht eingelassen. Wie meinst du das?“

„Ja, ist es denn nicht unrecht, den lieben Heiland beständig klopfen und draußen stehen zu lassen; nachdem er doch so viel für Sie gethan hat, Herr Adolph?“ sagte sie ernsthaft.

„Aber was denn thun?“

„Thun? An ihn glauben, ihn einlassen, ihm vertrauen, das ganze Leben ihm weihen und sich der Führung seines Geistes hingeben. Und das ist wenig genug gegen das, was er für uns gethan hat. Thun Sie das, so schenkt der liebe Heiland Ihnen obendrein noch das ewige Leben. O welch' unbegreifliche Liebe.“

Adolph schaute nachdenklich vor sich hin und gab keine Antwort. Das Holz wurde stillschweigend abgeladen und auf den großen Holzstoß am Bahngeläise gelegt.

Minna hatte bei sich selbst für diesen Abend einen Entschluß gefaßt. Nachdem sie das Abendbrod genossen, und die Arbeit einigermaßen beseitigt war, holte sie ihre Bibel herbei, setzte sich an den Feuerherd und fing an, ihrem Vater aus dem guten Buche vorzulesen.

„Vater,“ hob sie an, „vier verschiedene Männer haben die Lebens- und Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi geschrieben, und ich möchte dir die Worte eines jeden einzelnen vorlesen, damit du desto besser einsehst, welch ein heiliges Leben es war, und welch einen Tod er für uns geduldet hat.“

Hätte die brave Hinterwäldlers-Tochter nicht zuvor manchen Tag darüber nachgekommen, wie die Lebens- und Leidensgeschichte ihrem Vater am besten vorzulesen sei, so hätte sie unmöglich thun können, wie sie that. Und wenn sie las, da war ihr ganzes Herz bei der Sache. Kein Laut war in der bescheidenen Hütte vernehmbar, als der Ton ihrer eigenen, zarten Stimme, als sie den Bericht der vier Evangelisten über die Vorgänge in der Leidenswoche las. Als sie damit zu Ende war, wandte sie das Blatt und las noch die Geschichte von dem befehlten Knaben. „Alle Dinge sind möglich Dem, der da glaubet,“ sagte dort Christus zu dem Vater des Knaben. Und der Vater ruft mit Thränen und spricht: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben.“

„Ja, Minna, in den Ausruf jenes Vaters kann ich auch einstimmen,“ sagte jetzt ihr Vater ganz bewegt und eifrig. „Ich glaube in Wahrheit; einen solchen Erlöser will ich gerne

annehmen. Nun kann ich auf einmal deutlich sehen, daß für mich keine Hoffnung zum Seligwerden ist, es sei denn ich liebe Den, der sein Leben für meine Sünden dahingegeben hat. Aber denke nur, Kind, welch eine Liebe das gewesen sein muß, zwischen die Sünderwelt und einen gerechten Gott hinzutreten. O Minna, bete jenes Vaters Gebet doch auch für deinen Vater!“

Daß nun Minna betete, ernstlich betete, betete, wie sie es in ihrem Leben vielleicht niemals zuvor so gethan hatte, muß einleuchten. Und auf einmal vereinigte sich das Gebet ihres Vaters mit dem ihrigen. O, welch ein Kampf! Aber glaubt's nur, es war Freude unter den Engeln im Himmel in jener Nacht über einen Sünder, der Buße that. — Halleluja!

Nach diesem glücklichen Abend schien der Minna ihre Arbeit doppelt so leicht. Jetzt vereinigte sich ihr Vater mit ihr zum Morgengebet, das den ganzen Tag gleichsam weihete. Es dauerte auch nicht lange, bis John Neumann seinem Nachbar Adolph erzählte, welch großes Glück ihm widerfahren sei.

Und was sagte der biedere Hinterwäldler, Herr Adolph? Schalt er etwa und wurde böse auf seinen Freund? Nimmer!

„John,“ sagte er, „ich bin herzlich froh, daß du so glücklich bist und ich wünschte nur, ich fühle wie du. Der liebe Gott hat große Gebuld mit mir gehabt, und seit jener stürmischen Nacht habe ich keine Ruhe mehr. Ich weiß, daß ich nicht bin, was ich sein soll. Aber es kommt vielleicht bald die Zeit, daß auch ich glaube, wie du glaubst.“

Es schien, als trage Neumann's neues Herz in jeder Hinsicht zu seiner Besserung bei; denn er nahm zusehends an Kräften zu, so daß er in etwa drei Wochen von da, vermögend war, seine Arbeit im Wald wieder in Angriff zu nehmen. Das that er um so mehr, als er wünschte, seine Tochter von der schweren Arbeit erlöst zu sehen.

Es war um diese Zeit, als eines Tages etliche Holzhändler von der Station herüber kamen und wurden Handels einig für den riesigen Holzstoß am Bahngeläise. Beides Neumann und Adolph waren sehr froh für diese Gelegenheit und theilten sich in den Lohn ihrer sauern Arbeit.

Der Schnee verschwand zusehends, und der Frühling kam mit raschen Tritten ins Land, diesmal etwas früher, wie gewöhnlich. Die Holzhändler blieben durch den ganzen Tag, betrachteten die Ländereien, fragten nach dem Preis und schienen sich überhaupt für die Gegend sehr zu interessieren.

Einige Tage später erschien eine Notiz von einem derselben, in welcher er John Neumann einen annehmbaren Preis für eine Baustelle und ein Stück Buschland anbot, mit dem Bedeuten, das letztere urbar machen zu wollen. Neumann war froh für die Offerte und nahm dieselbe an. Nach einigen Wochen kamen schon etliche Arbeiter, um ihr Werk zu beginnen. Einer derselben, ein ziemlich gewitzter Mann, brachte einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von allerlei Proviant, schlug einen Schuppen auf und machte einen temporären Laden daraus.

Nicht lange darnach kaufte ein anderer Holzhändler Land von Herrn Adolph und der Klang des Hammers und der Säge und — der Art ertönte fast unaufhörlich durch den Urwald. Es war nun in der „Klärung“ keineswegs mehr einsam. Die Arbeit ging Tag für Tag voran, und die fröhlichen Stimmen der frischen Ansiedler drangen vom Morgen bis Abend unserer Minna ins Ohr.

Eines Tags kam Herr Neumann mit einem neuen Vorschlag in die Hütte. „Ich kann nicht einsehen, warum wir nach dem Städtchen J. zurückkehren sollten, Minna, ausgenommen, du würdest es durchaus wünschen,“ sagte er. „Wir fühlen uns

ganz komfortabel hier, und zu dem wird rings um uns herum fleißig gebaut.“

„Aber Vater,“ entgegnete die Angeredete, „wir können doch unmöglich sich immer in dieser kleinen Hütte wohnen.“

„Weiß das wohl, und eben deshalb möchte ich einen neuen Anbau von Brettern an die Hütte vorschlagen. Habe auch bereits mit dem Zimmermann Rücksprache genommen, und ich finde, daß es nicht mehr Geld kostet, als ich für den Zweck zu verwenden im Stande bin. Du hast durch den Winter fast so viel verdient, wie ich, und aus diesem Grund hole ich gern deine Meinung ein.“

„Wirklich, Vater, wenn wir das thun könnten,“ sagte Minna freudig erregt, „ich würde recht sehr lieben, hier zu bleiben; da ich mich bereits an das traute Hüttlein gewöhnt habe.“

„Freut mich königlich, Minna, dich so gestimmt zu finden,“ entgegnete ihr Vater; „denn ich fühle, daß ich meine glücklichsten und besten Tage hier verlebt habe, und ich zaudere, diese Stätte zu verlassen. Und nun laß uns über den Anbau sprechen.“

Ja, und in Folge dieses Gesprächs gab's selbstverständlich noch mehr Hammern in dem canadischen Hinterwald. Der Geruch der frischen Bretter, aus welchen der Anbau gemacht werden sollte, und die in kurzer Zeit die Hütte umstanden, war ein äußerst lieblicher für unsere Minna.

In die beiden Häuser — Häuser, ja, wie man sie im Hinterwald eben baut — zogen auch gleich Familien ein. Und selbst der „Store,“ wie man den Schuppen zu nennen beliebte, war zu einer unsehbaren — Hinterwaldsthatfache geworden.

Minna war den ganzen Tag fröhlich, wie eine Lerche; mit

Sang und Klang ging sie ihrer Arbeit nach. Und ein Wunder war das drum nicht.

Und da durch das Herbeischaffen des Baumaterials und allerlei Proviant's das Anhalten des Zuges nöthig gewesen war, und ferner, da es im Hinterwald nur wenig Häuser nimmt, um eine „Station“ zu machen, so sprachen die Bahnbeamten ernstlich davon, hier diese „Neuerung“ einzuführen. Und so kam's.

Eines Morgens, kurz darnach, ziemlich früh, kam Minna fast außer Odem zur Thüre hereingerannt zu ihrem Vater und schrie: „Sie bauen einen Bahnhof! sie bauen einen Bahnhof! Komm doch und sieh 'mal.“

Neumann ging mit ihr, und als sie hinfamen, war die ganze „Menge“ der „Stättler“ schon dort versammelt und freuten sich königlich über das daliegende Bauholz, aus dem die Station errichtet werden sollte. Und daß diese Hinterwälder einen „großen Tag,“ einen Gala-Tag hatten, als das Gebäude vollendet war, braucht kaum gesagt zu werden.

Auch sorgten sie für ein Schild mit dem Namen der neuen Station darauf. Alle sammelten sich am Haltplatz, als sich der Zug näherte und nun zum erstenmal regelmäßig anhielt. Auf ein gegebenes Zeichen erhoben sie das Schild, als einer plötzlich ausrief: „Laßt den ersten Nagel von dem bravsten Mädchen im ganzen Land — Minna, des Hinterwäldlers Tochter — eingeschlagen werden!“ Und als das Schild durch Minna's feste Hand an seine Stelle befestigt wurde, jubelten alle: „Dreimal Hoch dem bravsten Mädchen an der Waldkreuzung!“

(Schluß folgt.)

## Der Bergsturz von Elm, Schweiz.

(Den 11. September 1881.)

Nach Quellen bearbeitet von Bischof N. Dubs.



Diese merkwürdige, erschütternde Katastrophe, die so viel Mitleid hervorgerufen hat, wollen wir eingehend und gründlich beschreiben. Wir glauben damit nicht nur den vielen Lesern aus der und noch zum Theil in der unvergleichlich schönen Schweiz, sondern dem Lesepublikum des Evang. Magazins überhaupt einen großen Dienst zu thun. Wir betrachten zuerst

### Frühere Bergstürze.

Unter den Gebirgsbewohnern der Schweiz herrscht eine uralte Sage von der Verschüttung der „Blümliäspen;“ und von Steinschlägen und Bergstürzen, welche Dörfer, Viehheerden, Senten, Weiden zc. verschüttet und zerstört haben, haben manche alten Urkunden viel zu erzählen. Wo die alten Berichte schweigen oder unzulänglich sind, da redet die Natur in gewaltiger Zeichensprache für sich selber, denn die Schuttfelge, welche Thäler verschlossen, Flüsse aufstauten und Seen zum Dasein verhalfen, reden eine ebenso deutliche Sprache, als die Berichte von den verschütteten Dörfern Ralligen, Niederdorf und Kienholz im Berner Oberland, oder von Gonda, bei Lavin und Schall, oder Capdebier in Graubünden. Von Bischof Marius von Aventicum, der im Jahr 581 den bischöflichen Stuhl bestieg und in Lausanna residirte, haben wir die älteste geschichtliche Urkunde über Bergstürze in den Alpen. Nach einem Be-

richt von ihm ist im Jahr 563 der Berg Tauretunum über Vouveret in den Genfersee gestürzt, wodurch eine Fluthwelle erzeugt worden sein soll, die auf Stunden lange Strecken und weit ins Land hinein mit einem Schwall alle menschlichen Ansiedlungen verschlungen habe. Im Jahr 1597 wurde das arme walliser Dorf Simpein sammt der Bewohnerchaft durch einen Bergsturz begraben und zerstört. 80 Menschen verloren dabei ihr Leben. Andere minder verhängnißvolle Bergstürze fanden bald nachher an verschiedenen Orten statt. Die beiden größten Naturkatastrophen aber, über welche wir Berichte haben, sind die Bergstürze von Pluos (am Ausgang des Bergell, eine Stunde von Chiavenna), und von Goldau, am 4. Sept. 1618 und am 2. Sept. 1806. Der Verlust an Menschenleben bei Pluos wird von dem Bündener Geschichtschreiber Fortunat Sprecher, der Zeuge des Ereignisses war, auf 930 angegeben; der geschichtskundige Pfarrer Barthol. Anhorn von Raggenfeld, ebenfalls ein Zeitgenosse, beziffert den Verlust an Menschenleben auf über 2000, der Naturforscher J. J. Scheuchzer auf 2100. Andere auf noch mehr. Beim Bergsturz von Goldau betrug der Verlust an Menschenleben 457; 14 waren lebendig ausgegraben worden. Zudem gingen bei diesem Unglück 111 Wohnhäuser, zwei Kirchen und 220 Scheunen und Ställe unter.

An diese Reihe von Bergstürzen sollte sich auch der von



Elm anreihen. Dem Kanton Glarus hat es bis dahin auch nicht an Bergstürzen gefehlt, es waren dabei aber keine Menschenleben zu beklagen. Ein sehr großer Felssturz brach einst vom Teufelsstock gegen den Urnerboden. Sein riesiges Ablage-

Berg hinunter, während die Felsmassen der zusammen- und überstürzenden Schwestern naturgemäß in großen und kleinen Blöcken in grausigem Fluge die Luft durchsausten.

1. Fels Segnez. 2. Snollen. 3. Erchen. 4. Möcherhorn. 5. Falscher Alp. 6. Zischingelhorn. 7. Martinsloch. 8. Dfen. 9. Zum Segnez hoch. 10. Fels Erchen. 11. Zischingelbach. 12. Glaltenberg. 13. Unterthal. 14. Stöckli. 15. Gernf. 16. Mithinghorn. 17. Falscher Alp. 18. Erchen. 19. Elm. 20. Einung des Gernf. 21. Ercher Brücke. 22. Schreber. 23. Derer Stand des Abbruchs, ca. 1800 Fuß über dem Kirchplatz.

**Elm am Tage nach dem Bergsturz.**

Der vordere Glarnisch trug früher an seiner Ostflanke den Schmuck dreier kühner Felszacken, die unter dem Namen der 3 Schwestern allgemein bekannt waren. Bei dem heftigen Erdbeben, das am 11. Nov. 1593 die ganze Schweiz erschütterte, stürzte nun die eine derselben, die mittlere, unter fürchterlichem Krachen zu Thal und verwüstete einen Wald und eine Allmende, das heutige Unterthal, eine halbe Stunbe oberhalb Glarus. Der Schutt bedeckte die herrliche Quelle von Unterthal zu, so daß sie erst mehrere Tage später wieder erschien. Einzelne Felsstücke flogen bis in die sogenannten Fächerngüter, zwischen Glarus und Riebern. Gelockert durch die Erschütterung dieses Falles lösten sich von da an fast täglich einzelne Steine ab und rollten in die Tiefe. Am 2. Juli des folgenden Jahres bereitete dann fieseres Krachen und das Sichtbarwerden von Spalten am Berge, sowie die Senkung

der untersten der drei Schwestern die Bevölkerung auf einen neuen Felsbruch vor, der auch Tags darauf in der Frühe erfolgte. Soweit die Massen aus Erde und Geröll bestanden, wälzten sie sich wie eine Lawine den



#### Elm vor dem Bergsturz.

Das kleine Elm war vor dem großen Unglück ein trauliches, reizendes, stilles Bergidyll, und bei demselben war noch Alles nach echtem, altem Glärnerschlag. Die Menschen und



Berge, Sitte, Gewohnheiten, Sprache, Bauart, alles „stimmt“ mit einander. Um dasselbe zu erreichen von Glarus aus, fährt man von hier eine Stunde Wegs nach dem gewerbreichen Flecken Schwanden, da biegt man dann ostwärts ein. Es ist reich an landschaftlichen Reizen aller Art, besonders an schönen Waldpartien, ist tief eingeschnitten, anfangs eng und schmal, ohne Thalsole, vom jugendfrischen Serns durchschäumt, und zu beiden Seiten von hohen, steilabfallenden Bergen, dem Santsstock und Gufelstock, eingeschlossen. Seit 1824 führt eine Poststraße in mäßiger Steigerung dem Berge entlang. Auf einmal thut sich ein breites, ziemlich ebenes Thalgelände auf, das im Hintergrunde die Schneeberge von Elm, im Vordergrunde die zerstreuten Häusergruppen der Gemeinde Engi zeigt. Dort der dicke, weiße Kirchthurm mit dem Schlanen, rothen Helm und die nah zusammengedrängte Häusergruppe ist Matt. Elm ist das letzte Dorf des Sernsthalles, liegt 3266 Fuß über dem Meer und von Glarus etwa zwölf, von Schwanden neun, von Matt drei Meilen entfernt. Das ganze Thal trägt auch den Namen Elm, in welchem das Dorf dieses Namens liegt. Es gehört zu den anmutigsten, lieblichsten Hochgebirgstälern der Schweiz. Es ist ringsum von hohen Schneebergen umschlossen und öffnet sich nur nach Norden gegen Matt. Da erhebt sich im Osten in imposantem Aufbau die Sardonagruppe, ein breites, massiges, wild durchfurchtes Gebirge, das links im Saurenstock, rechts im Piz Segnes gipfelt, dem der ganzen Länge nach der Sardonagletscher aufgelagert ist, und an das sich im Norden die große und kleine Scheibe anlehnen. Vor den Piz Segnes stellt sich das pyramidenförmige Mürderhorn mit der steilen Alp Falzüber. Die Einsattelung rechts neben diesen beiden ist die Pashöhe des Segnes. Nach rechts folgt nun, wie ein mit den Zinken nach oben gefehrter Rechen, eine Reihe gleichartiger, auffallend spitziger und kühner Felszacken, die Tschingelhörner, auch die Mannen oder die zwölf Apostel, im Kanton Graubünden dagegen die sieben Jungfrauen genannt. Durch dieselben schaut wie ein helles, offenes Fenster das Matt ins Thal herab, ein natürlicher Tunnel, ein Loch durch den Berg hindurch, hinter welchem der blaue Himmel hervorguckt. Im März und September scheint die Sonne während drei Tage aus kurze Augenblicke durch dasselbe auf die Kirche herab, was unter der Bevölkerung jedesmal eine um so größere Freude erregt, als die gewaltigen Bergmauern ihr im Winter während mehrerer Wochen das Auge des Tages ganz verbergen. Den Genannten gegenüber ist die Bischofsalp mit dem Taufstein.

Die südliche Thalwand wird gebildet durch den Borab und seine Trabanten: den Ofen, den silberweißen Piz Grisch, der aus dem Bündnerlande herübergrüßt, das dreikantige Mittaghorn und das stattlich dominirende Zwölfsihorn mit seinem vielzackigen Gipfel. Der mächtige Bündnerbergfün, der sich hinter dieser ganzen Gebirgsmasse durchzieht, tritt nur da und dort in glänzenden Silberstreifen hervor. Weiter westlich bezeichnet eine Schlucht den Eingang zum Panigertal. Dann folgt eine neue Gruppe von Hünengestalten, Rinkenopf, Kalkhorn, Ruch-Wichlenberg, über die der Hausstock sein Haupt erhebt. Demüthig schmiegen sich an seinen Gletscherbrun die zahmeren Hörner des Mättlenstock und Matterbergs und senken sich im Westen herab zum Sattel des Niederb. Den ganzen Norden füllt der knorrige Käppf, flankirt zur Linken vom Hahnenstock, zur Rechten vom Schwarztshingel und den Bleistöcken. Herrliche, weit ausgebehnte Alpen mit darüber zerstreuten Sennhütten, verzeitelte

Tannentwäldchen und prächtige Ahornhölze, behaglich sonnige Gehöfte und fruchtbare Triften bedecken die sanften Abdachungen der westlichen und nördlichen Gebirge, während die südlichen schroff und steil ins Thal abfallen, und unten in der Tiefe breitet sich lieblich, vom Serns durchschlängelt, der grüne Thalgrund aus, in welchem das Dorf ruht.

Das Dorf ist nicht besonders schön. Die Gassen sind krumm und unregelmäßig, die älteren Häuser hölzern und schwarzbraun, die neuern gemauert, blank und rein, aber stillos und ohne Schmuck. Die Gemeinde Elm zählte am 1. December 1880 in 211 Haushaltungen und 118 bewohnten Häusern 1028 Einwohner, wovon indessen auf das Dorf selbst nur 266 mit 58 Haushaltungen und 50 Wohnhäusern kamen, da viele zerstreut in den umliegenden Weilern und Höfen wohnen. Die Einwohner sind gesunde, kernhaste, unentnerbte, naturwüchsige Leute. Die Beschäftigung der Elmer beschränkt sich fast ausschließlich auf Viehzucht, Milch- und Alpenwirthschaft. In jüngster Zeit bildet auch der Schieferbruch einen nicht unwesentlichen Zweig der Beschäftigung für die Männerwelt. Nicht weniger als vier Millionen Schreiftafeln wurden hier jährlich gebrochen und, mit Ausnahme der Rahmen und der Piniatur, zubereitet. Auch tapfere Jäger hat Elm. Manches edle „Gamsthier“ verendet in den schauerlich zerrissenen Felsklüften des Sardonas und der Scheibe, von der sichern Kugel des Jägers getroffen. Was J. J. Reithard in seinem Gedichte: „Die beiden Gensjäger,“ von der grauen vollen Nacht erzählt, die Rudolph Blesi auf dem schmalen Vorsprung eines Felsenkopfs, unter sich einen ungeheuren Abgrund, über und neben sich die glatte Wand, am Sardonas zugebracht, bis er endlich nach zwanzigstündigem Harren in regungsloser Stellung, die Hände über dem Kopf in die Steine geklemmt, von seinem Gefährten Hans Walcher mit verzweifelter Anstrengung gerettet werden konnte, — das ist eines von hunderten kühner Jagdabenteuer, die sich an die Namen Rhyner, Elmer, Freitag und anderer Familien von Elm knüpfen, in denen sich die Waldmannskunst seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn vererbt.

Zur Vervollständigung dieses Bildes werfen wir noch einen Blick in die Vergangenheit. Die älteste Urkunde, die Elms gedenkt, trägt das Datum des 22. Juni 1314 und das Siegel des Ritters Ludwig von Stadion, Vogt des Klosters Sädingen zu Glarus und Weesen. Dazumal wurde der Name Aelme geschrieben. Schon im 13. Jahrhundert müssen hier einflussreiche Familien mit bedeutendem Grundbesitz gewesen sein, die zu jener Zeit, als Geschlechtsnamen noch nicht gebräuchlich waren, Elmer genannt wurden. Die Familie Elmer, die auch heute in Elm noch die zahlreichste ist, gehörte einst zu den zwölf Geschlechtern der Wappengenossen oder Schild- und Hoflehnern vom niederen Adel, die zur Zeit der sädingischen Herrschaft verpflichtet waren, die Rechte des Gotteshauses Sädingen nöthigenfalls mit Schild und Speer zu beschützen, dafür aber zins- und steuerfrei waren, und aus denen die Aeltesten in der Regel ihre Beamten wählte. Die Reformation wurde hier frühe eingeführt. Man erzählt sich, die Leute haben die Heiligenbilder aus der Kirche auf den Sernsteg getragen und mit den Worten ins Wasser geworfen: „Schwimmet ihr wieder heraus und gehet der Kirche zu, so wollen wir euch heilig halten; wo nicht, so schwimmt fort!“ Dasselbe wird übrigens auch von Oberengadin erzählt. Thatsache ist es, daß am Sonntag nach der Düniberger-Landsgemeinde vom 15. März 1528 in Elm wie in Betschwanden die Bilder trotz des erlassenen Verbots verbrannt wurden, daß an der



darauffolgenden Näselfersahrt (im April) die Fahren und Kreuze von Elm wider Vorschriften und Gewohnheit ausblieben, daß schon, bevor der reformatorische Pfarrer Brunner nach Matt kam, die vier Brüder: Fridolin, Hans, Rudolph und Niklaus Elmer der „neuen Lehre“ in Elm festen Boden geschaffen, daß am 10. August 1528 die Messe in Elm für abgeschafft erklärt wurde, da im ganzen Sernithal sich nicht mehr als sechs bis acht Personen befanden, die sie noch begehrten.

Die Naturchronik erzählt von einer Menge verheerender Lawinen, Mäfen und Wasserfluthen. In 1720 begrub eine Lawine in Engi eine Familie sammt Haus und Vieh, und die Rühbodentlawine in Elm bereitete am 10. Januar 1739 vier Personen dasselbe Schicksal, zerstörte ein Haus und acht Ställe und tödtete sechzehn Kühe. Im Jahr 1817 fuhr an derselben Stelle eine Lawine von gleicher Furchtbarkeit hernieder, und abermals waren mehrere Menschen und drei Häuser das Opfer dieses Winterschreckens. Von ähnlichen Vorfällen liegen uns umfangreiche Berichte vor.

Das größte Ereigniß, das die Geschichte vor dem Bergsturz zu berichten hatte, war der Uebergang Suwarows über den Panixerpaß. 25,000 russische Soldaten, die, in den Ebenen des Don und der Wolga aufgewachsen, eben erst am Gott-hard, Künzig und Pragel mit den Schwierigkeiten des Gebirges Bekanntschaft gemacht hatten, kamen in den ersten Octobertagen 1799, als es bereits ins Thal herabgeschneit hatte, von den Franzosen gedrängt, nach Elm. Die Russen waren auf dem linken, die Franzosen auf dem rechten Ufer des Sern unter beständigem Scharmützeln das Thal heraufgekommen. Damals führte bloß ein holperichter Saumweg von Schwan-den nach Engi, Matt und Elm, und für den Transport von Geschützen waren unendliche Schwierigkeiten zu überwinden. Die russische Armee befand sich im Zustand der äußersten Zerrüttung, von Hunger und Strapazen auf den Tod entkräftet, ohne Proviant, Viele ohne Schuhe und mit zerfetzten Kleidern, Andere ohne Waffen, die Pferde ohne Hufeisen, die Kanonen und Munitionswagen in Trümmern. Vom Hunger gequält, zogen Kosaken mit ihren abgezehnten Pferden von Haus zu Haus, um Schuhwerk und Nahrung aufzuspiiren; ihr magerer Arm hielt die Lanze hin, damit eine milthätige Hand zum Fenster hinaus ein Stück Brod oder eine Kartoffel an dieselbe stecke. Andere durchsuchten die geleerten Kartoffel-äcker und durchwühlten sogar die Kehrichthausen und Straßenrinnen nach Knochen und Obstschalen, um den ärgsten Hunger zu stillen.“

Viele griffen aber auch zur Gewaltthat und zur Plünderung. Sie rissen Zäune und Holzstöcke zusammen, um Feuer anzufachen und ihre erstarrten Glieder daran zu erwärmen, warfen das Heu aus den Scheunen auf die Straßen zur Nahrung für die Pferde wie zum Nachtlager für sich selbst, und drangen in die Ställe, banden das Vieh los und schlachteten es auf den

Gassen, oder besser, sie rissen es in Stücke und verschlangen das noch halb rohe Fleisch mit der Gier des russischen Step-penwolfs. Ja, in Matt ereignete es sich, daß, als dort für die kämpfende Nachhut sieben Kühe geschlachtet wurden, ganze Schaaren über die rauchende Därme herfielen und sie roh verzehrten. In Elm machten sich die Soldaten auch über die Menschen her, warfen sie zu Boden, rissen ihnen buchstäblich die Kleider vom Leibe und die Schuhe von den Füßen, brachen in die verrammelten Häuser ein und raubten Speisen, Kleider und Schuhwerk. Trotz dieser Gewaltthaten sahen die Leute noch viele barfuß und halb entblößt den Marsch nach dem Panixerpaß antreten. Die Nacht vom 5. auf den 6. October, in welcher der Ausbruch bewerkstelligt wurde, war finster, kalt und stürmisch. Unaufhörlich wirbelte der Wind den Soldaten den Schnee ins Gesicht, Wege und Stege waren verweicht und unkenntlich. Von den Kosaken gezwungen, schritten einige Männer von Elm mit Laternen als Wegweiser voran.

Je höher sie hinauf kamen, desto unwegsamer wurden die steilen Abhänge. Oft staken die halbnackten Männer bis an die Kenden in den zusammengeweheten Schneehaufen. In der Höhe über der Jäkalp löste der Sturm mächtige Felsstücke ab, die donnernd in die Tiefe stürzten und Alles, was in ihrer Flugbahn lag, Soldaten, Pferde, Geschütze, mit sich fortrissen. Schnee und Erde wurde durch diese ungewohnte Last von Menschen und Thieren gelodert und geriethen unter ihren Füßen in Bewegung. Es entstanden Lawinen, welche nicht nur diejenigen, die sie erzeugt, sondern auch die Nachrückenden in Schaaren verschlangen und in den ungeheuren Abgründen des Jäkbaches zermalnten. Hier stürzte ein Offizier sammt seinem Pferde rücklings die Felswand hinunter, da rutschte ein Zug schwerbeladener Maulthiere unaufhaltsam in die schauerliche Tiefe. Es gingen einzig in diesen Schluchten 300 Maulthiere mit ihren Führern und Lasten zu Grunde. Die Wegweiser, welche sich, der barschen Behandlung milde, unter dem Schutz der Dunkelheit sobald wie möglich wegschlichen, erzählten nachher, wie die Kosaken auf der Höhe des Berges mitten im Schnee von ihren Lanzen ein Feuer machten, damit die Generale sich daran wärmen konnten. Als die ortskundigen Führer sie verlassen hatten, verloren die Truppen Weg und Richtung, zerstreuten sich nach allen Seiten und gingen in Schaaren zu Grunde. Namentlich beim sogenannten Brüdtli am Hegenack stürzten Hunderte, vom Sturm betäubt, von den Stichen der Eismadeln der Sinne beraubt, Einer den Fußstapfen des Andern folgend, über thurmhohe Felswände in die graufige Schlucht tief im Hintergrund der Alp Meer hinunter, wo ihre Leiber in der Nähe des ewigen Eises ein kaltes Grab fanden.—

Selbst die Geschichte dieses abenteuerlichen Zuges wurde durch den großen Bergsturz am 11. September 1881 in den Hintergrund gedrängt. Davon in der nächsten Nummer.

## Die Götterlehre der alten Deutschen.

Von H. Cordes.

**F**ast jeder Deutsche liest und hört mit lebhaftem Interesse die Geschichte seiner Vorfäter. Unser Gegenstand wird daher auch vielen Lesern des Magazins nicht unwillkommen sein. Er führt uns etwa zwei Jahrtau-

sende zurück, in und vor die Zeit, als im jüdischen Lande Jesus Christus als das Licht der Welt und Retter seines Volkes erschien. — Zu dieser Zeit lebten unsere Vorfahren als freie Söhne der Natur, als wilde kriegerische Stämme in ihren



Wodan.

schattigen Wäldern. Sie treten uns als schlank, kräftige, schöne Gestalten entgegen; nicht in feiner Kleidung, auch nicht in elegantem Kostüm unserer heutigen Jäger oder Krieger, sondern mit Bärenfell und Büffelhaut umhängt. Ihr Element war der Krieg, ihre liebste Beschäftigung die Jagd; und an Krieg und Jagd fehlte es ihnen nicht. Städte und Burgen waren unbekannt unter ihnen; ein ruhiges Leben hinter Mauern mißfiel ihrem Freiheitsinn. Die häusliche Wirthschaft und den Ackerbau mußten die Frauen mit den Sklaven des Hauses besorgen. Den Mann und Sohn zog es mit Speer und Schwert ins Feld, wo Schlachtgefang und Hörnerschall erklang. Mit dieser Freiheitsliebe und Tapferkeit aber verbanden die Söhne Deutschlands Keuschheit der Sitten, Gastfreiheit, Treue und Redlichkeit. Ganz besonders werden sie noch gerühmt wegen der Achtung ihrer Frauen und Heilighaltung des ehelichen Lebens. Als Hauptlasten benamt die Geschichte nur den Hang zu Trunk und Spiel.

Um aber diese Helden Germanias richtig beurtheilen zu können, müssen wir ihre Religion kennen; denn auch auf sie ist das Sprichwort anzuwenden: „Der Mensch spiegelt sich in seinen Göttern.“ Sie wurzelten mit ihrem ganzen Leben in ihrer Religion und bildeten folglich ihren ganzen Charakter darnach.

Als höchsten Gott verehrten die alten Bewohner Deutschlands den im Sinne (Himmel) wohnenden Allvater. Er war für sie der unsichtbare, unerschaffene, ewige und unveränderliche Geist, der über den Menschen und der Götterwelt thront. Von ihm erhielten die Götter Unsterblichkeit, sowie Macht, die Welt zu schaffen und zu erhalten.

Unter ihren sogenannten Göttern behauptete Wodan, der nordische Odin, die erste Stelle. Er war Lust- und Himmelsgott, der Geber des Guten und Lenker der Schicksale der Menschen. Mit einem einzigen Auge überschaute er die ganze Erde und das Thun der Menschen. Sein anderes Auge hatte er als Pfand dem Riesen Minir geben müssen, als dieser ihm erlaubte, aus dem Weisheitsquell zu trinken. Wodan aber war doch nicht allwissend, noch allsehend, denn er gebrauchte zwei schwarze Raben als Götterboten, die ihm alle erlauchten Begebenheiten überbrachten. An Stelle der Allgegenwart besaß er ein achtfüßiges Pferd, welches so schnell war, wie der Blitz, wenn er darauf die Welt durchritt. Zog er auf demselben aus, den Menschen Segen zu spenden, Fruchtbarkeit und Reichthum zu schenken, so war seine Fahrt so sanft und still, daß es Niemand merkte. Ganz anders aber verhielt es sich, wenn er in den Kampf zog. Sein Heer bestand hauptsächlich aus den Geistern der Verstorbenen, mit welchen er hoch über Wald und Flur so ungestüm dahin stürmte, daß der Schlachtfuß deutlich auf der Erde vernommen wurde. Gegen wen er mit diesem schauerlichen Heere kämpfte, der war verloren. Wodan war weiter ein Freund der Musik und Dichtkunst; er selbst rebete in Versen, und begeisterte Dichter und Redner. Nach ihm ist der Mittwoch genannt, in England Wodanstag (Wednesday).

Wodan war vermählt mit der Göttin Freia, oder Frigg. Diese war die sanfteste und gütigste aller Göttingen und wurde als Freundin des lieblichen Gesanges angesehen. Aus ihren Augen schien ewiger Frühling und aus ihren Wangen strahlte ewiges Licht; sie sprach auch wenn



Frigga.



sie schwieg. Ihre süßeste Beschäftigung war, die Gebete der Menschen zu erhören, überall die Traurigkeit zu verschleichen, Segen, Leben und Fruchtbarkeit zu spenden. Der segensreiche Einfluß der Sonne und des Regens war daher die Verbindung zwischen Wodan und der Freia. Sie wird weiter als eine sehr weise Person geschildert. Auf unserem Bilde ist sie als eine weibliche Figur dargestellt, welche in der rechten Hand ein blankes Schwert und in der linken einen Bogen hält. Sie war von großer imponirender Gestalt, immer in zierliche, oft prächtige Gewänder gehüllt. Oft theilte sie auch mit ihrem Gemahl den prächtigen Thronstuhl und stand ihm immer mit klugem Rath zur Seite, damit derselbe keinen übereilten Schritt that. Von ihrem eigenen Schlosse in Asgard sandte sie ihre Dienerinnen zu den Menschen, deren Sprache, Geheimnisse und Schicksale ihr bekannt waren, und in welche sie daher auch rathend und helfend eingreifen konnte. Der deutschen Hausfrau diente sie als treffendes Vorbild einer echten Familienmutter, die alle Geheimnisse ihres Hauses kennt, mütterlich sorgt, über Haus und Feld wacht, die Ehe schirmt, die Kinder hütet und erzieht. Der niederdeutsche Bauer spricht daher noch oft von Frau, Friede oder Frecke als Gattin des wilden Jägers Wod. Ihr war der sechste Tag in der Woche geweiht, der Freitag.

Der vornehmste, bedeutendste Sohn, der aus der Ehe dieses genannten Götterpaares hervorging, war Thor, oder Donar. Er regierte Donner und Blitz, Wolken und Regen. Obgleich er als Gewittergott verehrt und gefürchtet wurde, hielt man ihn doch stets für eine menschenfreundliche, segenspendende Gottheit. Man dachte sich ihn mit rothem Barte und in herrlichem Gewande auf einem erhabenen Throne sitzend; seine rechte Hand führte ein königliches Scepter; sein Haupt war mit einer goldenen Krone nebst zwölf hellglänzenden Sternen geziert. Thor stand in beständigem Kampfe mit den Riesen (Elementen), den Feinden der Götter und der Menschen. Er besaß drei besondere Kleinode: 1. Einen Hammer, der nie seines Ziels verfehlte und, wie weit er auch geworfen wurde, immer wieder in seine Hand zurückfuhr. Mit diesem Hammer segnete er Ehen ein und mit demselben vermochte er Steine und Gold zu



Thor – Donnergott.

Staub zu zer schlagen. Er war ein Bild der gewaltigen Blitze. Zum 2. besaß er einen Machtgürtel über einem prächtigen Gewande, wodurch seine natürliche Kraft noch um das Doppelte verstärkt wurde. Das 3. Kleinod waren zwei eiserne Handschuhe, mit denen er den furchtbaren Hammer faßte. Seine Wohnung hatte 540 Stockwerke. Er fuhr auf einem zweirädrigen Wagen, mit zwei lothfarbigen, windschnellen Böcken bespannt, die so hastig und ungestüm daher jagten, daß durch das Rollen der Räder die Berge erbeben und sprühende Feuerfunken seinen Weg bezeichneten. Thors größte Feindin war die gewaltige Meer- oder Midgarschlange, welche er zum Entsetzen aller Riesen einmal so hoch hob, daß sie fast den Himmel berührte. Beim großen Weltuntergange kämpft er gegen diese seine alte Feindin. Er erschlägt sie, findet aber auch zugleich seinen Tod. Thor besaß weiter ein großes Trinthorn, dessen Ende im Meere lag. Bei einer Gelegenheit trank er mit solchen gewaltigen Zügen daraus, daß dadurch die Ebbe und Fluth entstand. Das Hauptheiligthum dieses Gottes war eine sogenannte Donnerreiche in Hessen, welche Bonifacius mit eigener Hand zerstörte. Von Thor hat der Donnerstag seinen Namen, der immer für einen besonders günstigen Tag zu Unternehmungen galt.

Ein besonders lieblicher Gott war Balder, der Sohn Wodans und Freia's. Seine Hauptbedeutung erhielt er als Bürger des Bestandes der Götterdynastie des Odins. Die Götter wußten, ihr Heil sei an Balbers Leben gebunden; denn nach einer alten Weissagung würden alle Götter untergehen, wenn Balder stirbe. Dieselben suchten ihn daher zu schützen. Besonders die Göttermutter Freia; sie ließ alle Geschöpfe im



Balder.



Himmel und auf Erden, Thiere, Bäume, Pflanzen, selbst das Gestein einen Eidschwur thun, daß sie Balder nicht schaden wollten. Nur die Mistel wurde bei dem Schwur übersehen. Dies benützte Loki, der böse Geist, der Teufel, um den Göttern Verderben zu bringen. Er hatte, als altes Weib verkleidet, den ganzen Vorgang belauscht. Wie er daher erfuhr, daß die kleine Mistel nicht vereidigt sei, brachte er es dahin, daß dieselbe zu einem starken Holze wurde. Von diesem schnitzte er einen Pfeil, den der blinde Hödur, dessen Hand Loki leitete, bei einem Gastmahl auf Balder abwarf, welcher sogleich leblos zu Boden sank. Die Götter legten seine Leiche auf einen Scheiterhaufen, auf ein prachtvolles Schiff, welches sie, von Thor geweiht, brennend in die See treiben ließen; seine Seele aber kam zu Lokis Tochter, der furchtbaren Hela, die Göttin der Unterwelt. Hierauf wurde Balders Bruder Hermodhr auf Wodan's schnellfüßigem Roß in die Unterwelt gesandt, um Balder zu erlösen. Der Bote hatte neun Tage und Nächte zu reiten, bis er nach Hellsheim kam. Die Herrin der Unterwelt erklärte sich bei dem Besuch sogleich bereit, den Lichtgott ohne Lösegeld frei zu geben, wenn alle Wesen auf Erden, leblose und lebendige, um ihn weinen würden. Weigerte sich aber ein einziges, so sei sie ihres Versprechens entbunden. Sogleich wurden nun die Boten ausgesandt in alle Richtungen, um die Todtenklage zu verkünden. In der That weinten selbst die Steine um den besten der Götter. Nur ein einziges Weib in

einer Höhle vergoß keine Thräne; es war Loki, der die Gestalt des Weibes angenommen hatte. Balder mußte somit gefangen bleiben. Seit Balders Tode trat eine sichtbare Veränderung ein. Die Götter sind vom Gefühl der Hinfälligkeit durchdrungen. Loki und seine Genossen harren der Stunde, wo sie Asgard, die Götterburg, bestürmen können. Heimdall, der Wächter der Götter, ruft sie mit seinem Horn zum gefährlichen Kampf. Sonne und Mond werden von den Wölfen der Unterwelt gefressen und die Sterne fallen vom Himmel. Die Weltschlange im Meere bebt, der Wolf und die Feuerriesen stürmen zum Kampfe heran, welchem die Götter nach tapferer Gegenwehr unterliegen. Asgard und die Erde werden durch höllische Flammen verwüstet. Wenn jedoch die Zerstörung vollendet ist, kommt ein schönerer Himmel und eine schönere Erde hervor. Die Früchte wachsen dann von selbst, und die Menschen führen ein glückliches Leben ohne jede Mühe und Beschwerde. Eintracht und Frieden ist dann allenthalben zu finden.

An der Götterlehre unserer Ahnen sehen wir also recht deutlich, wie das tiefe Sehnen nach Ruhe von allem Streit, nach süßem Frieden auch ihr Herz durchbebt; wie auch ihre Seele eine Ahnung hatte von der Stadt aus Gold und Edelsteinen, und von dem lautern Strom lebendigen Wassers, klar wie ein Krystall; ja, auch sie wünschten zu sein, wo kein Leid, kein Geschrei, keine Thräne mehr sein wird. (Schluß folgt.)

## Bleistiftzeichnungen auf der Reise.

### Von einem Wanderer.

#### IV.

Dieses Mal müssen wir eine Seereise, oder, wenn wir es fertig bringen, zwei machen. Wir nehmen das Dampfschiff Columbia. Ein schöner Name und aber auch ein Schiff, das des Namens würdig ist. Die schöne Bucht von San Francisco ist zur Zeit unserer Abfahrt schäumend wild, und die Passagiere kommen unwillkürlich ins Gespräch von dem Dampfschiff Escambia, welches vor etlichen Tagen bei ähnlichem Wetter abfuhr und unmittelbar außer der Bucht in den Wellen zu Grunde ging. Die Abschiedsauftritte sind gleich, als ob's in einen andern Welttheil ginge, und doch geht's nur in einen andern Staat; aber diese Staaten sind so groß, und wie so Mancher fuhr schon von San Francisco ab nach Oregon und kehrte nie wieder zurück, ja Viele, die, wie wir heute, durch das Goldne Thor ins Stille Meer hinein fuhren, sind durch das Thor des Todes in das Meer der Ewigkeit hineingefahren, ehe sie noch die Mündung des Columbia erreicht hatten! Man drückt sich die Hände, man tauscht Abschiedsküsse aus, man sucht sich gegenseitig zu erheitern und man — weint. Die Begleiter müssen vom Schiff abtreten. Der Lootse steht auf seiner Warte, und der Mann am Ruder hat das Rad mit festem Griff erfaßt. Bei jedem Taus stehen fertig rüstige Schiffsleute mit aufgewinkelten Armen und festen Blicken auf den Kapitän. Der Purser mit den Frachtschriften und Passagierscheinen kommt als Letzter an Bord; der Kapitän gibt Befehl, die Taue sind gelöst, die Planken eingezogen; eine Wendung des Schraubenrades und — die Trennung ist vollzogen, in einem Augenblick vollzogen. Wer auf dem Schiff ist, kann nicht mehr absteigen, vom Land Keiner mehr aufs Schiff kommen. Die Trennung ist vollzogen, für

Manche auf Lebenszeit, für Welche für die Ewigkeit. Ein Schwenken der Taschentücher, ein Hoch dem Schiff, ein letzter Glückswunsch zur Reise vom Ufer her schließen die Abschiedsauftritte ab. Die auf dem Land fahren heim, d. h. die eine Heimath haben; wir steuern schnellen Laufs zwischen den vor Anker liegenden Schiffen hin, die Bucht hinab und durchs Goldne Thor aufs stille Meer hinaus. Denn so widersprechend es auch scheinen mag: innen schäumten heute die Wellen, außen war's so ruhig, so stille, daß man hätte denken mögen, das Stille Meer sei wirklich ein stilles Meer.

Und dennoch haben wir Seefranke. Diese Armen! Und es bemitleidet sie fast Niemand, im Gegentheil kommt gar oft noch Spott zum Elend. Ein junger Zimmergeselle hat Zahnschmerzen und kuschelt sich in sein Lager; aber man mißtraut ob nicht doch die Ursache des Wehes tiefer liegt, als die Wurzel der Zähne steckt. Eine ganz extra vornehme Dame, die nächste Nachbarin bei der Mittagstafel, bleibt schon beim Abendbrod und dann auf der ganzen Fahrt unsichtbar. Unten im Zwischendeck waltet ganz dasselbe Geschick, sogar unter den chinesischen Coolies, und die amerikanische Maxime, daß alle Menschen gleiche, unerbürdliche Rechte besitzen, bewährt ihre Richtigkeit auch auf unserm Schiff; nur daß nicht Alle gleichen Gebrauch von denselben machen.

Einer der lieblichsten Abende, die man auf Erden erlebt, läßt uns Müdigkeit und Schlaf bis in die späte Nacht vergeßsen und macht uns die wachende Einsamkeit ganz oben auf dem Sturmverdeck in hohem Grad genüßreich, ja köstlich. Es ist der Abend des „langen Tages;“ der Himmel ist „wolkenleer,“ das Meer „spiegelglatt,“ der Mond, derselbe, den wir daheim auch haben, im ersten Viertel; die zwitzernden Stern-



lein, von welchen die Mutter selig uns Kleinen zu sagen pflegte, es seien Lichtlein, mit denen der liebe Gott die Englein den Menschen schön leuchten läßt, lächeln so freundlich nieder und erinnern an die Mutter und an die Andern dort oben und hier unten, und an was sie sagten, und wo sie sind, und darob ist einem Alles umher heilig. Auf dem Wasser und im Wasser lebt's und weht's mit Vögeln und Fischen; sogar Wallfische tummeln sich umher auf allen Planken. Links hinüber, aber freilich etwas weit abwesend, liegt Japan, wo unsere Heidenmissionen sind; rechts, gut in Sicht, das Küstengebirge Californiens. Erst um zehn Uhr verabschiedet sich das zögernde Bleich des Abendroth, aber so säumig, wie ein Liebhaber seiner Lieben gute Nacht sagt. O heilige Abendfeier auf diesem stillen Stillen Meer, in diesem Meer der Schöpfungen Gottes, der mir in allen diesen seinen Werken so nahe und so freundlich ist! Wie förderlich ist sie auch, diese Abendfeier, der Selbstprüfung, die ich an jedem Abend mir, meinem Nächsten und Gott schuldig bin, und die mich jedes Mal aufs Neue anleitet, das Unser Vater zu beten, mit besonderer Betonung der Bitte: Und vergib uns unsere (mir meine) Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Denn, nachdem ich gebetet habe: Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel, und: Unser täglich Brod gib uns heute, so habe ich Schulden der Schwächen in der Treue, und Schulden der Lauheit in der Dankbarkeit, ja wohl hie und da, oder oft, noch andere Schulden gefunden. Darauf beuge ich mich in mein Zimmerchen, lege mich in mein Nestchen und „liege und schlafe ganz im Frieden, denn du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne.“

Am Morgen des dritten Tages fährt unsere Columbia stolz mitten durch eine Flottille von Fischerbooten in die Mündung des Columbia und sodann, nach einem kurzen Aufenthalt in Astoria, den prächtigen Fluß hinauf. Die Fischer in den vielen, vielen Booten treiben den Lachsfang, der hier auf dem Columbia ein Geschäft ist, das sich jährlich in die Millionen beläuft. Und einen bessern Fisch, als der Lachs ist, wird's wohl in der ganzen Welt nicht geben, aber auch keinen schöneren, als dieser amerikanische Salmon; ich würde augenblicklich die Feder niederlegen, um ein Stück seines reizend appetitlichen, rothen Fleisches. Man verpackt ihn, aber doch erst nachdem man ihn gefangen hat, in blecherne Kannen, die luftdicht geschlossen, sodann in hölzerne Kästen verpackt und in alle Welttheile versendet werden.

Wenn man den Fluß selbst ausbedingt, auf welchem diese großen Seeschiffe fast so ungehindert dahin fahren, wie auf der See selbst, und der bei der gegenwärtigen Hochfluth an manchen Stellen einem See gleich ist, so bietet die Aussicht den Columbia hinauf im Einzelnen gerade nichts überwältigend großartiges, aber das Ganze ist dennoch überwältigend großartig. Beide Ufer und die Berge und Thäler, so weit das Auge reichen kann, prangen in der düstern Majestät eines Urwaldes, wie sich ihn Ulfabur mit seiner Familie nicht feierlicher hätte wünschen brauchen. Bis anno heute hat die industriöse Hand des Weißen auf fast hundert Meilen weit entlang des Flusses, nebst den Einrichtungen, die zur Fischerei gehören, und etlicher Sägemühlen, der Wildniß nur wenig abgerungen; vom arbeitsscheuen Indianer hat sie bekanntlich nichts zu fürchten. Ob die viele tausende Chinesen, die sich an dieser Küste aufhalten, ihr, nemlich der Urwildniß, auch nur eine einzige Farn abgewonnen haben, ist mir nicht zur Kenntniß gekommen; ich möchte es aber bezweifeln; diese Mongolen kommen nicht in unser Land, um eine Heimath zu gründen oder sich durch industrielle Betriebsamkeit dem Ge-

meinwesen nützlich zu machen, wohl aber um das Land auszusaugen und dann mit ihrem Gewinnst in ihr himmlisches (?) Reich der Mitte zurückzukehren. Möchten sie nur alle dort geblieben sein!

Unterdessen sind wir so weit stromaufwärts gekommen, daß die mit „ewigem“ Schnee bedeckten Bergriesen: St. Helena, Hood, Adams, Baker und Rainier einer nach dem andern aus dem Versteck hinter den Hügeln und Bergen, die sie uns bisher verhüllt hatten, hervortreten und uns in der Umgebung so vieler andern Sehenswürdigkeiten eine Aussicht bieten, für deren würdige Zeichnung mein Bleistift nicht gemacht ist. Man denke sich: Auf einem dreihundert fünfundzwanzig Fuß langen Seedampfschiff, mit einer Schnelligkeit von vierzehn Meilen die Stunde, zwischen Hügeln und Bergen und Wald hinfahren, an einem so schönen Sommertag, wie man ihn nur wünschen mag, und nun noch in einer Distanz von fünfzig bis gegen zweihundert Meilen dieser Halbkreis schneegekrönter Bergesriesen oder Niesenberge! Nein, an eine würdige Zeichnung ist da bei mir nicht zu denken; ich kann nur schauen und bewundern, anbeten auch und danken vor Gott, dem Meister aller dieser Werke. Und wie sehr, wie ganz unbeschreiblich erhöht uns doch unser christlicher Glaube an den dreieinigen Gott gerade solche Genüsse! Gott, der Vater, unser Vater im Himmel, ist der ewige Urheber aller dieser Dinge und durch seinen Willen haben sie das Wesen und sind geschaffen; Gott, der Sohn, unser Herr, Bruder und Erlöser, hat sie alle gemacht und ihnen ihr Dasein gegeben nach dem Willen des Vaters; Gott, der Heil. Geist, der in uns Kindern Gottes wohnt und unser Tröster, Führer, Beistand und Leben ist und uns nach dem Willen des Vaters durch die Gnade des Sohnes bereitet und vollendet, hat es Alles mit seinem Lebenshauch gebildet und wird es durch seinen neugefaltenden Feuerhauch ausbilden, verneuernd, verklärend umbilden zur Herrlichkeit des ewigen Reichs Gottes. Uns sind alle diese Gegenstände einfach Werke unsers Gottes, in denen wir seine Weisheit, Macht und Güte, ja ihn selbst uns nahe gekommen, schauen. Wir verstehen die innere und äußere Erdbildung, oder wenn man es denn in geläufigeren (?) Worten sagen soll, die Geologie, Petrologie, Geographie, Geonologie, Geostatik, Meteorologie, Kosmologie, Astronomie et cetera, so gut und noch besser bei unserm christlichen Gottesglauben, als die Andern, die diesen Glauben verleugnen; denn unser Glaube an Gott, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, ist der Schlüssel des Geheimnisses der Werke und Thaten Gottes, ist auch in diesem Sinn und in jedem Sinn der Sieg, der die Welt überwunden hat, und mit diesem Glauben steigen wir durch die Schöpfung hinauf zu ihrem Gott.

Jetzt sind wir an der Stelle angekommen, wo der schöne Willamette River in den Columbia mündet; aber unsere Columbia lenkt hier rechts um, fährt schnellen Laufs in den Willamette hinein und etwa zehn Meilen denselben hinauf bis Portland, der blühenden Metropole unserer nördlichen Pacific-Küste. Hier ist das Endziel unserer Schiffsfahrt und hier beginnen also unsere Landreisen in Oregon.

Die erste geht südwärts durch den westlichen Theil des berühmten Willamette-Thals hinauf ungefähr hundert Meilen weit und ist in jeder Hinsicht so monoton, d. h. eintönig und langweilig, daß mir auch jetzt noch alle Erzählungslust davon ganz und gar fehlt. Nur was ich hinsichtlich der Landschaft dachte, will ich hier frei sagen. Es gibt in diesem berühmten Thal, eigentlich diesem theils flachen, theils wellenförmigen und theils hügeligem Landstrich auf beiden Seiten des Willa-

metteflusses viel gutes Land, das aber doch nicht besser ist als das gute Land in den westlichen Staaten, dabei gibt es aber auch nicht wenig minder ergibigen Boden und sogar einen keineswegs unbedeutenden Theil, der für Ackerbau geradezu werthlos ist. Das beste Land ist theuer, das mittelmäßige verhältnismäßig ebenso, das unbrauchbare natürlich auch werthlos. Unkundige Käufer können leicht getäuscht werden. Das bewaldete Land vollständig urbar zu machen erfordert—will nicht sagen: kostet—ein Menschenleben. Aber das Klima ist schön, und das begreift gar Vieles in sich. Das ist aber auch das Einzige, was in Wirklichkeit als Vorzug zu nennen ist, aber es ist ein großer Vorzug, der sich jedoch auf den Theil des Staats westlich des Cascadegebirgs beschränkt. Im Osten des genannten Gebirgs sollen Hitze, Frost und Stürme strenge sein.

Einst ging ein frommer Mann einen weiten Weg, um einen berühmten „gläubigen“ Prediger zu hören. Am Sonntagmorgen begab er sich lange vor der Zeit zur Kirche, voraussetzend, daß die Kirche eines so sehr berühmten Geistlichen immer überfüllt sein müsse. Zu seinem Erstaunen fand er das Gegenteil. Nach Beendigung des Gottesdienstes machte er sich mit dem Prediger bekannt, theilte ihm seine Verwunderung über den schwachen Kirchenbesuch mit und fragte ihn, wie er denn nur auch um so weniger Leute wissen eine so ausgezeichnete gute Predigt habe halten können? Der Prediger nahm den Fremden mit nach Hause, und da sie ihr Weg bei einem Springbrunnen vorbeiführte, so fragte er im Vorbeigehen den Fremden, ob er wohl errathen könnte, welches die größte Tugend dieses Brunnens sei? Der Befragte gestand, daß er das nicht könne. Der Prediger sagte: „Die größte Tugend dieses Brunnens ist, daß er ununterbrochen durch Sommer und Winter, Tag und Nacht gleich stark fließt, ob Viele oder Wenige kommen, um Wasser zu holen. Ebenso soll er und jeder Prediger sein Amt redlich ausrichten, sei es für Viele oder Wenige.“ An diese Anekdote, die ich vor vielen Jahren im Christlichen Botschafter las, wurde ich hier in Oregon bei einer Kinderversammlung im Freien erinnert. Diese Versammlung war auch etwas schwach besucht, sie bestand nemlich aus zwei Knaben und drei Mädchen, auf welche aber unser hochgeschätzter Freund B. eine Ansprache richtete, so ernst, so herzlich, lehrreich und ergreifend, wie ich noch selten eine Predigt oder Ansprache für Kinder hörte. Und warum hätte er nicht sollen; waren es doch diese Künste eben so werth und so bedürftig, als ob noch tausend Andere da gewesen wären.

Auch hier oben im Willamettethal hat man eine Anzahl mit „ewigem“ Schnee bedeckte Riesenberge in Sicht, aber in solcher Entfernung, daß wer es nicht selber gesehen hat, wohl lieber mit Thomas zweifeln möchte, wenn man ihm sagt, daß Mount

Jefferson 75 Meilen, Mount Hood 100 Meilen, die „Drei Schwestern“ (Three Sisters) 150 Meilen entfernt einem so sichtbar vor Augen liegen, als ob die Distanz nicht den vierten Theil betrüge. Habe ich doch von Portland aus den Mount Adams im Washington Territorium in 200 Meilen weiter Entfernung so deutlich und klar geschaut, als man bei hellem Wetter von Thun aus die Jungfrau sieht; was doch im höchsten Fall 30 Meilen weit ist. Das ganze Räthsel liegt in der klaren Luft, dem heitern Himmel dieser Küstenstrecke des Stillen Meeres. Und dann liegen diese Berge so hoch! Man blickt nach oben, wenn man sie schaut. Das hat viel zu sagen. Und je höher empor man schaut, desto heller ist's und desto klarer und weiter sieht man. So wollen wir denn, lieber Leser, oft, oft unsere Augen aufheben zu den Bergen, von welchen uns Hülfe kommt, den Bergen, deren höchster nicht mehr Golgatha ist, sondern Zion, auf dem „das Lamm“ nicht hängt am Fluchholz, nicht liegt auf der Schlachtbank, aber steht, ja mitten im Thron steht, und mit ihm hundert und vierundvierzig Tausend Erstlinge Gottes. Es ist Gottes Lamm, und aber auch unser Lamm. Als Gottes Lamm hat es überwunden; durch sein Blut werden auch wir überwinden und dereinst bei ihm sein. Dort, wo Alles Licht ist, „sieben Mal heller als der Sonne Schein“, wo wir selbst werden „aus Licht gebildet sein,“ ja dort werden wir noch weiter sehn, als man in Oregon sieht.

Wir eilen nach Portland zurück, sichern uns eine der besten Stellen auf dem besten Schiff der San Francisco-Portland-Linie, nehmen Abschied von den Geliebten und begeben uns an Bord der State of California. Es ist am Abend. Wir legen uns schlafen. Ein recht freundlicher Herr, ein Christ presbyterianischen Schlags, ist Zimmergeselle. Wir gewinnen sogleich Vertrauen und sind uns gegenseitig angenehme Gesellschaft. Um Mitternacht fährt unser Staat von Californien von Portland ab; am Morgen sind wir in Astoria, an der Mündung des Columbia, 100 Meilen vom Ort der Abfahrt. Hier wird eine solche Masse Salmons (Lachse) eingeladen, daß man meint das Schiff müßte mit der Last untergehen. Gegen Abend fahren wir ab aufs Stille Meer hinaus, das auch jetzt wieder recht stille ist und uns stille bleibt, bis wir durchs Goldne Thor in den herrlichen Hafen von San Francisco eingelaufen sind. Hier stehn theure Freunde auf dem Ufer und erwarten uns, auch mich. Einst „Landen wir an jenem Ufer,“ dem glänzenden. Auch dort erwartet man uns. O „wie wird uns sein!“

Leser, entschuldige wenn meine diesmalige „Zeichnung“ langweilig ist; die nächste und vielleicht auch die letzte, soll erzählungsmäßiger sein. Unterdessen Gott befohlen.

## „Die Liebe Christi dringet uns also.“

(Aus dem Dänischen.)



ines Tages kam ein reisender Priester nach Marseille. In seiner einfachen Kleidung sah er dürrig, fast armuthlich aus. Seine Gestalt war gebeugt, seine Wangen blaß und eingefallen. Aber aus seinen Augen leuchtete heilige Liebe und herzliches Erbarmen. Er sah aus wie ein Bote Gottes, welcher sich der Noth der Elenden und Armen annehmen

und Trost und Frieden in die Hütten der Betrübnen bringen will. Er ging an den Hafen und fragte nach den Schiffen, auf welchen sich die Galeerenflaven befanden. Die unglücklichen Leute waren Verbrecher, welche ihre Strafe auf abaetelten Kriegsschiffen (Galeeren) verbüßen mußten. Die Galeerenstrafe war eine der härtesten in Frankreich. Sie währte



lebenslänglich oder doch eine Reihe von Jahren. Die Gefangenen wurden mit einem glühenden Eisen auf den Armen gebrandmarkt. Ihr Haupt ward geschoren. Zu Zweien an einer Kette zusammengeknüpft, mußten sie, fortwährend ihre Ketten mit sich schleppend, die schwersten Arbeiten verrichten. Das geringste Widerstreben zog die Strafen, ja oft den Tod nach sich. Als der Priester diese Unglücklichen vor sich sah, fragte er einen der Aufseher, ob er die Gefangenen besuchen dürfte? „Ach ja,“ antwortete dieser, fügte aber hinzu: „Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht Geld sehen lassen; sie würden darum betteln, und gäben Sie einem etwas, dann werden alle andern gierig über Sie herfallen.“ „Sei ohne Sorgen, mein lieber Freund,“ sagte der Priester lächelnd, „mein Besuch wäre vergeblich, wenn den armen Leuten mit Geld geholfen werden könnte. Das wenige Geld, das ich bei mir trage, würde nur eine kümmerliche Hülfe sein. Der Aufseher wandte sich gleichgültig ab, und der Priester ging von einem der Galeerenflaven zum andern. Es war ein trauriger Anblick, der sich ihm darbot. Die Gefangenen, mit Schmach und Schande belastet, sahen elend aus. Die meisten verrichteten ihre Arbeit mit finsternem Troß. Nur sehr wenige schlugen die Augen nieder, als der Priester vorüberging.

Zu diesen wenigen gehörte ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren. Unglück und schwere Arbeit hatten ihre traurigen Spuren auf seinem gramvollen Antlitz hinterlassen. Aus seinen Zügen sprach eine rührende Geduld, und aus seinen dunkeln Augen leuchtete ein milder Geist. Man sah deutlich, daß dieser Gefangene in Reue und Ergebenheit die harte Strafe trug, die er sich zugezogen hatte. Der Priester wurde von tiefem Mitleid ergriffen, als er eine Zeit lang dem Unglücklichen zusehen, und größer wurde dieses Mitleid, als er sah, wie eine Thräne nach der andern über die gebleichten Wangen des Sklaven herabfloss. Der Geistliche trat an den jungen Mann heran und sprach:

„Guter Freund, du weinst; sage mir, was dir so schwer auf dem Herzen liegt.“ Der Gefangene sah still den Frager an. Er sagte kein Wort, schüttelte nur sein Haupt, als ob er sagen wollte, daß ihm Keiner in seiner Noth helfen könnte. „Sprich,“ ermunterte der Priester, „vielleicht kann ich doch etwas für dich thun, dein Elend zu lindern, aber du mußt offen gegen mich sein, mir deinen Schmerz und dein Unglück erzählen. Wir haben einen barmherzigen Gott und Erlöser, dessen Wort Heilung und Erquickung ist für alle Leiden unseres Lebens.“ „Wohlan denn,“ sagte der Galeerenflave, „dann will ich, wie Sie verlangen, beichten. Ich heiße Armand und bin der Sohn eines braven Pächters in Syères. Mein alter Vater war ein ehrwürdiger frommer Mann, welcher mir mit seinem ganzen Leben die beste Lehre und ein treffliches Beispiel gab. Ich selbst hatte eine gute, einträgliche Pacht; eine treue Gattin theilte meine Arbeit, meine Freuden und Sorgen; drei kleine Kinder hatte Gott mir gegeben, die meine Freude und Barmherzigkeit hätten sein können. Ich war ein glücklicher Mann. Aber die Sünde zerstörte den Frieden meines Herzens und das Glück meines Lebens. Zwei leichtsinnige, gottlose Menschen wurden meine Freunde und—verführten mich zur Wildieberei und schlechtem gefährlichem Handwerk. Tag und Nacht durchstreifte ich mit ihnen die Wälder und Felder, Berge und Thäler, um meine Leidenschaft zu befriedigen. Darüber, versteht sich, veräuerte ich mein Haus. Meines ehrwürdigen Vaters Bitten und Ermahnungen vermochten nicht, mich von dem schlechten Wege abzubringen. Meines armen Weibes Thränen, welche sie in der Stille weinte, verbitterten und verhärte-

ten mein trotziges Herz nur noch mehr. Wenn ich nach Hause kam, war ich mürrisch und verdrüsslich. Niemand hörte ein freundliches Wort von mir; niemand, nicht einmal meine Kinder erhielten einen freundlichen Blick, denn ich las in ihren Mienen und hörte selbst in gleichgültigen Worten den Schmerz und die gerechten Vorwürfe, welche sie mir über mein Verhalten machten. Eines Tages stellte mir mein Vater in mildem, herzbeveglichem Ton das Verkehrte, das ich beging und das Unglück, das ich damit über meine Familie bringen würde, vor. Meine arme Frau beschwor mich mit Bitten und heißen Thränen, von dem gefährlichen Handwerk und dem Umherstreifen abzulassen. Darüber gerieth ich in heftigen Zorn. Es schien mir, als hätten Vater und Frau sich wider mich verbunden. Ein böser Geist kam über mich und erfüllte mein Herz mit Wuth und Troß. Mit harten Worten rief ich ihnen zu, daß ich kein dummer Junge sei, der sich vor den Thränen einer Frau oder vor den Bitten eines kindischen Greises fürchte, griff nach meinem Gewehr und stürmte hinaus in die Berge. Hier traf ich einen Jäger, welcher auf Wildiebe lauerte. Trotzig und erregt, wie ich war, schlug ich den Mann mit schwerem Kolben Schlag nieder. Er wurde in seinem Blute liegend gefunden, lebte aber noch. Sein Mund hat wider mich gezeugt, und nach langem Prozeß wurde ich zu sechsjähriger Galeerenstrafe verurtheilt. Aber das war noch lange nicht das schwerste Unglück. Die Prozeßkosten nahmen den Rest meines kleinen Vermögens, das mir noch übrig geblieben war, hinweg. Meine arme Frau und meine lieben Kinder waren in tiefe Armuth gesunken. Als ich in das Gefängniß abgeführt wurde, begegnete mir meines Vaters Sarg. Er war vor Gram über seinen entarteten Sohn und über die Schande, die ich über seinen ehrlichen Namen gebracht hatte, gestorben. Ich habe meine Frau und meine Kinder in das Unglück und meinen Vater in das Grab gebracht.“ Und wieder strömten heiße Thränen tiefer Scham und Reue über des Unglücklichen Antlitz. Der mitleidige Priester stand erschüttert an der Seite des armen Galeerenflaven. Er sprach kein Wort, aber seine Augen sahen mit erbarmender Liebe nieder auf den Gefangenen. Nachdem dieser eine Zeit lang stille und heiß geweint hatte, wollte ihn der Geistliche mit freundlichen Worten beruhigen und trösten. Der Galeerenflave hielt mit aller Macht seinen Schmerz zurück und fuhr fort: „Aber das ist es nicht allein, was mich drückt und quält; heute habe ich erfahren, daß mein armes Weib und meine drei Kinder dem Untergange nahe sind, nicht allein aus Gram über mich, sondern auch in Folge bitterster Noth. Meine Frau ist schwach und krank geblieben in Folge der Leiden und Sorgen, welche ich über sie gebracht habe. Sie kann nicht so viel verdienen, als sie zu ihrem und der Kinder Lebensunterhalt bedarf; und die Kinder sind noch zu klein, um selbst etwas zu verdienen. So sind sie in tiefes Elend gesunken, Mangel und Hunger nagen an ihrem Leben. Und alles das habe ich mit meinem schlechten, gottlosen Leben verschuldet! Ich bin meines Vaters Mörder, meiner Frau und meiner Kinder Mörder. O, wenn ich jetzt frei werden könnte! Ich wollte vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Schweisse meines Angesichts arbeiten, um den Meinen das tägliche Brod zu schaffen. Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, vielleicht könnte ich sie noch vom Hungertode erretten und so den äußersten Jammer abwenden. Aber das ist unmöglich. Noch zwei Jahre muß ich die Strafe meiner Sünde tragen. Meine Frau und meine Kinder gehen in diesen zwei Jahren rettungslos zu Grunde, und das ist es, was mich so niederbrückt, daß ich fast in meinem Elend ver-

zweifeln. Da vermag kein Menschenwort, kein Gotteswort zu trösten. Wie gern wollte ich meine Strafe, ja den Tod erleiden, wenn ich damit meine arme Frau und meine Kinder vom Verderben retten könnte."

"Nein, nicht sterben! nicht sterben!" sprach der Priester. "Bitte vielmehr den lieben Gott um ein langes Leben, damit das Böse, das du gethan hast, so viel wie möglich wieder gut gemacht werden kann. Aber," fuhr er fort, "sagtest du nicht, mein Sohn, daß du noch zwei Jahre auf den Galeeren zubringen mußt?"

"Ja," antwortete der Unglückliche, "noch zwei lange, lange Jahre. Und in dieser Zeit können meine Frau und meine

"Ja, augenblicklich," rief der Galeerensklave, und seine Augen leuchteten. Aber gleich schaute er wieder bekümmert und sorgenvoll drein und sagte: "Ich Thor, wie konnte ich auch nur einen Augenblick so etwas denken! Wo findet sich auf der ganzen weiten Erde ein Mensch, der freiwillig dieses Leben mit seinem Jammer und seiner Schande erkaufen würde?"

Der Priester hatte diese letzten Worte nicht mehr gehört; er hatte sich von dem Manne abgewendet und war seinen Weg gegangen. Mit wehmüthigem Blick sah der Galeerensklave dem Manne nach, dem ersten, der in vier Jahren der Gefangenschaft ein Wort des Mitleids und der Liebe zu ihm gesprochen hatte. Es schmerzte ihn sehr, daß der Fremde, ohne Ab-

schieß zu nehmen, von ihm gegangen war. Er konnte sich nicht denken, daß er ihn beleidigt habe, und traurig ging er wieder an seine Arbeit. Der Priester aber ging unverweilt zu dem Commandanten. Dieser war ihm geschildert als ein freundlicher, wohlwollender Mann. „Herr Commandant," sagte er, als er eintrat: „Sie kennen mich nicht. Ich heiße Vincenz, oder wenn Sie meinen vollständigen Namen wissen wollen, Vincenz von Paula."

"Wie?" rief der Commandant voller Verwunderung, „sind Sie der Priester Vincenz von Paula? Sind Sie der Mann Gottes, der ohne Ruh' und Rast umherzieht, den Armen Gutes zu thun? Sind Sie der Mann, der auch in die dunkeln Höhlen des Elends und des Un-



Vincenz von Paula in den Straßen von Tunis.

Kinder mehr als zehnmal zu Grunde gehen. Das ist es, was mich beinahe zur Verzweiflung bringt."

"Wäre es nicht möglich, daß der König dich begnadigte?" fragte der Geistliche.

"Nein," antwortete der Gefangene. "Eines Galeerensklaven Hülfseruf bringt nicht bis zum königlichen Thron. Und ehe eines andern Fürbitte vor den König kommt und etwas ausrichtet, sind Weib und Kinder längst umgekommen."

Der mittelbige Priester antwortete hierauf kein Wort. Er ging in tiefe Gedanken versunken eine Zeit lang stumm auf und nieder. Endlich blieb er vor dem Gefangenen stehen und fragte: "Wenn du nun Jemand fändest, mein Sohn, der sich statt deiner in Fesseln schmieden ließe und deine Arbeit verrichtete, würde man dir dann die Freiheit schenken?"

glücks Trost und Hilfe bringt? Sind Sie der Mann, der trotz seiner Armuth doch so reich an Barmherzigkeit und Hilfe für seine Brüder ist? Sind Sie derselbe Vincenz von Paula, der schon in Tunis Sklavenketten getragen hat?"

"Das bin ich," antwortete Vincenz, "aber von den Lobpreisungen, die Sie da aufzählen, verdiene ich keine. Dennoch freut es mich, daß Sie mich kennen, Herr Commandant; ich hoffe deshalb, daß meine Bitte ein offenes Ohr und Erfüllung bei Ihnen finden wird. Sie haben unter den Galeerensklaven einen jungen Mann aus Syperes, Namens Armand. Welches Zeugniß können Sie diesem Gefangenen geben?"

"Er ist ein guter Gefangener, in jeder Hinsicht," antwortete der Offizier. "Armand gehört zu den wenigen, die auf den Galeeren nicht schlechter, sondern besser geworden sind. In



den vier Jahren, die er bei uns gewesen ist, hat man nicht die geringste Klage über ihn gehört. Er verrichtet willig und fleißig die ihm auferlegte Arbeit, selbst die mühsamste und niedrigste und trägt sein klägliches Loos mit aller Demuth und Geduld."

"Dieses Zeugniß," sagte der Priester weiter, "gibt mir Muth, Ihnen meine Bitte vorzutragen. Armand hat noch zwei Jahre Gefängniß. Er hat mir soeben gesagt, daß seine Frau und Kinder dem Hungertode entgegen gehen, wenn nicht bald Hülfe kommt. Niemand kann in seiner Lage so gut helfen, als der unglückliche Gatte und Vater selbst. Er kann und will arbeiten, um die Seinen zu retten. Aber dazu muß er frei sein. Man hat mir gesagt, daß ein Gefangener gleich freigegeben werden kann, wenn sich ein Stellvertreter für ihn findet. Ist das wahr?"

"Das ist wirklich wahr," antwortete der Commandant. "Das Gesetz läßt zu, unter solchen Bedingungen einen Galeerenflaven frei zu geben. Aber noch nie ist solch' ein Stellvertreter gefunden und wird auch wohl so bald keiner kommen."

"Ja, ja!" rief Vincenz aus. "Ich habe einen gefunden, der in des Gefangenen Stelle treten will. So-

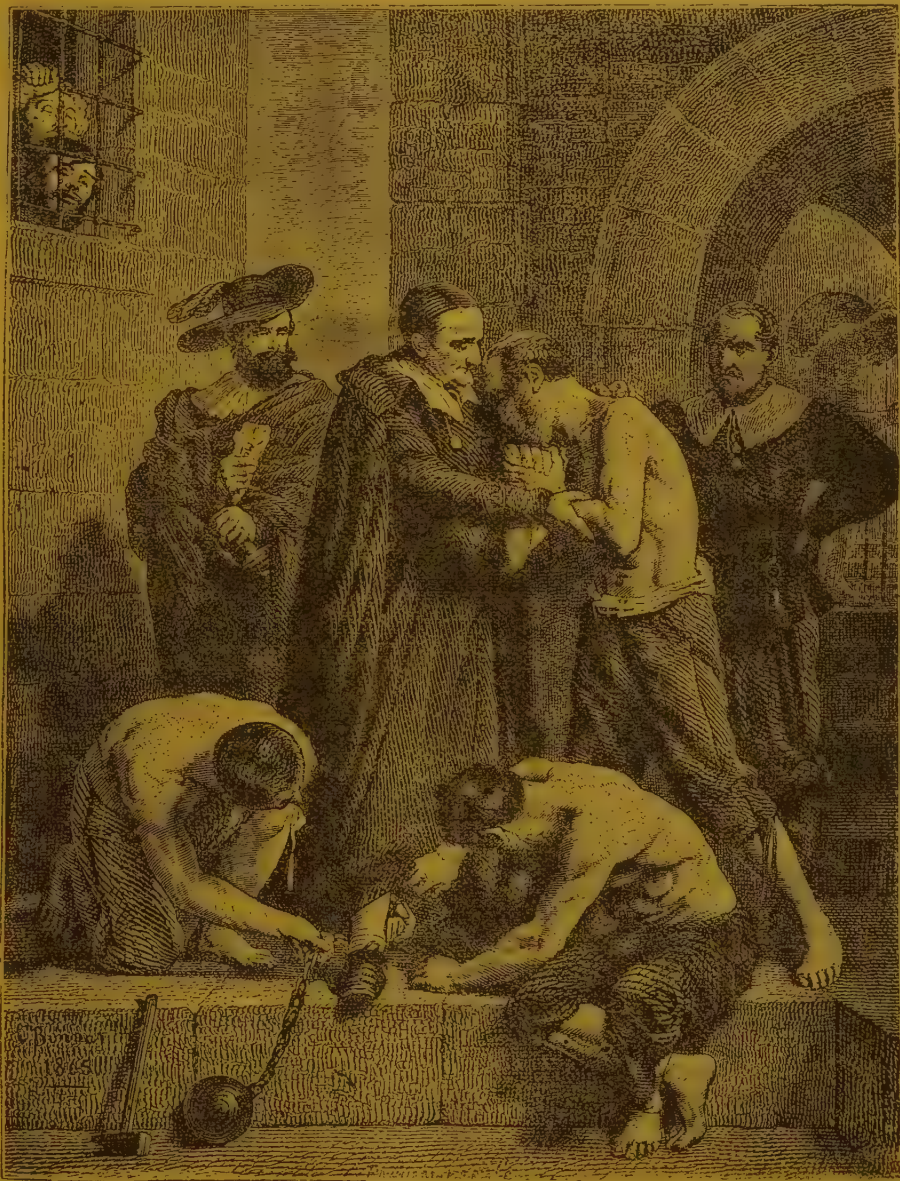
weit ich ihn kenne, ist er ein unbescholtener Mann, wenigstens vor Menschen. Wird Armand in demselben Augenblick frei werden, wo sich der Stellvertreter einfindet?"

"Sofort, ehrwürdiger Herr," antwortete der Commandant. "Aber wer ist der Mann, der freiwillig solche Schmach und Schande auf sich nehmen will?"

"Der bin ich selbst," antwortete der Priester, und fuhr fort: "Reben Sie nicht dawider. Mein Entschluß ist so ernst und

fest, daß er auf keine Weise wankend gemacht werden kann. Glauben Sie mir, wer die Sklavenketten in Tunis getragen hat, fürchtet die Fesseln eines Galeerenflaven auch nicht."

"Aber Ihre Ehre," wendete der Offizier ein. "Haben Sie nicht bedacht, daß zwei Jahre Sklaverei nicht den zehnten Theil von der Schande aufwiegen, welche die Galeerenketten in einer einzigen Stunde bringen?"



Vincenz von Paula tritt an des Gefangenen Stelle.

"Meine Ehre?" entgegnete der Priester lächelnd. "Reben Sie nicht davon. Ich frage nicht nach Ehre vor Menschen. Und wenn ich sie auch verlieren sollte, so ist das Glück und Wohlergehen der geretteten Familie in meinen Augen tausendmal mehr werth als meine Ehre."

Der Commandant wollte noch mehr Einwände machen, aber Vincenz wies sie alle zurück. Es blieb ihm schließlich nichts weiter übrig, als einen Aufseher holen zu lassen und



mit diesem und dem Priester auf die Galeere zu gehen, auf welcher sich Armand befand.

„Du bist frei, mein Sohn!“ rief Vincenz dem Gefangenen zu. „Es hat sich ein Stellvertreter für dich gefunden!“

Der Galeerensklave traute erst seinen eigenen Ohren nicht, als er diese Botschaft hörte. Als aber der Schmied auf des Commandanten Befehl nun wirklich die Ketten löste und diese raschelnd zu Boden fielen, zog seliger Friede in sein Herz ein, er sank auf die Kniee nieder und weinte vor übergroßer Freude. Plötzlich jedoch sah er mit Schrecken, daß der Priester Hand und Fuß hinstellte, damit der Schmied die Ketten festschmiede.

„Nein! Nein! Um Gottes willen, nein!“ rief Armand bebend, „wollt ihr selbst, ehrwürdiger Herr, in meine Stelle treten? Nimmermehr! Um den Preis will ich meine Freiheit nicht erkaufen. Schmied, gib mir meine Ketten wieder!“

„Du willst mich doch nicht meiner Freude berauben?“ sagte der Mann Gottes mit freundlichem Lächeln. „Diese Ketten werden leichter für mich als für dich sein. Ich bin ganz allein in dieser Welt, und den Beruf, den mir Gott gegeben hat, kann ich hier auf der Galeere besser noch erfüllen, als auf irgend einer andern Stelle.“

„O edler, hochgesinnter Mann!“ rief der Gefangene stammelnd aus, „was kann Sie zu solch' einem Opfer bewegen?“

„Das thut die Liebe zum Heiland, in dessen Dienst ich stehe!“ antwortete Vincenz von Paula. „Wenn ich auch zehnmal für dich sterben wollte, so wäre es doch nichts gegen das, was er für mich am Kreuz gelitten hat. Und nun zögere nicht länger, mein Sohn, eile zu deiner kranken Frau und zu deinen hungrigen Kindern! Gott sei mit dir und segne deiner Hände Arbeit!“

Der befreite Galeerensklave stand lange und konnte keinen Entschluß fassen. Aber die Sehnsucht nach der so lange vermißten, nun wiedergewonnenen Freiheit, die Sehnsucht, Weib und Kindern zu helfen, siegte endlich über alle seine Bedenken. Er warf sich nieder, umfaßte des ehrwürdigen Priesters Kniee, küßte seine Hand unter Thränen und rief: „Dort oben sollen Sie einst, wenn Gott mich nicht verwirft, meinen Namen in dem Buch des Lebens finden! Dort oben vor des Erlösers Thron werde ich Ihnen danken, und er wird Ihnen

vergelten, was Sie an mir gethan!“ Mit diesen Worten stand er auf und eilte hinweg.

Wir unterlassen, von dem Glück und der Freude zu erzählen, die in Armand's Hütte einzog, als der Gefangene so unerwartet zurückkam. Unter heißen Thränen bat er seine Gattin um Vergebung für alles, was er wider sie gesündigt hatte. Sie vergab ihm von ganzem Herzen. Und von nun an blieb er ein treuer Hausvater, der mit unermüdblichem Fleiß für seine Familie arbeitete. Bald schwand Noth und Mangel aus dem Hause. Die Frau erholte sich unter der sorgfältigen Pflege der Liebe. Glück und Freude kehrten zurück. Die Furcht des Herrn und der Friede Gottes wohnte in Armand's Haus und Herzen.

Der edle Priester hat ruhig die zwei Jahre Gefangenschaft auf den Galeeren ausgehalten. Auswendig war er mit Ketten gebunden und mit Schande bedeckt, inwendig war er ein freies Kind Gottes und aller Ehren werth. In der ganzen Zeit war er ein treuer Lehrer und freundlicher Tröster der armen Gefangenen. Und da er nach Verlauf von zwei Jahren die Galeeren verließ, sah manches Auge mit Thränen der Dankbarkeit ihm nach. Aber droben wird es erst ganz klar und offenbar werden, welchen Segen er in Ketten und Banden mit seiner aufopfernden Nächstenliebe ausgebreitet hat.

Das war Vincenz von Paula. Er war geboren den 24. April 1576 in Pouy, in Frankreich. Dieser Mann Gottes brachte sein ganzes Leben in der Nachfolge der Liebe des Heilandes und in der Barmherzigkeit gegen die Brüder zu. Er hat namentlich in reichem Maasse das Wort des Herrn erfüllt: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“

Er starb den 7. September 1660 in dem hohen Alter von 84 Jahren. Die katholische Kirche hat ihn später in die Reihe der Heiligen aufgenommen. Aber wir evangelische Christen bewundern mit Recht dieses Mannes selbstverleugnende, aufopfernde Liebe. Er war in Wahrheit ein treuer Jünger dessen, der die Bande und Strafe aller Sünder getragen und damit die Gebundenen befreit hat. Und darum, weil er ein treuer und wahrhaftiger Nachfolger des Herrn war, soll auch Vincenz von Paula's Name bei uns leben in einem gesegneten Andenten.

## Warum das Haus nicht gekauft wurde.

**E**s war hart, das schöne Häuschen zu verlassen, in welchem Frau Seiberle mit ihrem Manne und fünf Kindern seit sechs Jahren gewohnt hatte, aber der Eigentümer brauchte Geld und verkaufte es. Sie hatten kein Geld, und doch verdiente Herr Seiberle einen guten Lohn, und Frau Seiberle verdiente fast alles, was sie für Kleidung brauchte durch Stricken. Wie kam es denn, daß sie auch nicht einen Dollar ersparen konnten?

Es war eine schöne Heimath. Heinrich, der älteste Sohn, hatte den Taubenschlag und das Hühnerhaus selbst gebaut; seine Schwester und Mutter hatten den Rasen, die Johannis- und Himbeersträucher, den Gemüsegarten und die Blumen gepflanzt und bearbeitet; o, es war zu hart, daß sie alle ihre Arbeit für Andere gethan hatten und nun Alles verlassen mußten.

„Vater, warum hast du das Haus nicht gekauft?“ fragte Minchen mit Thränen in den Augen.

„Ich habe zu viele Mäuler zu füttern,“ sagte der Vater.

War das so? Es waren ihrer nur sieben—fünf Kinder, Vater und Mutter. Nun, es muß so sein, dachte sie, als sie ihre Mutter ansah, die sich vergeblich bemühte, einen tiefen Seufzer zu unterdrücken, als sie sich über die Strickrahme beugte.

Heinrich ging in die Schule und hörte dort, daß Walter's Vater das Haus für \$1200 gekauft habe. Walter's Vater verdiente per Woche einen Dollar weniger als sein Vater; Walter's Mutter verdiente kein Geld. Wie kam es denn, daß Walter's Eltern Geld hatten, eine Heimath zu kaufen? Heinrich grübelte den ganzen Tag darüber nach, dann nahm er seine Schiefertafel und rechnete aus: Mein Vater arbeitet sehr selten am Montag, weil er Sonntag Nachts spät aus dem Bieraloon kommt. Wenn er also am Montag nicht arbeitet, so verliert er jedes Mal \$1.50.

Zwei und fünfzig Montage zu \$1.50 macht \$78.00 für ein Jahr oder \$890.00 in fünf Jahren. Nebst diesem raucht er 4 bis 5 Cigarren im Tag, diese kosten, zu 5 Cents das Stück



berechnet, 20 bis 25 Cents per Tag, sage 4 zu 20 Cents, das macht in einem Jahr \$73.00 oder \$365.00 in fünf Jahren. Nebst diesem kostet es den Vater jeden Samstag Abend und Sonntag noch \$2.00 im Saloon, macht wieder \$104.00 in einem Jahr und \$520.00 in fünf Jahren. Wie viel macht das Zusammen?

Verlorene Arbeitszeit.....	\$390 00
Für Cigarren.....	365 00
Für geistige Getränke.....	520 00

Zusammen.....\$1275 00

In fünf Jahren würde dieses Geld zu 4 Prozent etwa \$254.00 Interessen gebracht haben, macht also \$1529.00.

Das Haus wurde also für \$1200.00 verkauft, fuhr er in seiner Berechnung fort; hätte mein Vater weder getrunken noch geraucht, so hätte er das Haus kaufen können und hätte noch \$329.00 übrig gehabt. Er schrieb seine Berechnung auf ein Stück Papier, legte es neben seine Bücher und ging dann hinaus, um seiner Mutter zu helfen.

„Was soll dies bedeuten?“ rief der Vater, das Papier, welches er beim Eintritt ins Zimmer auf dem Tisch gesehen hatte, in die Höhe haltend.

„Es ist eine Berechnung, die ich gemacht habe,“ sagte der Knabe erröthend.

Der Vater setzte sich, wie vom Donner gerührt, mit dem Papier in der Hand auf einen Stuhl. „Heinrich!“ rief er zuletzt, „komm hierher!“ Der Knabe kam.

„Ich habe Pfeiffer's Haus gemiethet; ich glaube, wir können es so schön machen wie dieses!“

„Das mag wohl sein,“ erwiderte der Knabe, „wenn Mutter und Winchen eben so hart dafür arbeiten; doch, es lohnt sich nicht, anderer Leute Eigenthum zu verschönern, Vater.“


„Wir wollen aufs Neue anfangen, mein Sohn,“ sagte der Vater, als er sich eine Thräne aus den Augen wischte. „Ich werde diese Berechnung über meinem Bette aufhängen, und läßt mich Gott gesund, so haben wir in fünf Jahren unser eigenes Häuschen.“

Von diesem Tage an ging Herr Seiberle nie wieder in einen Bieraloon, noch rauchte er. In fünf Jahren hatte er sein eigenes Heim, und meinte, es sei doch besser ein Haus für sich selbst zu kaufen, als für den Schenkwirth. Lieber Leser, hat er nicht richtig geurtheilt? L.

## Die alten Klassiker.

Von N. N.

### III. Cicero.

bereinstimmung der Gemüther zieht Menschen zusammen und einigt sie im Leben und Wirken. Uebereinstimmung der Charakterzüge erklären es schädlich, daß Cicero und Demosthenes beisammen stehen. Die Redekunst der alten Welt concentrirte sich in diesen beiden Männern. Aber auch ihr Leben hatte übereinstimmende Erfahrungen. Beide nahmen sich einer verlorenen Sache an; beide gingen um ihrer Ueberzeugung willen in die Verbannung; beide hatten die Befriedigung wieder befreit und mit Volksjubel empfangen zu werden, und nachdem Alles verloren war, wählten beide lieber zu sterben, als die Schmach ihres Vaterlandes zu erleben. War Demosthenes der größte Redner und Staatsmann Griechenlands, so nahm Cicero die nemliche Ehrenstelle in Rom ein.

Marcus Tullius Cicero, das Haupt der römischen Staatsmänner und Volksredner, wurde den 3. Januar 106 v. Chr. geboren; er gehörte einem alten einflußreichen Geschlecht in Arpinum an, welches jedoch ohne „Adel“ war. Sein Vater war ein gebildeter Mann und stolz auf seinen Sohn, von dem er hoffte, er werde einst eine hohe Stelle in seinem Vaterlande einnehmen, weshalb er ihn frühzeitig nach Rom in die Schule sandte, wo er von dem berühmten Redner Crassus Unterricht empfing in allen Zweigen der damaligen Wissenschaft, besonders aber in der Staatswissenschaft oder Politik. Als Cicero sechzehn Jahre alt war, trug er die Kleidung des Mannes und wurde als römischer Bürger anerkannt, dann erwählte er die Advokatur zu seiner Lebensaufgabe und empfing einen vollen Cursus im Studium der Redekunst; studirte aber nebenbei unter drei Präzeptoren die epikurische, akademische und stoische Philosophie. Unter Strabo diente er kurze Zeit in der Armee, kam aber darauf wieder nach Rom und eröffnete seine öffentliche Laufbahn mit einem Prozeß gegen Sulla, welcher damals zu sagen „absolut“ war. Cicero gewann den Prozeß, aber

sand sich genöthigt, Rom deshalb zu verlassen, worauf er mehrere Jahre auf Reisen verbrachte und besonders in Griechenland seine Studien vervollkommnete. Als er wieder nach Rom kam, galt er als der erste Redner der Welt und seine Mitbürger wählten ihn zum Consul, das höchste Amt, welches in der Macht der Bürger lag, und Cicero verwaltete es mit Erfolg. Wegen seiner Gerechtigkeitsliebe zog er sich jedoch den Haß der römischen Intriguanten zu und war genöthigt, Rom abermals zu verlassen, was er jedoch nur unter Protest und offener Klage that. Später fiel ihm durch das Loos die Uebernahme der Provinz Sizilien zu, wo er sich die Liebe und Achtung des Volkes in hohem Grade erwarb. Cato und Catullus nannten ihn den „Vater seines Landes.“ Aber sonderbarer Weise war er nach seiner Rückkehr mehr unstät und wandelnd als ehemals. Aus Gewissenhaftigkeit zog er sich vom öffentlichen Leben zurück, und anstatt die Parteien Rom's zu einigen, wie nur er es zu thun im Stande war, überließ er dieses Geschäft dem jüngeren und weniger erfahrenen Cato, während er selbst seinen Büchern nachging und seine Reden verfaßte, welche uns als sein bestes Erbe überliefert worden sind.

So lange Cicero lebte, war seine Gegenwart eine beständige Strafpredigt für Jene, welche Roms Untergang herbeiführten, daher behauptet Antony, ihn zu tödten, und sein Haupt wurde auf die Rednerbühne genagelt, wo der bleiche Schädel noch lauter predigte gegen die Mörder der Freiheit Roms, als es ehemals der lebende Redner that.

Cicero's Charakter ist schwer zu beurtheilen; er liebte die Tugend und folgte ihren Pfaden, aber es mangelte ihm die Standhaftigkeit, dem Zeitgeist zu widerstehen. Er war zu schwach seiner Ueberzeugung zu folgen. Nur Wenige, welche solche Talente besitzen, haben zur nemlichen Zeit auch so wenig Heldenmuth wie Cicero; es mangelte ihm der Muth und feste Entschluß, sein Vorhaben auszuführen.

Von seinen Reden sind etwa achtzig zu uns gekommen, aber

dieselben zu beurtheilen, liegt nicht in meiner Macht; jedoch sind die vier, welche er gegen Catiline gehalten, und dann die Vertheidigung Archias, des Poeten, zu den besten gezählt. Als Philosoph ist er vielleicht zu den Stoikern zu rechnen, denn seine Ansichten über die Regierung, die Natur Gottes, Pflichten, Freundschaft u. s. w. folgen jener Richtung. In seiner Religion war er Skeptiker, doch vielleicht mehr so in Theorie als in Praxis. Er zweifelte an seiner Erkenntniß der Natur

Gottes, aber er hatte Glauben an Gott. Ein gewisser Schreiber sagt einmal: „Wenn man Cicero liest, glaubt man einen Christen vor sich zu haben, anstatt einen heidnischen Philosophen.“ Wenn nun auch nicht Jedermann mit Erasmus übereinstimmen kann, so ist doch hier der Ort es anzuführen, daß er einmal sagte, durch das Lesen des Cicero sei er ein besserer Mann geworden. Cicero nimmt eine Ehrenstelle ein unter den alten Klassikern, welche ihm Niemand streitig macht.

## Im Herbst.

Von Wm. Huber, jr.



Wie ist so still und schaurig nun der Wald,  
So öde wie der Vorzeit Tempelhallen,  
Nur hin und wieder noch ein Rauschen schallt,  
Wenn Schaarenweis' die welken Blätter fallen.

Nur ab und zu, wenn sich ein Windhauch regt,  
Anhebt ein Niederrieseln schwerer Tropfen;  
Raum daß ein Käfer sich im Laub bewegt;  
Den Specht nur hör' ich in der Ferne klopfen.

Sonst Schweigen rings, und tiefe Einsamkeit.  
Ein Sehnsuchtskeuzen nur noch in der Föhre;  
So schaurig still ist's, daß ich Harm und Leid  
An meiner eignen Seele nagen höre.

Da kommt auf mich ein Frösteln eifig kalt,  
Mein Herz durchzieht ein ahnungsbanges Dämmern:  
Mir ist es, just als hört' ich tief im Wald  
Die Jugend mein im Todtenschrein verhämmern.

## Untergang der "Mosel."

Von N. Matt.



Am Abend des 8. August 1882 verließ der Dampfer „Mosel“ den Hafen von Southampton, England, um mit 700 Passagieren und werthvoller Fracht nach New York zu fahren.

Der Abend war schön, und das Volk hatte sich auf dem Verdeck gesammelt; Aller Blicke waren der untergehenden Sonne zugewandt, denn westwärts zogen die Gedanken. Dort lag für Viele ein Hoffnungsstrahl für die Zukunft, dort wollten sie mit Gott ihre Lage verbessern und ihren Kindern eine Heimath suchen. Hätte man sie gefragt:

„O sprecht! warum zog't ihr von dannen?  
Das Neckarthal hat Wein und Korn;  
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Thoren,  
Im Speßart klingt des Kelpers's Horn.“

Wie wird es in den fremden Wäldern  
Euch nach der Heimath Berge Grün,  
Nach Deutschland's gelben Weizenfeldern,  
Nach seinen Nebenbügeln zieh'n!"

Dann hätten sie geantwortet: „Uns hat das Vaterland das Brod versagt, und an unserer Schwelle hat die Noth gelauert, wir ziehen mit Gott, um uns einen Herd zu gründen, da wir vor Hunger sicher sind.“ Das war's, was ihren Muth erfrischte, und deshalb war ihr Blick nach Westen gerichtet.

Anderer jedoch blickten amerikawärts, weil ihr Herz sich nach den Theuren sehnte, welche drüben sehnlichst harzten, und der Gedanke, eine solche Wasserfluth zwischen sich und den Seinen zu haben, ist eben auch unter den allergünstigsten Verhältnissen keine Kleinigkeit. Man denkt an alles Mögliche und Unmögliche, nur der Gedanke, daß, wer mit Gott reist, unter sicherer Obhut reist, hält den Wanderer aufrecht. Diese Gedanken be-

seelten auch unsere kleine Evangelische Schaar, nemlich Bischof Dubs, die Geschwister Boller, die Geschwister Grenzgebach, Dr. Klein und den Schreiber, als wir in später Abendstunde noch beisammenstanden und an unsere Lieben dachten.

Das Meer hat eben doch schon manches Opfer verschlungen, und die Zahl seiner Todten ist nicht gering, denn es hat selbst das Wort der Hoffnung der Todten im Meer gedacht, wo geschrieben steht: „Alsdann wird das Meer seine Todten wiedergeben“; ja, auch sie werden auferstehen an ihrem Tage.

„Ein großes Grab ist Meeres Grund,  
Ein Kirchhof Meeres Spiegel;  
Die Wellen, schwellend all', und rund,  
Das sind die Grabeshügel.“

O, könnte man dort unten sein,  
Wär' Meeresfluth verronnen:  
Man säh' der Schläfer lange Reih'n,  
Säb' von Polypen ihr Gebein,  
Das bleiche, roth umspannen.

Man säh', wie ihren Knochenarm  
Der Sägefisch polirt;  
Wie die Meerestfrauen Schwarm  
Mit seltenen Gaben ziert.

Säb' Hand und Knöchel schön umglänzt  
Von gelben Bernsteinchnallen;  
Der nackte Schädel wär' befränzt  
Mit trönennden Korallen.

Ja, unter grüner Meeresschwel',  
Bei Perlen silberfarb',  
Da liegt manch' rüstiger Gesell',  
Der in den Wellen starb.



Er schlummert, fern von Haus und Hof  
 Kein' Blume ziert sein Grab,  
 Und keine Freundesthräne troff  
 Auf sein Gesicht hinab."

Auf einem solchen Schiff, bei stiller, sternenheller Nacht kommen einem doch absonderliche Gedanken zu Gemüthe! Aber der eine Gedanke: man betet für uns, Gott hört's, bringt zuletzt den süßen Friedenston: Gottes Engel wacht, und man schläft ruhig ein.

Früh, mit der Sonne, waren wir auch am folgenden Morgen schon wieder auf, und zwar bald auf dem Verdeck, denn es galt das Auge noch einmal an der schnell entweichenden Küste zu weiden, welche im Goldglanze der aufgehenden Sonne vor uns lag. Auch der Bischof und etliche der andern Gezwister waren schon oben, um den Anblick zu genießen.

Verdeck, und ein allgemeiner, furchtbarer Angstschrei durchtönte die Luft, daß es an den hohen Felsen widerhallte. Von der Signalstation ertönte ein Kanonenschuß, Feuer Signale stiegen auf und die Gefahrzeichen wurden längs der Küste gegeben.

Jene Stunde werde ich nie vergessen; im ersten Augenblick gedachte ich an Weib und Kinder, besann mich jedoch sogleich, daß sie ja nicht bei mir waren, dann sah ich mich nach einer günstigen Stelle um, wo ich im Nothfall springen und mich durch Schwimmen retten könnte, dann ging ich unter die armen Emigranten vom Zwischendeck, um dort tröstend beizustehen, wo ich dann auch alsbald Bischof Tubs thätig fand. Die Nothschiffe wurden gelöst, und vom Lande kamen die Rettungsschiffe der Life Saving Station, eine Stiege wurde angebracht, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit wurden die Frauen und Kinder in die Schiffe befördert. Jetzt verbreit-



Die gescheiterte Mosel.

Während diese und die Mehrzahl der Passagiere zum Frühstück gingen, und ich fast allein auf des Schiffes Seite dem Lande zu stand, senkte sich fast plötzlich ein dicker Nebel auf die Meeresfläche, welcher an zehn Minuten anhielt, doch konnte man die Spitze des Leuchthurnes und der Signalstation immer deutlich erkennen; da gewahrte ich auf einmal, daß wir schnurstracks auf den Felsen zusteuerten: ich warnte einige Damen, sich festzuhalten, denn ich sah, daß wir anprallen würden. Wie in einem Augenblick war der Nebel fort, das Signal zum Anhalten ertönte; aber es war zu spät, die „Mosel“ rannte mit voller Kraft auf einen im Meer verborgenen Felsen, etwa 30–40 Fuß von einem thurm hohen, senkrechten Felsen der englischen Küste an „Lizard Point.“ (Siehe Bild.)

Bei dem Anprall stürzte, wer sich nicht schnell irgendwo halten konnte—besonders Damen und Kinder—kopfüber aufs

tete sich auch noch die Schreckensnachricht, daß das Schiff in Brand gerathen sei und eine Explosion zu den Möglichkeiten gehöre; zum Glück drang das Wasser bereits in den Feuer- raum und löschte alle Feuer aus, worauf dann die Ruhe bald wieder hergestellt wurde.

„Was dachtest du denn in dieser Zeit?“ so werde ich gefragt. Nun ja, was dachte ich? Die Gedanken trieben sich wie Schneeflocken im Sturm: zuerst an die Familie, dann an Gott und zuletzt an mich selbst; ich will aber doch die Erfahrungen einer Minute näher beschreiben; es war mir als berührte mich Jemand von hinten und flüsterte mir eine Stimme ins Ohr: „Ist dein Herz richtig?“ Dann kam mir der Gedanke, das ist ein Bibelvers, wo er stand, wußte ich nicht, genug, es war Gottes Wort. Diese Frage verlangte ungefühl Antwort; nicht daheim, nicht am Ufer, nicht im Nothschiff, nein, dort und augenblicklich; denn es handelte sich um meine Zu-

kunft im Augenblick und Angesichts des Todes, zu dem kam auch der Capitän und bat mich wieder unter das Volk zu gehen und zu trösten. Ich fühlte Jesu Nähe und — konnte trösten. Von Zeit zu Zeit nahen sich auch einige Passagiere den Pastoren, um aus deren Blick zu lesen, ob die Gefahr sich mehre, dann eilten sie zu den Andern und theilten mit, daß die Herren noch muthig seien. So verbrachten Bischof Dubs, Pastor Schulte von Jowa und ich die Zeit, bis der Capitän uns mahnte, daß wir nun eilen müßten, und wir verließen (der Bischof zu allerletzt) das unglückliche Schiff.

In der Nähe des Schiffes konnte der hohe Felsen wegen Niemand gelandet werden, daher wurden Einige hier, Andere dort, in kleinen Buchten und in Fischerbörschen ans Land gesetzt; erst Abends brachte man Alle in den Hafen zu Falmouth, England, und dort, als auch der letzte Passagier an Lande war, konnten wir wie jener Dichter sagen: „Wir zählten die Häupter unserer Lieben, und sieh', kein Haupt war

weggeblieben.“ Wie aus einem Mund erklang's dem Damm entlang: „Gott sei Dank! Alle gerettet!“

Die Offiziere, welche den Dienst hatten, sind am Unglück schuld, und sie können es nicht verantworten, bei hellem Tage und stiller See, so zu stranden. Ursachen wurden viele genannt, aber nur eine, welche zu Gunsten der Beamten sein könnte: Vielleicht war das Schiff zu schwer geladen und deshalb unlenkbar. Sie hatten sich verrechnet, aber sollte so etwas geschehen? Die Ursache des Verrechnens ist noch ungewißlicher als die Rechnung.

Das Bild von dem gesunkenen Schiff ist von einer Photographie, welche noch am nemlichen Tag verfertigt wurde und zeigt, wie das Vorderschiff an einer verdeckten Felskante hängt, während der hintere Theil los im Wasser schwebt. Die Deffnung, welche durch den scharfen Fels gerissen wurde, soll etwa 15 Fuß groß gewesen sein. Später trennte sich das Schiff und versank. Uns hat der Herr gerettet, aber 235 Passagiere haben Alles, Alles außer dem Leben verloren.

## Wie Gott die Herzen lenkt.

**I**n den Fichtelgebirge wurde vor etwa 50 Jahren in einer armen Hütte ein Bublein geboren, dem man auch nicht an der Wiege gesungen hat, was aus ihm werden sollte. Es ist aber ein ehrwürdiger Herr Vikarius und mit der Zeit ein hochachtwürdiger Pfarrherr aus dem Bublein geworden, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und die Noth der Armen in seiner Gemeinde gar gut versteht, weil er selbst arm gewesen ist und weiß, was dies zu bedeuten hat. Und Obwohl es in dem Pfarrhäuslein, das mit vielen Kindern geeignet gewesen, immer knapp zugegangen ist, so hat der Pfarrherr doch die Noth seiner Pfarrkinder nicht nur verstanden, sondern auch mit Rath und That zu lindern gewußt, weil er den Zauberstab zu gebrauchen verstand, welche die große, reiche Hand öffnet, die alle Schätze der Erde in sich trägt, und von der geschrieben steht: Mein ist heides Silber und Gold, spricht der Herr.

Nicht, als ob's Silber und Gold gereget hätte in jenem Pfarrhaus! O nein, es war ein armes Haus nach dem Urtheil der Welt. Aber allemal, wenn der Mangel an die Thür klopfte, dann wurde auch das Nöthige beschert aus jener reichgefüllten Hand, die bereit ist zu geben Allen, die da bitten.

Besagter Pfarrer hatte eine Schwester, die sich nach Mittelfranken in ein kleines, gewerbreiches Städtchen, an einen Kleinkrämer verheirathete, nicht weit von dem Ort, wo er Pfarrer war. Sie und ihr Mann waren fleißig und gottesfürchtig, hielten ihr erworbenes Gut zusammen, konnten nach und nach ihr Geschäft vergrößern, und so kam's, daß mit der Zeit 5000 Mark in guten Staatspapieren in der Kade lagen. Kinder hatten sie nicht und manchmal, wenn Frau Werner die Coupons abschchnitt, um vielleicht einen größeren Posten Kaffee oder Zucker damit zu bezahlen, weil gerade Ebbe in der Kadenkasse war, dachte sie mit einem unterdrückten Seufzer daran, daß sie nie für ein Töchterlein die Ausfertigung würde zu schaffen haben. Das ist für ein Frauenherz, wie's nun einmal beschaffen, doch allemal die größte Freude, und Frau Werner hätte es ja nun auch so gut und ohne Sorgen gekonnt. Zwar ihres Bruders Kindern würde ein kleines

Erbtheil einst auch wohlthun, das wußte sie; aber 's ist doch immer ein ander Ding, für das eigene Fleisch und Blut zu arbeiten und zu sparen!

Daran dachte freilich Frau Werner damals nicht, daß sie vielleicht noch früher ihres Bruders Kinder würde brauchen können, als die ein Erbtheil von ihr. Uns Menschen ist das Wort: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken“ gar nicht recht geläufig, und müssen wir durch allerlei Kreuz- und Querstriche in unsere Lebenswege immer wieder daran gemahnt werden.

Es geschah, daß Herr Werner starb. Seine Frau pflegte ihn treulich in seiner schweren Krankheit und drückte ihm die Augen zu. Als sie ihn aber hinausgetragen und in die Erde gebettet hatten, da legte sich die Wittive selbst aufs Krankenbett. Nachtwachen, Schmerz und Sorge hatten ihre Gesundheit erschüttert. Sie bekam ein hitziges Fieber und lag manche Woche auf dem Lager. Von des Pfarrers Töchtern war die eine damals schon verheirathet, die andere augenblicklich bei einem unverheiratheten Bruder zur Hülfe und die übrigen noch zu jung. So mußte sie sich mit den Besuchen des Bruders begnügen, der ihr allemal die rechte Seelenarznei zu reichen wußte aus der Apotheke, wo kein Provisor die Pillen dreht und die Pflasterlein schmirt für theures Geld, sondern von der geschrieben steht: „Es heilet sie weber Kraut, noch Pflaster, sondern mein Wort, welches Alles heilet.“ Außerdem besorgte eine Frau aus der Nachbarschaft, die schon manches Jahr als Hülfe bei Frau Werner aus- und einging und für zuverlässig galt, die Pflege.

Wenn aber der Mensch besonders genommen wird, während er so einsam auf dem Krankenbett liegt und seine Rechnung ablegen muß vor dem himmlischen Hausherrn, da wird ihm der irdische Reichtum sehr gleichgültig, so daß er auch wohl vergißt, ihn sicher zu bergen, weil er überhaupt nicht an Irdisches denkt.

Als endlich Frau Werner wieder auf dem Weg der Genesung war und in ihr kleines Wohnstübchen hinausgehen konnte aus dem Schlafkammerlein, wollte sie eines Tages etwas aus der Kade haben, wo die Staatspapiere nebst an-



deren kleinen Kostbarkeiten aufbewahrt waren. Wer beschreibt ihren Schrecken, als die Staatspapiere, ganze 5000 Mark, das sauer verdiente Geld, wovon sie in ihren alten Tagen behaglich zu leben gehofft hatte, spurlos verschwunden waren. Sie durchsuchte das ganze Zimmer, alle Schränke, Kisten und Kasten — es fand sich nichts! Niemand Fremdes war während der Zeit ihrer Krankheit ins Haus gekommen, das wußte sie; die Schlüssel hatte sie immer bei sich in der Kammer gehabt, — es war unerklärlich, wer die Papiere konnte genommen haben! Obendrein lag der Verdacht nahe, daß der Dieb im Hause sehr bekannt sein müsse, um aus dem Versteck der sicher verschlossenen Lade ohne Geräusch zc. das Geld zu entwenden.

Die junge, kaum 15jährige Magd, ein Waisenkind, welche Frau Werner hatte erzogen und schon drei Jahre im Hause hatte, lag ganz außer dem Bereich des leisesten Verdachtes. Sie war treu wie Gold und hatte dies oft bewiesen, zumal sie den Laden häufig ganz allein versah. Noch nie hatte ein Pfennig gefehlt.

Frau Werner war in großer Bestürzung, und als wenige Tage nach der Entdeckung ihr Bruder, der Pfarrer, sie zu besuchen kam, erzählte sie ihm die ganze Geschichte und berieth mit ihm, was zu thun sei, um den Dieb ausfindig zu machen.

Ich will dir was sagen, rief er zuletzt, in seiner lebhaften Weise vom Stuhl aufspringend, versprich mir 100 Mark für die Mission, so schaffe ich dir den Dieb. Willst du? Sie schlug in die dargebotene Hand und sah ihn erstaunt an, indem sie sagte: Gern gebe ich dir das Geld, aber wie willst du's anfangen?

Das überlaß nur mir, erwiderte lächelnd der Pfarrherr und schaute drein, als ob er seiner Sache so gewiß wäre, wie der Polizeidiener, der den Malefizanten hübsch sicher mit gebundenen Händen vor sich her nach dem Rathhaus treibt, wo der Herr Bürgermeister ihm die Strafe diktiren soll.

Als unser Pfarrherr dann Abschied nahm und auf seinem Berner Wäglein heimwärts fuhr, den Zügel seines Braunes in der Hand, da holte er seinen Zauberstab hervor, von dem wir oben schon berichtet haben und rührte damit an das Herz seines Gottes. Er rief Ihn an, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, was keine leere Redensart, wie Manche glauben, sondern thatsächliche Wahrheit ist, er wolle das Herz dessen, der das Geld entwendet, mit Angst und Unruhe erfüllen und sein Gewissen rühren, damit er das gestohlene Gut zurückgeben möchte. Ein ander Mittel stand unserem Pfarrherr nicht zu Gebot, fintemal er nicht zur geheimen Polizei gehörte und auch kein Fensterlein kannte, durch welches man in die Herzen der Menschenfinder hineinsehen kann, um ihre Gedanken zu erkennen. Es ist wahr, die Augen der Menschen sind wohl zwei Fensterlein, durch die man zuweilen lesen kann, was dahinter in tiefem Herzensgrund steckt, aber sie können auch täuschen und lügen, und ist nicht immer ein Verlaß auf die Sprache dieser Fensterlein.

Nach etlichen Tagen besuchte unser Pfarrherr seine Schwester wieder und zwar voll guter Zuversicht. Denn der Advokat,

dem er seine Sache befohlen, hatte ihn noch nie im Stich gelassen, und er wußte, daß er sie führen werde über Bitten und Verstehen.

Ist das Geld da? Mit dieser Frage trat er in die Wohnstube seiner Schwester. Sie schüttelte mit dem Kopf und schaute ihn groß an. Du denkst gewiß, der Dieb soll's wiederbringen? Allerdings denk ich das, sagte er sehr bestimmt, und setzte sich gutes Muthes an den Tisch zu einer Tasse Kaffee, womit ihn die Schwester regelmäßig zu erquicken pflegte.

Kaum saßen sie beisammen, so klopfte es und die Person, welche Frau Werner in ihrer Krankheit gepflegt hatte, stürzte aufgeregt herein, warf ein Pack Papiere auf den Tisch, fiel vor dem Pfarrherr auf ihre Knie und rief: Um Gottes willen, Herr Pfarrer, verrathen Sie mich nicht! Hier ist alles Geld wieder! Ich hatte keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht, konnte nimmer essen noch schlafen, und die Angst folterte mich, als ob ich schon vor Gottes Richterstuhl stünde. Schwören Sie mir, um Gottes Barmherzigkeit willen, daß Sie mich nicht anzeigen wollen.

Frau Werner sagte kein Wörtlein. Sie blickte bald ihren Bruder, bald die Diebin an und schüttelte nur den Kopf.

Der Pfarrherr war aufgestanden, befahl der Frau aufzustehen und blickte sie sehr ernst an.

Schwören thut ich nicht, sagte er langsam und feierlich, und ob ich Sie nicht anzeige, will ich mir erst mit meiner Schwester überlegen. Gehen Sie nach Hause und suchen Sie Vergebung da, wo sie zu finden ist. Wir vergeben Ihnen. Die Schwester nickte zustimmend, und unter vielen Thränen und oft wiederholten Bitten, nichts anzuzeigen, entfernte sich die so lange für grundehrlich gehaltene Frau. Der Pfarrherr hatte nicht nur weiland beim Herrn Professor auf der Universität, sondern auch hernach an der lieben Schulpfugend und seinen eigenen Kindern Pädagogik studirt, was allemal dazu gehört als Probe auf die Wissenschaft des Herrn Professors, die man im Kollegienheft hübsch schwarz auf weiß nach Hause getragen. So wußte er auch, daß es zur Vertiefung der Reue gar zuträglich sei, wenn die Diebin noch etliche Tage außer den Gewissensbissen auch die Furcht vor dem weltlichen Richter mit herumtragen würde — und er hatte ganz recht, wie sich später herausstellte.

Heute aber lobten die Beiden, Frau Werner und der Pfarrherr, den Herzenskundiger, der auch verborgene Dinge offenbaren kann, wie vor Zeiten schon Daniel erfahren und darob seinen Gott gepriesen hatte.

Die 100 Mark für die Heidenmission wurden noch an demselben Tage freudig ausgezahlt und Frau Werner, die nun ihres Bruders Tochter zur Gehülfin und Pflegerin hat, spricht noch oft mit ihrer Nichte von der Wunderkraft des Zauberstabes, welchen der Pfarrherr zu gebrauchen verstand. Wer aber kindlichen Glauben hat, der besitzt das Kleinod, welches Herzen lenkt, Thüren und Börsen aufthut, und auch wohl Berge versetzt. Denn es gibt noch andere Berge in der Welt, als bloß das Riesengebirge und die Alpen zc., und der Gebatete wird so gut wissen, was für Berge gemeint sind, als der Pfarrherr von ..... es gewußt hat und noch weiß.



## Die christliche Mission in Japan.

Mit einem Seitenblicke auf diejenige im römischen Reiche zur Zeit der Cäsaren

Von A. Palmhuber



**Die Verbreitung des Christenthums.**  
Der irländische Missionsinspektor Fleming Stevenson schildert einige in Japan erhaltene Eindrücke folgendermaßen: „Noch spät am Abend dieses schönen Sonntags begleitete ich meinen Gastwirth, einen der wohlwollendsten und selbstverleugnendsten Missionsarbeiter (Waddell), zu seiner letzten Sonntagsarbeit (in Tokio). Es war mehr eine Ansprache im Unterhaltungston, als eine Predigt. Der Versammlungsort war ein niedriges Zimmer, das sich auf eine enge, aber sehr belebte Straße öffnete, und in welches eine Inschrift auf der über dem Eingang hängenden Lampe alle Vorübergehenden einlud. Das Zimmer faßte ungefähr 60 Personen. Allerlei Leute traten ein und hockten auf dem mit Matten belegten Fußboden nieder, Männer, die von der Arbeit kamen (denn der Sonntag wird bloß in den Regierungsbureaus gefeiert), und Weiber mit Säuglingen an der Brust. Der ganze Raum war angefüllt, und auch vor der Thür sah man im Halbdunkel noch einen ganzen Haufen stehen. Von Zeit zu Zeit entfernten sich einige, ihr Platz wurde aber immer wieder von andern eingenommen. Zuerst sprach der Katechist, dann der Missionar. Alles schien aufzupassen, obgleich man bei der mangelhaften Beleuchtung wenig sehen konnte, als das Funkeln schwarzer Augen. Ein alter, 82jähriger Mann, auf den das Licht der Lampe hell fiel, war ganz eingenommen und glücklich. Er war ein Arzt gewesen und ein eifriger Anhänger des Confucius, hatte sich aber — nicht ohne Kampf — Christo ergeben und war am Sonntag vorher getauft worden. In seiner Nähe saßen drei Fuhrleute (die in einem Rollwagen Menschen schieben), die für sich und ihre Familie dringend um die Taufe gebeten hatten. Nachdem die Versammlung vorüber war, blieben noch Mehrere zu einem Gespräch, und es war spät, als wir endlich zur Ruhe gingen, wohl ermüdet, aber über die Massen dankbar.“

Einige der Gemeinden, welche ich gesehen hatte, gehören zu den größten und bedeutendsten in Tokio, aber an vielen andern Plätzen der Stadt waren ebenfalls christliche Gemeinden versammelt, ja über die Stadt hinaus, in den umliegenden Dörfern, fehlte es nicht an gottesdienstlichen Versammlungen. Es waren wohl zwanzig Stimmen, welche an diesem Sonntag im Umkreis der Stadt das selige Evangelium unseres Herrn verkündigten. Ohne Zweifel war die Zahl der Zuhörer an manchen dieser Predigtplätze klein genug, und die Zahl der nachdenklichen Zuhörer noch kleiner. Denn auch in der japanischen Mission fehlt es ebensowenig an Enttäuschungen, als in allen andern. Die Leute haben eine athenische Neugier, die aber gar schnell befriedigt ist. Sie sind von Haus aus sehr höflich und man darf daher nicht immer dem äußeren Anschein trauen. Gerade Diejenigen, welche Japan am gründlichsten kennen, scheinen zuweilen am wenigsten sanguinisch zu sein. Aber es war unmöglich zu vergessen, daß noch vor vier Jahren z. B. die Gemeinde, welche jetzt 175 Seelen zählt, aus nur acht Personen bestand; daß die meisten dieser Neubingefügten durch die eifrigen Bemühungen ihrer be-

kehrten Nachbarn und Freunde für Christum gewonnen wurden, und daß da, wo jetzt frei und öffentlich gepredigt wird, noch vor einem oder zwei Jahren die berühmten Ebitte hingen, welche dem Christenthum Feindschaft schworen bis zur Ausrottung. Ich erwog, wie in einer Kirche oder Kapelle um die andere die Botschaft, mit der ich gekommen, warmen Anklang bei Brüdern in Christo gefunden hatte, welche bis vor Kurzem den wahren und lebendigen Gott nicht gekannt hatten; und beim Einschlafen noch klangen mir die japanischen Töne unserer herrlichen Lieder und Psalmen in den Ohren, welche ich sie den Tag über hatte singen hören: ‚Jesus, Freund der Seelen,‘ ‚Ringe recht, ringe recht,‘ ‚Fels der Ewigkeiten,‘ und ‚Der Herr ist mein getreuer Hirt, Dem ich mich ganz vertraue.‘“

Nicht minder erfreulich ist Hrn. Stevenson's Schilderung eines in Kobe gefeierten Sonntags: „Es war brüderlich heiß, die Erlebnisse des Tages waren aber der Art, daß wir den Druck erst gegen Abend spürten. Zuerst besuchten wir eine Sonntagschule. Ein niedriges Zimmer, das nach der Straße zu offen und über diese nur zwei Fuß erhaben ist, dient als Schul- und Predigtlokal. Hier fanden wir mehrere Klassen von Lernenden um ihre Lehrer und Lehrerinnen geschaart. Dreizehn Männer z. B., alle der Mittellasse angehörig, d. h. Kaufleute und Handwerker, waren um einen japanischen Professor der Medizin versammelt, der an der höheren Regierungsschule in Kobe angestellt ist; eine andere Gruppe wurde von einem jungen Doktor unterrichtet. Mit den Kleinen war die Tochter des Vervalters eines benachbarten Edelmanns beschäftigt, und unter ihren 23 Pflegebefohlenen befand sich auch des Daimio Tochterlein, europäisch gekleidet und mit einem Strohhütchen auf dem Kopf. Es war lieblich, die zarten Kinderstimmen singen zu hören: ‚Jesus liebt mich,‘ ‚Jerusalem, du schöne‘ u. s. f. Nachmittags wurde in dem gleichen Zimmer ein Gottesdienst gehalten, zu welchem sich wohl 150 Personen in den engen Raum gedrängt hatten, während draußen die Leute noch reihenweis dastanden und zuhörten. Seither haben die Gemeinbeglieder das nöthige Geld aufgebracht, um ein passendes Stück Land zu kaufen und darauf eine nette Kapelle zu errichten, die 400 Menschen faßt.“

Wir haben uns nun das japanische Volk, seine Religion, seine neueren Bestrebungen und seine immer nähere Bekanntschaft mit dem Christenthum angesehen und dabei dankbar gefühlt gegen den Herrn der Welt, der sich wie vor Alters der heidnischen Völker so auch jetzt zu seiner Zeit mit unverrückter Treue der Japanesen annimmt, und ihnen Heil in seinem ewigen Sohn anbietet. Was aber unter den gebildeten Griechen und Römern Jahrhunderte zu seiner Ausbreitung brauchte, kann auch bei den Japanesen, die ganz ebenso ungeistlich sind, als jene, und auch nicht einmal ein Wort für „geistlich“ haben, nicht über Nacht zu Stande kommen. Darum pflichte ich auch denen bei, die den gegenwärtigen Stand der Mission in Japan nüchtern betrachten und sich eingestehen, daß bei allem bereits Geschehenen eben noch viel, sehr viel zu thun ist, und daß der Missionar im Feld wie seine Freunde in der Heimath alle Kräfte spannen müssen, das schöne Ziel, das sie sich in



Japan gesteckt haben, auch wirklich zu erreichen. Ein derartiger Beobachter äußert sich folgendermaßen:

„Den äußeren Apparat der europäisch-amerikanischen Civilisation haben sich die Japanesen wohl angeeignet. Ihre Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphie, Telephone und Gasanstalten, ja auch ihre Posteinrichtungen, ihr Polizei- und Münzwesen — das alles mag recht vollkommen sein; würde man aber z. B. einen Blick in all' die Millionen Briefe, Korrespondenzarten und Kreuzbandsendungen thun können, welche von den japanischen Verkehrsanstalten jährlich befördert werden, so würde man vielleicht staunen über den geringen geistigen Gehalt dieser Mittheilungen. Nett gebaut und zweckmäßig nach den besten Mustern ausgestattet sind auch die zahlreichen Regierungsschulen, vortrefflich auch manche der vorgezeichneten Schulbücher; in den Köpfen der Lehrer aber mag in den meisten Fällen noch herzlich wenig geistiges Eigenthum stecken, und die aus dem Ausland eingeführte Weisheit wird den Lernenden oft wohl nicht besser anstehen, als den japanischen Damen und Herren unsere europäischen Kleidermoden. Aehnlich mag's in den Kirchen und Kapellen aussehen. Den christlichen Gemeinden, die sich da zusammenfinden, wollen wir ja die Aufrichtigkeit und den Ernst keineswegs absprechen, daß sie sich bei ihrem Singen, Beten, Bibellesen und Predighören aber doch eben ziemlich andere Gedanken machen als eine gleich große Anzahl europäischer Christen, dafür hat man Beweise genug. Wenn ein methodistischer Missionar u. A. bemerkt, die Japaner seien bessere Hörer als Thäter des Worts, so ist das ja so gut wie selbstverständlich; wenn aber ein anderer

uns sagt, daß die meisten Japaner kaum ernstlich an Gott glauben, von der Sündigkeit der Sünde kaum eine Ahnung haben, an den christlichen Predigern nur deren vermeintliche Verstellungskunst bewundern, so deutet das doch auf eine Oberflächlichkeit und geistige Zerrüttung hin, die gewiß auch den zum Christenthum Uebergetretenen noch lange nachgehen wird. Die Japaner erziehen, ist das schwerste Stück der Missionsarbeit. Systematisches Arbeiten, Pünktlichkeit und Ordnung sind ihnen etwas Neues; man muß viel Ausdauer und Geduld mit ihnen haben. Es wäre auch gar nicht nöthig, dies ausdrücklich hervorzuheben, wenn nicht bei uns vielfach die Ansicht verbreitet wäre, als stünden die Japaner uns Abendländern geistig besonders nach und als würde voraussichtlich das Evangelium unter ihnen sehr schnell solidere Früchte reifen, als auf vielen anderen Missionsgebieten. Ach nein! es wird gerade in Japan noch manches sich als Holz, Heu, Stroh und Stoppeln erweisen, was wir aus der Ferne für vollen Weizen in den Aehren angesehen haben.“

Hiermit schließen wir diese Abhandlung. Möge auch hierdurch etwas zur Ehre Gottes und zur Förderung seines Reiches geschehen sein, und möge der geneigte Leser sich dabei erinnern, daß auch Japan miteingeschlossen ist in den großen Missionsbefehl des Herrn aller Arbeitsfelder: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin, und lehret alle Völker, und tauft sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes. Und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe.“

## Aus Straßburg.

Von G. Heinmiller.



Hieber Magazinmann! Da könnte es einem ja ganz „schwül“ werden, wenn man ein solches Bombardement, wie das von Herrn „Reintanz“ im Augustheft des Magazins, auf einen eröffnet wird (fürchten uns nicht so leicht. Edr.), trüge man nicht das gute Bewußtsein in sich, man ist im Recht und hat doch nicht so unüberlegt ins Blaue hinein geschrieben. Wenn jener Angriff nicht so viel „Geist“ (auf gut Deutsch: Sprit) befundete, würde ich mich auf eine eingehende Erwiderung einlassen. Erlaube mir aber anstatt dessen nur das Zeugniß eines Gelehrten über den „Suff“ und seine Wirkungen im Vaterland folgen zu lassen, den Herr R. wohl nicht als „Temperenzler“ verschreien wird.

Dr. Luthardt, ein nüchterner Mann und tüchtiger Apologet, den meisten Lesern des Magazins nicht unbekannt, soll also das Wort haben. In einem seiner im Winter 1880 in Leipzig gehaltenen Vorträge über die moderne Weltanschauungen und ihre praktischen Konsequenzen, redet er wie folgt:

„Vor Allem wird von allen wahren Freunden des Volkes Klage erhoben über die verderblichen Wirkungen, welche die allzugroße Freigebung des Wirthschafts betriebs hatte und hat. Denn die Wirthschaften haben sich dadurch ganz unverhältnismäßig gemehrt und in entsprechendem Maße auch das materielle, soziale und sittliche Verderben, das davon ausgeht. Ich führe nur einige statistische Notizen an, aus einer großen Zahl, die zur Verfügung steht. In den zehn Jahren von 1868 bis 1877 sind die Wirthschaften um 51

Prozent gewachsen. Das ist doch eine Zunahme, die über alles Maß hinausgeht. In Württemberg sind die Wirthschaften allein im Jahre 1877 auf mehr als 16,000 gestiegen, so daß schon auf 117 Köpfe eine solche Wirthschaft kommt, während es im Jahre 1858 (vielleicht 1868?) noch 181 waren. Allerdings bietet Württemberg die höchste verhältnismäßige Ziffer in Deutschland. In Baden kommt eine Wirthschaft auf 143, in Hessen auf 166, in Elsaß-Lothringen jetzt auf 120 Einwohner. Wein- und Bierwirthschaften zusammen hat Württemberg 20,496, d. h. 1 auf je 97 Einwohner! Der Konsum beträgt auf den Kopf jährlich 156 Liter Bier (ein Liter ein wenig mehr als ein Quart), und 30 Liter Wein, 4 Liter Obstmost, 4 Liter Brantwein. (In Norddeutschland ist der Brantwein-Konsum größer als in Süddeutschland. G. H.) In Baden wird ungefähr 90 Mal so viel vertrunken, als die an sich schon hohe Grundsteuer beträgt. Die Wirthschaften sind in den zehn Jahren von 1868 bis 1877 um mehr als 3000 gestiegen, von 5910 auf 8935. Während 1868 auf je 243 Köpfe eine Wirthschaft kam, so 1877 auf je 169, in manchen kleineren Städten aber schon auf je 59, 65, 73, 88, 90, 91, 93, 95 u. s. w. Einwohner! Während die Zahl der Fleischer sich gleich blieb, wuchs die der Brauer um ca. 150, die der Brantweinbrenner um ca. 2500! Welches Maß von nationalem Verderben, von wirthschaftlichen und moralischen thut sich darin auf! Welche Schädigungen des Familienlebens hat das übermäßige Wirthshaus-

leben, wie es besonders in Süddeutschland auch in den besseren Ständen Sitte ist, zur Folge! Von dem ertödtenden Einfluß auf das geistige Leben und den Charakter ganz zu schweigen. Wenn Luther über das Uebel der Trunkenheit unier seinen tollern, vollen Deutschen klagte, so ist dieses Uebel in den letzten Jahren ins Ungeheure gestiegen—in Folge der freien Konkurrenz. Denn jeder Wirth sucht natürlich den andern zu überbieten durch Anlockungen, die immer raffinirter und verführerischer werden. Und vollends die Gelegenheiten zu den Tanzvergönigungen, welche zum großen Theil Gelegenheiten auch zur sittlichen Verführung sind, und unsere unbewachte weibliche Jugend verderben! Es ist statistisch festgestellt, daß die Unzucht in den letzten Jahren in erschreckendem Grade gestiegen ist."

Nachdem der Redner eine Reihe von herzerschütternden statistischen Angaben macht über die Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit, fährt er folgendermaßen fort:

"Das ist eine wahrhaft erschütternde Predigt, welche die Zahlen uns halten. Die Zunahme gerade dieser Sünde hat viele Ursachen. Eine Hauptursache aber ist die Zunahme jener nichtsnutzigen Wirthschaften und Tanzvergönigungen. Mit dieser bösen Wirkung gehen andere verderbliche Folgen für das sittliche, wirtschaftliche und geistige Leben Hand in Hand. Die Strafanstaltsdirektoren von Rheinland-Westphalen wurden veranlaßt, sich gutachtlich darüber zu äußern, ein wie

großer Bruchtheil der in Gefängnissen und Strafanstalten Sitzenden dem Branntwein ihr Unglück und ihre Verbrechen zu verdanken habe. Das einstimmige Urtheil von sämtlichen Direktoren war, daß mindesten drei Viertel aller Gefangenen auf Grund der Folgen des Branntweins und des Wirthshauslebens in die Gefängnisse gekommen seien. Von den männlichen Kranken der Irrenanstalten sind in Deutschland 28 Prozent Trinker. Ferner mehr als die Hälfte der Kosten, welche die Kommunen in immer steigender Progression für Armenpflege aufbringen müssen, datirt aus dem Branntwein und dem Wirthshaus. Die Kosten der Gemeinden für Irrenhäuser, Zuchthäuser, Gefängnisse oder für provinziale Arbeitsanstalten kommen zum großen Theil auf Rechnung der Wirthshäuser. Es ist höchste Zeit, daß hier Schranken gezogen werden."

So weit Dr. Luthardt. Das dürfte auch dem gemüthlichsten Deutschen doch „zu gemüthlich“ sein. Es fiel uns nicht schwer, noch mehr solcher Zeugnisse herbeizubringen. Dies wird aber hoffentlich genügen. Sie sind werth in fetter Schrift gedruckt zu werden. Ja, ja! früher mag's nicht so schlimm gewesen sein, aber es hat sich seit früher ein manches Blatt im Vaterlande gewendet. Es wird nicht lange dauern, so wird man in Deutschland zu ähnlichen Maßregeln gegen die Unmäßigkeit greifen, wie in England und Amerika. Gebt Acht! Man hat schon den Anfang gemacht!

Strasburg, im September 1882.

## Die Sonntagsschule.

### Für Normalklassen.

#### XIX. Gebrauch der nöthigen Hilfsmittel.

Es stand zu erwarten, daß bei dem sorgfältigen, anhaltenden und umfangreichen Studium der Bibel zu aller Zeit viele religiöse Schriften erscheinen würden. Diese bibelklärenden Schriften haben in den letzten zehn Jahren sehr zugenommen, namentlich seit der Einführung der internationalen Reihenfolge der Sonntagsschullektionen (1872). Und dieser Umstand hat denn auch die Sonntagsschule mehr als je zu einer Bibelschule gemacht. Jeder Arbeiter, der sich in derselben betheiligt, muß studiren, muß sich mit Gottes Wort bekannt machen.

Sicherlich sollten wir dankbar sein, daß uns die Kirche so reichlich mit Hilfsmitteln versorgt, welche nicht nur sehr zweckentsprechend, sondern auch selbst dem Ärmsten zugänglich sind. Und welche wären wohl die Hilfsmittel für einen Sonntagsschularbeiter? Vorerst die Bibel; denn das ist doch einmal unbestreitbar wahr, daß man, um die Bibel verstehen zu lernen, dieselbe fleißig lesen und mit sich selbst vergleichen muß, und bildet sie so eine ausgezeichnete Hilfsquelle in sich selbst zu ihrem besseren Verständniß. Es ist schade, daß wir auf Grund vielfacher Beobachtung zu glauben Ursache haben, daß diese erste und beste Hilfsquelle von vielen S. S. Arbeitern allzuwenig benützt wird. Lesen und sorgfältiges, wiederholtes Vergleichen der Lektion mit andern ähnlichen Stellen, bringt oft mehr Licht, als das Lesen vieler Seiten in berühmten Commentaren. Natürlich sind auch Commentare und sonst exegetische Notizen unter die Hilfsquellen zu zählen. Es ist gut, wenn S. S. Arbeiter in den Umständen f. ad, sich

solche Werke beschaffen zu können. Es lohnt sich reichlich, dieselben nachzulesen, nur muß man sein eigenes, freies Urtheil und gesunden Verstand dabei zu gebrauchen wissen. Dann sind auch gute Predigten, die ja sonntäglich gehalten werden, eine treffliche Erkenntnisquelle, die sich S. S. Arbeiter zu Nuße machen sollten. Es ist durchaus zu empfehlen, sich hier und da wichtige Punkte aufzunotiren; und der Prediger sollte in unseren Tagen oft daran denken, was er seinen Mitarbeitern in der S. Schule alles schuldig ist. Wir lieben es, wenn der Prediger die Lektionen oder einen Theil derselben zuweisen zu seinem Texte wählt und dieselbe gründlich erklärt. Wo Normalklassen bestehen und regelmäßige Vorlesungen über den Studentkursus gehalten werden, da bilden diese Vorträge ausgezeichnete Hilfsquellen für den forschenden Arbeiter in der S. Schule. Man setzt zum Voraus, daß jene Vorträge gebiegen sind.

Dann sind gute Concordanzen und biblische Wörterbücher zu nennen und bestens zu empfehlen. Eine Concordanz hat folgende Vortheile: 1. Sie macht einem auf Bibelfstellen aufmerksam, von denen man nur eine schwache Vorstellung hatte. 2. Sie hilft einem Schrift mit Schrift zu vergleichen. 3. Sie ermöglicht es einem, die rechte Verbindung einer Bibelfstelle auszufinden. 4. Mit Hilfe der Concordanz lernt man auch den gewichtvollen Sinn mancher Stelle kennen, sobald einem ähnlich zu Gesicht kommen. 5. Gute Concordanzen erklären auch tausende von Bibelversen bündig und gut. Wir würden eine Concordanz so gebrauchen: 1) Nachdem man die Lektion gelesen, bezeichne man sich solche Wörter, die man nachzuschlagen wünscht. 2) In der Concordanz selbst zeichne man das Wort, welches man bereits untersucht.



3) Dann merke man sich auch Texte oder Theile von Texten, auf die man näher einzugehen wünscht. 4) Merke man sich die verschiedenartige Bedeutung und Anwendung eines und desselben Wortes. 5) Studire man mit Hülfe der Concordanz auch ganze Lehrpunkte, wie Fall, Versöhnung, Rechtfertigung und dergleichen. Nur wer Concordanzen so gebraucht, hat an ihnen eine wahre Hülfquelle. Später mehr.

### Was kann die S. Schule thun, der verderblichen Literatur entgegen zu wirken?

#### II.

1. Vor allen Dingen sollten die Lehrer und Beamten dahin wirken, daß sie das Zutrauen ihrer Schüler gewinnen. Haben sie dieses, dann können sie belehrend, ermahnend und helfend denselben beikommen. Ohne jenes Zutrauen wird schwerlich etwas ausgerichtet werden.

2. Sollten sie denn ihren Einfluß geltend machen und ihre Schüler warnen vor schlechter Literatur, und Lust und Liebe in ihnen zu erwecken suchen nach Gottes Wort und edler Lektüre. Der Lehrer kann hier viel thun.

3. Sollte die Schule hinreichend versehen sein mit unserer S. S. Literatur. Das Magazin obenan. Wo immer thunlich sollte der wöchentliche Kinderfreund nebst Lämmerweide gehalten werden.

4. Sollte die Schule eine gute, wohlausgesuchte Bibliothek unterhalten. Der Lehrer soll mit derselben bekannt sein und seinen Schülern solche Bücher in die Hand geben, die entsprechend sind.

5. Sollten Jugendvereine gebildet werden, allwo die jungen Leute sich versammeln zum Studium der Bibel und anderer nützlichen Unterhaltungen.

6. Sollte die S. Schule suchen, die Mithülfe der Eltern zu bekommen. Ohne die Hülfe der Eltern wird es der S. Schule nur selten gelingen, die verderbende Literatur fern zu halten.

O ihr theuren Eltern, wacht auf zu eurer Pflicht! Ihr rühmt von euren Kindern häufig, daß sie so viel lesen, und oft bis Mitternacht und noch länger dasitzen und lesen. Wißt ihr auch, was sie lesen? O seht doch nach!

7. Kein Opfer, meine Brüder und Freunde, das wir bringen, ist zu groß. Unsere Jugend will lesen, laßt uns sie daher reichlich mit dem allerbesten Material versorgen. Manche Leute sind zu geizig, die Blätter ihrer eigenen Kirche zu halten, den Kindern hin und wieder ein gutes neues Buch zu kaufen, oder einen „Christlichen Familienkalender“ in das Haus zu bringen. Man bekommt ja genug Blätter und Kalender beim Duzend umsonst. Sie sparen und sparen, um ihren Kindern ein großes Vermögen zu hinterlassen, und wissen nicht, daß sie gerade dadurch ihren Kindern Anlaß geben, sich nach anderem Lesestoff umzusehen; und zudem wird der Reichtum ihnen häufig ein Fallstrich zu ihrem Verderben. Laßt sie arbeiten und sparen, und sich selbst durch die Welt schlagen, wie wir auch, sie sind nicht besser, als wir. Spart und taret ja nicht in dieser Richtung. Was, wenn ihr auch einen Haufen Bücher habt, kauft nur andere neue, eins ums andere. Haltet mehrere Blätter, wenn ihr könnt, es trägt reichliche Interessen.

8. Laßt Prediger und Lehrer ein offenes Auge haben; laßt uns ja nicht gleichgültig sein in dieser Sache, Brüder. Die Gefahr ist groß und die Verantwortlichkeit noch größer. Ach, wie manches treue Elternherz bricht vor Kummer und Gram ob den Kindern, die durch böse Gesellschaft und böse Lektüre ruiniert wurden, in allerlei Laster verfielen und frühzeitig ins

Grab stürzten. Laßt uns beständig an der Arbeit sein. Der Feind schläft nie. Es thut noth, daß wir wachen, und beten: „Gott bewahre unsere Jugend vor schlechter Literatur. Amen.“

A. Bornheimer.

### „Weide meine Lämmer.“

Dieser Befehl ist ein wichtiger, großer. Das große Haupt, Christus, der König aller Könige, gab denselben, und er sollte somit auch erfüllt werden. Was faßt er in sich?

1. Faßt dieser Befehl Gehorsam in sich. Ein Gebot mag noch so gut sein seinem Inhalt nach, wenn es nicht durch Gehorsam von Seiten Derer, die es angeht, ausgeführt wird, so gereicht es ihnen selbst zum Schaden, und die Ehre dessen, der den Befehl gab, wird geschmälert. Kindlichen, ungesäumten Gehorsam faßt er in sich. „Gehorsam ist besser denn Opfer,“ sagt die Schrift.

Man bedenke, an wen dieser Befehl erging und heute noch ergeht, nemlich an die Diener des Herrn. Ein solcher weiß und will nichts anderes, als den ganzen Willen seines Meisters thun.

So wird also zuerst von Predigern dieser Gehorsam gefordert. Ja, an die geht der Befehl speziell. Es ist wahr, die große Mehrheit der Prediger kommt diesem Befehl privatim, im katechetischen Unterricht, in der S. Schule und auch auf der Kanzel nach, aber leider gibt es immer auch solche hie und da, die nicht gehorsam sind, die sich gar nicht, oder doch sehr wenig bekümmern, ob der Lämmer gedacht und ob die Ehre Gottes gerettet wird an den Kindern oder nicht. Gott gebe doch allen seinen Knechten diesen Gehorsam, nicht allein die Schaafe, sondern auch die Lämmer zu weiden!

2. Obiger Befehl erstreckt sich aber auch über die ganze Kirche, über alle Kinder Gottes, die einmal den großen Erzherzten und Bischof ihrer Seelen gefunden haben. Diese alle sollen dem großen Befehl aus innerem, reinem, göttlichem Lebenstrieb nachkommen. Die Eltern sollen ihre Kinder weiden in der Heimath durch Wort, Gebet, Lehre und Unterricht. Wäre mehr Willigkeit und Gehorsam vorhanden, dann wäre nicht so viel Mangel an S. Schullehrern, und die Schulen wären allgemein in einem besseren, thatkräftigen Zustand, beides finanziell und auch in Arbeitskräften.

„O, daß mein Volk auf meine Gebote merkte, so würde ihr Friede sein wie ein Wasserstrom, und ihre Gerechtigkeit wie die Meereswellen,“ ist auch hier anwendbar:

Denn Christen wissen anders nicht, Als auszuüben ihre Pflicht.

3. Faßt der Befehl Liebe in sich. Das war die Grundbedingung gegenüber Petri Verhältniß. Die Liebe zu Gott, diese brünstige, feurige Gluth, setzt der Sache Gottes die Krone auf. „Die Liebe Christi bringet uns also,“ war apostolischer Beweggrund. „Simon Johanna, hast du mich lieb?“ war die Frage in dem göttlichen Examen. Alle, die Jesum lieb haben von ganzem Herzen, für die hat er Arbeit, und die wollen arbeiten, und sie arbeiten, und ist ihnen nichts lieber und köstlicher, als die Lämmer Jesu zu weiden. Ohne Liebe schaffen wir nichts wahrhaft Gutes im Weinberg des Herrn. Kraft dieser Liebe kann man weiden. Die Liebe schlägt nicht, zwingt nicht, schilt nicht, zürnt nicht, erbittert nicht, sondern sie führt, lockt und reizt, hilft auf, trägt und unterstützt. Die Liebe ist die magnetische Kraft unter den Christenbekennern nach Joh. 13, 23.: „Dabei wird Jedermann erkennen, daß

ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.“ Jesus will auch seine Lämmer Niemand anders anvertrauen, als Solchen, die ihn lieben. Kraft dieser Liebe erreichen wir das Herz der Lämmer.

4. Kinder sind Jesu Lämmer, „meine Lämmer.“ 1) Kraft der Schöpfung. 2) Nach der Erlösung. Christus ist für sie gekommen, gestorben, hat sein Blut und Leben für sie gelassen, sie sind sein; sollen auch sein bleiben. Doch sind sie auch „unsere“ Lämmer. Lämmer sind zart, jung und empfänglich, darum diese Liebe.

5. Schließt der Befehl lebendigen Glauben in sich. Der Glaube, der durch die Liebe thätig ist; denn was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde; und um diesem Befehl nachzukommen, muß der Glaube das lebendige Prinzip sein; denn der Glaube an Gott gibt der Sache den rechten Stempel, das richtige Gepräge, es gefällt Gott wohl und sein Segen ruhet darauf.

6. Die Entwicklung, das Fortbestehen des Werkes Gottes und der Zuwachs unserer Gemeinden an vielen Orten. Wer die Lämmer vernachlässigt und versäumt recht zu weiden, hat bald keine Herde — keine Gemeinde mehr. Aus der Jugend soll das zukünftige Baumaterial für die Kirche gesammelt

werden. Sie sollen die entstandenen Lücken im Haus, in der Kirche und S. Schule ausfüllen. Diesem Gedanken sollte mehr Raum gegeben werden in unsern Gemüthern.

7. Faßt der Befehl die frühe Befehrung der Kinder in sich. Weil sie „Lämmer“ sind, so sind sie zart und empfänglich für das Gute. Gott fordert das Herz in der Jugend, er will die jugendlichen Kräfte und Gaben, ja die Blüthe des Lebens ihm geweiht wissen. „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend.“ „Die mich frühe suchen, finden mich.“ Die Jugend sind gerade die Charaktere, die süße Religion Jesu Christi an ihren Herzen zu erfahren und auch zu bewahren, und geben dem Werk Gottes den schönsten Schmuck und Zierde.

Gott soll verherrlicht werden durch die „Lämmer.“ Wohl ist es schön, wenn Alte fromm und heilig leben und Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten; aber mir kommt es vor, nichts geht über das Gebet, Lob und Dank, das dem Allerhöchsten gebracht wird von Kinderherzen, Kinderzungen und Kinderlippen. Mir dünkt, wenn je des Vaters Ohr im Himmel lauscht, so lauscht es der kindlichen, einfältigen Verehrung der „Lämmer.“ Denn er bereitet sich ein Lob aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge. Gott segne unser S. Schulwerk ins Ge-  
sammt! Amen.  
F. C. Gehr.

#### Viertes Quartal.

### Sonntagschul-Lektionen.

#### Christus vor dem hohen Rath.

#### 6. Lektion: Mark. 14, 55–72. — Sonntag den 5. November 1882.

55. Aber die Hohenpriester und der ganze Rath suchten Zeugniß wider Jesus, auf daß sie ihn zum Tode brächten; und fanden nichts.

56. Vielgaben falsches Zeugniß wider ihn, aber ihr Zeugniß stimmte nicht überein.

57. Und etliche standen auf, und gaben falsches Zeugniß wider ihn, und sprachen:

58. Wir haben gehört, daß er sagte: Ich will den Tempel, der mit Händen gemacht ist, abbrechen, und in dreien Tagen einen andern bauen, der nicht mit Händen gemacht sei.

59. Aber ihr Zeugniß stimmte noch nicht überein.

60. Und der Hohenpriester stand auf unter sie und fragte Jesus, und sprach: Antwortest du nichts zu dem, das diese wider dich zeugen?

61. Er aber schwieg stille, und antwortete nichts. Da fragte ihn der Hohenpriester abermal, und sprach zu ihm: Bist du Christus, der Sohn des Hochgelobten?

62. Jesus aber sprach: Ich bin's. Und ihr werdet sehen des Menschen Sohn sitzen zur rechten Hand der Kraft, und kommen mit des Himmels Wolken.

63. Da zerriß der Hohenpriester seinen Rock, und sprach: Was bedürfen wir weiter Zeugen?

64. Ihr habt gehört die Gotteslästerung; was dünket euch? Sie aber verdammeten ihn alle, daß er des Todes schuldig wäre.

**Haupttext:** Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt, und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem Scherer, und seinen Mund nicht aufthut. — Jes. 53, 7.

(Parallelen: Matth. 26, 59–75.; Luk. 22, 55–71.; Joh. 18, 17–27.)

**Erklärung.** — I. Die Untersuchung Jesu. Vers 55–65. Die bewaffnete Schaar und die Diener der Juden brachten unsern Herrn gebunden von Gethsemane. Es muß ein merkwürdiger Anblick gewesen sein, den Herrn der Welt, den Schöpfer aller Dinge, den König aller Könige in Fesseln zu sehen. Freiwillig, aus Liebe zu seinem Volk, und den Rathschluß des ewigen Vaters zu vollziehen, läßt Christus sich von seinen Hühnern

65. Da fingen an etliche ihn zu verspotten, und zu verdecken sein Angesicht, und mit Häuten zu schlagen, und zu ihm zu sagen: Weissage uns. Und die Knechte schlugen ihn ins Angesicht.

66. Und Petrus war danieden im Palast, da kam des Hohenpriesters Magd eine.

67. Und da sie sahe Petrus sich wärmen, schauete sie ihn an, und sprach: Und du warst auch mit dem Jesus von Nazareth.

68. Er leugnete aber, und sprach: Ich kenne ihn nicht, weiß auch nicht, was du sagest. Und er ging hinaus in den Vorhof; und der Hahn krähet.

69. Und die Magd sahe ihn, und hob abermal an zu sagen denen, die dabei standen: Dieser ist der einer.

70. Und er leugnete abermal. Und nach einer kleinen Weile sprachen abermal zu Petro, die dabei standen: Wahrlich, du bist der einer; denn du bist ein Galiläer, und deine Sprache lautet gleich also.

71. Er aber fing an, sich zu verfluchen und zu schwören: Ich kenne den Menschen nicht, von dem ihr saget.

72. Und der Hahn krähet zum andern Mal. Da gedachte Petrus an das Wort, das Jesus zu ihm sagte: Ehe der Hahn zweimal krähet, wirst du mich dreimal verleugnen. Und er hob an zu weinen.

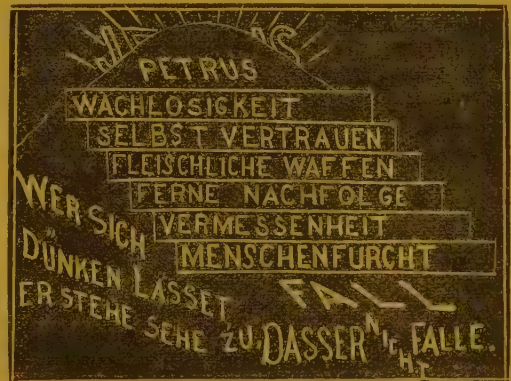
führen. Diese bringen ihn nach Joh. 18, 13. zuerst nach Hannas. Hannas war früher Hohenpriester gewesen, weiter war er der Schwiegervater des Kaiphas, der gerade Hohenpriester war, und mit dem er allem Anschein nach in einem Hause wohnte. Ohne Zweifel hatte dieser alte Sadducäer, „der Sünder von hundert Jahren,“ mehr mit der Verurtheilung Jesu zu thun, als man glaubt. Von Hannas brachten sie ihn



dann zu Kaiphas, in dessen geräumigen Sitzungssaal sich der ganze hohe Rath der Juden versammelt hatte. Dieser hohe Rath bestand aus siebzig Mitgliedern nebst dem Hohenpriester, welcher den Vorsitz führte. Die Mitglieder bestanden aus früheren Hohenpriestern, aus den Vorstehern der vierundzwanzig Priesterklassen und auserlesenen Schriftgelehrten. Die Aufgabe dieses hohen Rathes war, über die Reinheit der Lehre und des Gottesdienstes zu wachen und die Ordnungen Jehovahs unter dem Volke zu handhaben. Vor diesem hohen Tribunale steht unser Heiland. Sehr merkwürdig aber ist es, daß der hohe Rath selbst Zeugniß wider Jesum suchte. Die Ursache war, weil sich ungesucht nur Zeugniß für ihn, aber nicht wider ihn vorfand, und um sich beim Volke den Schein des Rechts zu geben, mußten Zeugen gegen ihn auftreten, nach deren Zeugniß der Rath urtheilen mußte. Hätten sie das Zeugniß seiner Bekannten genommen, so hätte dasselbe gelaute: Er hat Blinde sehend, Lahme gehend, Aussätzige rein, Todte lebendig gemacht und allen seinen Zuhörern die Wege der Tugend und Gottseligkeit gelehrt. Aber solches Zeugniß wollten sie nicht haben. Es sollten Zeugen sein, die ihn einer Uebelthat beschuldigten, welche vom ganzen hohen Rath verdammt wurde. Eine solche Anklage aber war nicht zu finden, denn nach dem Gesetze mußten die Zeugen einzeln verhört werden, und ihr Zeugniß mußte übereinstimmen, welches bei vielen falschen Zeugen nicht der Fall war. Weiter mußte es eine Klage sein, worüber sie sich einigen konnten. Denn was die Pharisäer für Unrecht hielten, galt vielfach bei den Sadducäern als Recht. Die Rathsversammlung befindet sich schon in peinlicher Verlegenheit, als noch zwei falsche Zeugen auftreten, die sagen: „Wir haben gehört, daß er sagte: Ich will den Tempel, der mit Händen gemacht ist, abbrechen“ u. s. w. Hier war Lasterung gegen das heilige und herrliche Haus des Herrn. Ueber diesen Punkt hätte der hohe Rath sich bald einigen können; allein auch das Zeugniß dieser beiden Zeugen stimmte nicht überein, so daß kein Gericht ein gültiges Urtheil darnach fällen konnte. Selbst der Hohenpriester ist noch nicht unbesonnen genug, daraufhin ein richterliches Urtheil zu fällen. Diese Auslage war eine Verdrehung der Worte Jesu (Joh. 2, 19.), somit eine infame Lüge. Wenn nun solche Lügner nicht einmal vor dem Richterstuhl der Juden bestehen konnten, wie werden dann die Zuhörer und Beschauer vor dem Richterstuhl Christi bestehen? Bewunderungswürdig ist bei diesem ganzen Vorgange das Verhalten Christi. Er war still, wie ein Lamm. Unter falschen Beschuldigungen ist dies das beste Mittel, dieselben abzuweisen. Möchten doch alle Kinder Gottes ihrem Heiland in dieser Hinsicht nachfolgen! Im Gegenheil bewahrheitet sich oftmals das Sprichwort: „Wer Pech angreift, beschuldigt sich.“ Diese Stille, die nur Jesu unschuld noch klarer darstellt, ist jedoch dem Kaiphas unerträglich. Als Jesus auch auf seine ersten Fragen keine Antwort gab, erhob er sich über seinen Gefangenen, wie ein brüllender Löwe über sein Opfer. Er fühlte, daß das ganze Verhör ein totaler Fehlschlag war. Krampfhaft raß er daher seine Würde wieder auf, hüllte sich in die Gravität seines Amtes und spricht: „Bist du Christus, der Sohn des Hochgelobten?“ Diese Frage wurde mit einem heiligen Schwur bekräftigt (siehe Matth. 26, 63.), und sie hatte ihre Wirkung, denn Jesus redete. Die Antwort Jesu war von großer Bedeutung für alle kommenden Generationen, und sie ist ein klares Zeugniß von seiner Gottmenschheit. Obgleich er wußte, daß die Bejahung dieser Frage ihm sicheren Tod bringe, so gab er in Vers 62. ein klares Bekenntniß seiner Gottessohnschaft. Das Jawort auf die Frage des Hohenpriesters war gegeben. Der hohe Rath hätte jetzt untersuchen sollen, ob er die Wahrheit redete. Ihr Gesetz verlangte, daß man das Thun eines Menschen zuvor prüfe, ehe man ihn richtet (Joh. 7, 51.). Hiernach hätten sie sein Leben und Thun nach dem Zeugniß der Schrift prüfen sollen. Die Fragen wären somit gewesen: Wo ist er geboren? Was ist sein Geschlecht? Hat er Wunder gethan? War sein Leben untadelhaft? Aber keine solche Fragen machte der Rath. Sein Bekenntniß wurde als Gotteslästerung angesehen, ohne vorher geprüft worden zu sein. Das Urtheil des ganzen hohen Rathes, mit Ausnahme des Joseph von Arimathea und Nicodemus (Luc. 23, 50. 51.; Joh. 7, 51.), war: Er ist des Todes schuldig. Raum ist das „Schuldig“ über ihn ausgesprochen, so fällt auch gleich der ganze Anhang dieses hohen Rathes über ihn her, wie ein grimmiger Tiger, der seine Beute ergascht. Um ihre äußerste Verachtung gegen ihn kund zu thun,

spielten sie ihren Unflath und Geiſer in sein heiliges Angeſicht. In ihrer Wuth ballen ſie die Fäuste und ergreifen ihre Knüttel und ſchlagen auf ihn ein. Aber dies befriedigt ihre ſatanische Luſt noch nicht; auch wider ſeine Meſſiaswürde und ſein Prophetenthum wird der bitterſte Spott gerichtet. Sie verbinden dem ſtillen Dulder die Augen, ſchlagen ihn dann ins Angeſicht und ſprechen: „Weißage uns, Chriſte, wer iſt es, der dich ſchlug?“

II. Petri Verleugnung. Vers 66–72. Das Leiden Chriſti vor dem hohen Rath wurde noch vermehrt durch die Verleugnung Petri. Dieſe Verleugnung war eine dreifache. Es iſt merkwürdig, daß Petrus, dieſer willensſtarke Jünger, ſeinen Herrn ſo entſchieden verleugnete. Es waren jedoch verſchiedene Urſachen hierfür vorhanden. Erſtens war es die Stunde der Macht der Finſterniß, welche die geiſtigen Kräfte Petri auf unbegreifliche Weiſe lähmte. Es überfiel ihn eine mehr als menſchliche Verſuchung. Zweitens vertraute Petrus zu viel in ſeine eigene Kraft und befolgte nicht die Mahnung Chriſti: „Wachet und betet!“ Drittens begab ſich Petrus ohne Noth in Gefahr. Er ging ohne Befehl Jeſu unter deſſen Feinde. Die Verleugnung ſelbſt war eine willensweiſe. Zuerſt leugnete er nur, daß er Jeſum kenne (Mark. 14, 68.); zweitens ſchwur er dazu (Matth. 26, 72.); und drittens bekräftigte er ſeine Lüge noch mit Fluchen (Mark. 14, 71.). Petri Fall war ein tiefer; aber derſelbe war kein geplanter, kein überlegter. Er entſprang nicht aus Bosheit; ſondern aus der eignen Schwachheit. Was Petrus zur wahren Beſinnung brachte, iſt der zweite Hahnſchrei und der Liebesblick ſeines Herrn. Wie er ſeinen Fall erkannte, ſah er nur einen Weg vor ſich; dieſer Weg aber war nicht der Weg der Verzeiſung, wie bei Judas, ſondern der Weg der tieſten Beugung vor Gott. Er verließ ſogleich die gottloſe Geſellſchaft, um im Gebet und in Thränen vor Gott Frieden zu ſuchen.



**Wandtafelklärung.** — Wir haben auf dieſer Tafel den Fall Petri veranſchaulicht. Wir ſehen zunächſt, daß der Fall durch verſchiedene Urſachen (Stufen) hervorgerufen wurde. Gut iſt es, wenn man dieſe nacheinander hinſchreiben und mit der Schule durchgehen kann. Das Ganze (die Stufenleiter) verdeckt dem Petrus ſeinen „Jeſus“, und nur noch der Anſangs- und Schlußbuchſtabe des Wortes ſind bemerkbar. Bezeichnend! Ja, Wachloſigkeit, Selbſtvertrauen u. verdecken Jeſum in der That! Wer da ſtehet, der ſehe zu, daß er nicht falle.

**Lehre.** — 1. Es gibt keine gegründete Klage gegen Chriſtenthum, gegen Chriſtenthum und gegen die Bibel; alle Klagen dagegen widerſprechen ſich ſelbſt. — 2. Die herrlichſten Wahrheiten, wenn ſie unrecht gedeutet werden, gelten als Läſterung. — 3. Das Stillſchweigen Chriſti iſt ein deutlicher Beweis für die Schuld der Welt, welche er trug, und für ſeine eigne Unſchuld, welche ſeiner Vertheidigung bedurfte. — 4. Es gibt Zeiten, wo ſtille zu ſein, das Beſte iſt. Es gibt aber auch Zeiten, wo wir die Wahrheit bekennen müſſen, wenn ſelbſt der Tod darauf folgt. — 5. Die Verleugnung Petri lehrt uns 1. die Verdorbenheit und Schwäche unſeres eignen Herzens, gegen die wir bei allen beſſeren Gefühlen und Vorſätzen ſtets machſam und bedenkend ſein müſſen; 2. wie auch der tiegefallene Sünder wieder zu Gnaden kommen kann.

**Für Lehrer.**—Wir haben in der heutigen Lektion zwei Prüfungen. 1. Die Prüfung Jesu vor dem hohen Rathe (Vers 55–65.), und 2. Die Prüfung Petri von der Macht der Finsterniß. Man sollte hierbei zeigen 1) wie die Prüfung Jesu geführt wurde, 2) was dieselbe offenbarte, 3) wie dieselbe endigte. Weiter betrachte man, wie Petrus seine Prüfung nicht bestand, was die Ursachen hiervon waren, was ihn zur Besinnung brachte, und wie er sich nach seinem Fall verhielt.

**Kleinkinderklasse.**—Auf dem Bilde des Kleinkinderlehrers wird uns der Hahn als der Verkläger Petri dargestellt. Man lasse die Kleinen hierbei beantworten: 1. wegen was derselbe Petrum verklagte, 2. welche Wirkung diese Anklage bei Petro hatte. Weiter zeige man ihnen, daß Gott jedem Menschen einen Verkläger gegeben hat, wenn er Unrecht thut. Es ist das Gewissen. Mögen wir doch recht genau auf dessen Warnungen hören!

**Illustration.**—Verleugnung Christi, wie strafwürdig. — Vor vielen Jahren, als das californische Goldfieber ausbrach, verließ ein junger Ehemann seine Gattin und seinen kleinen Knaben und ging nach Californien. Er sagte seiner Gattin, daß er sie mit dem kleinen Knaben so bald als möglich nach-

kommen lassen werde. Nach langem Warten kam auch ein Brief mit dem Geld an die Gattin, das sie nach der fernen Küste bringen sollte. Sie ging mit ihrem Knaben nach New York und nahm auf einem Dampfer Passage. Aber sie waren noch nicht lange zur See, als an einem schönen Tage auf einmal der Ruf: „Feuer! Feuer!“ erscholl. Alle Bemühungen, die Flammen zu löschen, waren vergebens, und so wurden die Rettungsboote herunter gelassen, welche sich mit den stärksten der auf dem Schiff anwesenden Personen füllten. Unter den Zurückgelassenen war jene arme Mutter und ihr Sohn. Das letzte Rettungsboot und mit ihm ihre letzte Hoffnung stieß ab. Sie bog sich über das Schiff und bat die Matrosen, ihren Knaben und sie aufzunehmen. Ihr anhaltendes Flehen bewog den Kapitän eins von den Beiden aufzunehmen. Die Mutter umarmte sodann ihren lieben Sohn, schloß ihn fest ans Herz, hob ihn über Bord, und als sie ihn hinabgleiten ließ, sagte sie: „Mein Sohn, sage deinem Vater, daß ich an deiner Statt starb.“ Was würdest du, mein Vater, von diesem Sohne sagen, wenn er sich seiner Mutter schämen würde oder unehrerbietig von ihr reden? — Was aber soll von dir gesagt werden, wenn du dich weigerst, Dem das Herz zu geben, der dich mit seinem eignen Blut erkaufte?

## Christus vor Pilatus.

### 7. Lektion: Markus 15, 1–15. — Sonntag den 12. November 1882.

1. Und bald am Morgen hielten die Hohenpriester einen Rath mit den Ältesten und Schriftgelehrten, dazu der ganze Rath, und banden Jesum, und führten ihn hin, und überantworteten ihn Pilato.

2. Und Pilatus fragte ihn: Bist du ein König der Juden? Er antwortete aber, und sprach zu ihm: Du sagest es.

3. Und die Hohenpriester beschuldigten ihn hart.

4. Pilatus aber fragte ihn abermal und sprach: Antworteft du nichts? Siehe, wie hart sie dich verklagen.

5. Jesus aber antwortete nichts mehr, also, daß sich auch Pilatus verwunderte.

6. Er pflegte aber, ihnen auf das Osterfest einen Gefangenen loszugeben, welchen sie begehrten.

7. Es war aber einer, genannt Barrabas, gefangen mit den Aufrührern, die im Aufzuge einen Mord begangen hatten.

8. Und das Volk ging hinauf, und bat, daß er thäte, wie er pflegte.

9. Pilatus aber antwortete ihnen: Wollt ihr, daß ich euch den König der Juden los gebe?

10. Denn er wußte, daß ihn die Hohenpriester aus Reid überantwortet hatten.

11. Aber die Hohenpriester reizten das Volk, daß er ihnen viel lieber den Barrabas los gäbe.

12. Pilatus aber antwortete wiederum, und sprach zu ihnen: Was wollt ihr denn, daß ich thue dem, den ihr schuldiget, er sei ein König der Juden?

13. Sie schrien abermal: Kreuzige ihn.

14. Pilatus aber sprach zu ihnen: Was hat er Uebels gethan? Aber sie schrien noch vielmehr: Kreuzige ihn.

15. Pilatus aber gedachte dem Volk genug zu thun, und gab ihnen Barrabas los, und überantwortete ihnen Jesum, daß er gegeißelt und gekreuzigt würde.

**Haupttext:** Er war der Allerberachtetste und Unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. — Jes. 53, 3. (Parallelen: Matth. 27, 1. 2. 11–26.; Luc. 23, 1–25.; Joh. 18, 28–40.)

**Erklärung.**—I. Die Anklage vor Pilatus. — Vers 1–5. Das Ende unserer letzten Lektion war, daß unser Heiland von dem hohen Rathe wegen seines Bekenntnisses des Todes schuldig erklärt wurde. Ein Todesurtheil, das Geltung hatte, konnte derselbe jedoch erst fällen, nachdem die Sonne aufgegangen war. Am Freitag Morgen, wie soeben der Tag angebrochen war, befand sich daher schon das hohe Concil wieder beisammen und sprach das in der Nacht fertig gemachte Todesurtheil über ihren Gefangenen aus. Kaum war dies geschehen, so wurde Christus vom Sitzungssaale des hohen Rathes über den Tempelberg in nördlicher Richtung zum Palast des Landpflegers Pilatus geführt. Nach der Tradition geschah dieses mit einem Strid um den Hals und mit Fesseln um die Hände. Dies stimmt auch mit der Weissagung Jesajas: „Er ist wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt.“ Die Ursache, warum der hohe Rath ihn zu Pilatus führte, war eine doppelte. Erstens war ihnen die Macht, das Todesurtheil zu vollziehen, genommen. Es bedurfte hierzu der Bestätigung des Landpflegers. Zweitens wollte hiermit auch der hohe Rath der Verantwortlichkeit vor dem Volke entgehen sein und sie auf Pilatum legen. Der Mann, zu dem man unsern Herrn führte, war Pilatus. Aus Lucas 3, 1. erhellt, daß derselbe schon beim Auftreten Johannis des Täufers Landpfleger in Judäa war. Er verwalte dieses Amt etwa 10 Jahre. Er wird uns als ein ungläubiger, kalter, grausamer und doch schwacher Charakter geschildert. Er haßte die Juden, weshalb er auch in Cäsarea seinen festen Wohnsitz

hatte und nur nach Jerusalem kam, wenn ihn Geschäfte dahin riefen. Es wird erzählt, daß seine innere Stimmung sich von Jahr zu Jahr mehr verbüßerte, seine Härte und Halbherzigkeit nahm beständig zu, welches Viele seinem anlagenden Gewissen, wegen der an dem Heiligen in Israel begangenen Ungerechtigkeiten zuschrieben. Im letzten Regierungsjahr des Kaisers Tiberius wurde er wegen verübter schwerer Bedrückung seines Amtes entsetzt und als Verbannter nach Gallien verwiesen, wo er sich selbst das Leben nahm. Die Anklagen, welche die Juden gegen Jesum erhoben bei Pilatus, waren: „Diesen finden wir, daß er das Volk abwenbet, und verbeut, dem Kaiser den Schoß zu geben, und spricht: Er sei Christus ein König.“ (Siehe Luc. 23, 2.) Es scheint jedoch Pilatus legte wenig Gewicht auf die ersten beiden Anklagen. Er fragte Christum nur wegen der letzten also: „Bist du der Juden König?“ Pilatus war nicht in Unwissenheit über die existierende Hoffnung auf einen Messias unter den Juden. Er hatte vielleicht auch gehört von dem Einzug Christi in Jerusalem. Und da dies die Juden als Hauptanklage brachten, so suchte er Klarheit hierüber. Die Antwort Christi: „Du sagest es,“ ist eine feste Bestätigung seines Königthums. Die Antwort Jesu als Vertheidigung (Joh. 18, 34–38.) ist, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Diese Vertheidigung war vollkommen, wie Pilatus sagt: „Ich finde keine Ursache an diesem Menschen.“ (Luc. 23, 4.) Ja, diese feste Ueberzeugung hatte Pilatus während des ganzen Verhörs. Die Ursachen, warum Christus auf alle verschiedenen Klagen keine weitere Antwort gab,



welches den Pilatus in Erstaunen setzte, sind: 1. Waren die Anklagen falsch; 2. waren sie arglistig; 3. wäre eine Verteidigung nutzlos gewesen; 4. war er gekommen, den Willen des Vaters zu thun.

11. Die Wahl zwischen Jesus und Barrabas.—Vers 6–15. Pilatus befindet sich in einer sehr peinlichen Lage. Er hatte Jesus schon nach Herodes gesandt, um auf diese Weise seine Hände frei zu haben; aber Herodes sandte ihn wieder zurück. Endlich kommt ihm ein glücklicher (?) Gedanke. Er erinnert sich: Die Juden haben eine Gewohnheit (zwar nicht auf göttliche Anordnung) am OSTERFESTE irgend einen Verbrecher aus seiner Kerkerhaft frei zu bitten. Diese Gewohnheit soll Jesus die Freiheit bringen. Er wählt sich den wüsthsten Gefangenen, den Rebellen und Mörder Barrabas und stellt ihn neben Jesus vor das Volk, und fragt: „Welchen wollt ihr?“ u. s. w. Pilatus wurde hierauf von seinem Weibe in seiner Rede unterbrochen. (Siehe Matth. 27, 19.) Diese Unterbrechung, welche die Traumbotschaft dem Pilatus bereite, benutzten die Hohenpriester, das Volk für Barrabas zu gewinnen. Wie Pilatus nun zur Entscheidung rief, bat der ganze Haufe um Barrabas. Pilatus befand sich jetzt scheint's in der größten Verlegenheit, und in seiner Verwirrung macht er die in Vers 12 erwähnte Frage: „Was wollt ihr denn?“ u. s. w. Viele gleichen noch in unseren Tagen dem Pilatus. Sie wissen nicht, was mit Jesu zu machen; sie handeln nach dem Urtheil der Menge und ihrer Gönner. Dieses Urtheil aber ist gewöhnlich, wie hier: „Kreuzige ihn!“ Pilatus machte Miene, weiter zu reden, er fragte, warum er denn gekreuzigt werden solle; aber wildes Geschrei übertönt seine Stimme. Der Einfluß des Volkes bestimmt Pilatus, Jesus zu geißeln und zu kreuzigen. Das Geißeln war eine schreckliche Zerfleischung und Zerschlagung des Rückens mit einer aus Riemen geflochtenen Geißel. Die Wahl zwischen Jesu und Barrabas hat jedoch noch eine tiefere Bedeutung. Sie trägt die Ueberschrift: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir in ihm würden die Gerechtigkeit Gottes.“ Wir sind Barrabas. In seiner Rettungsgeschichte spiegelt sich die unsere. Christus hat aus Liebe zu uns Stellen mit uns gewechselt, damit wir glücklich würden.

Lehre. — 1. Die Vereinigung der Juden und Heiden in der Beurtheilung Christi sollte beider Sünde offenbaren, und beide versöhnen zu einem Leibe mit Gott und miteinander. — 2. Die Unschuld Christi wurde am herrlichsten offenbar: 1) durch sein eigenes Schweigen; 2) durch das Gewissen seines Richters; 3) durch die widersprechenden Zeugnisse seiner Feinde und durch deren Bitte. — 3. Jeder Mensch hat eine verhängnißvolle Wahl zu machen zwischen Christo und der Sünde, zwischen dem reichsten Gnadenspender und einem Räuber, zwischen dem Friedenskönig und dem Empörer, zwischen dem Fürsten des Lebens und dem Mörder von Anfang. Wie wählst du, lieber Leser? —

Für Lehrer. — Der praktische Gegenstand dieser Lection ist: Die Wahl zwischen Jesu und Barrabas. Man zeige zuerst die Würde und Unschuld Jesu, wie sie sich offenbaren in dem Verhör Christi, in seiner Verteidigung, in dem Urtheil des

Pilatus, in dem Schweigen Jesu und dem Geschrei seiner Feinde. Zweitens zeige man den Charakter des Barrabas, als Empörer und Mörder. Drittens beschreibe man die Wahl zwischen Beiden: 1) wie das Volk der Juden wählte; 2) wie Pilatus wählte; 3) wie wir wählen sollen. Viertens schildere man, daß jeder Mensch wählen muß, und wie wichtig diese Wahl ist.

Kleinkinderlasse. — Die Lection ist treffend illustriert durch ein Kreuz und die beiden Namen: Jesus, Barrabas. Die Bedeutung ist diese: Das Kreuz stellt uns die Strafe für die Sünde dar. Jesus ist unschuldig; Barrabas aber schuldig. Einer von ihnen sollte an das Kreuz. Die Frage ist jetzt wer? Man zeige hierbei, wie Barrabas die ganze gottlose Menschheit darstellt, und wie Jesus, unser Heiland, für uns am Kreuze litt.

Illustration. — Stellvertreter. — Einer meiner Bekannten stand einmal auf einem gefrorenen Teich und sah einen Knaben, mit dem das Eis gebrochen war, soeben ins Wasser fallen. Er eilte sogleich hinzu, um ihn heraus zu ziehen. Er hielt ihn fest, und schrie mit lauter Stimme: „Hier ist er! hier ist er! ich habe ihn gerettet!“ Aber gerade in demselben Augenblick sank er selbst unter und ward längere Zeit nicht gesehen, bis er endlich eine Strecke weiter todt zum Vorschein kam. O, so ist es mit meinem Jesus. Meine Seele war am Ertrinken. Von seiner erhabenen Himmels Höhe sah er, wie ich im Begriff war, bis in die Hölle hinunter zu sinken. Er warf sich hinein in den Strudel und rettete mich. — (Spurgeon.)



Wandtafelklärung. — Hier sind nicht viele Worte nöthig. Der unschuldige, unbefleckte Sohn Gottes wird verkannt, verfolgt, verleumdet und endlich verurtheilt. Wer war es, der ihn so behandelte? Um wessen willen erduldet Jesus das Alles? Wie ist es heute? Verkennst du ihn nicht? Wählst nicht die Welt heute, wie die Juden damals? Das sind alles Fragen, die sich über die Lection leicht machen lassen. Studire, lieber Sonntagschularbeiter!

## Christus verspottet und gekreuzigt.

### 8. Lection: Markus 15, 16–26. — Sonntag den 19. November 1882.

16. Die Kriegsknechte aber führten ihn hinein in das Nichts, und riefen zusammen die ganze Schaar;

17. Und zogen ihm einen Purpur an, und flochten eine dornene Krone, und setzten sie ihm auf;

18. Und sungen an ihn zu grüßen: Begrüßet seist du, der Juden König!

19. Und schlugen ihm das Haupt mit dem Rohr, und verspotteten ihn, und fielen auf die Kniee und beteten ihn an.

20. Und da sie ihn verspottet hatten, zogen sie ihm den Purpur aus, und zogen ihm seine eigenen Kleider an, und führten ihn aus, daß sie ihn kreuzigten;

21. Und zwangen einen, der vorüber ging, mit Namen Simon

von Kyrene, der vom Felde kam (der ein Vater war Alexandri und Rufus), daß er ihm das Kreuz trüge.

22. Und sie brachten ihn an die Stätte Golgatha, das ist verdolmetschet Schädelstätte.

23. Und sie gaben ihm Myrrhen im Wein zu trinken; und er nahm's nicht zu sich.

24. Und da sie ihn gekreuzigt hatten; theilten sie seine Kleider, und warfen das Loos darum, welcher was überkame.

25. Und es war um die dritte Stunde, da sie ihn kreuzigten.

26. Und es war oben über ihn geschrieben, was man ihm schuld gab, nemlich ein König der Juden.

Haupttext: Sie haben meine Hände und Füße durchgraben. — Ps. 22, 17.

(Parallelen: Matth. 27, 27–37.; Luk. 23, 26–34.; Joh. 19, 2. 3. 16–24.)

**Erklärung.**—Nachdem die in der letzten Section erwähnte Geißelung an Jesu vollzogen war, lösen die Kriegsknechte den von Todespein durchzuckten Dulder von dem bluttriefen den Marterpfahl und führen ihn hinein in das Nichtthaus. Die Geißeln, unter deren wüthigen Streichen vielfach die Missethäter in Ohnmacht sanken oder selbst starben, haben ihre Dienste gethan an Christus; und die Kriegsknechte suchen nach neuen Mitteln, ihn zu quälen. Die ganze Schaar von 300—600 Mann wird herbei gerufen, um jetzt ihren Spott mit dem Heiligen in Israel zu treiben. Sie ersinnen, wie sie meinen, einen wüthigen Plan, ihre satanische Lust zu befriedigen. Krummacher sagt: „Ein alter abgetragener Purpurmantel, einst die Bekleidung eines römischen Kohortenführers, wird herbei gebracht. Diesen wirft man ihm über den von tausend Wunden durchzuckten Rücken, und weiß sich vor Freude nicht zu fassen über diesen, wie man meint, wüthigen und sinnreichen Einfall. Hierauf bricht man Zweige von einem mit langen spitzen Nadeln bewehrten Stechdornbusche und sticht sie zu einem Kranz zusammen, den man ihm als Krone auf das heilige Haupt drückt. Um aber das Bild des „Spottkönigs“ zu vollenden, gibt man ihm als Scepter einen Hohnstab in die Hand und führt dann, nachdem man ihn also ausgestaffet, unter gellendem Hohngeflächter, eine satanistische Huldigungsfeier vor ihm auf. Die Knechten beugen ihm ihre Knie, und schreien: Begrüßet feist du, der Juden König! Mit satanischer Frechheit treten sie ferner vor ihn hin, speien ihm ihren Unflath ins Angesicht; und, um das Maß der Schreden voll zu machen, entreißen sie ihm hierauf den Stecken und schlagen ihn aufs dorngekrönte Haupt, daß die Stacheln des grausigen Kranzes tief in den Schädel dringen, und das Angesicht des leutseligen Sünderfreundes über und über in hellem Blute schwimmt. Großer Gott! welch ein Auftritt! O Schauer ohne Beispiel, ohne Namen!“

Hier ist noch zu bemerken, daß nach dem Bericht (Joh. 19. 4. 5.) Pilatus einen abermaligen Versuch machte, Jesum frei zu sprechen. Aber das Gekrei: „Kreuzige, kreuzige ihn!“ bewog den feigen Richter das endgültige Urtheil des Todes über ihn zu verhängen. Sein anklagendes Gewissen suchte er durch Ceremonie des Händewaschens als Beweis seiner Unschuld (?) am Blute dieses Gerechten zu befriedigen. Der Herr war jetzt aus den Händen des Richters in die Krallen der Henkernknechte übergeben. Diese entblößen ihn zuerst, ziehen ihm seine eigenen Kleider wieder an und führen ihn zur Stadt hinaus nach Golgatha. Der Kreuzigungsort war außerhalb der Stadtmauer (siehe Ebr. 13, 11. 12.). Es war dies der merkwürdigste Zug, der je durch die Straßen Jerusalems gewandert war. Voran marschirte ein bewaffnetes Corps zu Fuß und zu Roß; dann, von ihren Henkern umgeben, die drei Verurtheilten, die nach Römerritte alle ihr eigenes Kreuz zu tragen hatten; hinter diesen kamen die bürgerlichen und kirchlichen Autoritäten der Nation, und endlich die Masse des Volks.

Eine Strecke weit ist Christus mit seinem Kreuze gewandelt, da wird den Kriegsknechten bange, er möge ihnen auf dem Wege sterben, und sie legten es daher einem Simon von Kyrene auf. Dieser Simon war wahrscheinlich als ein Anhänger Jesu bekannt, weshalb ihn dieses Loos traf. Die Tradition meldet, daß Jesus unter seinem Kreuze zusammengebrochen sei. Sie erzählt weiter, daß ihn der Jude Abasverus von seinem Hause, an welches er sich anlehnte, trieb. Die Strafe hierfür sei, daß Abasverus unstät und ruhelos in der Welt umherziehen müsse, und nicht sterben könne, bis Christus wiederkomme. Weiter berichtet die Tradition, daß die Jungfrau Veronika zu ihm heran trat und mit mitleidiger Hand sein blutiges Antlitz trocknete, und der Herr ihr zum Dank sein Bild in ihrem Tüchlein zurückließ. Die Wahrheit hiervon ist die: Der Abasverus, der ewige Jude, ist das Volk Israel selbst, welches heimatlos umherirrt bis zur Wiederkunft Christi. Das Bild des Herrn wird uns ins Herz gedrückt, wenn wir im Glauben sein Heil erlangen und uns in Liebe mit ihm verbinden.

Die Hinausführung nach Golgatha wurde so schnell, wie möglich, betrieben. Die Ursache war das herannahende Osterfest, an welchem die Hingerichteten vom Kreuz genommen sein mußten. Der Ort der Kreuzigung war Golgatha, d. h. Schädelstätte. Diesen Namen hat derselbe wahrscheinlich, weil es ein runder, kahler, schädelartiger Hügel war. Nach etlichen Bibelauslegern wird er auch so geheißen, wegen der vielen Schädel, die sich hier befanden; denn es war der gewöhnliche

Nichtigungsplatz für Uebelthäter. Als man auf Golgatha angekommen war, reichten sie Jesum, der sehr dürstete, einen betäubenden Trank. Dies war vielfach der Gebrauch bei der Hinrichtung, um den Duldern die Schmerzen zu nehmen. Derselbe wurde sogar auf Syr. Sal. 31, 6. gegründet. Jesus aber nahm diesen Trank nicht an, weil er mit hellem Bewußtsein leiden und sterben wollte.

Es war um die dritte Stunde, von Morgens 9 12 Uhr, da sie ihn kreuzigten. Der Tod am Kreuze war der schrecklichste, den ein Uebelthäter erleiden konnte; er war höchst schmerzhaft und so schimpflich, daß man diese Schande keinem römischen Bürger zufügen durfte, so groß sein Verbrechen auch immer war.

Die Kreuzigung geschah auf folgende Weise: Das Kreuz, welches aus einem Pfahle und Querbalken **T** **†** oder aus zwei Balken **X** bestand, wurde entweder zuerst aufgerichtet und dann die Füße und Hände des Missethäters angenagelt, oder aber es wurde auf die Erde gelegt und nach Annagelung des Missethäters aufgerichtet. Um fest zu stehen, wurde das Kreuz etliche Fuß in den Boden versenkt.

Die Kleiderheilung zeigt, daß Christus nach dem gekreuzigt wurde. Der Hock, bei dessen Verührung so viele gesund geworden waren, wurde verlost. Es war der Gebrauch bei den Römern, die Ursache des Todes über das Haupt der am Kreuze Hängenden zu schreiben. Dies geschah auch bei Christo. Die Ueberschrift: „Dies ist der Juden König,“ in den drei großen Hauptsprachen der damaligen civilisirten Welt, stempelt Christum noch am Kreuze zum König aller Könige. Hier auf Golgatha hat er ein ewiges Königreich gegründet.



**Wandtafelserklärung.**—Hier bilden wir hauptsächlich ab, wie der Erzfeind der Menschheit, der Satan, versteht sich durch seine Diener, seinen Grimm der Hölle entflammen und wider Jesum losläßt. Dieser Ingrimm zeigt sich in dem Spott, dem Aerger, dem Toben, dem Angriff auf Jesu Leben, in der satanischen Niedertracht und endlich darin (Schwert), daß man Jesum tödtet. Kurz, was nur die Hölle Böses zu erfinden im Stande war, übte sie an dem Heiligen Gottes aus. Merkwürdig!

**Lehre.**—1. Die Section zeigt so recht die erniedrigte in Gottlosigkeit verunkunte menschliche Natur, welche die Kriegsknechte repräsentiren. Sie suchen ihre Grausamkeit auszuüben an Einem, den sie für einen hilflosen und freundlosen Mann hielten, daß er unschuldig war.—2. Sie zeigt uns auch das erhabenste Exempel von Sanftmuth, Geduld und heroischer Ausdauer in Leiden und dem größten Unrecht.—3. Die Ursache solches Benehmens war, eine glühende Liebe zu uns und volle Ergebung in den göttlichen Willen.—4. Unsere Sünden sind es, welche dem Erlöser die Dornen in sein heiliges Haupt getrieben, die ihn gequälten, ins Angesicht gespieen, verhöhnet und ans Kreuz gebracht haben.—5. Alle Sprachen und Völker können unter dem Scepter Christi volles Heil und ewige Ruhe genießen.

**Kleinkinderklasse.**—Der Kleinkinderlehrer bildet die Verspottung Christi den Kleinen treffend ab. Da ist zum 1. die Dornenkrone, welche man Christum zum Spott, und um ihn zu quälen, aufsetzte. Man zeige hierbei, wie die Dornen in sein Haupt eindrangen und es ganz blutig machten. Der 2. Ge-



genstand des Bildes ist das Kreuz. Darauf sollte die Aufmerksamkeit der Kleinen besonders gelenkt werden. Dann frage man die Klasse, warum Christus so verspottet und gegeißelt wurde &c.

**Illustration.** — „Was hat er denn Uebels gethan?“ — Kazainaf, ein Räuberhauptmann, der die Gebirge von Grönland durchstrich und unsicher machte, traf eines Tages einen Missionar in einer Hütte, im Begriff das Ev. Johannes zu überlesen. Er fragte ihn, was er da mache. Der Missionar erklärte ihm, daß durch Zeichen, die er da niederzuschreibe, ein Buch reden könne. Hierauf wollte er wissen, was das Buch denn zu sagen habe. Der Missionar las ihm nun die Geschichte vom Leiden

Christi vor, worauf er erstaunt fragte: „Was hat er denn Böses gethan? Hat er vielleicht Jemand geraubt oder getödtet?“ Die Antwort war: „Nein, er hat kein Unrecht gethan.“ „Und warum mußte er denn so leiden und sterben?“ „Höre mich an,“ sagte der Missionar. „Obzwar dieser Mann nichts Böses begangen hat, so hat doch Kazainaf Böses gethan. Er hat Niemand beraubt; Kazainaf aber sehr Viele. Er hat Niemand getödtet; aber Kazainaf hat beide, seinen Bruder und sein Kind, ermordet. Jesus hat leiden müssen, damit Kazainaf nicht ewig sterben müsse.“ „Sage mir Solches noch einmal,“ bat der erstaunte Räuber. Und der hartherzige Uebelthäter ward zu den Füßen des Gekreuzigten gebracht.

## Christi Tod am Kreuz.

### 9. Lektion: Mart. 15, 27–37. — Sonntag den 26. November 1882.

**27.** Und sie kreuzigten mit ihm zweien Mörder, einen zu seiner Rechten und einen zur Linken.

**28.** Da war die Schrift erfüllt, die da sagt: Er ist unter die Uebelthäter gerechnet.

**29.** Und die vorüber gingen, lästerten ihn, und schüttelten ihre Häupter, und sprachen: Psui dich, wie sein zerbrichst du den Tempel, und bauest ihn in dreien Tagen.

**30.** Hilf dir nun selber und steig herab vom Kreuz.

**31.** Desselbigen gleichen die Hohenpriester, verspotteten ihn unter einander, sammt den Schriftgelehrten, und sprachen: Er hat andern geholfen, und kann ihm selber nicht helfen.

**32.** Ist er Christus, und König in Israel, so steige er nun

**Haupttext:** Welcher unsere Sünden selbst gesopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz. — 1. Petri 2, 24.

(Parallelen: Matth. 27, 39–50.; Luc. 23, 33–46.; Joh. 19, 25–30.)

**Erklärung.** — Wir treffen in unserer heutigen Lektion den Herrn des Himmels am Kreuze. Aus seinen heiligen Wunden träufelt ein Purpuregen durch die Lust und benezt die Marterstätte und Henkernechte. Doch in diesem rothfarbenen Thau liegt eine unergründliche Wunderkraft. Durch ihn wird die Wüste zum blühenden Lustgarten, das Erfrorene erwärmt, das Tödtte lebendig. Beim Anblicke dieser heiligen Fluth findet der zitternde Sünder einen Frieden, der alle Vernunft übersteigt, das besleckte Herz wird rein, wie das Licht der Sonne. Aus demselben strahlt uns das Gnadenantlitz Gottes in dessen ganzen Fülle entgegen; die Sünde ist darin getilgt wie eine Wolke und die Missethat wie der Nebel.

Vers 27, 28. Alle vier Evangelisten legen besondern Nachdruck darauf, daß unser Herr zwischen zwei Uebelthätern gekreuzigt wurde. Diese beiden Uebelthäter waren vielleicht Genossen des Barrabas. Daß Christus in deren Mitte gekreuzigt wurde, sollte zeigen, er sei der schlimmste von allen dreien. Auf diese Weise berührte er das Leben der Menschen auf seiner gesunkensten Stufe, um es von dort zur ewigen Herrlichkeit Gottes zu erheben. Welch große Mission, welche er sogleich an einem der Schwächer in Kraft setzte. Marcus erwähnt dies noch besonders, weil dadurch eine Weissagung Jesajas erfüllt wurde (siehe Jes. 53, 12.)

Vers 29–32. Wie Christus ans Kreuz genagelt war, öffnet sich sein Mund, und er spricht sein erstes Wort. Es war ein Wort für seine Mörder, die Hütte: „Vater, vergib ihnen!“ u. s. w. Man muß denken, die satanische Lust, Jesu zu quälen, sei mit der Kreuzigung bei allen seinen Feinden gefühlt gewesen. Es kommt fast nie vor, daß ein gerichteter Uebelthäter noch verspottet war. Der Gerechte aber, an dem Pilatus keine Schuld fand, muß auch noch diesen Kelch trinken. Anstatt über sein vom Kreuze fließendes Blut und seine zur Buße lodenden Worte zu erschrecken, vermehrt sich nur noch ihr Haß. Das Volk, von ihren Obersten aufgeschwungelt, spricht die alte lügenhaftige Beschuldigung der falschen Zeugen nach und verwandelt sie in bittere Satyre.

Am boshaftesten aber ist der Spott der Volksobersten. Sie sprechen: „Andern hat er geholfen und kann sich selber nicht helfen.“ Dieses zeigt uns, daß sie noch am Kreuze seine Wunder nicht leugnen konnten; aber durch diese Worte wollten sie im Herzen des Volkes Zweifel erwecken über die Echtheit seiner

vom Kreuz, daß wir sehen und glauben. Und die mit ihm gekreuzigt waren, schmäheten ihn auch.

**33.** Und nach der sechsten Stunde war eine Finsterniß über das ganze Land, bis um die neunte Stunde.

**34.** Und um die neunte Stunde rief Jesus laut, und sprach: Eli, Eli, lama asabihani? Das ist verdolmetschet: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

**35.** Und etliche, die dabei standen, da sie das hörten, sprachen sie: Siehe, er ruft den Elias.

**36.** Da lief einer, und füllte einen Schwamm mit Essig, und steckte ihn auf ein Rohr, und tränkte ihn, und sprach: Salt, laßt sehen, ob Elias komme, und ihn herab nehme.

**37.** Aber Jesus schrie laut, und verschied.

hat an seinem Leibe auf dem Holz. — 1. Petri 2, 24.

Wunder. Als Zeichen seiner Gottessohnschaft solle er vom Kreuze steigen, ein Messias nach ihrem fleischlichen Sinn werden.

Als nun die Ströme des bitteren und unmeniglichen Spottes von allen Seiten her über das Haupt des Gottmenschen sich ergossen, da fingen auch nach Matthäus und Marcus, die zwei Uebelthäter an, ihn zu schmähen. Bewunderungswürdig aber ist es, daß sich die Liebe des sterbenden Erlösers ins Herz des einen Schwächers Bahn brach, seine Feindschaft in Freundschaft verwandelte, aus einem fluchbeladenen Sünder ein seliges Kind Gottes und Mitgenossen seiner Herrlichkeit machte.

Das Spotten dauert fort, bis die Sonne den Scheitelpunkt des Himmels überschritten hatte. Kaum aber war dies geschehen, so begann sich der Glanz der Himmelkönigin zu trüben; eine schauerliche Finsterniß, die sich bis drei Uhr Nachmittags beständig mehrte, breitete sich über das ganze Land. Spott und Hohn verstümmt jetzt; Schrecken und Angst ergreift die Feinde Christi; aber auch in Jesu Herzen wird es dunkel. Schweigend arbeitet seine reine Seele unter diesem Schauer des Gerichts, dann bricht er in die Worte aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Diese Finsterniß, welche keine gewöhnliche Sonnenfinsterniß war, weil man Vollmond hatte, verkündigte der Menschheit, daß das Licht der Welt, welches bei seiner Geburt die Nacht erhellte, in den Tod sank, daß der Fürst der Finsterniß seine Gewalt ausübt und Gott Gericht hält. Jesus, die Sonne der Gerechtigkeit, verlor seinen leuchtenden Schein, nemlich die Empfindung seiner ewigen Gottheit, um empfinden zu können die Schrecken des Gerichts für die Sünden der Welt. Jedoch die Sonne blieb Sonne, ob auch drei Stunden ohne sichtbare Strahlen; Jesus blieb Gottes Sohn, ob auch drei Stunden ohne empfindbaren Besitz seiner Herrlichkeit. Das Auge bleibt Auge, auch wenn es das Augenlid herabläßt. Der Vorhang des Fleisches aber ist eben das Augenlid, welches der Heiland über das Auge seiner ewigen Gottheit herabließ, allewege in den Tagen seines Fleisches, völlig dort in Gethsemane und jetzt auf Golgatha.“ (Nast's Commentar.)

Da die Worte „Eli“ und „Elias“ sehr ähnlich lauten, so können wir annehmen, daß sein Ruf mißverstanden wurde, und die umstehenden Juden wirklich besorgten, Elias möchte

erscheinen. Die Schrecken des Herzens, die schon die Finsterniß gewirkt hatte, suchten sie durch die spöttelnde Bemerkung: „Siehe, er ruft den Elias“, zu verbergen und zu verschleiern. Gleich hierauf rief dann Christus: „Mich dürstet!“ Auf diese Worte lief einer im Drange des Mitleids hin und füllte einen Schwamm mit Essig, mit dem sauren Soldatenwein der Kriegsknechte, steckte ihn auf ein Rohr von einer Hopfplanze und trankte den Herrn. Nach Matthäus sagten hierauf die Umstehenden: „Halt, laß sehen“ u. s. w. Nach Markus aber sagte es der Mann selbst, der Jesum trankte. Wir haben dieses so zu verstehen: Die Umstehenden sprachen zu Dem, der Jesum trankte: „Halt, laß sehen, ob Elias komme und ihm helfe!“ Sie wollten es nicht haben, daß Jesus diesen Labetrunk haben sollte, sondern Elias sollte ihm helfen. Dieser Mann aber erwiderte: „Halt!“ laßt mich ihn tranken, und dann wollen wir sehen, ob Elias ihn vom Kreuz nimmt. Hierauf rief dann Jesus seine beiden letzten Worte: „Es ist vollbracht,“ und: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist,“ und verschied.

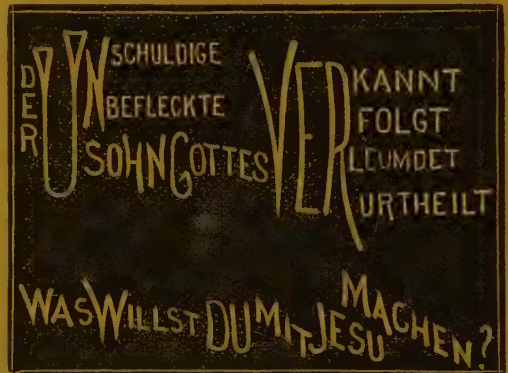
**Lehre.** — 1. Das Kreuz Christi offenbart die Sündenschuld und Heilsbedürftigkeit des Menschen. — 2. Das Kreuz Christi offenbart die Liebe Gottes in der Dahingabe des eingebornen Sohnes. — 3. Das Kreuz Christi offenbart uns den Werth des Menschen, da Gott einen so kostbaren Preis für ihn bezahlte, um ihn zu erlösen. — 4. Das Kreuz Christi offenbart uns die volle Niederlage der Macht der Finsterniß unter deren scheinbaren Triumph. — 5. Das Kreuz Christi offenbart uns die Heiligkeit Gottes, in dessen Gegenwart wir uns nicht nahen dürfen ohne Veröhnung durch das Blut Christi. — 6. Das Kreuz Christi liefert uns den höchsten Beweggrund, die Sünde zu hassen und unsere Herzen Gott zu weihen.

**Für Lehrer.** — Der Lehrer nehme als Gegenstand der Lektion den Tod Christi am Kreuz. Zuerst schildere er die dem Tod Jesu begleitenden Ereignisse: 1. Er befand sich zwischen zwei Uebeltätern; 2. er wurde noch am Kreuze verspottet; 3. die Natur hüllte sich dabei in Finsterniß. Zweitens betrachte man die sieben Worte Jesu, welche er kurz vor seinem Tode rebete. Dieselben sind der Reihenfolge nach zu finden: Luc. 23, 34. 43.; Joh. 19, 26. 27.; Mark. 15, 34.; Joh. 19, 28. 30.; Luc. 23, 46. Drittens richte man die Aufmerksamkeit der Schüler auf die Ursache des Todes Christi, und was uns durch seinen Tod geoffenbart und erworben ist.

**Kleinkinderklasse.** — Der Tod Christi ist den Kleinen hübsch veranschaulicht im Kleinkinderlehrer. Die Hauptsache bei Er-

klärung dieses Bildes sind die Worte: „Für mich.“ Man zeige hierbei, wie Christus nicht für sich selbst, sondern für uns starb. Sodann, daß wir es im Glauben als für uns geschehen annehmen müssen.

**Illustration.** — Das that ich für dich! — Was thust du für mich? Graf Jinsendorf fand im Zimmer eines Wirthshauses in der Lausitz ein Kreuzigt an der Wand, meinte aber, daß die Wirthsleute wenig Acht darauf hätten. Kurz vor seiner Abreise schrieb er unbemerkt in einem Halbtrefe oben darüber: „Das that ich für dich!“ und darunter hin: „Was thust du für mich?“ Nach einiger Zeit fiel diese Schrift der Wirthin auf, die davon so erschüttert wurde, daß sie in Thränen ausbrach. Sie rief ihren Mann, und auch er ward sehr ergriffen. Beide sanken auf ihre Kniee. Nach einer Weile erst konnten sie ausrufen: „Gott segne den, der uns dies zum Heil schrieb! Was wir nie gethan haben, das wollen wir nun thun!“ Und sie gaben sich küssend die Hände darauf, daß sie von nun an dem Herrn in rechter Treue nachfolgen wollten.



**Wandtafelklärung.** — Jesus — Golgatha. Sieh' hier, liebe Sonntagschule, was Jesus auf Golgatha mir und dir Alles erworben hat. Gehe die Punkte einzeln durch, und du wirst mit Erstaunen auch ausrufen mit deinem Heiland: **Vollbracht**, vollbracht der Menschheit Erlösung! Möchten wir uns diese Himmelsgüter alle zueignen!

## Sonntagschul-Sectionen für 1883.

### Erstes Quartal.

#### Januar.

#### Haupttext.

7. Die Himmelfahrt Christi, Apg. 1, 1-14.....Apg. 1, 9.  
14. Die Ausgießung des heiligen Geistes, Apg. 2, 1-16.....Apg. 2, 4.  
21. Die gläubige Gemeinde, Apg. 2, 37-47.....Apg. 2, 41.  
28. Die Heilung des Lahmen, Apg. 3, 1-11.....Jes. 35, 6.

#### Februar.

4. Der Fürst des Lebens, Apg. 3, 12-21.....Ev. Joh. 1, 4.  
11. In keinem Andern Heil, Apg. 4, 1-14.....Apg. 4, 12.  
18. Christlicher Zeugnismuth, Apg. 4, 18-31.....Röm. 8, 31.  
25. Ananias und Sapphira, Apg. 5, 1-11.....Sprüche 12, 22.

#### März.

4. Erneute Verfolgungen, Apg. 5, 17-32.....Apg. 5, 29.  
11. Die sieben Almosenpfleger, Apg. 6, 1-15.....Apg. 6, 3.  
18. Der erste christliche Märtyrer, Apg. 7, 54-60. und 8, 1-4.....Offb. 2, 10.  
25. Wiederholung (oder Mächtigkeitslection), Matth. 24, 45-51.....Luk. 21, 34.

### Zweites Quartal.

#### April.

1. Simon, der Zauberer, Apg. 8, 14-25.....Apg. 8, 21.  
8. Philippus und der Kämmerer, Apg. 8, 26-40.....Apg. 8, 39.  
15. Saul's Befehung, Apg. 9, 1-18.....Apg. 9, 18.

22. Saul predigt Christum, Apg. 9, 19-31.....Haupttext. Gal. 1, 23.  
29. Petrus thut Wunder, Apg. 9, 32-43.....Apg. 9, 34.

#### Mai.

6. Petrus predigt den Heiden, Apg. 10, 30-44.....Apg. 10, 45.  
13. Die Ausbreitung des Evangeliums, Apg. 11, 19-30.....Apg. 11, 21.  
20. Herodes und Petrus, Apg. 12, 1-17.....H. 34, 7.  
27. Paulus und Barnabas in Cypern, Apg. 13, 1-12.....Apg. 13, 2.

#### Juni.

3. Paulus und Barnabas in Antiochien, Apg. 13, 13-16 und 43-52.....Apg. 13, 49.  
10. Paulus und Barnabas in Ikonien und Lystra, Apg. 14, 1-18.....Apg. 14, 3.  
17. Ende der ersten Missionsreise, Apg. 14, 19-28.....Matth. 28, 19.  
24. Wiederholung (oder Programm für den S. S. Tag).—

### Drittes Quartal.

#### Juli.

1. Josua, Moses Nachfolger, Josua 1, 1-9.....Eph. 6, 10.  
8. Israel geht über den Jordan, Josua 3, 5-17.....Jes. 43, 2.  
15. Auf dem Gefilde Jericho's, Josua 5, 10-15 und 6, 1-5.....Jes. 11, 30.  
22. Israels Niederlage zu Ai, Josua 7, 10-26.4. Mos. 32, 28.



29. Die Vorlesung des Gesetzes, Haupttext.  
Josua 8, 30-35.....5. Mos. 30, 19.

## August.

5. Die Freistädte, Josua 20, 1-9.....Jeh. 6, 18.  
12. Josua's Lebensabend, Josua 24, 14-29.....Jos. 24, 15.  
19. Israel verläßt den Herrn, Richter 2, 6-16.....Richter 2, 12.  
26. Gideon's Heer, Richter 7, 1-8.....Richter 7, 20.

## September.

2. Simson's Tod, Richter 16, 21-31.....Ri. 68, 35.  
9. Ruth und Naemi, Ruth 1, 14-22.....Ruth 1, 16.  
16. Die betende Mutter, 1. Sam. 1, 21-28.....1. Sam. 1, 28.  
23. Der junge Samuel, 1. Sam. 3, 1-19.....1. Sam. 3, 9.  
30. Wiederholung (oder Mäßigkeitslection),  
Habakuk 2, 12-17.....Habakuk 2, 15.

## Viertes Quartal.

## October.

7. Eli's Tod, 1. Sam. 4, 10-18.....1. Sam. 3, 13.  
14. Samuel als Richter, 1. Sam. 7, 3-17.....1. Sam. 7, 12.

21. Israel begehrt einen König, 1. Sam. 8, 1-10.....Ps. 118, 9.  
28. Saul zum König erwählt,  
1. Sam. 10, 17-27.....1. Sam. 10, 24.

## November.

4. Samuel's Abschiedsrede,  
1. Sam. 12, 13-25.....1. Sam. 12, 24.  
11. Saul verworfen, 1. Sam. 15, 12-26.....1. Sam. 15, 22.  
18. David zum König gesalbt, 1. Sam. 16, 1-13.....Ps. 89, 20.  
25. David und Goliath, 1. Sam. 17, 38-51.....1. Sam. 17, 47.

## December.

2. Saul, David's Feind, 1. Sam. 18, 1-16.....1. Sam. 18, 14.  
9. Jonathan, David's Freund,  
1. Sam. 20, 32-42.....Spr. 18, 24.  
16. David schont seinen Feind,  
1. Sam. 24, 1-17.....Matth. 5, 44.  
23. Saul's und Jonathan's Tod,  
1. Sam. 31, 1-13.....Spr. 14, 32.  
30. Wiederholung,.....1. Sam. 15, 22.

## Hinterstübchen.

**Menschen und Maulwürfe.** — Jener hochberühmte römische Feldherr und Naturforscher Plinius, der ein Zeitgenosse des Apostels Johannes war, hat sehr seine Beobachtungen über die Thierwelt angestellt. Unter Anderm erzählt er uns von dem Maulwurf: *Moriendo incipit oculos aperire*, das heißt: „Im Tode erst thut er allmählig seine Augen auf.“ Und diese Sache verhält sich wirklich also. Der Maulwurf hat seines Berufs wegen verschlossene Augen sein Leben lang; erst indem er stirbt, reißt er seine kleinen schwarzen Augen weit auf, schaut in die Welt hinein und zum Himmel hinauf. — Wievohl nun der Maulwurf weder um seiner Schönheit, noch um seiner Nützlichkeit willen ein beliebtes Thierlein ist unter uns Menschen, so möge es doch erlaubt sein, zu bemerken, daß die meisten Menschenkinder, nach Gottes Bilde geschaffen, es ganz ebenso machen wie er. Auch von ihnen gilt, daß sie meistens erst im Tode die Augen, nemlich die inwendigen Augen, recht aufthun. Dann erst, wenn es nun bevorsteht, Zeit und Welt zu verlassen, dann erst wird ihnen der Staaß gestochen, — dann erst lernen sie unterscheiden, was etwas ist, und was nichts ist, was Eitelkeit ist und was Herrlichkeit, — dann erst wenden sie sich hinauf zu den unversieglischen Quellen des ewigen Lebens und merken zu ihrem Entsetzen, daß sie bis dahin, wahnsinnigen Thoren gleich, dem Schein und Trug und Tand sind nachgelaufen. Ja, dann erst werden die, die sich so viel dünken mit ihrer Klugheit, wahrhaft klug in dem Sinne, wie Moses Psalm 90, 12. es meint. So spät erst suchen sie die Mittel gegen den Tod und die Wege zum ewigen Leben!

**Neue Kranksuppe.** — Doktor, zur Bauer's Frau: „Euer Mann ist ja heut viel schlechter — was habt Ihr ihm zu essen gegeben?“ — Bäuerin: „Nichts als Hühnersuppe, die der Herr Doktor angeordnet haben!“ — Doktor: „Ja, wie habt Ihr denn die Hühnersuppe gemacht?“ — Bäuerin: „Zwei Händ von Heublumen, a Bißl Haber und dann an Löffel Mehl hab ich auch noch dazu gethan, wie man halt für die jungen Peneln a Hühnersuppe macht; — g'schmeckt hat's ihm freilich nicht; aber's sollt ja Hühnersuppe sein!“

**Pharao's Traum.** — Gesprächsweise bemerkte Jemand, daß er aus der biblischen Geschichte den Traum des Pharao nicht begreifen könne, da es nicht möglich sei, daß 7 magere Kühe 7 fette Kühe verzehren, ohne daß man es ihnen ansehe. Ein anwesender Kaufmann sagte: „Ich konnte es auch nicht begreifen, bis ich mir eine Frau nahm. Ich hatte zur Zeit mehr als sieben große, dicke Cassa- und Handelsbücher, und meine Frau hatte ein einziges ganz kleines Wirthschaftsbuch. Am Ende des Jahres aber hatte das kleine Buch alle meine großen, dicken Bücher aufgezehrt, und man sah es ihm auch nicht an. Seit dieser Zeit glaube ich an den Traum des Pharao.“

**Begräbniß zur See.** — Auf einem Walfischfahrer starb mitten auf dem Ocean der farbige Koch, und die Leiche sollte

mit allen Ceremonien und in feierlichster Weise ins Meer versenkt werden. Der Leichnam war auf einem Brett befestigt und in eine Facke eingehüllt, die Mannschaft stand im Sonntagstaat um denselben herum, und der Capitän stellte sich an das Kopfende und fing in feierlicher Weise an, die üblichen Todtengebete vorzulesen, während das monotone Anschlagen der Schiffsglocke der ganzen Scene einen feierlichen, melancholischen Anstrich verlieh. Die ganze Mannschaft stand auf dem Verdeck, bis auf den einen Matrosen, der sich oben im Mastkorb befand. Feierlich und würdevoll klang die Stimme des Capitäns durch die stille Luft, da aber ertönte plötzlich vom Mastkorbe aus das Signal, daß ein Walfisch in Sicht sei; im selben Moment legte auch der Capitän das Gebetbuch fort, ergriff sein Fernglas und sprang das Takelwerk hinauf, und als er von dort aus ebenfalls das Herannahen der willkommenen Jagdbeute bemerkte, commandirte er: „Alle Mann fertig! — Macht die Boote klar! — Werft den Nigger über Bord!“ — und so geschah es auch.

**In der Beichte.** — Pfarrer (beim schwer erkrankten achtzigjährigen Wastel): Nun, Wastel, hast du jetzt Alles gesagt, was dein Gewissen belastet?

Wastel: 'I' muant' schon, — nur Dans geht mer no' manchmal im Kopf 'rum.

Pfarrer: Nun, so sag's mir, Wastel!

Wastel: No, i' hab' halt, wia i' 20 Jahr' alt g'wesen bin, a' Deandl gern g'sehn, und a' Kamerad von mir aa. Da san mer amal auf'm See g'fah'n und da hab' i' eam halt 'naus-g'schmiss'n, und da hab' i' mir jetzt scho' manchmal denkt, ob eam net am End' do' 'was passirt is, weil i' ihn seit der Zeit nimma g'seh'n hab'.

**Erprobtes Mittel.** — Um Schmeizerkäse vor dem Schimmeligwerden zu bewahren, nimmt man den frischen Käse, wäscht ihn sauber ab, thut ein Stück Butter und einen Brodlaib dazu und setzt das Ganze drei Handwerksburgen vor. Der Käse wird dann gewiß nicht schimmelig.

**Ein Religionsstifter.** — Ein französischer Gelehrter kam gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf den Gedanken, statt des altmodischen Christenthums eine neue Religion zu stiften, mußte jedoch die Erfahrung machen, daß der Andrang zu seiner Gemeinschaft sehr gering war. Er beklagte sich darüber bei dem bekannten Staatsmann Talleyrand, der ihm sagte: „Ja, eine neue Religion einführen ist keine Kleinigkeit. Doch ich könnte Ihnen einen Weg empfehlen, auf dem es Ihnen wohl gelingen möchte.“ „Und welches wäre der?“ fragte der Philosoph. „Es wäre dieser“, antwortete Talleyrand; „gehen Sie her und thun Sie Wunder, heilen Sie allerlei Krankheiten, wecken Sie Tote auf und dann lassen Sie sich freustigen und begraben, und stehen Sie am dritten Tage wieder auf. Wenn Sie das Alles gethan haben, dann mögen Sie Ihren Zweck erreichen.“ Diesen Rath hatte der Religionsstifter, der

viel auf ein behagliches Leben hielt, nicht erwartet, und die Ausföhrung desselben mochte ihm wohl etwas schwierig vorkommen; betroffen und ohne noch ein Wort zu sagen, schlich er von dannen.

**Der barmherzige Samariter.** — Lehrer in einer Dorfschule: So, liebe Kinder, lautet also die Geschichte von dem edelmüthigen Mann, der zu den verachteten Samaritern gehörte. Was würdet ihr z. B. thun, wenn ihr einen armen Gemüthskranken halbtodt am Wege fändet?

Beängstigende Stille herrscht in dem Schulzimmer. Endlich hebt sich ein dünnes Aermchen, zum Zeichen, daß sein glücklicher Besitzer, der sechsjährige Gottlieb, eine Antwort gefunden hat.

Lehrer aufmunternd: „Nun, Kleiner, was würdest du thun?“

Gottlieb heroisch: Ihn vullens (vollends) todt mache!

**Der Londoner Bankier James Rothschild** ersuchte einst die Londoner Bank, ihm einen Wechsel zu discontiren, ward jedoch mit der Bemerkung abgewiesen, daß die Bank Wechsel von Privatleuten nicht discontire. Am andern Tage erschien Rothschild, begleitet von einem Diener mit einem Kasten voll Fünfspundnoten der Bank, für welche er Gold verlangte, indem er stets nur eine Note zum Umwechseln hinlegte. Das Geschäft nahm sieben Stunden in Anspruch. Am nächsten Tage wiederholte sich dasselbe Stück; ebenso am dritten. Bei seiner Entfernung an diesem Tage ließ Rothschild fallen, daß er genöthigt sein werde, drei Monate so fortzufahren. Das jagte der Bankverwaltung einen Schreck ein und mit der größtmöglichen Zuversicht ließ sie dem Privatmanne, der die Macht in Händen hatte, die Bank, wenn auch nur momentan, zahlungsunfähig zu machen, anbieten, in Zukunft seine Wechsel zu discontiren.

**Ein Denkzeichen.** — Um für die Heranbildung tüchtiger seelsorgerlicher Kräfte zu sorgen, hatte König Friedrich Wilhelm IV. den Bau eines Candidatenhauses in Berlin beschlossen und den Grund und Boden dazu im Garten Monbijou an der Oranienburger Straße angewiesen. Er besichtigte selbst mit dem General-Superintendenten Hoffmann den Platz und sagte, als sie an einen nicht gerade sehr stattlichen Baum kamen, mit der ihm eigenen Bestimmtheit: „Dieser Baum muß unter allen Umständen stehen bleiben.“

Er stand aber sehr im Wege; darum bat Hoffmann mehrmals um die Erlaubniß, ihn fallen zu lassen. Die Antwort lautete stets Nein.

Als der König einmal wieder den Bau besuchte und mit Hoffmann zu dem bezeichneten Baum kam, sagte sein Begleiter etwas drängend: „Majestät, der Baum ist zu hinderlich, dazu auch gar nicht einmal schön. Ich verstehe nicht, wie Er. Majestät eine solche Vorliebe für denselben hegen mögen.“

„Mein lieber Hoffmann,“ sagte der König, seinen Begleiter scharf ansehend, „als ich noch ein kleiner Junge war, hat mir meine Tante unter diesem Baume eine tüchtige Ohrfeige gegeben. Ich hatte sie nöthig, und sie that mir gut. Jetzt kein Wort mehr vom Umbauen.“

**Der Handkarren.** — Ein Knabe sitzt bei einem mit einem Platanen bedeckten Handkarren am Fuße einer Anhöhe. Ein Spaziergänger kommt daher, bei dessen Annäherung der Knabe zu weinen anfängt.

Herr: „Junge, was heulst du denn?“

Knabe: „Ich kann mit dem Karren nicht den Berg hinaufkommen.“

Herr (in gutmüthiger Laune): „Na, dann zeig' mal her.“ (Schiebt den Karren bis zur Höhe hinauf.) „So — da! (Sich den Schweiß trocknend): Sag' mal, was hast du denn eigentlich auf deinem Karren?“

Knabe: „Mein großer Bruder schläft darauf.“

**Napoleon I.** kreierte nach seiner siegreichen Rückkehr aus dem ersten italienischen Feldzuge (1797) zu Paris in einer Gesellschaft, wo eine Dame ihn mit übertriebenen Lobsprüchen beflößigte. „Was ist man in der Welt,“ rief sie endlich seufzend aus, „was kann man sein, wenn man nicht Bonaparte ist?“ — „Eine gute Hausfrau, Madame!“ fertigte der junge General die Schwägerin ab.

**Man wird seiner nicht los.** — Ueber Gambetta wird folgende Anekdote erzählt: Er sagte einst in einer Gesellschaft

von Freunden, er habe sich seit zwanzig Jahren vorgenommen, den Namen Gottes nicht mehr auszusprechen, weil der Glaube an einen Gott doch lauter Unsinn sei. „Sie glauben nicht,“ setzte er hinzu, „wie schwer das für einen Mann ist, der oft öffentlich und ohne Vorbereitung zu reden hat. Aber durch große Ausdauer bin ich, Gott sei Dank! dahin gelangt, den Namen Gottes nicht mehr zu nennen.“ Das allgemeine Gelächter, das sich bei diesen Worten erhob, zeigte dem Mann, wie er eben sich selber Lügen gestrafft hatte. Dem Schreiber dieser Zeilen aber ist's nicht zum Lachen, und dem Leser auch nicht. Der Gottlose wird doch seinen Gott nicht los, hier in der Zeit nicht, und dort in der Ewigkeit erst recht nicht. Hier in der Zeit kommt er ihm, selbst wenn der Mensch ganz fertig mit ihm zu sein glaubt, doch immer wieder über die Lippen; drüben in der Ewigkeit aber flammt er über ihm und in ihm und um ihn als verzehrend Feuer.

**Fremdwörter.** — Noch aus jener Periode, welche Eleganz und Spirit im Ausdruck als ausschließliche Attribute der Franzosen ästimirte, datirt die Nußance, unsere gute deutsche Muttersprache durch den extravaganten Mißbrauch von Fremdwörtern zu injuriren. Wir können uns dazu gratuliren, daß die moderne Zeit von dieser Mode, ja von diesem Mißbrauch sich mehr und mehr abalienirt, denn es verrieth einen signficanten Mangel an Connaissance des uns angeborenen Idioms und an intimer Familiarität mit unseren Classikern, wenn wir Fremdwörter zur Expression von Begriffen annectiren, für welche die deutsche Sprache viel präcisere Ausdrücke hat. Höchstens sollte man in seinen Concessionen an den Gebrauch von Fremdwörtern so weit gehen, daß man termini technici admittirt und pardonirt, im Uebrigen aber die möglichste Purification der deutschen Sprache patronisirt.

### Charade.

Bist du das Erste, was so Viele find,  
Verzage nicht und brauche deine Kräfte,  
Du hast das Erste stark zu jeglichem Geschehe,  
Und in des Freundes Erstem ruhest du lind.  
Blick' auf zum Himmel, fasse Muth!  
Wohnt in der Zweiten dir nur Lieb' und Frieden,  
So ist dir wahrlich Köstliches beschieden,  
Was man nicht kauft um Geld und Gut.

Das Ganze — träffst du, Schütze, gern  
Den sichern Feind, der dir noch ziemlich fern?  
Nimm sie zur Hand, die alte deutsche straffe,  
Nur selten noch im Spiel gebrachte Waffe,  
Die lange Zeit in gutem Ansehen blieb,  
Bis Blitz und Donner sie vertrieb, —  
Drück' sie mit Erster an die Zweite —:  
Ein Druck — der Tod fliegt in die Weite!

### Rebus.



### Aufgaben.

1. Versehe die Buchstaben folgender Wörter so, daß neue Wörter entstehen: Hafen, Kesse, Uebel, Anker, Forst, Nagel, Dört, Leib.

2. Als Ferdinand 100 Jahre alt wurde, beging er seinen 25sten Geburtstag. Wie ging dies zu?

### Scherzhafte Frage.

In welchem Falle ist  $3 \times 3 = 10$ ?

### Auflösungen der Räthsel im Septemberhefte.

**Rebus.** — Armen geben vermehrt den Vorath. — Emma Thomas, F. Alben, M. C. Blanchard, J. A. Henke, Mary und Sarah Henke, Ernst Scharf, W. C. Stegner, A. G. Klinger, Emma Walter, Maria Keller, Sarah Hammetter.

**Charade.** — Waldmeister.

**Aufgaben.** — 1. Achtzig Jahre. — F. Alben, M. C. Blanchard, Albert Reinte, Mary Henke, J. A. Henke, A. G. Klinger.

2. Daß Senf. — F. Alben, J. A. Henke, Sarah Henke, A. C. Nidel.







Beim frugalen Mahle.



## Zum Winter.



Ah, nun bläst es durch die Wälder,  
Wo des Vögleins Lied verstummt,  
Wo kein Schmetterling mehr gaukelt,  
Und die Biene nicht mehr summt.  
Graue Nebel ziehn zu Thale,  
Wirbeln drüben her vom See,  
Und die grauen Wolken schütten  
Still herab den ersten Schnee.

Sieh, das Eichhorn duckt sich nieder  
Und verstopft des Nestes Thor.  
Spät am Abend tragt der Hirsche  
Rudel aus dem Wald hervor.  
Ja, jetzt nährt euch keine Wiese —  
Rinde, trocknes Flechtenkraut,  
Und ein dürft'ges Saatenspitzchen  
Ist's, was euch nun füllt die Haut.

Mit den Hufen scharrt euch Bahnen  
Bis zum Tische der Natur;  
Eure Tritte sind Verräther,  
Zeigen jedem Feind die Spur.  
Doch getrost — und ob es stürmet,  
Ob es stöhnt und klagt im Wald,  
Einmal muß es Frühling werden,  
Wenn's von allen Büschen hallt.

## Der Bergsturz von Elm, Schweiz.

Nach Quellen bearbeitet von Bischof A. Dubs.

Was donnert durch die Luft und kracht?  
Sieh, Wolkendunkel, graue Nacht!  
O Gott! der Berg, der Berg! er kommt!  
Umsonst! — Rein Rennen, Flüchtten frommt!  
So helf uns Gott  
In unferer Noth!  
Wir sterben,  
Verderben!

Es war ein entsetzliches Schauspiel, als am Abend des 11. Septembers 1881, eines trüben, regnerischen Sonntags, eine ganze Bergwand sich wie ein wüthendes Ungethüm auf das liebliche Unterthal von Elm und seine Bewohner herabstürzte, Alles vor sich her hintwefegend, Alles zermalmend. Selbst die eingehendste Beschreibung muß nur ein bloßer Versuch bleiben, denn angesichts einer Erscheinung von solcher Gewalt und Größe erweist sich jedes Menschenwort als ungenügend, und auch die lebhafteste Einbildungskraft vermag kaum die ganze Wucht und Schauerlichkeit des Geschehenen zu fassen.

Wir lassen hier folgen, was glaubwürdige Augenzeugen über die schreckliche Katastrophe mitgetheilt haben. Die Aussagen kommen von wahrhaftigen Personen, meist vor ihren Augen aufgeschrieben und mit protokollarischer Genauigkeit ausgearbeitet. Diese Berichte sind daher vollständig zuber-

lässig, wenn auch, wie dies nicht anders möglich ist, die subjektive Auffassung der Einzelnen überall hindurchschimmert. Einige beobachteten das Unglück ganz in der Nähe, Andere in mäßiger Entfernung, wieder Andere aus weiter Ferne. Wir geben die Berichte im Auszug.

1. Lehrer J. Wyß, der zugleich die meteorologische Station in Elm besorgt, wohnhaft im Unterdorf in einem der letzten stehengebliebenen Häuser, hart am nunmehrigen Schuttkegel, erzählt:

„Ich stand in meinem Zimmer am offenen Fenster und schaute dem unaufhörlichen Steingeriesel am Tschingel mit der Uhr in der Hand, genau beobachtend, zu. Nachdem über dem Plattenberg schon Vormittags zwei größere Stellen mit Wald herausgebrochen waren, stürzten von 4 Uhr Nachmittags an wieder größere Partien Terrain mit Wald. Um 5½ Uhr nun erfolgte der erste große Sturz und zwar hinter, d. h. östlich vom Gemeindefchieferbruch, beim hinteren Plattenberg. Pfeilschnell stürzte eine gewaltige Steinmasse direkt der Tiefe zu, füllte den hinteren Plattenberg aus, fuhr bis in die Thalsohle herab, verschüttete das Bett des Tschingelbaches und eine Anzahl Gebäude. Um 5 Uhr 32, also 17 Minuten später, kam ein zweiter Sturz. Etwa 4 Minuten später kam ein dritter Sturz. Ich sah die Masse von oben erst vertikal stür-

gen und dann von der Sohle des Plattenbergs an horizontal hervorquellen. Mit unglaublicher Schnelligkeit schossen die ungeheuren Schuttmassen quer über das Unterthal hin. Der Sturz war von dumpfem Getöse begleitet, das ganz anders klang als das der Lawinen. Jetzt rannten Leute hin und her in größter Verwirrung, von den Häusern unserer Umgebung sah ich nur noch das Haus des Nachbarn Elmer stehen, und das Doppelhaus unterhalb am Sernf stand halb umgeworfen am Schutt. In diesem Haus (es ist das schiefe Haus des Bildes) wohnten 8 Personen: Rudolph Rhynner-Elmer und Frau mit 4 Kindern, Wittve Freitag und eine Magd, der Vater war abwesend. Zwei der Kinder, zwei Mädchen von 3 und 5 Jahren, fanden ihren Tod, die Anderen wurden gerettet."

2. Gernsäger Heinrich Elmer, Vater berühmter Bergführer, der beste Kenner des Gebirgs in dieser Gegend, stand mit dem Fernrohr beobachtend auf der Treppe seines Hauses, als die Stürze erfolgten. Er sagt:

„Beim ersten Sturz blieb von allen Gebäuden zwischen Tschingel- und Raminbach ein einziger Stall übrig. Der zweite Sturz nahm im Unterthal alle Häuser weg mit Ausnahme zweier. Das Wäldchen längs den Bächen war zusammen geschlagen. Als gleich darauf der dritte Sturz erfolgte, sah ich in der Höhe des Tschingels die ganze Wand in Bewegung und Alles durcheinander spielen. Und wie ich Thalabwärts blickte, sah ich die Häuser an der Landstraße gegen Müssli zu sich bewegen, wanden, auffahren, bevor die Masse da war, wie wenn eine Kugelfugel unter die Regel fährt, oder wie wenn Jemand sie in die Luft schüttelte. Ich sah, wie die eiserne Brücke über den Sernf sich aufstellte und nach dem rechten Ufer überlegte. Im Nu war auch die Wolke da. Sie kam rollend heran, wie der Rauch einer abgeschossenen Kanone, aber schwarz, kaum zwei Häuser hoch. Mein Sohn Peter, ebenfalls Bergführer, befand sich sammt seiner Frau und Kind im Müssli und suchte, mit ihnen laufend, zu entrinnen. Bei einer Mauer angelangt nahm er seiner Gattin das fünfjährige Kind vom Rücken und sprang über die Mauer. Sich umwendend sah er noch, wie sie die Hand nach einem anderen, fremden Kinde ausstreckte. Im gleichen Augenblick wurde er vom Windzug erfasst, aufgehoben und die Wiese hinaufgetragen. Das war fein und seines Kindes Rettung, die Frau aber wurde gleichzeitig unmittelbar hinter ihm erschlagen. Eine verheirathete Tochter, Frau Beglinger, ebenfalls im Müssli, flog mit 2 Kindern, das kleinere hielt sie im Arm, das größere an der Hand. Dieses wurde ihr plötzlich weggerissen und verschwand, sie fand sich, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen, weiter oben an der Halda wieder, gegen den Boden gedrückt, das Kindlein unter sich, sie und Kind unversehrt. Eine andere meiner Töchter war Wöchnerin, eben an jenem Tage war ihr Kind getauft worden, eine Taufgesellschaft von 15 Personen war beisammen; da stürzte das Haus und deckte sie zu. Mutter und Kind sind todt, und nur die Hälfte der Gesellschaft blieb erhalten. Ich habe 6 meiner Angehörigen verloren."

3. Johannes Beglinger, Straßenmeister, wohnhaft in Matt, war nach Elm gegangen, um seine Knaben zu holen, die mit bei der erwähnten Taufgesellschaft gewesen waren. Seine Frau war Patkin des getauften Kindes. Als er eben ins Haus der Familie Nigg im Müssli gekommen, war der zweite Sturz hereingebrochen, und die Gesellschaft ergriff die Flucht. Er, seine Frau mit einem Kinde Nigg's im Arm, und ihre zwei in Elm anwe-

senden Kinder, Heinrich und Anna, 11 und 9 Jahre alt, flohen mit einander. Er sagt: „Anfangs gingen wir neben einander, nur der Knabe war nicht ganz bei uns; aber als die drohende Gefahr uns nöthigte, zu rennen, gewannen wir Eltern vor den Kindern, die sich vernuthlich umgeschaut, einen kleinen Vorsprung. Wir waren auf einer Wiese im Müssli. Da brauste die Steinwolke unter ungeheurem Krachen und Tosen gegen uns heran. Es flohen in unserer Nähe noch Andere, und die Weiber schrien herzdurchdringend auf. Ich wurde vom Windzug etliche Mal überworfen, und rasch und leicht den Abhang hinaufgeschoben. Meiner Frau ging es ähnlich. Dicht hinter ihr schoß die Masse vorbei. Wäre sie zwei Schritte weiter zurückgeblieben, so wäre sie umgekommen. Unsere zwei Knaben aber wurden nahe bei uns, das Mädchen vor unseren Augen zugebedt."

4. Tagewen vogt Matthias Rhynner erzählt: „Ich sah, wie die Häuser durch die Luft geflogen kamen, gerade wie wenn der Sturm im Herbst zuerst das dürre Laub von den Bäumen wegsagt, und alsdann die Bäume selber. Ich sah die Eschenleute in der Wolke verschwinden und im gleichen Augenblick auch die Häuser im Müssli wie Spielzeug zusammenbrechen."

5. Gabriel Schneider, ein 92jähriger Greis, der unter dem alten Napoleon gedient, wohnte in Eschen im letzten von der Schuttmasse ergriffenen Hause auf der Nordostseite des Ablagerungsgebietes. Er lag krank im Bette. Er sagte: „Ich stand unter der Thüre der Küche, die zugleich die Hausthür ist, und hörte mit Besorgniß, wie der Berg herunterkam. Ich glaubte, meine Frau sei ins Nachbarnhaus, zu unserem Sohne gegangen, und wollte auch hingehen, ihn zu rufen. Da frachte das Haus zusammen, ich wurde vom Wind erfasst und rücklings in die Küche geschleudert. Da fühlte ich mich festgebannt, aufrecht stehend eingemauert bis zum Hals zwischen Hölzern und Steinen, so daß ich kein Glied mehr regen konnte. Endlich kam mein Sohn Joseph und rief ins Haus hinein: „Ist Niemand mehr hier? Wohl, Sepp! rief ich, ich bin da." Joseph hatte seine Frau und 3 Kinder sammt seinem Hause unter der Wolke verschwinden sehen und versuchte nun die Rettung seines greisen Vaters. Mit Hilfe einer Anzahl Männer befreiten sie nach einer Stunde harter Arbeit den lebendig Begrabenen; der wackere Alte ist aber bald nachher gestorben. Die 83jährige Mutter, die der Alte im Nachbarhause geglaubt, hatte sich in ihrem Zimmer bereits zu Bette begeben und wurde hier, durch zusammenstürzendes Gefäll erdrückt, als Leiche aufgefunden."

6. Meinrad Rhynner sagte: „Ich half der Familie des „oberen Jaggli Elmer" zwei schwere Koffer aus der Firschkammer herauschaffen. Hier sah ich, wie die Frau des Jakob Disch, die Wöchnerin war, sammt ihrem vor wenigen Tagen geborenen Kinde, von zwei Männern herausgetragen wurde. Vor dem Hause stand ein Fieschlitten, auf welchen man die Frau beiten wollte, und um den Schlitten herum standen etwa 6 Männer. Wie sie nun eben mit der Frau zur Thür herauskamen, flog die Firsche des Hauses ab, und sofort flog auch die Felsmasse daher und deckte sie alle zu. — Jetzt lief ich gegen den Düniberg hinauf; Andere, die schon dort waren, wollten ins Unterthal zurückkehren, um retten zu helfen. Ich rief ihnen zu, sie sollten fliehen. Heinrich Elmer, der mit die Koffer getragen, blieb etwa 20 Schritte hinter mir zurück und wurde niedergeschlagen. Ich sah noch einen älteren Mann und eine Frau, die wollten einen 81jährigen Bruder holen. Ich rannte an ihnen vorbei und forderte auch sie auf, zu fliehen; da sie sich aber nicht beeilten, wurden auch



sie von der heranbrausenden Wolke dahingerafft. Die Frau hätte sich retten können, wenn sie es aufgegeben hätte, dem alten Manne helfen zu wollen.“

7. P f a r r e r F. M o h r stand Sonntag Nachmittags beständig beobachtend am Fenster des Pfarrhauses oben im Dorf. Er sagt: „Nach der Kinderlehre wich ich kaum mehr vom Fenster. Die Stürze kamen nach immer kürzeren Pausen, die bedeutenderen zuerst vom ‚Gelben Kopf.‘ Erst später erfolgten beträchtliche Ablösungen auf der westlichen Seite am Risikopf. So ward der Plattenbergkopf gleichsam in den Flanken ergriffen und losgelöst. Das von einer Schlacht her genommene Bild paßt auch sonst nicht übel: Das Getöse glich bald mehr dem Knattern des Kleingewehrfeuers, bald mehr dem Donner ferner Geschütze. Es war auch, wie wenn das Gesecht zuerst am einen Flügel, dann am anderen begonnen hätte und zuletzt ein concentrischer Angriff erfolgt wäre. Ostwärts war zuerst mehr gestürzt, dann westlich, dann Stürzen und Fallen auf allen Seiten zugleich, dann der große Hauptsturz in der Mitte. Er erfolgte unter ungeheurem Krachen und verschüttete die Magazine mit der Wirthschaft zum Martinsloch. Es begann nun das Fluchtwerk. Diejenigen, welche ohne Basten und Hemmnisse einfach flohen, dem Knollen zu, erreichten noch eine genügende Höhe; wer dagegen säumte, Kranke oder Habe und Gut rettend, der ward erreicht. Zwischen dem ersten und zweiten Sturz verging eine viertel Stunde. — Es war 5½ Uhr. — Ein zweites furchtbares Getöse erfolgte. Ich sah eine dunkle, am Rand hellere Wolke thalwärts fahren mit der Schnelligkeit eines Lawinensturzes, noch besser eines Wasserfalles. Die Felsmasse selbst war verhüllt. Eine Zuschauerin vor dem Pfarrhause rief händeringend: ‚Gerade jetzt hat es Meurjoggli's Haus hinübergeworfen auf das Haus des Kubli Joggli.‘ Ich erblickte als der Nebel sich verzog, und ich die dunkle Masse gelagert sah bis ins Müsli hinunter. Der Plattenbergkopf war nicht mehr da.“

8. B u r k h a r d R h y n e r, Bauer in der Müsliweid, beobachtete die Bergstürze und eilte nach seiner Wohnung, um nach den Seinigen zu sehen. Er sagt: „Ich fand mein Haus unverfehrt, die Thüren offen, in der Küche Feuer und den Kaffee warm auf dem gedeckten Tisch, aber von meinen Angehörigen war Niemand mehr da. Sie waren vom Tische weg den Bedrängten zu Hülfe geeilt und alle — wie weiß Niemand zu sagen — in der Steinmasse umgekommen: meine Frau, meine 24jährige Tochter, mein Sohn sammt seiner jungen Frau und ihren zwei hoffnungsvollen 4- und 7jährigen Kindern. Ich bin von meiner ganzen Familie allein noch übrig geblieben.“

9. H e r r A l t - P r ä s i d e n t Z e n t n e r im Dorf berichtet: „Zuerst ergriff die fürchterliche Bergmasse die mit gefestigter Waare angefüllten Schieferlager der Gemeinde, dann Gasthaus und Stall der armen Wittve des Tagelöhners Disch, dann das Haus des Jb. Elmer, welcher sammt seiner Schwester den Tod fand. Das Haus des Jb. Disch sammt Frau und 4 Kindern hatten das gleiche Schicksal. Ebenso Bannleiter Rhyner sammt Frau und 4 Kindern. Das Haus des Jb. Elmer, sammt Frau, Sohn und 80jährigem Schwager, so M. Bähler sammt Frau, Kas. Elmer, sammt Tochter. Das Haus des Werner Elmer sammt Eltern, Frau und Kindern. So Landrath Zentner und Tochter. Diese Häuser waren zuoberst in dem schönen Unterthal. Von da schoß der schreckliche Strom mit Blitzeschnelle das Thal hinab, über den Sernfluß. Das erste Haus des Os. Rhyner, sammt Frau und Kindern, stürzte zusammen, ebenso das doppelte Haus im Müs-

li, der Wittve Freitag und Rud. Rhyner gehörig, und tödtete 4 Personen. Hierauf wurde das neugebaute Quartier von 6 Häusern, meistens mit zwei Wohnzimmern, zugebaut, 35 Personen kamen dadurch ums Leben. Bei den ersten Brichen eilten viele Leute nach dem Unterthal, um zu helfen und zu retten, allein keiner kehrte mehr zurück.“

10. M a t t h i a s R h y n e r, sah von der Alp Falzüber dem Unglück zu und sah, wie sein Haus und Gut begraben wurde. Er kletterte über die Fläche und durch abschließliche Klüften und Schluchten — nicht dem Zickzackwege folgend, denn der führte ihn nicht direkt zum Ziel. Es war kein Klettern, es war ein halbschwebendes Springen und Kollern und Gleiten über die außerordentlich steilen Flußsäge hinunter, die halbe Zeit nicht auf den Füßen, bis er mit einbrechender Nacht unten im Gehren, auf den Tod erschöpft, am Schuttwall niedersank. Weit und breit kein Mensch, kein Weg, kein Haus mehr, Alles thurmhoch mit Schieferblöcken bedeckt. Unter der Schuttmasse aber lagen sein Weib und 5 seiner Kinder von 9 bis 26 Jahren.“

Die vom Dorf aus dem Unterthal zu Hülfe Eilenden seien bei 30 an der Zahl gewesen und sie seien „gestreckten Laufs“ dem Unterthal zugeeilt. Rathsherr N. Elmer verließ sofort nach dem ersten ins Thal herabbringenden Sturz seine Frau und Tochter, um seine greisen Schwiegereltern im Unterthal zu holen und in Sicherheit zu bringen. Die Frau ging bran die Stube zu heizen für die alten Leute. Da kam das Töchterchen in die Stube gestürzt und rief: „Mutter, wir müssen fliehen, es kommt gerade auf uns zu!“ Kaum waren sie draußen, kam das Haus hinter ihnen her, sie konnten sich noch retten, aber der Vater war dem Tode in die Arme gegangen. Von der oben erwähnten Taufgesellschaft wurde die Wöchnerin und der Täufling zermalmt, nachdem jene noch eben Kinder zum Fenster hinausgehoben habe. Unter denen der Gesellschaft, die sich noch retten konnten, war auch eine Schwester der Wöchnerin, welche ein Kind ihrer Schwester auf den Armen hielt und diesem das Leben rettete, darüber aber ihre eigenen Kinder verlor. Von der zahlreichen Schaar von Menschen jeden Alters, die sich aus dem Unterthale an die Abhänge des Dünibergs hinaufschlüchteten, kamen nur 6 mit dem Leben davon, 4 Männer und 2 Knaben. Zwei der Männer wurden theilweise auch noch vom Schuttstrom erfasst, aber nicht begraben; die 2 andern dagegen wurden vom Luftdruck in die Höhe geschleudert und über dem obersten Rand des Schuttablagerungsgebiets abgesetzt, doch so, daß sie mit heiler Haut davontamen. Einer der Knaben scheint einen hohen Flug durch die Luft gemacht zu haben und sehr lange befinnungslos gewesen zu sein. Er wurde erst am folgenden Tag im Wald über dem Düniberg am Boden liegend gefunden, noch bei Leben und unverfehrt. Wie er dahin gekommen, weiß er nicht. Seine Eltern und Geschwister aber waren meist todt.

Schlimmer war das Loos einer Mutter und ihres Söhnleins, die ebenfalls erst am Tage nach dem Sturz oben am Knollen, 50 Schritte oberhalb der Schuttmasse, nicht weit von einander im Gestrüpp gefunden wurden. Sie waren beide todt und schrecklich zerschmettert. Offenbar waren sie durch die Luft da hinauf geworfen worden. Einer rüstigen jungen Frau im Eichen dagegen gelang es, mit zwei Kindern an der Hand, noch eben dem todtbringenden Strom zu entspringen, als ihr Mann dicht hinter ihr von demselben ergriffen und für immer begraben wurde.

Zur Aufklärung über das Schicksal der Verschütteten trägt

auch ein Blick auf den Zustand der ausgegrabenen Leichen bei. Auf ihren Angesichtern war ein Ausdruck des höchsten Entsetzens, der Todesangst und Verzweiflung, d. h. bei Solchen, bei welchen man überhaupt noch ein Antlitz erkennen konnte. Die meisten waren bis zu gänzlicher Unkenntlichkeit entstellt, zerquetscht, zermalmt, verstümmelt in unsagbar schrecklicher Weise. Hier war Einer der Beine oder Arme beraubt, dort einem Andern der halbe Kopf weggerissen, ein Dritter war bei der Brust buchstäblich durchgeschnitten, wieder ein Anderer so zerhackt, daß man kaum mehr erkannte, welche Theile zusammengehörten. Weit größer aber als die Zahl der noch einigermaßen vollständigen Leichname war die Summe der einzelnen Gliedmaßen und zerdrückten Fleisckklumpen, die, von Sand und Staub bedeckt, aus der Schuttmasse hervorgezogen wurden. Ein zerschmetterter junger Mann hielt die Ueberreste eines kleinen Kindes auf der Brust krampfhaft umschlungen. Ganz hinten im Unterthal, wo der Schuttkegel eine Höhe von ungefähr 120 Fuß haben mag, bildet derselbe an einer gewissen Stelle, einen pyramidenförmigen, spitzigen Hügel. Hier zu oberst auf diesem höchsten Punkt der Steinmasse wurde ein Menschenkopf gefunden, von anderweitigen Gliedmaßen dagegen war weit und breit nichts zu finden. Wenn nun aber trotz dieser grausigen Verstümmelung der Leichen immerhin bei einer ziemlichen Anzahl die Identität festgestellt werden konnte, so war dies nur dadurch möglich, daß Kleidungsstücke, Uhren, Ringe und ähnliche Erkennungszeichen darauf führten. Uebrigens sind die Leichen fast ausnahmsweise nur am Rand des Schuttkegels oder in zum Theil noch vorhandenen zusammengebrückten Häusern ausgegraben worden.

Nach den genauesten Ermittlungen gingen 115 Menschenleben verloren, 67 männliche und 48 weibliche Personen. Davon waren 78 Erwachsene und 37 Kinder. 28 im Alter von 0–10 Jahren, 14 im Alter von 10–20 J., 17 im Alter von 20–30 J., 18 im Alter von 30–40 J., 15 im Alter von 40–50 J., 4 im Alter von 50–60 J., 10 im Alter von 60–70 J., 4 im Alter von 70–80 J., 5 im Alter von 80 J. und mehr. Die bedeutend größere Zahl der Verunglückten männlichen Geschlechts und ebenso die hohe Ziffer der Leute von 20–50 Jahren erklären sich zumeist aus dem Umstand, daß es eben Männer und meist Männer in den besten Jahren waren, die aus dem Dorfe den bedrohten Familien im Unterthale zu Hülfe eilten. Unter den 78 Erwachsenen finden wir 31 Ehemänner und 19 Ehefrauen. 38 unerzogene Kinder sind zu Waisen geworden. Aus 2 Familien sind 6, aus einer andern 7, aus einer dritten 8 Personen umgekommen, und bei 2 der-

selben ist nur je ein unmündiges Kind am Leben geblieben. Ganz verschwunden sind 11 zusammenwohnende Familien. 57 Familien haben Angehörige verloren. Manche hätten sich retten können, wenn sie ohne Verzug bei den ersten Stürzen ihre Häuser verlassen und ihre Habe zurückgelassen hätten, sie glaubten aber nicht, daß noch ein so furchtbarer Sturz kommen werde. Wie edel, wie hellenmüthig war das Verhalten derer, die um Kinder, Eltern oder Bekannte zu retten, das Leben verloren haben. Rührender, ergreifender als die darauf Bezug habenden Vorfälle kann man sich nichts denken.

Die Frage drängte sich uns beim Schreiben immer wieder auf: Waren die in ihren Wohnungen Verschütteten auch alle plötzlich todt? Wäre es nicht möglich, daß Jemand in irgend einem Winkel eines noch nicht völlig zusammengeschlagenen Hauses oder in einem Kellergewölbe lebendig eingemauert worden und hier nach tagelangem, verzweifeltem Kampf mit Angst und Hunger, vielleicht aus zahlreichen Wunden blutend, schließlich elendiglich verschmachtete wäre? Alie doch auch beim Bergsturz der Diablerets (1714) ein Mann sogar drei Monate lang unter dem Schutt vergraben, mit Käse und dem Wasser eines durchrinnenenden Bächleins sein Leben fristend, und kam schließlich zum Schrecken seiner Angehörigen, die ihn längst für todt gehalten und jetzt ein Gespenst zu sehen vermeinten, zum Vorschein; und wollte man doch in Elm am Tage nach der Verschüttung noch aus der Tiefe des Trümmerhaufens Hilferufe vernommen haben. Aus Allem geht aber hervor, daß wohl alle Verunglückten plötzlich umkamen, denn nichts vermochte der Gewalt der furchtbaren herabstürzenden Bergmasse zu widerstehen. Rasch war der Tod der Verunglückten, in einem Massengrab liegen sie bestattet. Die Erde, in der sie ruhen, ist geweiht durch den Schmerz vieler tausend Getreuer, die ihre Theilnahme liebend darein versenken. Und von diesem Grab steigt wie ein stilles, heiliges Gebet die Trauer eines ganzen Volkes auf, daß hier seine edlen Kinder beweint. Auch wir brachten einen geistlichen Tribut, als wir tief erschüttert auf dem Trümmerhaufen saßen. Ruhe ihrer Asche!

Es möchte Jemand fragen: Was hat denn diese schreckliche Katastrophe herbeigeführt? Das wollen wir kurz melden. In dem Berge sind große Schieferlager, die nutzbar gemacht wurden und zu seiner Zeit bedeutende Einnahmequellen waren. Diese Ausshöhlungen des Berges lockten die oberen Felsen, es gab beunruhigende Bergspalten, in welche sich der Regen ergoß und das Wasser eindrang, was Abbrüche verursachte und in dieser Weise endlich die großen Bergstürze herbeiführte. Die Leute kannten die Gefahr, sie glaubten aber nicht, daß ein Bergsturz von solchem Umfang stattfinden würde.

## Aus der Kinderstube.

(Von Emil Frommel.)

**E**in Kind ist doch ein Stück Weltoberer, es muß der Welt, die es umgibt, erst Herr werden und sie begreifen; Weltentbeder, wie Columbus, die über dem Sichtbaren eine andere Welt ahnen. Ein Kind tastet mit seinen kleinen Händchen an der großen Blindenschrift der Natur, an diesen Hautreliefbuchstaben, und es liest daraus Gottes Güte, Majestät und Größe, und der erste Artikel des christlichen Glaubens ist ihm viel einleuchtender als alle Affentheo-

rie; ein Realist wird es sein, aber kein Materialist. Der alte Goethe hat recht, wenn er die Lebensalter schildert: „Ein Kind ist ein Realist, ein Jüngling ein Idealist, ein Mann ein Skeptiker, ein Greis ein Theosoph, er sieht, wie in dieser Welt alles abhängt. So ist es und war es und wird es sein, und das hohe Alter beruhigt sich in Dem, der da ist und der da war und der da sein wird“ — gerade wie das Kind, das seine Ruhe und seinen Frieden in dem unbewußt eingetöneten Gottes-



odem findet. — Aus diesen Gedankenschwingungen im Herzen des Kindes kommen seine Worte, die wie geöffnete Fensterläden sind, den Einblick in die Wohnung eines Augenblicks gestattend. Ich will nur ein paar solcher Kindergeschichten hersehen, wie sie mir eben in den Sinn kommen.

Es liegt ein tiefer psychologischer Zug darin, wenn jenes vierjährige Kind im Schlesierlande, das bei aller Frömmigkeit und Tugend doch ein bedeutender Verehrer des Zuckers war, allein mit seinem Schwesterchen in der Stube sich befindend, angesichts der gefüllten Zuckerdose, das Schwesterchen fragt: „Du, Grethe, ist der liebe Gott auch hier bei der Zuckerdose?“ und als die Kleine es dessen versicherte, die Hände faltend und sagt: „Dann bitte, lieber Gott, geh' mal ein bißchen raus.“ — Es bezeichnet gewiß auch die etwas handfeste pommersche Phantasie, wenn jener vierjährige Junge seiner Mutter sagte: „Mama, wenn ich einmal gestorben bin, dann gibst du mir einen Knüttel in den Sarg, nicht wahr?“ Entsetzt über diesen Wunsch, fragt die Mutter: „Aber mein Kind, ich bitte dich, wozu denn?“ Der Junge antwortete: „Wenn ich in den Himmel komme, will ich damit alle Engel todt schlagen!“ „Aber Kind,“ sagte die Mutter mit steigendem Entsetzen, „warum willst du das thun?“ „Ja,“ antwortete der Knabe, „damit ich dann den lieben Heiland für mich allein habe.“ Gewiß eine feine Verbindung von Liebe und Egoismus. — Ein ästhetisches Gefühl läßt sich jenem fünfjährigen Mädchen nicht absprechen, das, nachdem es durch den Antikensaal des alten Museums in Berlin gegangen, sagte: „Mama, da will ich nicht wieder hinein, da ist entweder alles unanständig oder

kaput.“ — Wieder ist's eine höchst harmlose Anschauung vom Tode, wenn ein Kind, das mehrere Geschwister verloren hatte, auf die Frage, wann denn das letzte begraben worden sei, die Antwort gab: „Vater läßt uns gewöhnlich morgens um 6 Uhr begraben.“ — Welch eine Zuversicht zu der Liebe der Mutter liegt in folgendem: Meta, ein Dienstmädchen, drohte einem Kinde, sie wolle es in die Hölle schmeißen; darauf tröstete das kleine dreijährige Schwesterchen diese grausam zur Hölle verurtheilte Vierjährige mit den Worten: „Wenn dich Meta in die Hölle schmeißt, dann holt dich Mama wieder heraus.“ — Oder welche schöne Gedankenverbindung liegt doch in Folgendem: Ein größerer Junge kommt Mittags aus der Schule und hat in seinem neuen Paletot so viel Kalkflecke, daß ihn die Mutter scheltend empfängt: „Wie siehst du aus? Weißt du nicht, daß der Kalk Löcher frißt? Denkst du denn, Vater kann dir alle Tage einen neuen Paletot kaufen?“ Der Junge erzählt ganz betrübt, wie er dazu gekommen. Er sei bei einer Kalkgrube vorbeigekommen, in die ein anderer Junge hineingefallen, und da habe er gedacht, es heiße doch: „Du sollst deinem Nächsten helfen in allen Lebensnöthen,“ und da sei er zugesprungen und habe dem Jungen herausgeholfen, wobei sein Rock so beschmutzt worden. „Nun,“ sagte die Mutter, „wenn es so ist, da will ich schon mit Vater reden, daß er nicht böse darüber ist, und es soll dir vergeben sein.“ „Ach Mutter, wenn du vergeben hast, dann ist ja alles gut, da kann der liebe Gott auch machen, daß der Kalk den Paletot nicht frißt!“ Ja, der Knabe fühlte ganz richtig: Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit!

## Die Götterlehre der alten Deutschen.

Von H. Cordes.

(Schluß).

In anderer der Obergötter der alten Deutschen war Ziu (Tyr), der Gott des Rechts und der Gerechtigkeit. Er war wie Thor und Balder ein Sohn des Wodan und der Freia. Sein Name war nach den Völkerschaften verschieden. Sein Cultus blühte besonders in kriegerischen Perioden. Vor Beginn des Kampfes wurde Tyr um Beistand angerufen und nach errungenem Siege durch Opfer verehrt. Unser Bild bezeichnet ihn auf einer erhabenen Säule stehend; über seinen Schultern und um seinen Leib hängt ein rauhes Eberfell; und seine rechte Hand führt das Scepter der Gerechtigkeit. Eine alte Erzählung sagt: „Die Götter mußten den Wolf Fenrir in ihrer Mitte dulden und füttern. Aber es ging eine alte Sage, der Wolf werde einst großes Unglück unter ihnen anrichten, was um so wahrscheinlicher zu werden schien, da der Wolf eine riesenhafte Größe gewann und ungeheure Stärke entwickelte. Keiner der Götter wollte das Ungeheuer mehr füttern oder in seiner Nähe sein, außer Gott Tyr. Sie schmiedeten eine große schwere Kette und baten scherzend den Wolf, zum Zeitvertreib einmal seine Stärke daran zu probiren. Kaum aber hatten sie ihm die Kette angelegt, als er seine gewaltigen Glieder reckte und die Kettengelenke flogen klirrend auseinander. Ein zweiter Versuch, das Thier mit einer noch stärkeren Kette zu binden, hatte denselben Erfolg.

Jetzt herrschte allgemeine Bestürzung unter den Göttern,

und selbst dem mächtigen Odin war es nicht mehr gut zu Muth, weshalb er seinen treuen Diener Stimir zu den Schwarzalpen sandte und sie bitten ließ, ein Band zu verfertigen, das unzerreißbar sei. Diese bereiteten ein Band, dünn wie Seide, und zwar aus den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, dem Speichel der Vögel, dem Schalle des Ra Kentritzes und der Stimme der Fische. Als die Götter dem Wolfe das Band anlegen wollten unter dem Vorwande, er sollte auch daran seine große Stärke zeigen, witterte er Verrath und ging nur darauf ein unter der Bedingung, daß einer der Götter die rechte Hand als Unterpfand in seinen Rachen lege. Die Götter schauten einander verdutzt an, denn sie wußten wohl, daß es um die Hand geschehen war. Nur der unerschrockene tapfere Tyr legte ruhig seine Rechte in des Wolfes Rachen. Darauf zogen die Götter dem Wolfe das Band an, der anfang zu reißen und zu zappeln, aber je mehr er sich anstrengte, desto fester schnürte sich das Band zusammen, dessen Ende die Götter in zwei Felsen versenkten. Tyr verlor natürlich die rechte Hand, führte aber trotzdem das Schwert mit der Linken eben so kräftig.“ Beim großen Weltuntergange fällt Tyr im Kampfe mit dem Höllenhund Garm. Er galt überall als der Gesetzgeber der Deutschen und man weihte ihm den dritten Wochentag, den Dienstag.

Nebst Tyr spielt noch Sartur eine bedeutende Rolle in der Mythologie unserer Vorfahren. Er wird uns dargestellt als ein langer hagerer Mann mit einer Schärpe, ein Band von



Thor, auch Teut—Gott des Rechts.

Wolle, Seide, Gold und Silber um den Leib. Er stand entblößtes Hauptes, in der Rechten einen mit Blumen gefüllten Eimer und in der Linken das Welttrud haltend, auf dem stachelichten Rücken eines Fisches. Seine Hauptherrschaft übte er auf dem Meere aus, wo er den Sturm regierte. Im furchtbaren Kampfe bei Vernichtung der Götterdynastie des Odins erschlug Sartur Freyr mit seinem Flammenschwert und schleudert am Schlusse des Streits Feuer über die Kampfstätte, wodurch die ganze Welt in Flammen aufgeht. Trotzdem aber, daß er im Kampfe nicht gefallen, findet er in der neu verkürzten Welt doch keinen Platz. Nach ihm wurde der siebente Tag benannt, hieß daher Saterdag. Neben diesem war Freyr ein geliebter Gott der alten Deutschen. Er war der Wächter der Götter und bedurfte weniger Schlaf als ein Vogel. Mit seinen hellen Augen sah er das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen und schaute bei Tag, sowie bei Nacht, 100 Meilen weit. Er besaß ein von Zwergen bereitetes Schiff, welches sich wie ein Tuch zusammenrollen ließ und mit der größten Schnelligkeit dahinfuhr.

Wir geben hier nun noch die Abbildung des Sonnengottes und der Mondgöttin, welche unsere alten Deutschen der Sonne und dem Mond zu Ehren anbeteten. Sonne und Mond wurden nemlich als intelligente, vernünftige Wesen angesehen, welche sehr wichtige Geschäfte auf Erden verrichteten. Man nannte daher nach Sonne und Mond die ersten beiden Tage in der Woche Sonntag und Montag.

Nebst diesen genannten eigentlichen Göttern gab es noch eine große Menge Halbgötter, die im großen Weltraum thätig waren und Zauberkräft und große Klugheit besaßen. Auf Ber-

gen und Felsen hausten die Niesen, im Innern der Berge und auch in den Wohnungen der Menschen waren die Zwerge beschäftigt und im Wasser lebten die Nixen. Man betrachtete dieselben bald als gutartige und bald als böse Wesen. Die Berggeister wurden gewöhnlich Alfen und Elfen genannt, und die Hausgeister Kobolde. Ohne Zweifel stammt aus diesem Heidenthum der an vielen Orten Deutschlands noch existirende Aberglaube an Hexen, Wahrsagerei u. s. w. Die große Eiche des deutschen Heidenthums ist zwar von Bonifacius gefällt worden, und die Reformatoren haben diesen Urwald des Aberglaubens um Vieles gelichtet, aber die Wurzeln dieses Heidenthums wuchern noch im Herzen des Volkes und treiben aufs Neue ihre Schößlinge. Wir beten zu Gott und wünschen von ganzem Herzen, daß es dem Evangelium des Sohnes Gottes noch gelingen mag, diese alten Ueberbleibsel des Heidenthums mit Stumpf und Stiel für immer auszurotten. Ja, möge die Verheißung des Propheten Ezechiel: „Von aller eurer Unreinigkeit und von allen euren Gözen will ich euch reinigen,“ in ihrer ganzen Bedeutung in Deutschland und überall sich erfüllen!

Diese Götterlehre durchdrang das ganze Leben unseres Volkes und fand in ausgebildeten Gebräuchen ihren Ausdruck. Das öffentliche und das häusliche Leben war reich an Uebungen ihres Gottesdienstes. Der Beginn der Feldbestellung, die Ernte, der Mittsommer und Mittwinter wurden festlich begangen. Die Feierlichkeiten dieser Feste bildeten Opfer, Gesang und Aufzug. Die eigentlichen Stätten ihres Götterkultus aber lagen auf Bergen und in den geweihten Hainen, wo man die Symbole der Götter aufbewahrte. Ihre Götter schienen ihnen zu großartig, als daß



Saturn.



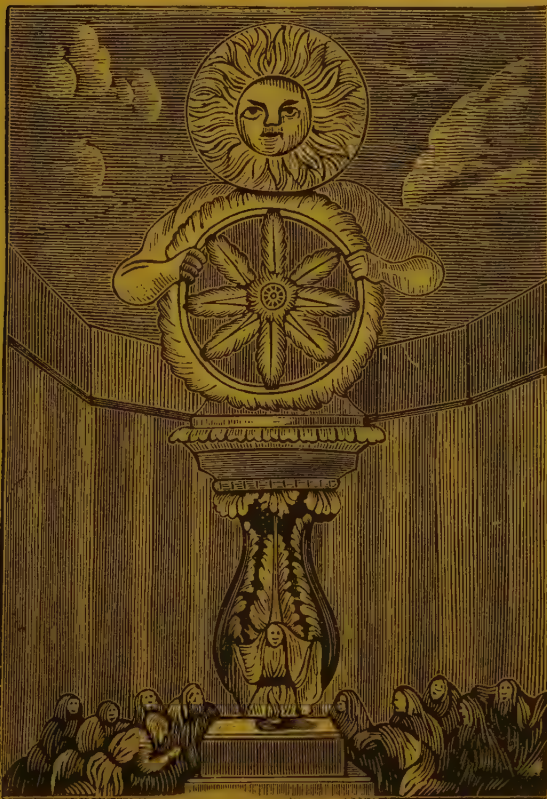
sie dieselben hätten in Tempeln einschließen und abbilden mögen. In den älteren Zeiten gab es daher keine Tempel, dieselben führte man erst während der Bekanntschaft mit den Römern ein. Das sinnige Naturgefühl und die Tiefe des Gemüths trieb die schlichten Söhne Deutschlands ihre Götter im großen Dome der Natur zu verehren. Hier empfingen sie die zur Andacht stimmenden Eindrücke.

Der dunkle Eichenwald war ihnen besonders heilig. Wenn in den Gipfeln dieser hohen Bäume der Wind rauschte; wenn Blitze zuckten und Donner rollten, so glaubten sie das Nahen der Göttin zu fühlen, und ihr Herz wurde mit tiefer Ehrfurcht erfüllt. Es wird erzählt, daß die Sueven diese Ehrfurcht gegen Wodan durch nichts besser ausdrücken zu können glaubten, als wenn sie ihm ihr höchstes Gut zum Opfer brachten — ihre Freiheit. Sie legten sich daher Ketten an, wenn sie den heiligen Hain betraten, dem sie sich mit gesenktem Haupte nahten. Keiner wagte aufzuschauen, wenn der Priester opferte und seinen Willen ihnen verkündigte. Nach Vollendung des Opferfestes kehrten sie gebückt zurück und erst außerhalb des Haines legten sie ihre Fesseln ab. Die Priester bildeten zwar keine eigene Kaste, auch hatten sie keinen erblichen Stand; aber sie genossen überall hohe Achtung.

Ihre erste Pflicht war, an den heiligen Stätten den Göttern zu opfern. Die Feldfrüchte konnte Jeder selbst opfern; aber die blutigen Opfer durfte nur der Priester bringen. Dieselben bestanden in Thier- und Menschenopfer. Letztere dienten besonders zur Versöhnung der erzürnten Götter, zur Erforschung ihres Willens, oder als Dankopfer nach verliehenem Sieg. Sklaven, Verbrecher, hauptsächlich aber die gefangenen Feinde wurden hierzu verwendet. Die Geschichte sagt, daß nach der Niederlage des römischen Feldherrn Varus im



Mondgöttin.



Sonnengott.

teutoburger Wald viele gefangenen Feinde an den Altären der deutschen Götter geschlachtet wurden. Es ist dies zwar ein düsterer Zug aus der Geschichte unserer Ahnen; allein darin offenbart sich, wie bei vielen Heiden eine Vorempfindung der Wahrheit: „Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung.“ Gottlob! auch sie sollten bekannt werden mit Dem, der auf Golgatha sein Blut fließen ließ, die beleidigte Gerechtigkeit des ewigen Vaters zu versöhnen und uns das geschlossene Paradies zu öffnen.

Die alten Deutschen glaubten auch an eine Unsterblichkeit der Seele und an ein Leben nach dem Tode. Ihre Vorstellung über dieses Leben war etwa wie folgt: Asgab (Garten der Götter) war der Platz, wo sich alle guten Götter und seligen Menschen sammelten. Hier war Allvaters Saal, nebst einer zahllosen Menge großartiger Schlösser, worin man täglich zur Verathung oder zum frohen Mahle zusammen kam. Der schönste Ort war jedoch die Walhalla, die Wohnung des Gottes Odins, und der auf dem Schlachtfeld oder durch blutigen Tod gefallenen Helden, welche sogleich nach dem Tode dorthin getragen wurden. Walhalla war eine aus lauter Gold gebaute Stadt mit 540 Thoren, und als selig galt der, der dorthin gelangte. Den im Kampfe gefallenen Helden wurde hier von göttlichen Jungfrauen ein mit Meth gefüllter goldener Becher gereicht. Diese Jungfrauen dienten auch bei den Göttermahlzeiten, wobei der Eber verspeist wurde, der die Eigenschaft hatte, daß das abgeschnittene Fleisch sich sogleich durch neues ersetzte. Auch setzten die Helden hier ihr kriegerisches Leben fort. Wodan ritt jeden Tag mit ihnen hinaus vor die Thore, wo sie ihre Rosse tummelten und sich ergötzen an Kämpfen. Sie durchbohrten sich mit den Speeren, spalte-

ten sich die Köpfe u. s. w.; aber am Abend saßen sie alle lebendig und lustig wieder beim Mahle.

Ganz anders aber war es mit den ruhmlos und unblutig Gestorbenen. Dieselben mußten als stumme Schatten hinunter wandern in die Unterwelt, ins Reich der bleichen Hella, und dort ein freudenleeres Leben führen. Traurig schritten sie da an einander vorüber, und nur durch leises Summen konnten sie sich ihre Klagen mittheilen; kein Kampf, noch Spiel, noch Trank war hier zu finden.

Noch schlimmer war das Loos der Verbrecher. Dieselben fielen der Hella anheim und mußte ohne Unterlaß in einem breitigen, schlammigen Strome waten.

Dieser Vorstellung von dem Jenseits haben wir es denn

auch zuzuschreiben, daß sich die alten Deutschen selbst den blutigen Tod wünschten, daß sie in der Schlacht keine Todesgefahr scheuten. Die Geschichte sagt: „Kampflust und Todesmuth waren bei den Kriegern oft so groß, daß sie nackt den Kampf fortsetzten, und gleich Rasenden um sich schlugen. Die auf dem Kranken- oder Sterbebette lagen, ließen sich oft noch eine Wunde beibringen, um nicht dem freudenlosen Helheim anheimzufallen.“

Hiermit schließen wir unsere Abhandlung über die Götterlehre unserer Väter. Mögen wir daraus lernen, Gott zu danken für seine Befreiung aus dieser Finsterniß durch die Offenbarung Jesu Christi, seines Sohnes! Ja, möge das Wort der Wahrheit und der Einfluß des heiligen Geistes Alle zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes erheben!

## Erinnerungen aus meinen Kindes- und Jugendjahren.

Von Nho Jota.

### IV.

#### 17. Wie ich zum erstenmal Philadelphia besuchte.

Im Jahre 1846 war ich neun Monate lang bei einem Bauern in der Arbeit, zwölf Meilen von der Stadt; und da meine Zeit dort aus war, dachte ich: Nun gehst du aber einmal in die Stadt und siehst dir dieselbe recht an. So ging ich eines Nachmittags zu Fuß durch das schöne Germantown in die große Stadt hinein und kam Abends glücklich bei einem Verwandten D. S. an und that ihm meine Absicht kund, am nächsten Tage die Stadt durchzuwandern. Er blickte mich mit großen Augen an, gab mir dann Anweisung, wie zu gehen, und machte mich auch mit dem Stadtplan bekannt. Ich konnte kaum den nächsten Tag erwarten, und versprach mir selbst einen großen Genuß. Am Morgen ging ich denn nach der Callowhill Straße, und wanderte dieselbe hinaus bis an die Fairmount Wasserwerke. Unterwegs gab es Vieles zu sehen, und ich meinte, ich müßte alle Schriften auf den Ausbängelschildern lesen, blieb darüber auch oft stehen, die Leute schauten mich auch verwundert an, ich denke eben, Jedermann sah, daß ich ein „Landbube“ war. Bei den Wasserwerken angekommen ging ich, ohne zu fragen, in die Gebäude hinein, wo die großen Wasserräder und Pumpen im Gange waren, und sah mir das wunderbare „Wesen“ daselbst mit Verwunderung an. Aber ohne mich mit Jemand in ein Gespräch einzulassen, ging ich endlich zum Gebäude hinaus, die Treppe hinauf zum Wasserdamm und fing an, denselben herumzulaufen, und schaute durch die „Klappboarfenz“ hindurch nach dem Wasser. Während ich so in Gedanken vertieft dahinschlief, kommt ein feingekleideter, geschmeidiger Herr hinter mir her und grüßt in Englisch sehr freundlich und fängt an, seine Verwunderung über dieses schöne Wasserwerk auszusprechen. Du mußt aber wissen, I. Editor, daß ich bei jener Zeit noch ein vollkommen unschuldiges „Grünhorn“ war und dachte, alle Menschen seien so arglos, wie ich meinte zu sein, und ich freute mich daher recht sehr über den freundlichen Mann, der sich so unbefangen mit mir in ein Gespräch einließ. Freilich ging mir das Englischreden noch schlecht von staten, denn ich war von Haus aus so deutsch als „Sauerkraut“, aber ich stammelte es so gut ich konnte. Der gefällige

Mann nahm auch gern damit vorlieb und fragte mich, woher ich käme? was ich ihm schon sagte und dazu bemerkte, ich wäre hier, um die Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten einmal recht einzusehen. Nun, sagte mein feiner Mann, auch er sei hier für diesen Zweck — er sei von Chester County hereingekommen, und so könnten wir einander Gesellschaft halten, was mir in meiner Arglosigkeit gerade recht war. Von dem Fairmount-Reservoir aus konnte man über eine „Commons“ hinüber das stattliche Gebäude des Girard-Collegiums sehen, dahin wollte ich nun gehen, denn von jener Anstalt hatte ich Vieles gelesen und gehört, nun sagte mein neuer Freund (?), dahin habe er auch gemeint zu gehen, und er sei froh, daß es sich so schön schide, daß wir miteinander gehen könnten. Wir gingen, und — der Mensch wurde immer freundlicher.

Nachdem wir eine kleine Strecke gegangen waren, kam ein etwas wild aussehender Mann schnell quer über die „Commons“ zu uns herangerannt und fragte meinen Begleiter, ob er nicht geradezu über die leeren Lotten u. s. w. das New York Boot erreichen könne, denn er sei in Eile, er müsse heute nach New York gehen. Mein Begleiter raunte ihn dann barsch an und hieß ihn fortgehen und uns in Ruhe lassen, worauf er fortinging und wir auch. Bald aber kam der „Kerl“ wieder zurückgerannt und sagte, er habe nicht Geld genug, nach New York zu reisen, er wolle uns seine goldene Taschenuhr sehr billig verkaufen, damit er doch Geld bekomme. Mein Kamerad sagte dann scharf zu ihm: „Du hast keine Taschenuhr — mache dich fort und lasse uns mit Frieden!“ — worauf er aber eine schöne goldene (?) Taschenuhr vorzeigte! Diese nahm dann mein Kamerad in die Hand und der Fremde sagte, er wolle sie für \$36 — verkaufen, was etwa der halbe Preis sei. Nun zog mich mein Freund (?) ein wenig beiseite und flüsterte mir ins Ohr, er sei ein Uhrmacher, und er wisse, diese Taschenuhr sei \$75 werth. „Wir wollen sie kaufen, und verkaufen sie dann wieder in der Stadt und machen ein schönes Geld dabei! Wie viel kannst du drauf bezahlen?“ So sprach er sehr gewinnend. Ich sagte ihm sogleich, ich habe nur ein wenig Zehrgeld bei mir und überdies sei es ja unrecht, dem armen Mann sein Eigenthum für halben Preis abzukaufen. Der Freund (?) aber hielt an, und ich schlug alles aus, und — so ging der Fremde fort und wir auch. Bald aber kam der



Mensch wieder und sagte, er müsse Geld haben, um nach New York zu kommen, er wolle uns etwas sonst verkaufen, und bot eine hölzerne Kugel an, die sehr schön abgefertigt war, und er behauptete, sie sei hohl und sei ein Stücklein Papier in derselben. Mein Begleiter hieß ihn dann einen Lügner und nahm ihm die Kugel aus der Hand, drehte sich von ihm weg, schraubte die Kugel auseinander, nahm das Papierchen heraus und steckte es in seine Rocktasche und schraubte die Kugel wieder zusammen. — Darauf wandte er sich gegen den Fremden und sagte triumphirend: „Setzt wetten wir, daß nichts in dieser Kugel ist,“ worauf der Fremde böse schien und wettete \$5, es sei Papir darinnen. Nun zupfte mich mein Freund wieder und sagte: „Setzt haben wir ihn gewiß; du hast ja gesehen, wie ich das Papier heraus nahm, jetzt komm, laß uns mit ihm wetten — ich wette \$12, wie viel kannst du noch drauf legen?“ — Ich antwortete mit Abscheu: „Das Wetten ist nicht recht, zudem verliert der arme Mann dann noch sein Geld.“ — „Ach nein,“ entgegnete er, „wir wollen ihn nur ein wenig begiren, weil er uns so quält — wir geben ihm dann sein Geld wieder zurück, und so haben wir doch einen Spaß mit dem Quälgeist!“ — Auf diesen Grund hin ließ ich mich endlich bewegen 50 Cts. dabei zu legen, um zu sehen, was der Spaß wohl sein möchte. Nun blies der Kerl an die Kugel und befahl uns auch, an dieselbe zu blasen, darauf öffnete er die Kugel vor unseren Augen und siehe! — siehe! — das Papierchen war richtig darinnen, welches doch zuvor herausgenommen worden war. — Schnell wie ein Gedanke, raffte nun der wilde Kerl die \$12.50 von meines Freundes (?) Hand und sprang davon während mein Freund (?) zuerst einen Augenblick wie versteinert da stand, dann ihm aber nachschrie: „Du bist eine Hege! Du bist ein Teufel! Halt! Halt!“ — „Ach laß ihn laufen,“ sagte ich. „Nein,“ sagte er, „ich will mein Geld wieder haben, gehe du nur hinein ins Collegium, in 10 Minuten komme ich auch hinein.“ Und so rannten die zwei Menschen fort, als ob ihnen der „Bauk“ auf den Fersen sei, und mein glatter Freund (?) ließ sich bis heute nicht wieder bei mir sehen. Was denkst du nun, I. Editor, daß ich dann dachte? Nun, mir unschuldigem Grünhorn stand mein Wischen Verstand total stille! — Was in aller Welt ist denn dies? — Das war das unauslöschliche Räthsel. Aber die 50 Cts. waren fort, wer weiß wohin, und ich hatte gewettet — worüber mein Gewissen nachher die Stirn runzelte — aber was aus der Sache zu machen, das konnte ich mir so wenig denken, als der „Kuckut.“ Jetzt war „die Milch verschüttet,“ aber ich war doch gescheit genug, sie nicht aufzuraffen, sondern ging meines Weges durch die Stadt — den ganzen Tag bis Abend — ohne Mittagessen — und sah mir alles an, was ich nur erreichen konnte, aber ich ließ mich mit keinem „fremden Freund“ mehr ein. Abends erzählte ich meinem Verwandten D. S. die ganze Geschichte; dieser lachte und staunte, und erklärte mir dann, daß diese zwei Menschen raffinirte Spitzbuben seien, die ihr Wesen im Einverständnis trieben, um mir mein Geld abzulocken, und sagte, es sei das größte Glück gewesen, daß ich fast kein Geld bei mir hatte. Nun aber stand mir mein Verstand wieder stille, es war mir unbegreiflich, daß Menschen so „teufelschlecht“ sein könnten, und doch mußte ich es glauben. Jene auf diese Weise eingebüßte 50 Cts. waren aber für mich ein werthvolles Lehrgeld für meine ganze Lebenszeit. Doch habe ich seitdem ebenso schlechte Menschen angetroffen, nur auf andere Weise. Da heißt's: „Trau, schau — wem?“ Und wenn es unter den zwölf Aposteln einen

Zu das gab, den Jesus „einen Teufel“ hieß, so darf man sich nicht zu sehr verwundern und noch weniger sich irre machen lassen, wenn auch unter Christenbekennern, sogar unter Predigern des Evangeliums, sich hier und da ein „Spitzbube“ entlarvt. Das muß man nicht dem Christenthum auf die Rechnung schreiben, sondern der bösen Natur des gefallenen Menschen, mithin auch dem Teufel. Und hier möchte ein gewisses Sprüchlein am Platze sein: „Jedem das Seine!“ Folglich auch „dem Teufel, was des Teufels ist!“ — nicht wahr, I. Editor? (Genau so! Edr.)

Ich habe damals in Philadelphia noch Vieles sonst gesehen, wovon ich aber jetzt nicht zu reden gedenke.

#### 18. Intellektuelle Morgenschimmer und göttliche Einwirkungen.

Nachdem ich nun eine Anzahl äußere Begebenheiten und Eindrücke beschrieben habe, will ich zurückkehren zu der kleinen inneren Welt, in welcher mein kleiner Geist lebte und einige Vorgänge in derselben beschreiben. — Ehe die Verstandeskkräfte sich entwickeln, lebt das Kind nach seinem Innern hauptsächlich in der Einbildungskraft, die derzeit sehr thätig ist und durch die fünf Sinne und das Gefühlswesen überhaupt angetrieben wird. So lebte auch ich. Wollte ich die Lustschlöffer alle beschreiben, die meine Einbildungskraft erbaute, so würde das wohl eine lustige, prachtvolle Stadt ausmachen, so sonderbar, wie man noch keine auf Erden gesehen. Aber das waren eben „kindische Ansätze,“ die man abthut, wenn man ein Mann wird. — Aber während ich in dieser Einbildungswelt lebte, stellte sich in ungefähr meinem fünften Jahr etwas Merkwürdiges ein, das ich bis auf diesen Tag noch nicht vergessen habe. Ich wurde nemlich eines Tages über Feld nach eines Nachbars Haus gefandt. Mitten im Felde stand ein großer, uralter Eichbaum, auf den ich langsam in meinen kindlichen Gedanken zugin. Auf einmal kam es mir ganz wunderbar vor, daß dieser Eichbaum da vor mir stehe, d. i., daß derselbe ein Dasein habe. Mit Verwunderung blickte ich den Baum lange an; aber bald kam ich zurück zu mir selbst und wunderte mich darüber, daß ich auch da sei; dann schaute ich das Gras im Felde an, endlich die Nachbarschaft, und hinauf an die Wolken und an den schönen, blauen Lusthimmel — und fand mich mit dem Dasein umgeben, und es stiegen dann Gedanken und Fragen auf, die eigentlich in das Reich der Metaphysik gehören, weßwegen ich sie mir freilich nicht beantporten konnte, aber neu und köstlich waren mir dieselben doch gar sehr. — Da fragte etwas in mir: Könnte denn nicht ebenso wohl Alles nicht da sein? (Nichts!) Aber da Gott alles geschaffen hat, wo ist denn Gott hergekommen? — Warum ist Er da? (Ich denke, I. Edr., dies hat noch Niemand beantwortet.) Warum ist denn Alles gerade so wie es ist? (Hat Jemand schon hierauf richtige Antwort geben können?) Was wird es denn in Zukunft mit dem Dasein geben? (Das lehrt uns großentheils Gottes Wort) 2c. 2c. Von der Zeit an hatten meine kleine Vernunft, die in diese Dinge hinein schauen wollte, und meine kindische Einbildungskraft, manchen Kampf miteinander, der in späteren Jahren so heftig wurde, daß ich etliche Jahre lange beinahe in Verwirrung versank. Dies war aber eine gute intellektuelle Schule.

#### 19. Die ersten Einwirkungen des heiligen Geistes.

In der Ev. Gemeinschaft aufgewachsen hörte ich von Jugend auf Singen, Beten, Predigen, genoß den Unterricht der Sonntagsschule, die Unterweisungen eines frommen Va-

ters 2c., wodurch ich vor groben, ausbrechenden Sünden bewahrt blieb, aber im tiefen Herzensgrunde war etwas bei mir nicht recht, wovon ich jedoch hier und da nur eine dunkle Ahnung hatte. Aber eines Tages im Sommer von 1837, in meinem 10. Jahre, stand ich im Scheunenhof eines Nachbarn auf dem Pumpenbett und wollte eben Wasserpumpen. Ich hatte soeben den Pumpengriff in die Höhe geschoben, um Wasser zu pumpen, da auf einmal schien ein inneres Licht meine Seele zu erleuchten. Ich sah — ich wußte nicht wie — daß ich von Natur aus von Gott entfernt sei, und daß Er mich aber zu sich ziehen wolle, und fühlte einen starken Zug ins Verborgene zu gehen und Gott alles zu sagen. Ein „Schein“ kam in mein Herz, daß Gott mir dann antworten werde; — aber da war auch gleich der Satan mit seinen Einflüsterungen da: ich würde das besser nicht wagen, denn es möchte dann etwas Fremdartiges über mich kommen. Leider ging ich damals nicht sogleich ins Gebet, und es gingen noch Jahre dahin, ehe es bei mir zur Gewißheit der Gotteskindschaft kam. Aber, I. Editor, siehe doch wie frühe und wie kräftig der Geist Gottes an den Kinderherzen wirkt. Wie Viele könnten zu der Zeit aus dem Stande der Unschuld in den Stand der Gnade geführt werden, ohne zuerst in Sünden zu fallen und ein Raub böser Gesellschaft und vieler Laster zu werden.

Es kommt hierbei auch gar sehr viel auf geschickte Anwei-

lungen von Eltern und Lehrern an. Es ist ein schrecklicher Irrthum, wenn man denkt und sogar behauptet: „Die Kinder müssen zuerst ihren wilden Hafer säen, und sich hernach erst bekehren.“ Dies ist des Teufels Lehre — ein Stück von seinem Lügenkram. Lieber Editor, hilf doch was du kannst mit dem Magazin, dem Kinderfreund und anderen Mittel, die dir zu Gebote stehen, diese böse Lehre auszurotten. (Sind Tag und Nacht daran. Edr.) Jesus soll und will die Kinder alle haben! Er hat sie alle theuer erlauft!

#### 20. Wiederholte kräftige Einflüsse.

O wie gut ist es, daß der Geist Gottes immer wieder ruft und zieht und lockt. So that er es auch bei mir. O, mit welcher Sehnsucht wurde mein Herz oft übernommen, ein „Kind Gottes“ zu werden und zu wissen, daß der Himmel mein sei! Einige meiner Jugendkameraden fanden diese köstliche Perle, und dieses verursachte eine wahre Wehmuth in mir. Es kam dann endlich dahin, daß die Noth groß wurde, und es ging mit mir auch durch die „enge Pforte“ ein auf den „Weg des Lebens.“ — Ach wer kann's beschreiben, was das jugendliche Herz schmeckt, wenn es empfindet, daß der Herr freundlich ist, und der Geist Gottes demselben das Zeugniß der göttlichen Kindschaft mittheilt! — Das geht „über alle Vernunft,“ und über alle Sprache hinaus. Mögen alle Leser des Magazins diese selige Erfahrung machen!

## Die alten Klassiker.

Von N. M.



### IV. Virgil.

Wenn schon in den letzten Jahrzehnten der Republik die Liebe zur Literatur tief in die höheren Kreise Rom's eingedrungen war, so war dieses unter der Regierung der Kaiser noch mehr der Fall. Vornehme Herren und Damen wetteiferten im Versmachen, und die gesellschaftliche Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Literatur; selbst die Tafelgenüsse wurden durch Lesen und Vorträge griechischer Dichter gewürzt; es ging thatsächlich in Erfüllung, was Horaz in seinen Episteln spricht:

„Doch das bewegliche Volk hat ganz sich verwandelt und glühet

Nur von der Schreiblust; Söhne, mit ihnen bedächtige Väter, Schmaufen, vom Laube umtränzt, und lesen Gedichte den Gassen.

Ungelehrt und gelehrt, gleichviel, wir alle sind Dichter.“

Augustus erkannte mit Scharfblick die Macht und Bedeutung der Literatur für die öffentliche Meinung und wurde deshalb ihr Begünstiger und Beschützer. Doch überschritt damals die Literatur und Kunstbildung die aristokratischen Kreise noch nicht, deshalb behielt noch alles den feinen griechischen Anstrich, denn um den Beifall des Volkes bekümmerte sich noch Niemand.

Als aber das Kaiserreich schon über seinen Glanzpunkt erhoben und nach dem Verfall deutete, obwohl noch äußerlich sein Verfall sichtbar war; als Octavianus Cäsar, ein Nefse des großen Julius, auf dem Throne saß, fing man schon an, das Talent zu schätzen, wo es sich offenbarte und Bahn brach. Um diese Zeit, nemlich im Jahr 70 v. Chr., wurde Virgil, oder wie sein voller Name lautet: Publius Vergilius Maro,

zu Mantua geboren. Sein Vater war ein schlichter, nicht gerade wohlhabender Landmann, welcher jedoch die Talente seines Sohnes sah und die Mittel verwendete, um ihm eine Bildung zu verschaffen, wie nur Rom sie geben konnte.

Nach zweijährigem Aufenthalt in der Weltstadt kehrte er in seine stille, ländliche Heimath zurück, und da seine schwächliche Natur ihm nicht gestattete, die schwierige Laufbahn eines Staatsmannes zu ergreifen, widmete er sich der Bearbeitung seines Landgutes und der Dichtkunst. Bei der Ländervertheilung an die Cäsarischen Legionen sollte auch sein Gut eingezogen werden; da legte Pollio dem Octavianus ein Gedicht Virgil's vor, worin dieser Cäsar's Tod und Vergötterung gefeiert, und dieses bewirkte ihm den Schutz des Machthabers. Dafür zeigte sich der Dichter sein Leben lang sehr dankbar und dichtete dem Kaiser eine Ekloge des Dankes. Später mußte er abermals abziehen, weil sein „Güthen“ wiederum eingezogen wurde. In Rom dichtete er dann die Iphile, welche sein eigenes Geschick darstellte, wovon eine Stelle lautet:

„Lycidas, ach! wir haben erlebt, was nie wir gefürchtet, Daß ein Fremder Besitz von unserm Güthen genommen, Sprechend: Dies Alles ist mein: Zieht fort, ihr alten Bauer!“

Durch diese Begebenheiten, und durch die Begeisterung seiner ländlichen Freunde wurde Virgil am Hofe bekannt, und bald sah man die hohe Gestalt des jugendlichen Dichters unter Staatsmännern, Dichtern und Geschichtsschreibern am Hofe des Kaisers, welcher solche Neigung zu Virgil gewann, daß er, wie es wörtlich heißt, ihm nie eine Bitte versagte. Später zog Virgil, um des gesunden Klima's willen, nach Rom und wohnte abwechselnd daselbst und in Neapel, wo er die „Geor-



gica," seine glücklichsten Leistungen, verfaßte. Nach Beendigung derselben begann er das dem Kaiser versprochene Epos, die *Anneis*, von welchem man große Erwartungen hegte, denn er schrieb im Propertius:

„Weichet, ihr Dichter der Römer, ihr Griechen, weichet: gebo-  
[ren  
Wird ein Werk, das selbst über die *Ilias* ragt!“

Um dieses Werk den Erwartungen entsprechend zu machen, unternahm Virgil ausgebehnte Studien, und unternahm sogar eine Reise nach Griechenland. Dort traf ihn Augustus, vom Orient zurückkehrend, und überredete ihn zur Rückkehr. Aber kaum hatte er Brundisium, nach Anderen Tarantum, erreicht, da raffte ihn plötzlich der Tod hinweg, ehe er die „*Anneis*“ fertig machen konnte.

Nach einer Sage wollte er das Gedicht vor seinem Hinscheiden verbrennen, stand aber auf Bitten seiner Freunde von diesem Vorhaben ab und trug ihnen auf, das Fehlerhafte zu streichen, aber nichts beizufügen. Daher sind manche Verse

unvollendet. Er wurde zu Neapel begraben, wo die nachgeborenen Geschlechter noch Jahrhunderte lang sein Grab zeigten.

Virgil war schlank gewachsen, er war voll Gemüth, Unschuld und Sittenreinheit, und schon zu seiner Lebzeit sehr populär, so daß er es erlebte, seine Bücher als Textbücher in den Schulen zu sehen. Seine Dichtungen bildete er nach Homer, wand jedoch seine eigenen Kränze und beanspruchte nie etwas, das nicht sein eigen war. Seine ländlichen Gesänge sind meistens Zwiegespräche zwischen Hirten, welche auf idealen Waldgründen und Feldern ihre Heerden weideten. Der Einfluß auf das Gemüth ist gut und gibt dem Bauernstand eine Anzughlichkeit und einen Reiz, wie das kein anderer Dichter je gekonnt.

So hätten wir nun einen kurzen Abriß der vier gefeiertsten der alten Klassiker gegeben. Kurz und einfach ist die Schilderung, aber doch dem Inhalte nach so faßlich, daß jeder Leser einen Blick in ihr Leben thun kann, und vermögend ist, „Reb' und Antwort“ zu geben Dem, der ihn fragt.

## Das Wort ward Fleisch.

(Von E. C.)



Das Wort ward Fleisch!  
Welch' süße Botschaft bringt  
Nun in mein mattes Herz!  
Das Wort ward Fleisch!  
Welch' Wunderbalsam bringt  
Das auch im herbsten Schmerz!  
Er ist nicht fern, der Himmelstönig,  
Ich Würmlein bin Ihm nicht zu wenig:  
Das Wort ward Fleisch!

Das Wort ward Fleisch!  
Verstehest du es denn nicht,  
Du arme, franke Seel' ?  
Er ward wie du,  
So niedrig arm und schlicht,  
Er, dein Immanuel.  
O, zieh' dich nicht vor Ihm zurücke,  
Verbirg dich nicht vor Seinem Blicke:  
Das Wort ward Fleisch!

Das Wort ward Fleisch!  
O ew'ges Gottes Wort,  
Das bei dem Vater war,  
Du kommst herab  
Von deinem sel'gen Ort  
Und wirfst ein Kindlein gar! —  
Und du, mein Herz, kannst dich noch grämen?  
O eile, eil' Ihn aufzunehmen:  
Das Wort ward Fleisch!

Das Wort ward Fleisch!  
Dies macht mich froh und reich,  
Er ist der Bruder mein!  
Mein Jesu Christ!  
Einst machst du dir mich gleich,  
Wann ich werd' bei dir sein.  
Dann will ich jubelnd dir einst singen,  
Wie herrlich wird's in Zion klingen! —  
Das Wort ward Fleisch!

## Amerika's Ureinwohner.

Von Dr. Chas. W. Super.

In kurzer Artikel in einer früheren Nummer des Magazins über die sogenannten „*Moundbuilders*“ lenkte meine Aufmerksamkeit von neuem auf einen Gegenstand, der mich früher sehr interessirte, und ich beabsichtige hier einen kleinen Abriß von demjenigen zu geben, was die Forschung bis jetzt auf diesem Gebiet zusammen gebracht hat. Die Quellen fließen sehr reichlich, und die Entdeckungen vermehren sich mit fast jedem Tag, dennoch scheint man dem eigentlichen Ziel der Forschung: „Wer waren diese Wallpöber Hügelbauer?“ nicht näher zu wirken. Die Spuren

dieses vorhistorischen Volkes hat man in ganz Nordamerika, mit Ausnahme der atlantischen Seeküste, nachgewiesen. Sie bestehen aus Erdhügel von oft erstaunlicher Größe und aus anderen Erdwerken; so zahlreich sind sie, daß man bis jetzt in Ohio nicht weniger als zehn Tausend von diesen Hügeln und fünfzig Hundert Umwallungen aus Erde und Stein gefunden hat. Es gibt keine Merkmale, womit man das Alter dieser Werke genau bestimmen kann, doch läßt es sich annähernd ziemlich entschieden festsetzen, daß sie schon fünf- bis achthundert Jahre verlassen sind, und die Knochen, die man manchmal

darin findet, verglichen mit andern in Europa gefundenen, über deren Zeitalter die Forscher übereinstimmen, scheinen schon gegen zwei Jahrtausende vergraben gelegen zu haben.

Den Zweck, dem diese Arbeiten dienen sollten, läßt sich selten oder vielleicht nie sicher ermitteln, oft nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit muthmaßen — sie versehen uns unter Verhältnisse, denen die heute irgendwo auf der Welt lebenden Völker nichts gleichartiges bieten. Im Staate Wisconsin z. B. gibt es Erhöhungen aus Erde, die vielerlei Thiere, Vögel, Fische, Reptilien, Waffen und Hausgeräthe darzustellen scheinen; andere haben die Form von Pfeil und Bogen, von Pfeisen und verschiedenen mathematischen Figuren; wieder andere sind kreuz- oder halbmondförmig. Sie sind von zwei bis sechs Fuß hoch und bis über hundert Fuß lang. Dagegen findet man rechtwinkelige Dämme oder Deiche, welche nur einige Fuß Höhe und Breite, aber eine Länge von mehreren hundert Fuß haben. Unter den thierförmigen Erhöhungen ist vielleicht die merkwürdigste der sogenannte „Big Elephant Mound,“ einige Meilen unterhalb der Mündung des Wisconsin-Flusses. Dieser aus Erde gebildete Damm ist gebaut in der Form eines Elefanten, ist hundert fünf- und dreißig Fuß lang, und hat die dazu gehörigen Glieder in richtigen Proportionen. Wie hätten die Erbauer dieses Erdwerkes die Figur eines Elefanten oder Mammuththieres so genau nachahmen können, wenn sie das Thier nicht selbst gesehen hätten? Aber das einsamliche Vorhandensein des Mammuththiers in Nordamerika ist durch andere Zeugnisse hinlänglich bewiesen. Diese großartigen und zahlreichen Werke fordberten nothwendig eine dichte Bevölkerung — warum sie da sind, ist völlig räthselhaft.

Diese Ueberreste liegen oft gruppenweise, die Wälle aber sind nicht zusammenhängend, wie die einer Stadt, sondern schließen Stücke Erde von verschiedenen Größen ein. An der Mündung des Sciotoflusses in Ohio sind Wälle, die, zusammen gerechnet, eine Länge von etwa zwanzig Meilen ausmachen, aber der eingeschlossene Raum beläuft sich auf nur ungefähr zweihundert



Amerikanische Mounds.

macht. Die Positionen sind mit Sachkenntniß erwählt, und die Werke nicht in der Eile noch wegen vorübergehenden Umständen aufgeworfen. Es scheint daher nicht unwahrscheinlich, daß man solche an leicht zu vertheidigenden Stellen anbrachte, als Zufluchtsorte für die umwohnende Bevölkerung, welche demnach den Angriffen eines mächtigen und gefürchteten Feindes ausgesetzt war. Was aber das Merkwürdigste hieran ist, läßt sich in der Frage: Aus welcher Ursache sind die Erbauer so gänzlich verschwunden? ausdrücken. Es sollte unmöglich erscheinen, daß ein Volk, welches

so viel militärisches und architektonisches Geschick an den Tag gelegt hat, den in Bezug auf Civilisation so viel niedriger stehenden Indianern hätte weichen müssen.

Die mathematische Correktheit mancher dieser Werke ist auffallend. Die Quadrate sind rechtwinkelig, die Kreise sind vollkommen rund, und da deren viele einen Umfang von einer Meile haben, scheint es kaum glaublich, daß sie ohne den Gebrauch von mathematischen Instrumenten ausgeführt werden konnten. Nicht selten besteht ein gewisses und gleiches Verhältniß zwischen weit auseinander liegenden Gruppen. In Ohio z. B. findet man oft ein Quadrat und zwei Kreise beisammen, wovon jede Seite des Quadrats genau 1080 Fuß, die angrenzenden Kreise je 1700 und 800 Fuß messen. Merkwürdig ist auch, daß die Gräben dann und wann innerhalb der Wälle sind, statt außerhalb derselben, wie gewöhnlich bei Festungswerken.

Die Erdhügel sind in ihren Dimensionen sehr verschieden; es gibt viele, die nicht über einen Fuß hoch sind, und andere von einer Größe, die unser Staunen erregen. Einer in Illinois — im Staate Mississippi



Indianischer Krieger zu Fuß.



ist ein zweiter von ungefähr gleicher Größe — der zu einer Gruppe von sechzig gehört, bedeckt sechs Acker Landes, und dessen Rubicinhalt beläuft sich auf das Viertel der größten ägyptischen Pyramide. Die am spätesten vorkommende Form ist die eines abgestuften Kegels, welche es wahrscheinlich sein läßt, daß darauf ursprünglich ein Gebäude irgend welcher Art errichtet war, aber welches die Zeit natürlich bis auf die letzten Trümmer zerstört hat.

Eine Klasse der Hügelchen, welche man „Altarhügel“ zu nennen pflegt, sind immer symmetrisch gebaut, bestehen aus mehreren Schichten aufgehäufter Erde und feinem Sand und sind selten über acht Fuß hoch. Dieser Sandschichten sind es gewöhnlich zwei oder drei, sie sind aber nicht wasserrecht, sondern von der Oberfläche des Hügelchens bedingt: es scheint, als habe man auf den Boden eine kleine Erhöhung aufgeworfen, dann oben drauf den Sand geschüttet, dann abwechselnd Erde und Sand, bis der Hügel die gewünschte Höhe erreicht hatte. Darunter, auf gleicher Höhe mit der umliegenden Ebene findet man ohne Ausnahme einen hartgebrannten Herd, darauf sind Merkmale des Feuers, und die Ueberreste verschiedener durch dieses Element zerstörter Gegenstände. Alle auf solche Weise aufgeschichteten Hügel bedecken, so weit man sie bis jetzt untersucht hat, einen Altar, und keine anderen. Es ist sehr zu bedauern, daß fast alle die Gegenstände, welche man unter diesen Altarhügeln findet, der zerstörenden Wirkung des Feuers ausgesetzt worden sind denn dadurch ist unsere Kenntniß des socialen Lebens dieses Urvolkes beträchtlich verringert. Fast nur Thongefäße waren im Stande, der großen Hitze zu widerstehen, und die Funde beschränken sich fast gänzlich auf solche. Die Töpferwaaren, die man bis jetzt herausgegraben hat, verrathen eine Geschicklichkeit, welche weit über der der nordamerikanischen Indianer steht; besonders die Pfeifen und Hausgeräthe sind auffallend durch ihre zierliche und fantastische Schnitzarbeit.

Daß dieses Volk das Kupfer zu bearbeiten verstand, ist hinlänglich bezeugt. In Michigan hat man eine ihrer Gruben entdeckt, die von achtzehn bis dreißig Fuß tief ist, und dabei ihre Geräthe aus Stein, Holz und Kupfer in großer Menge.

An einer Stelle lagen die steinernen Hämmer so zahlreich, daß man genöthigt war, sie mit Pferden und Wagen aus dem Wege zu schaffen. In einer anderen Grube in Minnesota hat man, achtzehn Fuß unter der Erdoberfläche, eine Masse Kupfer von sechs Tonnen Gewicht auf einem fünf Fuß hohen Gerüst gefunden, wie es scheint von den Arbeitern in höchster Eile auf immer verlassen. Ueber diese Kupferbergwerke haben die Indianer nicht einmal eine Tradition und verstehen überhaupt die Bearbeitung und Benutzung des Kupfers nicht.



Indianer in ihrem Wigwam.

daß die Indianer Nachkommen der Israeliten seien, ist völlig unhaltbar; denn es ist geradezu unglaublich, daß halbcivilisirte Stämme auf ihren Wanderungen von jenseit des Euphrats sollten Nordamerika erreicht haben. Und ebenso unwahrscheinlich ist es, daß in längst vergangenen Zeiten Schiffer aus Europa oder Afrika sollten, von Insel zu Insel fahrend, über den atlantischen Ocean gekommen sein, oder daß

die Bewohner der Kamtschatka's über die Behringstraße herüber die kalten Länder des Nordwestens sollten erreicht haben. Es sind dies nur grundlose Vermuthungen. Es sei denn, weitere Forschungen verbreiten ein noch helleres Licht über die Geschichte und Wanderungen der ältesten Menschenrassen, so wird der eigentliche Ursprung der Ureinwohner dieses Landes ein Räthsel bleiben.

Der weiße Mann ist endlich gekom-



Indianischer Krieger zu Pferd.

men und hat den Fuß des Eroberers auf das weite Gebiet der Ureinwohner von einem Gestade zum andern gesetzt. Vor seiner Gegenwart mußten jene weichen. Nur das Gedächtniß ihres Namens haftet noch an Hügeln, Flüssen und Bergen. Nach Westen ist ihr Blick gerichtet, und von den Wäldern und Jagdgründen ihrer Verfahren haben sie Abschied genommen auf immer.

## Heute noch!

In Schneider wurde, nachdem er seine Wanderjahre hinter sich hatte, an einem Orte fern von der Heimath als Meister ansäßig. Aber er fand unter seinen neuen Mitbürgern, denen er ganz fremd war, keine bleibenden Kunden; die Arbeit ging aus, und das Wenige, was er zusehen hatte, war bald verzehrt. Seine Frau, von Noth und Kummer niedergebeugt, lag krank im Bett; seine kleine Tochter saß, die rothen Hände unter der Schürze, auf der Thürschwelle und weinte vor Hunger; er selbst so matt, daß er kaum noch aufrecht stehen konnte, stützte sich auf den Sims und drückte seine Stirn an das Fenster. Draußen aber war's finster, noch finsterner als in der Stube, wo doch noch ein Kreuzer-Licht brannte, und Regenschauer und Windstöße thaten das ihre dazu. — Wer sollte in einem solchen Unwetter kommen und Hülfe bringen. Und doch konnte der arme Mann nicht anders. So oft er seine Hände fester faltete und in seinem Herzen rief: „Herr hilf! Herr erbarme dich unser!“ mußte er immer hinausehen: „Aber heute noch, heute noch!“ Als er zum dritten Male so gefleht hatte, stolperte es die Stiege herauf, suchte nach der Thür und klopfte an.

Eine Viertelstunde vorher war in dem Gasthose nicht weit von der Hütte des Glends ein Fremder abgestiegen und hatte dem Kellner befohlen, ihm sogleich einen Schneider zu rufen. Dem dienstbaren Geist in der Jacke und den dünn beschnittenen

Schuhen war es aber nicht nach der Hand, in dem Hundewetter den langen Weg zu einem von den ersten Kleidermachern der Stadt zu nehmen, und er wählte daher den nächsten zu unserm Schneider. Als aber der Fremde das magere, halbverhungerte und zitterige Männlein ansah, wollte er ihm die Arbeit nicht anvertrauen, sondern ihn nur mit einem Almosen abfertigen; aber er sprach auf der einen Seite so zuversichtlich von seiner Tüchtigkeit und auf der andern so beweglich von seiner Noth, daß er sich endlich die Beinkleider anmessen ließ und das feine, theure Tuch dazu aushändigte. — Nun vergaß unser Mann von der Nadel Hunger und Mattigkeit und brachte in der langen Herbstnacht und in den ersten Stunden des darauf folgenden Morgens so elegante Beinkleider zu stande, daß sie der Fremde bewunderte und in der Freude über die wohlgelungene Bestellung doppelt bezahlte. Auch in der Abendgesellschaft, wozu er sie anthat, zogt sie die Blicke einiger Modeherren auf sich. Der Fremde nannte ihnen den Meister, der sie gemacht hatte; die Herren suchten sogleich am andern Tage den Empfohlenen auf, und unser Schneider bekam von dem Augenblick an eine so große und reiche Kundenschaft, daß er sich endlich zwei und oft noch mehr Gesellen beilegen konnte.

„Da du mich in der Noth anriefest, half ich dir aus und erhörte dich.“ — Ps. 81, 8.

## Ein unwiederruflicher Fehler.

Von E. L. Umbach.

In einem lieblichen, heiteren Sommerabend war es, kurz vor Sonnenuntergang, wenn der Landmann, müde von seiner Arbeit, seiner trauten Heimath sich zuwendet, als ein junger Mann am Ufer eines schnell dahinschweifenden Baches unweit des Dorfes langsam und sinnend dahin schritt. Herrlich beleuchteten die lekten Sonnenstrahlen das am Fuße des nahen Berges liegende Dörflein. Der lange Schatten des schlanken Mannes fiel dicht auf die grünen Wiesen herab. Man hatte nicht nöthig, ein besonderer Menschenkenner zu sein, um zu sehen, daß in dem Wanderer nichts besonderes Menschenfreundliches lag, wohl aber das Gegentheil. Die Augen standen zu dicht zusammen und lagen zu tief in ihren Höhlen, und die Stirn war allzu niedrig, um anzuzeigen, daß er besonders liebenswürdig sei, wohl aber, daß man sich vor ihm fürchten könne. Auch sein Gang verrieth Trägheit und Müßiggang. Die ganze Erscheinung war abstoßend und gab Anlaß zu dem Gedanken, daß der Mann unter Umständen brutal und unmenschlich sein könne.

Der Wanderer war Franz W. Er hatte sich erst neulich mit einer sehr anständigen, wohlhabenden jungen Dame, die eine Waise war, verheirathet und war auf seiner Hochzeitsreise in dem genannten Dorfe mit seiner Braut angekommen. Er gedachte, der romantischen Lage des Orts wegen, sich einige Tage daselbst aufzuhalten, um dann wieder in seine Stadt zurück zu kehren und fürs Leben nieder zu lassen. Wunderbar war es, daß Franz an einem so lieblichen Abend ausging, oh-

ne sein junges Weib mit sich zu nehmen. Er hatte sie zurück gelassen mit der einfachen Bemerkung, daß er in das nächste Dorf gehen und erst spät am Abend zurückkehren werde. Dieses war nun schon das dritte Mal, seit ihrem Weilen an diesem Ort, daß er des Abends allein ausgegangen und erst zur späten Stunde heim gekehrt war. Sein Weib nahm jedesmal wahr, daß er nach seiner Heimkehr etwas „wunderbar“ war und sich nicht wie gewöhnlich benahm. Auch roch sie starkes Getränk an ihm. Bange Ahnungen stiegen in ihrem Gemüthe auf, denn sie wußte die wunderbaren Vorgänge und Handlungen ihres Gemahls wohl auszulegen. Ungern hegte sie den Gedanken, daß der Mann, der ihr Herz gewann und ihr nur einige Tage vorher feierlich versprochen hatte, sie zu lieben und zu versorgen, ein Trunkenbold sein könne. Nicht nur ein Trunkenbold, sondern ein leidenschaftlicher Spieler war der Mann, dem sie ihr Herz und ihre Hand fürs Leben gegeben hatte. Vom letzteren Uebel hatte sie noch keine Kenntniß. Sie saß nun allein unter Fremden, während ihr Gemahl ausgegangen war, und hatte hinlänglich Zeit, über die dunken Ahnungen bezüglich der verschleierten Zukunft nachzudenken. Was unter Umständen zu thun? war die brennende Frage, die ihr Herz beschwerte. Endlich warf sie sich in ihrer Noth auf ihre Knie und rief den Herrn inbrünstig an, den sie wohl kannte, aber den sie nicht so oft zu Rathe gezogen hatte, wie das billig von ihr hätte gegeben sollen.

Als sie von ihren Knien aufstand, flog über ihr bleiches



Antlitz ein Zug, welcher von einem festen Vorsatz zeugte, ein Zug, den Franz nie zuvor dort gesehen hatte. Sie kleidete sich schnell an und ging raschen Schrittes hinaus, denn sie stand im Begriff ihren Vorsatz auszuführen. Ihre Schritte waren leicht und schnell, und brachten sie bald in Sicht ihres Gemahls, welcher, wie oben bemerkt, faumselig am Ufer des Baches dahin schlenderte. In einigen Minuten war sie an seiner Seite, und fast ehe er es bemerkte, hatte sie Halt an seinem Arm. Mit ganz freundlicher und gelassener Stimme sagte sie zu dem erstaunten Manne: „Laß mich eine Strecke mit dir gehen, ich fühle so einsam unter den fremden Leuten, ich möchte gerne mit dir sprechen.“ Dann in ganz sanften Tönen und auf eine Weise, wie nur ein liebendes Weib zu einem Manne reden kann, sagte sie ihm ihre Befürchtungen, und wie sie gebetet habe, daß ihn doch Gott vor dem Uebel bewahren möchte. Auf einmal hielt er ein und ließ ihren Arm fahren, drehte sich um und starrte sie an, sagte aber kein Wort. Sie dachte, er wird mir wohl Gehör geben und von seinem Plan ablassen, und ergriff deshalb das Wort und sprach: „Nicht wahr, du gehst mit mir zurück, mein Lieber?“ Dies aber war nicht Franz's Meinung, sondern er sagte ihr einfach,

daß er nicht von einem Weibe regiert sein wolle, und daß er sie überhaupt nur geheirathet habe, um ihr Vermögen zu bekommen, womit er sich nach Herzenslust vergnügen wolle. Auf einen solchen harten Schlag, von Einem, dem sie ihr Herz gegeben hatte, konnte sie nicht mehr bitten, sondern wandte sich um, ihrer Herberge zu, bitterlich weinend.—

Franz W. hielt sein Wort. Da die Arme Niemand hatte, der für ihre Rechte einstand, so zog er ihr Vermögen an sich und brachte es mit Praßsen durch, worauf er sie verließ. Verwahrloft, übel behandelt und arm, war sie genöthigt, ihren Lebensunterhalt aufs kümmerlichste zu fristen. Manche mühsame Stunde saß sie und dachte über den von ihr selbst gemachten Fehler nach, der aber unwiederruflich vor ihr stand und—sie unglücklich gemacht hatte. Sie wußte, daß Franz W. kein Christ war, und lernte nur zu spät die Warnung des Apostels Paulus, 2. Cor. 6, 14.: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen.“—Bedeutungsvolle Worte; denn wer sie mißachtet, stürzt sich selbst ins Unglück. Jünglinge, Jungfrauen: Habt offene Augen!

## Heldinnen aus der Missionsgeschichte.

Vom Editor.

### IV.

Nimm hin mein Leben, laß es dir,  
Herr, geweiht sein, für und für.

**M**ir setzen zum Voraus, daß die kurzen Lebensbilder, die wir vor diesem von einigen der größten Heldinnen auf dem Missionsgebiet geschrieben, namentlich bei unsern vielen Leserinnen, guten Anklang gefunden haben, deshalb hier noch eine weitere höchst interessante Skizze von Frau Mary Moffat, einer gebornen Smith. Unsere Heldin erblickte das Licht dieser Welt am 24. Mai 1795 zu New Windsor, England. Ihr Vater war ein Schotte und hatte sich in dem alten Yorkshire niedergelassen. Ihre Ausbildung bekam Frau Moffat auf einer Herrnhuter-Schule in Fairfield, nahe Manchester. Und es war in dieser Schule, wo sie zuerst gar mächtig zum Missionswerk hingezogen wurde. Es herrschte dort nemlich der Gebrauch, den Jungfrauen die kurzen monatlichen Berichte von dem, was Gott in den finstern Heidenländern Großes gethan, vorzulesen. Unser junges Fräulein hörte diesen Berichten nicht bloß andächtig zu, wie viele andere, sondern sie weihete sich schon damals im Stillen dem Missionswerk. Noch in späteren Jahren sprach sie oft mit innigen Dankesgefühlen von der gütigen Vorsehung, die sie nach Fairfield geführt; denn sie konnte überall die treue Hand wahrnehmen, die sie zu einem Gefäß der Ehren, dem Hausherrn gebräuchlich, bereitet hatte.

Ihre Hingabe an den Herrn war so entschieden, daß ihr Bruder (später Rev. John Smith) sich veranlaßt fühlte, die Motive und den Geist zu untersuchen, die zu diesem Opfer führten. Der junge Smith wußte, daß seine Schwester einem süßen, glücklichen Heim, einem gemächlichen Leben, der Aussicht auf Reichthum, kurz, allerlei Vorrechten, zu entsagen hatte, falls sie nach Afrika gehe. Der Gedanke an alles dieses

machte ihn im Anfang ganz verwirrt, allein die Untersuchung endete doch mit seiner Bekehrung. Und obwohl er eben daran war, in ein blühendes Geschäft einzutreten, so entsagte er dennoch allem dem und gab sich auch zum Dienst der Mission her, und ging 1828 als Missionar nach Madras, Südinien, woselbst er mit großem Erfolg unter den Heiden wirkte.

In 1819 siedelte unsere Heldin nach Capetown, Afrika, wo Moffat schon einige Jahre als Missionar gewirkt hatte. Sie wurde dort Moffat's Gattin, und schon im Januar 1820 ging's nach dem Innern des Landes.—

Hier mußte Moffat sein eigener Schmied, Schreiner, Schneider, Gärtner &c. sein. Frau Moffat war ebenfalls in allem auf sich selbst angewiesen, und nur mit großer Mühe gelang es ihr, nach und nach die eingebornen Frauen, die um sie her schwirrten, sie quälten, beraubten und dergleichen, in etwa Anstand und Ehrlichkeit zu lehren. Sie konnte nicht einmal Jemand bekommen, für sie zu waschen, da die Frauen dort einfach zu faul zu solcher Arbeit waren, und auch durchaus keine Neigung zeigten, die Kunst des Waschens zu erlernen. Und ein Kindermädchen zu bekommen, war eben so schwer und zu dem auch noch gefährlich. Zunächst war des Mädchens ganzer Körper über und über, wie das bei den Betschuanen gebräuchlich ist, mit Fett und gelber Farbe beschmiert. Nur mit großer Mühe konnte Frau Moffat die Wilde bestimmen, ein leichtes Kleid anzulegen. Und dann kam es nicht selten vor, daß das Mädchen bei dem geringsten Tadel, oder wenn sie sonstwie außer Fassung kam, den armen Säugling von einem Ende der Hütte zum andern der Frau Moffat an den Kopf warf und dann Reißaus nahm. Das Missionsleben in Afrika ist eben kein „Pfad auf Rosen.“ Geben wir davon noch einige weitere Beispiele.

Der Ort, wo sich die Missionstation befand, war von leichtem, sandigen Boden, und es konnten keinerlei Gemüse gezei-

hen, ohne künstliche Bewässerung. „Unsern Teich,“ sagt Moffat, „der einige Meilen lang war, hatten wir aus dem Wasser des Kurumann-Flusses gebildet, und er passirte in seinem Lauf durch die Gärten der Eingebornen. Als diese die befruchtende Wirkung der Bewässerung gewahrten, meinten sie, sie hätten ein eben so großes Recht dazu, wie wir, und nahmen auch keinen Anstand, den Teich zu öffnen und das Wasser in ihre Gärten zu lassen. Dieses Vorgehen, versteht sich, ließ uns zuweilen ganz ohne Wasser, selbst für häusliche Zwecke. Es war umsonst mit den Häuptlingen dauegen zu reden, die Frauen waren in diesen Sachen Meister. Mr. Hamilton, mein Gehülfe, und ich waren deshalb gezwungen, einer um den andern, täglich in der heißesten Zeit, so gegen drei Uhr Nachmittags, mit Hülfe einer Schaufel, die Einleitungen in ihre Gärten zu schließen, damit uns doch auch etwas Feuchtigkeit übrig blieb über Nacht unsere fast vertrockneten Gemüse zu erfrischen. Viele schlaflose Nächte wurden in dieser Weise zugebracht. Und nach dem wir diese für den Haushalt und für unsere Gesundheit so nöthigen Dinge mit großer Mühe gezogen hatten, kamen die Eingebornen und stahlen dieselben ganz ungenirt, beides bei Tag und bei Nacht, so daß wir für unsere Arbeit durchs Jahr kaum hatten, daß der Mühe lohnte. Unsere Lage läßt sich leichter denken als beschreiben.“ Weibliche Hülfe für die Frau des Missionars, wie schon erwähnt, war sehr schwer zu beschaffen, und doch konnte man auch nicht ganz ohne dieselbe fortkommen. Es war dies eine Quelle

beständiger Sorgen für Frau Moffat. So zum Beispiel hat sie einmal, mit dem Kinde auf ihrem Arm, eine Frau, doch so gütig zu sein und aus der Küche zu treten, damit sie dieselbe schließen und, wie gewöhnlich, zum Gottesdienst gehen könne. Man denke! die Frau, anstatt dessen, ergriff ein Stück Holz und schleuderte es mit aller möglichen Wucht nach Frau Moffat, die selbstverständlich die Flucht ergriff und nach dem Hause Gottes eilte, die Küche der Eingebornen überlassend, die dann irgend etwas, das ihr gut dünkte, mitgeben hieß. Es erforderte sicherlich viel Courage und große Geduld von der Frau des Missionars die Arbeit und Sorgen für die Familie zu tragen, und dabei das Haus noch mit solchen überfüllt zu sehen, die nur zu schnell nach einem Stein griffen, ohne daß man Miene zum Widerstand machen durfte. Zuweilen war das

Haus von diesen Wilden dermaßen angefüllt, daß für die Missionsfamilie nicht mehr Raum blieb, sich nur unzuwenden. Alles, was dieses Volk anrührte, wurde bis zur Unbrauchbarkeit befudelt. Während Einige sprachen, lagen Andere auf dem Boden und schnarchten, wieder Andere trieben sonst etwas, so daß die Frau des Missionars Stunden lang sich buchstäblich in Gefangenschaft befand in einer fast unerträglichen Atmosphäre. In einer solchen Gesellschaft eine Mahlzeit einzunehmen, war fast unmöglich und mußte dieselbe oft ganze Stunden lang aufgeschoben werden. Sehr oft, wenn die Missionare eine Strecke von der Wohnung mit Arbeit beschäftigt waren, und Niemand da war, dem sie trauen konnten, so mußten sie alles Küchengeräthe und dergleichen mit sich führen, wohl wissend, daß wenn es zurückbliebe, dasselbe in kurzer Zeit Flügel

bekommen würde. — Zu den Beschwerden, welchen Missionare und die Ihrigen ausgesetzt sind unter diesen rohen Naturvölkern, sind auch die, daß so oft fremde Stämme andere kriegerisch überfallen. Bei einer solchen Gelegenheit klopfte es eines Nachts an die Wohnung Moffats, während Frau Moffat allein zu Hause war. Ihr Mann war auf einer Missionsreise begriffen. Nur durch Gottes Hülfe entging sie einem schrecklichen Tod. Herrn Moffat bekam sie in drei Wochen von der Zeit nicht zu sehen. Sie mußte natürlich glauben, er sei in die Hände der Feinde gefallen. O, welche lange Stunden der Prüfung sind doch das für eine Missionarin! Endlich kam Moffat wieder nach Haus. Daß die Freu-



Frau Mary Moffat.

de des Wiedersehens unbeschreiblich war, läßt sich denken.

Dann vergesse man auch die Gefahren nicht, die im Innern Afrikas mit dem Reisen verbunden sind. Hier nur ein Beispiel aus vielen. Moffat's Tochter Anna wollte einst zu ihrer Schwester (Frau Livingstone) mehrere Wochen auf Besuch. Die Reise nach Maboltha nahm vierzehn Tage in Anspruch; man sah nichts von einem Löwen. Nur hie und da konnte man in ziemlicher Entfernung ihr lautes Brüllen vernehmen. Wohlgemuth zogen sie dahin. Am Nachmittage des zweiten Tages entdeckte die eingeborne Begleiterin, daß ihr etwas verloren gegangen sei. Sie bestand darauf, es zu suchen. Zwei der Männer gingen, nahmen das einzige Gewehr mit sich und ließen die zwei Frauen nebst dem Wagen in dieser gefährlichen Wildniß allein. Endlich überfiel sie die Nacht, sie lösten die



Ochsen vom Joch, versäumten aber, dieselben gehörig zu befeistigen. Nun gings an die Zubereitung des Abendbrods. Da plötzlich zeigte sich im nahen Gebüsch ein fürchterliches Ungethüm, ein Löwe, und warf einen der Ochsen in einem Augenblick zu Boden — keine dreißig Fuß vom Wagen entfernt. Die Frauen flüchteten sich schnell in ihr Gefährt und beobachteten mit Schrecken die Bewegungen des riesigen Löwen. Nachdem er sich gesättigt hatte, schlich er davon, kehrte aber vor Sonnenaufgang für eine weitere Mahlzeit zurück. Aber nach allem saßen sie nun hier in der ungeheuren Wildniß, weit entfernt von einem lebenden Quell in der trockensten Zeit des Jahres. Die Männer stießen endlich wieder zu ihnen, und die Reise wurde fortgesetzt. Ist es aber ein Wunder, wenn namentlich die Frauen glaubten, hinter jedem Gebüsch lagere ein wildes Ungethüm? Mit Gottes Hülfe kam die Reisegesellschaft endlich wieder unter das trauliche, heimische Dach. — Wir müssen abbrechen.

Ein guter Freund sagte einst zu Frau Moffat: „Gott hat

dich gewürdigt, deinem Mann in seiner Missionsarbeit eine große, große Hülfe zu sein.“

„Ja,“ erwiderte sie, „ich war immer auf meines Mannes Pflege und Bequemlichkeit bedacht, und hinderte ihn niemals in seinem Beruf, that aber was ich konnte, ihn in seinen Mühen und Sorgen aufrecht zu halten.“

Diese Antwort, ihr lieben Leserinnen, zeigt euch auf einmal ihren Charakter, als echte Heldin auf dem Missionsgebiet. Für fünfzig lange Jahre wirkte Frau Moffat für ihren himmlischen Meister unter den Betschuanen. In 1870 dann richteten Dr. Moffat und seine treue Lebensgefährtin ihr Antlitz heimwärts und erreichten England im Juli desselben Jahres. Und etwa ein Jahr später, nach kurzem Leiden, stieg Frau Moffat höher — sie trat aus der Arbeit in die Ruhe. Wie mag ihre Krone so voll herrlich glänzender Sterne sein! Möge ihr Beispiel viele unserer Schwestern doch zu eifriger Missionsthätigkeit anspornen!



## Der Nachtwächter von Hollenbach.

ief unten im Rheinlande liegt ein Dorf, das führt den Namen Hollenbach. Zu seiner Zeit war es aber ein Tollenbach; denn es ging davon das Sprichwort: Die Hollenbacher gehen betteln bis auf den Pfarrer, Schulmeister und Bürgermeister. Es war eine tolle Wirthschaft in dem von Natur so reich gesegneten Dorf.

Man meinte, in Hollenbach herrschten unaufröhrlich die sieben magern Jahre Egyptens; und es wohnten wirklich ebenso viele

Bettler darin als Bürger. Heutzutage ist's anders. Die Häuser sind nett, die Straßen find sauber; von Execution und Auspfänden weiß man nichts mehr; das Feld ist prächtig gebaut, und die Weinberge stehen zum Verwundern. Noch mehr. Es herrscht Sitte und Zucht im Dorfe; früher wurde keine Ehe in Ehren geschlossen. Das hat neben dem lieben Gott ein einziger Mann zuwege gebracht. Ich will's erzählen.

In der verlumpten Wirthschaft der Gemeinde war Einer besonders ausgezeichnet. Das war ein Schuster, mit Namen Bucher; den hießen sie wegen seines Herumschlottens und müßigen Schwagens nur den „Schlotterbuchs.“ Seinem Häuschen drohte der Einsturz, seine Weinberge lagen fast wüste, seine Acker und Wiesen sahen wie verhungert aus; die Kunden verließen ihn. Er aber blieb wie er war und klagte über schlechte Zeiten. Eins aber hatte er: ein braves, frommes Töchterlein, das sich durch des Vaters Faulheit und Unordnung zu Fleiß und Ordnung antreiben ließ. Fränzchen hieß die Jungfrau; sie arbeitete unverdrossen, aber allein konnte sie die Sache nicht zurecht bringen.

Einmal im Herbst hatte sie die Trauben von zwanzig Ruthen Weinberg in einem Kübel. So wenig dieser Ertrag war, so schwer wurde ihr doch die Last, als sie dieselbe aufhe-

ben wollte. Sie wartete, ob Jemand vorüber käme, der ihr helfe. Allerlei Gedanken gehen ihr durchs Herz, während sie also am Rain des Weinberges sitzt und wartet. Des Hauses Elend stand gewaltig vor ihr; und doch war keine Seele, mit welcher sie so recht innig darüber reden konnte. Der seligen Mutter war das Herz darüber gebrochen, aber daß es über dem Jammer des Hauses gebrochen, hatte sie dem Fränzchen nicht einmal gesagt.

Wie sie so da sitzt kommt ein Handwerksbursche die Straße daher, gut gekleidet, dem Ansehen und — dem Bündel nach auch ein Schuster. Er war weiter unten am Rhein zu Haus, in Traubach. Wie er näher kommt — er war durstig und hätte gern eine Traube gegessen — grüßt er freundlich und bittet um eine Traube.

Necht gern! sagte das Mädchen — aber will Er mir nicht auch die Last aufheben helfen? Das that er. Unterwegs gibt ein Wort das andere; und da er über Müdigkeit klagt, sagt sie freundlich: Wenn Ihm Erdäpfel und saure Milch nicht zu schlecht sind, so kann Er mit uns essen! Er ging also mit, und dem Meister Bucher gefäht die Unterhaltung mit dem Burschen bald recht gut; der wußte vor seiner Wanderschaft viel und gut zu erzählen. Geselle und Meister wurden am selben Abend noch eins, daß der Geselle blieb, und Jakob Fürst — das war sein Name — bot sich an, für die Kost zu arbeiten.

Mit Tagesanbruch fängt der Jakob an zu klopfen, und flükt und schafft, und macht alles nett und sauber auf, was seit Wochen dagelegen war, so oft auch die Leute darnach fragen mochten. Nun waren aber auch noch zwei Weinberge zu lesen, und in der Luft wirbelte bereits der Schnee. Da half Jakob Fürst denn auch bei dieser Arbeit, und sie ging rasch und fröhlich voran. Abends sagt er: Meister, die Weinberge könnten siebenmal so viel tragen, wenn man sie einlegte! Man thut die alten Stöcke in die Erde, dann werden die Weinberge wieder jung. So macht man's bei uns. Das war' aber eine Heidenarbeit! sagte der Meister. Ich will sie thun, wenn's so lang trocken bleibt; mir macht's Spaß! ant-

wortet der Jakob. — Den Spaß will ich Ihm lassen! meinte der Meister. In dem Geschäft gab's eben nicht viel zu thun, und das Wetter blieb trocken. Nach 14 Tagen hatte Fürst einen ganzen Weinberg neu gemacht. Die Leute bekamen Achtung vor dem fleißigen Gesellen, die verlaufenen Kunden kehrten zurück, und Meister Bucher schämte sich des Gerumschlottens neben dem fleißigen Gesellen. Er begann wieder zu arbeiten, und alles im Hause ging gut.

So strich der Winter herum. Zu Ostern aber sagte Meister Bucher, der sich doch schämte, den Gesellen für die bloße Kost zu halten: Jakob, hier ist dein Lohn; Er hat ihn wohl verdient! — Soll ich gehen? fragte Jakob. — Nein, nein! rief Bucher: Er soll bleiben, so lang Er will; ich seh' es gern! Aber der Lohn ist wohl verdient! — Meister, sagte der Jakob, da wüßt ich ein Mittel, daß Ihr den Lohn spartet, und ich blieb doch bei Euch. — Das wäre? fragte Bucher. — Gebt mir Euer Fränzchen zur Frau! Ich bin braver Leute Kind, die wohl todt sind, aber mir auch noch ein Schönes hinterlassen haben. — Der Meister sagte: Mir ist's schon recht, wenn das Fränzchen will. — Da fiel Jakob dem Meister um den Hals vor Freude. Und weil Fränzchen von dem Ja des Vaters wußte und an dem Ja im Himmel droben nicht zweifelte, hatte Jakob auch bald ihr Ja; und sie wurden ein glückliches Paar. Hernach ging Fürst mit seiner jungen Frau nach Braubach zu dem Vormund, dessen Einwilligung er zuvor schriftlich geholt hatte, und nahm sein elterliches Vermögen mit 1600 Mark in Empfang.

Nun gab's aber aller Hände voll zu thun. Das Haus wurde wieder erneuert, Acker und Wiesen kaufte Jakob hinzu; sie waren in dem verlotterten Dorfe um einen Spottpreis zu haben. Mit den beiden andern Weinbergen machte er's wie mit dem ersten. Die Wiesen bewässerte er und that Ache darauf; statt der zwei Gassen kaufte er eine Kuh und bald die zweite. Fränzchen wurde eine glückliche Hausfrau, und mit dem Schwäher war eine gänzliche Aenderung vor sich gegangen. Beim Schoppen sah man ihn nicht mehr; in der Schmiede, wo er sonst halbe Tage lang stand und rauchte und plauderte, war er ein seltener Gast geworden. Unter der Liebe seiner Kinder, und als nun vollends Enkel heranwuchsen, erfuhr er erst, wie gut es wohnen ist in einem Hause, wo Gottesfurcht waltet. Die Hollenbacher kannten den „Schlotterbuchs“ bald nicht mehr. Und den Jacob hielten sie gänzlich für einen Narren, obgleich sie gelten lassen mußten, daß er alle Andern an Arbeitsamkeit und Männlichkeit übertraf. Freilich, wenn er am Sonntag Abend sich mit den Leuten auf der Hausbank zusammensetzte oder im Winter eins zu ihm hereinkam in die Stube, da redete er frisch von der Leber weg und sagte frei heraus, was ihm in Hollenbach nicht gefallen wollte. — Eins behagte ihm am allerwenigsten. Am Sonntag war das Wirthshaus gepfropft voll. Da wurde getrunken und gefartet bis Mitternacht, oft bis an den hellen Morgen; und es sah aus, als wären die Leute in Hollenbach nur dazu auf der Welt, den Wirth reich zu machen. Bis zehn, elf Uhr Abends lärmte das junge Volk auf den Straßen, und da und dort an den Ecken fand man Bursche und Mädchen sich zusammengeseilen. Daran trug unser Jakob Fürst gar schwer. Eines Sonntags, als auch wieder die Kirche leer und das Wirthshaus Abends recht voll war, sagte er zu seinem Fränzchen: Hör, ich hab doch schon Manches in Hollenbach anders und besser gemacht; jetzt weiß ich ein Mittel, wie ich all das Unwesen mit einem Schlag zu Ende bringe. Ach Jakob, sagte die Frau, ich bitte dich, laß die Leute gehen!

Du machst dir nur Feinde und bringst's nicht zu Stande. Wer sagt's? fragte er. Man muß sich vor keiner Arbeit fürchten. — Ja, was willst du denn thun? sagt Fränzchen. — Nachtwächter werden! rief er lachend. — Ach, du wirst doch nicht? rief sie. — Ja, ja; das will ich werden! sagt er, und schaut sie so lächelnd an: Du hast doch nichts dagegen? — Es ist — eine Schand für uns! platzte sie heraus — eine Arznei für Hollenbach! sagte er. Es ist mir ernst; ich hab alles wohl überlegt! Und Fränzchen schwieg, obwohl es in ihrem Herzen noch gewaltig rumorte. Laß ihn machen! sagte der Vater, er hat was Gutes vor; ich merk es schon!

Auf Martini war die Gemeinde beisammen. Der Hirte und der Nachtwächter wurde da gedingt. Nun war der alte Nachtwächter vor kurzem gestorben; und zwei hatten sich um das Aemtlein gemeldet: der eine verlangte 60, der andere 50 Mark. Da erhob sich Jakob Fürst und sagte: Ihr Männer, ich thu's umsonst, wenn ihr das Geld verwendet, um die Böcher im Straßenpflaster herzustellen! — Das ist ein Wort, vor dem hab ich Respekt! sagte der Bürgermeister. Die Andern lachten und spöttelten; aber das Amt fiel dem Jakob zu. Als er freilich mit dem Nachtwächterhorn heimkam, ließ Fränzchen den Kopf hängen und sagte kein Wort. Das ist Weiberart! dachte Jakob, und that, als säh er's nicht. Um zehn Uhr aber nahm er das Horn und ging lachend hinaus. Gib einmal acht, ob ich mein Sprüchlein kann! sagte er zur Frau; aber die war vertrießlich und schwieg ganz stille.

Unten im Dorf lag das Wirthshaus. Da war's heute sehr voll und ging lustig zu; man mußte sich von der Gemeindeversammlung erholen. Die meisten karteten und — tranken. Jakob hielt das Horn ans Fenster und stieß einen Ton heraus, so voll und kräftig, daß alle in der Stube erschrocken in die Höhe sahen, suchten und tobten über den groben Narrenstreich. Jakob blies zehn Mal und rief dann mit lauter, klarer Stimme:

Das Wirthshaus voll, die Kirche leer,  
Drum geht's in Hollenbach so quer.  
Der Mann bei der Kart, die Frau in Noth,  
Im Haus kein Salz und auch kein Brod.  
Daher das Betteln und Klagen!  
Es hat zehn geschlagen!

So rief er nun durchs ganze Dorf. Die Leute, die noch auf waren, kamen ans Fenster und hörten zu; und die Weiber dachten: Gottlob, der sagt's ihnen einmal! Auch Fränzchen lächelte und war wieder freundlich, wie er heim kam. Aber im Wirthshaus schrien die nassen Brüder: Wenn der's so macht, so muß er entweder das Horn abgeben, oder wir prügeln ihn krumm und lahm! Aber das war nur die erste fliegende Hitze. Die meisten drückten sich und gingen heim; nur wenige Erbspieler blieben sitzen wie zuvor.

Um elf Uhr kam er wieder und sah noch drei dastehen und mit dem Wirth spielen. Wieder blies er gegen das Fenster wie vorher, nur elf Mal, und rief ein neues Sprüchlein den Leuten zu:

Es sitzen und spielen noch drei,  
Wollt ihr wissen, wer's sei?  
Um zwölf denn ich sie krank und frei:  
Es hat elf geschlagen!

Das ist ein Mordskerl! riefen Wirth und Spieler; er ist im Stand und hängt uns den Denzettel an! Sie machten sich aus dem Staub. Er aber rief das Sprüchlein wieder durchs ganze Dorf. Am andern Morgen gab es viel Gerede. Jeder fragte, wer die drei gewesen seien; und sie brachten's richtig heraus. Fürst aber sagte überall, wo er hinkam: Wenn ich wie-



der Spieler und Säufer im Wirthshaus finde, ich nenne sie alle mit Namen. Ach! sagte Fränzchen: Du wirst sehen, die ganze Kundschaft geht uns fort! — Thut nichts! sagte er, sie kommen wieder; und wer fort bleibt, an dem verlieren wir nichts.

Die Spieler und Säufer von Hollenbach faßten jetzt den Beschluß, sie wollten, wenn Jakob unten im Dorf anfinde zu blasen, die Lichter auslöschten, damit er sie nicht sehe. Allein, von einem der Weiber wurde der Plan verrathen. Als er wieder am Abend zehn Uhr blies, war freilich alles im Wirthshaus dunkel und still. Er aber rief desto lauter:

Ihr Spieler blaset aus das Licht  
Und meint, der Wächter merk' es nicht;  
Er wird es doch den Leuten sagen:  
Es hat zehn geschlagen.

Und wieder rief er sein Sprüchlein durchs ganze Dorf. Alles lachte. Die Spieler sammt dem Wirth droheten; aber sie schlichen zwischen der Stunde heim, und als er um elf Uhr kam und horchte, war alles leer. Die Furcht vor ihm herkte sie; denn der Spott der Bessern, die Bitten der Frauen und das Gewissen der Lieberlichen selbst waren seine Bundesgenossen.

Noch in anderer Weise verfolgte er sein Ziel. An einem Abend sah er ein Paar junger Leute unordentlich tändelnd an einer Straßenecke stehen. Da rief er durchs Dorf:

Der Schlechte vor dem Licht entfleucht,  
Das Laster stets im Finstern schleicht;  
Soll ich vom Pärchen die Namen sagen?  
Es hat—elf geschlagen!

Das gab ein Gerede am andern Tag. Wer war's? wer war's? Viele fragten ihn. Er aber sagte: „Find ich sie noch einmal, so werden sie alle genannt!“ Auch das wirkte. „Die Furcht hüllet euch den Wald,“ sagte er. „Damit ist schon viel erreicht. Die Hauptsache muß ein anderer thun.“—

Allmählig stellte sich Ordnung ein. Die Männer blieben daheim, sparten das Geld, hielten die Kinder in Ordnung, arbeiteten für die Haushaltung, banden Besen, flochten Stroh-

matten, Bienenkörbe und dergleichen. Das wurde verkauft, und es kam Geld ins Haus. Niemand war glücklicher als die Frauen.

Im Frühjahr wurde das ersparte Geld vom Nachtwächterdienst ans Straßenpflaster verwendet. Alles, zumal der Bürgermeister, ein verständiger Mann, hatte seine Lust an dem Nachtwächter. Der lehrte nun seine Hollenbacher auch früh aufstehen. Zwar hatte er nur bis drei Uhr zu blasen; allein das genügte ihm nicht. Er blies auch noch um vier. Da setzte er das Horn an die Läden und Fenster und stieß so hinein, daß die Schläfer es merkten. Dann rief er:

Morgenstund hat Gold im Mund!  
Das thue ich euch allen kund.  
Steht auf, die Sonne wartet schon,  
Dem Fleiß'gen wird gewisser Lohn.  
Steht auf, steht auf, steht auf!

Anfangs brumnten die Schlotterer und Faulpelze; aber das half ihnen nichts. Er kam noch einmal zurück und blies den Häusern besonders, wo es stille blieb.

Die Hollenbacher sind gutmüthige Leute. Waren sie anfänglich auch ungehalten über den neuen Nachtwächter, so erkannten sie doch bald, wie er's mit ihnen meinte. Ihre Wiesen trugen das Doppelte, die Viehzucht verbesserte sich, Acker und Weinberge konnten besser gebüngt werden. Wüßt liegendes Land wurde ausgerodet.

Als aber Jakob Fürst das erste Jahr seiner Nachtwächtereirei wohl bestanden hatte, war auch der alte Bürgermeister gestorben. Auf Martini stand die Wahl aus, und die Männer wußten's nicht anders: Fürst soll unser Bürgermeister sein! Jakob wehrte sich und wollte nicht dran, aber er mußte. Der als Nachtwächter treu gewesen, blieb auch als Bürgermeister treu. Hollenbach ist aus einem Lumpennest ein stattliches Dorf geworden, voll guter Zucht und Sitte, voll Wohlstand und Zufriedenheit.

Was macht's? Jakob Fürst arbeitete und pflanzte, ein treues Weib half mit und pflegte, aber Gott der Herr gab sein Gedeihen. Macht's nach.

## Ein Spaziergang durch Kairo.

(Nach Hermann Lange.)

**K**onstantinopel ist die größte, Damaskus die am meisten orientalische, aber Kairo die bei weitem interessanteste Metropole im ganzen Morgenlande. Als die erste Stadt Afrikas trug sie von jeher den Charakter einer Weltstadt. Wenn auch in politischer Bedeutung, die Kairo einst als Sitz der Chalifen und als Stapelplatz des indo-europäischen Verkehrs besaß, längst geschwunden, so ist es in Folge seiner günstigen Lage doch noch immer der Schlüssel der Niländer geblieben. Wer über die Straßen und über die Plätze von Kairo schreitet, ist überrascht, nirgends Pflaster anzutreffen. Bisweilen ist man gezwungen, wenn gerade kein Pferd oder Esel vorhanden ist, bis über die Knöchel im Sande zu waten. Weht nun gar der „Chamsin“ durch die Straßen, so führt dieser Wüstenwind bisweilen vollständig undurchsichtige Staubwolken mit sich. Aber nichtsdestoweniger besitzt Kairo ein Klima, das zu den besten der Welt gerechnet werden muß. Schnee und Frost sind hier unbekannte Faktoren und Tausende und aber Tausende von Kranken aus aller Herren Länder

haben hier seit Jahren ihren kranken Körper wieder genesen lassen. Wer Kairo in seinem eigentlichen Charakter studiren wollte, der mußte vor seine Thore gehen, sobald alljährlich die große Pilgerkarawane nach Mekka aufbrach, sobald unter Ranonendonner das Fest des „Nilschnittes“ begann und sobald die Feier des „Tose“ ihren Anfang nahm. Das waren Tage, an denen die ganze muhamedanische Bevölkerung der Stadt und Umgegend in lauter Lust aufjauchzte, an denen der Cultus des Islam in seinen leuchtendsten Farben dem Auge erschien. Wandelte man dann durch die engen Gassen der Bazare und Märkte, so hatten die Verkäufer und Händler das Beste ausgestellt, was sie an Gold und Silber, an Schmuckgegenständen und Waffen aufzuweisen hatten. Kein Leser, der nicht selber an Ort und Stelle war, macht sich auch nur eine annähernd richtige Vorstellung von dem Reichthum an Pretiosen, die hier zu schauen sind. Des Weibes Sinn verlangt überall nach dem Glänzenden, nirgends jedoch mehr als da, wo ihm die Freuden am knappsten bemessen sind—im

Orient. Freiheit, Selbstständigkeit sind ihm versagt und der Aufenthalt im Harem, mag dieser bisweilen auch noch so kostbar ausgestattet sein, gleicht doch nur zu häufig dem Leben in einem goldenen Käfig. Da ist es denn wohl entschuldbar, wenn die Orientalin, je nachdem es der Stand ihres Gatten erlaubt, sich am Körper mit soviel als möglich goldenem, silbernem und auch diamantnem Schmuck behängt. Hieran allein kann sich das Gemüth der Frau erlaben; denn kostbare Zimmereinrichtungen, Möbel u. s. sind im Hause eines Muhammedaners nicht anzutreffen. Die Gemächer sind mit Teppichen und Polstern ausgelegt, und abgesehen von einigen Spiegeln, bergen diese Räumlichkeiten gewöhnlich nichts weiter.

Der Europäer, der Kairo betritt, besucht gewöhnlich das Erste in der alten Chalifenstadt — die Ezbekiye. Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht steigt dieser Garten vor den

Kuppeln, ihren schlanken Minarets und ihren riesigen Portälen. Oben von der Citabelle herab genießt man eine vollständige Rundschau über das Häusermeer der etwa 350,000 Einwohner zählenden Stadt. Viele dieser Moscheen sind inbess'n in vollständigem Verfall begriffen, die Treppensteine zerstückelt, die Kuppeln durchlöchert und die Minarets dem Einsturz nahe. Aber von den Terrassen der Citabelle aus ist dies nicht wahrzunehmen. Da entrollt sich vor den Augen des Reisenden nun eins der großartigsten Landschaftsbilder, die ich je auf meinen Wanderungen durch vier Erdtheile gesehen. Wirklich zauberisch aber breitet sich diese Landschaft aus, sobald in der Nacht der Mond sein Licht über sie ergießt, sobald die Sterne am Firmamente funkeln. Der Himmel, der sich am Tage oder während der Nacht über nordafrikanische Gefilde spannt, ist ein anderer als hier zu Lande. Schon am Tage wölbt sich



Kairo.

Blickten des Reisenden empor. Von einer Seite zwar stoßen eine Anzahl europäischer Gebäude an diese Parkanlage, auf der andern aber schließt sich direkt ein Trümmersfeld an die Mauern der großartigen Schöpfung des vorigen Aebide. Es ist ein wunderbarer Garten, durch den unsere Füße schreiten, ein Garten, in dem ein ewiger Frühling herrscht. Die seltensten Bäume und Sträucher blühen und duften hier, Pflanzen und Gewächse aus allen Erdtheilen, von den Abhängen der Korbilleren, aus den Thälern des Himalaya und von den weiten Savannen des australischen Kontinents. Sobald die eine welkt und stirbt, sproßt neben ihr eine neue auf. Dazu ist die Anlage reich bewässert und inmitten des Ganzen ein umfangreicher Teich, auf dem sich Gelegenheit zu Gondelfahrten bot. Heute wird es wohl unfer dem Eindruck der jüngsten Ereignisse auch hier stiller zugehen. Was Kairo seinen unverlöschlichen Stempel aufdrückt, das sind die imposanten Moscheen mit ihren breiten

die Himmelstugeln in strahlender Bläue, ohne Wolken, ohne Nebel; steigt aber erst die Nacht hernieder, dann steht Jupiter wie eine Sonne am Firmamente, wie ein glühendes Meteor in einem uns unbekannten Glanze.

Scharf aber zeichnen sich Wüste, Fruchtiland, Stadt und Nil von einander aus. Das Auge schweift in scheinbar grenzenlose Fernen, durch Nichts aufgehalten, hinüber zu der libyschen Wüste, an deren Saum die Pyramiden von Gizeh Wacht halten, ernst und majestätisch, wie vor 5000 Jahren. Diese Colosse sah Abraham, als er nach Egypten zog, unter ihnen fuhr Joseph auf Pharao's Wagen, und das Auge des flüchtigen Josephs und der Maria mag wohl oft ängstlich fragend zu ihren Spitzen emporgeblückt haben. Segen Morgen, sobald der Sonnenball erscheint, vollzieht sich vor unsern Augen hier ein Schauspiel von tief ergreifender Majestät. Dann zieht die ganze Landschaft kaleidoskopartig vor unserm Auge vorü-



ber. Der Kampf zwischen dem aufgehenden Tagesgestirn und der weichen Nacht taucht Alles, Moscheen, Paläste, Brücken, Nil und Pyramiden in wechselnde, wunderbare Farben. Bald roth unter den Strahlen der aufsteigenden Sonne, bald bläulich und silbern unter dem Lichte des fliehenden Mondes liegt eine Landschaft zu unsern Füßen, in der, wie fast in keiner zweiten, jeder Stein seine eigene Geschichte hat. Wir verlassen jetzt die Citadelle und durchwandern, wieder in die Stadt zurückkehrend, die „Muski,“ die für Kairo so etwa dieselbe Bedeutung hat, wie der Broadway für New York oder die Market-Street für Philadelphia. Den abendländischen Begriffen einer schönen Straße entspricht die Muski freilich nicht im Geringsten: nicht sehr breit und nicht regelmäßig tracirt, ungepflastert wie alle Straßen Kairo's, meist feucht, weil alle flüssigen Abfälle einfach auf die Straße gegossen werden, der Tummelplatz zahlloser, häßlicher, gelbbrauner herrenloser Hunde—aber zugleich die Hauptverkehrsader des orientalischen Lebens. Alle möglichen morgenländischen Völker der verschiedensten Hautfarben, beturbante Männer und verschleierte Frauen, Fußgänger, Reiter zu Esel,



Egyptische Infanterie.

Pferd und Kameel, Geschäftsleute, Bettler und feierliche Prozessionen: Alles drängt und schiebt sich hier in buntem Wirrwarr durcheinander. Mit dem Brausen der Volksmenge mischen sich das Klirren der Geldstücke an den Bänken der Wechsler, das Klappern der messingenen Trinkschalen in den Händen der Wasserträger, die mit einem Schlauch von Ziegenfell oder einem Thongefäß auf dem Rücken die Stadt durchziehen und ihr Wasser anpreisen, das klägliche Jammern der Bettler und das Geschrei der mit allen möglichen Schwaaren hausirenden Händler, das Brüllen der Kameele und das Gebell der Hunde, der warnende Ruf der Eseljungen oder der den Equipagen voranlaufenden Saïs mit lautem Ua! oder yeminak! d. h. deine rechte (nämlich: Seite nimm in Acht), oder schemalak! d. h. deine linke, oder riglak! d. h. deinen Fuß—kurz, es ist ein toller Karneval, der hier fast den ganzen Tag an uns vorüberwält, immer neue, ungewohnte Bilder bietend, und in dem immer wieder ich mich mit Genuß heruntreiben konnte.

Der Sammelplatz der eleganten Welt, sowohl der einheimischen als der europäischen, war von jeher die „Schahra-Atlee,“ eine schnurgerade, breite, von großen Sphamoren und Rebhachsbäumen beschattete Promenade.



Kürassier der ägyptischen Garde.

In der Nähe befinden sich auch eine Anzahl vizelköniglicher Schlösser, Paläste und größere Regierungsgebäude. Hier schlug 1517 der osmanische Sultan Selim I. den letzten tcherkeffischen Mameluken-Sultan Tuman-Bey und am 20. März siegte auf demselben Feld-Marschall Kleber mit 10,000 Franzosen über mehr als 50,000 Türken und Ägypter. Durchschneiden wir das Schlachtfeld in gerader Linie, so gelangen wir zu einem Vorort, Matarige mit Namen. In demselben befindet sich ein gut erhaltener Garten, Eigenthum noch heute der Ex-Kaiserin Eugenie, die ihn 1869 bei Gelegenheit ihrer Anwesenheit vom Khebidive Ismael geschenkt erhielt. In diesem Garten steht nemlich der sogenannte Marienbaum, eine prächtige, breitästige Sykamore, in deren Schatten der Legende nach Maria mit dem Jesuskind auf der Flucht nach Ägypten geraht haben soll.

Rings um Kairo herum, besonders auf der östlichen Seite, breiten sich große Trümmerfelder, wirkliche Todtenstädte aus. Wir sehen die Chalifen-, wir sehen die Mameluken-Gräber, und wir können stundenlang durch Straßen von Mausoleen wandern. Das ist hier am rechten Ufer des Nils der Boden, auf dem das alt-egyptische Kini stand, bis sich ihm gegenüber im sechsten Jahrhundert Kairo zu erheben begann. Unlängst starb in Kairo Mahmud Bey, ein Mitglied der größten muhamedanischen Universität, der sich große Verdienste um die Losalgeschichte Kairo's erworb. Sein Begräbniß, ein großes und feierliches, mag zugleich zur Charakteristik der heutigen Todtenfeierlichkeiten in Ägypten dienen.

Raum war der Genannte verschieden, so nahm man seinen

Leichnam, wusch ihn in heißem Wasser ab und legte ihm das Sterbegewand an. Dann erschienen die männlichen Angehörigen seiner Verwandtschaft, die Marabitis, Mlemez, Rudirs und heulende und tanzende Dervische. Sie gruppirten sich um die Leiche, murmelten die dumpfen Todtengebete und begannen den Todtentanz. Ihre Augen rollten von Minute zu Minute unheimlicher, ihre Hände ballten sich und das aufgelöste Haar der Dervische flatterte in langen Strahlen durch die Luft. Mit dem Schaum der Epilepsie vor dem Munde brach einer nach dem andern ohnmächtig nieder.

Da erschienen die Leichenträger, nahmen den Leichnam auf ihre Schultern und im Geschwindeschrift stürzten sie dem Friedhofe zu, während die bezahlten Klageweiber schreiend und jammern der Bahre nacheilten. Auf dem Friedhofe angelangt, ward der Verstorbene der Erde übergeben. Dann gruppirten sich die Klageweiber um den Hügel herum, heulten in herzerreißenden Tönen, und nachdem sie die ihnen vorgeschriebene und gut bezahlte Stunde abgeheult, ließen sie sich am Grabe zu einem lederen Male nieder. Sie rösteten sich Fleisch an Spießen, kochten sich Kaffee, spielten Würfel, scherzten und lachten. Kaum war diese Pause vorüber, so wurden sie plötzlich wieder vom unbändigen Schmerze überfallen, sie weinten, stöhnten, warfen sich zur Erde und der Todtenkultus begann von Neuem.

Das sind moslemische Gebräuche! Wahrlich kein Balsam für gebrochene Herzen, nichts als kalte, poesielose Ceremonieen! Wie erhaben dagegen sind die Tröstungen der christlichen Religion!


## Die Waldkreuzung.

Erinnerungen aus dem Leben im canadischen Winterwald.

Vom Editor.

(Schluß.)

### 10. Arbeit für Jesus.

an hätte denken sollen, daß unsere Minna nun völlig zufrieden gewesen wäre, nachdem sie das süße Bewußtsein hatte, daß ihr Vater ein eifriger Nachfolger des lieben Heilandes geworden war. Zudem war auch der Nachbar Adolph dahingekommen, daß er ernstlich fragte: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?“ Aber nein! Zwar freute sie sich hoch über diese ungeahnten Erfolge, aber ihr Drang, für Jesus zu arbeiten, ging weiter. Die Bibel hatten Vater und Tochter, wie wir schon früher erwähnten, bis dahin fleißig gelesen, und der Geist Gottes hatte auch sein Amt dabei wohl ausgerichtet.

Eines Abends, nachdem Neumann die Bibel sanft beiseite legte, sagte er: „Ich sehe, daß die Jünger des Herrn, von denen wir so eben lasen, hingingen und bekannten es vor den Menschen, vor aller Welt, daß sie seine Nachfolger seien. Es wird hier in diesem Urwald gar nicht gepredigt, auch ist auf weit und breit kein Gotteshaus, wo sich die Leute versammeln könnten. Wäre es nicht möglich zur Rettung derer, die sich hier ansäßig machen, in dieser Richtung etwas zu thun? Was meinst du, Minna, das gethan werden könnte?“

Und so mußte denn unsere kleine Winterwälderin daran und ernstlich überlegen, ob nicht etwas zu thun sei. Zwar

war sie keineswegs unthätig geblieben. Es waren überhaupt nur wenige Familien in das Städtchen gezogen, denen sie nicht durch allerlei kleine Liebesdienste rühmlichst bekannt geworden war. Ein freundliches Wort zu den Kindern, das Leihen einer handvoll Mehl, ihr höfliches Grüßen: alles trug dazu bei, daß sie von Jedermann geliebt wurde. Auf das neue Zimmer, das ihr Vater hatte anbauen lassen, war sie stolz, sie hielt dasselbe auch immer in der besten Ordnung: durch den Tag diente es als Besuchszimmer und Abends schlief Minna darin.

Es war dies Zimmer, in welches sie eines Tags, als ihr Vater gerade im Schlag war, eintrat. Als sie die Thür hinter sich zugeschlossen hatte, fiel sie auf ihre Kniee und betete. Das Gebet war lang und ernstlich. In dem Zimmer war alles still, kein Laut war vernehmbar. Noch immer kniete Minna unten am Bettposten. Endlich erhob sie sich, schritt auf ihren kleinen Koffer zu und nahm, anscheinend in Gedanken vertieft, Papier, Feder und Dinte aus demselben hervor. Briefe schreiben war für Minna eine höchst ungewohnte Arbeit und sie griff die Sache daher ziemlich verkehrt an, allein sie fühlte einen innerlichen, unüberstehlichen Drang, und das machte das Unternehmen viel leichter. Und so schrieb sie:

„Geschätzte Freundin D. . . ! Damals, als Sie mit andern Passagieren bei uns im Schnee stecken blieben, waren sie



so gütig, mir zu sagen, daß falls ich jemals Hülfe bedürfe, so solle ich Ihnen nur herzlich schreiben und Sie davon in Kenntniß setzen. Und obwohl ich schon oft an Sie gedacht und sehnlichst gewünscht habe, Sie 'mal wieder zu sehen, so fühlte ich doch immer, als könnte ich unmöglich schreiben. Nun aber bedarf ich Hülfe und mir ist's, als könnten Sie dieselbe verschaffen, wenigstens weiß ich von Niemand sonst, der es kann. Seit Ihrem Hiersein ist unser Städtchen sehr gewachsen. Eine bedeutende Anzahl Leute hat sich hier niedergelassen. Zudem halten auch die Züge regelmäßig an. Wir selbst haben uns entschlossen, nicht wieder nach F. zurückzukehren. Durch den verfloßenen Winter, welcher der glücklichste meines Lebens war, hat sich mein lieber, guter Vater lebendig zu Gott bekehrt. Und ich bin überzeugt, daß unser Nachbar, Herr Adolph, an den Sie sich vielleicht auch noch erinnern werden, ebenfalls sehr ernstlich am Suchen ist. Aber, liebe Freundin, wie sollen wir hören, ohne einen Prediger? und wie soll jemand predigen, es sei denn, Gott sendet ihn! Das ist nun eigentlich der Punkt, wegen dessen ich um Hülfe bei Ihnen anfragen möchte. Könnten Sie es nicht vermitteln, daß ein lieber Gottesmann in diese Gegend käme, wenn auch nur für einen Tag, so daß aus dieser Einöde ein Paradies, ein Heiligtum Gottes werde? Mit Freuden werde ich irgend einen bekehrten Prediger in unsere bescheidene Hütte aufnehmen und ihn so gut zu bewirthen mich bemühen, als es mir möglich ist. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen einen solch langen Brief schreibe.

Ihre zc. Minna Neumann.

Es möchte vielleicht einer der Leser denken, daß ein so ungebildetes Mädchen, die Tochter eines Hinterwäldlers, keinen solchen Brief zu schreiben im Stande wäre. Aber warum das nicht? Sie schrieb ja einfach, was ihr sehr am Herzen lag. Und das kann der Mensch, wenn er überhaupt schreiben kann. Zudem waren ihre Worte, wie wir erzählten, durchs gläubige Gebet geweiht. Und denkt ihr nicht, daß der Geist Gottes dieses liebe, fromme Kind als Werkzeug in seiner Hand gebrauchte, und ihre Gedanken lenkte, als sie schrieb? Wir haben das schon oft erlebt. Es war gleichsam jener große Auftrag erneuert: „Geht hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur.“

Jene liebe junge Freundin D . . . las den Brief mit bewegtem, freudigem Herzen; denn der liebe Gott, der alle unsere Herzenswünsche kennt, erfüllte hier gelegentlich einer ihrer lang gehegten Wünsche. Andern, die noch in Finsterniß lebten, die frohe Botschaft vom Kreuze senden zu helfen, war schon längst ihr Verlangen gewesen. Hier nun bot sich ganz ungesucht eine prächtige Gelegenheit. So kommt's oft im Leben.

Minna sagte von ihrem Plan eigentlich kein Wort, zählte aber die Tage und Stunden, wenn sie etwa eine Antwort von ihrer Freundin erwarten könnte, und da war sie aber auch schon an der Station, als der Postfac herausgeworfen wurde. Allein an jenem Tag kam keine Antwort. So wartete und betete sie denn einen weiteren Tag — und dann noch einen und — noch einen, bis endlich ihr der dritte Tag des Wartens einen Brief brachte. Sie griff hastig zu, schlich sich sogleich an ein stilles Plätzlein, wo sie dieselben (es waren zwei) ungestört lesen konnte. Der erste von der guten Freundin lautete so:

„Liebe Minna! Wie freue ich mich doch, im Stande zu sein, dir helfen zu können. Und froh bin ich, daß es so leicht Hülfe ist. Unser lieber Prediger, der schon viele Seelen zu

Jesu geführt hat, wird, will's Gott, am 12. April bei euch eintreffen; und ich werde mit ihm kommen. Wegen der Aufnahme und Bewirthung mache dir ja in keiner Weise irgend welche Sorge. Denke bloß daran, welche frohe Botschaft des Heils der Knecht Gottes euch bringen wird. Jenes Heil soll unsere Herzen erfüllen. Inliegend ein Brieflein vom Prediger.

Deine Freundin,

Gertrud D . . .

Der Prediger schrieb:

„Mein liebes Kind! Es freut mich sehr mit dem lieben Evangelium von Christo zu euch kommen zu dürfen. Ich danke dem lieben Gott täglich, daß er es dir in den Sinn gab, an Gertrud zu schreiben. Ich hatte erst meine Bedenken, ob ich kommen könne, aber mit Gottes Hülfe ist Alles möglich. Will's Gott, so werde ich auf den 12. April bei euch sein.

Dein zc.

M. S . . .

Kannst du dir Minna's Freude vorstellen, lieber Leser? Ihr war's als könne sie nicht warten, bis ihr Vater vom Walde zurück komme, um ihm die herzerhebende Neuigkeit mitzutheilen. Ja, damals hat man sich im Hinterwald über die Ankunft eines Knechtes Gottes gefreut, tief im Herzen gefreut, als über einen Engel Gottes. Wie waren diese Boten so willkommen! Als der Vater endlich heimkehrte, sagte ihm Minna mit freudestrahenden Augen von der guten Nachricht und überreichte ihm auch die beiden Briefe. Neumann offenbarte nicht gerade die Freude, welche Minna zu sehen erwartet hatte, aber sie nahm doch wahr, daß er froh war.

„Warum hast du mir denn nicht gesagt, Minna, daß du geschrieben habtest?“ frag er.

„Um dir die Täuschung zu ersparen, falls es Gottes Wille gewesen wäre, uns noch keinen Prediger zu senden, das ist all.“

„Du bist ein gutes Kind,“ entgegnete der Vater sinnend, steckte die Briefe in die Tasche und ging zur Thüre hinaus.

Als Minna ihm durchs Fenster nachschaute, gewahrte sie, daß er in Nachbar Adolphs Hütte ging. „Er trägt die gute Neuigkeit hinüber,“ sagte sie leise zu sich selbst.

Bis zum 12. April waren es nur noch zwei Wochen, und diese Zwischenzeit wurde gut benützt. Es war noch nicht warm genug, die Versammlung im Freien unter einem riesigen Horn halten zu können, und so entschloß sich Minna, ihr „neues Zimmer“ in eine Kirche umzuwandeln für jenen Abend. Das war auch schnell genug gethan. Die Nachbarn hatte sie bereits eingeladen und gleichzeitig instruiert, sich selbst mit Sizen zu versehen. Alle versprachen zu kommen. Den kleinen Tisch, welchen ihr Vater ihr aus einem Baume gemacht hatte, überzog sie mit einem rothen Shawl und legte die Bibel darauf. Das war die Kanzel. Neumann brachte manche Stunde damit zu, hölzerne Lichterstöcke zu schnitzeln, die an den Wänden der Blockhütte angebracht werden sollten. Und während diese Vorbereitungen geschähen, kam Nachbar Adolph je und dann herüber, schaute sich die Sache an, sagte aber kein Wort. Endlich ging Minna ihn um seine Hülfe an.

„Nachbar,“ sagte sie, „ich möchte gern einige schöne Tannenzweige haben. Falls Sie welche finden branten im Schlag, wollten Sie dieselben nicht mit heim bringen? Ich möchte mein Zimmer damit ein wenig zieren.“

Er schien ganz einverstanden und nickte vergnügt. Als er gegen Abend zurückkehrte, hielt er mit seinem Fuhrwerk an der Thüre und rief Minna heraus. Sie kam sogleich und fand zu ihrer großen Freude, daß Adolph eine ganze Last hübscher Grün gesammelt und einiges schon gar zu einer Art Kränze

gewickelt hatte. „Werde nach dem Abendbrod herein kommen und sie für dich aufhängen,“ sagte er als Entgegnung auf ihren warmen Dank.

Endlich war alles bereit und der bestimmte Tag war gekommen. Minna war durch den ganzen Tag, wie sich das ja leicht denken läßt, ziemlich aufgeregter. Lange vor der Zeit war sie für den Empfang der hohen Gäste bereit. Endlich kam der Zug durch den stillen Wald herangefahren. Es war ein lieblicher Apriltag gewesen. Minna fühlte bald den Kuß des guten Fräuleins D. . . . auf ihrer Wange, und durch ihre Thränen sah sie das freundlich lächelnde Antlitz des mitgekommenen Predigers, der sogleich mit Neumann Hände schüttelte. Nun ging's zusammen der Hütte zu, und Minna bereitete das beste Abendbrod, das ihr Speisevorrath ermöglichte, während sie sich mit ihrer Freundin unterhielt. Mit dem Prediger ging die Unterhaltung nicht so flott; Minna war selbstverständlich ein wenig befangen. Als sich die Gäste aber ausgeruht hatten, fragte sie den Prediger, ob er nicht den Ort zu sehen wünsche, den sie für den Gottesdienst hergerichtet habe. Etwas überrascht entgegnete er: „Warum denn nicht?“ und folgte ihr. Minna hatte etliche der Kerzen angezündet, das aufgehängte frische Grün, verbreitete einen lieblichen Wohlgeruch im ganzen Zimmer. Mit Ausnahme der Dekoration, war in der „Kirche“ sonst nicht viel wahrzunehmen, außer dem kleinen Tisch mit dem rothen Tuch und der daraufliegenden fast abgenutzten Bibel. Aber der ganze Eindruck war doch so überwältigend, daß der Prediger auf unsere kleine Minna ganz verwundert hinabschaute und nicht umhin konnte, sich über ihren Glauben und Eifer zu erstaunen. Sie setzten sich zusammen nieder und sprachen lange mit einander. Neumann erzählte, wie wunderbar ihn der liebe Gott zu sich gezogen. „Und,“ sagte er, „was wir beide, mein Kind und ich, wollen, ist dem Herrn Jesu treulich nachzufolgen, und wenn möglich, auch Andere retten zu helfen.“

„Ich fühle,“ sagte Minna, „daß Jesus durch den verfloßenen harten Winter mit uns war, und nachdem jetzt unsere Trübsal sich in Freude verwandelt hat, können wir nichts Besseres thun, als dem lieben Gott öffentlich für seine große Güte zu danken.“

Während sie noch so sprachen, öffnete sich die Thür leise und Nachbar Adolph trat ein, Minna sprang gleich auf und stellte ihn dem Prediger vor und bat ihn, sich zu setzen, was er, ohne ein Wort zu sagen, auch that. Mit Spannung lauschte er dem Gespräche zu. Und wie das so geht, kam man endlich auch auf jene stürmische Nacht zu sprechen.

„In jenem Sturm war ich auch,“ sagte Adolph plötzlich.

„Sind Sie der Mann, den man im Schnee suchte?“ fragte der Prediger.

„Zawohl, ich bin der Mann, und ich war viele lange, lange Stunden in diesem Sturm. Niemals wird es mir möglich sein, Jemand zu beschreiben, wie ich in jener Nacht fühlte. Mir war's, als ob all die biblischen Geschichten, die ich von Minna hatte lesen hören, wie ein Panorama an meinem Geiste vorüberzogen. Eine Geschichte besonders schwebte mir vor, und das war, wie Jesus mit einem Wort den Sturm auf dem See Genesareth stillte. Nach und nach fing ich auch an zu schreien: „Meister, göttlicher, großer Meister, stille, ach stille diesen Sturm!“ Ueber und über betete ich diese Worte, bis ich endlich sagte: „Lieber Gott, wenn du mir aus diesem Sturme hilffst, so will ich ein besserer Mensch werden!“ Und ihr seht, Gott half mir heraus, und das nicht allein — er rettete auch mein Weib und Kind. — Nun möchte ich gerne etwas thun und mein

Verprechen bei dem lieben Gott einlösen; aber mir kommt's gerade vor, als sei ich viel zu schlecht, als daß sich der Herr Jesus um mich kümmern könne.“

„Jesus starb für dich am Kreuz, lieber Freund,“ sagte der Prediger hierauf, „und er will nur, daß du von Herzen an ihn glaubst und ihn lieb hast.“

„Wenn dem so ist, das wollte ich ja gerne thun,“ sagte der bußfertige, liebe Nachbar, während ihm eine dicke Thräne die gebräunte Wange hinabrollte.

„Jesus kam, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist, und in jenem Sturm hat er dich gerufen, das gibst du ja selbst zu. Kannst du ihn nicht lieben?“

„Ja, warum hat er seinen Ruf eigentlich an mich ergehen lassen?“

„Weil er dich sehr liebt und will, daß du selig werden sollst und alle die Deinigen mit dir.“

„Dafür könnte ich ihn schon lieben,“ entgegnete Adolph mit bebenden Lippen.

Und nun ging's gleich auf die Kniee, und der Prediger betete, daß der liebe Gott den schwachen Glauben stärken und doch helfen wolle, daß das hier angefangene Werk siegreich und herrlich ausgeführt und sie alle für den Himmel tüchtig gemacht werden möchten. Das Gebet war so ernstlich, gefühlvoll und kräftig, daß unsere Minna fast in Thränen zerfloß. Und als die kleine Gesellschaft sich endlich trennte, und zur Ruhe anschiede, sagte der Prediger noch: „Ich fühle wie einst Petrus dort auf dem Verklärungsberge: Herr, hier ist gut sein.“ Und so fühlten sie Alle. Das war am Vorauskund des bestimmten Versammlungstages.

Der Morgen des 12. April war mild und warm, und als Minna aus der Thür ihrer Hütte trat, schien es ihr, als wolle der liebe Frühling ganz plötzlich erscheinen. Die Knospen an den Bäumen fingen bereits an hervorzutreten. Die Luft war voller Wohlgerüche, gerade als wenn die Blumen soeben aus ihrem langen Winterschlaf sammt und sonders erwacht seien. Minna fühlte sich so glücklich; sie kam sich vor wie neugeboren. Sie fühlte die Nähe Gottes in hohem Maße. Aus den verschiedenen Schornsteinen des stillen Waldstädtchens stieg der Rauch, in langsamen Windungen sich kräuselnd, in die Luft. Minna blinnte auf zum klaren blauen Himmelsdome und — zum Throne der Gnaden und flehete im Stillen für Erfolg auf den heutigen Tag.

Es waren zwei Versammlungen bestimmt: eine auf Vormittag und eine auf den Abend, die meisten Leser wissen ja, daß man in dieser „guten alten Zeit“ noch recht gern an Wochentagen in die Predigt ging. Die lieben alten Anstiebler, die meistens sehr arm waren, hatten auch Zeit — das heißt, sie nahmen sich Zeit. Sie stellten die Art dann zur Seite. Wie ist's jetzt? Das gehört zwar nicht zu unserer Geschichte, aber doch wohl zu den Erinnerungen an die Tage des Hinterwaldes.

Als die Zeit der Versammlung herbei kam, sah man die Leute mit Stühlen auf Neumann's Hütte zuilen. Minna's neues Zimmer wurde ziemlich angefüllt. Vollkommene Stille und Andacht herrschte während der Predigt und des ganzen Gottesdienstes. Das Wort vom Kreuz drang durch, Aller Herzen wurden bewegt. Diese Pioniere, wißt ihr, predigten manchmal gar kräftig. Der Herr war in ihrer Mitte, und sein Geist schuf durch diese erste Predigt im Urwald Licht, herrliches Licht, auf mancher Herzensstiefe. Still und in Gedanken vertieft, gingen die Meisten nach Haus. Im Städtchen war's wie Sonntag durch den ganzen Tag. Abends kamen die



Leuten wieder zusammen im selben Zimmer zu einer Betstunde. Da hatte dann auch der Nachbar Adolph etwas zu sagen.

„Ich bin entschlossen, liebe Freunde,“ sagte er, „ein neuer Mensch zu werden, und mit der Hülfe Gottes und im gläubigen Ausblick auf den lieben Heiland, denke ich, wird es mir gelingen. Und sollte Jemand von Euch fortan an mir irgend etwas Unrechtes gewahren, so hoffe ich, Ihr erinnert mich daran und sagt: ‚Nachbar, gedenke an deinen Vorsatz,‘ und—verlaßt Euch d’rauf, ich werde den Rath zu schätzen wissen und mich bessern.“

Anderer machten ähnliche Bekenntnisse. O, das war ein Abend, an welchem die Engel im Himmel sich freuten. Viele

drangen im Glauben durch zum Sieg der Gnade und Gotteskindschaft. Welch’ ein Jubel!—

Spät war’s schon, als Minna endlich die Kerzen auslöschte und die beiden kleinen Fenster schloß. Im Glanz des mild herabbläuelnden Mondlichtes schien es ihr, als sei über das stille Waldstädtchen eine neue Dispensation hereingebrochen. Und so war’s auch. Der Prediger kam von jenem 12. April an regelmäßig; und wie äußerlich der Hinterwald dort herrlichen, unvergleichlich schönen Fluren hat weichen müssen, so blüht auch der durch Minna gemachte kleine Anfang einer lebendigen Gemeinde noch fort und fort; und es sind seitdem schon viele jener alten frommen Hinterwälder in die große himmlische „Klärung“ eingegangen und—Minna auch.

## Der Vater verbietet's, die Mutter erlaubt's.

(Von A. G.)

Wie viele Kinder gehen zu Grunde oder leiden großen Schaden, wenn Vater und Mutter nicht zusammenziehen. Da hat der Vater dem Buben, der ihn um Geld in die Komödie zu gehen, angangenen hat, dasselbe verweigert und gesagt: Heut gehst du nicht hin, weil du gestern in der Schule haßt nachsitzen müssen. Zuerst die Pflicht, dann die Lust. Der Fritz aber geht zur Mutter, erzählt, was heute für schöne Stücke gespielt werden, und daß die und die Buben auch gehen dürften. Die Mutter weiß, daß es der Vater verboten hat; sie verweigert zuerst die Bitte. Aber der Bube kennt die Mutter; er probirt's mit Zärtlichkeit, dann mit Thränen und läßt nicht nach, bis die Mutter sagt: Da hast du das Geld; aber sag's dem Vater nicht und mach, daß du da bist, wenn er um neun Uhr heimkommt. Der Bube lernt so die Gebote des Vaters hintergehen und wird dann erst noch zum Lügner und Heuchler.

Es gibt Väter, die es ganz ebenso machen, wenn die Mutter etwas geboten oder verboten hat, und triumphirend, ja höhnlachend kommt das Töchterlein oder der Knabe zur Mutter und sagt: der Vater hat so und so gesprochen. Muß man sich dann wundern, wenn weder das Wort des Vaters, noch das der Mutter mehr etwas gilt!—Wie ganz anders gedeihen solche Kinder, wo der Vater zuerst fragt: „Was hat die Mutter gesagt, was ist ihre Meinung?“ Oder die Mutter: „Hast du den Vater schon gefragt?“ Antwort: „Ja.“ „Was hat er befohlen?“ „Das und das.“ „Dann bleib's dabei; was fragst du mich noch einmal!“

Schrecklich hat es im Jahre 1848 eine Mutter büßen müssen, daß sie der Tochter erlaubte, was der Vater verboten.

Es war in der Stadt Genf, an einem herrlichen Tag, als die Tochter angesehener Leute den Vater um die Erlaubniß

bittet, eine Spazierfahrt auf dem See machen zu dürfen; es gehe ja kein Wind, und sie werden nichts Thörichtes treiben. Nach einigem Besinnen verbot der Vater die Fahrt und verließ das Haus, um seinen Geschäften nachzugehen.

Wie der Vater fort ist, und der Himmel lacht und die Kammerfrauen kommen, hält die Tochter bei der Mutter an. „Gewiß, Mütterchen, bis sieben Uhr Abends bin ich wieder zu Hause; du wirst mir doch diese Freude gewähren; denn so eine Fahrt auf dem See ist mein größter Genuß.“ Die Mutter wird schwach; sie gibt die Erlaubniß, die Tochter zieht ihre Sonntagskleider an und verläßt das Haus.

Es wird Abend, und der Vater ist auf dem Wege nach Hause.

„Haben Sie schon von dem Unglück gehört?“ fragte ihn unterwegs ein Bekannter.

„Von welchem?“

„Ach, diesen Nachmittag haben acht junge Herren und Frauenzimmer eine Seefahrt gemacht. Das Schiff hat umgeschlagen und alle sind ertrunken.“

Der Vater denkt: „Gottlob! daß ich meiner Tochter die Fahrt verboten habe und sie nicht dabei ist.“

Er kommt nach Hause und fast sein erstes Wort ist: „Wo ist unsere Marie?“ Die Mutter erblaßt. In eben diesem Augenblick klopft man an die Thüre, mit traurigem Gesicht tritt ein Freund des Hauses ins Zimmer und bringt die schmerzliche Nachricht, daß man einen Leichnam bringe und zwar die heute noch so blühende Marie.

Nach wenigen Augenblicken brachte man die Todte. Die Gemüthsbewegungen des Vaters und die nagenden Gewissensbisse der armen Mutter sind nicht auszumalen—wer Gefühl hat, fühlt mit.—Vater! Mutter! ziehet doch zusammen!





### Vöglein's Mahnung.

**A**m Fenster klopft es, pick, pick, pick!  
 „Macht mir doch auf einen Augenblick.  
 Dicht fällt der Schnee, der Wind weht kalt,  
 Haben kein Futter, erfriere bald.  
 Liebe Leute, laßt mich doch ein,  
 Will auch immer recht artig sein.“

Man ließ es ein in seiner Noth,  
 Es suchte sich manches Krümchen Brod,  
 Doch als die Sonne durchs Fenster sah,  
 Saß es immer so traurig da,  
 Sie machten ihm nun auf die Pfort,  
 Hurrah! husch! husch! nun ging es fort.





## Bleistiftzeichnungen auf der Reise.

Von einem Wanderer



V.

Den Abschied von San Francisco will ich nicht erzählen. Der Bleistift vermag ja doch die Umstände und Empfindungen, welche das Scheiden verbundener Seelen begleiten, nicht nach Gebühr hinzuzuschreiben; das Innerste, so denn das Heiligste, muß ungesagt und ungeschrieben bleiben, bis dermaleinst das Wiedersehen den Vorhang theilen wird. Und wir Christen, wir Kinder Gottes, sehen uns auf alle Fälle wieder.

Unsere Reise geht diesmal zunächst nach Süd-Californien. Sie bietet uns wenig Interessantes. Die Landschaft ist einförmig und in dieser Jahreszeit dürr. Im Winter und Frühling, nemlich in der sogenannten Regenzeit, muß es an vielen Orten der Bahn entlang schön sein, hie und da jedoch gibt es Strecken, die wüste sind und bleiben. Die Einwohner selbst, so auch die Häuser und Einrichtungen überhaupt, tragen das Gepräge der Südstaaten, was ohne allen Zweifel seine Ursache in dem milden Clima hat, da dasselbe Manches entbehrlich macht, dessen man im Norden bedarf, und diese verminderten Bedürfnisse lassen eine Nachlässigkeit zu, welche der Winter in den nördlichen und westlichen Staaten ausfrieren würde. In der Nacht fahren wir durch die Berge, eine Strecke, durch welche hin der Bau der Bahn, wie man mir sagte, außerordentliche Schwierigkeiten bot; da es aber dunkel war, ich auch einen guten Theil der Nacht schlief, so kann ich von eigenem Sehen und Hören nichts Zuverlässiges erzählen, deßhalb sei lieber nichts gesagt.

Am Morgen kommen wir nach Pueblo Los Angeles, auf Deutsch: Stadt der Engel. Aber nicht die himmlische, o bei weitem nicht, wovon einem schon der erste Anblick gründlich überzeugt. Nur die Lage ist schön, und schöner noch sind Citronen- und Pomeranzengärten, mit denen die Stadt umgrenzt ist. Warum man den Ort Stadt der Engel nannte, ist mir nicht zur Kenntniß gekommen, auch nicht, daß diese freundlichen Wesen besondere Lust haben sollten, sich hier aufzuhalten, jedenfalls nicht bei den zahlreichen Ueberresten der Mexicaner, die sich noch hier aufhalten, und meist in altherkömmlichen Hobbhäusern wohnen. Aber am Ende machen die Engel nicht den Unterschied, wie wir Menschen, die wir insgemein richten nachdem uns ein Gegenstand in die Augen fällt und das ohne die Versicherung, daß das Auge immer „einfältig“ ist und richtig sieht. Dabei wirken auch die Eindrücke unserer Erziehung, die eigenen Lebensgewohnheiten und die uns umgebenden Umstände gar sehr auf unsere Beurtheilung des Wahrgenommenen ein; daher es uns Wesen der Umstände gebührt, bei aller Vorsicht auch Nachsicht zu üben und bescheiden zu sein; das aber doch nicht so, daß wir schwarz weiß und weiß schwarz heißen, oder unser Urtheil, wie überhaupt unser Reden und Verhalten nach Art der olympischen Orakel so stellen, daß man es nach Belieben oder Umständen so oder auch ebenso wohl anders auslegen kann; denn das ist die Art des Lügners. Tausendmal lieber einen Parson Brownlow, der auf seine derbe Weise jedes Ding mit dem rechten Namen nannte, als einen Fürsten Talschrand, der „Worte, d. h. die Rede gebrauchte, um die Gedanken zu verbergen.“ Aber wie verschieden wir Menschen manchmal einen Gegenstand auf die

unschuldigste Weise beurtheilen, mußte ich selbst erfahren, als mir bei Wilmington, 30 Meilen von Los Angeles, eine Bekannte von Wisconsin her die Hand reichte, mit der Bemerkung: „Aber wie bist du so alt geworden!“ und sogleich darauf ein guter Bekannter mich grüßte mit der Bemerkung: „Aber du veränderst dich ja gar nicht, siehst noch fast so jung aus, wie vor 20 Jahren.“ Das war nun ein entschiedener Widerspruch, und dennoch hatten Beide recht — nach ihrer Meinung.

Die Strecke von Los Angeles bis Wilmington ist ein wahres Gartenland und bedarf nur der sich nunmehr entwickelnden Kultur, um Obst und Getreide, so auch Trauben, in Fülle hervorzubringen. Wo das Land im Sommer künstlich bewässert wird, bringt es zwei Ernten des Jahrs. Wilmington ist die Hafenstadt von Los Angeles und hat eine schöne Lage an der San Pedro Bay. Ganz in der Nähe und etwa eine Meile von dem Ufer des Stillen Meeres entfernt, hat unser hiesiger Missionar seine Heimath gegründet und zwar in einer sehr erwünschten Lage, mit freier Aussicht auf das große Weltmeer und in anderer Umgebung, die dem Geist sowohl als dem Körper manchen hohen Genuß bietet und besonders auch der veredelnden Erziehung der Kinder förderlich sein muß. Denn mit dem letztgenannten Punkt hat die Naturumgebung auch gar viel zu thun.

Santa Ana und Anaheim sind wahre Gartenstädte, jetzt schon reizend, werden aber, wann einmal der praktisch angewendete Fleiß der sich zahlreich ansiedelnden Deutschen seine Frucht bringen wird, inmitten dieser Gärten, Reb- und Getreidefelder in ausnahmstweiser Lieblichkeit prangen. Der große, wohl aber auch einzige Vorzug dieser Gegenden ist das liebliche Clima; der Boden ist nicht besser als in vielen andern Theilen des Landes, das Wasser schwerlich so gut, aber das Clima ist einzig.

Aber wir kehren in die Stadt der Engel zurück, jedoch nur um zu übernachten. Auf dem Weg dahin traf ich mit einem eifrigen Freund und Befürworter der höhern Stufen des christlichen Lebens zusammen, der sogleich, als er merkte, daß ich auch vorgebe, das Gute zu lieben, mir mit einer Erklärung über das Wesen des hohen Gnadenstandes und die Art und Weise, wie man denselben erlangt, zu dienen sich bemühte, so lange, bis ich ihm zu verstehen gab, daß ich in einem gar wesentlichen Punkt nicht mit ihm übereinstimme, worauf er sich eben so eifrig von mir entfernte, als er sich mir zuvor genährt hatte. Das erinnerte mich an eine Begebenheit, welche ich, wenn's auch auf eigene Kosten geschehen muß, hier erzählen will. Es war bei einer jährlichen Konferenz. Unser sel. Bischof Lang war Vorsther. Ich war ein noch junger Prediger. Es war die letzte Sitzung vor der General-Conferenz, und da verhandelten wir die „Empfehlungen.“ Eine derselben gefiel unserer Konferenz nicht, und da brachte ich auch meine Weisheit über dieselbe zu Markt, natürlich so gut wie ich's verstand; worüber der Bischof, der die „Empfehlung“ zum Gesek erhoben haben wollte, mir öffentlich entgegenete: „Dir hätte ich etwas zu sagen, aber vor diesen vielen Leuten mag ich doch nicht, du kannst es aber Römer 10, Vers 2, lesen.“ Ich trat sogleich zum Bischof hin, wo die Bibel lag, las: „Sie eifern um Gott, aber mit Unverstand,“ nahm das etwas zweideutige Compli-

ment mit höflicher Miene hin, und der gute Bischof bezeugte mit freudlichem Lächeln seine Befriedigung. Also ging es meinem Reisegefährten mit seinen Bemerkungen über das „höhere christliche Leben;“ sein Eifer war größer, als seine Einsicht. Konnte er aber nicht doch dabei die redlichste Gesinnung und ein aufrichtiges Herz haben? Man verachte nur solche Eiferer nicht und sei langsam und behutsam mit dem Urtheilen und Richten. Wer ein aufrichtiges Herz hat und sich mit Ernst bemüht, im Wesen und Leben mit Gottes Wort übereinzustimmen, der hat Gott zum Freund und dem läßt's Gott gelingen.

Wir reisen nun weiter. Es ist der 18. Juli. Der Morgen ist, wie es hier die Morgen durch den ganzen Sommer sind, kühl und wollicht, bis gegen neun Uhr die Wolken total verschwinden und die Fülle des Strahlenlichts der Sonne aus dem wunderherrlichen Blau des Himmels hernieder fluthet. Um neun Uhr geht der Zug auf der Süd-Pacific-Bahn ab. Die Waggon's sind nur mäßig besetzt. Wir Passagiere befreunden uns sogleich auf die lange Wüstenfahrt hin und machen es uns so „gemüthlich,“ wie wir wohl können. Ein einziger Deutscher, nebst mir, ist in unserm Waggon, und der trägt das Maßfleinchen des einsilbigen Dinges, das man entweder mie *B* oder mit *Th* und *i e r* aussprechen kann; mit *B* heißt es *B i e r*, mit *Th* ist's *Th i e r*; der Unterschied ist nicht groß. Gleich vor der Stadt—Los Angeles—windet sich die Bahn durch einen niedern Vorsprung des gegen Norden hoch empor ragenden San Gabriel Gebirges in das wunderschöne San Gabriel Thal hinein. Prachtige Obsthäuser, Weizenfelder und—Cactushaine. Weiter hin gewinnt das Thal mehr und mehr die Beschaffenheit und Aussicht unserer schönsten Prairiegegenden in den westlichen Staaten. Sabanna Station ist ein wahrer Garten, so ebenfalls Monte Station. Etwas weiter hin verrathen elende Lehmhütten das Vorhandensein von Ueberresten der früheren mexicanischen Einwohnerschaft, die aber ehe lange der unvermeidliche Pankee und der allerwelt's Deutsche vollends austilgen werden. Nicht zwar mit blutigem Krieg, wohl mit der Macht der erfindungsreichen Industrie und der wohlgeordneten Landwirthschaft, in welcher erwiegenemassen Kaiser Wilhelm's Landsleute Meister sind und längst weit größere Länderstrecken erobert haben, als der Kaiser mit seinen befehlten Helben, mit ihren Nabelgewehren und Krupp'schen Kanonen und des eisernen Ministers schlaue Diplomatie. Friedliche Unternehmungen müssen und werden die Welt erobern und erlösen und auch neugestalten; rohe Gewalt und Despotenherrschaft vermögen es so wenig, als es das Durcheinander der sich jagenden, tobenden Wellen des Meeres vermögen, eine Heerstraße über das Weltmeer zu construiren.

Aber auf einmal zieht sich das Thal zusammen, und die grauig zerklüfteten Ausläufer des hohen Gebirges gegen Norden scheinen uns den Weg versperrern zu wollen. Dies jedoch nur für einige Augenblicke, denn ehe wir's uns versehen, drängt das Thal die ungestalten Hügel Rechts und Links meilenweit zurück, und anstatt, wie wir schon zu fürchten begannen, von einer öden, lebensleeren Bergwüste verschlungen zu werden, fahren wir in ein wahres Ebenland hinein, dessen Herzpunkt die Pomona Station ist. Der Kranz der hohen Berge rund umher macht die Aussicht wirklich bezaubernd.

Doch ach, wie eilend ist alles Irdische! Ueber unserem Ergrößen rauscht unser Zug zwischen Orangen und Lemonen-Gärten dahin, und im Nu sind wir in der Wüste; nur in der Ferne am Fuße des Gebirges sehen wir noch Wohnungen der

Menschen und Weizenfelder reif zur Ernte. Wir selbst nähern uns nun dem Gebirge, und ehe wir's ganz erreicht haben, treffen wir in der wirklich recht belebten kleinen Landstadt Colton ein. Dicht bei ist ein Flußbett, aber der Fluß selbst ist abwesend auf seiner Sommervacanz, hat indeß so viel Feuchtigkeit hinterlassen in seinen niedern Ufern, daß die undurchdringlich dichten Weidenbüsche ihr frisches Grün bewahren können, bis er selbst in einigen Monaten wieder von den Bergen kommt. Hier wird auch Mittag gemacht. Wir zwar, d. h. ich und mein Selbst, enthielten uns der Tafel, so „lustig“ sie auch war „und lieblich anzusehen“; nicht weil es uns nicht auch lästete, aber weil es einen Dollar gekostet hätte, und weil wir uns für eine viel geringere Summe zwei Brodte und etwas Imitation von Schweizerkäse für die Reise eingelegt hatten. Möchte es Mutter Eva auch so gemacht haben?

Wir fahren munter weiter. Zunächst läuft die Bahn eine kurze Strecke durch zerklüftete Hügel hin, um uns dann noch einmal durch ein überaus schönes und fruchtbares Thal hindurch zu führen. In diesem Thal sieht es aus, als ob protestantische Christen und das meist Amerikaner da wohnen. Die Häuser sind so nett, Alles in so geordnetem Zustand, und da fahren wir an etlichen Schulhäusern vorbei, die so schmund aussehen, daß sie schon an und für sich viel zur Schulfreude und Lernlust und Verebelung der Schüler beitragen müssen, aber auch die veredelte Gesinnung der Einwohner des Thales bezeugen. Man baue doch schöne Schulhäuser, schöne Kirchen und schöne Wohnungen, d. h., wenn man einmal kann, ohne Schulden zu machen; bis dahin begnüge man sich mit Dem, das da ist, und sei dankbar dafür; dann aber mache man sich die Heimath, Schule und Kirche recht bequem, anmuthig, hübsch, zur Erhöhung der Lust und Genüsse des Lebens; doch Alles in christlicher Einfachheit und ohne sich durch Verschwendung zu versündigen. Man denke dabei auch an die Mitmenschen umher, die Armen, die Wittwen und Waisen, und habe in allen Dingen das Wohlgefallen und die Ehre Gottes im Auge.

Unterdessen hat sich unser Thal in eine Schlucht zusammengezogen; aber selbst in dieser Schlucht gibt es noch Häuser und Gärten, auch Fruchtfelder in Miniatur. In „den Staaten“ läßt sich's Niemand in den Sinn kommen, ein Feld anzulegen, wo weder Raum, noch Boden für ein solches ist; aber hier geschieht es, weil's eben an der „Pacific Slope“ ist. Das Klima macht den ganzen Unterschied.

In San Gongordia haben wir den höchsten Punkt der Bahn westlich von Yuma erstiegen. Von hier aus geht unsere Fahrt abwärts in das Coahuilla-Thal und durch dieses Thal in die Californische Wüste. Auf unserer Abwärtsfahrt kreuzen wir wohl sechsmal das Bett eines ganz bedeutenden Flußes, aber der Fluß ist auch da nicht in seinem Bett, weil es eben überhaupt jetzt hier zu heiß ist, im Bett zu sein; wie das die Schweißbäche, welche über diesem Zeichen über des Zeichners Angesicht rinnen und die Schweißquellen auf seinen Händen ganz empfindlich demonstrieren. Es ist sehr heiß in dieser graufigen Wüste, diesem Land des Todes. Aber bis jetzt ist uns doch das „Pflanzenreich“ noch nicht ganz verschwunden. Sogar die Palme, eine veritable Palmenart, wächst hier, und prangt stolz über den andern Zwerchen dieses Wüstenlandes. Immer tiefer senkt sich die Einöde und immer tiefer mit ihr Bahn und Bahnzug. Schon ist es so heiß, daß man Thüren und Fenster gegen die eindringende, glühende Luft schließt, und mit jeder Meile wird's heißer. Bereits sind wir unter dem Meerespiegel, d. h. tiefer als die Oberfläche des



Meeres, aber es geht noch immer tiefer hinab, bis wir bei Indio Station den tiefsten Punkt der Bahn, 253 Fuß unter dem Meerespiegel, erreicht haben. Je tiefer je heißer. Im Schatten des Stationshauses in Indio stand der Thermometer auf 120° Fahrenheit. In den Waggonen, auf welche die Sonne von oben niederbrannte und der Gluthqualm von unten und überall her eindrang, war es noch viel heißer — so heiß, daß wir mit allgemeiner Zustimmung die höheren Anstandsregeln suspendirten, uns der Ueberflüssigkeiten entluden und uns sodann mit stoischer Resignation ins Unvermeidliche fügten. Unser farbiger Portier erlag der Hitze und überließ uns unserer eigenen Fürsorge.

Am Abend kamen wir nach Yuma, am großen Colorado-Fluß, und ganz nahe der mexicanischen Grenze gelegen. Hier umschwärmt während des halbstündigen Aufenthalts Indianer in ihrer Wildheitsmontur unsern Zug, aber ohne sich uns auf andere Weise lästig zu machen. Hier hat auch unsere Regierung seit der Besitznahme Californiens und Arizonas eine gutbesetzte Festung, die ebenfalls auch als Grenzwaiche dem Nachbarstaat gegenüber dient.

Wir sind nun in Arizona, dem Silberland und dem Land der Apache-Aufstände. Der Umstand, daß gerade zur Zeit diese wilden Mordbrenner auf allen Flanken unruhig waren und Mord- und Raubausfälle bald da bald dort vorfamen, ließ wenigstens die Frauen auf unserm Zug bei hereinbrechender

der Nacht ängstliche Besorgniß äußern; was um so mehr zu entschuldigen sein wird, wenn selbst die Einwohner von Tucson (Sprich: Tusong), der Hauptstadt des Territoriums, wo wir am folgenden Morgen eintrafen, Befürchtungen vor einem Ueberfall der Wilden aussprachen.

Indeß ging Alles wohl von Statten, und die gute Hand Gottes, die über uns war, beschützte uns vor allem Uebel. Ihm sei Dank und Ehre!

Unsere Fahrt geht weiter durch Arizona, Neu Mexiko und Colorado hin, und es war des Beobachtens auf diesem Theil meiner Reise mehr als auf allen frühern. Mein Bleistift zeichnete mir auch treulich das Wahrgenommene und Erlebte, sogar Gedanken und Betrachtungen darüber, aber meine Erzählung ist für diesmal nun lange genug, und so werden wohl auch dem lieben Magazinmann und seinen vielen freundlichen Lesern die „Bleistiftzeichnungen“ lange genug sein; deshalb brechen wir mitten auf der Reise ab und befehlen uns Gott, bis wir heimkommen. Aber das Ev. Magazin wollen wir auf alle Fälle für das nächste Jahr mitsamt dem Christl. Botschafter, diese zwei wackeren und treuen Zeugen, wieder haben.\* So treffen wir uns vielleicht in demselben doch wieder an. Wie Gott will.

\* Ja, das Magazin möchte gar gerne alle seine alten Leser und dazu mindestens 2000 neue haben. Und wer kann denn auch wohl ohne diese beiden Blätter leben? — E. d. r.

## Die Sonntagschule.

### Pflichten der Eltern der Sonntagschule gegenüber.

Da ich glücklich Weise mit einem warmen Freund der S. Schulsache vertraut bin, so will ich auch in direkter Weise meine Aufgabe lösen. Ich will euch erzählen, was dieser S. Schulfreund als seine Pflichten der Schule gegenüber betrachtet. Dieser Freund entspricht dem Charakter des Themas, denn er ist ein verheiratheter Mann und Vater mehrerer Kinder. Lassen wir ihn reden, hören wir seiner gewissenhaftenden, warmen Rede zu:

Fürs erste dankt er dem Geber aller guten Gaben, daß es S. Schulen gibt, wo man sich der geistlichen Pflege der Jugend durch biblischen Unterricht ernstlich angelegen sein läßt. Höchlich erfreut es ihn, daß man auch ihm das Vorrecht ließ, in die S. Schule zu kommen, obwohl er damals kein Kind mehr war. Der Same, der auf sein empfängliches Herz und Gedächtniß fiel, keimte und trägt noch täglich Frucht.

Zweitens ist es Gewissenssache bei ihm, an allen Fortschrittsmaßregeln der guten S. S. Sache regen Antheil zu nehmen. Wird eine Gemeindeversammlung zur Besprechung des S. Schulwerks gehalten, so ist er dabei. Nie glaubt er es reimen zu können, daß man einigen Gemeindegliedern die Arbeit, Berathung und Verantwortlichkeit der eben so schönen als schwierigen Sache allein überlassen solle. Es ist ihm auch nicht gleichgültig, wie man die S. Schule leitet, wer die Aufsicht hat, und was beschlossen wird. Er will nicht nur seine Stimme abgeben, sondern auch seinen Rath erteilen, und wenn nöthig, auch sein Bedenken aussprechen. Obendrein will er schon beßhalb Antheil nehmen, weil er sich an den weisen Worten seiner Geschwister immer tröstet und bereichert und großen Nutzen hat.

Drittens ist er bereit in der Schule irgend einem guten Zweck zu dienen. Ist er nicht Lehrer und Beamter, so ist er ein Schüler und betrachtet es als eine große Tugend, pünktlich in der Zeit, aufmerksam im Unterricht und ein Trost und Aufmunterer seines lieben Lehrers zu sein. Man kann ihn vom Superintendenten zum Kleinkinderlehrer, vom Bibliothekar zum Thürhüter im S. Schulzimmer machen. Ueberall beweist er Treue und füllt seine Stelle mit aller Hingebung und Selbstverleugnung. Hochsein und erniedrigt zu werden, läßt er sich gefallen, aber untätig, der guten Sache ferne stehen, kann er mit seinem Christenthum und dem Befehle seines Meisters: „Gehe hin und arbeite in meinem Weinberg,“ nicht zu Wege bringen.

Viertens ist es Grundsatz bei ihm, für die S. Schulsache zu beten. Er kennt die Schwierigkeiten der Lehrer und Beamten aus Erfahrung und Beobachtung und hat Vertrauen zu Gott, der Weisheit gibt Jedermann, der ihn bittet; darum sagt er's Gott, er möge allen Arbeitern seines Reiches die Salbung geben, die allerlei lehrt; er möge den Kindern das Herz zur Wahrheit lenken und sie im Guten befestigen. Ja, er gedenkt der S. Schule ohne Unterlaß; er redet mit Gott und Menschen davon in der Familie beim Gebet, in der Gebetsversammlung und im stillen Kämmerlein; und wenn Gott seiner Sache Sieg verleiht, preist er ihn mit Freuden.

Fünftens wohnt er der Lehrerversammlung bei, ob er ein Lehrer oder Beamter der Schule ist oder nicht. Er versäumt seine Versammlung nie ohne Noth. So regelmäßig als der Prediger die Kanzel bestiegt, ist er an seinem Ort und genießt Gottes Nähe. So werth ihm die Predigten sind, so nützlich findet er auch die Lehrerversammlung, denn hier hat er mehr Gelegenheit das nicht Verstandene durch Fragen und Antwort-

ten sich beleuchten zu lassen. Auch studirt er die Lektion für sich, damit er nicht immer nur der Nehmende ist, sondern auch des Segens des Lebens theilhaftig wird.

Sechstens glaubt er stark daran, daß er als Familienvater den Seinen gegenüber große Verantwortlichkeit hat, und daß er die Zucht und Pflege der Gottseligkeit in den Seinen nicht zu eifrig betreiben kann. Ihm ist die Macht des Beispiels ein großer Sporn, den Seinen sonderlich ein Leben vorzuleben, wie er es sich zum Ideal ihrer Erziehung gesetzt hat. „Folget mir nach, wie ich Christo Jesu folge,“ ist sein Lösungswort. Nicht möchte er seine Kinder irgend Jemand in die Religionslehre geben, nicht will er sie unvorbereitet in die Schule schicken, noch wird er es veräumen, zeitweilig auszufinden, wie sie in der Schule über diesen und jenen Punkt in der Lektion unterrichtet wurden. Noch wird er es dulden, daß von den Seinen über Beamte und Lehrer der Schule ohne Grund ungünstig sprechen. Nie wird es einem Kinde gestattet werden, aus der S. Schule zu bleiben, weil es mit einem Mitschüler sich veruneinigt, oder weil der Lehrer genöthigt war, ein ernstes Wort zu ihm zu reden. Die Lasten Anderer tragen zu helfen und die Unzufriedenen in die rechte Bahn zu leiten, ist seiner Seele Freude. Zur Schule und Kirche eilt er mit den Seinen, denn er will sie nicht nur christlich, sondern auch kirchlich haben.

Schließlich weiß er, daß eine gute S. Schule auch der Unterstützung werth und bedürftig ist. Daß unser Freund, nach allem, was wir von ihm vernommen, uns noch sagen soll, daß auch er sein Opfer willig auf des Herrn Altar legt, wollen wir ihm nicht zu mutken. Daß er aber den Seinen die Freigebigkeit einprägt, sie regelmäßig vom Selbstverdienten oder von dem Seinen haben läßt, um das Gute zu unterstützen, muß doch erwähnt werden. Am liebsten richtet er es so ein, daß sie immer von dem Hbrigen geben, um sie frühe daran zu gewöhnen, daß der Herr geehrt sein will mit unserem Gut. In wie weit unser S. Schulfreund seine Aufgabe der S. Schule gegenüber erkannt hat und derselben nachgekommen ist, überlasse ich dem Urtheile Anderer. Das muß aber noch zu seinen Gunsten gesagt werden, daß er das Gesagte Gott, seinen Mitmenschen und sich selbst schuldig zu sein glaubt und gewissenhaft thut; auch willig ist, des Guten noch mehr zu lernen und sich zu vervollkommen in jedem guten Werk. Sollte es von meinen Lesern solche haben, die im Herzen überzeugt sind, daß auch sie das zu thun schuldig sind; und sollte es sich ereignen, daß Andere das Gewissen, wegen Versäumnis des Guten straft, so sollte stäckerlich Abbitte gethan werden und Besserung folgen. Ja, alle sollten wir uns ermannen und Gott geloben, daß wir durch Gottes Gnade uns selbst und die Unseren selig machen wollen. Theo. Suhr.

### Wie können Sonntagschul-Lehrer in der Tüchtigkeit zu ihrer Amtsverwaltung am besten befördert werden?

1. Ich setze zum voraus, daß ein Sonntagschul-Lehrer eine bekehrte Person ist, oder doch sein sollte, ehe sie eine Klasse in der Sonntagschule antritt. Ein Sonntagschul-Lehrer sollte die Gnadenmittel, wie sie uns in Gottes Wort gegeben sind, fleißig und beständig benutzen. Dadurch wird und bleibt er sich seines Gnadenstandes sicher—liebt Gott immer mehr und somit auch alles, was Gott liebt, und da ist gewiß auch die Jugend und Sonntagschule eingeschlossen. Durch die Liebe Gottes beständig getrieben, wird er immer tüchtiger und brauchbarer in der Sonntagschule.

2. Ein Sonntagschul-Lehrer sollte von den Eltern der Sonntagschul-Schüler mit Wort und That unterstützt werden. Die Eltern sollen in die Schule kommen mit ihren Kindern. Das ist sehr ermunternd und trägt bei, den Lehrer zu ermuntern und zu reizen zur Arbeit.

3. Die Gemeinde sollte mit Rath, mit Mitteln u. s. w. der Schule helfen und ein reges Interesse für dieselbe an den Tag legen.

4. Sollten die Lehrer der Lehrer-Versammlung beizuhören, sich gründlich in der Lektion orientiren, um vermögend zu sein, solche Fragen an die Kinder zu machen, wie es die Umstände und Verhältnisse mit sich bringen.

5. Fleißiges Lesen in der Bibel.

6. Viel Beten für die Schüler.

7. Sollte ein Sonntagschul-Lehrer seine Schüler öfters in ihrer Heimath besuchen, damit er mit ihnen recht genau bekannt wird, und verstehen lernt, wie sie zu behandeln.

Doch die Hauptsache in der Sonntagschule bleibt Herzenssache. Es erfordert eine treue, redliche Seele, um einen nützlichen, brauchbaren Sonntagschul-Lehrer abzugeben. Meine Erfahrung in der Sonntagschule ist die, daß diejenigen Lehrer am nützlichsten sind, die wahres Christenthum haben und täglich christlich leben.

A. Lieberknecht.

### Erfolgreiche Leitung einer Sonntagschule.

#### I.

Daß von der rechten Leitung einer Sache überhaupt der Erfolg abhängt, ist durch die Erfahrung klar erwiesen. Und daß auch in der Sonntagschule diese Thatsache besteht, ist um so mehr wahr, als die Sonntagschule von großer Wichtigkeit und Bedeutung ist. Es dürfte jedoch schwierig sein, eigentliche allgemeine Regeln aufzustellen. Hauptsachen in der Leitung einer Sonntagschule stehen dessenungeachtet fest. Und an diese wollen wir uns in unseren Bemerkungen halten. Trotz aller Belehrung und Anstrengung herrschen heutzutage doch noch viele Mängel, Gleichgültigkeiten und selbst Absurditäten in dieser Beziehung. Ein Mann, dem die Kirche die Leitung einer Sonntagschule anvertraut, sollte zunächst billig wissen, was er in Händen hat. Die Eigenthümlichkeit der Stellung sollte er gründlich kennen.

Maßgebend, belehrend und nöthigenfalls auch entscheidend aufzutreten, ist wohl keine geringe Sache. Es ist deshalb für den Leiter einer Sonntagschule notwendig, sich mit den besten Mitteln und Wegen bekannt zu machen, welche ihm die erfolgreiche Leitung der Sonntagschule sichern. Er sollte es zu seinem unausgesetzten Studium machen, wie am besten seine Aufgabe zu lösen. Doch das Studium thut's nicht allein. Das Vertrauen des Predigers, der Eltern, Lehrer und Schüler sollte er in einem hohen Maße genießen; er sollte in diesem Stützpunkt fast hervorragen in der Gemeinde wie Saul unter Israel. Was sein Stand und Einfluß betrifft, ist Selbstherrschung nicht genug anzuempfehlen. Eine Person, die so schnell aufgeregert und sich bei irgend einer Gelegenheit hinreißen läßt, verliert gewiß an Einfluß. Die Wichtigkeit der Selbstbeherrschung kannte Salomon schon zu seiner Zeit, wenn er sagt: „Der seines Muthes Herr ist, ist stärker, denn der Städte bezwinget.“ Auch ist die Vorsehung eines gewissen Zieles in der erfolgreichen Leitung einer Sonntagschule sehr anzurathen. Freich gewagt, ist halb gewonnen. Wer sich nie in einer Sache ein Ziel steckt, sich nie etwas fest vornimmt, der wird auch nie etwas erreichen.



Und wenn du, lieber Mitarbeiter, dabei auch auf Hindernisse stößt, die Sache ist gut, überwinde sie männlich. Die Zeit wird deine Absicht und die Nichtigkeit deiner Ansicht aufklären. Der Sonntagschul-Superintendent bildet gewissermaßen das eigentliche Modell der Sonntagschule. Und sie wird deshalb nie an Einfluß, Geist und Wesen höher steigen, als der Superintendent und sein Ideal. — Wie? Ist denn der Superintendent der Sonntagschule Alles? Nicht doch; aber in der Leitung der Sache steht er vorne an, spezielle Fälle ausgenommen. Ich will hier nur noch sagen, daß das Amt an und für sich, nach allen Schwierigkeiten und Mühen, die es bringen mag, auch ein großes Vorrecht ist. Hier hat man eine herrliche Gelegenheit Gutes zu thun und thätig zu sein. Man denke an Robert Raikes, Ralph Wells, Vater Pagton und Andere mehr. Den Ton anzugeben zu solch einer riesigen von Gott gesegneten Arbeit im Sonntagschul-Werk, ist gewiß keine Kleinigkeit, aber mit Recht darf man doch gute Befriedigung von dem „Bevorrechtigten“ erwarten. Und in was denn wohl? Darin, daß er Jedermann gefällt — auch den Unzufriedenen und Mißgünstigen? Nein. Doch Eifer, Nächstenliebe, Lust und Liebe zum Werk sollten ihn durchglücken. Und in dieser Weise sollte der Superintendent seine Untergebenen zum Ernst und zur Arbeit reizen. Endlich macht reichliche Erfahrung und Uebung, so fern die oben gestellten Bedingungen erfüllt werden, den Meister. Später mehr.

H. A. Thomas.

### Richtiger Gebrauch und etwaiger Mißbrauch der Hilfsmittel in der S. Schule.

Hilfsmittel gibt es viele in der S. Schule. Nur schade, daß sie nicht mehr und besser gebraucht werden. Der Mißbrauch einer guten Sache wirkt schädlich, der Richtgebrauch aber auch. Ich will etliche der Hilfsmittel anführen, und den richtigen Gebrauch und den Mißbrauch derselben zu zeigen mich bemühen.

Wir wollen bei uns als S. Schularbeiter denn anfangen.

Unser Lectionsblatt ist ein gutes Hilfsmittel, und es sollte Lehrern und Schülern den vorhergehenden Sonntag übermittlest werden, so daß sie die Lection die Woche hindurch studiren können. Das S. S. Vierteljahrsheft ist noch besser, besonders für Lehrer und größere Schüler. Man kann da die Lection immer beisammen haben, kann den Zusammenhang der verschiedenen Lectionen besser einsehen. Es ist von großem Nutzen, wenn man die Schriftabschnitte für die Hausandacht durchliest. Auch ist es gut, wenn man das Studium der Lection schon am Anfang der Woche beginnt, sage am Sonntagmorgen; und wenn man da die Schriftabschnitte für die Hausandacht, welche im Lectionsheft angegeben sind, gebraucht, so wird man alle Tage an die Lection erinnert, und man bekommt Aufschluß aus der Bibel selbst.

Es hat dem Editor des Lectionsblattes gewiß Mühe gemacht, die Fragen zusammenzustellen. Diese geben etwas Anweisung, wie man die Fragen stellen soll. Ich glaube jedoch nicht, daß ein Lehrer sich streng an dieselben halten soll. Er sollte sich so vorbereiten, daß er die Fragen stellen kann, wie es seinen Schülern am besten paßt. Die Fragen werden manchmal so von den Schülern beantwortet, daß es wieder besondere Fragen nimmt, um die Lection klar zu machen. Wir sollten mehr sein, als eine todte Maschine.

Das Fragenstellen ist eine wichtige Sache. Die Fragen

sollten sehr deutlich und so gestellt sein, daß es die Schüler zum Denken antreibt.

Wenn Lehrer vermögend sind, so sollten sie sich auch Commentare anschaffen, sie seien aber ja sorgfältig, daß sie nur gute bekommen.

Das beste Hilfsmittel zum Studium der Lection, ist nach allem die Bibel selbst. Wie schön erklärt da ein Theil den andern. Und mangelt dir Weisheit, lieber Leser, so bitte den Herrn. Das Beten dürfen wir nicht vergessen; denn unsere Erkenntniß sollte von Oben kommen. Bloßes Wissen blähet auf.

Eine Wandtafel ist auch ein gutes Hilfsmittel in der S. Schule. Was das Auge sieht, glaubt das Herz. Die Wandtafel sollte gebraucht werden, um die Lection zu erklären: nicht die Lection, um die Wandtafel zu erklären. Wenn der Superintendent eine Uebersicht hält, so soll es auch bloß eine Uebersicht sein.

Eine Karte über die Länder der heiligen Schrift kann ebenfalls gute Dienste thun, wenn man beim Zweck bleibt und die Zeit damit nicht unnötig vergeudet. Es gibt der Hilfsmittel noch viele, aber ich will es bei den erwähnten bewenden lassen. Nur noch eine Frage an den Magazinmann: Wie kann der Kleinkinderlehrer in einer kleinen S. Schule, wo die Wandtafel gebraucht wird, am besten benutzt werden? (Siehe Blauredere. — Edr.)

G. Wörner.

### Für Normalklassen.

#### XX. Gebrauch der nöthigen Hilfsmittel.

Zu den bereits erwähnten Hilfsmitteln möchten wir nun noch die spezielle Sonntagschul-Literatur gezählt wissen. Und da haben wir als Kirche: Das Ev. Magazin, S. S. Vierteljahrsheft, Lectionsblatt, Wandtafel und Kleinkinderlehrer. Auch unsere übrigen Zeitschriften und S. S. Bücher sind keineswegs zu vergessen. Alles hilft, wenn man es recht zu gebrauchen versteht. Darüber denn noch ein kurzes Wort.

Zwei Punkte mit Rücksicht auf die Hilfsquellen stehen fest: sie sind wirklich eine Hilfe und als solche auch dem Sonntagschularbeiter unentbehrlich. Er sollte nicht ohne dieselben thun wollen; denn das hieße sich unsern Dünkens doch allzu selbstständig hinstellen. Die Kirche hat diese Mittel wohlweislich verordnet und wir sollten davon Gebrauch machen. Selbstständige, eigenmächtige, ideale Naturen gehen gern ihre eigenen Wege, aber die Frage ist doch: sind jene Wege besser, als die der angebotenen Hilfsmittel? Vielleicht 'mal ausnahmsweise. Ferne sei es der todtten Form und dem „Nachmachen“ das Wort zu reden; aber man denke sich nur zum Beispiel einmal jetzt eine unserer Sonntagschulen ohne das Lectionsblatt oder S. S. Vierteljahrsheft. Gehe es? Ja, aber wie? Ähnlich ist's auch mit manchen andern Hilfsmitteln. Werden die S. S. Schriften recht gebraucht, so kommen folgende wichtige Vortheile dabei heraus:

1. Es werden schädliche Irrthümer vermieden.
2. Wird die so unerläßliche Einheit im Lehren bewirkt.
3. Die Arbeit wird dadurch dem Lehrer nicht erspart, aber erleichtert und — er kann dieselbe besser und mit mehr Erfolg verrichten. Die Hilfsmittel sind nun und nimmer da, die Arbeit zu ersparen, sondern zu derselben die rechte Anleitung zu geben, nicht die Faulheit zu unterstützen, sondern zu tilgen, nicht die Unselbstständigkeit zu nähren, wohl aber dieselbe zu heben. Sie sind kein „Sprachrohr“, durch welche der Lehrer zu seiner Klasse spricht, sondern eine Art Wegweiser an

unbekannten Kreuzwegen, deren jeder Wanderer bedarf. Merke dir noch Folgendes:

1. Studire deine Hülfsmittel gründlich und in guter Zeit. Lese sie ja nicht bloß oberflächlich über, wie viele thun.
2. Ueberlege immer, daß sie nur eine menschliche Hülfe sind und durchaus keine göttliche Autorität haben.
3. Sie sind dann nur eine rechte Hülfe, wann die Lektion unabhängig, mit Geduld und Aufopferung erst studirt wurde. Das sollte sein. Man sollte sich zunächst im

eigenen Nachdenken üben und dann erst zur „Hülfe“ greifen.

4. Ein Lehrer sollte immer die besten haben und, versteht sich, den Blättern seiner Kirche den Vorzug geben. Auch ist es unsere Meinung, daß man der Hülfsmittel nicht geschwind zu viele haben kann. Doch sei ein S. S. Arbeiter auch nicht allzu neuerungsfüchtig. Nie denke er im Entferntesten daran, die Hülfsmittel mit in die Schule zu nehmen, das Lektionsheft ausgenommen, und wie oben bemerkt, an Formen binde er sich nie. Nur Lahme laufen auf Krücken durch die Welt. Merkst du was, lieber S. S. Arbeiter?

Viertes Quartal.

## Sonntagsschul-Lektionen.

### Christi Begräbniß.

#### 10. Lektion: Mark. 15, 38–47. — Sonntag den 3. December 1882.

38. Und der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke, von oben bis unten aus.

39. Der Hauptmann aber, der dabei stand, gegen ihm über, und sahe, daß er mit solchem Geschrei verschied, sprach er: Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen.

40. Und es waren auch Weiber da, die von ferne solches schaueten, unter welchen war Maria Magdalena, und Maria, des kleinen Jacobi und Josés Mutter, und Salome,

41. Die ihm auch nachgefolget, da er in Galliläa war, und gedienet hatten, und viele andere, die mit ihm hinauf gen Jerusalem gegangen waren.

42. Und am Abend, diemal es der Rüsttag war, welcher ist der Vorabtag,

43. Kam Joseph von Arimathia, ein ehrbarer Rathsherr, welcher auch auf das Reich Gottes wartete; der wagte es, und ging hinein zu Pilato, und bat um den Leichnam Jesu.

44. Pilatus aber verwunderte sich, daß er schon todt war; und rief den Hauptmann, und fragte ihn, ob er längst gestorben wäre?

45. Und als er es erkundet von dem Hauptmann, gab er Joseph den Leichnam.

46. Und er kaufte eine Leinwand, und nahm ihn ab, und wickelte ihn in die Leinwand, und legte ihn in ein Grab, das war in einen Fels gehauen, und wählte einen Stein vor des Grabes Thür.

47. Aber Maria Magdalena, und Maria Josés, schaueten zu, wo er hingelegt ward.

**Haupttext:** Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen. — Mark. 15, 39.

(Parallelen: Matth. 27, 51–66.; Luc. 23, 45–56.; Joh. 19, 31–42.)

**Erklärung.**—Vers 38. 39. In dem jüdischen Tempel war das Allerheiligste von dem Heiligen durch einen schweren, 20 Fuß breiten und 30 Fuß langen Vorhang geschieden. In dieses Allerheiligste durfte Niemand gehen, außer der Hohepriester, welcher einmal im Jahre darin opferte. Der Vorhang bezeugte den Juden, daß der Weg zur wahren Heiligkeit und Gottesgemeinschaft noch nicht geoffenbar sei. (Ebr. 9, 8.) Durch den Tod Christi aber wurde die Scheidewand zwischen uns und Gott weggethan. Christus öffnete uns dadurch den Zutritt zur vollen Gottesgemeinschaft. Zur Bestätigung dieser so köstlichen Wahrheit zerriß beim Tode Christi der Vorhang. Es war hierdurch ein ganz neues Verhältniß eingetreten. Ohne die Zerreißung des Vorhangs (ohne den Tod Christi) war der Eingang ins Allerheiligste gewisser Tod. Da aber Christus den Vorhang nun zerrissen hat, so ist es gewisser Tod, wenn wir nicht durch seinen Tod zu Gott und seiner Gnade nahen. Das alte Opferwesen ist jetzt hinweggethan. Er hat „ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt,“ und wir haben Alle durch den Glauben „die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu.“ (Ebr. 10, 12, 19.)

Zur selben Zeit, als die Zerreißung des Vorhangs vor sich ging, ereignete sich noch ein anderes Wunder: die Erde erbehte und viele Gräber der Heiligen thaten sich auf, und diese Heiligen gingen nach Christi Auferstehung aus ihren Gräbern und erschienen Vielen. (Matth. 27, 52, 53.) Es war dies ohne Zweifel eine Auferstehung zum ewigen Leben, somit eine buchstäbliche Erfüllung von Joh. 5, 25.

Aber nicht nur ins Reich der Todten drang die Kraft des Todes Christi, sondern auch unter der lebenden Menschheit offenbart sie sich. Durch den letzten Todeschrei des Herrn wurde das Herz des römischen Hauptmannes, der den Befehl über die Wache am Kreuze hatte, im tiefsten Grunde bewegt. Ein göttlicher Lebensfunke, der beim Tode Christi ihn durchdrang, zwang ihn zur klaren Ueberzeugung und zum Ausruf: „Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen!“ Von

Interesse für uns ist es noch, daß dieser Hauptmann wahrscheinlich ein Deutscher war. Die Römer hatten nemlich zur damaligen Zeit eine deutsche Legion Soldaten in Palästina. Nach Lucas 23, 48, drängte sich diese Ueberzeugung vielen Anderen auf. Mandes Gewissen erweachte und wurde hierdurch zubereitet für die Predigt am Pfingstfeste.

Vers 40. 41. Unter den wahren Anhängern des Herrn nahmen die Weiber fast immer eine hervorragende Stellung ein. Mandes Krankenbett ist schon durch den Liebesdienst der frommen Weiber in einen Vorhof des Himmels verwandelt worden. Auch bei dem Tode Jesu hatte sich eine Schaar frommer Weiber eingefunden, um Augenzeugen seines Abscheidens zu sein. Nach Luc. 23, 49, waren auch seine Verwandten mit dabei.

Markus sagt, daß sie die Ereignisse von ferne schauten. Die Ursache, daß sie nicht nahe zum Kreuze kamen, war, weil sie wegen des rauhen Böbels, der sich ums Kreuz gesammelt hatte, abgehalten waren, und weil sie auch das Leiden Jesu nicht anschauen konnten. Einmal waren sie jedoch auch nahe beim Kreuze, wie Joh. 19, 25–27, berichtet wird. Die Namen dieser Weiber waren: Maria Magdalena. Von ihr wird Luc. 8, 2, erzählt, daß Jesus sie von sieben Teufeln befreit hatte, und nach der Auferstehung erschien ihr Jesus zuerst. (Mark. 16, 9.) Maria, des kleinen Jakobus Mutter. Sie war die Mutter des Apostels Jakobus, der im Unterschied von Jakobus des Bruders Johannis, „Jakobus, Alphai Sohn“ und „Jakobus der kleinere“ genannt wird. Josés Mutter. Von diesem Josés berichtet uns die Geschichte weiter nichts. Salome. Dies war die Mutter Johannis und Jakobus. Die Mutter Jesu, welche vorher auch beim Kreuze war, war wahrscheinlich von Johannes fortgeführt worden. (Joh. 20, 27.)

Vers 42–47. Die heilige Kraft des Todes Christi offenbarte sich auf ganz besondere Weise an zwei reichen, vornehmen Rathsherrn der Juden, Joseph von Arimathia und Nicodemus.



mus. Beide waren schon geraume Zeit heimliche Jünger Jesu gewesen; Beide waren aus Furcht vor den Juden zurückgeblieben; bei dem Tode Christi aber traten sie Beide öffentlich auf, um ihrem Herrn den letzten Liebesdienst zu erweisen und das gottlose Werk der Juden zu verdammen. Nach den Berichten der Evangelisten war Joseph von Arimathia der Erste, der öffentlich für Christum Partei nahm. Am Abend, wahrscheinlich zwischen drei und sechs Uhr, kurz nachdem er erfahren hatte, daß Jesus gestorben sei (sein Tod wurde nemlich bestätigt dadurch, daß einer der Kriegsknechte seine Seite mit einem Speer öffnete, woraus aus derselben Blut und Wasser floß), ging er frei und öffentlich zu Pilato und bat um den Leichnam Jesu. Die Worte: „Der wagte es“ u. s. w. zeigen, daß er dabei dem Haß der Juden ausgesetzt war und auch beim Pilatus nicht viel Ehre einlegen würde, da die Römer dem Hingerichteten kein ordentliches Begräbniß zugestanden.

Wie Pilatus sich von der Wirklichkeit des Todes Jesu überzeugt hatte, gab er Joseph den Leichnam. Wie Joseph nun nach Golgatha kam, fand er hier Nicodemus, welcher ihm behülflich war bei der Beerdigung. Joseph hatte eine frische reine Leinwand mitgebracht zur Einwickelung der Leiche. Nicodemus hingegen besorgte mit fürstlichem Aufwande die Specereien, um den Leichnam vor Verwesung zu schützen. Auch für eine höchst ehrenvolle Grabstätte war gesorgt. Joseph hatte sich in seinem Garten nahe Golgatha ein neues Grab in einen Fels hauen lassen, welches er für Jesus hergab. Hierdurch wurde wieder die Schrift erfüllt: „Man gab ihm sein Grab bei dem Reichen.“ (Jes. 53, 9.) Bei der Beerdigung fehlten aber auch die treuen Weiber nicht. Sie schauten darnach, wie und wohin man den Leib Jesu legte. Sie waren dabei gegenwärtig, um nachher die übliche Salbung an ihm zu vollziehen, woran sie jedoch durch das Fest und die Auferstehung Jesu gehindert wurden.

**Lehre.**—1. Der Tod Christi war das Ende alles Schattenwesens des alten Bundes; er öffnete uns den Weg zur Heiligkeit und zum Himmel; er öffnet die Gräber der Todten, daß Alle, die an ihn glauben, leben, ob sie gleich sterben.—2. Die Kraft des Todes Christi vermag den härtesten und gleichgültigsten Sünder zu erwecken und zum Glauben zu führen.—3. Der Tod Christi gibt dem schwächsten Nachfolger Standhaftigkeit; er verwandelt Feige in Selden.—4. Der Tod Christi fordert uns auf zum gläubigen Anschauen und zu heiliger Uebung: gabe unserer selbst an ihn.

**Für Lehrer.**—Man unterrichte zuerst die Schüler über die Kraft des Todes Christi. Der Vorhang im Tempel zerriß; die Gräber der Heiligen thaten sich auf; der heidnische Hauptmann und viele Andere wurden überzeugt; und die furchtjamen, geheimen Jünger traten öffentlich für seine Ehre auf. Man mache hierbei dann klar, wovon diese Wunder der Anfang waren, und was sie uns darstellen. Sodann zeige man, wie die Weiber am treuesten ihm zur Seite standen. Weiter sollte die That des Joseph von Arimathia und die des Nico-

demus recht dargestellt werden. Wir sehen dabei, daß Gott für das Begräbniß Christi sorgte, daß Christus wirklich gestorben war und die Schrift erfüllt wurde.

**Illustration.**—Sterben mit Christo.—Als Phocion, ein Hauptmann zu Athen, zum Tode verurtheilt wurde, sah er Cnippus, der den gleichen Tod sterben sollte und sich sehr davor fürchtete. Phocion wandte sich dann zu ihm und sprach: „Ist es dir nicht genug, daß du mit Phocion sterben sollst?“ Wehnlich kann der gläubige Christ in Leiden und im Tode auf Christum schauen. Ja, sollte es uns nicht genug sein, daß wir wissen, wir sterben mit Christo — und werden daher auch mit ihm leben?

**Kleinkinderklasse.**—Ein Denkmal, nebst einer Trauerweide bezeichnen auf dem Wlde des Kleinkinderlehrers die Stätte eines Grabes, wie die Kleinen es vielleicht schon gesehen haben. Wer hier in diesem bezeichneten Grabe ruht, deutet die Inschrift an. Man zeige hierbei, wie Gott durch Joseph von Arimathia und Nicodemus dafür sorgte, daß unser Heiland anständig begraben wurde. Man mache deutlich, wie Jesus durch sein Begräbniß die Schrecken des Grabes vernichtet hat für alle Gläubigen.



**Wandtafelklärung.**—Sobald Christus am Kreuze ausgerufen hatte: „Es ist vollbracht!“ — nemlich vollbracht das Werk der Erlösung, so begann auch dieses neue Werk schon auf Erden sich geltend zu machen. Im Tempel zu Jerusalem war der Vorhang gerissen, anzuzeigen, daß nun ein offener Weg sei, hin zum Allerheiligsten, zum Himmel, nicht bloß für den Priester, sondern für Jedermann. Sagen konnte man: „Das Alte ist vergangen, siehe! es ist alles neu geworden“ und: „Von jetzt an allgemeines Heil in Jesu. Er ist uns „vorgestellt zu einem Gnadensstuhl“; daher: Lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit. Welch ein Vorrecht, welches Heil!

## Christi Auferstehung.

### 11. Section: Mark. 16, 1-8. — Sonntag den 10. December 1882.

1. Und da der Sabbath vergangen war, kauften Maria Magdalena, und Maria Jacobi und Salome Specerei, auf daß sie kämen und salbten ihn.

2. Und sie kamen zum Grabe an einem Sabbath sehr frühe, da die Sonne aufging.

3. Und sie sprachen unter einander: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?

4. Und sie sahen dahin, und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzt war; denn er war sehr groß.

5. Und sie gingen hinein in das Grab, und sahen einen Jüng-

**Haupttext:** Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten, und der Erstling geworden unter Denen, die da schlafen. — 1. Cor. 15, 20.

(Parallelen: Matth. 28, 1-8; Luk. 24, 1-11; Joh. 20, 1-21.)

**Einleitung.**—Die beiden Rathsherren, Joseph von Arimathia und Nicodemus, hatten ihr Werk an dem Leichnam Jesu

ling zur rechten Hand sizen, der hatte ein langes, weißes Kleid an; und sie entsetzten sich.

6. Er aber sprach zu ihnen: Entsetzet euch nicht. Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden, und ist nicht hier. Siehe da, die Stätte, da sie ihn hinlegten.

7. Gehet aber hin, und saget es seinen Jüngern, und Petro, daß er vor euch hingehen wird in Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.

8. Und sie gingen schnell heraus, und flohen von dem Grabe: denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen, und sagten Niemand nichts, denn sie fürchteten sich.

vollendet. Sie gehen, nachdem sie das Grab durch einen schweren Stein verwahrt hatten, heim nach Jerusalem und

ruhen den Sabbath über ganz friedlich. Dasselbe war auch bei den Weibern der Fall. Ganz anders war es jedoch bei den Feinden Jesu. Sie waren voller Unruhe; denn sie fürchteten sich, daß durch eine Auferstehung Jesu ihre Ungerechtigkeit offenbar werde. Sie trafen daher alle Anordnungen, dieses zu verhüten. Das Grab Jesu wurde auf Bewilligung des Pilatus mit des Kaisers Siegel versehen, welches Niemand brechen durfte, und mit einer geharnischten Schildwache umstellt. Weiter verlief alles ganz ruhig bis zum Sonntagmorgen. Eine feierliche Stille herrschte um das Grab unseres Herrn; nur der Fußtritt der Hüter war hörbar. Am 9. April aber, als die Sonne mit ihren Strahlen die Frühlingsschlur Palästinas begrüßte, wurde diese Stille plötzlich unterbrochen. Der alte Golgatha beginnt in seinen innern Grundfesten zu beben, die Felsen fahren mit Getöse aus einander, und heilige Engel, leuchtend wie der Blitz und in Gewändern weiß wie Schnee, schweben zum Grabe nieder. Die Kriegsknechte wissen vor Staunen und Angst nicht, was anzufangen. Sie sehen, wie einer der Dämonen sich der Felskluft nähert, den schweren Stein hinwegrollt und das Grab öffnet; aber sie sind im Angesichte dieser Tatsache gelähmt an Händen und Füßen. Wie sie zur Besinnung kommen, eilen sie in großer Angst nach Jerusalem und verkündigen den Feinden Jesu diese Botschaft.

**Erfklärung.** — Vers 1. 2. Während die Hüter vom Grabe fliehen, befinden sich die in der letzten Section erwähnten Weiber, nebst anderen (Luk. 24, 10.), auf dem Wege dorthin. Sie kamen, um ihrem Herrn die letzte Ehre, seinen Leichnam zu salben, zu erweisen. Wir sehen also deutlich, daß dieselben nicht erwarteten, Jesus werde auferstehen.

Vers 3-6. Die Erfahrung, welche diese Weiber beim Grabe machten, war: 1. Daß der Stein abgewälzt war, und daher ihre Sorge, die sie sich davor gemacht hatten, ungegründet und unnütz war. Christen machen sich oft unnütze Sorgen in Bezug auf die Widerwärtigkeiten, die ihnen in der Erfüllung ihrer Pflicht und Liebesthaten entgegen zu sein scheinen. Man sollte hier die Ermahnung heberzigen: „Alle eure Sorgen werfet auf Gott, denn er sorget für Euch!“

Die zweite Erfahrung der Weiber war, die Erscheinung eines, nach Lukas, zweier Engel. Markus berichtet nur von dem Engel, der die Frauen anredete. Der Engel hatte die Gestalt eines Jünglings in einem langen weißen Kleide. Manche Ausleger sind der Meinung, daß der Anzug dieses Jünglings andeutet, daß es einer der selig vollendeten Gerechten war, vielleicht Moses oder Elias, die ja schon auf dem Berge der Verklärung erschienen. (Siehe Offb. 3, 4. 5. 18.; 4, 4.; 6, 11.; 7, 9-13.) Die Worte dieses Gesandten Gottes waren: „Entsehet euch nicht“ u. f. w. Das Wort „Entsehet“ deutet an, daß sie in einer ganz anderen Stimmung waren als die Hüter. Ihre Herzensstimmung war mehr Verwunderung als Furcht. Der Engel fährt fort, daß er ihre liebevolle Absicht kenne und die frohe Botschaft für sie habe, daß Jesus auferstanden sei. Zur Bestätigung seiner Aussage zeigt er ihnen die leere Stätte, da der Herr gelagen war.

Vers 7. 8. Nach der Verkündigung der Auferstehung Jesu gibt ihnen nun der Engel den Befehl, es seinen Jüngern zu sagen. Dieser Befehl bezieht sich wahrscheinlich auf den Jüngerkreis, der in Galiläa wohnte, und welcher wahrscheinlich die 500 Brüder in sich faßte, denen er nachher erschien. Der Engel benamt noch besonders den Petrus. Es sollte dieses ein besonderes Gnadenzeichen sein für Petrus, der um seinen Fall tief betrübt war und daher der Aufrichtung sehr bedurfte.

**Kuganwendung.** — Wir wollen suchen hier zum Nutzen unserer Leser und besonders der Lehrer und Beamten der Sonntagsschule die Auferstehung Christi etwas näher zu behandeln. Wir machen erstens aufmerksam auf die *Wahrheit* derselben. Dieselbe stützt sich 1. auf die Wahrheit der heil. Schrift. In Ps. 16, 8-11. war die Auferstehung Christi klar geweissagt. Petrus und Paulus berufen sich daher beide auf dieses Zeugniß. (Apg. 2, 25-32.; 1. Cor. 15, 4.) Die Gewissheit der Auferstehung beruht 2. auf dem Zeugniß lebender Augen- und Ohrenzeugen. Zuerst bezeugen es uns die Jünger des Jesu. Dieses Zeugniß ist sehr bedeutungsvoll, weil dieselben es 1) gar nicht erwarteten, daß Jesus wieder auferstände (Mark. 16, 11. 14.); 2) weil es bei ihnen allen als unumstößliche Wahrheit stehend nach seiner Auferstehung, für welche sie stets bereit waren, ihr Leben hinzugeben (Apg. 2, 32.;

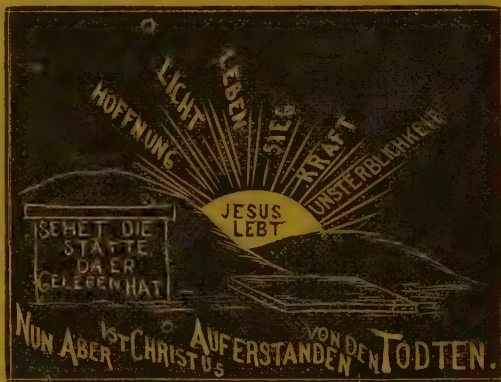
3, 15.; 4, 10.; 10, 40. u. f. w.); 3) weil die Juden diese Wahrheit den Aposteln gegenüber nie leugneten.

Zum zweiten bezeugen es uns auch die Feinde Jesu. Die Hüter brachten den Hohenpriestern die Botschaft, daß Jesus durch eine übernatürliche Gewalt aus dem Grabe hervorgegangen sei. Die Obersten der Juden suchten nie zu leugnen, daß Jesus nicht aus dem Grabe entfernt worden sei; aber sie suchten auf unredliche Weise die Schuld davon den Jüngern zuzuschreiben. (Matth. 28, 11-15.)

Drittens bezeugen es selbst die auferstandenen Heiligen vielen Juden in Jerusalem, so daß an dem Orte, wo es geschah gar keine Zweifel bezüglich der Auferstehung aufkommen konnten.

Die Gewissheit der Auferstehung wird viertens bestätigt durch die Erfahrung aller Gläubigen. Das Pfingstfest bestätigt dieselbe, denn hier sandte der auferstandene Erlöser seinen verherrlichten heiligen Geist. Jede Bekehrung eines Sünders bestätigt dieselbe, denn das neue Leben, das durch die Wiebergeburt und Heiligung sich über den Gläubigen ergießt, geht von ihm aus.

Wir machen zuletzt noch aufmerksam auf die Wichtigkeit der Auferstehung. Die Auferstehung Christi gibt uns den klaren Beweis, daß sein Opfer eine volle ewige Veröhnung gestiftet hat. (Röm. 4, 25.) Sie verbürgt uns weiter den vollen Sieg über Sünde, Teufel, Tod, und Hölle durch den Glauben an sein Verdienst. Ein Strom von Licht und Leben raucht uns aus der offenen Grabesöffnung des Auferstandenen entgegen. Wir können jetzt getroßt ihm folgen ins Grab; denn „es wird gesäet verwestlich und wird auferstehen unbestlich“ u. f. w. (1. Cor. 15, 42-57.)



**Wandtafelserklärung.** — Hauptpunkt auf dieser Tafel ist, die aufgehende Sonne, womit wir den neuen Tag, den Tag des Heils, für die Welt illustrieren wollen. Diese aufgehende Sonne ist Christus Jesus; er lebt, lebt ewig und ist unsere Hoffnung, unser Licht, unsere Kraft, unser Sieg und unser Leben. Ueber der Grabesstätte blühet frisch und grün die Auferstehungsblume. Wohl können wir deshalb sagen mit dem Engel: „Sehet die Stätte, da er gelegen war!“ Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Freuet euch, ihr Sonntagsschulen!

**Kleinkinderklasse.** — Den Kleinen wird auf dem Kleinkinderlehrer ein herrlicher Sonnenaufgang veranschaulicht. Ein Sonnenaufgang bringt einen neuen Tag, er läßt die Nacht hinter sich. Man erkläre hierbei den Kleinen, daß Jesus Christus diese Sonne in geistlicher Hinsicht ist. Er ist aus der Nacht der Sünde, aus dem Tode hervorgegangen. Die Auferstehung Jesu hat uns einen neuen Tag gebracht. Möchten sich doch alle Menschen erleuchten lassen von der Sonne der Gerechtigkeit!

**Illustration.** — Christi Auferstehung. — Fleming erzählt in seiner Christologie von einem Ungläubigen, der die heiligen Orte in Palästina besuchte, und dem man auch die Risse auf dem Hügel Golgatha zeigte. Er untersuchte dieselben aufs Genaueste, wandte sich staunend zu seinem Reiseführer und sprach: „Lange habe ich die Natur erforscht und bin gewiß, daß die Risse und Spalten in diesem Felsen nimmer das Werk der Natur, noch eines gewöhnlichen Erdbbens sind. Durch



eine solche Erschütterung hätte sich der Fels nach seinen Adern spalten müssen und zwar da, wo die Theile am schwächsten waren; denn so habe ich es bei anderen Felsen beobachtet, die durch ein Erdbeben zertrümmert wurden, und die Vernunft sagt mir, daß es immer so sein muß. Hier aber ist es ganz

anders; der Fels ist in einer befremdenden und unnatürlichen Weise quer durch die Adern geborsten, und deshalb danke ich Gott, daß er mich hierher gebracht, dieses Denkmals seiner wunderbaren Macht zu sehen, womit er bis auf diesen Tag Zeugniß von der Gottheit seines Sohnes gibt.

## Christus nach seiner Auferstehung.

### 12. Lecture: Markus 16, 9-20. — Sonntag den 17. December 1882.

9. Jesus aber, da er auferstanden war frühe am ersten Tage der Sabbather; erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte.

10. Und sie ging hin und verkündigte es denen, die mit ihm gewesen waren, die da Leide trugen, und weineten.

11. Und dieselbigen, da sie hörten, daß er lebete, und wäre ihr erschienen, glaubten sie nicht.

12. Darnach, da zween aus ihnen wandelten; offenbarte er sich unter einer anderen Gestalt, da sie aufs Feld gingen.

13. Und dieselbigen gingen auch hin, und verkündigten das den andern: denen glaubten sie auch nicht.

14. Zuletzt, da die Elf zu Tische saßen, offenbarte er sich, und schalt ihren Unglauben, und ihres Verzens Härteigkeit, daß sie nicht geglaubt hatten denen, die ihn gesehen hatten auferstanden.

15. Und sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt, und predigt das Evangelium aller Creatur.

16. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden: wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.

17. Die Felsen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden,

18. Schlangen vertreiben; und so sie etwas Födlisches trinfen, wird es ihnen nicht schaden, auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden.

19. Und der Herr, nachdem er mit ihnen geredet hatte, ward er aufgehoben gen Himmel, und setz zur rechten Hand Gottes.

20. Sie aber gingen aus, und predigten an allen Orten: und der Herr wirkte mit ihnen, und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen.

**Haupttext:** Und sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur.

**Mark. 16, 15.**

(Parallelen: Matth. 28, 9-20.; Luc. 24, 12-53.; Joh. 20, 3-31.; 21, 1-25.; Apstg. 1, 3-8.; 1. Cor. 15, 4-8.)

**Erklärung.** — I. Die Erscheinungen Jesu. — Vers 9-14. Unser Heiland ließ sich sehen unter seinen Jüngern nach seiner Auferstehung 40 Tage lang. Zum Ersten erschien er der Maria Magdalena. Es war dies kurz nach unserer letzten Lecture. Diese Maria war wahrscheinlich gleich beim Anblick des offenen Grabes zu den Jüngern Petrus und Johannes geeilt und hatte ihnen die Botschaft gebracht, daß das Grab offen sei. Wie sie nun mit den Jüngern wieder zum Grabe kam und die Jünger, nachdem sie es gesehen, sich wieder entfernten, blieb Maria noch beim Grabe und weinte. Bei näherer Betrachtung des Grabes erschienen ihr zwei Engel, und kurz darauf Jesus selbst. (Siehe Joh. 20, 1-18.) Markus bemerkt noch besonders, daß Jesus die Maria von sieben Teufeln befreit habe. (Siehe auch Luc. 8, 2.) Kein Wunder, daß sie ihren Herrn daher so innig liebte und nicht von seinem Grabe weichen wollte. Ihre Anhänglichkeit zu ihm wurde denn auch reichlich belohnt durch diese Erscheinung. Maria wandte sich hierauf gleich vom Grabe weg, um es den andern Freunden Jesu zu sagen. Während dem Maria hinging es zu verkündigen, erschien Jesus dann den andern Weibern, die sich auf dem Wege vom Grabe befanden. (Siehe Matth. 28, 9, 10.) Nach diesem Bericht waren alle Anhänger Jesu in Jerusalem in großer Trauer. Sie hatten an Christum nicht nur einen Freund verloren, sondern mit ihm war auch ihre ganze Hoffnung der Erlösung dahin. Wie Maria dieselben nun zu trüsten suchte, stieß sie aber auf harten Widerstand. Ihre köstliche Botschaft, der Herr sei auferstanden, wurde nicht geglaubt. Denselben Erfolg hatten auch die andern Weiber. (Siehe Luc. 24, 10, 11.) Erst als Petrus, dem der Herr auch auf dem Wege vom Grabe erschien, mit freudestrahlendem Angesicht in ihre Mitte kam und sagte, daß Jesus lebe, drang ein Hoffnungsstrahl in ihre Nacht des Unglaubens, daß sie aufrufen, als die Emmausjünger kamen und ihre Erfahrung erzählten: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden, und Simoni erschienen!“ Aber diese Freude wurde noch wieder vom Unglauben getrübt; denn nach unserer Lecture glaubten sie auch den Jüngern von Emmaus nicht. Zweifel und Glaube kämpften mit einander, bis Jesus selbst in ihre Mitte trat und sich ihnen offenbarte. Bei dieser Offenbarung schalt er ihren Unglauben. Der Herr hatte es ihnen schon oft vorher gesagt, daß er auferstehen würde (Matth. 16, 21.; Mark. 9, 31.; 10, 34.), und jetzt hatten verschiedene Jünger und Jüngerinnen ihnen verkündigt, es sei geschehen; aber dennoch glaubten sie nicht. Ueber die anderen Erscheinungen siehe

Joh. 20, 26.; Joh. 21, 1.; Matth. 28, 16.; 1. Cor. 15, 6, 7.; Luc. 24, 51.

II. Der große Missionsauftrag. — Vers 15-18. Dieser Auftrag wurde gegeben auf einem Berge in Galiläa. (Matth. 28, 15.) Er faßt in sich, daß das Christenthum 1) die allgemeine Religion ist und sein soll; 2) daß dasselbe für alle Stände, Geschlechter und Alter ist. Das, was die Jünger in der ganzen Welt und zu allen vernünftigen Creaturen predigen sollen, ist das Evangelium, die frohe Botschaft, daß Jesus die Menschheit durch sein Leiden, Sterben und Auferstehen mit Gott versöhnt hat und jetzt Allen Vergebung der Sünden und ewiges Leben anbietet. Die Kirche Christi hat die heilige Pflicht, diese frohe Botschaft allen Völkern zu bringen, und nur wenn sie darin mit Ernst begriffen ist, erfüllt sie ihre Aufgabe. Hierzu aber bedarf es 1) der Ausendung von Gott berufener, mit seinem Geiste getaufter und ausgerüsteter Missionare; 2) des gläubigen Gebets und pflichtgetreuer Unterstützung von jedem Christen. Möge Gott noch recht viele Personen ausenden, die aus Liebe getrieben, den Verlorenen nachgehen und sie retten! Ja, möge er die ganze Kirche, und die S.-Schule als Zweig derselben, recht mit diesem betenden und gebenden Geiste der Mission taufen! Der Erfolg der Predigt des Evangeliums ist, daß Alle, die da glauben und getauft werden, die Seligkeit erhalten. Unter Glauben versteht die Schrift nicht nur ein Fürwahrhalten der Botschaft des Heils, sondern ein volles Vertrauen auf das Verdienst Christi; ein herzliches Zueignen alles des, was uns Christus zur Seligkeit erworben hat, und eine volle Uebergabe unserer selbst an unseren Heiland. Die Taufe ist das äußere Bekenntniß, daß wir Jesu Eigenthum sind und ein Zeichen und Abbild der Gnade Gottes im Innern des wahren Christen. Die Folge der Nichtannahme des Evangeliums ist die Verdamniss. Die Ursache hiervon ist, weil der Ungläubige durch die Nichtannahme in seinen Sünden sich verschießt und sich weigert das neue Herz und die Seligkeit anzunehmen. Um diesen großen Missionsauftrag zu erfüllen, gibt er allen seinen gläubigen Knechten eine herrliche Verheißung. Diese Verheißung hat sich schon in doppelter Hinsicht fast zu allen Zeiten der Christenheit, besonders aber in der ersten Zeit, erfüllt. (Siehe Apstg. 16, 18.; Apstg. 2, 4.; 10, 46.; Apstg. 28-58.)

III. Die Himmelfahrt. — Vers 19, 20. Wie die vierzig Tage der mündlichen Unterhaltung für die Jünger zu Ende gekommen waren, führte sie Jesus von Jerusalem gen Bethanien auf einen hohen Berg. Es war dies die östliche Höhe d. s.

Delberges, etwa 1½ Meilen von Jerusalem. Hier angekommen erteilte ihnen noch der Herr seinen letzten Segen und fuhr segnend von ihnen auf den Himmel. (Luc. 24, 51.) Eine Wolke nahm ihn vor ihren Augen weg. (Apsig. 1, 9.) Mit Gefühlen der Ehrfurcht schauten sie ihm schweigend nach. Aber sie, sowie auch wir, wissen, er sitzt zur Rechten des Vaters und ist in unserer unmittelbaren Nähe. Er hört und beantwortet unsere Gebete und verhilft seinem Reich zum ewigen Siege.

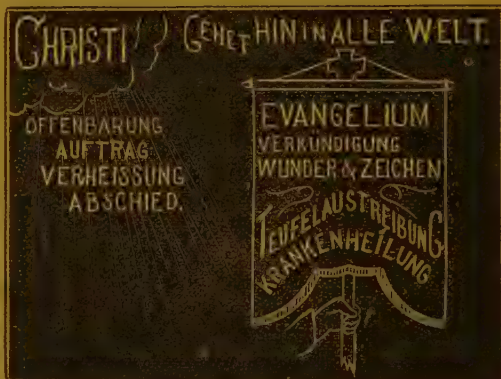
**Lehre.**—1. Jeder heilsuchende Sünder, der mit Ernst Jesum sucht, wird ihn finden. Vers 9-14. —2. Die Menschen sind im Allgemeinen zu langsam und zu verschlossen, die Herrlichkeiten und Segnungen des Evangeliums aufzunehmen. Vers 11-14. —3. Die herrlichste Frucht des Todes und der Auferstehung Christi ist, daß allen Völkern der Weg zum ewigen Leben eröffnet ist. —4. Die Bedingung, das Heil Christi zu erlangen, ist Glaube an ihn und die Taufe im Namen des dreieinigten Gottes. —5. Zeichen und Wunder bestätigen zu allen Zeiten die Predigt des Evangeliums. Sie erweckt, erneuert, macht glücklich und selig. —6. Wo die Predigt des Evangeliums diese Zeichen nicht mehr oder weniger hat, da fehlt der Glaube. —7. Christus fuhr den Himmel, uns vor Gott zu vertreten, seine Kirche zu regieren und zum Siege zu führen.

**Für Lehrer.**—Man zeige in der heutigen Section zuerst, wie die Jünger von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt wurden. Es war bei persönlicher Erfahrung. Dasselbe ist noch heute der Fall. Hierbei sollte man die verschiedenen Erscheinungen Christi betrachten und darthun, wie sich Christus noch heute offenbart als Sündentilger, als Herzenserneuerer und Tröster. Zum Zweiten betrachte man den großen Missionsauftrag das Evangelium zu predigen. Man schildere 1) was Evangelium meint; 2) wem es gepredigt werden soll; 3) wer diese Aufgabe hat; 4) haben wir sie erfüllt? Zum Dritten betrachte man die Wirkungen des Evangeliums. Die Wirkungen an Denen, die glauben; an Denen, die nicht glauben. Viertens betrachte man die Zeichen, welche Denen folgen, die im Glauben das Evangelium predigen. Schließlich zeige man den gegenwärtigen Stand Christi seit seiner Himmelfahrt.

**Kleinkinderklasse.**—Christi Himmelfahrt ist der Gegenstand für die Kleinen in unserer Section. Man kann hierbei die Fragen machen: Von wo fuhr Jesus auf? Wer waren die Zeugen davon? Wie fuhr er auf? Wohin fuhr er auf?

Und was ist sein gegenwärtiger Stand? Zum Schluß belehre dann der Lehrer die Kleinen darüber, daß Jesus wiederkommt, wie er auffuhr.

**Illustration.**—Woher Missionate?—Eine alte Mutter in Israel unter den mährischen Brüdern wurde von einem Freunde besucht, der mit Trauer auf seinem Angesichte zu der Mutter sagte: „Dein Sohn ist nicht mehr.“—Ist Thomas auf dem Missionsfelde erkrankt und gestorben?“ fragte die Mutter. Bei Bejahung dieser Frage sagte sie: „Wollte doch Gott meinen Sohn Johann dazu berufen!“ Johann wurde ebenfalls Missionar und fiel, wie sein Bruder. Bei der Nachricht seines Todes sagte die Mutter: „Gott sei Dank! Er wolle auch meinen letzten Sohn Wilhelm berufen!“ Auch Wilhelm ging und fiel, wie seine Brüder. Die Mutter aber sagte: „Wollte Gott, ich hätte tausend Söhne ihm zu geben!“ Möge Gott uns noch viele solche Mütter schenken!



**Bandtaselerklärung.**—Vorstehende Zeichnung ist leicht zu fassen; zur Rechten geben wir auf einem Panier, welches das Evangelium vorstellen soll, an, womit der Herr Jesus seine Jünger ausriß: Der Macht, dies Evangelium aller Welt zu verkündigen, Wunder und Zeichen zu thun etc. Zur Linken sehen wir, wie Christus seinen Auftrag mit einer herrlichen Verheißung bekräftigt, und wie dann der Abschied folgt. Mögen wir als S. S.-Arbeiter lernen, das Panier des Kreuzes je länger, je mehr in aller Welt aufzupflanzen. Nur immer zu missionirt!

## Christtagslection.

Micha 5, 1-3. — Sonntag den 24. December 1882.

**1. Und du Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist.**

**2. Indes läßt er sie plagen bis auf die Zeit, daß die, so gebä-**

**Haupttext: Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe. — 2. Cor. 9, 15.**

**Einleitung.**—Der Prophet Micha, dessen Schriften unsere heutige Section entnommen ist, lebte und weissagte etwa von 760-700 vor Christo. Seine Weissagungen sind besonders sehr wichtige Zeugnisse mit Rücksicht auf das Reich Christi. Es ist besonders ein Punkt, welcher ihn vor allen anderen Propheten kennzeichnet: er sagt den Geburtsort des zukünftigen Messias und Königs des Volkes Gottes klar und bestimmt vorher. Nicht aus dem Herrscherpalaste Jerusalems, sondern aus der Hütte des kleinen geringgeachteten Bethlehems bricht die Sonne des ewigen Königthums über Israel hervor.

**Erklärung.**—Vers 1. Bethlehem, welches hier der Prophet als personifizierte Sache anredet, bedeutet „Brodhaus.“ Der ältere Name dieser Ortes war Ephrata, oder „die Fruchtbare.“ Dieses Städtchen lag in der Mitte eines fruchtbaren Landstriches, etwa sechs Meilen südlich von Jerusalem. Bethlehem hatte eine herrliche Lage auf dem Gipfel eines Hügelrückens,

ren soll, geboren habe; da werden dann die Uebrigen seiner Brüder wieder kommen zu den Kindern Israel.

**3. Er aber wird auftreten, und weiden in Kraft des Herrn, und im Siege des Namens seines Gottes. Und sie werden wohnen; denn er wird zu derselben Zeit herrlich werden, so weit die Welt ist.**

der sich 2700 Fuß über dem Meerespiegel erhebt. Die Hügel, mit welchen das Städtchen von allen Seiten umgeben ist, sind mit Aebeln, Feigen- und Mandelbäumen angepflanzt, und die Thäler prangen im Schmucke üppiger, wogender Weizenfelder.

Dieser Ort zählt gegenwärtig etwa 3000 Einwohner, fast alle Christen. Bethlehem wird uns als eine der reifsten und schönsten Städte Palästinas geschildert. Nahe dabei war Nabels Grab; hier wohnte die fromme Ruth, und hier war der Geburtsplatz des Königs David. Zur Zeit unserer Weissagung, sowie auch zur Zeit, da der „Sohn Davids“ hier geboren ward, war Bethlehem ein unbedeutender Ort. Seine Einwohnerzahl war gering. Es war nicht im Stande, wie viele andere Städte Judas, tausend Mann Krieger unter ihre Heerführer zu stellen. Doch trotz der äußeren geringheit dieses Ortes, soll gerade hier der Ausgangspunkt der größten Herrlichkeit Israels sein. Bethlehem soll somit zum geistlichen



Brothaus für ganz Israel und alle Völker werden. Bernhart sagt: „O Bethlehern, die du klein bist, aber nun hoch erhoben vom Herrn: dich hat Der verherrlicht, welcher in dir aus der Hoheit niedrig geboren ward! Welche Stadt möchte dich nicht um jenen köstlichen Stall beneiden, und um den Ruhm jener Krippe? Auf der ganzen Erde ist jetzt berühmt dein Name.“

Im letzten Theil des ersten Verses redet der Prophet noch von dem ewigen Dasein dieses Herrschers in Israel. Der Ausgang desselben sei im Gegensatz zu dieser geringen zeitlichen Herkunft von Anfang und von Ewigkeit her gewesen. Schon vor Grundlegung der Welt war es der göttliche Rathschluß, daß dieser König in Israel, welcher von Ewigkeit bei Gott war, in der Fülle der Zeit in Bethlehern Fleisch werden sollte, um sein Volk zu erlösen und glücklich zu machen. (Joh. 1, 1. 2. 14.; Röm. 9, 5.; Ebr. 1, 5. 8.)

Vers 2. Ehe diese Erlösung jedoch geschieht, läßt Gott Israel plagen, einerseits durch ein strenges Gesetz, andererseits durch die verschiedenen Weltmächte. Hierdurch sollte die Sehnsucht nach dem Befreier, den Gott senden werde, geweckt und erhalten werden. (Gal. 3, 24.) Die erste Segnung des Messias ist die, daß er die übrigen seiner Brüder zu den Kindern Israel zurück bringt. Ein Theil dieser übrigen seiner Brüder waren die Apostel, die vielen andern Jünger und Jüngerinnen, die 3000 am Pfingstfeste u. s. w. Diese wurden durch den Herrn zur Gemeinde des echten Israel hinzugethan. (Apgt. 2, 48.)

Vers 3. Die zweite Segnung des Messias wird dann die sein, daß er, wie ein Hirte seine Herde, die Seinen weiden wird. Er wird nicht über sie herrschen, wie ein Tyrann, sondern er behandelt die Seinen mit Milde und Sanftmuth (Matth. 11, 29.); er gibt ihnen Leben und volles Genüße. (Joh. 10, 11.) Er weidet aber auch in der Kraft des Herrn, so daß die Feinde seiner Herde keinen Schaden zu thun vermögen. (Joh. 10, 28. 29.) Als Hirte seiner Herde, als König seines Volkes, als Haupt seiner Gemeinde, wird er herrlich werden, so weit die Welt ist. Er wird regieren als ewiger König, bis die Reiche dieser Welt sein Eigenthum sind. Vor ihm sollen sich alle Kniee beugen im Himmel und auf Erden, und seines Königreiches wird kein Ende sein. (Dan. 2, 44.; 7, 14.; Eph. 1, 20-22.; Col. 2, 9. 10.; Offb. 11, 15.)

Blicken wir zum Schluß noch einmal über diese herrliche Weissagung, so können wir mit dem Propheten getrost sagen: „Suchet nun in dem Buch des Herrn und leset, es wird nicht an einem derselbigen fehlen; man vermißt auch nicht dieses noch das.“ Wie herrlich hat sich das köstliche Wort Gottes erfüllt! Ueber 1800 Jahre freuen sich alle wahren Kinder Gottes über den neugeborenen König der Juden, der in Bethlehern geboren wurde. Sie leben glücklich und sicher unter seinem sanften Scepter; sie genießen volle Freiheit und ewiges Leben in seinem Dienst. Sein Reich hat sich in aller Welt verbreitet; ja, seine Anhänger beherrschen bereits die Welt, und in Millionen von Menschenherzen thront und regiert er.

Lehre. — 1. Das Uedele vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, und das da nichts ist, daß er zu nichts mache, was etwas ist. Nicht in einer Residenzstadt, auch nicht im Palaste, noch von eines großen Königs Tochter wurde Christus geboren, sondern im Stalle zu Bethlehern, von einer niedrigen, aber reinen und keuschen Jungfrau. — 2. Alle Anordnungen Gottes und alle seine Plagen sollen seinen Kindern zum Besten dienen. Durch den Druck der Römer wurde der Juden Verlangen nach einem Erlöser aufs Höchste gesteigert. Schade, daß ihn so Viele verkannten. — 3. Die Aufgabe des verheißenen und erschienenen Erretters ist, daß er Alle, die ihn aufnehmen, unter ein Haupt zusammen bringt, sie weidet, beschützt und glücklich macht. — 4. Gering war der Anfang des Reiches Gottes; aber herrlich und mächtig ist dessen Ausgang.

Für Lehrer. — Der Lehrer sollte sich recht genau mit Bethlehern, dem Geburtsorte Christi bekannt machen, so daß er ihn seinen Schülern schildern kann. Er zeige in der Lektion ganz besonders, wie Gott der Herr sich dieses geringe Städtchen zur Geburtsstätte seines Sohnes erwählte, wie er dies 700—800 Jahre zuvor verkündigen ließ und wie alles so herrlich erfüllt wurde. Hierbei kann er dann kurz die Geburt Christi mit seinen Schülern besprechen. Weiter mache er seine Klasse recht bekannt mit dem Wesen und der Arbeit dieses neugeborenen Königs. Seine Arbeit ist, sein Volk zu erlösen, zu sammeln, zu weiden, zu schützen und einst ewig selig zu machen. Sein Wesen ist ewig und göttlich. Zum Schluß kann der Lehrer dann sein Reich beschreiben. Wie es klein anfängt, aber herrlich ausgeht; worin es besteht, wer dazu gehört, und wie man ein Bürger darinnen wird.

Kleinkinderklasse. — Man zeige den Kleinen, daß Christus zu Weihnachten in die Welt gekommen ist als König, um sein Volk zu segnen. Wie er zu Bethlehern geboren wurde u. s. w. Hauptsächlich aber zeige man ihnen, daß er noch heute in unsere Herzen kommen will. Hierzu aber müssen wir die Thür desselben aufthun — weit aufthun.

Illustration. — Jesus der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit. — In Rom befindet sich ein prachtvolles Deckengemälde von Guido. Wenn der Beschauer vom Boden zur Decke hinschaut, so wird bald sein Hals steif, sein Kopf schwindlich und die Figuren verschwimmen undeutlich vor seinem Blick. Nun hat aber der Eigenthümer des Palastes einen großen Spiegel nahe am Boden angebracht, in welchem man das ganze Gemälde nach Wunsch mit aller Bequemlichkeit betrachten kann, ohne zu ermüden. Deutlich, klar und schön bieten sich da alle Farben des Kunstwerkes dem Auge dar. So hat uns Gott auch gewissermaßen die für uns sonst unerreichbaren göttlichen Wahrheiten und Schönheiten in Christo Jesu nahe gebracht, so daß wir in ihm, als dem Abglanz der ewigen Herrlichkeit, wie in einem Spiegel die Herrlichkeit, Wahrheit und Gnade Gottes schauen können.



Wandtafelklärung. — Also diesmal ein Christbaum! Und wer müßte hier nicht mit dem Dichter ausrufen: „Der Christbaum ist der schönste Baum, den wir auf Erden kennen, im Gärtchen klein, im engsten Raum, da glänzt der liebe Wunderbaum, wenn seine Lichtlein brennen; ja, brennen.“ „Wie eine Wurzel aus dürrer Erdrich“ sproßte dieser Baum zuerst aus der Verborgenheit hervor: klein, verkannt, niedrig, aber jetzt decken seine Zweige das ganze Erdrich. Wer ist der Baum? Was bringt er uns? Brennt er auch in deinem Hause, in deinem Herzen, in eurer Schule? Walt's Gott!

Uebersichtstabelle. — Viertes Viertel.

(Sonntag den 31. December 1882.)

Lection.	Lectionstitel.	Haupttext.	Lehre.
1.—Mark. 14, 1–11.	Die Salbung in Bethanien.	Sie hat gethan, was sie konnte.	Wahre Liebe offenbart sich immer in der That; so auch die falsche Liebe.
2.—Mark. 14, 12–21.	Das OSTERLAMM.	Es ist das Passahopfer des Herrn.	Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.
3.—Mark. 14, 22–31.	Das heilige Abendmahl.	Denn so oft ihr von diesem Brod esset zc. 1. Cor. 11, 26.	Vergebung der Sünden und ewiges Leben bietet uns Christus ganz frei im Testamente von seinem Leiden und Sterben.
4.—Mark. 14, 32–42.	Christi Leiden in Gethsemane.	Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.	Das beste Mittel gestärkt zu werden in großen Anfechtungen, Betrübnis zc., ist das gläubige Gebet mit Ergebung in den Willen Gottes.
5.—Mark. 14, 43–54.	Christus verrathen u. gefangen.	Siehe, des Menschen Sohn wird überantwortet in der Sünder Hände.	Die gottlosesten Thaten müssen oft zur Verherrlichung Gottes und zum Wohle seines Volkes dienen.
6.—Mark. 14, 55–72.	Christus vor dem hohen Rath.	Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt, u. wie ein Schaf, das verstummet vor j. Scheerer.	Die Menschen sind, wie eine Wiege; doch Jesus steht felsenfest.
7.—Mark. 15, 1–15.	Christus vor Pilatus.	Es war der Allerverachtteste und Unverthesste, voller Schmerzen und Krankheit.	Gott hat Den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir in ihm gerecht und rein würden.
8.—Mark. 15, 16–26.	Christus verspottet u. gekreuzigt.	Sie haben meine Hände und Füße durchgraben.	Die Kreuzigung Christi zeigt uns 1. die Gottlosigkeit der Menschheit; 2. die große Liebe Gottes und 3. die Fülle des Heils.
9.—Mark. 15, 27–37.	Christi Tod am Kreuz.	Welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz.	Der Tod Christi zeigt uns 1. den Werth unserer Seelen, die solch ein Lösegeld gekostet haben, 2. den Werth u. Seligkeit, die theuer erworden ist.
10.—Mark. 15, 38–47.	Christi Begräbniß.	Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen.	Christi Tod gibt klares Zeugniß für seine Gottessohnhaft.
11.—Mark. 16, 1–8.	Christi Auferstehung.	Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten zc. 1. Cor. 15, 20.	Die Auferstehung Christi ist das Siegel für die ewige Gültigkeit seiner gesifteten Versöhnung.
12.—Mark. 16, 9–20.	Christus nach seiner Auferstehung.	Und sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur.	Wunder und Zeichen bekräftigen überall die Predigt von Christo, wo sie in der Kraft Gottes verkündigt wird.
13.—Micha 5, 1–3.	Christtagslection.	Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe.	Das Reich Christi ist ein ewiges Reich, wodurch Alle beglückt werden sollen.
14.—	Wiederholung.		

Anstatt der gewöhnlichen Fragen über die Lectionen des letzten Viertels geben wir hier eine kurze Uebersicht über das ganze Leben unseres Heilandes, welches wir in dem verfloffenen Jahr in unseren Lectionen durchgegangen sind. Wir betrachten demnach

I. Seine Jugendzeit. — Wann und wo wurde Christus geboren? Wie hieß seine Mutter? Wer war sein Vater? Gib drei Hauptereignisse aus seinem frühen Leben? Wo wohnte er? Was war sein Geschäft? Wo und wann wurde er getauft?

II. Sein Lehramt. — Wie alt war Jesus, als er sein Lehramt antrat? Wie lange währte es? An welchen Orten brachte er diese Zeit meistens zu? Welche andere Länder besuchte er? Nenne die Hauptstädte, in welchen er lehrte? Nenne zwei Berge, ein Meer und einen Fluß, die in Verbindung mit Christo oft genannt werden?

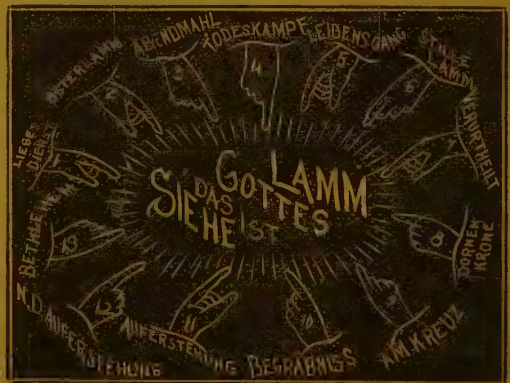
III. Seine Lehre. — Welche Predigt von ihm ist uns aufgeschrieben? Auf welche Weise lehrte er am meisten? Nenne etliche seiner Gleichnisse? Gegen welche Uebel warnte er hauptsächlich seine Zuhörer? Nenne etliche der Hauptwahrheiten, die er lehrte?

IV. Seine Wunder. — Nenne etliche der Hauptwunder Jesu? Welchen Zweck hatten dieselben? Schildere deren Segen?

V. Seine Person. — Wofür wurde Christus von dem Volke gehalten? Von den Jüngern? Wo wurde besonders sein wahres Wesen offenbar? Bei welcher Gelegenheit wurde er als König geehrt?

VI. Sein Opfer. — Von wem und wo wurde Christus zu seinem Begräbniß gesalbt? Welche Stiftung hat er zum Andenken seines Leidens und Sterbens den Seinen hinterlassen? Welche zwei Gärten sind in Bezug auf sein Leiden unvergesslich geworden? Wer verrieth ihn? Wo und wie geschah dies? Wer verdamnte ihn? Von wem und wo wurde er verspottet, gegeißelt und gekreuzigt? Nenne seine sieben Worte am Kreuz? Was geschah beim Sterben Jesu? Von wem, und wo wurde er begraben?

VII. Seine Auferstehung. — Wie lange war Jesus im Grabe? Welche Ereignisse trugen sich bei seiner Auferstehung zu? Wer sah ihn zuerst nach seiner Auferstehung? Wie oft und wie lange erschien er den Seinen? Was war sein letzter Befehl an seine Kirche? Was war seine letzte Handlung auf Erden? Wann nahm er seinen gegenwärtigen Stand ein und worin besteht derselbe?



Wandtafelklärung. — Ah! wie aber diese Tafel die Wiederholung erleichtert und geeignet ist, am Schluß des Quartals noch einen bleibenden, geeigneten Eindruck auf das jugendliche Gemüth zu machen! Dreizehn Hände (Lectionen) alle nach einem Punkte hinweisend: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Darauf hin steure man bei der Wiederholung. In Allem und unter allen Umständen Jesus — nur Jesus!



**Kleinkinderklasse.** — Man sollte den Kleinen recht wichtig machen, daß am heutigen Tag Alles zusammentrifft: die letzte Lection, der letzte Sonntag und der letzte Tag im Jahre 1882. Es ist daher nothwendig, daß wir Gott Rechnung geben von unserem Thun. Man kann hierbei zeigen, daß wir uns so recht nach dem Leben Jesu prüfen sollen, und alle unsere Schuld in seinem Blute tilgen können und müssen.

**Illustration.** — Christus auf Erden. — Wie der Sonnenstrahl durch die verdorbene Atmosphäre dieser Erde wandelt, ohne davon befeckt zu werden; wie derselbe die verpestete Luft berührt und einathmet, ohne davon angesteckt zu werden: so hat sich auch Christus der Sünder angenommen, ihre Sünden getragen und getilgt, ohne selbst ein Sünder zu werden.

## Hinterstübchen.

### Decembernacht.

**W**interwaldnacht, stumm und hehr  
Mit deinen eisumglänzten Zweigen:  
Lautlos und phablos, schneelastischwer —  
Unsaßbar ist dein stolzes Schweigen!

Der Bollmond blinkt so klar und falt. —  
In tausend funkelbarten Ketten  
Liegt festgeschmiedet Berg und Wald,  
Nichts kann aus ihrem Bann erretten!

Der Vogel fällt, das Wild sinkt ein,  
Der Quell erstarrt, die Fichten beben —  
So ringt den großen Kampf ums Sein  
Lautlos ein tausendfaches Leben!

Doch in den Dörfern traut und lacht,  
Da läuten heut' zur Welt hienieden  
Die Weihnachtsglocken durch die Nacht  
Ihr Wunderlied vom ew'gen Frieden!

**Der Wäscherlohn.** — Der württembergische Pfarrer Flattich machte oft und viel Hausbesuche bei seinen Pfarrkindern. Einmal nun wollte er auch einen Besuch machen und war schon im Haus und vor der Stubenthür. Da hörte er, wie drinnen die Hausfrau mit einer Nachbarin von ihm rebete, und zwar nicht auf die lieblichste und ehrenvollste Weise; denn seine Eigenthümlichkeiten wurden von den beiden Weibezungen ungenirt durchgebebelt. Flattich hörte ihnen mit der größten Gelassenheit zu und ging dann, als sie auf einen andern Gegenstand übergingen, wieder nach Hause, ohne sich zu erkennen gegeben zu haben. Zu Hause angekommen, sagte er zu seiner Magd: „Du mußt gleich der M. einen Laib Brod und eine Schüssel voll Wehl bringen und ihr ausrichten: Einen schönen Gruß vom Herrn Pfarrer und da sei der Wäscherlohn.“ Das war zu jener Zeit der gewöhnliche Lohn für eine Wäscherin. Die Magd geht und thut nach ihres Herrn Gebot. Jenes Weib aber konnte die Sache nicht begreifen und eilte mit der Magd ins Pfarrhaus, um sich des Näheren zu erkundigen, da sie doch nicht für das Pfarrhaus gewaschen und daher auch den Lohn nicht verdient habe. Flattich aber entgegnete ihr: „Do hon i do jekund, freilich habt ihr's verdient. Ich bin mein Leben lang noch nie so schön gewaschen worden, als heute von Euch und Eurer Nachbarin.“

**Sinnspruch.** — Das Gewissen ist eine Weckuhr, welche Jeder bei sich führt, auch wenn er das Schlafen vorzieht; leider geht sie nicht immer richtig, gewöhnlich eher verlierend, als gewinnend, bleibt sogar ausnahmsweise stehen, und dem Besitzer föhrt das die Gemüthlichkeit. Aber der große Universaluhrmacher findet schon Mittel, sie wieder in Gang zu bringen, und wehe dem ahnungslosen Besitzer, wenn ihm plötzlich wie Donnerrollen der Wecker ins Ohr schallt.

**1. Mose 8, 22.** — So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte.“ Das ist buchstäblich wahr; nicht bloß insofern, als in jedem Land Ausfaat und Ernte immer wieder abwechseln, sondern insofern, als thatsächlich im ganzen Jahr kaum eine Zeit ist, in welcher nicht irgendwo auf der Erde gesät und geerntet würde. Im J a n u a r erntet man in Australien, Neuseeland und einem Theil von Südamerika; im F e b r u a r beginnt die Ernte in Ostindien, und wird, weiter gegen Norden fortschreitend, im M ä r z beendet. Mexico, Egypten, Persien, Syrien ernten im A p r i l, während dies im nördlichen Kleinasien, in China, Japan, Tunis,

Algerien und Marokko, sowie in Texas im M a i geschieht. Der J u n i ist Erntemonat in Californien, Spanien, Portugal Italien, Griechenland, auf Sicilien und in einigen der südlichsten Departements von Frankreich. Im übrigen Frankreich, in Oestreich-Ungarn, Südrußland und in einem großen Theile der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Ontario findet die Ernte im J u l i statt, und im A u g u s t folgen dann Deutschland, Belgien, die Niederlande, Dänemark. Im S e p t e m b e r kommen Schottland, Schweden, Norwegen und Rußland an die Reihe, und in den nördlichsten Gegenden des russischen Reiches findet das letzte Einbringen gar erst im O k t o b e r statt. In der Capkolonie und in Südafrika endlich sind die Monate N o v e m b e r und D e c e m b e r die rechten Erntemonate für allerlei Getreideforten. So macht die Ernte und demgemäß auch die Ausfaat fortwährend ihre Kunde um unsere Erde her; ohne Aufhören legt der Mensch hoffend seine Saat in die Erde, und ohne Aufhören läßt der gütige Gott segnend Brod aus der Erde hervorgehen.

**Rasches Gericht.** — Aus dem Leben des Sultans Mahmud II. erzählt der berühmte Orientreisende Professor Bamberg ein interessantes Abenteuer, welches von der unerbittlichen Gerechtigkeitsthe des ottomanischen Despoten zeugt. Sultan Mahmud liebte wie einst Sarun al Raschid die alte Sitte der Inognitofahrten in seinem Reiche. In Stambul herrschte ein außergewöhnlich strenger Winter und zugleich Mangel an Kohlen. Die alten Weiber, diese Volkstribunen der muhammedanischen Gesellschaft, durchzogen, von Frost geschüttelt, die Straßen und stießen bittere Klagen gegen die Tyrannei der Kohlenhändler aus, welche das überaus theure Brennmaterial noch obendrein auf falscher Wage verkauften. Der berüchtigte unter den Letzteren war einer im Stadtviertel von Blanga, und vor dessen Thür erschienen eines Morgens zwei ärmlich gekleidete, auf Stäbe sich stützende alte Weiber; um einige Ottas Kohlen zu kaufen. Dießanym Kömürdschi (Kieher Kohlenhändler)! Ich bitte dich, lege den rechten Stein auf die Wage.“ sagte eine der Matronen, „Allah wird dich dafür schon Jenleits belohnen.“ — Der Krämer murte keise in den Bart, erhob sich von der Seite des wohlgenährten Kohlenbeckens, und als er zurückkehrend den Weibern das Geld abnahm und die Bündel einhändigte, bemerkte die ältere der letzteren: „Kömürdschi! Du scheinst dich geirrt zu haben, das Bündel dünkt mir zu leicht.“ — Der Kohlenhändler machte eine spöttische Bemerkung und setzte sich wieder. — „Kömürdschi! Das Bündel ist zu leicht, sage ich dir,“ bemerkte nochmals die Matrone. — Der Mann schwieg. — „Kömürdschi! Das Bündel ist zu leicht, sage ich dir zum letzten Male.“ — „Knurre nicht so viel, du alte Klage,“ sagte der Kohlenhändler unwillig. — „Kömürdschi!“ rief nun das Weib vor Wuth mit den Zähnen knirschend. In diesem Augenblick fiel aber auch der schmutzige Schleier von dem Angesicht, und Sultan Mahmud sammt Begleiter standen dem Kohlenhändler gegenüber. Auf einen Pfiff eilten sofort eine Menge Kamassen von allen Seiten herbei und warfen den zitternden Kohlenhändler zu Boden. Das dann folgte, ist bald erzählt. Zuerst wurde das Kohlenbündel gewogen, und als es wirklich viel zu leicht befunden, an dem Eisenhaken der falschen Wage der Verkäufer sofort aufgehängt.

**Die gute Mutter.** — Wie rührend spricht sich im Sprichwort bei allen Völkern die hohe Werthschätzung der guten Mutter aus: „Es gibt keine solche Mutter,“ sagt der Spanier, „wie die, welche ihr Kind getragen hat.“ — „Einer Mutter Liebe ist die beste von allen,“ heißt es hindostanisch. — Der

Bergamaß sagt: „Mutter, mein, immer mein — möge reich oder arm ich sein,“ und der Venetianer: „Mutter, Mutter! Wer sie hat, ruft sie — wer sie nicht hat, vernimmt sie.“ — Der Deutsche hat über den Werth der Mutter die köstlichen Sprichwörter: „Mutertreu wird täglich neu.“ — „Ist die Mutter noch so arm — gibt sie doch dem Kinde warm.“ — „Wer der Mutter nicht folgen will, wird endlich dem Büttel folgen.“ — „Besser einen reichen Vater verlieren, als eine arme Mutter.“ — „Was der Mutter ans Herz geht, geht dem Vater nur ans Knie.“ — Der Russe sagt sehr poetisch: „Das Gebet der Mutter holt vom Meeresgrund herauf.“ — Der Tscheche und Letze sagt: „Mutterhand ist weich, auch wenn sie schlägt.“ — Was die Mütter leiden müssen, drücken die Italiener mit den Worten aus: „Mutter will sagen: Märtyrerin.“ — „Ohne Mutter sind die Kinder verloren, wie die Bienen ohne Weisel,“ spricht der Russe. — „Wenn die Mutter stirbt, löst die Familie sich,“ sagt der Indier. — „Ist die Mutter todt, ist der Vater blind,“ — der Italiener. — „Darum, ihr Mütter, reich oder arm, könnt ihr stolz sein auf den Schmutz dieses Namens, wenn ihr ihn rechtfertigt durch die That.“

**Schmeichelhaft.** — „Euer Gnaden,“ wurde ein norddeutscher Gelehrter von einem Aufwärter in Wien angedeutet. Bescheiden erwiderte jener, er sei nicht adelig und auch kein gnädiger Herr. „Machen sich Euer Gnaden nichts daraus,“ antwortete der Kellner, „wir heißen hier jeden Lumpen Euer Gnaden.“

**Alles hat seine Grenzen.** — Vater: „Nun! — bist heut wieder Einen heruntergekommen?“

Karlchen: „Nein, die Bant war nicht länger.“

**Schlagfertig.** — Professor (in einer höheren Töchterschule): „Ich habe Ihnen, meine Damen, in der letzten Stunde mitgeteilt, daß das Gehirn des Mannes größer ist, als das der Frau. Was schließen Sie daraus, Fräulein Bertha?“

Bertha: „Daß es beim Gehirn nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität ankommt.“

**Wie die Frage, so der Bescheid.** — Jemand, der durch N. reiste, fragte einen Bürger, ob es dort noch so viele Narren gebe wie sonst. „Wir haben hier,“ versetzte dieser, „Narren wie an andern Orten, aber die meisten reisen bloß durch.“

**Nur immer schlau!** — Der kleine Micheli schaute in der Küche seiner mit Küchlibacken beschäftigten Großmutter mit vieler Aufmerksamkeit zu. „Großmutter, schwäget an Bispis!“ unterbrach er auf einmal das gegenseitige Schweigen. „Wie kann i denn schwägen? Siehst du nit, daß i beidi Händ voll z’thuen hab?“ — „He, Großmutter, schöntet o’r nit sage: Micheli, wottich nit dppen es Küchli?“

**Kleinschrift.** — Auf der Ausstellung in Nürnberg machte eine Postkarte Aufsehen, welche von einem Nürnberger, Namens Wirth, mit 7200 Worten beschrieben war. Doch dies als früher unerreicht betrachtete Kunststück ist von einem Sachsen, Namens F. J. Teufcher in Chemnitz, bedeutend überflügelt worden. Dieser schrieb auf eine Postkarte Folgendes:

1. Den Brand der Hygieine Ausstellung am 12. Mai 1882 nach Berichten des „Berliner Tageblattes“ und der „Vossischen Zeitung“; 2. das Lied von der Glocke, Gedicht von Schiller; 3. Berlin, die deutsche Kaiserstadt, von Daniel. Genannte 3 Abschnitte umfassen auf „170“ Zeilen mit den außerdem noch auf der Karte befindlichen Nebenbemerkungen im Ganzen 9325 Worte, welche von Herrn Teufcher in circa 12 Stunden mit unbewaffnetem Auge geschrieben worden sind, aber freilich ohne Vergrößerungsglas nicht gut gelesen werden können.

**Die Kraft der Einbildung.** — In einem großen Gasthaus entstand die nicht seltene Verlegenheit, daß nur ein Zimmer frei war, als zwei Gäste für die Nacht ein Unterkommen suchten. Es standen jedoch zwei Betten darin, und die beiden Fremden, welche Handlungsreisende waren, einigten sich bald, es gemeinschaftlich zu beziehen. Einer von ihnen war ein Hypochonder, der seinen Gefährten dadurch in große Unruhe versetzte, daß er ihn mitten in der Nacht aufweckte und nach Athem rang. „Asthma,“ stöhnte er, „ich leide an solchen krankhaften Anfällen, öffnen Sie schnell das Fenster, verschaffen Sie mir Luft!“ Der andere sprang bestürzt aus dem Bett. Das Zimmer war aber stockfinster, er hatte keine Leuchthölzer und hatte vergessen, wo das Fenster angebracht

war. „Um Himmels willen, machen Sie schnell,“ stöhnte der Kranke. „Schaffen Sie mir Luft oder ich sticke!“ Der Andere suchte im Zimmer umher, warf die Möbel um und fand endlich das Fenster. Es war aber altmodisch gebaut und zeigte wieder Kiegel noch Krämpfe. „Schnell, schnell! Luft, Luft!“ flehte der scheinbar Sterbende. „Definieren Sie es, zerbrechen Sie es, oder ich sticke!“ Darauf besann sich sein Freund nicht lange, nahm einen Stiesel und zertrümmerte alle Scheiben, worauf der Leidende sofort große Erleichterung verspürte. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen tausendmal. Ich glaube wirklich, hätte es noch einen Augenblick gedauert, ich wäre gestorben.“ Als er sich dann erholt, beschrieb er dem Anderen umständlich seine Leiden und erzählte ihm, wie lange er schon mit dem Uebel behaftet sei. Darauf schloßen Beide wieder ein. Da es eine warme Sommernacht war, so fühlten sie kein Unbehagen von dem zerbrochenen Fenster. Als dann endlich der Tag das Dunkel der Nacht vertrieb, fanden sie das Fenster unzerstört. Waren unsichtbare Gester thätig gewesen, oder war der ganze Zwischenfall nur ein Traum gewesen? Nein, denn am Boden lagen noch die Bruchstücke des Glases. Als sie sich dann im Zimmer umsahen, löste sich das Geheimniß, und sie erblickten einen alten Bücherschrank, dessen Glashüren in Trümmern vor ihnen lagen. Von diesem Augenblick an war der Asthmatische geheilt. So wirkt die Einbildungskraft!

**Auffaßblüthen.** — Ein Vulkan ist ein feuerspeiender Berg, der aus einer großen und mehreren kleinen Oeffnungen besteht.

Ludwig der Fromme theilte wiederholt sein Reich und starb im Jahre 840. Er that es aus Schwäche, und nicht etwa in böser Absicht.

Mit einem Imbiß in der Tasche war der Jäger früh in den Wald gegangen. Nachdem er mehrere Stunden umhergestreift war, sehte er sich auf einen großen, umgefallenen Baumstamm und verzehrte den Imbiß in aller Ruhe.

Schon als Knabe hatte dieser Mann ein schlimmes Schicksal zu ertragen; denn seine Eltern starben ihm vom 10—12. Jahre.

Nachdem der Zimmermann die Aeste von dem Stamme gehauen hat, wird er gewöhnlich als Mast auf einem Schiffe verwendet.

Geht der Hirt zu seiner Heerde, so ist die Flöte seine beste Freundin; schon in der Ferne erkennt sie ihn und blökt ihm entgegen.

### Aufgabe.

Hier sind zwanzig Stäbchen verschieden geordnet:



Wie fängt man es an, daß es, wenn man sieben Stäbchen wegnimmt, zehn gibt?

#### 1. Räthsel.

Gestreckt in dem zu liegen,  
Was dir mein Wort besagt,  
Ist Sommers ein Vergnügen,  
Das Allen daß besagt.

Doch das, was dir verkündet,  
Mein Wörtchen umgekehrt —  
Darin zu liegen findet  
Wohl keiner wünschenswerth.

#### 2. Räthsel.

Die Erste zeigt an, daß etwas gewesen  
Hab' sie schon vor Ministern und Königen gelesen,  
Die beiden andern ein frommer Schluß;  
Im Ganzen Mancher schwinke muß.

#### Auflösungen der Räthsel im Octoberheft.

1. Räthsel. — Ober. — Hl. Gasser, A. G. Unger, Jac. Lang, F. Ribben, A. Reinfle, Emma Walther, Maria Keller, Sarah Hammetter, J. G. Novotus.

2. Räthsel. — Ell. — Elias, Ellsa. — Hl. Gasser, A. G. Unger, Jac. Lang, F. Ribben, A. Reinfle, Emma Walther, Maria Keller, Sarah Hammetter, J. G. Novotus.









THE UNITED LIBRARY



3 5560 003 538 412

**LIBRARY USE ONLY**

DATE DUE


MY 27'71

**GARRETT THEOLOGICAL SEMINARY  
LIBRARY  
EVANSTON, ILLINOIS**



